HISTORISCHE KOMMISSION
BEI DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
DEUTSCHE GESCHICHTSQUELLEN DES 19. UND 20. JAHRHUNDERTS

Richard von Kühlmann

Memoiren und politische Korrespondenz 1904–1918

Herausgegeben von

Markus Bußmann und Winfried Baumgart



Duncker & Humblot · Berlin

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Richard von Kühlmann

HiKo
HISTORISCHE
KOMMISSION
BEI DER BAYERISCHEN
AKADEMIE DER
WISSENSCHAFTEN

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DEUTSCHE GESCHICHTSQUELLEN DES 19. UND 20. JAHRHUNDERTS

HERAUSGEGEBEN
VON DER HISTORISCHEN KOMMISSION
BEI DER BAYERISCHEN AKADEMIE
DER WISSENSCHAFTEN
DURCH HANS-CHRISTOF KRAUS

BAND 81

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Richard von Kühlmann

Memoiren und politische Korrespondenz 1904–1918

Herausgegeben und bearbeitet von

Markus Bußmann und Winfried Baumgart



Duncker & Humblot · Berlin

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Umschlagabbildung: Max Liebermann – Porträt Richard von Kühlmann, 1919, Radierung (Ätzung und Kaltnadel)
(© Nachlaß Richard von Kühlmann, Familienbesitz)

Alle Rechte vorbehalten
© 2024 Duncker & Humblot GmbH, Berlin
Satz: L101 Mediengestaltung, Fürstenwalde
Druck: CPI Books GmbH, Leck
Printed in Germany

ISSN 0344-1687
ISBN 978-3-428-19205-2

Gedruckt auf alterungsbeständigem (säurefreiem) Papier
entsprechend ISO 9706 ♾

Internet: http://www.duncker-humblot.de

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Vorwort

Richard von Kühlmann ist heute nur noch für Spezialisten eine bekannte Persönlichkeit, obwohl er am Geschick des deutschen Kaiserreichs für ein volles Jahr an der Spitze – als Staatssekretär des Auswärtigen 1917/18 – prägend mitgewirkt hat. Er hatte allerdings kaum Chancen, gegen das allbekannte Feldherrnduo Hindenburg und Ludendorff sich politisch durchzusetzen. Diese haben bald nach Kühlmanns Amtsantritt 1917 an seinem Stuhl gesägt und ihn ein Jahr danach zu Fall gebracht. Er hat sich nicht ungern in die Wüste schikken lassen, da er ahnte, daß am bitteren Schicksal des Reiches schon bei Kriegsbeginn nichts zu ändern gewesen war; bei seiner Amtsübernahme war diese Ahnung längst zur Gewißheit geworden. Und doch hat er sich in die Pflicht nehmen lassen, um sogleich zarte Fühler für eine rasche Kriegsbeendigung auszustrecken, um das schlimme Ende vom November 1918 womöglich noch abwenden zu können. Doch die nationalistische Stimmung in Deutschland und die Autorität der beiden Dioskuren waren zu mächtig, um das Schicksal noch in andere Bahnen lenken zu können. Kühlmann begab sich nach seinem Sturz in die innere Emigration und nahm an der aufgeregten Diskussion um die Kriegsschuld von 1914 keinen Anteil. Er blieb aber weiterhin in Kontakt mit der diplomatischen Welt und agierte mehrfach, etwa auch zur Verärgerung Stresemanns, teils recht eigenmächtig, hinter den Kulissen. Manchmal hat er seine Stimme erhoben, um in einem Zeitungsartikel oder in einem Vortrag zu historischen oder tagespolitischen Themen zurückhaltend Stellung zu nehmen. Auch mit Büchern über Außenpolitik und Diplomatie sowie mit literarischen Werken hat er aus seinem Erfahrungsschatz etwas der Mit- und Nachwelt mitgeteilt. Zum Schreiben von Memoiren ließ er sich lange Zeit, bis er sich schließlich ab 1929/30 dafür an die Arbeit machte. Sie waren Anfang der 1930er Jahre in Rohform fertig, noch versehen mit einem Konvolut von zahllosen von ihm beschriebenen Zetteln, die in die Endfassung noch hätten eingefügt werden sollen.

Über den Umstand, warum das Manuskript in den 1930er Jahren nicht vollendet und schließlich nicht publiziert wurde, gibt es keine explizite Äußerung. Das Buch hätte im Dritten Reich nicht – jedenfalls nicht ohne deutliche inhaltliche Änderungen – publiziert werden können. Dann erschien wenige Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs doch eine Autobiographie Kühlmanns unter dem Titel „Erinnerungen“. Es liegt nahe, daß die Zeitläufte – die Jahre unter dem Nationalsozialismus – ein Erscheinen des Manuskripts, nun in der Form vollendet, nicht zugelassen haben. Hätte Kühlmann einen Verlag gefunden, so wäre das Manuskript, da es zeitgeschichtliche und politische Themen behandelte, durch die Zensur der Reichsschrifttumskammer gegan-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gen. Und in dem Kapitel über seine Botschafterzeit in Konstantinopel 1916/17 hätte er in irgendeiner Form etwas über die türkische Ausrottungspolitik gegenüber den Armeniern schreiben müssen. Und gerade in diesem Punkt fällt sowohl in den „Memoiren" erster Fassung als auch in seinen „Erinnerungen" von 1948 folgendes auf: In den „Memoiren" steht folgerichtig ein längeres Kapitel über 1916/17. Dieses enthält aber ganz wenige unscheinbare Erwähnungen der Armenierfrage. Die „Erinnerungen" lassen das Kapitel gar ganz fort. Warum? Es liegt nahe, daß dies mit Bemühungen, das Manuskript vielleicht doch in der NS-Zeit zu publizieren, zu tun haben dürfte. In den „Memoiren" ist offenbar das Türkeikapitel hinsichtlich der Armenierfrage schon von ihm selbst expurgiert. Da dies dem Zensor noch nicht genügt haben mag, hat Kühlmann auf das Türkeikapitel möglicherweise ganz verzichtet. Und nach dem Krieg wollte oder konnte er auf seine alten Tage dieses Kapitel nicht noch einmal neu schreiben. In den diplomatischen Quellen des Jahres 1916/17, die hier im Teil II abgedruckt sind, hat er dagegen die Armenierfrage beim Namen genannt. So hat er als Zeitzeuge von den „berüchtigten Armeniermassakern", von den „Greueln des Armenierfeldzuges" oder vom „unmenschlichen Charakter des Vernichtungskampfes gegen die Armenier" immer wieder in amtlichen Berichten geschrieben.

Wie dem auch sei – aus den noch übriggebliebenen Quellen läßt sich nicht erschließen, warum er die beiden wichtigen Kapitel über seine diplomatische Arbeit in Den Haag und Konstantinopel 1915–1917 fortgelassen hat. Möglich ist, daß er in seinem Haushalt in Bayern nach einem Schlaganfall – von dem seine dortige Haushälterin Anni Rauch berichtet – einfach nicht mehr die Kraft fand, die zwei großen Lücken zu schließen.

Über die Auslassung des Türkeikapitels äußert der Miteditor Markus Bußmann im übrigen in seiner Einleitung Mutmaßungen. Noch unerklärlicher ist zunächst die Unterdrückung über die Haager Gesandtenzeit 1915/16 in den „Erinnerungen". Hatte das mit Platzgründen zu tun? Die „Erinnerungen" umfassen knapp 600 Seiten. Die Holland- und Türkeikapitel hätten allein mindestens 100–150 Seiten ausgemacht. Im übrigen ist das Hollandkapitel in der Urfassung, vom historisch-politischen Aussagewert gesehen, nicht allzu hoch zu veranschlagen. Dagegen ist es für Kühlmanns hochentwickelten Kunstsinn besonders aufschlußreich. Sein Hauptnachlaß, der verloren gegangen ist, hätte – etwa in der Korrespondenz mit Verlegern – darüber Auskunft geben können. So kann man nur spekulieren. Aber auch darüber stellt Markus Bußmann Überlegungen an.

Markus Bußmann ist im übrigen prädestiniert dafür, eine Biographie Kühlmanns zu schreiben. Als Vorstudie hat er vor über zwei Jahrzehnten zwei gehaltvolle Aufsätze veröffentlicht: „Richard von Kühlmann und die Niederlande" (1998) sowie „‚Ein liberaler Konservativer, ein konservativer Liberaler' – Richard von Kühlmann, die Diplomatie und die Liberalen"[1]. Und er ist

[1] In: Zentrum für Niederlandestudien. Jahrbuch 9 (1998) S. 139–173. – Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung 12 (2000) S. 121–175.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

es auch, der mit Hilfe des Enkelsohns Richard von Kühlmanns, Enzio von Kühlmann-Stumm, den Restnachlaß Kühlmann systematisch erschlossen hat. Kühlmanns erste Autobiographie, die „Memoiren", bilden den Teil I dieser Edition.

Der Hauptnachlaß Kühlmanns ist bei einem alliierten Bombenangriff 1943 in seinem Berliner Haus vernichtet worden. Der Restnachlaß umfaßt im wesentlichen das zwischen Ende 1929 bis Anfang 1933 verfaßte Rohmanuskript seiner Memoiren, das Gästebuch aus seinem bayerischen Domizil und seinen umfangreichen Briefwechsel von Ende 1943 bis zu seinem Tod 1948. Darüber hinaus sind noch punktuell Briefschaften, eine Sammlung von Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln sowie diverse Manuskripte (vor allem zu diesen Artikeln) vorhanden.

Aus den zahlreichen textkritischen Anmerkungen Bußmanns zu den „Memoiren" geht hervor, mit welcher Mühe Richard von Kühlmann an die Ausarbeitung seines Manuskripts herangegangen ist. In den Anmerkungen wird gewissermaßen ein amorpher Zettelkasten ausgeschüttet. Bußmann hat die zahllosen Zettel in den Urtext hineingearbeitet, und zwar dergestalt, daß die „Memoiren" sich durchweg wie aus einem Guß geschrieben lesen. Dabei mußte in Kauf genommen werden, daß bisweilen das eine oder andere Erlebnis Kühlmanns hintereinander in zwei Versionen wiedergegeben wird. Auf diese Weise kann der Leser einen Blick in die Werkstatt des Memoirenschreibers werfen. Im übrigen läßt sich Bußmann auch über die Frage aus, inwieweit sich die „Memoiren" der 1930er Jahre von den 1948 publizierten „Erinnerungen" unterscheiden. Wenn man beide Texte zusammenliest, stößt man sowohl auf weite Kongruenzen als auch auf Nichtkongruenzen.

Mein Passauer Kollege, Hans-Christof Kraus, hatte mich gebeten, mit Herrn Bußmann Kontakt aufzunehmen und ihn zu ermuntern, die Bearbeitung der „Memoiren", die lange Zeit ruhte, wieder in die Hand zu nehmen. Herr Bußmann ist sofort auf den Vorschlag der Zusammenarbeit eingegangen. Fehlende oder unvollständige Anmerkungen in Kühlmanns Rohmanuskript (Teil I) habe ich, da ich als Emeritus mehr Zeit habe, vervollständigt. Den besten Einblick in den Kühlmannschen „Zettelkasten" hat allein aber er. Ich habe mich zusätzlich entschlossen, in einem Teil II als Pendant zu den „Memoiren" die politische Korrespondenz für die zentralen Diplomatenjahre von 1904 bis 1918 aus den bisherigen Veröffentlichungen (zusammengefaßt in Regesten, die durch einen Asteriskus * kenntlich gemacht sind) und aus den Akten des Politischen Archivs des Auswärtigen Amtes, Berlin, (in vollem Wortlaut) zusammenzustellen. So hat der Leser die seltene Möglichkeit, „Memoiren", die immer eine subjektive Quelle darstellen, und die „objektiven" Aktenstücke über einen und denselben Gegenstand miteinander zu vergleichen.

Eine nicht unerhebliche Zahl der Aktenstücke aus Kühlmanns Feder ist bereits in früheren Dokumentenwerken veröffentlicht. Die wichtigsten Werke sind die vielbändige „Große Politik der Europäischen Kabinette" für die Jahre vor 1914, sodann die vierbändige Edition der französischen Historiker André Scherer und Jacques Grunewald vor allem für die Jahre 1917/18 und die Edi-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

tion von Werner Hahlweg über Brest-Litovsk 1917/18. Bereits veröffentlichte Quellen aus diesen und weiteren Werken wurden als Regesten zusammengefaßt und chronologisch in die unveröffentlichten Akten des Auswärtigen Amtes eingefügt. Da das Gros der in Frage kommenden Akten des Auswärtigen Amtes nun digital eingesehen werden kann – außer den „Kommissionsakten Brest-Litowsk" –, konnte die Aufspürung der Kühlmannia zügig durchgeführt werden. Bei der Aktenzusammenstellung handelt es sich, wie bei solchen Editionen üblich, um eine Auswahl. Dagegen wurden möglichst alle Aktenstücke über die zentralen Themen, mit denen Kühlmann zu tun hatte und die seine Unterschrift tragen, herausgesucht und für den Druck bearbeitet.

Aus dem Teilnachlaß Kühlmanns wurden vor allem die neun Bände des Manuskripts seiner Memoiren vom Beginn der 1930er Jahre genutzt, daneben Kühlmanns umfangreicher Briefwechsel von 1943 bis zu seinem Tod Anfang 1948, punktuell darüber hinausgehende Briefschaften, eine Sammlung seiner Zeitungs- und Zeitschriftenartikel, diverse Manuskripte (v. a. zu diesen Artikeln) sowie das Gästebuch seines bayerischen Domizils.

Wir danken Herrn Enzio von Kühlmann-Stumm herzlich für die Erlaubnis zum Abdruck, für vielfältige Hilfestellungen und für die völlige Freiheit bei dem Umgang mit dem Teilnachlaß und der Einrichtung dieser Edition.

*

Zur Einrichtung der Edition sei folgendes bemerkt:

1. Die Orthographie des Manuskripts bleibt erhalten, auch bei offensichtlichen Rechtschreib- und Grammatikfehlern oder inkonsistenten Schreibweisen von Eigennamen und Begriffen sowie teils groß, teils klein geschriebenen Substantivierungen. Es wurden in den als Buchprojekt angelegten „Memoiren" lediglich Abkürzungen ausgeschrieben (z. B. „engl." zu „englisch") sowie die Umlaute und die „ss"-„ß"-Schreibung harmonisiert, weil die Abweichungen auf die Nutzung unterschiedlicher Schreibmaschinen teils ohne entsprechende Typen zurückzuführen sind und um Mißverständnissen vorzubeugen (z. B. Masse – Maße). Kühlmanns Einteilung seines Textes in Absätze wurde ebenfalls beibehalten und nur punktuell bei zu langen ungegliederten Passagen um einzelne Absatzumbrüche ergänzt.

2. Unterstreichungen, zumeist von Personennamen, wurden in Sperrungen umgesetzt.

3. Die Kommasetzung wurde nach den Regeln der 19./20. Auflage des Duden von 1986/91 gestaltet, um eine bessere Lesbarkeit zu gewährleisten.

4. In den *Regesten* werden die Äußerungen eines Autors (in der Regel Kühlmanns) im Indikativ wiedergegeben. Stammen sie von einer anderen Person, gelten die üblichen Regeln des Konjunktivs. Diese Unterscheidung ist wichtig, um Äußerungen richtig zuzuordnen.

Mainz, Juni 2023 *Winfried Baumgart*

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Inhaltsverzeichnis

Einleitung I von Markus Bußmann 13

Einleitung II von Winfried Baumgart 88

Teil I

Richard von Kühlmann, Memoiren (ca. 1931–1934)[1] 107

1. Einleitung 109
2. London (Januar – März 1904) 113
3. Marokko (April 1904 – Juli 1905) 128
4. Amerika (Februar – Oktober 1906) 178
5. Haag (November 1906 – Dezember 1908) 191
6. London (Dezember 1908 – August 1914) 197
7. Stockholm (August – Oktober 1914) 324
8. Konstantinopel (Oktober 1914 – März 1915) 330
9. Haag (April 1915 – Oktober 1916) 354
10. Konstantinopel (November 1916 – Juli 1917) 395
11. Staatssekretariat (Juli 1917 – Juli 1918) 411

Teil II

Richard von Kühlmann, Politische Korrespondenz 1904–1918 559

Anhang. Aussagen Kühlmanns 1919–1926 765

Quellen- und Literaturverzeichnis 770

Register 780

[1] Die knappen Kapitelüberschriften notierte Kühlmann auf den jeweiligen Einband seiner neun Manuskriptbände. Für die Edition sind in Klammern die Monatsangaben hinzugefügt worden; ebenso erfolgte die Setzung der Kapitelüberschriften an den jeweils geeignet erscheinenden Stellen in den Text, da Kühlmann seine fortlaufenden Ausführungen (abgesehen vom „Staatssekretariat“) noch nicht entsprechend eingeteilt hatte.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Verzeichnis der weniger gebräuchlichen Abkürzungen

Vorbemerkung: Gebräuchliche Abkürzungen (z. B. u. = und; vgl. = vergleiche) sind in diesem Verzeichnis nicht aufgenommen.

AA, A. A.	Auswärtiges Amt
a. D.	außer Dienst
am.	ante meridiem (vormittags)
Art.	Artikel
AS	Aktenstück
BArch	Bundesarchiv
bearb., Bearb.	bearbeitet, Bearbeiter
bezw., bzw.	beziehungsweise
CTS	Consolidated Treaty Series (vgl. im Literaturverzeichnis darunter)
d. J.	dieses Jahres
d. M., d. Mts.	dieses Monats
ev., evtl.	eventuell
Ew.pp.	Euer und so weiter
Exz.	Exzellenz
ff.	folgende
Frh.	Freiherr(n)
Freiwl	Freiwillige
geb.	geborene
Gf.	Graf
GP	Große Politik (vgl. im Literaturverzeichnis darunter)
GrHQ, Gr. H. Qu.	Großes Hauptquartier
hrsg., Hrsg.	herausgegeben, Herausgeber
IFA	Der Interfraktionelle Ausschuß (vgl. im Literaturverzeichnis darunter)
Ksl.	Kaiserliche
k. u. k.	kaiserlich und königlich(e)
MdR, M. d. R.	Mitglied des Reichstags
m. E.	meines Erachtens
Mill.	Million(en)
Min.	Minute(n)
n., Nachm., nachm. Nm., N. M., nm.	(am) Nachmittag, nachmittags
Obost	Oberbefehlshaber Ost, Oberost

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

o. D.	ohne Datum
OHL, O. H. L.	Oberste Heeresleitung
o. Nr.	ohne Nummer
o. O.	ohne Ort
PA	Politisches Archiv
pm, pm., p. m.	post meridiem (nachmittags)
pp.	pergite (und so weiter)
Praes.	Praesentatum (Eingangsvermerk)
R. K., Rk.	Reichskanzler
S. M.	Seine(r) Majestät
t	tons, Tonnen
Tel.	Telegramm(e)
v. M.	vorigen Monats
Vm, Vorm., vorm.	vormittags, am Vormittag
z. B.	zum Beispiel
z. K.	zur Kenntnis
z. Z.	zur Zeit
*	Aktenstück bereits anderweitig gedruckt
†	verstorben

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Einleitung I

Von *Markus Bußmann*

Richard von Kühlmann in seinen Selbstzeugnissen: Zur Entstehungsgeschichte der „Memoiren“ und der „Erinnerungen“

Richard von Kühlmann, dessen Geburtstag sich in diesem Jahr 2023 zum 150. Mal jährt, ist zutreffend als einer der „interessantesten Diplomaten“ des wilhelminischen Kaiserreichs bezeichnet worden[1]. Dies gilt in doppelter Hinsicht. Zum einen war er gleich mehrfach zur richtigen Zeit am richtigen Ort, so daß Kühlmann in der Lage war, nicht nur die Außenpolitik des Kaiserreichs, sondern sogar historische Entscheidungen von weltgeschichtlicher Relevanz z. T. wesentlich mit zu beeinflussen (oder zumindest entsprechende Versuche zu unternehmen). Dies gilt:

– für die Landung Kaiser Wilhelms II. in Tanger 1905, die die erste Marokkokrise auslöste – und die es ohne Kühlmann wohl nicht gegeben hätte. Der junge Diplomat von nicht ganz 32 Jahren hatte nicht nur die ursprüngliche Idee für den Besuch des Monarchen in Marokko, sondern es war letztlich auch dem persönlichen (und körperlichen) Einsatz des Geschäftsträgers der Kaiserlichen Gesandtschaft in Tanger zu verdanken, daß der Kaiser trotz Sturm und Zweifel tatsächlich landete.
– für seine Tätigkeit als Botschaftsrat in London, während der er die heiklen und schwierigen Beziehungen zwischen beiden Mächten entspannen wollte – die aber mit dem Abzug des gesamten Botschaftspersonals zu Kriegsbeginn im August 1914 endete.
– für den Kriegseintritt des Osmanischen Reichs in den Ersten Weltkrieg nur in Ansätzen: Hier war Kühlmann 1915 zwar als Stellvertreter des Botschafters vor Ort, die eigentliche Entscheidung der jungtürkischen Regierung zum Kriegseintritt war jedoch bereits ohne seine Einflußnahme gefallen.
– für seine Zeit als Gesandter in Den Haag 1915/16, wo Kühlmanns diplomatische Bemühungen nachhaltig dazu beitrugen, die Niederlande neutral und vom Kriegseintritt abzuhalten, – nicht zuletzt indem sich der Diplomat in der Heimat vehement gegen den U-Boot-Krieg der deutschen Marine

[1] Gregor Schöllgen: Richard von Kühlmann und das deutsch-englische Verhältnis 1912–1914, Zur Bedeutung der Peripherie in der europäischen Vorkriegspolitik, in: Historische Zeitschrift 230 (1980) S. 293–337, hier 297.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

einsetzte und in seinem Gastland moderne diplomatische Mittel z. B. in Form einer gezielten Kulturpolitik einsetzte.
– insbesondere für seine Zeit als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes 1917/18. In Kühlmanns Amtszeit fallen so wichtige Entscheidungen wie die Antwort auf die Friedensnote des Papstes und die Separatfriedensverträge im Osten: mit Rußland und der Ukraine in Brest-Litovsk und mit Rumänien in Bukarest. Hier hatte er sich nach außen v. a. mit Trotzki auseinanderzusetzen und nach innen mit der annexionistischen Obersten Heeresleitung unter Ludendorff und Hindenburg – während er sein eigentliches Ziel, mittels geheimdiplomatischer Anknüpfungen nach Großbritannien einen Frieden auf der Basis des status quo ante zu erreichen, verfehlte.

Zum anderen macht Kühlmann so ungemein interessant, daß er an diesen strategischen Orten zur relevanten Zeit jeweils Positionen vertrat, die ausgesprochen eigenständig waren, häufig der offiziellen Linie der kaiserlich deutschen Außenpolitik zuwiderliefen und diese zu verändern suchten – in Richtungen, die Berlin von fatalen Fehlentscheidungen abhalten sollten.
– Einerseits vermochte er die Widerstände gegen die Landung des Kaisers in Tanger 1905 auszuräumen, andererseits wollte er den Kaiserbesuch aber nicht (wie Holstein und Bülow) primär nach dem Prestigegedanken zur Demütigung des „Erbfeindes“ nutzen, sondern strebte einen kolonialpolitischen Ausgleich mit Frankreich an.
– In London blieb Kühlmanns Konzept für „deutsche Weltpolitik und kein Krieg“[2] unerfüllt, mittels kolonialpolitischer Abkommen mit Großbritannien, die im Sommer 1914 unterschriftsreif vorlagen, dem zentralen Problem der deutschen Flottenrüstung die Schärfe zu nehmen und über die Peripherie längerfristig einen Ausgleich einzuleiten.
– Vergeblich versuchte er von Den Haag aus die Wiederaufnahme des unbeschränkten U-Boot-Kriegs zu verhindern – im Wissen, daß dies letztlich den Kriegseintritt der USA bedeuten würde, der die militärischen Gewichte langfristig entscheidend gegen die Mittelmächte verschieben würde.
– Zwar verhandelte er die Friedensverträge von Brest-Litovsk und Bukarest mit dem bolschewistischen Rußland und Rumänien, kämpfte aber für eine andere, zurückhaltendere Art von Ostpolitik als die dann letztlich v. a. von der OHL durchgesetzte harte Hegemonial-Dominanz.

Hinzu kommt noch, daß Richard von Kühlmann seine Diplomatie einerseits bewußt historisch fundierte, lange geschichtliche Linien suchte und seine Außenpolitik aus der Historie herleitete. Andererseits versuchte er sie mit ausgesprochen modernen Mitteln umzusetzen: Kulturpolitik und Presse-Beeinflussung sind zwar keine Kühlmannschen Exklusivleistungen. Sie wurden von ihm aber doch virtuos interpretiert und wirksam eingesetzt, was nicht zuletzt die faktische Zusammenarbeit in freundschaftlichem Geist mit Journalisten

[2] Hans Plehn veröffentlichte unter diesem Titel 1913 anonym eine knapp hundertseitige Schrift, die auf Kühlmanns Ideen basierte; vgl. unten S. 227 und Anm. 384.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

wie Hans Plehn und Karl Friedrich Nowak zeigt. Außerdem untermauerte Kühlmann seine diesbezügliche Arbeit institutionell, etwa durch die Gründung der „Hilfsstelle" an der Botschaft in Den Haag 1915/16. Schließlich ging es dem Diplomaten, der in die Großindustriellen-Familie Stumm eingeheiratet hatte, immer auch um wirtschaftliche Erwägungen; die ökonomische Komponente war ihm in seiner Außenpolitik ausgesprochen wichtig.

Schon einzeln sind diese Facetten eher selten bei deutschen Diplomaten des Kaiserreichs zu finden, als Bündel sind sie extrem rar. Insgesamt gibt es also mehr als genug Gründe, sich die Selbstzeugnisse dieses außergewöhnlichen Diplomaten genauer anzuschauen, seine diplomatischen Berichte und Reden – sowie seine hier erstmals edierten „Memoiren".

Kundige Leserinnen und Leser könnten an dieser Stelle aufhorchen und einwenden, daß doch bereits seit Jahrzehnten eine Autobiographie Kühlmanns vorliegt. Die Antwort darauf ist ein „Ja, aber …". Zwar erschienen bereits 1948 Kühlmanns „Erinnerungen" von fast 600 Seiten. Jedoch hat der Autor die Arbeit an seinem letzten Buch nicht ganz beenden können und die Veröffentlichung nicht mehr erlebt. Publiziert wurde ein zwar in Teilen faszinierendes und gehaltvolles, aber eben auch ein unvollendetes, mit etlichen Fehlern behaftetes Buch, das zudem an wesentlichen Stellen deutliche Lücken aufweist. Während die Ausführungen des Diplomaten insbesondere zu seinen Vorkriegsjahren in Tanger und London mit großem Gewinn zu lesen sind, wirken die Weltkriegs-Kapitel insbesondere zu den Stationen in Den Haag und Konstantinopel wie ein Torso. Kühlmann wollte seine Lebenserinnerungen anhand der Druckfahnen vor dem Erscheinen noch einmal gründlich überarbeiten. Sein Tod am 6.2.1948, wenige Tage vor dem Eintreffen der Korrekturbögen, verhinderte jedoch dieses Vorhaben. Der Verleger entschied daraufhin, nur offensichtliche Fehler zu berichtigen, ansonsten das Manuskript aber unbearbeitet zu veröffentlichen[3]. Zu einer vom Verlag intendierten Neuauflage nach Überarbeitung durch einen wissenschaftlichen Lektor kam es nie.

Anni von Rauch, eine Verwandte von Kühlmanns erster Frau Marguerite von Stumm und enge Vertraute auch des Diplomaten[4], beschrieb die Sachlage treffend: Sie übersandte der deutsch-französischen Schriftstellerin Annette Kolb, mit der sich Kühlmann beinahe lebenslang eng verbunden wußte, „in Erinnerung an Deine alte Freundschaft mit D[ick] seine Erinnerungen, die Dich sicher sehr interessieren werden. Sie sind leider nicht durchgearbeitet worden, wodurch manche Wiederholungen u. sonstige Fehler vermieden wären, u. noch mehr zu bedauern ist, dass D[ick] seine 2 so wichtige[n] Posten als Gesandter im Haag u. als Botschafter in Konstantinopel ganz umgangen hat (1915–17), was mir ein Zeichen ist, dass er bei Beendigung des Buches, nach dem ersten Schlaganfall, nicht mehr im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte

[3] Vgl. Richard von Kühlmann: Erinnerungen, Heidelberg 1948, Vorbemerkung des Verlegers Lambert Schneider. Versuche, das Verlagsarchiv oder den Nachlaß des Verlegers ausfindig zu machen, schlugen leider fehl.

[4] Marguerites Mutter Ludovika war als Tochter Adalbert von Rauchs und seiner Ehefrau (ebenfalls) Ludovika, geb. Freiin von Blittersdorff, eine geborene von Rauch.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

war“[5]. Die Fehler und Lücken der „Erinnerungen“ sind damit klar benannt, ebenso wie die verschiedenen Ursachen dafür: Kühlmanns Tod vor der Überarbeitung des Textes und sein angegriffener Gesundheitszustand bei der Abfassung; hinzu kommt noch die Zerstörung seines Berliner Domizils in einem alliierten Bombenangriff am 22.11.1943, so daß er den Großteil seiner Papiere, Korrespondenz und Bibliothek verlor und vieles rein aus dem Gedächtnis heraus aufzeichnen mußte.

1. Der lange erste Anlauf zu einer Autobiographie: Vorgeschichte und Entstehung der „Memoiren“ (ca. 1931–1934)

Der langjährige kaiserliche Diplomat und Leiter der deutschen Außenpolitik im ereignisreichen Jahr zwischen August 1917 und Juli 1918 hatte mit den „Erinnerungen“ erst sehr spät nach seinem Ausscheiden aus dem Amt einen Bericht über sein Leben und Wirken verfaßt. Exakt drei Jahrzehnte, nachdem die Auseinandersetzung zwischen der Obersten Heeresleitung und der Reichsregierung, also primär zwischen Erich Ludendorff und ihm selbst, ihren Höhepunkt mit der Entlassung Richard von Kühlmanns fand, erschien das Buch schließlich 1948. Die Auseinandersetzung des Autors mit den Apologeten der Tirpitz’schen Flottenrüstung vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs lag da schon beinahe vier Jahrzehnte zurück.

Die „Erinnerungen“ waren aber bereits Kühlmanns zweiter Versuch, eine Autobiographie zu publizieren – und selbst seine hier vorgelegten „Memoiren“, die zu Beginn der 1930er Jahre entstanden, haben eine lange Vorgeschichte.

An Gelegenheiten, eine politische Erinnerungsschrift zu veröffentlichen, hat es Kühlmann nicht gefehlt. Zunächst lehnte der Diplomat aber mehrere Möglichkeiten ab, seine Sicht der Dinge zu schildern. Erste Kontaktaufnahmen von Verlagsseite gab es bereits kurz nach Kriegsende. Insbesondere der ursprünglich konservative Verlag Reimar Hobbing, den der nationalliberale Hugo Stinnes nach dem Tod Hobbings Ende 1919 übernommen hatte, war sehr daran interessiert, ein Erinnerungsbuch Kühlmanns zu publizieren. Gleich zweimal versuchte der Verlag im Februar und März 1920 über Friedrich Wichert, Kühlmanns engen Vertrauten und zeitweiligen Privatsekretär, direkten Kontakt herzustellen und eine Publikation anzubahnen. Der ehemalige Staatssekretär schlug sowohl das Angebot aus, „ähnlich wie Czernin Betrachtungen über die politische Geschichte des Krieges zu schreiben“, als auch die Offerte, in kleinerem Rahmen eine Sammlung seiner Dokumente und Reden mit Kommentar

[5] Anna (genannt: Anni) von Rauch an Annette Kolb, 11.5.1949, Münchener Stadtbibliothek, Monacensia, Literaturarchiv (MStML), Nachlaß Annette Kolb. Rauch verlebte in den 1930er und 1940er Jahren die Sommer mit Kühlmann in Ohlstadt. Im engsten Kreis wurde dieser häufig mit der englischen Kurzfassung „Dick“ seines Vornamens Richard angesprochen; ein kleines, aber deutliches Zeichen dafür, wie tief ihn die insgesamt fast sechs in London verbrachten Dienstjahre (plus ein Dreiviertel-Jahr in den USA) geprägt hatten. Beide Länder besuchte er auch nach 1918 häufig.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

zu versehen und zur Veröffentlichung freizugeben. Grund für diese Zurückhaltung war, daß Kühlmann eine „Veröffentlichung geheimer Regierungsvorgänge in Zeiten stärkster politischer Gährung und Unabgeschlossenheit" als wenig hilfreich ansah. Auch Wichert riet ihm, „daß Sie ein aktives Eingreifen in die Politik, wie es die Herausgabe solcher Kriegserinnerungen im jetzigen Zeitpunkt bedeuten würde, als unnütz und unklug verurteilen müssen"[6].

Dabei handelte Kühlmann nicht nur mit Blick auf die Wirkung, die Memoiren aus seiner Feder auf die deutsche Vergangenheitspolitik und das Ausland haben mußten, sondern hatte auch seine eigene Person im Blick. Offenkundig wollte er in den politisch unsicheren Anfangsjahren der Weimarer Republik keine zusätzliche Angriffsfläche bieten und sich durch Zurückhaltung Möglichkeiten offenhalten. Immerhin war er noch jung, bei seiner Entlassung gerade einmal 45 Jahre alt; und somit stand keineswegs fest, daß seine Karriere in öffentlichen Ämtern ein für alle Male zu Ende war. Eine frühzeitig veröffentlichte Autobiographie hätte einer möglichen Wiederverwendung im diplomatischen Dienst sicherlich nicht genutzt.

Hauptbeweggrund war aber, sich nicht an der Welle von Enthüllungsliteratur und Rechtfertigungsmemoiren der politischen Akteure des späten Kaiserreichs zu beteiligen, die direkt nach der deutschen Niederlage aufbrandete. Es waren vor allem die Militärs, die sich direkt nach Kriegsende – offenbar unter innerem Rechtfertigungsdruck stehend – mit Memoiren hervortaten: Neben Ludendorff und Hindenburg suchten auch Tirpitz, Falkenhayn, Scheer und Liman von Sanders (um nur die prominentesten Namen zu nennen) in den ersten beiden Jahren nach der Niederlage den Weg in die Öffentlichkeit[7]. Mit Karl Helfferich mischte sich auch ein Staatssekretär in diese Reihe[8]. Schließlich war es sogar der Kaiser selbst, der ab 1921 zur Feder griff; der Kronprinz folgte bald[9].

In diese Abfolge wollte sich Kühlmann nicht einreihen. Publizistische Abrechnung mit den politischen Gegnern von gestern lag ihm nicht. Ihn prägte

---

[6] Wichert an Kühlmann, 2. und 15.3.1920, Stadtarchiv Mannheim, Nachlaß Wichert, Nr. 1007. Als Referenz diente: Ottokar Graf von Czernin: Im Weltkriege, Berlin/Wien 1919.

[7] Erich Ludendorff: Meine Kriegserinnerungen, Berlin 1919; Paul von Hindenburg: Aus meinem Leben, Leipzig 1920; Alfred von Tirpitz: Erinnerungen, Leipzig 1920; Erich von Falkenhayn: Die Oberste Heeresleitung 1914–16 in ihren wichtigsten Entschließungen, Berlin 1920; Reinhard Scheer: Deutschlands Hochseeflotte im Weltkrieg, Persönliche Erinnerungen, Berlin 1920; Otto Liman von Sanders: Fünf Jahre Türkei, Berlin 1920. Vgl. auch die Reihe „Unbesiegt" des Verlegers Julius Friedrich Lehmanns, in der weitere Generäle ihre Memoiren publizierten; Sigrid Stöckel (Hrsg.): Die „rechte Nation" und ihr Verleger, Politik und Popularisierung im J. F. Lehmanns Verlag 1890–1979, Heidelberg 2002.

[8] Karl Helfferich: Der Weltkrieg in 3 Bänden, Berlin 1919.

[9] Kaiser Wilhelm II.: Vergleichende Geschichtstabellen von 1878 bis zum Kriegsausbruch 1914, Leipzig 1921; Ders.: Ereignisse und Gestalten in den Jahren 1878–1918, Leipzig 1922; Ders.: Aus meinem Leben 1859–1888, Leipzig 1927. Karl Rosner (Hrsg.): Erinnerungen des Kronprinzen Wilhelm, Aus den Aufzeichnungen, Dokumenten, Tagebüchern und Gesprächen, Stuttgart/Berlin 1922; Wilhelm Prinz von Preußen: Meine Erinnerungen aus Deutschlands Heldenkampf, Berlin 1923; Ders.: Ich suche die Wahrheit! Ein Buch zur Kriegsschuldfrage, Stuttgart/Berlin 1925.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

zwar durchaus ein großes historisches Interesse, aber sein Blick war vornehmlich auf Gegenwart und Zukunft gerichtet, nicht so sehr auf die Vergangenheit und einen Rückblick auf das eigene Leben. Es paßt in Kühlmanns alteuropäisch geprägtes Denken, daß sein Schweigen wohl als Zurückhaltung zu interpretieren ist. Wie in seinem Denken und Handeln 1917/18, war Ludendorff auch 1919 der sozialdarwinistisch „moderner" orientierte Mensch. Der Generalquartiermeister a. D. hatte offenkundig die Zeichen, Chancen und Notwendigkeiten des Massenzeitalters und seiner medialen Wirksamkeitsmechanismen erkannt, denn seine zwischen Dezember 1918 und Februar 1919 verfaßten und noch im Sommer desselben Jahr publizierten, 628 Seiten umfassenden „Kriegserinnerungen" eröffneten den Reigen der Rechtfertigungsschriften und öffentlichen Rechthabereien.

Diese Welle an sich war ungewöhnlich – aufgrund der eindrucksvollen Liste von Namen aus der „ersten Reihe", und weil Enthüllungsbücher von pensionierten Politikern, Diplomaten und vor allem Militärs bis dato nicht die Regel waren. Viele hielten es wie Constantin von Alvensleben: „Ein preußischer General stirbt, aber er hinterläßt keine Memoiren."[10] Mit dem Weltkrieg wurde diese Haltung zur Minderheitsmeinung. In den auf die Kampfhandlungen folgenden autobiographischen Veröffentlichungen führten die Protagonisten ihre außen- wie innenpolitischen Kämpfe der Jahre bis 1918 einfach weiter, trotz (und teils gerade wegen) der deutschen Weltkriegsniederlage. Zuvorderst ging es um die persönlich passende Deutung des Weltkriegs, die möglichst gar keine Verantwortung für die Niederlage beim jeweiligen Autor beließ und die inneren Widersacher im Kaiserreich beschuldigte. Die Memoiren wurden aber auch politisch instrumentalisiert, um die Weimarer Republik zu destabilisieren. Das Ziel war, die „richtige" Erinnerung an den Weltkrieg, die von nationalistischen, revanchistischen und andauernden Siegfriedens-Vorstellungen geprägt war, propagandistisch möglichst breit zu streuen. Verständigungspolitiker wie Kühlmann sollten im Rückblick erneut besiegt und ein zweites Mal ins Unrecht gesetzt werden. Die revanchistische Rechte wollte auch in der Demokratie die historiographische Deutungshoheit behalten.

Einerseits war Kühlmanns Zurückhaltung also klug, weil er sich damit nicht für etwaige politische Aufgaben in der Weimarer Republik desavouierte, was durch eine Abrechnung oder durch Revisionismus geschehen wäre. Vielmehr hielt er sich aus der Schlammschlacht gegenseitiger Schuldzuweisungen heraus, wie sie Hermann von Wedderkop in der angesehenen Kulturzeitschrift „Der Querschnitt" mit ironischem Spott als „albernes Spektakel, […] nervöse Versuche der Impotenz mitzukommen und sanftes Resignieren in die Vergangenheit hinein" brandmarkte: „Lächerlicher Gedanke, dies Gerümpel neu zu ordnen und als deutsche Seele zu verzapfen. […] Alte Zeiten im Roman zu fassen, hat bis jetzt noch immer Felix Dahn am vorbildlichsten gekonnt. […] Die großen Herren – Feldherrn, Staatsmänner, Marquis […] – haben Manieren wie die Schweine, benehmen sich wie die Schweine, vielmehr – vielmehr

[10] Thilo Krieg: Constantin von Alvensleben, General der Infanterie, Berlin 1903, S. III.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schlechter.“[11] Der Demokratie wohlgesonnene Stimmen, wie der Schriftsteller Hans Roger Madol, rechneten Kühlmann sein autobiographisches Schweigen hoch an: „Hätte er nach dem verlorenen Kriege stehenbleiben, am Wiederaufstieg verzweifeln, Memoiren veröffentlichen und nur zurückblicken sollen? Nein, dieser Vorwurf ist gewiß ein viel zu schwerer. Das Werk Kühlmanns nach dem Kriege zeigt genug der sorgenvollen Gedanken über Deutschland“, so Madol (in Anspielung auf Kühlmanns erstes Buch) über „diese[n] Mann, […] dessen beste Fähigkeiten einer friedlichen Epoche von Bürgerlichkeit gut anstehen würden. […] Seine Lebensbejahung [ist] sicher nicht die bequeme Art des Satten. Er mag bei seinen weiten Reisen genug Enttäuschungen in seiner Arbeit für Deutschland gefunden haben. Er hat nie zurück, stets vorausgesehen. Er hat den Mut gehabt, sein Leben weiterzuleben und sich nicht beirren zu lassen.“[12]

Andererseits aber überließ Kühlmann durch sein autobiographisches Schweigen der Gegenseite (den Militaristen und Annexionisten um Tirpitz und der 3. OHL ebenso wie später auch Bülow) das Feld, die sein Ansehen beschädigten, aber auch die Republik destabilisierten. Warum tat er das? Neben den bereits geäußerten Aspekten entsprach diese Haltung seinem Naturell: „Ich habe zu allen Zeiten planvolles Wirken in der Stille den Scheinwerfern der Öffentlichkeit vorgezogen“, verteidigte er sich[13]. Vor allem aber übte Kühlmann bewußte Zurückhaltung aus staatspolitischer Verantwortung. Eine umfassende Darstellung seiner diplomatischen Arbeit mußte zwangsläufig auch die schweren diplomatischen Fehler des Kaiserreichs offenlegen. Dies bedeutete implizit das Eingeständnis, daß Deutschland keineswegs unschuldig am Kriegsausbruch (und auch nicht an seiner langen Dauer) gewesen war. Zumal wenn diese Erkenntnis von einem wesentlichen Protagonisten der deutschen Außenpolitik formuliert worden wäre, mußte sie wie Sprengstoff in der innenpolitisch aufgeheizten Atmosphäre der frühen Weimarer Republik wirken. Daß das Aussprechen unbequemer Wahrheiten auch außenpolitisch, solange die Reparationsfrage wie ein Damoklesschwert über Deutschland hing, massiv geschadet hätte, war Kühlmann natürlich ebenfalls klar. So fand er sich in einer Zwickmühle wieder: Sein Schweigen trug zur Destabilisierung des Landes bei, sein Schreiben hätte dies aber ebenso getan – zumindest im ersten Nachkriegs-Jahrzehnt und für den Fall, daß er nicht zu viel Selbstzensur übte. Die Ironie der Situation lag darin, daß eine offen formulierte Autobiographie wohl ähnliche Effekte gezeigt hätte, wie es ihr Ausbleiben tat.

Andere entschieden sich anders, wie etwa der Hofmarschall des Kaisers, Robert Graf von Zedlitz-Trützschler. Dieser hatte zwar ebenfalls, wie er im Vor-

[11] Hermann von Wedderkop, Vorwort in: Der Querschnitt 2 (1922), ohne Seitenzählung. Der Autor war Mitherausgeber der von Alfred Flechtheim initiierten Zeitschrift.

[12] Hans Roger Madol: Gespräche mit Verantwortlichen – Berchtold, Caillaux, Paléologue, Schoen, Cambon, Zar Ferdinand, Zar Boris, Kerenski, Nitti, Kühlmann, Chamberlain, Margueritte, Jorga, Sixtus von Parma, Tewfik, Berlin 1933, S. 125 f. Madol kannte Kühlmann persönlich seit dessen Staatssekretärszeit.

[13] Ebd. S. 131.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

wort seiner 1923 erschienenen und ein Jahr später bereits in der fünften Auflage publizierten Aufzeichnungen ausdrücklich feststellte, zunächst „an eine Drucklegung bei meinen Lebzeiten nicht gedacht, vielmehr das Manuskript versiegelt sicher aufbewahrt, mit der Aufschrift versehen: ‚Nicht vor dem Jahre 1970 zu eröffnen.' Nachdem aber der Kaiser mit seinen Erinnerungen hervorgetreten war und zahlreiche Staatsmänner und Militärs, ohne jede Rücksichtnahme auf alte Überlieferungen, ihre Memoiren veröffentlicht hatten, schien es mir Pflicht, meine jene Publikationen ergänzenden oder widerlegenden Aufzeichnungen, die auf genauen und mit eigenen Augen gemachten Beobachtungen beruhen, nicht länger zu sekretieren." Zedlitz-Trützschler reagierte konträr zu Kühlmann auf den Tabubruch durch die Memoiren von rechts und stellte sich bewußt „selbst dem zu erwartenden Ansturm", um „meinem Vaterlande zu nützen und erziehlich auf diejenigen einzuwirken, die, sei es in der Republik, sei es in einer späteren Monarchie, vor die Alternative gestellt werden, ihrer Überzeugung getreu zu sprechen und zu handeln oder um persönlicher Vorteile willen diese zu verleugnen." Er zahlte dafür aber auch einen sehr hohen Preis, nämlich „den gesellschaftlichen Boykott", den „[s]eine Freunde" über ihn verhängten. Für den ehemaligen Hofmarschall bedeutete dies, seitdem „einsam zu leben und einsam zu sterben"[14].

Kühlmann war dazu nicht bereit. Ganz offensichtlich wirkte dieses Beispiel abschreckend auf ihn. Zum einen war der ehemalige Staatssekretär (im Gegensatz zum ein Jahrzehnt älteren Ex-Hofmarschall) zu jung und hatte noch zu viele unmittelbar politische Ambitionen, als daß er sich in den offenen publizistischen Kampf mit den rechten Apologeten begeben wollte. Er wußte (wie das Beispiel Zedlitz-Trützschler zeigte), daß auch in der Republik noch all diejenigen Amtsträger des Kaiserreichs der soziale Bannstrahl traf, die dessen offizieller Linie selbst jetzt noch widersprachen, indem sie ihre frühere Opposition öffentlich machten. Zum anderen fand Kühlmann Zedlitz-Trützschlers Kritik am Kaiser „geschmacklos", wie er Mitte November 1923 Harry Graf Kessler gegenüber äußerte: „Seine Erfahrungen mit dem Kaiser seien immer nur die allerbesten gewesen; wenn dieser sein naher Verwandter gewesen wäre, hätte er ihn nicht besser behandeln können. Auch habe er, Kühlmann, ihm immer die ungeschminkte Wahrheit sagen können, ohne je Anstoß zu erregen." Kessler übertrieb zwar, hatte jedoch nicht vollkommen Unrecht, wenn er dazu urteilte, „daß der katastrophale Fehlschlag Kühlmanns als Außenminister zum großen Teil auf dieses allzugroße Vertrauen auf den Kaiser zurückzuführen ist; weil er deshalb Ludendorff vernachlässigte u. brüskierte u. so die Leitung der Aussenpolitik aus den Händen verlor"[15]. Auf Kühlmanns erstaunlich positive Sicht auf Wilhelm II., die sich auch in den vorliegenden „Memoiren" zeigt, wird noch zurückzukommen sein.

[14] Robert Graf von Zedlitz-Trützschler: Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof, Berlin 1923, [5]1924, S. 13.

[15] Tagebucheintrag Harry Graf Kesslers, 16.11.1923, ediert in: Harry Graf Kessler: Das Tagebuch, Bd. 8 1923–1926, hrsg. v. Angela Reinthal, Günter Riederer und Jörg Schuster, Stuttgart 2009, S. 145.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

In den 1920er Jahren jedenfalls widmete sich der Staatssekretär a. D., statt Geschichtsklitterung zu betreiben, lieber den aktuellen politischen Problemen. Sein Blick ging weder in Wehmut, noch im Zorn zurück; vielmehr richtete er sich, etwas in Sorge, aber mit viel Optimismus, nach vorn. Somit war er nicht beteiligt an dem Jahrzehnt von veröffentlichten Tagebüchern, Lebenserinnerungen und Zeitgeschichtsschreibung durch Beteiligte an der Politik vor und im Krieg, auf das Viscount d'Abernon, britischer Botschafter im Berlin der 1920er Jahre, den Kühlmann recht gut kannte und den er mehrfach zu Gesprächen traf, gleich auf der ersten Seite seiner auf ein Tagebuch gestützten Memoiren von 1929 verwundert zurückblickte. D'Abernon stellte fest, daß „diese unmittelbar auf die Ereignisse folgenden Veröffentlichungen gegen die früher übliche taktvolle Zurückhaltung verstoßen" (sein eigenes Buch also auch). Aber diese Flut war nicht nur auf Deutschland beschränkt, wie der Brite zugeben mußte, sondern „aus allen Ländern, die in den Weltkrieg verwickelt waren, meldeten sich Scharen von Mitarbeitern, die in ihrem Eifer bis zur Selbstentäußerung gingen" und dabei Werke publizierten, „deren noch nie dagewesene Offenheit angesichts der Nähe kaum abgeklungener Ereignisse verblüfft"[16].

Nicht alle Publikationen dieser Jahre erfüllten jedoch den Zweck, den sich d'Abernon – darin vielleicht etwas naiv – wünschte: Diese Bücher könnten „doch nur der Sache des Friedens dienen", weil sie die Ursachen des Kriegs aufdeckten; zukünftige Staatslenker würden nun zurückhaltender agieren, da sie in ihr Handeln einkalkulieren müßten, daß ihre Taten noch zu Lebzeiten aufgedeckt würden. Tatsächlich dienten viele Veröffentlichungen eher der Verschleierung der eigenen Verstrickungen und nicht dem hehren, zuvor schon vom britischen Außenminister Grey geäußerten Ziel: „It is of vital importance to the world that there should be a true account of the events that led up to the Great War: without this there can be no right understanding of the causes of the war; and without such understanding nations will not perceive how to avoid the recurrence of another and greater disaster."[17] Auch in Greys einleitenden Worten ist übrigens viel von der Scheu zu spüren, so kurz nach den Ereignissen die eigene Sichtweise zu veröffentlichen, die er nur wegen des im Zitat angeführten Grundes überwunden haben will.

Kühlmann jedenfalls wollte sich nicht mit einer Autobiographie am „Weltkrieg der Dokumente" – so der treffende Titel eines Buches von Bernhard Schwertfeger über „10 Jahre Kriegsschuldforschung und ihr Ergebnis" von 1929 – beteiligen. Schwertfeger, der programmatisch dieses Werk „unserem Führer in schweren Kriegs- und Friedensjahren, dem Herrn Reichspräsidenten Generalfeldmarschall von Hindenburg" widmete, war allerdings einer der Hauptbeteiligten an diesem „Krieg". Dieser begann bereits kurz nach dem Schweigen der Waffen, und er wurde nicht nur mit Blick auf die ausländischen Gegner geführt, sondern ebenso gegen die inneren – auch gegen Kühl-

[16] Viscount d'Abernon: Ein Botschafter der Zeitwende, Memoiren, Bd. 1, Leipzig [1929/30], S. 9.

[17] Lord Grey of Fallodon: Twenty-five years, 1892–1916, London 1925, Bd. 1, S. XV.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

mann und z. T. auch von Schwertfeger selbst. Der Sachverständige des Untersuchungsausschusses des Reichstages zur Erforschung des deutschen Zusammenbruches blendete in diesem Buch Kühlmanns Bemühungen völlig aus. Zudem listete er ihn in seinem 1928 erschienenen „Zeitkalender der Diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes 1871–1914" nicht unter die „häufig genannten Persönlichkeiten", wodurch Kühlmann in diesem Werk überhaupt nicht erwähnt wird, obwohl der Diplomat in einem guten Dutzend Bänden der „Großen Politik" (die Schwertfeger mit seinem Buch erfaßte) genannt ist und dort etliche seiner diplomatischen Berichte aus insgesamt 14 Vorkriegs-Dienstjahren abgedruckt sind. Demgegenüber fanden andere Personen in Schwertfegers Buch Erwähnung, die in der deutschen auswärtigen Politik vor dem Weltkrieg nachweislich weitaus einflußloser waren und auch deutlich weniger Dokumente hinterließen. Beispiele sind etwa Kühlmanns Nachfolger Admiral Paul von Hintze (der ab 1903 zunächst Marineattaché und 1908–10 Militärbevollmächtigter in Petersburg war, 1911 in den diplomatischen Dienst übernommen wurde und als Gesandter in Mexiko fungierte) oder die Militärattachés der jeweiligen Botschaften, unter ihnen auch Kühlmanns Widersacher in London, Korvettenkapitän Widenmann[18]. Sie alle hatten (auch) militärische Ämter bekleidet, offenbar ein wichtiger Vorzug. Das Verschweigen Kühlmanns ist umso aufschlußreicher, als Oberst Schwertfeger in den letzten beiden Jahren des Weltkriegs in engem Kontakt zum Auswärtigen Amt gearbeitet hatte[19].

Dabei ist festzustellen, daß Schwertfeger persönlich durchaus Zweifel an der 3. OHL hegte. Als Sachverständiger des Parlamentarischen Untersuchungsausschusses bekam er tiefe Einblicke in die Vorgänge 1917/18 und hatte „die Bemerkungen Euer Exzellenz zu dem Kompetenzstreit zwischen politischer und militärischer Leitung (Brest-Litowsk 10. Januar 1918)" mit „innerer Zustimmung verwendet"[20], wie er Kühlmann in einem Brief versicherte. Nach außen aber – und vor allem öffentlich – war in der vorherrschend apologetisch-revisionistischen Sichtweise der 1920er Jahre für kritische deutsche Stimmen der Zeit sehr wenig Raum. Diplomaten wie Kühlmann, die die Politik des eigenen Landes für wesentlich verantwortlich für den Kriegsausbruch hielten und die OHL für den Kampf bis zu seinem bitteren Ende und damit auch für die Ausgestaltung der Niederlage verantwortlich machten, wurden

[18] Vgl. Bernhard Schwertfeger, Zeitkalender der Diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes 1871–1914, Berlin 1928, S. 255, wobei Widenmanns Amtszeit mit 1908–11 nicht ganz korrekt angegeben ist, denn der Korvettenkapitän war bis 1912 in England tätig.

[19] Schwertfeger war ab Februar 1916 zum Generalgouverneur in Belgien kommandiert und dann ab 7.12.1916 mit dem Aufbau der Sektion 6, belgische Archive, in der Politischen Abteilung beim Generalgouverneur in Belgien betraut; er fungierte bis Oktober 1918 als Sektionsleiter und Verbindungsmann zum Auswärtigen Amt. Als solcher arbeitete er zunächst vor allem mit Unterstaatssekretär Wilhelm von Stumm zusammen, der der Verbindungsmann der Sektion 6 im AA war – einem erbitterten Gegner Richard von Kühlmanns, den dieser nach seiner Amtsübernahme direkt politisch kaltstellte.

[20] Schwertfeger an Kühlmann, 11.1.1922, Bundesarchiv Koblenz, Nachlaß Schwertfeger, N 1015, Nr. 114, Heft 2, Bl. 3. Kühlmanns „aufschlußreiche" letzte Aufzeichnung für Hertling publizierte Schwertfeger dann auch erst 1937, vgl. unten S. 549 und Anm. 1105.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

eher mit spitzen Fingern angefaßt. Die Dolchstoßlegende und die politischen Morde hatten das innere Klima derart vergiftet, daß der gesamte Komplex von Schuld und Verantwortung an Kriegsursachen, Kriegsausbruch, Kriegsverlängerung und Kriegsende ein hochgradig vermintes Gelände war. Die Stimmung war zu aufgeladen, der zeitliche Abstand zu den Ereignissen zu gering, als daß etwaige Memoiren Kühlmanns wie eine nüchterne Betrachtung hätten rezipiert werden können. Eine umfangreiche Darstellung seines diplomatischen Wirkens wäre von der revisionistischen Rechten leicht als schonungslose Abrechnung und mindestens unpatriotisch verunglimpfbar gewesen, was Kühlmanns Intentionen desavouiert hätte. Er wollte keine weitere nationale Selbstzerfleischung. Außerdem wollte er der aktuellen deutschen Außenpolitik nicht schaden. Hätte er umfassend und schonungslos seine Alternativkonzepte zur tatsächlichen deutschen Politik vor 1914 dargestellt, hätte er rückhaltlos seine Ansichten und Einblicke zur Verantwortung für den Kriegsausbruch publiziert, dann wäre das Wasser auf die Mühlen alliierter Versailles-Befürworter und der deutschen Alleinschuld gewesen, die Kühlmann nun wieder – bei aller Einsicht in die Verantwortung des eigenen Landes – ebenso ablehnte. Der Ex-Diplomat hätte nur seine eigenen Bemühungen durchkreuzt, die negativen Wirkungen des Krieges abzumildern.

Anderes galt, wenn es um Kühlmanns Wirken als Staatssekretär ging – und wenn es um die Bekräftigung seiner Standpunkte ging, die er ohnehin öffentlich vertreten hatte. Beides war innen- wie außenpolitisch ungefährlicher. So unternahm er tatsächlich einen Versuch, sogar schon im Jahr, bevor der Hobbing-Verlag mit der Idee einer Dokumentensammlung an ihn herantrat, seine während der Amtszeit 1917/18 gehaltenen politischen Reden zusammengefaßt zu veröffentlichen. Die Vorarbeiten für „Dokumente aus der Kriegszeit“[21], wie der Titel der Veröffentlichung letztlich lauten sollte, begannen bereits Ende März 1919. Kühlmann trat „mit herzlichen Grüßen“ an seinen Duz-Freund Ulrich Graf von Brockdorff-Rantzau heran, mit dem er sich seit Eintritt in den diplomatischen Dienst zur Jahrhundertwende eng verbunden wußte: „Verschiedenen an mich herangetretenen Anregungen folgend, möchte ich in absehbarer Zeit die während meiner Amtszeit gehaltenen politischen Reden veröffentlichen lassen. Der von Professor Meinecke für die Herstellung eines historisch genauen Textes empfohlene Herr cand. phil. Schadewaldt bedarf nicht nur der im Plenum, sondern auch der in den Ausschüssen gehaltenen Reden. Um die für die Ausschüsse häufig nicht genügende Aufnahme durch das Reichstagsbureau zu ergänzen, sind während meiner Amtszeit vom Auswärtigen Amt während der Ausschußsitzungen besondere Aufzeichnungen gemacht worden, die sich jedenfalls noch im Amte befinden. Ich wäre besonders dankbar, wenn auch diese Herrn Schadewaldt zugänglich gemacht werden könnten, da sie wahrscheinlich ausführlicher und genauer sind als die im Reichstag gemachten. Irgendwelche Bedenken gegen eine solche Einsichtnahme scheinen mir nicht vorzuliegen. Ich verpflichte mich außerdem

[21] Schadewaldt an Legationsrat Freytag, 20.2.1920, PA Berlin, RZ 201/1185.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ausdrücklich, vor Veröffentlichung die Texte dem Auswärtigen Amt zur Zensur vorzulegen.“[22] Der Vorstoß hatte Erfolg, auch der Reichsaußenminister und Nach-Nach-Nachfolger Kühlmanns an der Spitze des Auswärtigen Amtes hatte „keine grundsätzlichen Bedenken“, wie er dem Direktor des Reichstags mitteilen ließ[23].

Dieser war Mitte April Adressat eines zweiten Schreibens Kühlmanns zugunsten des für Friedrich Meinecke und ihn tätigen Geschichtsstudenten Hans Schadewaldt aus Landsberg an der Warthe[24]. Kühlmann ersuchte darum, daß Schadewaldt für eine Edition seiner Reden „das nötige Material zur Verfügung gestellt“ werde, was die „Einsichtnahme in die Archive des Reichstags“ einschloß, „da es sich nicht nur um die im Plenum gehaltenen Reden handelt, sondern auch um solche im Hauptausschuß und den Kommissionen.“ Besonders betonte er: „Die Herausgabe erfolgt im Einverständnis mit dem Minister des Auswärtigen, ohne dessen vorherige Genehmigung nichts publiziert werden soll, so daß jede politische Garantie geboten ist.“[25]

Die Einsichtnahme in die damals von der Presse veröffentlichten und vom Zentralbüro des AA gesammelten Reden stieß im Auswärtigen Amt dann auch auf keine Hindernisse. Jedoch gab es Einwände, Schadewaldt die Einsicht in die unveröffentlichten Akten zu gewähren[26]. Der Grund war, daß in diesen „zahlreiche Randbemerkungen Sr. Majestät enthalten“[27] waren und man um jeden Preis vermeiden wollte, daß diese in die Öffentlichkeit gelangten. Die Sorge war so groß, daß man Schadewaldt nicht nur keinen Einblick gewährte, sondern ihm nicht einmal den eigentlichen Grund dafür mitteilte. Für die Reden wurde Schadewaldt schlicht an das Archiv des Reichstags zurückverwiesen, mit der Begründung, daß die dortige Sammlung vollständiger sei.

Dieser Schutz Wilhelms II. vor seinen eigenen Marginalien ist ein für das damalige, noch stark monarchistisch geprägte Denken der Beamten typischer Zug. Hinzu kam noch, daß ein Bekanntwerden unvorteilhafter Randbemerkungen des Kaisers während der Friedensverhandlungen von Versailles möglicherweise großen außenpolitischen Schaden anrichten und ihn auch persön-

[22] Kühlmann an Brockdorff-Rantzau, 29.3.1919, PA Berlin, Nachlaß Brockdorff-Rantzau. Das Schreiben endet: „Eine Beantwortung dieser Zeilen ist nicht nötig. Ich hoffe sehr, innerhalb etwa zwei Wochen für einige Tage nach Berlin kommen zu können. Mit bestem Dank im voraus und herzlichen Grüßen, aufrichtig Dein RKühlmann“.

[23] Handschriftliche Notiz auf der Nachfrage des Reichstagsdirektors im AA vom 2.5.1919. Gleichlautend antwortete Unterstaatssekretär Freiherr von Langwerth am 11.5.; PA Berlin, RZ 201/1185.

[24] Schadewaldt war ein Schüler des mit Kühlmann befreundeten Historikers, vgl. Schadewaldt an Meinecke, 30.12.1917, 10.1., 20.4. und 28.8.1918, in denen es noch um andere historiographische Projekte Schadewaldts ging; Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin (GStA-PK), Nachlaß Meinecke, Nr. 332.

[25] Kühlmann an den Direktor des Reichstags, 15.4.1919, PA Berlin, RZ 201/1185.

[26] Vgl. Bohnstedt (eigentlich im Zentralbüro des AA, nun in Versailles) an Geheimrat Melcher, 30.5.1919; ebd.

[27] Diese Passage der Entscheidung vom 12.6. wurde im Brief an Schadewaldt vom 17.6. ausgelassen; ebd.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

lich gefährden konnte. Daß diese Vorsichtsmaßnahme keinesfalls grundlos erfolgte, zeigen u.a. die anti-englischen, annexionistischen und bellizistischen Randbemerkungen Wilhelms II. an Kühlmanns Reichstagsrede vom 24.6.1918, über die der Diplomat letztlich sein Amt verlor. In der Rede bezeichnete der Staatssekretär den Krieg „als das Werk Rußlands, der gewissenlosen russischen Politik" – sehr zum Missfallen des Monarchen: „Aber! Aber! England war es! Blech! Englands! Entscheidung Eduard VII." Auch Kühlmanns Umschreibung der deutschen Kriegsziele „Was wir positiv wollen: Wir wollen auf der Welt für das deutsche Volk […] innerhalb der Grenzen, die uns die Geschichte gezogen hat, sicher, frei, stark und unabhängig leben" fiel bei Wilhelm II. in Ungnade: „Wird als absoluter Verzichtfrieden ausgelegt werden! Genügen nicht! Die neure Geschichte haben wir eben erst gemacht und unsere Grenzen erweitert!!" Die abschließenden, entscheidenden Bemerkungen des Staatssekretärs, daß „durch rein militärische Entscheidungen allein ohne alle diplomatischen Verhandlungen ein absolutes Ende [des Krieges] kaum erwartet werden könne", waren für den Kaiser nicht tragbar: „Das giebt ein Unglück!!! Sehr unglücklich und ungeschickt gefaßt! Giebt mit Meinem Heer einen Mordsskandal! Sowas darf man nach der Schlacht Soissons-Reims in der Form nicht sagen!"[28] Und sowas durfte jetzt, kaum ein Jahr später, aus Sicht des Auswärtigen Amts keinesfalls das gut gehütete Archiv verlassen.

Schadewaldt gab jedoch nicht auf und wandte sich erneut an das AA, diesmal mit einer konkreten, fünf Punkte umfassenden Liste:

„1) Protokolle der Besprechungen im Gr. Hauptquartier vom 9. Aug. 17, 13. Feb. u. 13. Mai 18.

2) Protokolle der Besprechungen Exz v. Kühlmanns mit den Fraktionsführern des Reichstages vom 27. Nov. u. 20. Dez. 17, 1. Jan. 18.

3) Protokolle der Siebenerkommission zur Besprechung der Antwort auf die Papstnote vom August 17.

4) Protokolle der Sitzungen des Bundesratsausschusses für auswärtige Angelegenheiten vom 20. Aug. und 26. Nov. 17.

5) Protokolle des Kronrates vom 9. Juli, 11. Sept., 5. Nov., 7. Dez. 1917 und 6. Jan. 18."[29]

Aus dieser Aufstellung geht hervor, daß Schadewaldts Suche nicht mehr auf die öffentlichen Reden beschränkt war, sondern sich jetzt auch auf interne Äußerungen Kühlmanns erstreckte. Offensichtlich sollte nun auf breiterer Basis die Außenpolitik des Staatssekretärs dokumentiert werden. Wenige Monate später ging es ganz offen um die „Herausgabe seiner Dokumente aus der Zeit seines Staatssekretariats"[30]. Das Projekt hatte einen deutlich anderen Charakter angenommen. Kühlmann wollte nun augenscheinlich durch eine breiter angelegte Materialsammlung auf die eigene Politik im Krieg aufmerksam machen.

[28] Randbemerkungen und Unterstreichungen Kaiser Wilhelms II. vom 29.6.1918 an Kühlmanns Reichstagsrede vom 24.6.1918, ebd.

[29] Schadewaldt an Außenminister, 31.7.1919, ebd.

[30] Schadewaldt an Rümelin, 15.12.1919, ebd.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Diese Ausweitung ist wohl als Reaktion auf Ludendorffs Memoiren zu sehen, die zwischenzeitlich erschienen waren.

Die Datums- und Zuordnungsangaben in Schadewaldts Schreiben waren nicht in allen Fällen korrekt. Insofern mußte die Suche nach den Dokumenten auf Probleme stoßen, allerdings auf keine unüberwindlichen. Dennoch war die Ausbeute der Anfrage minimal. In den Randbemerkungen spiegeln sich die internen Widerstände, die sich der Veröffentlichung entgegenstellten. Die Beamten des Auswärtigen Amtes ermittelten: Zu 1) 13. Feb. „nach den Akten eine Kronratssitzung, zu der auch der Kronprinz zugezogen werden wollte. Protokoll nicht bei den Akten"; 13. Mai: „11.?". Zu „2) nicht bei den Akten, 3) desgl., 4) desgl., 5) Protokolle v. 9.7., 5.11.17 u. 6.1.18 nicht bei den Akten". Das vom 7.12. wurde ausfindig gemacht, das vom 11.9. ebenfalls identifiziert, war jedoch „nicht vorhanden" und „besteht nach Auskunft des Generalstabes nicht" (was zutrifft). Insgesamt war das Resultat dürftig. Schadewaldt wurde mitgeteilt, daß man nur in drei Fällen (Besprechungen vom 9.8.1917 und 11.5.1918 im Großen Hauptquartier sowie die Kronratssitzung vom 7.12.1917) etwas gefunden habe. Zudem sei es „nicht möglich", ihm „diese Protokolle im ganzen Wortlaut zur Einsicht vorzulegen, doch stelle ich Ihnen anheim, mitzuteilen, welche urkundlichen Feststellungen daraus Sie für Ihre Aufgabe nötig haben."[31]

Schadewaldt ließ nicht locker. Er beantragte Einsichtnahme in das Protokoll vom 7.12. sowie in weitere „urkundliche programmatische Erklärungen" Kühlmanns „zu der Frage der deutschen Kriegs- und Friedensziele, besonders der Zukunft Belgiens, nach den Protokollen der Besprechungen im Gr. Hauptquartier vom 9. Aug. 17 und 11. Mai 18", sowie in die „Aufzeichnungen über die vertraulichen Mitteilungen des Auswärtigen Amtes an die Pressechefs", soweit diese von Kühlmann gemacht wurden[32]. Dies waren hochpolitische Angelegenheiten, angesichts des gerade geschlossenen Versailler Friedensvertrags und der noch offenen Reparationsfrage. Ob auch die Tatsache eine Rolle spielte, daß nun nicht mehr Kühlmanns Freund Brockdorff-Rantzau, der sein Einverständnis für die Publikation der Reden gegeben hatte, sondern Hermann Müller Außenminister war, läßt sich nur vermuten. In jedem Fall entschied das AA, den Bestrebungen Schadewaldts einen Riegel vorzuschieben. Ihm wurde auf seine Anfrage erklärt, „daß keines der Protokolle", in die er Einsicht beantragt hatte, „programmatische Erklärungen des Staatssekretärs v. Kühlmann über die Frage der deutschen Kriegs- und Friedensziele, besonders die Zukunft Belgiens enthält"[33]. Diese Auskunft entsprach nicht der Wahrheit. Auch bezüglich der Mitteilungen Kühlmanns an die Presse wurde „gemauert", indem ihm nur die Erklärungen des Staatssekretärs zum Bukarester Frieden angeboten wurden.

[31] Unterstaatssekretär Haniel an Schadewaldt, 9.8.1919, ebd.

[32] Schadewaldt an Außenminister, 15.8.1919, ebd.

[33] Der Unterstaatssekretär des AA an Schadewald[t], 31.8.1919, ebd.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Daraufhin ließ Schadewaldt Anfang September 1919 nach der Denkschrift Kühlmanns suchen, die dieser als Vorbedingung zur Übernahme des Amtes am 27.7.1917 verfaßt hatte. Er konnte jedoch ihr Datum nur mit „August, Sept. 1917“ angeben. Verschiedene Mitarbeiter des Zentralbüros suchten danach, fanden jedoch nichts – ob tatsächlich oder nur vorgeblich, ist nicht ermittelbar. So wurde ihm mitgeteilt, „daß sich eine derartige Denkschrift bei den Akten des Amtes nicht befindet“, und er wurde an die Reichskanzlei verwiesen, wo sich die Archivalie möglicherweise befinden könne. Da er dort offensichtlich nicht fündig wurde (und auch nicht fündig werden konnte, denn die Denkschrift befand und befindet sich tatsächlich im Archiv des AA), sprach Schadewaldt Mitte Dezember erneut deswegen im Auswärtigen Amt vor, bekam jedoch dieselbe Antwort. Lediglich zur Einsichtnahme in die Denkschrift Kühlmanns über den U-Boot-Krieg vom 6.2.1916 wurde ihm die Genehmigung erteilt[34]. Erst neun Jahre später sollte schließlich Friedrich Meinecke selbst diese Denkschrift Kühlmanns vom 27.7.1917 veröffentlichen können[35].

Außerdem beantragte Schadewaldt am 15.12.1919 in einem Schreiben an den Chef der Personalabteilung des AA, Eugen Rümelin, aus Kühlmanns „Personalakten die genannten Daten der verschiedenen Amtsposten, die er im Laufe seiner diplomatischen Laufbahn bekleidet hat“, zu erfahren, ggf. durch persönliche Einsicht. Dabei gab er an, „im Aus. Amt bekannt“ zu sein, „u. a. den Herren Regierungsrat v. Bornstaedt, Legationssekretär Graf Bernstorff, Regierungsassessor Dienstmann“, und er betonte noch einmal: „Exzellenz v. Kühlmann ist dem Auswärtigen Amt gegenüber die Verpflichtung eingegangen, *vor* der Drucklegung des vom Unterzeichneten besorgten Buches dieses der Leitung des Ausw. Amts zur Zensur vorzulegen.“ Daraufhin wurde Schadewaldt am 24.1.1920 eine Übersicht über die von Kühlmann bekleideten Posten übersandt. Dazu findet sich auch die Notiz Bernstorffs vom 21.1.1920, „daß Herr Schadewaldt mir von Exz. v. Kühlmann empfohlen u. verschiedentlich bei mir war. Er giebt Herrn v. Kühlmanns Reden heraus. Ich sehe keine Bedenken, ihm die gewünschten Daten mitzuteilen.“[36] Da Bernstorff lediglich von Kühlmanns Reden spricht, war er offenkundig nicht in den Umstand eingeweiht, daß das Vorhaben seit dem Sommer 1919 einen deutlich erweiterten Charakter hatte.

Es ist offenkundig, daß Kühlmann in der zweiten Jahreshälfte 1919 auf Schadewaldts Aktivitäten Einfluß nahm. Schadewaldt spricht explizit von einer „historisch-politische[n] Publikation Exz. v. Kühlmanns“ und von „deren Übertragung“ durch Meinecke an ihn (Schadewaldt)[37]. Da der Diplomat die Publikation seiner Reden und Denkschriften tatkräftig mit angestoßen (ggf. so-

[34] Brief an Schadewaldt, 15.12.1919, ebd. – Dazu vgl. unten S. 374–383 und S. 652–653.

[35] Vgl. Friedrich Meinecke: Kühlmann und die päpstliche Friedensaktion von 1917, in: Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, XVII, Gesamtsitzung vom 7.6.1928, Berlin 1928, S. 174–192, hier 191 f.

[36] Alles in: PA Berlin, RZ 201/1185.

[37] Schadewaldt an Meinecke, 24.9.1920, GStA-PK, Nachlaß Meinecke, Korrespondenz, Nr. 42, Bl. 11.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gar initiiert) hatte, ist davon auszugehen, daß Schadewaldt die Informationen für das gezielte Nachfragen von Kühlmann selbst bekommen und dieser ihm die in Frage kommenden Dokumente genannt hatte. „Mit Exz. v. Kühlmann habe ich oft conferiert und stets in bestem Einvernehmen", berichtete Schadewaldt seinem Doktorvater Meinecke und betonte, „daß meine Audienzen bei ihm, ich darf sagen mehr persönlichen als geschäftlichen Charakter trugen"[38].

Zum Ende des Jahres 1919 hatte der Student das Material, das er zunächst bekommen hatte, fertig aufgearbeitet – als er unverhofft doch noch tiefere Einblicke bekam: „Vor Weihnachten lag meine Kühlmann-Publikation im Manuskript abgabereif vor, als mir zu meiner freudigen Überraschung nach langen, mühseligen Verhandlungen bei den Behörden doch noch das Aktenmaterial aus den streng geheimen Immediatvorträgen und Kronratsitzungen, soweit es sich auf Exz. von Kühlmann bezieht, zur Verfügung gestellt wurde." Die Freude währte jedoch nur kurz: „Ich […] erfahre nun, daß das ‚Benutzungsrecht' keineswegs das ‚Veröffentlichungsrecht' in sich schließen soll. Ich hoffe, […] daß zu guter Letzt nicht durch Verweigerung der Publikationserlaubnis dem Buch a priori ein großes Manko anhaftet; denn da es als historisch-politisches, nicht publizistisch-apologetisches Werk angelegt ist, dürfte Vollständigkeit der Dokumentensammlung ein wesentlicher Faktor für seinen Charakter als wissenschaftliches Quellenwerk sein."

Schadewaldt war für seine, wie er betonte, „rd ¾ Jahre […] Arbeit in intensivem Schaffen […] einschließlich der, in toto vielen Wochen ausfüllenden, Audienzen bei allen möglichen Behörden, Eingaben, Reisen usw." eine materielle „Entschädigung" in Aussicht gestellt worden – offenbar von Kühlmann selbst. Allerdings scheint es nur eine unkonkrete mündliche Verabredung gegeben zu haben, so daß der junge Student nun von seinem „hochgeschätzten und aufrichtig verehrten Universitätslehrer […] in der Frage der Entschädigung […] einen Rat erbitten" wollte: „Muss ich annehmen, daß mit Rücksicht auf den für mich zweifelsohne großen ideellen Wert der Arbeit eine Bezahlung der Leistungen nicht in Betracht kommt?"

Wie diese Frage geregelt wurde, ist nicht überliefert. In jedem Fall schaltete sich nun aber, als dem Geschichtsstudenten wesentliche Dokumente vorenthalten wurden oder nicht ermittelt werden konnten, der Staatssekretär a. D. erneut persönlich in das Vorhaben ein, das angesichts der inner- und außeramtlichen Widerstände und der fehlenden Publikationserlaubnis zu scheitern drohte. In einem Schreiben an das Auswärtige Amt von Anfang Februar 1920 betonte Kühlmann, daß es sich um eine „wissenschaftliche Publikation der während meiner Amtszeit gehaltenen Reden und Ansprachen" handele, vorgenommen „im Interesse des wissenschaftlichen Zweckes" durch den „wissenschaftliche[n] Bearbeiter[], Herr Schadewaldt"[39]. Vorwurfsvoll stellte Kühl-

[38] Schadewaldt an Meinecke, 1.2.1920, GStA-PK, Nachlaß Meinecke, Korrespondenz, Nr. 42, Bl. 10. Dort auch die folgenden Zitate.

[39] Dies und die folgenden Zitate: Kühlmann (aus dem Hotel Adlon) an das AA, 5.2.1920, PA Berlin, RZ 201/1185.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

mann fest, daß für das Vorhaben „von anderen Behörden, insbesondere vom Preußischen Staatsministerium und der Reichskanzlei die nötigen Materialien in dankenswertester Weise zur Verfügung gestellt worden sind“. Hingegen würden „noch Akten benötigt, welche im Zentralbüro des Auswärtigen Amtes aufbewahrt sind“. Kühlmann lieferte auch gleich eine detaillierte Liste mit:

„Protokolle der Besprechungen im Grossen Hauptquartier: 9. August 1917, 7. Oktober 1917, 12. November 1917, 20. November 1917, 15. April 1918, 12. Mai 1918, 7. Juli 1918

Protokolle der Besprechungen mit den Fraktionsführern des Reichstags: 8.–11. September 1917 (sogen. Siebener-Komissio[n]), 27. November 1917, 1. Januar 1918, 25. April 1918“.

Erneut betonte der ehemalige Diplomat, daß er „das gesamte Material vor der Veröffentlichung nochmals dem Auswärtigen Amte unterbreiten [werde], um sicher zu gehen, daß nichts aufgenommen wird, gegen dessen Veröffentlichung irgend welche politische Bedenken bestehen könnten“. Bezeichnend ist, daß er unter seiner Unterschrift „Wirkl. Geheimer Rat“ vermerkte, eine für seinen Briefverkehr durchaus untypische Betonung seines Titels, die dem Ansinnen wohl zusätzliches Gewicht verleihen sollte.

Derart vom früheren Amtsleiter zurechtgewiesen, zeigte sich das Zentralbüro des AA nun deutlich kooperativer: Schadewaldt wiederholte zwei Wochen später mit Bezug auf Kühlmanns Schreiben dessen Liste, ergänzt um „20. Dez. 17 (Grundlinien f. die Verhandlungen mit Rußland)“, „23. Jan. 18 (Verlauf der Verhandlungen von Brest-Litowsk)“, „4. Feb. 18 + 18. Mai 1918 (sog. Kreuznacher Abkommen m. Österr.)“. Süffisant bemerkte Schadewaldt dazu: „Da die benannten Protokolle weder im Preußischen Staatsministerium noch in der Reichskanzlei aufbewahrt sind, ist mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die Stücke bei den Akten des Auswärtigen Amtes liegen.“[40]

Tatsächlich waren nun auf einmal sowohl die Protokolle des Siebenerausschusses vom September 1917 wie die Besprechung im Großen Hauptquartier unter dem korrigierten Datum vom 6.11.1917 auffindbar, die im Sommer 1919 noch angeblich „nicht bei den Akten“ waren. Zudem vermutete das Zentralbüro die fünf Protokolle der Besprechungen mit den Fraktionsführern im Reichstagsbüro und ermittelte durch Befragung eines ehemaligen Mitarbeiters, daß die nicht aufgefundenen Akten der Besprechungen im Großen Hauptquartier sich wahrscheinlich bei den Akten des Generalstabes, „(der jetzigen Abwicklungsstelle des Generals v. Seeckt)“, befänden[41]. Am 4.3.1920 war es endlich soweit: „Auszüge d. Prot. sind freigegeben“, lautet eine Randbemerkung auf Kühlmanns Schreiben[42].

[40] Schadewaldt an Legationsrat Freytag, 20.2.1920, ebd.

[41] Vermerk des Zentralbüros vom 26.2.1920 auf Schadewaldts Brief vom 20.2.1920, ebd.

[42] Tatsächlich ist dies in den Akten nachweisbar. So findet sich zum Protokoll der Besprechung in Kreuznach am 9.8.1917 die Bemerkung, es „hat Herrn Schadewald[t] (Privatsekr. von H. v. Kühlmann) im Februar 1921 vorgelegen“; PA Berlin, RZ 201/21430, Weltkrieg Nr. 2. Friedensstimmungen und Aktionen zu Vermittlung des Friedens. Bd. 73, Bl. 99.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Daß nun viele Dokumente vorlagen, bedeutete jedoch noch nicht, daß man damit dem Ziel einer Publikation entscheidend näher gekommen wäre. Inzwischen als verantwortlicher Schriftleiter für Außenpolitik beim „Cottbuser Anzeiger“ tätig, kämpfte Schadewaldt auch im September 1921 als „Hauptaufgabe“ weiterhin, wie er Friedrich Meinecke mitteilte, um „die Freigabe der Kühlmannschen Dokumenten-Publikation, für die Ende November die Verhandlungen im Auswärtigen Amt wieder anheben sollen. Außenminister Rosen war der Freigabe nicht sehr geneigt, daher ließ Herr v. Kühlmann (und also auch ich) die weitere Arbeit ruhen, bis nun Wirth hoffentlich uns vom langen Warten erlöst. Mein Ehrenwort bindet mich dem Auswärtigen Amt.“ Schadewaldt bedauerte dies – und klagte zugleich (mit antisemitischem Zungenschlag) darüber, „daß mir der sehr gerissene österr. Jude Nowak in seinem sehr ordentlichen Werke ‚Der Sturz der Mittelmächte‘ mit dem Besten vom Besten hat zuvorkommen können. […] Ich bespreche mich in allen diesen Dingen in etwa 10 Tagen mit Herrn v. Kühlmann, mit dem ich bislang in sehr angenehmer Weise habe arbeiten dürfen“[43].

In diesen Gesprächen ist das gemeinsame Projekt dann offenkundig ohne Ergebnis ad acta gelegt worden. Da das Auswärtige Amt sich nachhaltig verweigerte, gab es für Kühlmann Anfang der 1920er Jahre keine Möglichkeit, „seine“ Dokumente offiziell zu publizieren. Dafür aber hatte sich ihm nun eine andere Möglichkeit aufgetan, über den Publizisten Karl Friedrich Nowak, wenn schon nicht seine gesammelten Originaldokumente, so doch seine Sicht der Dinge und einzelne Dokumente an die Öffentlichkeit zu bringen. Dies hatte für Kühlmann zudem den Vorteil, daß er in der Deckung bleiben konnte und nicht als Autor und Urheber direkt in Erscheinung trat. Das Nachsehen hatte Hans Schadewaldt, der aber sowohl mit Meinecke als auch mit Kühlmann bis zu deren Lebensenden in Kontakt blieb[44] und nach beider Tod nochmal in deren Sinne publizistisch tätig wurde[45].

Der österreichische Journalist und Verleger Karl Friedrich Nowak war zwei Jahre zuvor mit den Erinnerungen Conrad von Hötzendorfs hervorgetreten, die erhebliche Wellen geschlagen hatten[46]. Ähnlich erging es Mitte 1921

[43] Schadewaldt an Meinecke, 24.11.1921, GStA-PK, Nachlaß Meinecke, Korrespondenz, Nr. 42, Bl. 12.

[44] So wandte sich Kühlmann wegen einer Buchbesprechung an Schadewaldt, der seit 1924 Chefredakteur der „Ostdeutschen Morgenpost“ in Beuthen/Oberschlesien war. Der Antwort ist zu entnehmen, daß sich beide gelegentlich in Berlin trafen. Kühlmann an Schadewaldt, 6.11.1939, Antwort vom 8.11. mit Notiz darauf vom 26.1.1940, Nachlaß Kühlmann, Familienbesitz.

[45] Vgl. Hans Schadewaldt: Umschau – Kühlmann und die päpstliche Friedensaktion 1917, in: Stimmen der Zeit 155 (1954/55) S. 466 f. Darin bezeichnet er sich als „wissenschaftlicher Adlatus“ von Kühlmann, was er „auf Vorschlag meines unvergessenen Lehrers Friedrich Meinecke“ geworden sei.

[46] Karl Friedrich Nowak: Der Weg zur Katastrophe, Berlin 1919. Zur Person des Autors vgl. auch Eva Macho: Karl Friedrich Nowak (1882–1932), Sein Wirken als Kriegsberichterstatter, Autor und Verleger aus zeitgenössischer und heutiger Sicht, Frankfurt/Main 2008. Diese Dissertation wertet aber, trotz ihres Titels, vor allem den Wiener und nur sehr punk-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

seinem nächsten Buch, „Der Sturz der Mittelmächte“, zumal es „auf dem Studium von Geheimakten und Kronratsprotokollen und auf den wiederholten und ausführlichen, intimen und authentischen Darlegungen nahezu sämtlicher führenden Staatsmänner und Militärs [beruht], die auf der Seite der drei Mächte [Deutschland, Österreich-Ungarn und Bulgarien] aktiv an allen dargestellten Ereignissen beteiligt waren und die Entscheidungen herbeigeführt haben“[47]. Nowak nannte ihn nicht beim Namen, aber Richard von Kühlmann war eine, vielleicht sogar die, zentrale Person für sein Buch. Und er publizierte im Anhang einen Teil der Dokumente, die Schadewaldt (und Kühlmann) für ihre Edition vorgesehen hatten, nämlich die beiden Reichstagsreden vom 24. und 25.6.1918, über die der Staatssekretär stürzte, sowie die sie auslösende Rede von General Smuts in Glasgow vom 17.6.1918 (als Original-Wiedergabe der „Times“ und in deutscher Übersetzung)[48].

Daß es zwischen Kühlmann und Nowak offenbar Verbindungen geben mußte, entging kundigen Zeitgenossen nicht. So lobte Theodor Heuß in seiner Rezension insbesondere diesen Aspekt des „Sturzes der Mittelmächte“: „Durch die neue Arbeit sprechen ein paar Vordergrundfiguren des Krieges, die bislang mit eigenen Memoiren nicht hervorgetreten sind. […] Was die führenden deutschen Persönlichkeiten anlangt, so ist Nowak das Sprachrohr der Auffassungen von Kühlmann und General Hoffmann, beidemal in der Pointierung gegen Ludendorff. […] Ausführlich ist, rückschauend, die englisch-deutsche Verständigungspolitik beschrieben, deren einer Exponent Kühlmann gewesen war, […] ein Kapitel, das […] deutlich als Rechtfertigung der gesamtpolitischen Einstellung des Staatssekretärs zu dienen hat.“[49] In der Zeitschrift „Die deutsche Nation“, unter der Schriftleitung von Theodor Heuß u. a., herausgegeben von Harry Graf Kessler, Eugen Schiffer, Kurt Riezler und Walter Goetz, hieß es noch zwei Jahre später: „Im ‚Weg in die Katastrophe‘ lieh Nowak seine bewegliche Feder dem Marschall Conrad, im ‚Sturz der Mittelmächte‘ dem Staatssekretär

tuell den durchaus umfangreichen Berliner Teil des Nowak-Nachlasses aus, so daß die hier folgenden Zusammenhänge (und vieles mehr) unberücksichtigt bleiben.

47 Karl Friedrich Nowak: Der Sturz der Mittelmächte, München 1921, S. VIII.

48 Vgl. ebd. S. 378–411.

49 Theodor Heuß: Neuerscheinungen, in: Deutsche Politik 6 (13.8.1921) S. 791 f. Vgl. auch weitere wohlwollende Rezensionen in: „Kölnische Zeitung“, 28.6.1921 (für die Nowak im Weltkrieg als Kriegsberichterstatter tätig gewesen war); Walther Koch: Weltkriegsende 1917–1918, in: Sozialistische Monatshefte 27 (1921) S. 837–840; Hermann Höpker-Aschoff: Der Sturz der Mittelmächte, in: Die Hilfe 27 (1921) S. 531–533; sowie Ernst Feder: Der Sturz der Mittelmächte, in: „Berliner Tageblatt“, 21.5.1921: „Das erste Kapitel beschreibt aus intimer Kenntnis der Menschen und der Vorgänge die Verhandlungen von Brest-Litowsk. […] Ein Hauptteil der Schrift, dem der Verfasser offenbar sein besonderes Interesse zuwendet, gilt den Friedensbemühungen des Staatssekretärs von Kühlmann. […] Seine ganze Haltung, sein Verlangen nach der Aussprache mit England wird psychologisch fein nicht nur aus realpolitischen Erwägungen sondern auch aus seinem persönlichen Erleben hergeleitet.“ Überraschend positiv auch der Militärschriftsteller und Hindenburg-Apologet Hans-Caspar von Zobeltitz, in: Daheim 58 (1,2/1922) S. 17: „Neu ist vieles der Brest-Litowsker Verhandlungen, neu und klärend der breite Abschnitt über Kühlmanns Friedensbemühungen. […] Man lese es.“

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Kühlmann und dem General Hoffmann. Dies, daß man die Akteure hinter der Darstellung spürte, gab den Büchern über ihren schriftstellerischen Reiz hinaus die historische Bedeutung."[50] Die „Kölnische Volkszeitung" stellte am 7.9.1921 ebenfalls fest: „Am besten unterrichtet zeigt sich Nowak über die politischen Ansichten und diplomatischen Unternehmungen des Staatssekretärs v. Kühlmann. Hier wird er gewiß mündliche Informationen oder schriftliche Aufzeichnungen bekommen haben." Auch Kritiker, wie der deutschnationale Historiker Karl Jacob, hoben diesen Gesichtspunkt hervor: „Die Bedeutung des Buches beruht darauf, daß dem Verfasser geheime, d. h. nicht veröffentlichte Akten und namentlich Mitteilungen beteiligter Staatsmänner – vor allem augenscheinlich des Staatssekretärs von Kühlmann – zur Verfügung gestanden haben."[51]

Anderen Kritikern stieß gerade dieser Punkt negativ auf; Hans F. Helmolt nannte dabei Kühlmann nicht einmal beim Namen: „Erschwerend wirkt das bekannt prononcierte Verhältnis des Verfassers zu gewissen prominenten Leuten der Kriegsjahre"[52]. Hermann von Kuhl, General der Infanterie a. D., 1916–18 als Chef des Stabes der Heeresgruppe „Kronprinz Rupprecht" an der Westfront enger Mitarbeiter von Ludendorff und Hindenburg, beklagte, daß „auf Grund dieses ungleichmäßigen, wohl auch hier und da einseitigen Materials sich kein erschöpfendes, völlig abgerundetes Bild der Ereignisse ergibt. […] Offenbar liegen mündliche Mitteilungen hervortretender Persönlichkeiten […] zugrunde. Diese Persönlichkeiten […] erscheinen wohl auch in einem günstigeren Lichte. […] Zu den […] Persönlichkeiten, die sich einer günstigeren Beurteilung durch Nowak erfreuen, zählen auch der Staatssekretär des Auswärtigen v. Kühlmann und Prinz Max von Baden. Wenn allerdings in bezug auf Kühlmann hervorgehoben wird, daß er schon in dem Augenblick, als er die Leitung der auswärtigen Geschäfte übernahm, nicht an den deutschen Sieg und an eine günstige Entscheidung durch die Waffen glaubte, so dürfte er wohl nicht am richtigen Platze gewesen sein"[53].

---

[50] Rezension zu Karl Friedrich Nowaks Nachfolgebuch „Chaos", in: Die deutsche Nation 5 (1923) S. 226.

[51] Karl Jacobs Bemerkungen zum „Sturz der Mittelmächte" in einer Sammelrezension, in: Vergangenheit und Gegenwart 12 (1922) S. 187.

[52] Hans F. Helmolt: Der Sturz der Mittelmächte (Rezension), in: Das literarische Echo 24 (1921/22) S. 636 f. Sogar das Times Literary Supplement 1167 (29.5.1924) urteilte ähnlich über die englische Übersetzung des Buches: „The fact that it is impossible to be sure just where the history ends and the anecdote begins sets up a feeling of exasperation. […] There are errors in perspective. Herr von Kühlmann's half-hearted peace overture is treated at disproportionate length". „Describing the final collapse of the Central Powers, Dr. Nowak had in fact received the confidences of men such as Conrad von Hötzendorff, Kühlmann and General Hoffmann; and he was enabled thereby to give many graphic and vivid details of what had taken place during the dramatic months of 1918. But at the best the method is a dangerous one", lautete das Urteil auch noch Jahre später (Versailles, in: ebd. Nr. 1402, 13.12.1928).

[53] Hermann von Kuhl: Der Sturz der Mittelmächte, in: Militärwochenblatt 18 (1921) S. 378–380.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Beißend ironisch fiel die Kritik der „Deutschen Tageszeitung“ an der angeblich „in fürchterlichstem Deutsch geschriebene[n] Geschichtsklitterung“ aus, die Ludendorff, „diesem unbedeutenden geistigen Zwergwesen, das durch einen unglücklichen Zufall an die Spitze der größten und besten Militärorganisation der Welt gelangt war, einen wirklich bedeutenden Menschen von überragenden intellektuellen und staatsmännischen Fähigkeiten gegenüberstellt, einen Mann, der beinahe, beinahe die Welt überhaupt vom Kriegsübel erlöst hätte – durch das deutsch-englische Kolonialabkommen 1914! – und der beinahe, beinahe den Krieg zu einem guten Ende brachte – durch Ausnutzung einer englischen Friedensbereitschaft im Juni 1918, von der freilich nur er etwas merkte! – den Herrn von Kühlmann. […] Die Macht der Finsternis und die Macht des strahlenden Lichts! In wessen Hirn beginnt es da nicht fürchterlich zu tagen!“ Nowaks Buch stimme „das Heldenlied von Kühlmann dem Unvergleichlichen“ an, indem er die „nachträglich entdeckten märchenhaften Qualitäten des Herrn von Kühlmann“ in den Mittelpunkt stelle. „Wohl nicht allzufern vom Friedländer-Fuld-Palais der Gemahlin seines neuerkorenen Helden greift er in die Leier, zu preisen Herrn von Kühlmann. […] Herr Nowak sieht die deutschen Dinge aus der Leipziger-Platz-Perspektive des Kühlmannschen Palais. […] Von den innerdeutschen Verhältnissen hat er auch nicht einen blauen Dunst. […] Aber von seinem Infiltrator und Inspirator, von seinem Helden von Kühlmann sollte man das doch verlangen dürfen“[54]. Damit bezog der Rezensent subtil abwertend Kühlmanns zweite Frau in seine Darstellung mit ein[55]. Die unterstellte Nähe zwischen Kühlmann und Nowak bei der Entstehung des Buchs traf hingegen zu.

Tatsächlich war Kühlmanns Rolle zentral, zumindest was den Deutschland betreffenden Teil von Nowaks Publikation betraf. Zum einen traf sich der Ex-Staatssekretär mehrfach mit dem Journalisten zu eingehenden Gesprächen, in denen er seine Sichtweise auf die Ereignisse der Jahre 1917/18 ausführlich schilderte[56]. Diese Auskünfte fanden breiten Niederschlag im „Sturz der Mittelmächte“. Die Zusammenarbeit ging sogar so weit, daß ganze Passagen des Buchs gar nicht von Nowak, sondern tatsächlich von Kühlmann verfaßt wurden. Insbesondere die Ausführungen zu den Kolonialverhandlungen in Lon-

[54] W. A.: Schuldabwälzung. „Der Sturz der Mittelmächte“, in: „Deutsche Tageszeitung“, 23.6.1921.

[55] Kühlmann heiratete – drei Jahre nach dem Tod seiner ersten Frau – am 4.3.1920 auf Schloß Lanke/Mark die deutlich jüngere Marie-Anne von Friedlaender-Fuld (1892–1973), Tochter des Großindustriellen Friedrich von Friedlaender, der vom Juden- zum Christentum konvertiert war. Das Palais Fuld befand sich in Berlin am Pariser (!) Platz neben der Französischen Botschaft. Die Ehe wurde 1923 geschieden.

[56] Vgl. z. B. Nowaks ausführliches Protokoll zu seiner zweiten eingehenden Unterredung mit Kühlmann vom 22.7.1920, Bundesarchiv Berlin (BArch), Nachlaß Nowak, N 2213, Nr. 15, AS 1. Aus dem weiteren Briefwechsel geht hervor, daß sich beide häufiger zu intensiven Gesprächen und Interviews für das Buch trafen: offenbar zweimal (im August und zum Jahresende 1920) in Kühlmanns oberbayerischen Anwesen in Ohlstadt, Ende Januar 1921 und ggf. erneut im Frühjahr in Berlin und am 1.6.1921 in München (als das Buch gerade erschien).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

don vor Kriegsausbruch schrieb der Diplomat selbst. Nowak überarbeitete sie nurmehr leicht stilistisch und erweiterte sie um Aspekte wie die Haldane-Mission[57]. Hier war nicht, wie sonst häufig üblich, der Journalist Ghostwriter für den Politiker, sondern die Rollen waren (zumindest für diese Passagen der Publikation) vertauscht. Vor diesem Hintergrund war es wenig verwunderlich, daß Kühlmanns Kolonialverhandlungen in Nowaks Urteil zum „staatsmännischen Triumph" wurden, dem, sehr enthusiastisch formuliert, ausgesprochen weitreichendes Potential attestiert wurde: „Vielleicht stellte das Ergebnis seines Londoner Aufenthaltes sogar den bisher denkwürdigsten Wendepunkt der Geschichte Europas und aller Staaten dar."[58]

Zum anderen versuchte Kühlmann Einfluß auf die Gewichtung der Einzelereignisse in der Gesamtdarstellung Nowaks zu nehmen. So schrieb er ihm im August 1920: „Wenn ich nach unseren Gesprächen schließen kann, so teile ich allerdings Ihren Eindruck, daß Bukarest zu kurz kommt. Es ist aber in der Gesamtentwicklung doch zu wichtig, als daß sich eine so inferiore Behandlung rechtfertigen ließe."[59] Mit dieser Intervention war er war jedoch nicht erfolgreich. Es blieb dabei, daß die Verhandlungen von Bukarest – im Unterschied zu denen von Brest-Litovsk – kein eigenes Kapitel im Buch erhielten.

Schließlich stattete der ehemalige Staatssekretär Nowak mit Empfehlungsschreiben (z. B. an seinen Vorgänger Zimmermann oder seinen engen Mitarbeiter von Rosenberg) aus und öffnete ihm damit wichtige Türen[60]. Auch regte er an, daß Nowak sich mit von Hoesch traf („mein politischer Privatsekretär während der Friedensschlüsse von Brest-Litowsk und Bukarest […,] sicher mit der genaueste Kenner der dortigen Vorgänge", der „manche Eindrücke noch ergänzen oder vertiefen" könne,) und vermittelte den Kontakt[61].

So war es am Ende gar ein wenig ironisch, daß die „Deutsche Revue" Nowaks Buch zwar mit latent antisemitischem Unterton kritisierte, wegen der angeblichen „Marke ‚Harden', die seine Feder trägt", aber auch anerkennend schrieb: „In Anbetracht der ängstlichen Verschlossenheit, die sonst alle Staatsarchive zu beobachten pflegen, muß man jedenfalls staunen, daß sich viele verschlossene Türen dem Verfasser dieses Buches so bereitwillig geöffnet haben, und man muß ihn um das geheime Zauberwort beneiden, das dies bewirkt hat"[62]. Ob die „Deutsche Revue" dieses Lob auch ausgesprochen hätte, wenn sie geahnt hätte, daß ein wesentlicher Teil dieses Zauberwortes „Kühlmann" lautete?

---

[57] In Nowaks Nachlaß, ebd. AS 149–154, existieren fünfseitige handschriftliche Ausführungen Kühlmanns, die er schon in der dritten Person über sich selbst formulierte und die sich dann – lediglich punktuell sprachlich abgewandelt – in Nowaks Buch auf S. 146 und 148 sowie als einzelne Passagen auf S. 149 und 152 wiederfinden.

[58] Nowak, Der Sturz der Mittelmächte, S. 143.

[59] Kühlmann an Nowak, 12.8.1920, BArch, Nachlaß Nowak, AS 2.

[60] Vgl. Kühlmann an Nowak, 24.11.1920, ebd. AS 3.

[61] Kühlmann an Nowak, 22.1.1921, ebd. AS 5.

[62] Th. v. S., Der Sturz der Mittelmächte (Rezension), in: Deutsche Revue 46 (4/1921) S. 90 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ein weiterer Schritt des Ex-Diplomaten, das Bild seiner früheren Tätigkeit in der Öffentlichkeit indirekt zu beeinflussen, ohne selbst mit einer Darstellung vor das Publikum zu treten, geschah ebenfalls unter Zuhilfenahme von Nowak, nämlich die deutsche Ausgabe des Buches „The real von Kühlmann". Die Originalausgabe hatte Thomas Rhodes, ein enger englischer Freund von Kühlmanns, 1925 in London veröffentlicht, um dessen Bild in Großbritannien geradezurücken. Der Protagonist des Buchs höchstselbst empfahl es nun Nowak für dessen „Verlag für Kulturpolitik", wo die Schrift dann auch 1926 auf Deutsch erschien. Kühlmanns Zuarbeit ging dabei so weit, daß er eigenhändig etliche Veränderungen, „zum Teil Umfassung" an den Korrekturbögen vornahm, bevor das Buch in Druck ging, da die Übersetzung nach dem Urteil des Diplomaten „keineswegs musterhaft" ausfiel: „Der Übersetzer beherrscht die Feinheiten der englischen Sprache nicht. An zahlreichen Stellen ging seine Übersetzung entweder am Sinn vorbei oder veränderte diesen geradezu ins Gegenteil. An einer Stelle ließ er gleich einen Absatz aus. Auch sein Deutsch kann nicht ungeteilten Beifall finden. […] Ich denke, daß mit den jetzt angebrachten Korrekturen das Büchlein veröffentlicht werden kann."[63]

Noch immer aber hatte sich Kühlmann nicht direkt, öffentlich und ausführlich über seine Amtszeit geäußert, noch immer gab es von ihm keine Autobiographie. Folglich wurde seine Aussage vor dem Untersuchungsausschuß des Reichstags am 15. und 17.12.1926 in der Öffentlichkeit mit großer Spannung und riesigem Interesse verfolgt[64]. Das „Berliner Tageblatt" betitelte seinen Artikel mit „Kühlmann spricht" und urteilte: „Es ist ein Ereignis, daß der Staatsmann, der im Sommer 1917 zur Leitung der auswärtigen Politik des Reiches berufen wurde, endlich einmal das Schweigen bricht, das er sich bis jetzt auferlegt hat. Kühlmann war fast der einzige unter all den an den großen Entscheidungen jener Jahre beteiligten Persönlichkeiten, der bisher jeder Lockung widerstand, sein persönliches Wissen um die Entwicklung der Dinge der Allgemeinheit mitzuteilen. Er hat keine Erinnerungen geschrieben. Er hat selbst gegenüber den schwersten Angriffen, denen er ausgesetzt war, sein Schweigen nicht gebrochen. Er hat auch bisher vor den Untersuchungsausschüssen des Reichstags nur vertraulich, noch nicht öffentlich ausgesagt. Es liegt auf der Hand, daß den Beiträgen zur Erforschung der Wahrheit, die Kühlmann zu geben in der Lage ist, ganz außerordentliche Bedeutung zukommt."[65]

In diesem Urteil waren sich die Presseorgane der Weimarer Republik erstaunlich einig. Die Titelseite der Zentrumszeitung „Germania" bemerkte zu „Kühlmanns Verteidigung" (so die Überschrift): „Der Ausschußsaal, die Abgeordnetenplätze, die Pressetische und der Zuhörerraum waren noch viel stärker besetzt als gestern [als Michaelis aussagte]. Ueber allen lag eine neue

[63] Vgl. Nowak an Kühlmann, 30.6.1925, 15. und 16.7.1925; Kühlmann an Nowak, 3.7., 14.7., 24.8.1925 und 18.2.1926 (hieraus die Zitate), BArch, Nachlaß Nowak, AS 18a–25.

[64] Vgl. Das Werk des Untersuchungsausschusses. Vierte Reihe IV,7,2 S. 61–150. Siehe unten S. 768–769.

[65] K. E. M.: „Kühlmann spricht", in: „Berliner Tageblatt", 15.12.1926, Nr. 591, Abendausgabe.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Spannung.“[66] Sogar „Der Tag“ aus dem Hugenberg-Konzern sah Kühlmanns Aussage sehr ähnlich: „Er ist der einzige, der über die Ereignisse vom Herbst 1917 authentisch Auskunft geben kann, denn in seiner Hand lag die Friedensaktion. Er ist der einzige, der bisher keine Memoiren geschrieben und auch nie öffentlich über jene Dinge gesprochen hat. Heute steht er da. […] Heute sieht man viele rote Köpfe, während Kühlmann zwei Stunden zusammenhängend spricht, ruhig und doch hallend, vornehm und doch vernichtend, dann noch eine Stunde auf ein Fragengestammel der Interessierten Rede und Antwort steht.“[67]

Trotz dieses großen Interesses änderte Kühlmann seine ablehnende Haltung zu Memoiren nicht. In den folgenden Jahren blieb seine Beziehung zu Karl Friedrich Nowak eng, so daß der Journalist weiterhin als Sprachrohr für den Diplomaten fungieren konnte. Kühlmann unterstützte auch Nowaks spätere Bücher durch intensive Gespräche im Vorfeld und nahm inhaltlich großen Einfluß[68]. So gab der Journalist sein Manuskript zum 1927 erschienenen Buch „Versailles“ an Kühlmann zur Durchsicht. Dieser antwortete ihm: „Es ist sicher Ihr klarstes Werk von großer Planmäßigkeit und Einheitlichkeit der Struktur und vollkommener Durchsichtigkeit des Aufbaues. Ihr Verdienst ist umso größer, da die Materie groß, unübersichtlich und zum Teil konfus war. Ich möchte sehr gerne mit Ihnen über das Buch reden, da ich einiges geändert haben möchte, nicht viel, aber doch Dinge, deren Änderung mir wesentlich scheint, da ich fürchte, manches könnte die Öffentlichkeit in Amerika verletzen, was sicher weder in Ihrer Absicht noch in Ihrem Interesse liegt.“[69]

Nowak suchte für alle seine Bücher die Nähe zu den damals politisch handelnden, nun historisch relevanten Personen, um aus intensiven Interviews und Stellungnahmen das Material für seine unorthodoxe Art der Geschichtsschreibung, eine Art persönlicher Historiographie, zu gewinnen. Kühlmann machte Nowak hierzu vertrauliche Mitteilungen über geheime Vorgänge während seiner Amtszeit – wie dies auch etliche andere Staatsmänner und Militärs der Weltkriegszeit taten: Feldmarschall Conrad, General Hoffmann, Graf Brockdorff-Rantzau und viele mehr. Mit dem Versailles-Buch war hier die Zusammenarbeit zwischen Nowak und Kühlmann aber bei einem Projekt sehr eng, für das Kühlmann gar nicht als Zeitzeuge aus der ersten Reihe der handelnden Akteure dienen konnte. Dies zeigt, daß Kühlmann für Nowak sehr viel mehr war als „nur“ eine persönliche Quelle, anders als etliche seiner übrigen Ge-

[66] „Kühlmanns Verteidigung“, in: „Germania“, 15.12.1926, Nr. 383B, Abendausgabe, S. 1.

[67] A.: „Großreinemachen“, in: „Der Tag“, 16.12.1926, Nr. 300.

[68] So besuchte Nowak Kühlmann im Sommer 1923 in Bayern (Eintrag ins Gästebuch des Raunerhofs in Ohlstadt am 30.8.1923; Nachlaß Kühlmann). Weitere Gespräche fanden nachweisbar statt am 12.4.1927 und Mitte April 1928 in Berlin, am 26.6.1929 in Ohlstadt, dazu am 8.10. und einem weiteren Herbsttermin 1929, am 27. und 29.12.1929 auf dem Stummschen Schloß Ramholz, am 20.1.1931 sowie auch in den ersten Januartagen 1932 in Berlin; vgl. BArch, Nachlaß Nowak, AS 45 ff. Über viele dieser Gespräche verfaßte Nowak Aufzeichnungen, die er Kühlmann im Nachhinein noch zur Korrektur vorlegte. Hinzu kamen weitere, eher informelle Treffen zum Frühstück oder Abendessen.

[69] Kühlmann an Nowak, 23.7.1927, ebd. AS 33.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sprächspartner. Die jahrelange Kooperation von 1920 bis zum Tod des Publizisten Ende 1932 offenbart, wie eng das Verhältnis der beiden tatsächlich war. Kühlmann öffnete Nowak viele Türen, ebnete Wege, stellte Kontakte her und arbeitete inhaltlich direkt an Publikationen mit, selbst wenn diese gar nicht seine diplomatisch aktive Zeit betrafen. Beide zogen gewissermaßen an einem historisch-politischen Strang. Der Diplomat war für den Journalisten ein wichtiger Initiator, Ratgeber und Drahtzieher im Hintergrund – während Nowak mit den übrigen Gesprächspartnern „nur" punktuell für das jeweilige Buchprojekt zusammenarbeitete. Damit unterstützte Kühlmann zudem eine neuartige Form von Zeitgeschichtsschreibung und verhalf ihr zu Substanz und Ansehen. Denn Nowak hatte, wie die „Kölnische Zeitung" treffend bemerkte, „seine eigene, in keiner historischen Schule gelernte Methode der Quellenerschließung; eine eigenartig persönliche Methode […,] wirklich eine neue Art, Geschichte zu schreiben gefunden, und schon das ist ein unbestreitbares Verdienst"[70]. (Allerdings war diese Methode auch nicht ohne Tücken, wie sich vor allem in der zu unkritischen Übernahme der Ansichten Wilhelms II. in Nowaks „Das dritte deutsche Kaiserreich" zeigen sollte.)

Für Kühlmann bedeutete diese enge Beziehung offenbar auch, daß er – nicht ganz frei von wilhelminisch-obrigkeitsstaatlichen Anklängen – wie selbstverständlich eine direkte Zugriffsmöglichkeit auf einzelne Formulierungen in Nowaks Büchern beanspruchte („da ich einiges geändert haben möchte"). „Eure Exzellenz" sah in dem „liebe[n] Herr[n] Nowak" (so die gegenseitigen Anreden) weniger einen freien Publizisten als eher einen ausführenden Schriftsteller, der als sein historiographisches Sprachrohr fungierte und populärwissenschaftlich zu Papier brachte, was Kühlmann dachte. Nowak ließ den Staatssekretär a. D. in diesem Glauben, umschmeichelte ihn bis zu seinem Lebensende und profitierte immens von Kühlmanns Beziehungen, Anregungen und Aussagen. Vieles davon übernahm Nowak in der Tat, die jeweiligen Gedankenwelten und Grundüberzeugungen waren sich schon sehr

[70] Hans Pinkow: Bücherbesprechungen Politik und Geschichte, Karl Friedrich Nowak, Versailles, in: „Kölnische Zeitung", 15.11.1927. Erneut bei der Besprechung des zweiten Bandes, ebd. 6.12.1931: „Wenn manche Kritiker die Art Nowaks, Geschichte zu schreiben, auch beanstanden mögen – sie bleibt dennoch reizvoll und plastisch –, sie werden ihm nicht das Verdienst bestreiten dürfen, Quellen gefunden und gesichert zu haben." Auch Karl Anton Prinz Rohan lobte Nowak in seiner Zeitschrift „Europäische Revue" 4 (1928) S. 318 f. für „die unbestreitbare Tatsache, daß er eine dem Deutschen bisher unbekannte Darstellungsform gefunden hat […] zwischen reiner Geschichtsschreibung und politischem Essay". Seine Bücher „behandeln aktuelle, noch heiße politische Fragen, auf Grund von Aktenmaterial, aber vor allem auf Grund von Aussagen und Deutungen noch lebender Staatsmänner. Es ist dies eine neue Methode, deren Wert ohne weiteres einleuchtet." Selbst ein renommierter englischer Historiker wie G. P. Gooch urteilte anerkennend: „Nowaks four works on the World War and the settlement are known to all students of the great catastrophe. […] Packed with information derived from many leading actors in the drama, and written with rare dramatic power, they have found many readers in the author's country and abroad"; George Peabody Gooch: The Fall of Bismarck (Rezension zu: Nowak, Kaiser and Chancellor, The opening years of the reign of William II, London 1930), in: Contemporary Review 139 (12/1930) S. 793–795, hier 793.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ähnlich, die persönlichen Beziehungen offenbar freundschaftlicher Natur. Am Ende behielt sich der Journalist aber, wie die knappe Behandlung des Friedens von Bukarest im „Sturz der Mittelmächte“ zeigt, die letzte Entscheidung vor – auch wenn er in der Korrespondenz mit Kühlmann der Sache einen anderen Anschein gab.

Kühlmann nutzte seine vielfältigen Kontakte zur Weiterverbreitung von Nowaks eigenen Büchern und denen des Verlags für Kulturpolitik (Anbahnung von Rezensionen, Versand an einflußreiche Personen u. ä.). Auch legte er Nowak immer wieder Bücher ans Herz (sowohl über Politik und Diplomatie, aber auch kultureller Art) zur Publikation in dessen Verlag – und er empfahl sogar eine neue Verlagssekretärin[71]. Im Falle von Nowaks Versailles-Buch ging die Kooperation so weit, daß Kühlmann die Publikation, auf deren Inhalte er selbst Einfluß genommen hatte, im „Berliner Tageblatt“ eigenhändig rezensierte – allerdings unter Pseudonym, da er sich offenkundig nach wie vor nicht unter seinem Namen öffentlich zu Weltkriegsthemen und zur deutschen Außenpolitik äußern wollte. Kühlmann lobte in seiner Rezension an Nowaks „Schlußstein seiner großen Monographien über die diplomatische Geschichte des Weltkrieges“ vor allem die „meisterliche[] Anwendung seiner erprobten Methode, alles publizierte Material durch eingehende mündliche Darlegungen der handelnden Staatsmänner zu bereichern und zu beleben“[72]. Seiner langjährigen guten Freundin, der deutsch-französischen Schriftstellerin Annette Kolb, die das Buch für die „Frankfurter Zeitung“ besprechen sollte, hatte er zudem „einiges Material zur Verfügung gestellt, so daß auch in diesem viel gelesenen Blatte sicher etwas Kluges und Interessantes zu lesen sein wird“[73]. Schließlich ließ er seine Beziehungen spielen für eine Besprechung im englischen „Spectator“ und versuchte Joseph Caillaux und Lord Birkenhead (vergeblich) jeweils für ein Vorwort der französischen bzw. englischen Übersetzung des Buchs zu gewinnen[74].

---

[71] Vgl. Kühlmann an Nowak, 15.10.1924, BArch, Nachlaß Nowak, AS 14.

[72] Viator [Richard von Kühlmann]: Versailles, in: „Berliner Tageblatt“, 29.9.1927; die Redaktion der Zeitung formulierte dazu einleitend: „Von einem der bekanntesten und hervorragendsten deutschen Diplomaten wird uns geschrieben“. Vgl. Theodor Wolff: Rückblick, in: „Berliner Tageblatt“, 2.10.1927, und Kühlmann an Nowak, 4.10.1927, BArch, Nachlaß Nowak, AS 34: „Meine Zeilen im Berliner Tageblatt sowie Theodor Wolffs ausführliche Besprechung in der Sonntags Nummer werden Ihnen durch Ihr Büro vorgelegt sein. Ich hoffe, Sie sind damit zufrieden.“

[73] Annette Kolb erstellte zwar eine Rezension, die die „Frankfurter Zeitung“ am Ende jedoch offenbar nicht abdruckte, vgl. Kühlmann an Nowak, 8.12.1927, ebd. AS 36.

[74] Vgl. Kühlmann an Nowak, 2.12.1927, 5.3., 16.4. und 13.7.1928, ebd. AS 35, 37, 39, 43. Kühlmann war auch hinsichtlich der Pressearbeit für das Buch in England nützlich, vgl. Nowak an Kühlmann, 4.9.1928, ebd. AS 48f.: „Sehr dankbar bin ich Euerer Exzellenz für die freundliche Bereitschaft, den englischen Verleger Mr. Victor Gollancz bei Lord Beaverbrook durch ein Schreiben einführen zu wollen, daß ihm die Möglichkeit gegeben wird, die Campagne für ‚Versailles‘ mit dem Lord durchzusprechen.“ Lord Beaverbrook werde sich „nicht nur politisch, sondern auch deshalb“ für das Buch interessieren, „weil Exzellenz ihn auf die Wichtigkeit aufmerksam machen und persönlich anregen, daß Herr Gollancz gehört werden soll“. Nowak erhoffte sich dadurch Besprechungen im von Beaver-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Am Ende trug Kühlmann auch dazu bei, daß Nowak in Kontakt zu Kaiser Wilhelm II. kam, was für dessen weitere historisch-journalistische Karriere ausgesprochen wichtig werden sollte. Daraus entstand eine auf drei Bände angelegte Buchserie Nowaks (wobei, durch seinen Tod bedingt, nur zwei Bücher erschienen) zur Geschichte Deutschlands unter Wilhelm II., betitelt „Das dritte deutsche Kaiserreich", die vornehmlich auf Interviews mit dem exilierten Monarchen und auf von Wilhelm bereitgestelltem Material basierte. Die Anregung dazu kam offenbar von Kühlmann, obwohl dieser selbst nur in einer bestenfalls losen Beziehung zum Monarchen im niederländischen Exil stand[75]. Nowak bekannte gegenüber Kühlmann, daß „das ganze Werk nicht entstanden wäre, hätten Euere Excellenz mich nicht immer wieder dazu gedrängt, mit dem Kaiser in Verbindung zu treten, der als größte lebendige Quelle historischen Geschehens nicht von Jemand übersehen werden dürfte, der als Historiker ernsthaft arbeiten wolle. Euere Excellenz haben vollkommen recht behalten. Es ist wirklich viel Neues, Wichtiges, Wesentliches zutage gefördert worden, das der Zeit wie der Figur des Kaisers klarere Züge gibt"[76]. Zudem vermittelte Kühlmann den für Nowaks „drittes deutsches Kaiserreich" ergiebigen Kontakt zu Ex-König Ferdinand von Bulgarien[77]. Auch lernten sich in Kühlmanns Wohnung in der Wilhelmstraße im November 1928 – „vor einem reizvollen Hintergrund von altem Porzellan und Stichen des siebzehnten Jahrhunderts" – Nowak und der frühere britische Diplomat und angehende Journalist R. H. Bruce Lockhart kennen[78]. Aus dieser Kontaktanbahnung entstand dann die deutsche Ausgabe der in England von Sir Frederick Pon-

brook kontrollierten Daily Express, Evening Standard, Observer und weiteren bis zu 40 Zeitungen, so daß „das Werk der Gegenstand einer ganz großen Diskussion wird".

[75] Kühlmann machte 1933 zwar öffentlich, daß er „nach dem Kriege, wenn ich in Holland war, […] in Doorn meine Aufwartung gemacht" habe, bestritt jedoch, jemals im Briefwechsel mit dem Kaiser gestanden zu haben; Madol, Gespräche mit Verantwortlichen, S. 127 f. (ähnlich in: Kühlmann, Erinnerungen, S. 580). Zeitlich nachweisbar ist ein Besuch im Rahmen seines Sommerurlaubs 1928, vgl. Kühlmann an Nowak, 24.8.1928, ebd. AS 46 f.: „Ich komme eben von Holland zurück, wo ich außer einem Frühstück in Do[o]rn auch sonst manches Anregende gesehen und erlebt habe […] während der 14tägigen Faulenzer Periode in Noordwijk". Bereits im Januar 1927, also über ein Jahr zuvor, hatte Nowak aber schon die ersten Gespräche mit Wilhelm II.; die Verbindung war maßgeblich über dessen zweite Frau Hermine zustande gekommen, vgl. Sigurd von Ilsemann: Der Kaiser in Holland, Aufzeichnungen des letzten Flügeladjutanten Kaiser Wilhelms II., hrsg. v. Harald von Koenigswald, Bd. 2, Monarchie und Nationalsozialismus 1924–1941, München 1968, S. 41 und 44 (Einträge vom 1.11.1926 und 15.1.1927).

[76] Nowak an Kühlmann, 1.7.1930, BArch, Nachlaß Nowak, AS 87–90. Allerdings war Nowaks Darstellung damals angesichts der Vorwürfe gegen Bismarck hoch umstritten (vgl. v. a. Siegfried von Kardorff: Im Kampfe um Bismarck, Eine Auseinandersetzung mit Karl Friedrich Nowak, Berlin 1930) und tatsächlich keineswegs frei von Apologien.

[77] Kühlmann an Nowak, 9.12.1929; Nowak an Kühlmann, 13.12.1929; BArch, Nachlaß Nowak, AS 66 f.

[78] R. H. Bruce Lockhart: Als Diplomat, Bankmann und Journalist im Nachkriegseuropa, Stuttgart/Berlin 1935, S. 376 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sonby herausgegebenen „Briefe der Kaiserin Friedrich“ mit dem Vorwort Wilhelms II.[79]

Beim angesprochenen zweiten Band von Nowaks „Das dritte deutsche Kaiserreich“, betitelt „Deutschlands Weg in die Einkreisung“ (Berlin 1931), der die Nach-Bismarck-Jahre bis 1905 behandelte, war Kühlmanns Einfluß besonders groß. Im Unterschied zum ersten Band über die Jahre 1888–90, zu dem er aus erster Hand nichts beitragen konnte, gab Kühlmann hier wichtigen inhaltlichen Input, v. a. bei der Behandlung der Kaiserlandung in Tanger 1905 und der Anknüpfung über den Grafen Chérisey[80]. Erstmals wurde hier seine Sicht auf dieses weltgeschichtlich wichtige Ereignis öffentlich – und trat auch offen zutage, da Nowak in diesem Band (im Unterschied zu seinen früheren Büchern) seine Quellen benennen durfte und benannte[81]. Einige Seiten des Buchs sind im wesentlichen Kühlmanns Aktivitäten in Tanger gewidmet. Zumindest in der britischen Rezeption des Nowak-Buchs wurde dies explizit zur Kenntnis genommen: „The closing chapters of the book provide a most vivid account of the spectacular journeys to Tangier and Björkö. […] In this instance our author has received information from Kühlmann, the German Chargé in Tangier, as well as from the Imperial traveller“[82].

---

[79] Sir Frederick Ponsonby (Hrsg.): Briefe der Kaiserin Friedrich, eingeleitet von Wilhelm II., Berlin 1929. Offenbar erfolgte hierzu auch noch eine Intervention Kühlmanns, vgl. Nowak an Kühlmann, 15.12.1928, BArch, Nachlaß Nowak, AS 53: „Euere Exzellenz soll ich verabredungsgemäß an Euerer Exzellenz gütige Intervention bei Sir Frederic Ponsonby erinnern. Da ich mir begreiflicherweise wesentlich mehr von dem Eingreifen Euerer Exzellenz verspreche als von dem ganzen Hin und Her der sich um dieses Buch balgenden Parteien, wäre ich für Euerer Exzellenz raschestes Eingreifen sehr dankbar. Ich bin überzeugt, daß auch vor allem dem Kaiser eine große Erleichterung durch eine solche Wendung gemacht wird.“ Zum Kontext siehe John C. G. Röhl: Wilhelm II., Der Weg in den Abgrund 1900–1941, München 2008, S. 1275 f.

[80] Vgl. unten S. 131, S. 149–157 und S. 165–168.

[81] Vgl. Nowak, Deutschlands Weg in die Einkreisung, S. 291–309, 336–338 und 392–394 (Quellenangaben). Die Darstellung war entsprechend wohlwollend, wie schon der erste Satz offenbart: „In Tanger trieb der junge, ehrgeizige Legationssekretär Richard von Kühlmann, ganz erfüllt von den weltbestimmenden Möglichkeiten einer bisher zwar verfehlten, aber nicht endgültig verlorenen Auseinandersetzung über Marokko, mit zäher Energie auf eigene Faust heimlich, aber verbissen große Politik.“

[82] George Peabody Gooch: Germany under William II, in: Contemporary Review 141 (5/1932) S, 661–664, hier 663 (Rezension der englischen Übersetzung des Nowak Buchs, betitelt „Germany’s road to ruin“). Gooch war Mitherausgeber der „British Documents on the origin of the war 1898–1914“; Kühlmann schrieb das Vorwort zu seinem Buch „Deutschland“ (Berlin 1925). Goochs Urteil über Nowaks Buch war wohlwollend, aber nicht unkritisch. Er sah es als „remarkable survey“ an und billigte ihm „greater historical importance“ zu: „Innumerable touches are added to the picture from the recollections of the Kaiser himself. […] Nowak writes well, and the new materials make his vindication of William II a work of unusual importance.“ Nowaks „sustained attack“ auf „character and policy“ des Kanzlers Bülow sei „the most brilliant piece of writing in the book.“ Einschränkend bemerkte Gooch aber: „The Kaiser […] is presented as a fallible but well-meaning man who usually saw the right thing to do, but who on certain critical occasions yielded his better judgement to that of his Ministers. […] Yet the responsibility for wrong moves on the chessboard cannot be entirely transferred to his agents.“ Ähnlich auch die Urteile der Saturday Review 153 (1932) S. 274–276 (Nr. 3985 vom 12.3.1932) und von Preston Slosson in: Political

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Kühlmanns Einfluß auf Nowaks Publikation erstreckte sich aber noch auf weitere Aspekte. Er gab dem Autor zudem Hinweise auf nötige Veränderungen bei anderen Themen, v. a. zur Bagdadbahn, und vermittelte ihn für weitere Verbesserungen an Arthur von Gwinner. Zudem las Kühlmann die Druckfahnen Korrektur und sicherte sich abschließend noch die Besprechung des Buches im „Berliner Tageblatt“[83]. Chefredakteur Theodor Wolff gegenüber, mit dem er einen freundschaftlichen Umgang pflegte, verschwieg Kühlmann offenbar seine Mitarbeit an dem Buch und beteuerte stattdessen, seine „Stellungnahme zum zweiten Bande des Nowakschen Werkes“ sei „meines Erachtens vollkommen objektiv, und es schiene mir nicht richtig, sich bei einer solchen Stellungnahme durch Sympathien oder Antipathien gegen Persönlichkeiten beeinflussen zu lassen, die, wenn sie auch noch lebend unter uns wandeln, doch schon vollkommen der Geschichte angehören“[84].

Tatsächlich betonte Kühlmann als Nowaks Hauptverdienst „sein Bestreben, vor allem das Zeugnis der an den Ereignissen mitwirkenden Staatsmänner und Feldherren durch persönliche Gespräche und Aufzeichnungen möglichst lückenlos festzuhalten, und diese persönlichen Mitteilungen seiner Darstellung zugrunde zu legen“[85]. Insbesondere stellte er heraus, daß Nowak „den wichtigsten noch lebenden Zeugen dieser Zeit, der durch seine Stellung stets im Mittelpunkt der Ereignisse gestanden [hat], den Schloßherrn von Doorn, über seine eigene Regierung eingehend“ gehört habe, ohne jedoch „eine Apologie des gestürzten Herrschers“ zu verfassen. Daß Nowaks Buch „dessen Lesarten und Auffassungen wiedergibt und so der Nachwelt aufbewahrt, ist als besonderes Verdienst anzurechnen; denn das endgültige Bild dieser Periode, in dem Licht und Schatten gerecht verteilt werden, kann, wenn überhaupt, erst nach geraumer Zeit gezeichnet werden. Zur Fällung abschließender Urteile ist es viel zu früh.“ Daß Kühlmann, wie auch Nowak, den Kaiser hier – wie dann auch in den „Memoiren“ – derart schonte und ungerechtfertigt positiv darstellte, rief die Redaktion des „Berliner Tageblatts“ auf den Plan, die in einem ungewöhnlichen Schritt Kühlmanns Rezension mit einer längeren Vorbemerkung versah: „Manche der Wendungen […] in dem […] folgenden Artikel Kühlmanns […] stimmen nicht mit unserer eigenen Auffassung überein. […] Jeder Kenner der Akten [weiß], daß die Zahl der Fälle, in denen der damalige Kaiser […] die von seinen Ratgebern heraufbeschworenen Konflikte […] vermeiden wollte, vielleicht noch übertroffen wird von der Zahl naiver Illusionen […] und sogenannter impulsiver Handlungen, von denen jede, wären seine Befehle immer ausgeführt worden, zum Konflikt hätte führen müssen.“ Kühlmanns einzige Kritik, an der „Flottenbauerei“ des Kaisers, fand hingegen

Science Quaterly 47 (1932) S. 613–615; kritischer hingegen das Times Literary Supplement, 3.3.1932, sowie The New Statesman and Nation, 19.3.1932.

[83] Vgl. Kühlmann an Nowak, 15.9. und 29.10.1931, BArch, Nachlaß Nowak, ebd. AS 109 und 115.

[84] Kühlmann an Wolff, 8.11.1931, BArch, Nachlaß Wolff, N 1207, Bd. 14.

[85] Kühlmann: Deutschlands Weg in die Einkreisung, in: „Berliner Tageblatt“, 26.11.1931. Dort auch die folgenden Zitate.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

die Zustimmung der Zeitung. Hier urteilte der ehemalige Leiter des Auswärtigen Amtes: „Daß eine Flotte von 37 Schlachtschiffen, wenige Stunden von der englischen Küste stationiert, gesunde und normale Beziehungen zu dem auf dem Flottengebiet krankhaft empfindlichen Inselreiche unmöglich machen mußten, konnte doch für einen mit englischem Geiste und englischer Mentalität so innig vertrauten Herrn, wie es Wilhelm II. war, keinen Augenblick in Zweifel gezogen werden."

Interessant ist, daß Kühlmann weitaus weniger zurückhaltend und wohlwollend in der Beurteilung anderer handelnder Personen war, diese rückhaltlos geißelte – und in seinen ausgesprochen expliziten Urteilen tiefste Antipathie offenbarte: „Etwas Jämmerlicheres und Planloseres als die deutsche Außenpolitik, wie sie während dieser ganzen Zeit hauptsächlich von Holstein betrieben worden ist, hat wohl in der ganzen neueren Geschichte kaum seinesgleichen. Den Leitern der deutschen auswärtigen Politik ging es wie dem dummen Töffel. Nachdem sie jahrelang darum gebetet hatten, es möchte Brei regnen, […] fehlte ihnen, als wirklich der Breiregen sich ergießt und England immer wieder das Bündnis anbietet, ganz und gar der Löffel." Kühlmann sah diese Jahre als „entscheidende Periode, in der die pathologische Entschlußlosigkeit eines kaum normalen Intriganten und der billige Opportunismus eines Bernhard Bülow die Gruben gruben, in welche das deutsche Volk so jämmerlich stürzen sollte"[86].

Den obersten Verantwortlichen für diese Politik jedoch, den Kaiser, nahm Kühlmann schon hier, wie dann auch in seinen Autobiographien, von vielerlei Kritik aus, obwohl dieser jederzeit sowohl Bülow als auch Holstein von ihren Posten hätte entfernen können, wenn er kein Vertrauen mehr in ihre Außenpolitik gehabt hätte. Kühlmann behauptete: „Daß der Kaiser mehr vom Auslande wußte und weiter sah als der engstirnige Kreis, der ihn vielfach umgab, konnte keinem Beobachter der damaligen Zeit entgehen. […] Unklar bleibt […], wie es den Dioskuren Bülow und Holstein gelungen ist, den Kaiser über die tatsächliche von ihnen befolgte Politik so sehr im unklaren zu lassen. Der Monarch

[86] Kühlmann selbst war eine der Quellen für das Charakterbild gewesen, auf die sich Nowak in seiner „Studie über Bernhard von Bülow", wie er die Seiten 228–239 seines Buches in den Anmerkungen nannte, bezog. In seinen späteren Buchveröffentlichungen ist Kühlmann dann zurückhaltender in seinen Reaktionen auf Bülows inhaltlich verunglimpfende Abrechnung in den „Denkwürdigkeiten", die auch tendenziöse Angriffe auf Kühlmann enthielt. So bezeichnete Bülow ihn als „Unzulängliche[n]", attestierte ihm „diplomatische Unfähigkeit" und ein „Staatslenker der ungeschickteren Sorte" zu sein; Bernhard Fürst von Bülow: Denkwürdigkeiten, Berlin 1930/31, Bd. 1, S. 190 und 203; Bd. 2, S. 111; für weitere Angriffe vgl. Bd. 3, S. 272 und 274 f., sowie Bd. 4, S. 170. In seinem Buch „Die Diplomaten" (Berlin 1939), S. 132, flocht Kühlmann hingegen deutlich sublimer Kritik an Bülows Politik ein, indem er von einem Treffen mit Austen Chamberlain berichtet, dieser habe ihm „ausdrücklich bestätigt, daß seine Familie die Zurückweisung ihres Vaters durch Bernhard Bülows Rede von dem ‚Beißen auf Granit' auch heute noch nicht vergessen" habe. Gleichzeitig hob Kühlmann Eckardsteins Memoirenliteratur mehrfach lobend hervor. Vgl. ebd. und später auch in den Erinnerungen, S. 195, 251 und 321; sowie Hermann Freiherr von Eckardstein: Lebenserinnerungen und politische Denkwürdigkeiten, 3 Bde., Leipzig 1919–21; Ders.: Die Entlassung des Fürsten Bülow, Berlin 1931.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

las doch […] einen großen Teil der diplomatischen Berichte selbst, sah ununterbrochen Fürsten, Ausländer, fremdländische Diplomaten und hatte […] jederzeit die gesamte Auslandspresse zur Verfügung. Wie war da diese lange, fortgesetzte und stets wiederholte Täuschung über das wirklich Unternommene möglich? […] Es bleibt unerklärlich, […] warum er trotz häufig besserer Erkenntnis Jahr um Jahr das Unzulängliche geschehen ließ." Die Antwort lag eigentlich auf der Hand: Es gab eine umfassende Täuschung in dieser Form gar nicht, sondern nur partielle Lenkungen des erratischen Herrschers, v. a. durch Bülow, dessen wesentliche Entscheidungen aber von Wilhelm II. getragen und teils initiiert wurden. Für Kühlmann konnte es aber offenbar nicht sein, daß der Kaiser eben nicht ahnungslos war und getäuscht wurde, sondern als ein Haupttreiber in den Abgrund agierte.

Mit dieser Rezension ließ Kühlmann Ende November 1931 – nach Bülows Tod und der Veröffentlichung von dessen „Denkwürdigkeiten" – seine seit 1918 geübte Zurückhaltung fallen und trat unter eigenem Namen mit seiner Sichtweise auf die Außenpolitik während der eigenen Zeit im Dienst des AA in die Öffentlichkeit. Zu diesem Zeitpunkt begann er auch die Arbeit an seinen „Memoiren". Jetzt, nachdem Bülow mit seinen vier Bänden voller Indiskretionen und Polemik posthum die Öffentlichkeit gesucht hatte, hielt es Kühlmann offensichtlich nicht mehr für notwendig, sich quasi hinter Nowak als Autor zu verstecken und seine Ansichten nur indirekt über diesen in die Welt zu bringen. Politiker-Memoiren schienen jetzt besser in die Zeit zu passen; 1931 erschienen ebenfalls posthum die „Denkwürdigkeiten der Reichskanzlerzeit" des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst[87].

In den 1920er Jahren hingegen hatte sich Kühlmann eigener Buch-Publikationen, zumal autobiographischer Art, komplett enthalten. Im Jahrzehnt nach Kriegsende machte Kühlmann nur drei kleine Ausnahmen, in denen er sich tatsächlich in Büchern äußerte. Bezeichnenderweise waren alle drei „low profile"-Publikationen mit jeweils nur wenigen Seiten Text des Diplomaten und sehr beschränkter Reichweite; zudem ging er darin kaum auf seine eigene frühere Tätigkeit ein. Zuerst erschien in geringer Auflage eine sechsseitige gedruckte Broschüre, die Kühlmanns Rede bei Einweihung der „Gedächtniskapelle für die gefallenen Krieger der Gemeinde Ohlstadt", seinem oberbayerischen Domizil, am 22. Mai 1921 festhielt[88]. Danach verfaßte er die Einleitung zu George P. Goochs Buch „Deutschland" (Berlin 1925), die dann immerhin in der „Europäischen Revue" nachgedruckt wurde, in der er aber nicht näher auf sein eigenes Wirken einging[89]. Schließlich veröffentlichte er im Sommer 1929 das Vorwort zur deutschen Übersetzung von Lord Morleys „Memorandum on Resignation, August 1914" (London 1928), die in Nowaks „Verlag für Kultur-

[87] Chlodwig Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst: Denkwürdigkeiten der Reichskanzlerzeit, hrsg. v. Karl Alexander von Müller, Stuttgart/Berlin 1931.

[88] Rede, gehalten bei Einweihung der Gedächtniskapelle für die gefallenen Krieger der Gemeinde Ohlstadt, 22. Mai 1921, v. S. Exzellenz Dr. R. v. Kühlmann, Staatssekretär a. D., Murnau [1921].

[89] Europäische Revue 1 (2/1925) S. 204–206.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

politik“ erschien. Hier kam er seiner eigenen diplomatischen Tätigkeit inhaltlich noch am nächsten. Nowak war für Kühlmanns Vorwort „ganz besonders dankbar. Wenn diese Einleitung die ganz merkwürdige Stimmung einfangen kann, in der Euere Exzellenz alles aufgeboten haben, um noch zu retten, was nicht mehr zu retten war, und wenn korrespondierend mit den Stellen bei Lord Morley, von Exzellenz der Kampf in Lord Haldanes Arbeitszimmer nur in den wichtigsten Stichen gezeichnet wird, so wird dieses Dokument, so klein es ist, doch wohl einen sehr tiefen Eindruck machen. Es scheint mir wichtiger in solchem Zusammenhang und in einem solchen Zusammenspiel der damals ringenden Kräfte, mit seinen 30 Seiten als das ganze Kriegsschuldfragen-Geschrei sämtlicher berufsmäßiger Defensoren.“ Nowak war sich der Besonderheit, wenn Kühlmann hier nach über einem Jahrzehnt Schweigen erstmals öffentlich über seine Tätigkeit berichten sollte, sehr bewußt und bemerkte – mit einer Prise Ironie: „Zugleich wird dann wenigstens eine große Episode von Exzellenz selbst festgehalten werden. Da mir das zu gelingen scheint, werde ich mir nach Ablieferung des Manuskriptes einen Orden verleihen.“[90]

Im Geleitwort zu Lord Morleys „Meine Demission“ schrieb Kühlmann dann einerseits etwas spöttisch: „Fast in jedem der Länder, die in das ungeheure Ringen verwickelt waren, haben die verantwortlichen Staatsmänner das Bedürfnis empfunden, in mehr oder minder glücklichen Apologien ihren Anteil an dem gewaltigen Geschehen darzulegen und zu erklären, ihr Tun als unvermeidlich und richtig zu erweisen.“ Andererseits erkannte er an: „Schon die Größe dieses Krieges, die Leiden, die er auferlegt hat und die tiefe Enttäuschung, die seine Ergebnisse selbst den Siegerstaaten bringen mußten, [waren] Grund genug für die übergroße Zahl solcher Berichte und Rechtfertigungsschriften.“ Diese Gründe sah er sogar „ins Unabsehbare wachsen, weil in Versailles eine wenig glücklich inspirierte Diplomatie ‚die Kriegsschuld‘ zum Eckstein des ganzen Friedenswerkes gemacht hatte.“ Es war also nach wie vor eine ambiguöse Haltung, die Kühlmann zu Memoiren hatte. In jedem Fall proklamierte er aber Morleys „schmale[s] und aufschlußreiche[s] Büchlein“, das „tiefe Einblicke in das Werden zeitgenössischer Geschichte“ gibt, als „ein Vorbild, wie diese geschrieben werden sollte“[91]. Die von Nowak erhofften autobiographischen Einblicke blieb Kühlmann aber schuldig – allerdings nur in dieser Publikation.

Mit Beginn der 1930er Jahren begann Kühlmann die Produktion einer Reihe von Büchern, in deren Rahmen auch die vorliegenden „Memoiren“ fallen. Der ursprüngliche Auslöser für diesen Sinneswandel waren aber nicht Bülows Denkwürdigkeiten, sondern der Tod Hugo von Hofmannsthals am 15.7.1929. Daß ausgerechnet das Hinscheiden eines Dichters der Anstoß für den Diplomaten war, sich intensiv in die eigene Produktion zu begeben, zeigt nicht nur die weitverzweigten Interessen und Kontakte Kühlmanns, sondern ist geradezu typisch für seine innere Prägung.

[90] Nowak an Kühlmann, 15.12.1929, BArch, Nachlaß Nowak, AS 53.

[91] Kühlmann, Geleitwort zu Lord Morley: Meine Demission, Berlin 1929, S. 5 und 7.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Hofmannsthal war noch im Vorjahr zu Besuch bei Kühlmann auf dessen Anwesen „Raunerhof“ in Ohlstadt gewesen[92]. Beide verband u. a. ein inniges Verständnis von und eine große Bewunderung für England, sowie eine dezidiert europäische Dimension des politischen Denkens[93]. Das Verhältnis war eher eine nähere Bekanntschaft als eine langjährige Freundschaft, wie etwa die zwischen Kühlmann und Rudolf Alexander Schröder, dem Kühlmann anläßlich von Hofmannstahls Tod schrieb: „Ich habe Hofmannsthal in seinem Werke aufrichtig geschätzt und bewundert. Unsere persönlichen Berührungen waren zu selten und lagen zu weit auseinander, als daß sich ein wirklicher Kontakt der Freundschaft hätte ergeben können.“ Dennoch hatte der Tod des ein Jahr jüngeren Dichters den Diplomaten deutlich mitgenommen. „Wir müssen enger zusammen rücken, enger auch im einfachsten Sinne des Wortes, indem wir uns öfter und länger sehen“, setzte er seinen Brief an Schröder fort: „Natürlich legt ein Vorkommnis wie dieses den Gedanken nahe, daß jeder von uns rasch einmal von der Bühne abtreten könnte. Hofmannsthal hinterläßt ein volles und gerundetes Werk, dem er vielleicht allzu viel nicht mehr beigefügt hätte. Mir sträuben sich bei einem solchen Gedanken alle Haare; denn meinem Gefühl nach habe ich noch nicht einmal angefangen, wirklich zu schaffen, [mich] bisher zu sehr dem Zwang der alltäglichen Notwendigkeiten hingegeben.“[94]

In den folgenden Monaten änderte Kühlmann dies. Im April 1931 erschien sein erstes Buch unter dem Titel „Gedanken über Deutschland“ im Leipziger Paul List Verlag. Bereits in den Monaten zuvor waren dazu etliche Vorabdrucke erschienen. Das 27. und letzte Kapitel war unter dem Titel „The Permanent Basis of German Foreign Policy“ im Januarheft 1931 der amerikanischen Zeitschrift „Foreign Affairs“ abgedruckt worden[95]. Das „Berliner Tageblatt“ veröffentlichte drei Kapitel in vier Artikeln: das 14. Kapitel „Welt-Krise“ am 3.4.1931, das 11. Kapitel „Der große Krieg“ am 18.4.1931 sowie, um den Schluß gekürzt, das 21. Kapitel „Deutsch-französisches Zwiegespräch“ am 23. und 24.4.1931. Außerdem publizierte die Wiener „Neue Freie Presse“ am 3.4.1931 kurze Auszüge. Schließlich gab es von dem Buch noch eine auf Büttenpapier gedruckte, großzügig gestaltete Sonderausgabe mit 200 vom Autor signierten Exemplaren. Im Folgejahr erschien auch eine englische Übersetzung „Thoughts on Germany“ (London 1932), die bereits leicht aktualisiert war; 1933 erlebte die deutsche Ausgabe eine zweite, erweiterte Auflage. All dies deutet auf das große Interesse hin, das diesem ersten Buch Richard von Kühlmanns entgegen-

[92] Eintrag in das Gästebuch am 17.8.1928; Nachlaß Kühlmann.

[93] Ähnliche Denkweisen und Werte zeigen sich etwa in einem Brief Hofmannsthals an Carl Jacob Burkhardt aus dem Februar 1919: „Es ist das Gesellschaftliche freilich der Schlüssel zum Historischen, andererseits ist es nie au pied de la lettre zu nehmen – außer von snobs, sondern darf durchaus nur allegorisch genommen werden“. Sein Ziel war es, „dem Begriff Europa neues Leben einzublasen“; Carl J. Burckhardt: Erinnerungen an Hofmannsthal und Briefe des Dichters, Basel 1943, S. 53.

[94] Kühlmann an Schröder, 19.7.1929, Deutsches Literatur-Archiv Marbach (DLA), Nachlaß Schröder.

[95] Foreign Affairs 9 (1930/31) S. 178–194.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gebracht wurde. Dabei hatte er gleich zu Beginn des Vorworts klargestellt: „Zuvörderst sei, um Irrtum zu vermeiden, vorausgeschickt, daß diese Blätter keinerlei Erinnerungen oder Memoiren enthalten; es sei denn, daß im Laufe der Betrachtungen Beispiele oder Belege aus der Erinnerung sich aufdrängen. Das Folgende ist ein Versuch, darzulegen, wie ein Deutscher von heute die Lage seines Landes, die Lage der Welt im allgemeinen, sieht und empfindet, ein Versuch, gleichsam wie durch Peilung festzustellen, wo wir sind und wohin die möglichen Wege führen.“[96] Es war also ein politisches, kein historisches Buch.

Zudem verfaßte Kühlmann noch ein weiteres Vorwort zu einem autobiographischen Werk eines britischen Weggefährten, nämlich zur deutschen Ausgabe der von Harold Nicolson herausgegebenen und kommentierten Papiere seines Vaters, Sir Arthur Nicolson; auch hiervon gab es zwei Teilnachdrucke[97]. Außerdem publizierte er ein aktuell-politisches Werk mit dem Titel „Aufwärts – trotz allem“, das sich vornehmlich mit der wirtschaftlichen Situation Deutschlands zum Jahresende 1932 befaßte[98] und ein eindringlicher Appell war, den bisherigen Kurs der wirtschaftlichen Roßkur fortzusetzen, da sich bereits die ersten Erfolgsanzeichen zeigten. Das Büchlein sollte im Land einer Radikalisierung entgegenwirken und ist in Zusammenhang mit Kühlmanns Bemühungen zu sehen, vom Ausland Reparationserleichterungen zu erreichen. Wenige Monate zuvor, im März 1932[99], war sein erster Roman „Der Kettenträger“ erschienen, dem später zwei weitere folgen sollten[100].

Zunächst jedoch widmete sich Richard von Kühlmann seiner Autobiographie. Die Zeit schien aus mehreren Gründen reif dafür. Bisher hatte er sich bekannter Publizisten bedient, um seine Ansichten öffentlich breiter zu streuen: Wie dargestellt, war dies während seiner aktiven Diplomatenzeit v. a. Hans Plehn gewesen; in der Weimarer Republik hatte Kühlmann dann Karl Friedrich Nowaks Publikationen eng begleitet, war teils *spiritus rector*, teils Stichwortgeber und Berater – aber immer im Hintergrund wirkend, für die breitere Öffentlichkeit nicht sichtbar und damit auch kaum öffentlich angreifbar gewesen. In den 1920ern erschien dies opportun und geschickter, als sich selbst aus der

[96] Richard von Kühlmann: Gedanken über Deutschland, Leipzig 1931, S. 7.

[97] Vorwort zu Harold Nicolson: Die Verschwörung der Diplomaten. Aus Sir Arthur Nicolsons Leben 1849–1928, Frankfurt 1931; Teilnachdruck in: Berliner Monatshefte 9 (11/1931) S. 1109–1111 und „Frankfurter Zeitung“, 13.11.1931.

[98] Richard von Kühlmann: Aufwärts – trotz allem, Berlin 1933. Das Manuskript wurde unmittelbar vor dem Jahreswechsel abgeschlossen. Das letzte zu datierende Ereignis, das Kühlmann erwähnt, ist die Fünf-Mächte-Erklärung vom 11.12.1932 mit der Anerkennung der deutschen Gleichberechtigung in der Rüstungsfrage (S. 25). Als Kühlmann in den ersten Januartagen den Dampfer Richtung USA bestieg, war das Büchlein bereits in Druck, vgl. Kühlmann an Schröder, 8.1.1933, DLA, Nachlaß Schröder.

[99] Erscheinungsdaten nach Kühlmanns eigenen Angaben in seinem Aufnahmeantrag für die Reichsschrifttumskammer, in: BArch, Berlin Document Center, RKK: 2100, Box 0218, File 15.

[100] Richard von Kühlmann: Der Kettenträger, Deutsches Leben um 1930, Berlin 1932; Ders.: Saturnische Sendung, Leipzig 1935; Ders.: Immaculata, Eine Geschichte von Liebesglück und Liebestod, Dresden 1937.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Deckung zu wagen. Nun aber konnte man die Dinge deutlicher ansprechen, als dies unmittelbar nach dem Weltkrieg möglich gewesen wäre. Wilhelm Freiherr von Schoen, unter dessen Staatssekretariat Kühlmann in Washington, Den Haag und London gewirkt hatte, äußerte Anfang der 1930er Jahre im Gespräch mit dem historischen Schriftsteller Hans Roger Madol, er habe in seinen gedruckten Erinnerungen „nicht immer so frei sprechen können, wie heute mit Ihnen. Meine Arbeit unterlag seinerzeit einer gewissen Zensur; man konnte auch 1921 manches noch nicht sagen, was man heute aussprechen darf“[101]. Kühlmann hatte dies beim vergeblichen Versuch 1919–21, seine Reden herauszugeben, – einem eigentlich harmlosen Ansinnen – selbst erlebt.

Hinzu kam der zeitliche Abstand zu den Kriegsereignissen: 15 Jahre nach Ausbruch des Weltkriegs war etwas Distanz entstanden, zudem die Reparationsfrage 1929 in Teilen entspannt worden (sie brach in der Weltwirtschaftskrise jedoch bald wieder auf). Schließlich dürfte auch der Umstand eine Rolle gespielt haben, daß der Diplomat a. D. in den mehr als zehn Jahren nach seinem Rücktritt keine offizielle außenpolitische Position mehr bekleidet hatte. Die Wahrscheinlichkeit, daß sich eine Möglichkeit zur Rückkehr in ein öffentliches Amt noch einmal ergeben würde, nahm mit jedem Jahr weiter ab. Kühlmann hatte es nie offensiv angestrebt, reaktiviert zu werden; er fremdelte mit der Parteipolitik (was jedoch nicht bedeutete, daß er ein ihm angetragenes hohes Amt per se abgelehnt hätte). Zu Beginn der 1930er Jahre mußte er weniger denn je Rücksicht auf etwaige Rückkehroptionen oder politische Karriereabsichten nehmen. Insofern hatte Kühlmann scheinbar (aus der Sicht vor dem 30.1.1933) alles richtig gemacht, ein gutes Jahrzehnt verstreichen zu lassen, bevor er seine „Memoiren“ verfaßte.

Wann genau Kühlmann mit der Abfassung des hier vorliegenden Textes begann, läßt sich mangels diesbezüglicher Quellenfunde nicht exakt bestimmen. Das Manuskript selbst bietet jedoch einige Hinweise: Im ersten der neun Manuskriptbände findet sich die Formulierung, daß „vor genau hundert Jahren Algier erobert“ wurde; dies geschah 1830. Als Kühlmann die Landung des Kaisers in Tanger (Übergang vom ersten zum zweiten Manuskriptband) zu Papier bringt, ist Adolf von Harnack bereits gestorben († 10.6.1930). In diesem Zusammenhang erwähnt der Ex-Diplomat auch Sir William Tyrrell als britischen Botschafter in Frankreich, eine spätere handschriftliche Überarbeitung setzt diese Schilderung in die Vergangenheitsform[102]. Da Tyrrell 1928–1934 Botschafter in Paris war, verfaßte Kühlmann diesen Teil des Basistextes in jenen Jahren, während die Korrektur erst ab 1934 erfolgt sein kann[103].

---

[101] Madol, Gespräche mit Verantwortlichen, S. 56. Es ist anzunehmen, daß Schoens Aussagen vor der „Machtergreifung“ Hitlers getroffen wurden. Vgl. Wilhelm Freiherr von Schoen: Erlebtes, Beiträge zur politischen Geschichte der neuesten Zeit, Stuttgart 1921.

[102] Vgl. unten S. 129, S. 157 und S. 161, sowie S. 216–217.

[103] Daß Kühlmann im Kapitel zur ersten Haager Zeit 1907 den „jetzige[n] Reichs-Gerichtspräsident Dr. Simon“ erwähnt (vgl. unten, S. 196–197 und Anm. 286), scheint auf der ersten Blick auf eine noch frühere Abfassung hinzudeuten, trat Walter Simons doch schon zum 1.4.1929 von diesem Posten zurück, wie der „Deutsche Reichsanzeiger und Preußischer

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Es gibt weitere Hinweise, die die Entstehung der ersten Teile der „Memoiren“ für 1931/32 belegen. Der Basistext des Kapitels über die Washingtoner Zeit 1906 im zweiten Manuskriptband ist offenkundig in den Monaten nach dem April 1931 verfaßt worden, wie der Bemerkung über den verstorbenen Ehemann von Alice Roosevelt zu entnehmen ist[104]. Der dritte Manuskriptband (Haag-London 1907–08) wurde hingegen im Folgejahr geschrieben, denn hier berichtet Kühlmann zum einen von Leopold von Hoesch noch als „jetzige[m] deutsche[n] Botschafter in Paris“ (daß er ab November 1932 nach London als Botschafter wechselte, lag offensichtlich noch in der Zukunft), zum anderen aber schon vom „Wahlsieg Herriots in Frankreich im Jahre 1932“ (am 1./8. Mai) und schließlich von „enormen Wahlerfolgen“ der „zur Zeit so starken Hitler-Bewegung“ in Deutschland, während nach wie vor „die demokratische Partei, deren parlamentarische Vertretung hoffnungslose Schwundsymptome aufweist, die größten und einflußreichsten Blätter sowohl in Berlin als in den Provinzstädten“ beherrschte. Offenkundig war dies mit Bezug auf die Reichstagswahlen vom Juli (ggf. auch November) 1932, aber noch vor der „Machtergreifung“ und der Gleichschaltung der Presse formuliert[105]. Als Kühlmann das Kapitel zu seiner zweiten Londoner Zeit (Manuskriptband 3 und 4) diktierte, war Lord Birkenhead bereits verstorben († 30.9.1930), aber Aimé Joseph de Fleuriau noch französischer Botschafter in London (er amtierte dort bis 1933), William Tyrrell schon geadelt (1929) und noch Botschafter in Paris (bis 1934) sowie Paul Scheffer Korrespondent des „Berliner Tageblatts“ in London (1932 bis Juli 1933). Den zweiten Band von Friedrich Rosens Autobiographie (Berlin 1932) bezeichnet Kühlmann als „kürzlich erschienen“[106]. Aus der Schilderung der Julikrise geht hervor, daß zur Zeit von dessen Niederschrift Sir Edward Grey noch lebte († 7.9.1933)[107].

Ursprünglich plante Kühlmann, zunächst eine englischsprachige Ausgabe seiner „Memoiren“ in den USA erscheinen zu lassen und erst danach eine deutsche Version[108]. Offensichtlich arbeitete er in einem frühen Stadium der Abfassung in Nordamerika an dem Text, was die englischsprachigen Einsprengsel erklärt. Vermutlich waren sowohl diese Veröffentlichungsidee als auch erste Skizzen in Zusammenhang mit Kühlmanns USA-Aufenthalt ab Februar 1932 entstanden.

Staatsanzeiger“ bereits am 18.2.1929 vermeldete. Es ist aber angesichts aller übrigen Hinweise eher wahrscheinlich, daß Kühlmann diese Nachricht schlicht entgangen war, zumal er den Nachnamen nicht korrekt schreibt (der letzte Buchstabe fehlt) und auch den Vornamen wegläßt, was darauf hindeutet, daß Simons nicht im Mittelpunkt seiner Aufmerksamkeit gestanden hat.

104 Vgl. Fußnote zu Alice Roosevelt sowie S. 187–188 und Anm. 259.

105 Vgl. unten S. 226–227. Darauf deutet auch hin, daß das Protokoll über das Gespräch mit General Renner vom 1. November 1932 als handschriftliche Notiz eingelegt ist, vermutlich weil der Basistext zur ersten Den Haager Zeit dann schon abgeschlossen war.

106 Vgl. unten S. 213, S. 215–216 mit Anm. 350, S. 229 und 271.

107 Vgl. unten S. 303 und Anm. 557, sowie S. 210 und Anm. 334.

108 Vgl. Nowak an Kühlmann, 23.9.1932, BArch, Nachlaß Nowak, AS 143: „Und bleibt es dabei, daß erst die amerikanische und dann die deutsche Ausgabe erscheint?“

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Das Gros des Textes formulierte der Staatssekretär a. D. dann im weiteren Verlauf dieses Jahres. Während er den Sommer 1931 in Ohlstadt weitgehend damit verbracht hatte, seinen Erstlingsroman „Der Kettenträger" zu verfassen[109], hatte sich der Diplomat für das Folgejahr seine Autobiographie vorgenommen. Ende Juli 1932 berichtete Kühlmann an Nowak: „Ich arbeite fleißig an den Memoiren und hoffe, eventuell in dieser Woche etwa die Hälfte des Rohbaues fertigzustellen. Dann wird ja allerdings noch viel zu feilen und zu ziselieren sein."[110] Die erste Augusthälfte verbrachte er im Urlaub in Nordwijk, weil er „geistig abgespannt" war; die Arbeit an den „Memoiren" ruhte solange[111]. Von Mitte August bis Mitte September zurück in Ohlstadt ging es dann weiter: „Ich habe wie eine Maschine an dem Buch weiter gearbeitet und jeden Tag zwischen 7 und 10 Foliomaschinenseiten in die Welt gestellt. Wie zu erwarten stand, häuft sich gerade während meines Jahres im Auswärtigen Amt das Material zu Bergen und obwohl ich sicher schon mindestens vier Fünftel der Arbeit hinter mir habe, erscheint mir doch gerade dieses letzte Fünftel als ein fast unübersteigliches Gebirge. Von zahlreichen Freunden erhalte ich immer wieder Mitteilungen, daß sie dem Buch mit der größten Spannung entgegensehen und sich weiß Gott was davon erwarten. Ich fürchte, sie werden enttäuscht sein; denn ich kann es selbst nicht höher bewerten, als eine ordentliche journalistische Durchschnittsarbeit. Das gesamte Material, das über diese fünfzehn Jahre in Memoiren, Akten-Publikationen, Zeitschriften vorliegt, wirklich genau und planmäßig durchzuarbeiten, würde mehrere Jahre beanspruchen. Die Memoirenschreiberei würde sich als das entpuppen, wofür ich sie immer angesehen habe, als eine Lebensaufgabe. Um sie dazu zu machen, ist mir alles Rückschauende nicht wichtig genug. Ich werde also in hohem Grade an die Nachsicht meiner Freunde appellieren müssen, an dem Gebell der Feinde und sezierendem Nörgeln der Spezialisten wird ja ohnehin kein Mangel sein."[112]

Kühlmann unterbrach Mitte September 1932 seine Arbeit an den „Memoiren" und schrieb Nowak (seinen Niederlandeurlaub großzügig übersehend): „Ich habe jetzt seit Anfang Januar mit Überdruck ohne jede Pause gearbeitet und fühle mich manchmal etwas müde. Ich will dieser Tage ein wenig nach Oberitalien gehen, aber mehr als eine Woche relativer Ruhe wird auch dabei nicht herausschauen." Auch nach dieser Urlaubspause sollte es weitergehen: „Nach Berlin zu kommen, plane ich vorläufig nicht, es sei denn, daß eilige Sitzungen mich für kurze Zeit dahin rufen. Einstweilen will ich bis zur endgültigen Vollendung dieses Sorgenkindes so viel als möglich in Ohlstadt bleiben, wo der eingespielte Apparat und die Ruhe wenigstens den äußeren Fortgang sichern."[113] Ende September arbeitete Kühlmann „mit eisernem Fleiße an den

[109] Vgl. Kühlmann an Schröder, 11.12.1931, DLA, Nachlaß Schröder.

[110] Kühlmann an Nowak, 28.7.1932, BArch, Nachlaß Nowak, AS 138.

[111] Kühlmann an Nowak, 6.8.1932, ebd. AS 139.

[112] Kühlmann an Nowak, 7.9.1932, ebd. AS 141 f.

[113] Ebd. Nowak konnte den Abschluß des „Memoiren"-Manuskripts kaum erwarten: „Natürlich sehe ich mit Spannung dem Fortschreiten der Arbeit Euerer Exzellenz entgegen. Es

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Memoiren weiter. 5/6 stehen jetzt wohl. Je tiefer ich mich aber hineinbohre, desto klarer wird es mir, wie ungeheuer das Unternommene ist. Über die einzelnen Fragen liegt derartig gigantisches Material vor, daß eine Lebensarbeit dazu gehört, alles durchzuackern."[114] Für die Abfassung nutzte er sein bestehendes Netzwerk. Einem im Manuskript einliegenden Brief von Thomas Rhodes vom 11.9.1932 ist zu entnehmen, daß dieser sich anerbot, die „British Documents" nach Material zu Ereignissen zu durchsuchen, die für Kühlmanns „Memoiren" interessant waren. Rhodes startete seine Unterstützung in diesem Brief sogleich, indem er eine gedruckte Mitgliederliste der „Anglo-German Friendship Society, Confidential, Revised March 25th 1911" übersandte.

Kühlmann blieb, abgesehen von einer kurzen Reise nach Berlin im Oktober, bis Ende November in Oberbayern, um „sehr fleißig, ich fürchte fast zu fleißig, an dem gewaltigen Memoirenbande" zu arbeiten. „Nun kommen aus deutschen und englischen Verlegerkreisen so eindringliche Warnungen, im laufenden Jahre mit einer größeren Publikation nicht herauszukommen, weil der Büchermarkt zu elend schlecht ist, daß ich so gut wie entschlossen bin, die Veröffentlichung ins nächste Jahr hinein aufzuschieben. Dem Buche kann dies nur zugute kommen; denn auf diese Weise wird es besser durchgearbeitet und reicher an Inhalt"[115], schrieb er Annette Kolb – und ähnlich auch an Karl Friedrich Nowak: „Ob Zeit und Arbeitskraft ausreichen werden, um das Werk noch dieses Jahr erscheinen zu lassen, ist zweifelhaft, zumal ich Anfang Januar nach Amerika muß. Drüben ist die Anspannung durch Artikel und Vorträge so groß, daß ein ausgi[e]biges Weiterarbeiten so gut wie ausgeschlossen erscheint. Manche raten mir ohnehin, im Hinblick auf die doch zu erhoffende wirtschaftliche Besserung die Herausgabe nicht zu überstürzen." Von der ursprünglichen Publikationsreihenfolge hatte er sich da schon verabschiedet: „So, wie die Dinge sich entwickelt haben, wird zunächst der deutsche Text fertig gestellt, der englische erst nachher gearbeitet."[116]

Kühlmann kam so gut voran, daß er Anfang Dezember bei Friedrich Thimme, dem Mitherausgeber der offiziellen Aktenpublikation des Auswärtigen Amtes anfragte, ob gegen seine Absicht, in den „Memoiren" aus den in der „Großen Politik" abgedruckten „Berichten einzelne Stellen und Absätze wörtlich einzufügen […], urheberrechtliche Bedenken" bestünden und wer ggf. „für derartige Zitate die Erlaubnis zu erteilen befugt" sei. Offen sprach er dabei auch seine Motivation für die Abfassung der „Memoiren" an: „Schließlich

wird ein großes Kapitel Geschichte sein, daß das Buch bringen wird" (Nowak an Kühlmann, 3.9.1932, ebd. AS 140). „Es ist sehr erfreulich, daß die Arbeit an Euerer Exzellenz Erinnerungen soweit fortgeschritten ist. Es wird ein großes Stück Geschichte darin enthalten sein, auch wenn Euere Exzellenz nur die Hauptpunkte herausgreifen können. Hoffentlich haben Euere Exzellenz die Liebenswürdigkeit, mich das Manuskript lesen zu lassen, denn es ist begreiflich, daß ich den Text, gerade diese Arbeit Euerer Exzellenz, so schnell wie möglich kennen lernen möchte. Wann soll das Werk erscheinen?" (Nowak an Kühlmann, 23.9.1932, ebd. AS 143).

114 Kühlmann an Nowak, 26.9.1932, ebd. AS 144.

115 Kühlmann an Annette Kolb, 10.10.1932, MStML, Nachlaß Kolb.

116 Kühlmann an Nowak, 26.9.1932, ebd. AS 144.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

muß ich über die Zeit, in der ich aktiv tätig war, doch einmal etwas niederlegen. […] Da mir daran liegen würde, etwas ganz allgemein auch für die breite Masse Verständliches zu schreiben, möchte ich von Verweisungen gerade auf die Aktenpublikation so spärlichen Gebrauch als möglich machen, dafür aber die Stellen, die mir für die Entwicklung entscheidend scheinen, falls tunlich im Wortlaut anführen."[117] Sein vornehmliches Ziel war also nicht, ein Buch für Eingeweihte und Experten zu verfassen, sondern in der Breite, quasi volkspädagogisch, zu wirken.

Mit diesem und weiteren Briefen machte Kühlmann sein Vorhaben in den einschlägigen Berliner Kreisen bekannt und damit quasi offiziell. An Theodor Wolff schrieb er Mitte Dezember 1932, er sei „die ganze letzte Zeit stark mit Arbeit überlastet gewesen, hauptsächlich wegen der absorbierenden Arbeit an einem Bande Memoiren, den ich leichtsinnigerweise versprochen habe."[118] Er erwartete, seine Arbeit innerhalb eines halben Jahres abzuschließen: „Soweit ich Atempausen habe, arbeite ich fleißig an einem Mammutbande Memoiren, nur politisch von 1904 bis 1919. Im Sommer hoffe ich fertig zu werden. Inshallah"[119]. Offensichtlich plante er zu diesem Zeitpunkt, die Schilderung noch bis in die Entstehungszeit der Weimarer Republik fortzusetzen. Gegenüber Hans Roger Madol sprach Kühlmann für dessen 1933 erschienenes Interviewbuch ganz offen darüber, daß er „erst meinen Memoirenwälzer beendet" haben wolle, bevor er sich an weitere Romane setze. Er gab aber zu, er „habe deshalb selbst große Mühe gehabt, einige Werkstücke über meine aktive Diplomatenzeit zusammenzutragen", weil er nach seinem „Ausscheiden aus der amtlichen Tätigkeit […] so gut wie gar nicht rückwärts gesehen, sondern ein neues tätiges Leben begonnen" habe[120].

Anfang des Jahres 1933 reiste Kühlmann, wie schon in den beiden Jahren zuvor, für eine (auch wirtschaftlich lukrative) längere Vortragsreise in die USA. Auf der Überfahrt an Bord des Dampfers „Europa" und während des Aufenthalts arbeitete er „immer in voller Anspannung, das Memoirenunternehmen ist gigantisch"; er sprach von dem „Elefantenbaby des Memoirenbandes"[121]. In den USA machte er sein Buchvorhaben dann auch öffentlich. Die amerikanische Zeitschrift „Vanity Fair" berichtete in ihrer Februarausgabe 1933 unter einem Porträtfoto des Ex-Diplomaten in betonter Staatsmann-Pose, der Überschrift „German Excellenz" und nach einer Kurzcharakterisierung seiner di-

[117] Kühlmann an Friedrich Thimme, 2.12.1932, BArch Koblenz, Nachlaß Thimme, N 1058, Bd. 43, Bl. 93. Thimme teilte Kühlmann in seinem Antwortschreiben nicht nur mit, daß keine Erlaubnis nötig sei, sondern verlieh auch seiner „großen Freude" Ausdruck, „daß Sie einen Band diplomatischer Memoiren schreiben wollen. Alles was ich aus Euerer Exzellenz Feder bis jetzt gelesen habe, von Ihren diplomatischen Berichten bis zu Ihren letzten Büchern ist von so hoher Warte aus, mit so weltweitem Blick und mit einer solchen Fülle von Geist geschrieben, daß ich mir von diesem Memoirenbande in jeder Beziehung nur das Höchste verspreche"; Thimme an Kühlmann, 13.12.1932, ebd. Bl. 94–96.

[118] Kühlmann an Wolff, 14.12.1932, BArch Koblenz, Nachlaß Wolff, N 1207, Bd. 14.

[119] Kühlmann an Schröder, 23.12.1932, DLA, Nachlaß Schröder.

[120] Madol, Gespräche mit Verantwortlichen, S. 126 und 131.

[121] Kühlmann an Schröder, 8.1.1933, ebd.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

plomatischen Laufbahn: Kühlmann, nun „a leading publicist on German problems", sei zwar seit 1918 nicht mehr politisch tätig geworden, aber „he is now writing his memoirs which will cover Germany's crucial part in the history of the war era"[122]. Möglicherweise wollte Kühlmann mit dieser, offensichtlich von ihm selbst lancierten Information testen, ob sein Vorhaben auch für den amerikanischen Markt interessant sein könnte. Gleichzeitig war diese Nachricht natürlich dazu angetan, Kühlmanns (Markt-)Wert als Redner in den USA zu stärken. Darin war er durchaus erfolgreich: Die letzten beiden Monate des Jahres 1933 übernahm er, erneut in die USA reisend, „in San Franzisko […] an der kalifornischen Staatsuniversität in Berkeley […] die eben neu geschaffene Hitchcock-Professur", wie Kühlmann nicht ohne Stolz in der Einleitung seines Buches „Die Großmächte der Welt, Vom Sturz Napoleons bis zur Gegenwart" vermerkte. Dieses Buch sollte sich aus den dort gehaltenen Vorlesungen entwickeln und (allerdings erst im Dezember 1935) als sein zweites historisch-politisches Werk erscheinen[123].

Ursprünglich, vor der „Machtergreifung" durch die NSDAP, hatte Kühlmann seine „Memoiren" als Nachfolger für sein politisches Erstlingswerk „Gedanken über Deutschland" von 1931 vorgesehen. An Annette Kolb schrieb er noch zu Neujahr: „Möge [19]33 Ihnen und uns allen viel Erfreuliches u[nd] Glückhaftes bringen, mir die Geburt des gräßlichen Memoirenbandes, Ihnen die Fertigstellung des Romans."[124] Es kam anders: Im Frühjahr 1933 kehrte Kühlmann in ein, wie er es empfand, „kurios verändertes, gärendes Deutschland" zurück, in dem die Nationalsozialisten die Macht übernommen hatten[125].

Daß Kühlmann in diesem Umfeld seine Autobiographie – so, wie er sie fast fertiggestellt hatte – nicht würde veröffentlichen können und wollen, wurde ihm offenbar relativ schnell während der nächsten Monate klar. In den letzten Jahren hatte es sich der Ex-Diplomat angewöhnt, während der alljährlichen Sommeraufenthalte in seinem Ohlstädter Domizil am Fuße der Alpen seine großen Buchprojekte voranzutreiben. Für diese Arbeitsphase des Jahres 1933 hatte er sich die Jahrgänge 1917 und 1918 der „Frankfurter Zeitung", die sich im Besitz seiner Schwiegermutter Ludovica von Stumm befanden, aus Schloß Ramholz schicken und monatsweise binden lassen. Mit deren Hilfe wollte er in der Zeit der relativen Ruhe und Abgeschiedenheit seine „Memoi-

[122] German Excellenz, in: Vanity Fair 39,6 (2/1933) S. 17. Diesen Hinweis verdanke ich Prof. Barbara C. Buenger, University of Wisconsin-Madison.

[123] Richard von Kühlmann: Die Entwicklung der Großmächte der Welt, Vom Sturz Napoleons bis zur Gegenwart, Berlin 1936, S. 3 (Einleitung). Es gab eine Vorabveröffentlichung des Kapitels „Die drei Spätgekommenen" unter dem Titel „Italiens Platz an der Sonne", in: „Deutsche Allgemeine Zeitung", 22.11.1935. Eine englischsprachige Übersetzung erschien in überarbeiteter Form unter dem Titel „The Heritage of Yesterday", London 1938. Darüber hinaus hatte Kühlmann zuvor noch eine kleine, siebenseitige Broschüre zum Jubiläum seines bayerischen Wohnortes veröffentlicht: „1100 Jahre Ohlstadt, 1100 Jahre Dorfgeschichte" (Murnau 1935).

[124] Kühlmann an Kolb, Neujahr 1933, MStML, Nachlaß Kolb.

[125] Kühlmann an Schröder, 9.5.1933, DLA, Nachlaß Schröder.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ren“ abschließen. Diesen Plan setzte er jedoch nicht mehr um. Seine Sekretärin berichtete Mitte Januar 1936, daß die Zeitungsbände noch nicht erledigt seien, weil „die ‚Memoiren‘ […] seit ca. 1½ Jahren ruhen“[126]. In den Sommern 1933 und 1934 erfolgten höchstens noch geringfügige Arbeiten an der Autobiographie. Denn zu diesem Zeitpunkt lag der Basistext, wie er in dieser Edition wiedergegeben ist, bereits vor, was einige datierbare Textstellen aus den letzten Manuskriptbänden bestätigen. Als Kühlmann die Ereignisse des Herbstes 1916 schilderte (Anfang des Manuskriptbandes 7), lebte Hindenburg noch († 2.8.1934). Auch benutzte er im Manuskriptband 8 die Bezeichnungen „Reichswehrministerium“ (nicht den ab 1935 eingeführten Begriff „Reichskriegsministerium“) und „Friedrich-Ebert-Straße“, die schon 1933 in „Hermann-Göring-Straße“ umbenannt wurde. Demgegenüber nahm er aber bereits handschriftliche Korrekturen am Basistext vor, so die Bemerkungen über Herbert von Dirksen als „gegenwärtige[n] Botschafter in Moscow“ (von wo Dirksen im Herbst 1933 abberufen wurde) im Manuskriptband 6[127].

Bereits im Sommer 1933 hatte, in deutlichem Gegensatz zum Vorjahr, der Abschluß der „Memoiren“ keine Priorität mehr. Im Juni und Juli erfolgte die (Selbst-)Auflösung aller übrigen Parteien außer der NSDAP, und das „Dritte Reich“ schloß das Konkordat mit dem Vatikan. Offenkundig kam Kühlmann zu dem Schluß, daß das neue Regime nicht von kurzer Dauer sein werde, er folglich ein politisch so unbotmäßiges Buch kaum würde veröffentlichen können. Daraufhin wertete er die bestellten Zeitungsbände nicht mehr wie geplant für sein Buch aus, sondern begann ein neues, anders geartetes Projekt: „Ich habe die relativ stilleren Sommermonate benutzt, um einen zweiten Roman zu schreiben“[128], berichtete er Anfang November 1933 an Rudolf Alexander Schröder; nur um Ende April 1934 zu verkünden: „Ich arbeite schon mit Volldampf an der nächsten etwas kuriosen Produktion“[129], einem weiteren Roman.

Damit trafen, nicht zufällig, das Ende der Weimarer Republik und das vorläufige Ende von Kühlmanns Arbeit an den „Memoiren“ zusammen. Offenkundig wollte er die Autobiographie nicht so umarbeiten, daß sie in die Zeit des Nationalsozialismus paßte. Dies hätte erhebliche Modifikationen und politische Zugeständnisse erfordert, die er offenbar nicht zu machen bereit war. Also setzte er das Projekt aus. Im „Dritten Reich“ konnte und wollte er nur-

126 M. Preusker an Ludovica von Stumm, 16.1.1936, Nachlaß Kühlmann, Familienbesitz.

127 Vgl. unten S. 389, S. 497, S. 414 und S. 359 Anm. 676. Etwas breitere Eingrenzungen sind im neunten Manuskriptband die Bemerkungen zu Pacelli, der bei Abfassung schon Staatssekretär des Vatikans (ab 7.2.1930), aber noch nicht Papst ist (ab 2.3.1939) und zu Trotzki, der zum Zeitpunkt des Diktats noch lebt († 21.8.1940). Zudem befindet sich in diesem Manuskriptband zum Staatssekretariat die Todesanzeige Czernins vom 4.4.1932, die Kühlmann von der Familie zugesandt worden war, die aber auch später dorthin gelegt worden sein kann.

128 Kühlmann an Schröder, 7.11.1933, DLA, Nachlaß Schröder. Das Buch sollte erst 1937 als Kühlmanns drittes literarisches Werk unter dem Titel „Immaculata. Eine Geschichte von Liebesglück und Liebestod“ erscheinen.

129 Kühlmann an Schröder, 30.4.1934, ebd. Hierbei handelte es sich um die als zweiten Roman 1935 erscheinende „Saturnische Sendung“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

mehr literarisch tätig sein (mit seinem zweiten und dritten Roman), oder sich allgemeiner historisch äußern (über die Entwicklung der Großmächte des 19. Jahrhunderts sowie über das Wesen der Diplomatie und große Diplomaten der Vergangenheit). Gänzlich unpolitisch war dies nicht[130], aber doch unverfänglicher und letztlich auch ungefährlicher als das, was er für seine „Memoiren" zu Papier gebracht hatte.

Angesichts dieser grundsätzlichen Entscheidung stellte sich die weitere Frage nach einem geeigneten Verleger schon gar nicht mehr. Der plötzliche Tod Karl Friedrich Nowaks am 17.12.1932 war – nicht nur in dieser Hinsicht – ein schwerer Schlag für Kühlmann persönlich und auch für sein Memoirenprojekt, an dem sich der Leiter des „Verlags für Kulturpolitik" so interessiert gezeigt hatte. Insofern wäre auch die Verlagssuche deutlich schwieriger geworden. Zudem schloß Kühlmann aus eigenem Antrieb den S. Fischer Verlag aus, in dem 1932 sein erster Roman „Der Kettenträger" erschienen war. Der Verlagsvertrag hatte zwar die Option auf den Erwerb der nächsten Publikation vorgesehen und Kühlmann dazu verpflichtet, sein Folgebuch zunächst S. Fischer einzureichen[131]. Daß dies nicht unbedingt der nächste Roman hätte sein müssen, sondern offenbar auch die Autobiographie hätte sein können, darauf weist eine Bemerkung Kühlmanns aus einem Schreiben an den Verlag vom September 1933 hin, wo er mit Bezug auf frühere Besprechungen bedauerte, er habe „die Memoirenarbeit […] im Hinblick auf die Zeitverhältnisse zurückgestellt". Offenbar war in Gesprächen mit dem Verlag diese Möglichkeit erörtert worden. Mit Blick auf „nicht voraussehbare politische Strömungen" bat Kühlmann aber jetzt darum, von der Vertragsklausel befreit zu werden. Der S. Fischer Verlag gewährte die Freigabe, jedoch nicht ohne seinem „Befremden über die Begründung" Ausdruck zu verleihen: „Es war Ihnen, sehr verehrter Herr von Kühlmann, vorbehalten, als erster und einziger unserer Autoren" die gewandelte politische Lage als Grund und Anlaß für die Vertragsauflösung anzuführen[132]. Gottfried Bermann-Fischer kreidete Kühlmann diesen Schritt später als „Schwäche und Opportunismus" an und schrieb, er habe „laut lachen" müssen, als er Kühlmanns „kläglichen Brief" las[133].

Die Motive, die Kühlmann zur Trennung vom Fischer-Verlag veranlaßten, waren damit recht zutreffend und wenig schmeichelhaft für den Autor umschrieben. Tatsächlich lag kein zwingender Grund vor, warum Kühlmann nicht etwa sein in dem Brief ebenfalls angesprochenes, zur gleichen Zeit in Vorbereitung befindliches nächstes literarisches Werk „Immaculata" an Fischer gab. Der von Kühlmann genannte Grund, „das Ganze ist sehr lokal ober-

[130] Eine genauere Analyse dieser Werke und Kühlmanns zahlreicher Artikel aus den 1920er, 1930er und 1940er Jahre wird an anderer Stelle erfolgen.

[131] Vgl. Verlagsvertrag vom 11.12.1931, Archiv des S. Fischer Verlags, Frankfurt.

[132] Kühlmann an S. Fischer Verlag, 4.9.1933; S. Fischer Verlag an Kühlmann, 7.9.1933; Archiv des S. Fischer Verlags, Frankfurt.

[133] Gottfried Bermann-Fischer: Bedroht – Bewahrt, Weg eines Verlegers, Frankfurt/Main 1967, S. 80 f. Dort ist ein als wörtliches Zitat gekennzeichneter, aber nur sinngemäß übereinstimmender Halbsatz aus Kühlmanns Schreiben wiedergegeben.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

bayerisch, also für Ihren Leserkreis meines Erachtens wenig geeignet“[134], war nur vorgeschoben und wenig glaubhaft. Gegenüber Rudolf Alexander Schröder beschrieb Kühlmann mit drei Sätzen in drei Briefen aus dem Jahr 1934 seine Motivation in erschreckender Offenheit: „Mit Fischers, die sich doch als recht miese Jüden [sic] erwiesen haben, will ich nicht mehr arbeiten.“[135] „Fischer ist wirklich, von allen politischen Zeitereignissen abgesehen, zu jüdisch, um angenehm zu sein, und ich bin natürlich politisch gebundener als viele andere Schriftsteller und Kollegen.“[136] „Fischer geht nicht, da allzu jüdisch. Ich muss, da immerhin journalistisch und politisch tätig, umsichtiger sein als andere.“[137]

Diese Äußerungen waren eindeutig antisemitisch geprägt. Jedoch war Kühlmann selbst kein ausgeprägter Antisemit; er unterhielt enge Beziehungen zu Juden wie Nowak und Wolff, hatte Albert Ballin bewundert und war seine zweite Ehe mit der Tochter eines konvertierten Juden eingegangen. Kühlmann hegte keine antisemitischen Ressentiments gegen Juden allgemein, vielmehr lobte er in seinen „Memoiren“ z. B. Bernhard Guttmanns „bedeutende Begabung und Verstandesschärfe“; er sei „von großer journalistischer Gewandtheit und Erfahrung“. Diese Passage wäre ab 1935, als der Journalist der „Frankfurter Zeitung“ wegen seiner jüdischen Herkunft Berufsverbot erhalten hatte, nicht mehr zu veröffentlichen gewesen. Selbiges gilt für Kühlmanns sachorientierte, nicht abwertende Bemerkungen über die zionistische Bewegung, vor allem aber für seine anerkennenden Äußerungen über Fritz Mannheimer, über den jüdischen Großrabbiner von Konstantinopel und über Salomon Maimons „meisterhafte“ Autobiographie[138]. Zudem blieb er während des „Dritten Reichs“ sowohl mit der „Halbjüdin“ Lally Horstmann als auch mit dem in die Schweiz geflüchteten „Halbjuden“ Fritz Andreae in engem freundschaftlichem Kontakt.[139]

Gleichwohl äußerte Kühlmann einen antisemitischen Beweggrund, um sich von Samuel Fischer und dessen Schwiegersohn Bermann-Fischer zu distanzieren, mit denen er sich offenkundig überworfen hatte. Was der konkrete Stein des Anstoßes war, läßt sich nicht mehr ermitteln. Jedenfalls waren nicht (nur) die zeitpolitischen Umstände, sondern (Bermann-)Fischers Judentum der eigentliche Grund für Kühlmanns Schritt. Allerdings erregte nicht das Jüdisch-Sein an sich bei ihm Anstoß (damit hatte er grundsätzlich kein Problem), sondern offenkundig ein von Kühlmann als „jüdisch“ negativ eingeordnetes und bezeichnetes Verhalten der Verleger.

Auch in politischer Hinsicht war Kühlmann, wie Bermann-Fischer zurecht bemerkte, übervorsichtig und opportunistisch. Einerseits war er nicht dazu bereit, seine „Memoiren“ umzuschreiben, um sich auf diese Weise an die

[134] Kühlmann an S. Fischer Verlag, 4.9.1933, Archiv des S. Fischer Verlags, Frankfurt.

[135] Kühlmann an Schröder, 12.2.1934, DLA, Nachlaß Schröder.

[136] Kühlmann an Schröder, 17.5.1934, ebd.

[137] Kühlmann an Schröder, 8.12.1934, ebd.

[138] Vgl. unten S. 228, S. 403–404, S. 363 sowie S. 501 (mit Anm. 963).

[139] Vgl. unten S. 62 und 64.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

neuen politischen Verhältnisse anzupassen und seine journalistische Arbeit sowie die nicht-amtlichen außenpolitischen Aktivitäten nicht zu gefährden; stattdessen beließ er sein praktisch fertiges Buch lieber unveröffentlicht. Andererseits war Kühlmann aber durchaus bereit, aus denselben Gründen mit dem S. Fischer Verlag zu brechen.

Für eine Veröffentlichung im nationalsozialistischen Deutschland hätte Kühlmann noch weitere Passagen der „Memoiren" umschreiben und streichen müssen, wie etwa den folgenden Satz, den er als Begründung formulierte, warum er die Annexion belgischen Gebiets ablehnte: „Ich glaube, daß im heutigen Europa jeder Gedanke an Unterwerfung oder Absorption eines in Rasse, Kultur und Sprache fremden Volkes undurchführbar ist und daß jeder solche Versuch nur dazu führen würde, Verwirrung und Kampf zum Dauerzustand zu machen." Ähnliches gilt für zwei Passagen aus dem Kapitel London 1908–1914: „Auch die in Deutschland zur Zeit so starke Hitler-Bewegung verfügt jedenfalls über keine Presse, die einigermaßen im Verhältnis zu den enormen Wahlerfolgen steht."[140] Derart kritische Worte über die geringe Reichweite von Goebbels Propagandaapparat hätten sicherlich nach dem Januar 1933 so nicht publiziert werden können, genauso wie die anti-rassistischen Aussagen über den von Kühlmann in höchsten Tönen gelobten Lord Tyrrell („man sieht, die Rassen-Mischung ist schon interessant: irisches und indisches Blut") und die Kritik daran, daß „viele Engländer […] auch gegen indische Blutströme starke Vorurteile haben, selbst wenn die Indier in der Stammreihe den höchsten Kasten angehören"[141].

Jedoch scheint Kühlmann sein Memoirenprojekt nicht gänzlich und für alle Zeiten abgeschrieben zu haben. Offenbar gab er den Gedanken nicht völlig auf, es irgendwann doch noch veröffentlichen zu können, und arbeitete nur *pro tempore* nicht mehr aktiv daran. Auch nach dem vorläufigen Abschluß des Manuskripts 1933/34 legte er in den Folgejahren inhaltlich relevante Zeitungsausschnitte an passende Stellen in sein Manuskript, beginnend mit einem Artikel aus der „Vossischen Zeitung" vom 10.6.1933. Offenbar sollten diese bei der Schließung noch bestehender Lücken oder einer künftigen Aktualisierung des Textes verwendet werden, wie z. B. der unten erwähnte Artikel über Lord Kitcheners Tod noch aus dem Juli 1937 zeigt.[142]

Zu einer derart vorbereiteten Überarbeitung des Textes kam es jedoch nicht mehr. Lediglich an einzelnen Stellen machte Kühlmann später noch kurze handschriftliche Ergänzungen oder nahm kleine Korrekturen vor. Wann genau die handschriftlichen Veränderungen des Textes und einige der Einlagen entstanden, läßt sich nicht im Detail eruieren. Die meisten scheinen in unmittelbarem Zusammenhang mit der Entstehung des Basistextes verfaßt worden zu sein. Eine spätere Arbeit am Text ist nur an wenigen, eher unbedeu-

[140] Vgl. unten S. 366 und S. 227.

[141] Vgl. unten S. 217.

[142] Die Einzelnachweise dieser Artikel erfolgt jeweils in den Fußnoten; für die beiden angesprochenen vgl. unten S. 400 und 369.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

tenden Stellen nachweisbar. So erfolgte die Ergänzung der Passage zu Charles de Chambrun frühestens 1936. Ein anderer handschriftlicher Zusatz auf der einliegenden neunseitigen Ausarbeitung „Presse und Journalisten in London" und eine handschriftliche Ergänzung zur Legendenbildung über einen Besuch in Irland kurz vor Kriegsausbruch sind vermutlich nach 1939 entstanden[143]. Nur eine einzige handschriftliche Korrektur (zum abschließenden Kapitel über das Staatssekretariat) erfolgte definitiv erst in den 1940er Jahren[144]. Hier ist auch an der merklich zittriger gewordenen Handschrift ablesbar, daß diese Ergänzung später als die übrigen handschriftlichen Ergänzungen erfolgte.

Die „Memoiren" enden, wie später auch die „Erinnerungen", mit Kühlmanns Ausscheiden aus dem Amt im Sommer 1918, aber sie beginnen, anders als die „Erinnerungen", nicht mit seiner ersten diplomatischen Station: Kühlmann erschienen in seinem ersten Lebensrückblick seine frühesten Auslandsposten, St. Petersburg und Teheran, nicht weiter erwähnenswert. In den hier vorliegenden „Memoiren" geht er mit wenigen Worten über diese Stationen hinweg und setzt mit seiner ersten Londoner Zeit Anfang 1904 ein. Damit deutet der Diplomat eine merkliche Schwerpunktsetzung auf seine „westlichen" Posten an: die Niederlande, Großbritannien und die USA. Diese Fokussierung hat insofern Aussagekraft, als Kühlmann sich schon in dieser Beschränkung als betont „westlich" orientierter Diplomat gab, als den ihn seine weitere Politik dann auch ausweist. Diese Prägung wurzelte bereits in Elternhaus und Ausbildung; er faßte diese in die Worte, daß „nächst Frankreich, seiner Sprache und Geschichte, England und englische Literatur seit Jahren im Mittelpunkt meiner Bestrebungen gestanden hatten"[145]. Dies erklärt auch die Tatsache, daß er einige Passagen seiner „Memoiren" – kurze Überschriften, aber auch kleinere Abschnitte – in Englisch verfaßt hat. Selbst für den Titel des Buches notierte er sich Vorschläge sowohl auf Deutsch als auch auf Englisch, zumal er dieses Buch, wie später die „Großmächte", auch in einer englischen Übersetzung veröffentlichen wollte. Sogar in das Gros des auf Deutsch geschriebenen Textes mischen sich immer wieder Anglizismen, dazu gelegentlich eine englische Genitivform mit 's oder englische Schreibweisen von Fremdwörtern. Daß er die englische Kurzform „Dick" weitaus häufiger (etwa in den Briefen an seine Frau) als seinen eigentlichen Vornamen „Richard" nutzte, wurde bereits eingangs angesprochen. Vor allem die mehr als sieben Jahre, die Kühlmann in London verbrachte, hinterließen offenkundig tiefe Spuren in seiner Sprache wie in seinem Denken. Dies war schon den Zeitgenossen nicht entgangen. So lautete ein Urteil in der „Vossischen Zeitung" am 17.12.1916: „Herr v. Kühlmann ist ohne Zweifel einer unserer fähigsten Diplomaten […] mit ausgesprochen westlichen Neigungen, und unter unseren Diplomaten vielleicht der beste Kenner englischer Verhältnisse."

[143] Vgl. unten S. 188, sowie S. 224 und 241, wo jeweils vom „ersten Weltkriege" die Rede ist.
[144] Vgl. unten, S. 503 und Anm. 986.
[145] Vgl. unten, S. 114.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Bezeichnend ist Kühlmanns Titelgebung seiner diplomatischen Stationen auf den Manuskriptbänden, die einer Proto-Kapiteleinteilung gleichkommen. Dazu wählte er in den allermeisten Fällen die Städtenamen: je zweimal „London“, „Haag“ und „Konstantinopel“, sodann noch „Stockholm“. Zwei Ausnahmen gibt es jedoch: die Kapitel über „Marokko“ und „Amerika“, die er eben nicht mit „Tanger“ und „Washington“ betitelte. Offenbar waren es in diesen beiden Fällen eher die Länder und weniger die Städte, die Kühlmanns Bild von diesen Abschnitten seines Lebens prägten, während auf den übrigen Auslandsposten die (west-)europäischen Metropolen und seine Geburtsstadt Konstantinopel hervorstachen.

Die Bewunderung für Großbritannien und das britische politische System ist schließlich eine der Ursachen für Kühlmanns überraschend positive Beurteilung des Kaisers, die Wilhelm II. auf fragwürdige Weise exkulpieren[146]. Der Diplomat blieb sein Leben lang ein gemäßigter Monarchist, das britische System der parlamentarischen Monarchie erschien ihm zeitlebens als Ideal. Dadurch war der Monarch in Kühlmanns Augen die höchste Verkörperung des Staatsgedankens, der Nation – und somit beinahe sakrosankt. Diese Ansicht vertrat er vor und nach dem 9.11.1918, so äußerte er sich öffentlich, wie auch privat – dies bildete seine Grundüberzeugung. Die eingangs zitierte Tagebuchnotiz Harry Graf Kesslers[147] zeigt, daß Kühlmann nicht etwa nur in seinen Publikationen eine Lanze für den Kaiser brach, sondern diese Meinung ebenso auch im engeren Kreis äußerte. Seine monarchische Grundeinstellung zeigt sich zudem darin, daß er in demselben Gespräch am 16.11.1923 für ein Bayern als Monarchie innerhalb der Weimarer Republik eintrat. Seine Haltung war also keine öffentliche Geste, sondern persönliche Überzeugung. Selbst wenn Kühlmann in den „Memoiren“ anklingen ließ, daß er die deutsche Führung für mitschuldig am Ausbruch des Weltkriegs hielt[148], nahm er den Kaiser gänzlich von seiner Kritik aus oder formulierte diese, z. B. zur Flottenpolitik, ausgesprochen milde und nur sehr eingeschränkt[149].

Eine zweite Ursache dieser verblüffenden Haltung liegt in dem persönlichen Verhältnis, das Kühlmann mit dem Kaiser zu haben glaubte. Walter Goetz erklärte den Umstand, daß der ehemalige Staatssekretär schon „in seinen ‚Erinnerungen‘ den Kaiser in auffallender Weise geschont“ hat, „obwohl er doch einen Einblick in die Unzulänglichkeiten der kaiserlichen Politik und der Persönlichkeit haben mußte“, mit dem Umstand, der Diplomat habe sich offenbar

[146] Vgl. unten S. 241, z. B. im Kapitel London 1908–14: „Niemand, am allerwenigsten der Kaiser, hat bewußt auf den Krieg hingesteuert.“ Ähnlich verständnisvoll-exkulpierend äußerte er sich auch in seinen anderen Publikationen, vgl. z. B. Kühlmann, Gedanken über Deutschland, S. 71 f.

[147] Vgl. oben, S. 20.

[148] Vgl. unten, S. 315: „mußte durch das Ungeschick der heimischen Führung, die zum mindesten den Gegnern das Spiel leicht machte, Deutschland in den Abgrund eines furchtbaren Kampfes gestoßen werden.“

[149] Vgl. unten, S. 268 „impulsiven kaiserlichen Schritte […], an denen die Geschichte dieses begabten Monarchen leider nicht arm war“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gegenüber „dem Kaiser, der ihm so günstig gesinnt war, verpflichtet“ gefühlt und „aus Gründen der Pietät auch nach dem Tode des Kaisers kein offenes Wort“ sagen wollen[150]. Das Letztgenannte kann jetzt, angesichts der vorliegenden „Memoiren“, die ein Jahrzehnt vor dem Ableben Wilhelms II. verfaßt wurden, ausgeschlossen werden. Wohl aber war Kühlmann von einem Gefühl der persönlichen Verpflichtung dem Monarchen gegenüber geleitet, sah sich selbst als „eine[n] der jüngsten seiner Diener“[151]. Der sehr jung sehr hoch aufgestiegene Diplomat verdankte dem Kaiser ausgesprochen viel. Dafür war er ihm zeitlebens dankbar – und er war ganz sicher auch Wilhelm II. gegenüber loyal; sogar so loyal, daß er ihm in seiner Amtszeit eben nicht nach dem Mund redete und intern mehrfach sehr offene Worte fand. Öffentliche, zumal nachträgliche Kritik schloß diese Haltung allerdings aus.

2. Zur Entstehung, Rezeption und Problematik der „Erinnerungen“ (1948)

Erst einige Jahre, nachdem er die „Memoiren“ beiseite gelegt hatte, scheint sich Richard von Kühlmann überhaupt mit dem Gedanken befaßt zu haben, einen neuen Anlauf für eine Autobiographie zu nehmen. „Größere Bücher arbeite ich zur Zeit nicht. Der erste wahrscheinlich publizierte Band Memoiren ‚Jugend, Universität, diplomatische Anfänge‘, könnte vielleicht bis nächsten Winter fertig werden“, schreibt er optimistisch Anfang 1938[152]. Dies war der Beginn des Buchprojekts, das schließlich zu den „Erinnerungen“ werden sollte – zunächst aber nur als Idee. Denn Kühlmann änderte dann doch seine Planungen und verbrachte den Sommer 1938 mit der Arbeit an seinem Buch über „Die Diplomaten“, das im Folgejahr erscheinen sollte[153]. Bestehen blieb aber der Ansatz, nun die (politisch unverfänglicheren) frühen Jahre zu beschreiben, die die Vorgeschichte der hier vorgelegten „Memoiren“ bilden.

Das Vorhaben hatte jedoch keine Priorität, bis zur Umsetzung verging weitere Zeit. Wann genau die Arbeit am Text begann, ob bereits im Sommer 1939 oder erst nach Kriegsausbruch, ist anhand der vorliegenden Quellen nicht eindeutig feststellbar. Ein Anstoß kam im Sommer 1941 von Ferdinand Friedensburg, mit dem Kühlmann seit langen Jahren gut bekannt und eng verbunden war. Der frühere Berliner Polizeivizepräsident und von den Nationalsozialisten aus dem Amt gedrängte Kasseler Regierungspräsident vermittelte einen

[150] Goetz, Die Erinnerungen, S. 21. Goetz selbst geht übrigens ebenfalls durchaus schonend mit dem Kaiser um, vgl. ebd. S. 4. Auch Fritz Schotthöfer, der Kühlmann persönlich kannte, urteilt in seiner Rezension der „Erinnerungen“ zutreffend, daß dieser, „sein monarchisches Empfinden nie verleugne[t]“ habe; Unvollendete Diplomatie, in: „Allgemeine Zeitung“, Ostern [17.4.]1949.

[151] Vgl. unten S. 449.

[152] Kühlmann an Rudolf Alexander Schröder, 9.2.1938, DLA, Nachlaß Schröder.

[153] Vgl. Kühlmann an Schröder, 25.6.1938, ebd.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Kontakt zum Stalling-Verlag, der „lebhaft an den von Ihnen zu schreibenden Lebenserinnerungen interessiert“ sei[154].

Wie weit sich Kühlmann zu diesem Zeitpunkt bereits gedanklich von seinem ersten Entwurf einer Autobiographie entfernt hatte, zeigt der Umstand, daß er erst genauer „in den Akten nachprüf[en]“ lassen mußte, um zu verifizieren, daß er „einem anderen Verlage gegenüber zwar keine juristische, wohl aber […] eine moralische Bindung“ eingegangen war, da dieser sich „für den ersten Band interessiert hatte“[155]. Die von Friedensburg vermittelten Verhandlungen brachten zwar letztlich kein Ergebnis, aber dieser drängte dennoch darauf, „die Vorarbeiten für die Publikation unverändert weitergehen zu lassen“[156]. Diesem Rat des Freundes ist Kühlmann, auch aus eigenem Antrieb, gefolgt. „Ein gut Teil meiner freien Zeit widme ich der Redaktion einiger Erinnerungen aus einem vielbewegten Leben“, schrieb er im September 1942 an den Insel-Verleger Anton Kippenberg[157].

Es ist erkennbar, daß die „Erinnerungen“ nicht an einem Stück, sondern schrittweise verfaßt worden sind. Eine Reihe von inhaltlichen Wiederholungen, etwa im Kapitel über die erste Marokkokrise, und der Bruch der Erzählung in der Zeit der Tätigkeit in Konstantinopel legen eine Abfassung mit Unterbrechungen nahe. Die ersten Passagen können durchaus schon vor Beginn des Zweiten Weltkrieges entstanden sein, weil Kühlmann vor allem in den frühen Kapiteln nur den Ersten Weltkrieg (oft ohne Zählung schlicht als „Weltkrieg“ bezeichnet) erwähnt, wo der zweite durchaus hätte Erwähnung finden können: So schreibt Kühlmann noch vom unzerstörten Potsdam, dann wird die Jahreszahl 1937 genannt. Schließlich ist von der „eben jetzt erst vollendeten Bagdadbahn“ die Rede, was 1940 geschah[158]. Ab dem Kapitel „An der Botschaft in London“ (S. 181 ff.), also ab der Schilderung seines Lebensweges ab 1904, der auch von den hier vorliegenden „Memoiren“ abgedeckt ist, spricht Kühlmann dann, wenn auch nicht durchgängig, vom „ersten Weltkriege“.

Man fragt sich jedoch, weshalb der Autor im weiteren Verlauf dabei nicht die fast fertigen „Memoiren“ als Grundlage für die späteren Kapitel seiner „Erinnerungen“ nutzte, die die Jahre 1904–1918 beschreiben. Warum ersparte er sich nicht viel Arbeit und nutzte das Vorliegende, sondern diktierte – absichtlich – einen neuen Text, der am Ende teils lückenhafter und unpräziser war?

Eine mögliche Antwort ist, daß Kühlmann ursprünglich vorgehabt haben könnte, an die neue, gerade entstehende Schilderung der Jahre bis 1904 den vorliegenden Text der „Memoiren“ anzuschließen, quasi also nur die Vorgeschichte neu zu verfassen. Als er mit der Arbeit an den „Erinnerungen“ be-

154 Ferdinand Friedensburg an Kühlmann, 26.6.1941, Nachlaß Kühlmann, Familienbesitz. Zur Verbindung der beiden vgl. Ferdinand Friedensburg: Lebenserinnerungen, Frankfurt/Bonn 1969, S. 185 f.

155 Kühlmann an Friedensburg, und 4.7. und 23.9.1941, Nachlaß Kühlmann, Familienbesitz.

156 Friedensburg an Kühlmann, 8.10.1941, ebd.

157 Kühlmann an Anton Kippenberg, 23.9.1942, ebd. Die Familien kannten sich seit den Jahren kurz nach der Jahrhundertwende.

158 Vgl. Kühlmann, Erinnerungen, S. 129 und 136; S. 15 und S. 71.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gann, stand sein Berliner Haus noch, und um 1940 nahm Kühlmann das „Memoiren“-Manuskript auch mindestens noch einmal in die Hand; dessen Existenz war ihm also weiterhin präsent. Dann aber kamen die Zerstörung seines Berliner Hauses und weitere Kriegswirren dazwischen, so daß er eventuell keinen Zugriff mehr auf sein Manuskript hatte oder gegebenenfalls dachte, es sei in der Tiergartenstraße mit verbrannt – und deshalb den Neuansatz weiterführte, ohne auf den hier vorliegenden Text zu rekurrieren. Daß Kühlmann die „Memoiren“ in seinen letzten vier Lebensjahren verloren glaubte, ist jedoch nur eine Vermutung; es ist nicht mehr nachzuvollziehen, ob sich das Manuskript zuletzt bei ihm in Ohlstadt oder auf dem Stummschen Schloß Ramholz befand, wo es Anfang der 1960er Jahre Wolfgang Steglich als erster und bisher einziger Wissenschaftler einsah und nutzte[159]. In die Entstehungsgeschichte der „Erinnerungen“ würde ein solcher Ablauf jedenfalls passen, denn zum Zeitpunkt der Vernichtung seines Berliner Hauses steckte Kühlmanns Schilderung offenbar noch in seiner Jugendzeit und war noch nicht bis 1904 fortgeschritten. Dies scheint ein Brief an eine Jugendfreundin nahezulegen: „Viel beschäftige ich mich mit dem Versuche, Momente dieses allmählich nun lange gewordenen Lebens aus der Erinnerung aufzuzeichnen. […] Wenn die Dinge ein bißchen weiter vorgeschritten sind, hoffe ich Ihnen einmal das Kapitel Bamberg aus den Lebenserinnerungen vorlesen zu können“[160]; in Bamberg verbrachte er Teile seiner Jugend.

Die Arbeit an dem Buch kam durch Kühlmanns ausgedehnte journalistische Tätigkeiten, durch (trotz des Weltkriegs) weiterhin durchgeführte Auslandsreisen, durch seine vielfältigen wirtschaftlichen Aktivitäten (v. a. im Stumm-Konzern) und seine Kunstsammel- sowie Jagdleidenschaft zunächst nicht entscheidend voran. Besonders die Aufenthalte in seinem Berliner Haus an der Tiergartenstraße 32 (für das er 1933 seine Wohnung in der Wilhelmstraße 66 aufgab) während des Winters und Frühjahrs waren mit Geschäfts- und Privatkontakten ausgefüllt: „In Berlin [bilden] die zahlreichen künstlerischen, musealen, gesellschaftlichen Beziehungen […] einen wesentlichen Teil meines hiesigen Tagewerkes“, gab Kühlmann selbst zu, da er „mit einem weiten Kreise interessanter, anregender und nützlicher Menschen lebendigen Gedankenaustausch pflegen konnte“[161].

Es waren die Sommer- und Herbstmonate, die Kühlmann in seinem oberbayerischen Domizil verbrachte und die er für die Schreibtätigkeit an dem Buch vorsah: „Gelegentlich hoffe ich in dem etwas stilleren Ohlstadt doch auch an den Memoirenbänden weiter arbeiten zu können“, nahm er sich für den Sommer 1943 vor und arbeitete tatsächlich „mit gegen andere Jahre gestei-

[159] Vgl. Wolfgang Steglich: Die Friedenspolitik der Mittelmächte 1917/18, Wiesbaden 1964, S. 569; Ders.: Die Friedensversuche der kriegführenden Mächte im Sommer und Herbst 1917, Stuttgart 1984, S. LX.

[160] Kühlmann an Baronin Anna von Würtzburg-Cramer-Klett, 5.11.1943, Nachlaß Kühlmann, Familienbesitz.

[161] Kühlmann an Vicky von Schirnding, 12.1.1943 und 28.11.1943, ebd.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gerter Intensität“[162]. „Arbeit gibt es die Fülle, und so verbringe ich meine Vormittage mit Korrespondenz und Weiterarbeit an einem Memoirenbande“, schrieb er Anfang Juli seiner Schwiegermutter, während er nachmittags zumeist auf die Jagd ging[163]. Große Fortschritte machte die Arbeit an den „Erinnerungen“ aber nicht, zumal die Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges Kühlmanns Lebenswandel erschwerten. „Da alles täglich komplizierter und mühsamer wird, hat sich meine Arbeitslast noch erheblich vermehrt, so daß ich zur Arbeit an meinen Lebenserinnerungen lange nicht in dem Maße komme, als ich dies hoffte und wünschte. Trotzdem versuche ich mit Zähigkeit, bei Gefechtspausen ein bißchen vorwärts zu kommen“[164], lautete sein Zwischenfazit im August 1943. Die Verwirklichung des Vorhabens verlief stockend; der Autor mußte zugeben, „daß die Memoiren nur im Schneckentempo vorwärtskommen“[165]. Immer wieder kam etwas dazwischen und suchte Kühlmann Zerstreuung von der retrospektiven Schreibtischtätigkeit. Gerade die herbstliche Jagd ergänzte den Speiseplan im Krieg und bot zugleich willkommene Ablenkung von der Arbeit an dem Erinnerungswerk: „Heute kam ich nach vierstündiger Kletterei leidlich müde im Raunerhof an und hatte den guten Vorsatz, den ganzen Nachmittag Diktat und Arbeit zu widmen. Da kam der Jäger aus dem anderen Revier und berichtete geradezu Märchendinge, wie gut und nachhaltig die Hirsche schrien. So fuhr ich dahin, kletterte wieder 2 Stunden in den Bergen herum, nur um festzustellen, daß die Hirsche sich dort ebenso wenig rührten wie auf dem Berg“[166]. Die Jagd war Kühlmanns große Passion, die Natur am Fuß der Alpen hatte er seit den Zeiten des Ersten Weltkriegs als seinen Rückzugsort vom Alltags- und Arbeitsstreß gewählt. Hierhin zog er sich nach seinem erzwungenen Rücktritt 1918 zurück und hier wohnte er seitdem jeden Sommer. „Da oben mit der köstlichen Aussicht auf das Karwendelgebirge und die Zentralalpen fühlt man sich dem Alltag und seinen vielen Sorgen und Lasten ganz entrückt. Die Tage oben, wenn das Wetter einigermaßen günstig ist, zählen immer zu den schönsten des Sommers und Herbstes.“[167]

Die Konkurrenzangebote zur Zeitgestaltung waren für das Memoirenschreiben offenkundig sehr verlockend. Auch die im Vergleich zu Friedenszeiten kaum geringere Reisetätigkeit nahm viel Zeit in Anspruch, die dann für die Autobiographie fehlte. Kühlmann genoß die periodischen Fluchten aus dem kriegführenden, nationalsozialistischen Deutschland. Gegenüber der Baronin Vicky von Schirnding, einer engen Freundin, klagte er – gerade von einer drei-

[162] Kühlmann an Lilly von Schnitzler, 2. und 24.7.1943; ebenso an Marie-Louise von Bethmann Hollweg, 29.6.1943: „Vorläufig plane ich ruhig im Lande zu bleiben und, wenn irgend möglich, die Memoiren wieder ein Stück vorwärtszubringen“; und an Maria Daelen, 8.7.1943: „Ich arbeite fleißig, jage fleißig und fühle mich in der relativen Ruhe dieses bayerischen Bergdorfes wohler als in dem stets verhetzten Berlin“, ebd.

[163] Kühlmann an Ludovica von Stumm, 1.7.1943, ebd.

[164] Kühlmann an Renata von Schubert, 5.8.1943, ebd.

[165] Kühlmann an Lally Horstmann, 6.8.1943, ebd.

[166] Kühlmann an Fritz Andreae, 7.10.1943, ebd.

[167] Kühlmann an Veronica von Clemm, 18.9.1943, ebd.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

wöchigen Schwedenreise zurückgekehrt – Anfang November 1943 aus Ohlstadt: „Nach frohen Tagen im Ausland stellt sich bei der Rückkehr immer ein Kater ein, wenn man darangeht, die angehäuften Sachen zu bearbeiten, bis man einigermaßen die Nase wieder aus dem Wasser halten kann. Die Arbeit an den Memoiren leidet natürlich sehr unter dem Andrang von Alltagsgeschäften und Alltagsbriefen.“[168]

Hinzu kam, daß Kühlmann durch die Kriegsereignisse im Raunerhof nicht mehr unumschränkt schalten und walten konnte, wie er wollte: „Wohnungsbeschlagnahmen, Zimmerabgaben, Einquartierungsfragen fressen einen nicht unerheblichen Teil des Alltags weg, und diese fremden Menschen und fremden Welten, die ins Allerinnerste des Hauses und des Haushalts eindringen, üben einen sehr störenden und zerstörenden Einfluß auf das private Leben aus. Besitz und behüteter Bezirk eines solchen kommen langsam aber sicher zum Erliegen“[169], stellte er Mitte November 1943 fest. Auch die politische Situation ließ ihn nicht mit großer Dringlichkeit an dem Buch arbeiten, weil „bei der gegenwärtigen Papierknappheit und den unsicher werdenden allgemeinen Zuständen an eine Veröffentlichung in absehbarer Zeit nicht zu denken ist“[170].

Zudem war ihm die retrospektive Arbeit ohne direkten gestalterischen Effekt eigentlich zuwider; die Abfassung von Memoiren roch zu sehr nach Abschied vom Leben und Ende der Wirkungsmöglichkeiten. Die Formulierung und Umsetzung von Politik lag seinem Wesen viel eher als die rückblickende Beschreibung dieser Tätigkeiten. Diese erschien ihm als „eine etwas melancholische Beschäftigung, die aber doch mit Gottes Hülfe einmal zu Ende gebracht werden muss“[171]. Gerne vertiefte sich Kühlmann zwar in Bücher über die Vergangenheit, die er selbst mitgestaltet hatte oder die er bewunderte, wie etwa zur Jahresmitte 1943 in die Bismarck-Biographie Siegfried von Kardorffs, des Vizepräsidenten des Reichstags 1928–32, oder in die Memoiren von Joseph Caillaux. Beide rezensierte er für die „Berliner Monatshefte“ und genoss die Recherche-Arbeiten dafür[172]. Caillaux traf er dafür sogar eigens in Paris im Juni 1943 – und stellte befriedigt fest: „Ich sehe aber, daß selbst Caillaux höchst ungenügend informiert ist und meinen Erinnerungen recht viel zu klären vor-

168 Kühlmann an Vicky von Schirnding, 7.11.1943, ebd.

169 Kühlmann an Maria Daelen, 16.11.1943, ebd.

170 Kühlmann an Lilly von Schnitzler, 24.7.1943, ebd.

171 Kühlmann an Marie-Louise von Bethmann Hollweg, 22.9.1943, ebd.

172 Vgl. Richard von Kühlmann: Gedanken und Aufzeichnungen zu Joseph Caillaux: Agadir, in: Berliner Monatshefte 21 (9,10/1943) S. 240–247 sowie zuvor schon Ders.: Lebenserinnerungen von Joseph Caillaux, in: Berliner Monatshefte 20 (10/1942) S. 465–471, und Ders.: „Bismarck im Kampf um sein Werk“, in: Berliner Monatshefte 21 (7,8/1943) S. 206–210 sowie Ders.: „Bismarck im Kampf um sein Werk“, in: „Deutsche Allgemeine Zeitung“, 3.6.1943. Kühlmann veröffentlichte häufiger Aufsätze und Buchbesprechungen zu historischen Themen; als nächstes folgte die Rezension von Helmut Krausnick: Holsteins Geheimpolitik in der Ära Bismarck 1866–1890, in: Berliner Monatshefte 22 (3,4/1944) S. 90–93.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

behalten bleibt“[173]. Noch lieber hätte Kühlmann aber selbst Politik gestaltet, wie er Fritz Andreae, dem ehemaligen Präsidenten der Dresdner Bank, gestand: „So arbeite ich unverdrossen weiter, leider mehr am Aufzeichnen der Vergangenheit als in schöpferisch Gestaltendem für die Zukunft. Wir haben uns, wie ein österreichischer Freund von mir zu sagen pflegt, die Zeit zum Leben saudumm ausgesucht; zwei Weltkriege dieses Umfangs und dieser Dauer sind für eine irdische Existenz zu viel.“[174] Melancholie hemmte die Arbeit an der Autobiographie: „Daß bei der Lage schwarze Gedanken einen beständig umschweben, ist nur zu verständlich. Sie lähmen trotz des gottbegnadeten Sommers Initiative und Ausblick in die Zukunft.“[175]

Ein schwerer Schlag war die Zerstörung seines Berliner Hauses durch einen alliierten Luftangriff Ende November 1943, der den Großteil von Kühlmanns umfangreichen Kunst- und Büchersammlungen vernichtete, seine Lebensgewohnheiten umkrempelte und zugleich auch die Arbeit an den „Erinnerungen“ erheblich beeinträchtigte: „Durch den ungeheuren Verlust [bin ich] immer noch sehr gedrückt. […] Zudem ist meine Arbeitsfähigkeit durch eine ganz ungewöhnlich zähe Erkältung nicht unerheblich beeinträchtigt, so daß ich nur mühsam meine große Arbeitslast durchschleppe“[176], bekannte er Mitte Dezember. Neben diesen psychologischen Auswirkungen waren es vor allem die physischen Verluste, die Kühlmanns weitere Arbeit deutlich erschwerten, da er den Großteil seiner Papiere und seiner höchst umfangreichen Korrespondenz aus Jahrzehnten sowie den Hauptteil seiner Bibliothek („über 15.000 Bände“[177]) verloren hatte. „Meine Lebenserinnerungen liegen durchaus nicht abgeschlossen vor. Durch die vielfältigen Anforderungen des Tages komme ich nicht so regelmäßig, wie ich dies zu tun wünschte, dazu, an den Erinnerungen zu arbeiten. […] Da ich fortwährend, wenn auch nicht regelmäßig, an dem Manuskript arbeite, ist es gottlob der Zerstörung in Berlin entgangen; manches von dem Material ist leider verbrannt“, schrieb Kühlmann Anfang April 1944 an den Bismarck-Historiker Maximilian von Hagen[178]. So mußte der Diplomat sich vor allem auf sein Gedächtnis verlassen und konnte kaum noch Unterlagen aus seinem umfangreichen persönlichen Besitz zu Rate ziehen. Soweit dies möglich war, versuchte er einiges durch Überlassungen aus dem Bekanntenkreis zu ersetzen, allerdings waren dies eher illustrative Elemente, wie Fotografien, und keine inhaltlichen[179]. Ein paar Monate arbeitete er weiter an

[173] Kühlmann an Fritz Andreae, 16.6.1943, Nachlaß Kühlmann, Familienbesitz. Vgl. den Briefwechsel Kühlmanns mit Jean Maillart, ebd.

[174] Kühlmann an Fritz Andreae, 9.8.1943, ebd.

[175] Kühlmann an Lally Horstmann, 3.9.1943, ebd.

[176] Kühlmann an Maria Daelen, 7.12.1943, ebd.

[177] Kühlmann an W. Keiper Verlag, 5.2.1946, ebd.

[178] Kühlmann an Maximilian von Hagen, 8.4.1944, ebd.

[179] Kühlmann an Baronin Anna von Würtzburg-Cramer-Klett, 15.12.1943, ebd. In dem Brief bedankte Kühlmann sich für die Übersendung der „wunderschöne[n] Photographie Ihres verehrten Vaters“, die er „besonders gerne in die Illustrationen zu meinen Lebenserinnerungen aufnehmen“ wollte. Das Bild zeigte Ludwig Freiherr von Würtzburg, ein Jahr vor seinem eigenen Tod und dem Erlöschen des Geschlechts, bei der Beisetzung Ludwigs III.,

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

seinen „Erinnerungen“ und schloß das noch unfertige Manuskript am 20. September 1944 vorläufig ab[180].

Nicht einmal einen Monat später, am 16. Oktober, geriet Richard von Kühlmann dann für vier Monate in Gestapo-Haft in der Haftanstalt Berlin-Moabit. Erst 1945 kam er wieder frei, wie er erleichtert Friedrich Meinecke schilderte: „Ebenso plötzlich wie sich die eisernen Tore hinter mir geschlossen hatten, öffneten sie sich in den ersten Februar-Tagen wieder vor mir, […] be]vor ich wußte, wie mir geschah, […] ich [bleibe] bestrebt, auszuruhen und etwas Erholung zu finden; denn die vier Monate strenge Einzelhaft hatten doch meinen körperlichen Kräften wesentlichen Abbruch getan. Nunmehr bin ich, soweit man überhaupt etwas voraussagen kann, wohl zum dauernden Aufenthalte wieder in die bayerischen Berge zurückgekehrt. […] Daß Sie meine Verhandlungen mit England vor dem ersten Weltkriege genau so beurteilen wie ich, ist mir eine tiefe und aufrichtige Freude. So ist denn eine große Aufbauarbeit von dem Strudel mit verschlungen worden, wie denn überhaupt ‚Fortuna‘ meiner langen Lebensarbeit nicht hold gewesen ist. Rein menschlich bedeuten zweifellos die letzten vier Monate den Tiefpunkt meiner menschlichen Erfahrung.“[181]

Dem seit gemeinsamen Münchener Jugendtagen befreundeten und in der oberbayerischen Nachbarschaft wohnenden Dichter Rudolf Alexander Schröder schrieb Kühlmann nach der Rückkehr aus der Haft, er wende sich nun „der wichtigsten vorliegenden Arbeit zu, wenigstens den ersten Teil meiner Memoiren, der bis zum Austritt aus dem Auswärtigen Amte führt, in halbwegs lesbare Form zu bringen. Vielfach tritt der Wunsch an mich heran, ich möchte auch, wenigstens die markantesten Episoden der späteren Zeit bis zum Schlusse des zweiten Weltkrieges festhalten. Dies würde neue harte Arbeit mindestens für die nächsten paar Jahre bedeuten. Ob Leben und Kräfte hierzu ausreichen, weiß Gott allein. Die vier Monate Berlin haben meine körperliche Leistungsfähigkeit stark herabgesetzt.“ Die Niedergeschlagenheit speiste sich aus dem durch die Haft hervorgerufenen physischen Verfall und aus dem Angesicht der nationalen Katastrophe, wie Kühlmann im weiteren Verlauf dieses Schreibens bekannte: „Ich bin durch die Entwicklung, die mich im übrigen nicht überrascht, wie Sie sich denken können, schwer bedrückt. Ein langes und arbeitsreiches Leben lang hatte ich nur ein Ziel: Deutschland größer, stärker, geachteter und weiser zu sehen. Es ist hart, zu einer Zeit, da man auf irgendwelche Art von Wirkung nicht mehr hoffen kann, nun diese Entwicklung

des letzten Königs von Bayern 1921, „ein Augenblick, […] der tatsächlich als Schlußstein einer ganzen Epoche in der Geschichte erscheinen wird. Mit der Beisetzung Ludwigs […] hat tatsächlich eine Aera Deutschlands und Europas ihr Ende gefunden, die, fürchte ich, jedenfalls in dieser Form nicht wieder auferstehen wird“, wie Kühlmann der Tochter, die er seit Jugendtagen kannte, weiter schrieb. Die „Erinnerungen“ erschienen letztlich ohne jegliche Fotos.

180 Vgl. Kühlmann, Erinnerungen, S. 581.

181 Kühlmann an Friedrich Meinecke, 20.2.1945, Nachlaß Kühlmann, ebd.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

erleben zu müssen.“[182] Kühlmanns Pessimismus konnte auch die aufmunternde Replik des Dichters an den „lieben Freund“ nicht mehr gänzlich überwinden: „Ja, es wäre wundervoll, wenn Sie Ihre Memoiren bis an die Grenze dieser Tage führen könnten! Es ist ja von so großer Wichtigkeit, daß eine Stimme wie die Ihre sine ira et studio sich zu Ereignissen äußere, die der Nachwelt sonst nur nach der einen oder der andern Seite hin aufs Gröbste entstellt überliefert werden.“[183]

Dieser Wunsch, den nicht nur Rudolf Alexander Schröder, sondern auch Friedrich Meinecke bei Kühlmann vorbrachte, erfüllte sich nicht. So sehr er persönlich Meinecke immer wieder zur Weiterführung von dessen Memoiren drängte[184], so wenig hielt sich der Ex-Diplomat selbst an diesen Ratschlag. Weder in den „Erinnerungen“ noch in den hier edierten „Memoiren“ gehen Kühlmanns autobiographische Aufzeichnungen über das Jahr 1918 hinaus. Ein zweiter Band, „wenn auch weniger ausführlich“, war in den Augen des Diplomaten zwar durchaus gerechtfertigt, „da ich ja, wenn auch nicht in amtlicher Eigenschaft, sehr eifrig auch weiterhin tätig war“; Kühlmann wollte eine Fortsetzung „aber nicht in Angriff nehmen, [be]vor ich über den abgeschlossenen vorliegenden ersten Teil Dispositionen getroffen hätte“[185]. In seinen noch verbleibenden genau drei letzten Lebensjahren ab seiner Haftentlassung hat der Staatssekretär a. D. nicht einmal mehr substantiell an seinen „Erinnerungen“ gearbeitet.[186] Die Zeitumstände zwischen dem Februar 1945 und seinem Tod im Februar 1948 waren sicherlich nicht danach; ebenso häuften sich gesundheitliche Beschwerden. Abgesehen von dem ersten Schlaganfall litt Kühlmann zudem an Diabetes melitus, Prostatahypertrophie und Arteriosklerosis „und war ein sehr schwieriger Patient“, wie sein Sohn feststellte[187].

Im Februar 1946 fand Kühlmann, daß seine Lebenserinnerungen „vielleicht bis auf einige Feilenstreiche so gut wie druckfertig“ waren[188]. Vornehmlich widmete er sich nun der Suche nach einem Verlag – und stellte eine letzte Überarbeitung des Textes hintenan. Eine Publikationsmöglichkeit zu finden war so kurz nach dem Krieg natürlich sehr schwierig. Der Insel-Verlag kam für

[182] Kühlmann an Rudolf Alexander Schröder, 31.3.1945, ebd. Es ist erstaunlich, wie offen und unerschrocken der eben erst aus der Gestapo-Haft Entlassene in diesen beiden Briefen trotz der Zeitumstände und der Briefzensur formulierte.

[183] Schröder an Kühlmann, 3.4.1945, ebd.

[184] Vgl. Kühlmann an Meinecke, 29.3.1946, ebd.: „Wie ich Ihnen schon schrieb, würde ich es am liebsten sehen, wenn Sie in der Bearbeitung der ‚Lebenserinnerungen‘ fortfahren könnten. Es wäre jammerschade, wenn dieser interessante Lebenslauf Fragment bleiben sollte.“

[185] Kühlmann an Ernst Rowohlt, 24.9.1946, ebd.

[186] Kühlmann an W. Keiper Verlag, 5.2.1946, ebd.: „Seit dem Zusammenbruch, der auch alle meine politischen Hoffnungen für Deutschland begraben hat, habe ich mich zu einer schöpferischen Tätigkeit noch nicht wieder aufschwingen können. Ich hoffe aber, wenn […] im deutschen Verlagsbuchhandel wieder einigermaßen normalere Umstände herrschen, […] den ersten Abschnitt der Lebenserinnerungen, der bis 1918 führt, publizieren zu können.“

[187] Knut von Kühlmann-Stumm, Zeugnis für Richard Lukas, 29.2.1948, ebd. Lukas arbeitete seit Anfang September 1947 als Pfleger in Kühlmanns Haus in Ohlstadt.

[188] Kühlmann an Ferdinand Friedensburg, 11.2.1946, ebd.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ihn, trotz enger Bande und trotz Nachfrage des befreundeten Anton Kippenberg, nicht in Betracht: „Ich habe, offen gestanden, nicht den Eindruck, daß dieser ganz und gar politische Teil für Sie wirklich von Interesse sein könnte; denn, wie gesagt, es ist ein rein politisches und kaum literarisch interessantes Memoiren-Werk, wie ich ja leider mein ganzes Leben lang nur Politiker und nichts als Politiker gewesen bin“[189]. Hingegen interessierte ihn der neu gegründete Aufbau-Verlag aufgrund seiner „vielseitige[n] Verlagstätigkeit“ im ersten Jahr seines Bestehens, doch Ferdinand Friedensburg riet ab[190]. Durch Vermittlung von Annette Kolb wandte sich Kühlmann Ende September 1946 an Ernst Rowohlt, der gerade zum dritten Mal seinen Verlag neu gründete. Ihm gegenüber behauptete der Autor, daß sein Memoirenwerk „nun seit einiger Zeit soweit fertig hier vorliegt“. Der Rowohlt Verlag erschien Kühlmann passend wegen seiner „gute[n] Beziehungen nach England“: Da „ein großer Teil meiner diplomatischen Arbeit […] sich um das deutsch-englische Verhältnis gedreht“ habe, würde das Buch „in politischen Kreisen der angelsächsischen Welt zweifellos starke Beachtung finden.“ Auch mittels *name-dropping* versuchte Kühlmann Rowohlt als seinen Verleger zu gewinnen: „Bei meinen engen freundschaftlichen Beziehungen zu der ganzen Welt Winston Churchills besteht zwar unter den heutigen Verhältnissen kaum Aussicht, ein Wort der Einführung von diesem bewährten Staatsmanne zu erhalten. Eine Kritik aus seinem Kreise würde sich selbst so kurz nach dem Kriege vielleicht beschaffen lassen.“ Explizit pries er an, daß „das Werk sehr eingehende historische Darlegungen bringen würde, von denen ein großer Teil noch unveröffentlicht ist, habe ich doch meiner ganzen Auffassung nach überwiegenden Wert darauf gelegt, nicht nur ein diplomatisch historisches Bild zu zeichnen, sondern ebenso großen Wert darauf gelegt, ein Lebensbild zu geben, was für Zeit und Umwelt in vieler[lei] Hinsicht typisch ist und auch das rein Menschliche einer Existenz farbig darzustellen versucht“[191]. An anderer Stelle schrieb er: „Es soll nicht nur eine Aufzählung historischer Tatsachen sein, sondern ein möglichst vielseitiges Bild eines Lebens geben, in dem auch kulturell-kunstgeschichtlich und dergleichen die durchlebte Zeit eingehend geschildert ist.“[192] Dieser Ansatz, der auch zu viel Kritik führen sollte, charakterisiert schon die hier publizierten „Memoiren“.

Rowohlt war sich längere Zeit „nicht schlüssig“, auch als Ferdinand Friedensburg (nun 1. Bürgermeister von Groß-Berlin) in einem persönlichen Ge-

189 Kühlmann an Anton Kippenberg, 2.4.1946, ebd. Kühlmanns Schwester Gitta hatte 1904, ein Jahr bevor Kippenberg in den Verlag eintrat, den Dichter und Insel-Mitgründer Alfred Walter Heymel geheiratet; Kühlmann selbst war dem Verlag auch durch von ihm angeregte Publikationen seit Jahrzehnten eng verbunden.

190 Kühlmann an Friedensburg, 10.9.1946, ebd. Friedensburg versprach zwar, mit dem Leiter des Aufbau-Verlags zu sprechen, prophezeite aber, daß dieser ablehnen werde, weil der Verlag „doch sehr ausgeprägt politisch im Sinne der neuesten Entwicklung gerichtet ist und für eine Figur, die so sehr dem bürgerlichen Zeitalter entstammt wie Sie, wenig Verständnis und Interesse entgegenbringt“; Friedensburg an Kühlmann, 12.9.1946, ebd.

191 Kühlmann an Ernst Rowohlt, 24.9.1946, ebd.

192 Kühlmann an Kurt Richter, 26.10.1946, ebd.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

spräch mit dem Verleger für Kühlmann intervenierte. Friedensburg drängte nachhaltig auf eine Veröffentlichung, vor allem angesichts des Werts, den er „schon immer darauf gelegt habe, daß der Schatz Ihres [Kühlmanns] Wissens und Ihres Erlebens nicht unausgenutzt bleibt." Der Mitbegründer der Berliner CDU freute sich darüber, daß Kühlmann seine „begreifliche Scheu vor der Preisgabe persönlicher oder politischer Dinge jetzt leichter überwinden und damit der Arbeit auch für den breiteren Leserkreis einen stärkeren Reiz geben" konnte. „Jedenfalls sehe ich und mit mir gewiß sehr viele Leute dem Erscheinen dieses Buches mit großer Spannung entgegen."[193] Am Ende aber waren alle diese Bemühungen erfolglos; Rowohlt erschien Kühlmanns Autobiographie „zu weit ab von seiner anderweitigen Verlagstätigkeit", so daß der ehemalige Diplomat „weiter auf eine geeignete Verleger-Persönlichkeit warten" mußte[194]. Anknüpfungen zum Verlag Hoffmann und Campe blieben ebenfalls ergebnislos[195]. Mitte Mai 1947 klagte Kühlmann gegenüber Friedrich Meinecke: „Meine eigenen Memoiren werde ich mangels eines geeigneten Verlegers wieder weiter auf Eis legen müssen, was ich lebhaft bedauere." Meinecke antwortete erstaunt: „Für Ihre Lebenserinnerungen aber müßte sich doch ein Verleger mühelos finden? Möchten Sie nicht einmal den Leibniz-Verlag (früher R. Oldenbourg) in München […] deswegen fragen?"[196] Doch auch diese Unterstützung brachte nicht den Durchbruch, so daß Kühlmann resignierte: „Nachdem es so gut wie unmöglich scheint, für die Memoirenarbeit einen geeigneten Verleger zu finden, habe ich die produktive Arbeit zunächst ganz eingestellt und begnüge mich mit kleinen Skizzen wie die über Churchill."[197]

Am Ende war es dann der Heidelberger Verleger Lambert Schneider, dem Kühlmann im September 1947 das Manuskript übersandte und der das Buch im Oktober 1948 veröffentlichen sollte[198], obwohl der Autor noch im Dezember 1947, zwei Monate vor seinem Tod, einen erneuten Fehlschlag befürchtete: „Unterhaltungen über die Ausgabe meiner ‚Lebenserinnerungen' haben sich viel versprechend angelassen. Jetzt schweigt sich der Verleger seit längerer Zeit gründlich aus, und ich fürchte, das Ganze bleibt wieder stecken"[199]. Dabei wa-

193 Ferdinand Friedensburg an Kühlmann, 26.4.1947, ebd.

194 Kühlmann an Friedensburg, 23.5.1947, ebd.

195 Vgl. Richter an Kühlmann, 14.11. und Kühlmann an Richter, 19.11.1946; Kühlmann an Hoffmann und Campe, 20.11.1946, ebd. Zuvor waren schon Bemühungen, einen Verlag in der Schweiz zu finden, erfolglos, vgl. Kühlmann an Richter, 9.9.1946, ebd.

196 Kühlmann an Friedrich Meinecke, 22.5.1947; Meinecke an Kühlmann, 22.6.1947, ebd.

197 Kühlmann an Hans Schadewaldt, 27.6.1947. Zum Aufsatz über Churchill, siehe unten S. 211, Anm 337. Schadewaldt knüpfte noch Verbindungen zum Tübinger Verleger Rainer Wunderlich an, der auch „stark interessiert" war (Schadewaldt an Kühlmann, 22.9.1947, ebd.), jedoch bremste ihn Kühlmann aufgrund der inzwischen erfolgten Entwicklung: „Zwei Verleger studieren gleichzeitig das Memoiren-Manuskript. Bevor nicht eine entscheidende Stellungnahme erfolgt ist, ist in der Frage nichts zu veranlassen"; Kühlmann an Schadewaldt, 3.9.1947, ebd. Der zweite war der Münchner Verlag, früher: F. Druckmann.

198 Vgl. Kühlmann an Lambert Schneider, 21.9.1947, ebd.; Kühlmann, Erinnerungen, Vorbemerkung des Verlegers.

199 Kühlmann an Rudolf Alexander Schröder, 1.12.1947, Nachlaß Kühlmann, ebd.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ren es nur die Schwierigkeiten, „ein so umfangreiches Manuskript in einer Druckerei unterzubringen“[200], die für Verzögerungen sorgten – und Kühlmann selbst wußte durchaus um die Problematik: „Bücher sind jetzt vollkommen ausverkauft. Der Papiermangel ist so groß, daß nur wenige Verlage sich dazu entschließen können, neue Bücher heraus zu bringen.“[201]

Insgesamt war die Arbeit an seinen „Erinnerungen“, wie zuvor schon an den „Memoiren“, für Kühlmann mehr eine selbstauferlegte Bürde als eine gerne übernommene Tätigkeit, mehr dem Arbeitsethos geschuldet und nicht dem Vergnügen oder dem Ego. Ganz offenkundig wollte er diesen zweiten Versuch einer Autobiographie aber zu Ende bringen, nachdem sein erster Anlauf aus der Zwischenkriegszeit nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 nicht publiziert werden konnte. Ihm war die Wichtigkeit der Aufgabe sehr bewußt: „Die Hauptsache ist mir, daß, solange ich bei der Herausgabe aktiv mitzuwirken imstande bin, ich noch Zeit und Arbeitskraft habe, mich dieser Herausgabe zu widmen, da diese Periode um die beiden Weltkriege herum später einmal, des[sen] bin ich sicher, historisch großes Interesse erwecken“ werde[202].

Zeit und Arbeitskraft reichten dann doch nicht mehr aus. Durch die Verzögerungen und die fehlende Endredaktion kam 1948 ein nicht fertig aufbereitetes Buch auf den Markt. Angesichts der offenkundigen Lücken war die Rezeption der „Erinnerungen“ entsprechend durchwachsen. Gerade in England, wo sich Kühlmann, wie dargestellt, „zweifellos starke Beachtung“ für seine „Erinnerungen“ erwartet hatte, fiel diese nicht immer so aus, wie er sich das erhofft hatte. Zwar billigte der Diplomat und Schriftsteller Harold Nicolson, mit Kühlmann gut bekannt, diesem „calm, serious, saddened, and in some ways honorable book“ aufgrund der „frank revelations […] great historical importance“ zu[203]. Auch das „Times Literary Supplement“ bezeichnete es als „revealing book which historians of the period 1905–18 cannot well leave unread. Its trivialities and vanities may detract from, without overshadowing, its importance. It shows how near its author came to the attainment of aims that would have left Great Britain friendless and discredited in a Europe and a world made safe for Germany.“ Aber schon in dieser Besprechung fielen viele kritische Wertungen über Kühlmanns „semi-cynical frankness“, seine „diplomatic methods hardly distinguishable from blackmail“ und „his own psychology[, that] was not much sounder than that of his Imperial master“[204].

Noch weiter ging Lewis B. Namier, der die beiden eben zitierten Reaktionen auf das Buch in einer umfangreichen Besprechung als „undeserved credence“ abtat: „Revealing this autobiography certainly is as a self-exposure […]

---

200 Kühlmann, Erinnerungen, Vorbemerkung des Verlegers.

201 Kühlmann an Frank X. Feifel, 3.11.1947, Nachlaß Kühlmann, ebd.

202 Kühlmann an Kurt Richter, 26.10.1946, ebd. Richter hatte ihm für die „Memoiren“ zugearbeitet.

203 Harold Nicolson: Marginal Comment, in: Spectator, 24.6.1949, S. 852.

204 The policy of nuisance, in: Times Literary Supplement 2487 (30.9.1949) S. 625–627, hier 625.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

but otherwise […] it cannot be admitted in evidence.“ Namier charakterisierte Kühlmann und sein Buch als „trifling and self-important, suffused with the malignancy of a frustrated intriguer. […] His inaccuracy in matters big and small – the result of a failing memory, of slovenly workmanship, and of an innate disregard of truth – eliminates him as a witness: on closer examination many of the transactions remembered by him in great and lively detail, change into mere comic potpourris, which must not be allowed to gain currency even in the lighter type of historical literature.“[205] Namiers Rezension ist gespickt mit Ironie und Sarkasmus und weist selbst eine Mischung aus Erkenntnissen, Halbwahrheiten und Übertreibungen auf, die er eigentlich Kühlmanns Buch unterstellt. Die durchaus beachtenswerten, inhaltlich geprägten Teile der Rezension drohen hinter einer Verdammung Kühlmanns und seines Buches in Bausch und Bogen zu verschwinden: „There is a deceptive facade to these Memoirs as there was to their author […] his books lack poise, depth, and judgment, and sometimes descend to puerility. As an author he falls into one class with the Kaiser and Bülow.“ Namier verglich Kühlmann mit karikaturhaften Figuren des „ageing spinster and the absent-minded professor [… and] the semi-Balkanic commercial traveler. Herr von Kühlmann, on his own level, somehow manages to recall that unattractive type and his enjoyments. Not that there is anything improper in his book – it is his personality, polished yet crude and gross, that offends“[206].

Diese unsachlichen Vorwürfe klingen wie ein fernes Echo einer bestimmten Denkrichtung englischer Politik gegenüber Deutschland ganz grundsätzlich und Kühlmann im Speziellen aus der Zeit des Kriegsausbruchs 1914 (siehe die Kampagne der Daily Mail „Kühlmann day by day“ und die weiteren Anfeindungen, denen Thomas Rhodes in „The real von Kühlmann“ entgegentrat). Offenkundig fürchteten die *hardliner* in England den Kühlmannschen außenpolitischen Ansatz durchaus, denn sie war der Weltmachtposition des Inselreichs potentiell gefährlicher als die offizielle Weltpolitik des Kaiserreichs, die einen offenen Konflikt heraufbeschwor, den zu gewinnen Großbritannien zu diesem Zeitpunkt noch gute Chancen hatte, womit es gleichzeitig einen lästigen wirtschaftlichen wie politischen Konkurrenten loswurde. Betrieb dieser Konkurrent jedoch eine intelligente Verständigungspolitik, so befürchteten diese Kreise angesichts der dadurch möglichen politischen Vorteile für das Kaiserreich und seiner ökonomischen Dynamik ein baldiges Überrunden der bisher unangefochtenen Weltmacht England. Der Juniorpartner könnte schrittweise und auf friedlichem Wege zum Senior werden, wenn er nur von einer verfrühten Rebellion absah, so diese Befürchtungen. Dieser Denkansatz erklärt die Heftigkeit der Angriffe auf Kühlmann damals – und auch Namiers

[205] Lewis Bernstein Namier: Richard von Kühlmann, The Story of a German Diplomatist, in: Quarterly Review 288 (7/1950) S. 356–372, hier 356.

[206] Namier, ebd. S. 357f. Auch Kühlmanns übrige drei politisch-historische Bücher werden von Namier komplett abgelehnt: Er charakterisiert „Gedanken über Deutschland“ als „superficial even when plausible“, „Die Diplomaten“ als „flimsy“ und „Die Entwicklung der Großmächte“ gar als „primitive to a staggering degree“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

umfassender Angriff auf die „Erinnerungen“ scheint noch von dieser Denkrichtung beinflußt, wenn er gleichzeitig zugibt: „At crucial moments he did get hold of the right end of the stick“[207].

Der unfertige Charakter des Buches, die fehlende abschließende Überarbeitung der „Erinnerungen“, die Abwesenheit von präzisen Datierungen und der schwer nachzuvollziehende Sprung in der Darstellung über die Jahre 1915/16 hinweg machten es den Gegnern von Kühlmann und seiner Politik leicht[208]. Namier, ein dezidiert antideutsch geprägter Professor an der University of Manchester und 1918–20 unter Tyrrell im Political Intelligence Department des Foreign Office tätig, konnte dem Autor an einigen Stellen Unkorrektheiten nachweisen. Zwar sind dies alles andere als bewußte Falschdarstellungen, sondern offensichtliche Verwechslungen, teils nur sprachliche Kleinigkeiten. Aber Namier gelang es in der renommierten englischen Zeitschrift, durch die Aufdeckung von Fehlern den Gesamtwert des Buches als Quelle in Abrede zu stellen: „From the way he ‚remembers‘ things which are of common knowledge and can easily be checked, conclusions must be drawn for ‚events‘ of which he is the sole witness“[209]. Zwar treffen einzelne Einwände Namiers bezüglich Wiederholungen, inhaltlichen Brüchen und offensichtlichen Fehlern zu[210], aber insgesamt ist es doch völlig unangemessen, Kühlmanns „Erinnerungen“ auf dieselbe Stufe zu stellen mit den bewußt apologetischen und verfälschenden Werken Wilhelms II. und Bernhard von Bülows.

Besonders kritisch und ironisch schaute Namier auf Kühlmanns Verhältnis zu seinen jeweiligen Vorgesetzten: „At […] historical junctures in his career, his chiefs happened to be absent or weak, or at least not equal to their forceful assistant.“[211] Sarkastisch formulierte er: „In a career of almost twenty years, Kühlmann had but two chiefs he fully approved of: one who died soon [Marschall], and the other who was ‚dead above ground‘ [Hertling]“[212]. Namiers Urteil „with Kühlmann, there is usually someone to be short-circuited or circumvented“[213], hat einen wahren Kern. Kühlmanns Vorgesetzte schnitten in seinen Schilderungen tatsächlich nicht gut ab, was jedoch in etlichen Fällen inhaltlich nicht unbedingt abwegig ist. Kühlmann überzeichnete zwar gelegentlich seine eigene Rolle; die Kritik etwa an den Botschaftern Mentzingen sowie z. T. Metternich und Lichnowsky hatte aber ihre Gründe. Der Stellvertreter war tatsächlich oft das *mastermind* im Hintergrund.

---

[207] Namier, ebd. S. 358.

[208] Namiers Kritik „hardly any dates are given“ trifft ebenso zu wie seine Feststellung: „Kühlmann has mixed up his first journey to Constantinople [1914] with the (forgotten) second journey [1916]“, ebd. S. 357 und 364.

[209] Namier, ebd. S. 364.

[210] So z. B. die Tatsache, daß nicht Iswolski (wie von Kühlmann in den Erinnerungen, S. 339 f., dargestellt), sondern Sazonov als russischer Außenminister im September 1912 auf Schloß Balmoral empfangen wurde; in den hier vorgelegten „Memoiren“ stellt Kühlmann dies zutreffend dar.

[211] Namier, ebd. S. 357.

[212] Namier, ebd. S. 364.

[213] Namier, ebd. S. 359.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Diese durchgreifend ablehnende Haltung den „Erinnerungen“ gegenüber prägte auch spätere englisch-sprachige Historiker-Urteile, wie z. B. das von Norman Rich: „Kühlmann’s memoirs contain interesting material on German policy in Morocco but are thoroughly unreliable.“[214] Abgesehen von der bemerkenswerten Einschätzungskombination des renommierten Historikers Rich von zugleich „interessant“ und „durchgehend unzuverlässig“, ist dieses Urteil über die Darstellung des Jahres 1905 besonders erstaunlich, weil Kühlmanns Schilderung gerade der Ersten Marokkokrise durch die Aktenpublikationen vor allem der „Großen Politik“ bestätigt wird. Offenkundig aber überdeckten die vorhandenen Schwächen der „Erinnerungen“ ihren tatsächlichen Wert als historische Quelle. Die hier vorgelegten „Memoiren“ füllen die angesprochenen Schwachstellen zu guten Teilen aus, leiden zwar ebenfalls (wenn auch in weitaus geringerem Maße) an einem unfertigen Endzustand, der hier jedoch durch die Anmerkungen ergänzt und abgefedert wird.

Auch in Deutschland erfuhren die „Erinnerungen“ eine sehr unterschiedliche Aufnahme. Kühlmanns Autobiographie traf auf eine Nation, die seit den im Buch geschilderten Ereignissen drei grundlegende Umbrüche (1918/19, 1933, 1945) hinter sich gebracht hatte, und fiel hinein in die Geburtsstunde des vierten deutschen Staatswesens innerhalb eines halben Jahrhunderts. Das Kaiserreich, von dem es berichtete, war zwar erst drei Jahrzehnte zuvor zu Ende gegangen, mußte dem Lesepublikum aber wie eine längst versunkene, unendlich weit entfernte Epoche erscheinen. Das Echo in den Zeitungen war entsprechend überschaubar und süddeutsch geprägt. Nur sehr knapp zeigte die „Frankfurter Neue Presse“ das Buch an[215]. Die „Rhein-Neckar-Zeitung“ urteilte wohlwollend; womöglich spielte bei dieser Besprechung die räumliche Nähe der Zeitung zum Heidelberger Verlag Lambert Schneider eine Rolle: „Nicht alles, was Kühlmann aufzeichnet, ist im einzelnen wichtig, manches wird einer nachprüfenden Betrachtung bedürfen, als Ganzes jedoch geben die ‚Erinnerungen‘ ein anschauliches Bild eines deutschen Geschichtsabschnittes, seiner Möglichkeiten, seiner Irrtümer und Fehler. […] Kühlmann [hatte] eine reiche und interessante diplomatische Laufbahn hinter sich, so daß seine ‚Erinnerungen‘ auch viel von jenem internationalen politischen Fluidum vermitteln, aus dem sich so manches für die Beurteilung und Charakterisierung eines der tragischsten Wendepunkte der Geschichte herausfühlen und wahrnehmen läßt. Kühlmann beobachtet scharf und kritisch, ohne dabei taktlos und indiskret zu werden.“ Man habe, „und das macht den Wert seiner Aufzeichnungen

[214] Norman Rich: Friedrich von Holstein, Politics and Diplomacy in the era of Bismarck and Wilhelm II, Bd. 2, Cambridge 1965, S. 692. Vgl. auch A. J. P. Taylor: The struggle for mastery in Europe 1848–1918, Oxford 1954, S. 586.

[215] Sammelrezension und Teilabdruck aus den „Erinnerungen“ über den Vorabend des Kriegsausbruchs 1914, gezeichnet mit „R. K.“, in: „Frankfurter Neue Presse“, 20.4.1949: „Der Diplomat […] schildert mit ruhigem Atem die Welt und Unwelt der Diplomatie, vor allem in der Zeit vor 1914; doch blitzt manches andere mit hinein. […] Jeder, der diesen Augenblick miterlebt hat, […] wird noch einmal die Beklommenheit nachfühlen, aber auch die seltsame Täuschung, der sich damals die Zeitgenossen über die Folgen des Ereignisses von Serajewo hingaben.“

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

aus, den Eindruck aufrichtiger menschlicher Interessiertheit an den Geschehnissen und ihren Trägern“[216].

Eine weitere wohlwollende Besprechung kam von einem Kühlmann nahestehenden Autor: Fritz Schotthöfer, während der Marokkokrise Journalist der „Frankfurter Zeitung“ in Paris und im Weltkrieg in der Presseabteilung des Generalgouvernements in Belgien tätig, begrüßte die „Erinnerungen“ als „ein sehnlich erwartetes, mit lebendigster Anteilnahme gelesenes, in der Darstellung anziehendes Buch […] eines Mannes, auf den das deutsche Volk einmal, während des ersten Weltkrieges, große Hoffnungen gesetzt hatte.“ Schotthöfer kritisierte gleichwohl: „Man legt das Buch mit zwiespältigen Empfindungen von Enttäuschung und Bedauern aus der Hand. Kühlmann war zweifellos einer der wenigen befähigten Diplomaten des wilhelminischen Reichs. Seine Selbstbiographie gibt ihm ein hohes Relief. Aber trotzdem gibt es hier nur vergebliches Bemühen, nirgends ein krönender Erfolg, nirgends eine volle geschichtliche Tat, zu der die Umstände geschaffen schienen.“ Der ehemalige Weggefährte resümierte: „Das Buch offenbart, ohne es zu wollen, wie unzulänglich Kühlmanns eigene Methoden waren. […] Wer ihn kannte, wußte, daß er, der so großes Interesse an Kunst und Literatur, an einem eleganten und gesellschaftlichen Leben nahm, an die Überlegenheit der Höflichkeit über die Kraft glaubte, dem Banne überholter politischer Anschauungen nicht völlig entrann.“ Man habe sich „immer noch zwischen Machiavell und Talleyrand“ bewegt. „Aus den ‚Erinnerungen‘ trägt der Leser die Erkenntnis, daß es ein Irrtum ist, die großen Machtkonflikte lediglich mit diplomatischem Handwerksgeschick lösen zu wollen, und nicht mit hoher Staatskunst. Darum liest man das fesselnde Buch mit großem Nutzen für die Gegenwart.“[217]

Die Rezension der „Stuttgarter Zeitung“ fiel ähnlich zwiegespalten aus: „Mit einer aus Neid, Resignation und Erbitterung gemischten Wehmut lesen wir heute die Aufzeichnungen dieses zweifellos begabten und gebildeten Diplomaten, der bei der Schilderung eines ereignisreichen und vielfarbigen Lebenslaufes noch einmal den Glanz und gesättigten Reichtum des letzten deutschen Kaiserreiches“ erstehen lasse und „uns eine Ahnung von den ungeheuren Möglichkeiten der damaligen bürgerlichen und feudalen Welt vermittelt“. Besonders lobte der Rezensent Kühlmann für „Mut und Geschick“ und seine Zivilcourage, „der seltensten deutschen Tugend“. Der Einsatz vor der Reede von Tanger werde zwar „nicht ohne Selbstgefälligkeit“, dafür aber die Kolonial-

[216] Am Rande der Weltgeschichte, Der Pilzhut der Bierfahrer und der tiefe Hofknicks – Empfang bei Eduard VII., in: „Rhein-Neckar-Zeitung“, 12.2.1949, S. 3, mit Teilabdruck der „Erinnerungen“ (S. 321–324 und 504–507). Ähnlich positiv auch das Votum im „Schwäbischen Tagblatt“ („Die ‚Erinnerungen‘ sind glänzend geschrieben, lassen ein bedeutendes Stück deutscher Reichspolitik voll gesellschafts-, kunst- und kulturgeschichtlicher Seitenlichter aufleuchten, geben interessante Porträtskizzen und schaffen über wichtige Vorgänge hinter den Kulissen der großen Politik Aufklärung“) und in der „Schleswig-Holsteinischen Volkszeitung“: „Kühlmann […] gibt in seinen ‚Erinnerungen‘ überaus interessante kritische, persönliche Einblicke in die geschichtlichen und politischen Zusammenhänge der ersten beiden Jahrzehnte unseres Jahrhunderts.“

[217] Fritz Schotthöfer: Unvollendete Diplomatie, in: „Allgemeine Zeitung“, Ostern [17.4.]1949.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

diplomatie in London „recht überzeugend geschildert“. Mit der Amtszeit als Staatssekretär 1917 „begann seine eigentliche historische Rolle, die der Verfasser mit der ihm gegebenen eleganten Leichtigkeit schildert. Doch hier fängt auch die Darstellung an, schwimmend und uneinheitlich zu werden. Wir glauben ihm zwar. […] Trotzdem bleiben wir unbefriedigt und wenig überzeugt.“ Kühlmann wurde zugute gehalten: „Dieser kluge und beherrschte Spieler hatte den unheilvollen Gang des deutschen Schicksals zweifellos klar gesehen.“ Die Kritik aber lautete: „Den Kampf gegen die alldeutschen Kreise und die politisierenden Generale aufzunehmen, […] davon spüren wir wenig und fühlen uns mit dem Verfasser – sicher nicht ganz ohne sein eigenes Verschulden – in ein unerfreuliches Netz kleinlicher Intrigen verstrickt. […] Wer die Probleme und Gefahren der geographischen und weltpolitischen Lage Deutschlands und der Mentalität des deutschen Volkes so klar erkannte, mußte in den Augenblikken der höchsten Entscheidung sein Können und sein persönliches Schicksal in einem ungleich höheren Maße in die Waagschale werfen, als uns der Verfasser dieser Erinnerungen zu enthüllen vermag. Dazu hat es ihm anscheinend an Festigkeit des Charakters wie an der auch in der Politik letztlich entscheidenden sittlichen Kraft gefehlt.“[218] Worin genau dieses „höhere Maß“ hätte bestehen sollen und wie Kühlmanns angeblich mangelnder Einsatz mit der eingangs festgestellten mutigen Zivilcourage zusammenpassen, bleibt offen.

Die wissenschaftliche Rezeption in der „Historischen Zeitschrift“ war noch ablehnender. Anton Ritthaler kritisierte ziemlich nah am Verriß: „Was dieser mutmaßlich letzte Zeuge mancher entscheidenden Schritte vor und in dem ersten Weltkrieg an Neuem beiträgt, ließe sich mühelos auf 50 Seiten berichten; was darüber hinausgeht, betrifft nur sein eigenes Leben und liefert höchst selten einen bezeichnenden Zug, ein fesselndes Bild, eine aufschlußreiche Erfahrung. Der weite Abstand von den Ereignissen hat die Darstellung nicht reifer, nur blasser gemacht. Das Fehlen genauer Zeitangaben und ein paar grobe Irrtümer im Einordnen wichtiger Vorgänge setzen den Quellenwert noch mehr herab. […] Unser Wissen über die Friedensverhandlungen in Brest Litowsk werden [sic] nur in nebensächlichen Einzelheiten ergänzt.“[219] Der Rezensent beurteilte Kühlmanns Darstellung der eigenen Rolle bei der Genese der Kaiserlandung in Tanger als „selbstgefällig“; stattdessen hielt er es „immer noch“ für „denkbar […], daß Holstein ein Nachgeben Frankreichs ohne Krieg wünschte“. Ritthaler warf Kühlmann zudem vor, „bis zur Unsachlichkeit scharf gegen Tirpitz eingestellt“ zu sein, und zweifelte an einer „wirkliche[n] Heilkraft des Kolonialabkommens“ mit Großbritannien. Abschließend machte er den Diplomaten im Wesentlichen selbst für die letztendliche Erfolglosigkeit seiner gesamten Diplomatie verantwortlich – und nicht etwa die OHL, die Flottenrüster oder den Kaiser, die ihm in den Arm griffen (was Ritthaler als

[218] R.: Porträt eines Diplomaten: Staatssekretär Richard von Kühlmann, in: „Stuttgarter Zeitung“, 7.5.1949.

[219] Anton Ritthaler: Rezension der Erinnerungen, in: Historische Zeitschrift 170 (1950) S. 595–597. Dort auch die folgenden Zitate.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schicksalhaft verbrämte): „Die Müdigkeit scheint, je länger, desto mehr, […] die Darstellung zu beherrschen: vergeblich sucht man in dieser gleichmäßigen, selbst auf den Höhepunkten mit Kleinigkeiten durchsetzten Erzählung den leidenschaftlichen Willen, das Schicksal zu wenden, vergeblich sucht man sich vorzustellen, wo K[ühlmann] im weiteren Ablauf der Dinge anders gehandelt hätte als sein Nachfolger. So darf man vielleicht als Hauptereignis dieser ‚Erinnerungen‘ die Erkenntnis verbuchen, daß K.[ühlmann]s Entlassung die geschichtliche Entwicklung wahrscheinlich nicht entscheidend beeinflußt hat.“ Diese letzte Einschätzung Ritthalers hat, läßt man einmal die sarkastischen Anklänge beiseite, rein inhaltlich betrachtet viel für sich. Das liegt aber weniger am fehlenden Enthusiasmus des Diplomaten als vielmehr daran, daß die offizielle deutsche Außenpolitik vor und im Krieg, die Ritthaler indirekt verteidigt, längst alle Wege verstellt hatte und am Ende Großbritannien 1918 mit diesem Deutschland keine Möglichkeit mehr für einen Verständigungsfrieden sah; erst recht nicht, wenn der antreibende Verständigungspolitiker aufgrund eines öffentlich angedeuteten Anzeichens von Verständigungsbereitschaft derart angegriffen wurde und prompt sein Amt verlor, wie dies bei Kühlmann der Fall war.

Ritthaler hatte der DNVP angehört (deren Fraktions- und Parteivorsitzender lange Kuno Graf von Westarp war, der 1918 im Reichstag die Attacke vorbrachte, die zu Kühlmanns Sturz führte). Er war dezidiert (und nicht, wie Kühlmann, kritisch-)monarchistisch geprägt und später Archivar beim vormals regierenden Preußischen Königshaus auf der Burg Hohenzollern[220]. Letztlich kämpfte Ritthaler in seiner Rezension die Auseinandersetzungen der Jahre 1905–1918 in Teilen weiter – und Kühlmanns Autobiographie bot ihm eine dankbare Fläche dafür. Auch hier waren es die Lücken, Fehler und Probleme der „Erinnerungen“, die zum einen dazu beitrugen, das Bild Kühlmanns in der publizistischen und wissenschaftlichen Nachbetrachtung zu trüben. Seine Rolle wurde häufiger nicht sachgerecht anerkannt. Zum anderen beförderte die Autobiographie auf geradezu ironische Weise (obwohl sie eigentlich seine eigene Sichtweise ungefiltert und umfassend öffentlich machte) eine Tendenz, über Kühlmann und seine Diplomatie hinwegzugehen und sie nicht in dem Maße zu beachten, wie es sachlich angemessen gewesen wäre. Eine in Teilen unzuverlässige Autobiographie machte die Entscheidung leicht, über die durchaus vorhandenen vielen Vorzüge und wichtigen Erkenntnisse hinwegzugehen, und in der Folge nicht nur das gesamte Buch, sondern bisweilen auch die darin geschilderte Politik gleich mit abzulehnen. Mit den „Erinnerungen“ hatte man (und hat man bis heute) keine uneingeschränkt verläßliche Quellengrundlage, sich mit dem Diplomaten und seinem Wirken auseinanderzusetzen. Dieses Manko möchte die vorliegende Edition beseitigen.

Damit soll nicht gesagt sein, daß es gar keine intensive und ausgewogene wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Buch bei seinem Erscheinen

[220] Vgl. John C. G. Röhl: Wilhelm II., Bd. 1, Die Jugend des Kaisers, München 1993, ²2001, S. 18.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gab. Aber diese geschah lediglich punktuell: in Deutschland nur durch Walter Goetz in seinem umfangreichen und publizierten Vortrag vom 2.12.1949 vor der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, deren Historische Kommission er leitete[221], und in den Niederlanden (ebenso ausführlich) durch F. Gosses in der „Tijdschrift voor geschiedenis“[222]. (Zu nennen ist schließlich noch eine sehr wohlmeinende pazifistische Schweizer Stimme[223].) Beide inhaltsreiche Abhandlungen vermochten es, mit den Defiziten des Buches – ebenso wie mit seinen Stärken – angemessen umzugehen. Doch auch Goetz beklagte (zurecht) die „Lücken und Ungenauigkeiten“ und kritisierte Kühlmann: „Er war überhaupt in Zeitangaben von unerwünschter Sparsamkeit – es ist kaum möglich, aus diesen ‚Erinnerungen‘ einen zeitlich genauen Gang seines Lebens zu gewinnen. […] Diese Ungenauigkeiten werden zu Zweifeln führen, ob hier nicht grundlegende Voraussetzungen einer zuverlässigen Geschichtsschreibung vernachlässigt sind. Man wird sich auch daran stoßen, daß manchen Äußerlichkeiten ein allzu breiter Raum gewährt ist. […] Die ‚Erinnerungen‘ Kühlmanns [bringen, …] vor allem in der Marokkofrage, völlig Unbekanntes und höchst Bedeutsames. – Aber ist das alles richtig? Eine genaue Nachprüfung ist

[221] Walter Goetz: Die Erinnerungen des Staatssekretärs Richard von Kühlmann, in: Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, 3/1952, S. 3–54.

[222] F. Gosses: Richard von Kühlmann en zijn tijd, in: Tijdschrift voor geschiedenis 64 (1951) S. 55–122.

[223] Hans Wehberg: Die Erinnerungen des Staatssekretärs Richard von Kühlmann, in: Die Friedenswarte, Blätter für internationale Verständigung und zwischenstaatliche Organisation, 49 (3/1949) S. 134–137. Der gebürtige Deutsche, Pazifist und Genfer Völkerrechtler urteilte in der von ihm in Zürich publizierten Zeitschrift: „Man wird nicht leicht Memoiren aus der neueren Zeit finden, die so fesselnd geschrieben sind wie diejenigen […] von Kühlmann. Nicht jedem ist die Gabe verliehen, andere in sein inneres und äußeres Leben in so feinsinniger Art Einblick tun zu lassen.“ Zudem habe Kühlmann „von weiter Perspektive aus geschrieben, was der Objektivität zugute“ komme. „Angenehm fällt auch auf, daß diese Erinnerungen nicht, wie so manche ähnliche Veröffentlichungen, ein Plädoyer für den Autor darstellen.“ Wehberg imponierte sowohl der „Eindruck großer Ehrlichkeit und Glaubwürdigkeit“ der Autobiographie als auch „die Menschlichkeit und die humane Gesinnung des Autors“. Als Pazifist übte er Kritik an Kühlmanns realpolitisch-skeptischer Sichtweise auf die Haager Friedenskonferenz von 1907 und sah dessen kolonialkompensatorischen Ansatz in der ersten Marokkokrise als „im Grund unerfreuliche Aufgabe“. Daß Kühlmann gegenüber Frankreich zuerst mit Druck und erst danach per Dialog agierte, sei „nicht überzeugend“. Ganz anders das Urteil über die Londoner Zeit: Es sei „erfreulich zu sehen“, daß Kühlmann „so wichtige und erfolgreiche Verhandlungen mit England“ führte; er habe „ganz offen die Politik des Auswärtigen Amtes kritisiert und ein anderes Vorgehen“ empfohlen. „Rein aus dem Willen, Gutes zu schaffen“, habe sich Kühlmann „der hohen Aufgabe gewidmet, trotz der verhängnisvollen Einstellung Berlins“. Auch für die Staatssekretärszeit wies Wehberg auf die „ungeheuren Hemmungen und Widerstände“ hin, „mit denen ein Diplomat in der Wilhelminischen Epoche zu kämpfen hatte“. Der Rezensent resümierte: „Seine humane Gesinnung, sein ritterlicher Charakter und sein so vielen menschlichen Dingen naher Geist schufen ihm größtes Vertrauen. Wenn das Auswärtige Amt und die diplomatischen Vertreter des Deutschen Reiches sämtlich aus diesem Holze geschnitzt gewesen wären, so wären uns jene Ereignisse erspart geblieben, die über Deutschland solches Unglück gebracht und Europa seiner einstigen Führerschaft in der internationalen Politik beraubt haben!“

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

jedenfalls erforderlich, um Wert und Zuverlässigkeit dieser Mitteilungen und damit der ‚Erinnerungen‘ überhaupt nachzuprüfen“[224].

So endete Kühlmanns Rückblick auf sein Leben – in seltsamer Parallele zu seiner Außenpolitik – ebenfalls unfertig, unvollendet und umstritten. Die zwei wichtige Weltkriegsjahre umfassende zeitliche Lücke, sowie die nicht wenigen Ungenauigkeiten und sachlichen Fehler (wovon die Kapitelüberschrift „Als Legationssekretär in New York“[225] nur der offensichtlichste war, dessen Ursache wohl eher beim Verlag als beim Autor zu suchen ist) ließen auch etliche Wissenschaftler in den ersten Jahren und Jahrzehnten nach ihrem Erscheinen am Quellenwert der „Erinnerungen“ zweifeln. Bisweilen machte man eher einen Bogen um dieses Buch – damit aber ein Stück weit ebenso um Kühlmanns Wirken im Detail. So benutzte Karl E. Birnbaum in seiner herausragenden Studie über den deutschen U-Bootkrieg aus nicht ersichtlichen Gründen zwar Kühlmanns „Gedanken über Deutschland“, nicht aber die „Erinnerungen“[226]. Völlig fehl geht Heiner Raulff, der als Beleg für den zutreffenden Befund, daß „solche Indiskretionen“ (gemeint ist die Rechtfertigungsliteratur nach dem Ersten Weltkrieg) „an der Tagesordnung“ waren, unter der „Vielzahl der Memoiren“ auch Kühlmanns „Erinnerungen“ anführt, obwohl das Buch doch drei Jahre nach Ende des Zweiten (!) Weltkriegs, also weit nach der Welle der Enthüllungsliteratur in der Weimarer Republik, erschienen war[227].

Ein Wissenschaftler, der trotz der Defizite die „Erinnerungen“ würdigte und seine Darstellungen partiell darauf aufbaute, war der frühere Journalist der „Vossischen Zeitung“ und entschieden liberaldemokratische Historiker, Erich Eyck. Für das erste Kapitel seines 1956 erschienenen Standardwerks zur „Geschichte der Weimarer Republik“ über den „Zusammenbruch der Monarchie“ nutzte Eyck Kühlmanns „Erinnerungen“ intensiv[228]. Auch Gregor Schöllgen kam 1980 in seiner umfassenden Untersuchung zu Kühlmanns Londoner Diplomatie der beiden Vorkriegsjahre zu einem sehr differenzierten Urteil über

[224] Goetz, Die Erinnerungen, S. 3–5. Im folgenden erledigte Goetz ebendiese Aufgabe auf Basis der damals verfügbaren Quellen und kommt nach „kritische[r] Prüfung“ von Kühlmanns Schilderung der Ereignisse zu der Ansicht, „daß sie wahrheitsgemäß dargestellt sind und eine wichtige Quelle für die politischen Ereignisse seiner Zeit sind, worüber man das mancherlei Unbedeutende seiner Ausführungen vergessen kann. Für die Schilderung der Marokkokrise von 1905, für die Verständigung mit England vor dem Weltkrieg und für die Zeit seines Staatssekretariats haben wir Ursache dankbar zu sein“, ebd. S. 50.

[225] Kühlmann, Erinnerungen, S. 261. Die Botschaft hatte (und hat) in Washington ihren Sitz, in New York machte Kühlmann nach der Überfahrt lediglich kurz Zwischenstation.

[226] Vgl. Karl. E. Birnbaum: Peace Moves and U-Boat Warfare, A Study of Imperial Germany’s Policy toward the United States, April 18, 1916 – January 8, 1917, Stockholm 1958, insbesondere S. 4 und 382.

[227] Heiner Raulff: Zwischen Machtpolitik und Imperialismus, Die deutsche Frankreichpolitik 1904–5, Düsseldorf 1976, S. 13 und 199. Zudem gibt das Literaturverzeichnis, offenbar versehentlich, gar 1848 als Erscheinungsjahr der „Erinnerungen“ an.

[228] Vgl. Erich Eyck: Geschichte der Weimarer Republik, Zürich/Stuttgart [5]1975, v. a. S. 27, 35, 37, 39, 44.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

die „Erinnerungen“[229]. Der frühere Diplomat und spätere Historiker Karl-Alexander Hampe urteilte 1995, neben „vielen unbedeutenden Memoiren“ seien es u. a. die von Kühlmann, „die einen literarischen und überlieferungswürdigen Wert beanspruchen dürfen“[230]. Gelegentlich konnte man also auch aus den (anderswo kritisierten) nicht primär politischen Teilen von Kühlmanns Schilderungen Nutzen ziehen; manchmal gerade weil derartige Ausführungen eher selten in Memoiren und Aufzeichnungen dieser Zeit zu finden sind. So nutzte Gerhard Hecker Kühlmanns Darstellung der Lebensumstände eines Einjährig-Freiwilligen zur Charakterisierung von Walther Rathenaus Dienstzeit – mangels Quellen aus Rathenaus Hand[231].

Auf der einen Seite gab und gibt es also durchaus ein wissenschaftliches Interesse an autobiographischem (aber auch an darüber hinausgehendem) Quellenmaterial aus Kühlmanns Feder. Auf der anderen Seite stand bislang die Skepsis gegenüber dem Quellenwert der „Erinnerungen“. Deshalb erscheint es sinnvoll, das zweite vorliegende Selbstzeugnis Richard von Kühlmanns der Forschung zu erschließen.

3. Fazit

Die „Memoiren“ vermögen einige Urteile über die „Erinnerungen“, über Kühlmann und seine Diplomatie zu revidieren, zu präzisieren oder zurechtzurücken. Das vorliegende Buch erhellt selbstredend die Diplomatiegeschichte und die Außenpolitik des Deutschen Kaiserreichs, des Ersten Weltkriegs – und vor allem die Rolle, die Richard von Kühlmann darin spielte. Die Entstehungsgeschichte dieses Buches verrät aber zugleich sehr viel über die Erinnerungskultur der Weimarer Republik, also über die politischen Deutungskämpfe, die sich quasi nahtlos an die militärische Auseinandersetzung und den Systemwechsel anschlossen. Diese neuen, nun mit der Feder statt im Felde ausgetragenen Kämpfe richteten sich allerdings weniger gegen die ausländischen als vielmehr gegen die inneren „Feinde“ und Gegner, wurden aber beinahe genauso unerbittlich ausgefochten. Von „Waffengleichheit“ konnte dabei keine Rede sein: Die reaktionären Teile der alten Wilhelminischen Elite, die rechten

[229] Vgl. Schöllgen, Richard von Kühlmann, S. 295 f. Er fehlinterpretiert allerdings das oben zitierte Schreiben Kühlmanns an Thimme aus dem Jahr 1932 als Beleg für eine lange Arbeit an dem 1948 publizierten Buch (während der Brief tatsächlich in den Kontext des Entstehens der vorliegenden „Memoiren“ gehört).

[230] Karl-Alexander Hampe: Das Auswärtige Amt in der Ära Bismarck, Bonn 1995, S. 87, wo der Name allerdings mit „Kühlmann-Stumm“ nicht korrekt angegeben ist. Daneben hält Hampe auch die Memoiren von Bülow, Brauer, Keudell, Radowitz und Raschdau für herausragend.

[231] Gerhard Hecker: Walther Rathenau und sein Verhältnis zu Militär und Krieg, Boppard am Rhein 1983 = Wehrwissenschaftliche Forschungen des Militärgeschichtlichen Forschungsamts, Abteilung Militärgeschichtliche Studien, Bd. 30, S. 32. Auch für ihn tauchte dabei das Problem der fehlenden Zeitangaben als Hindernis auf, denn Hecker kann Kühlmanns Dienstzeit nur ungefähr mit „etwa um 1890“ eingrenzen; sie datiert vom 1.10.1891 bis 1892, vgl. PA Berlin, P 1/8243, Personalakten Richard von Kühlmann, Bd. 1.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

und militaristischen Kreise hantierten mit Dolchstoßlegende, Unwahrheiten und Vorwürfen des Vaterlandsverrats; sie konnten quasi alles behaupten, was ihnen nützlich erschien; nicht einmal die Grenze zwischen Wahrheit und Propagandalüge wurde beachtet. Demgegenüber erlegte sich der (zudem zahlenmäßig weitaus kleinere) politisch gemäßigte Teil der alten Eliten (einmal abgesehen von den Ausnahmen wie Lichnowsky und Zedlitz-Trützschler) eine Zurückhaltung in der Offenlegung all ihres Wissens auf. Ironischerweise war Patriotismus das Motiv dafür – also genau jene Einstellung, die der reaktionäre Elitenteil ihnen vollständig absprach. Wenn Diplomaten wie Kühlmann ihr komplettes Wissen preisgegeben hätten – über die außenpolitischen Fehler des Kaiserreichs vor und im Weltkrieg, über die Verantwortung des eigenen Landes nicht nur für die Belastung des Großmächteverhältnisses und den Kriegsausbruch, sondern auch für die Verlängerung des Völkerschlachtens –, dann hätte dies dem Ansehen des nun republikanischen Deutschland nachhaltig geschadet, sowohl außenpolitisch als auch finanziell mit Blick auf die immer wieder neu eröffnete Reparationsfrage. So war Kühlmann erst nach Abschluß der Reparationsverhandlungen Anfang der 1930er Jahre mit dem hier vorliegenden Buch bereit, einiges davon geradezurücken. Aber selbst dann noch scheute er sich, in der Kriegsschuldfrage pointiert Stellung zu beziehen.

Es war der italienische Journalist und Historiker Paolo Mieli, der einen im Nachklang größerer historischer Prozesse nicht selten ablaufenden Vorgang in die Worte kleidete: „Die Geschichte schreibt man immer zweimal. Die erste Version ist die, in der die Sieger sich bemühen, ihre Sicht der Vorgänge, die sie zum Erfolg geführt haben, der Nachwelt zu überliefern. Das geht augenscheinlich auf Kosten der Besiegten, die normalerweise unter das doppelte Richtschwert der Dämonisierung und der Damnatio memoriae fallen.“[232] Nun waren Ludendorff, Hindenburg und Tirpitz auf den ersten Blick eigentlich gar keine „Sieger“, konnten keinen „Erfolg“ vorweisen. Vielmehr hatte ihre Spielart militaristisch-aggressiver Außenpolitik mit dem verlorenen Krieg 1918 gerade, eigentlich sehr offensichtlich, Schiffbruch erlitten. Dennoch zeigte sich auch in diesem Falle das bekannte Phänomen, daß hier die eine Seite der inneren Konfliktparteien in ihrer lauten und massenwirksamen Selbstrechtfertigung die andere sehr wirksam entweder verteufelte oder verschwieg: „das doppelte Richtschwert“ ging auf Kühlmann nieder. Dies war eine durchweg seltsame Entwicklung: Auf der einen Seite hatte sich die politische Hauptstromrichtung in der Weimarer Republik weit mehr dem Kühlmann’schen Verständnis von Außenpolitik angenähert, so daß seine Gegner aus dem Kaiserreich als die „Verlierer“ hätten dastehen müssen. Daß es auf der anderen Seite aber Tirpitz und Ludendorff waren, die „die erste Version der Geschichte“ schrieben und auf den Büchertischen den Ton angaben, wirft ein durchaus bezeichnendes Licht auf den insbesondere in den breiten Mentalitätsschichten der Bevölke-

[232] Paolo Mieli in seinem Essayband „Storia e politica, Risorgimento, fascismo e comunismo“, Milano 2001, zitiert nach Jens Petersen, Schlachtfeld der Erinnerungen, in: „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 7.11.2001.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

rung nur unzureichend verankerten und vollzogenen Wandel vom Kaiserreich zur Republik.

Kühlmann mag durch seine lang anhaltende Weigerung, der „ersten Version“ eine zweite aus seiner eigenen Feder entgegenzusetzen, nicht gänzlich unbeteiligt an der Dominanz der Erinnerungsbücher von Ludendorff, Hindenburg und Tirpitz gewesen sein. Immerhin hat er aber durch Karl Friedrich Nowak versucht, seiner Sicht weiterhin Gehör zu verschaffen. Gegen die Zugkraft und Breitenwirkung der vieltausendfach publizierten Erinnerungen der Militärs vermochte aber weder der umtriebige österreichische Publizist anzuschreiben, noch wäre dies von einer etwaigen Autobiographie Kühlmanns Anfang oder Mitte der 1920er Jahre zu erwarten gewesen.

Diese Erfahrungen mögen Mitursache dafür sein, daß der Ex-Staatssekretär über ein Jahrzehnt nach dem Ende des Kaiserreichs verstreichen ließ, bis er sich an seine „zweite Version der Geschichte“ setzte. Erst Anfang der 1930er Jahre versuchte der Besiegte vom Juli 1918, der doch eigentlich Recht behalten hatte, einer „Damnatio memoriae“ zu entgehen. Die Stabilisierung des Dritten Reichs verhinderte dann ein Erscheinen dieser „Memoiren“ – und erneut senkte sich das doppelte Richtschwert. So kam es, daß Kühlmanns langjähriger enger Freund Friedrich Meinecke ihm noch 1947 schrieb, ja schreiben mußte, er nehme weiterhin „herzlichen Anteil“ am Schicksal des ehemaligen kaiserlichen Diplomaten, „so viele hingebende Lebensarbeit am Ende des Lebens gescheitert zu sehen. Aber nun wünschte ich Ihnen wenigstens Eines: Daß die Kunde von dem, was Sie einst 1913/14 in London erstrebt haben und was, wenn es gelungen wäre, der Weltgeschichte einen anderen Lauf hätte geben können, mit voller wissenschaftlicher Begründung und Erläuterung der Öffentlichkeit zu Teil werde.“[233]

1948, als eine Kühlmannsche „zweite Version der Geschichte“ dann endlich erschien, fand sie kaum mehr Beachtung. Zu sehr hatten die drei Jahrzehnte seit dem Untergang des Kaiserreichs die Zeitläufte durchpflügt. Insofern ist das vorliegende Buch nicht nur ein Beitrag zur Geschichte des Kaiserreichs und des Ersten Weltkriegs, sondern ebenso ein Beitrag zur realisierten und zur unterbliebenen Geschichtsschreibung über das Kaiserreich und den Ersten Weltkrieg in der Weimarer Republik.

Was unterscheidet die „Memoiren“ noch von den „Erinnerungen“? Es sind zwei voneinander unabhängige Bücher aus zwei Gattungen. Während die „Erinnerungen“ umfangreicher und zeitlich umfassender sind (eine echte Autobiographie, die mit der Geburt 1873 einsetzt), beginnt die hier vorliegende Schilderung erst mit dem Jahr 1904, ist also zeitlich weniger umfangreich, jedoch in sich vollständiger, zeitnäher verfaßt und wird ihrem Titel „Memoiren“ gerecht[234]. Insbesondere die beiden Kapitel über Kühlmanns Botschaftertätig-

[233] Meinecke an Kühlmann, 21.3.1947, Nachlaß Kühlmann, Familienbesitz.

[234] Zur Unterscheidung der Gattungen „Autobiographie“ und „Memoiren“ vgl. Donata Maria Krethlow-Benziger: Glanz und Elend der Diplomatie, Kontinuität und Wandel im Alltag des deutschen Diplomaten auf seinen Auslandsposten im Spiegel der Memoiren 1871–1914, Frankfurt am Main 2001, S. 123.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

keit in Den Haag und Konstantinopel 1915–17 sind von großem Wert, weil der Diplomat diese beiden Stationen in seinen „Erinnerungen“ überspringt. Die so wichtigen beiden mittleren Jahre des Ersten Weltkriegs werden hier also erstmals aus seiner Sicht dargestellt, insbesondere auch sein Kampf gegen den unbeschränkten U-Bootkrieg. Zudem überraschen die „Memoiren“ mit Neuheiten, die sich nicht in den „Erinnerungen“ finden, wie dem Text des nicht veröffentlichten Telegramms an die „Kölnische Zeitung“, der die Landung Wilhelms II. in Tanger 1905 initiierte, oder Kühlmanns klarem Bekenntnis zu einer schleichenden Parlamentarisierung als politischem Ideal. Außerdem stellen sie z. B. die Motivation für Kühlmanns bekannte Reichstagsrede vom 10. Oktober 1917 (das „Nein, nein, niemals“ zu Zugeständnissen an Frankreich hinsichtlich Elsaß-Lothringen) umfassend dar – im Unterschied zur fehlerhaften Darstellung in den „Erinnerungen“[235].

Aber auch die übrigen Passagen sind von Wert. Ähnlich den verschiedenen Versionen von Edvard Munchs „Schrei“ tauchen an etlichen Stellen zwar durchaus ähnliche Motive auf, die exakte Ausführung Kühlmanns weist aber in den hier vorliegenden „Memoiren“ Abweichungen von den „Erinnerungen“ im Detail, unterschiedliche Schwerpunktsetzungen und Varianten auf. Z. B. betont er nur hier, wie sehr das kolonialpolitische Vorgehen Frankreichs für ihn Vorbild in der Konzeption seiner Verhandlungen mit England über die portugiesischen Kolonien war.

Die Stärken der vorliegenden Schilderung sind ihre deutlich größere zeitliche Nähe zu den historischen Ereignissen und die noch nicht partiell beeinträchtigte geistige Schaffenskraft des Autors. Die hier vorliegenden sind die ersten rückblickenden Betrachtungen Kühlmanns auf seine Diplomatenzeit. Die Schilderung ist über ein Jahrzehnt vor dem später publizierten Buch abgefaßt. Hier ist die Darstellung nicht nur lückenlos, sondern auch – aufgrund der größeren zeitlichen Nähe – frischer und unmittelbarer formuliert sowie noch nicht durch die Erschütterungen des „Dritten Reichs“ geprägt. Die größere Unmittelbarkeit der „Memoiren“ führte dazu, daß Kühlmann bei der Abfassung weniger Ungenauigkeiten und Fehler im Detail unterliefen. Zudem versuchen – im Unterschied zu den nicht redigierten „Erinnerungen“ – die hier vorliegenden Anmerkungen die Einordnung zu erleichtern, einzelne Ungenauigkeiten aufzuzeigen oder Erinnerungslücken mittels weiteren Quellenmaterials zu füllen. Außerdem wird transparent gemacht, wo und wie Kühlmann seinen Text inhaltlich relevant überarbeitete. Somit liegt nicht nur die Formulierung letzter Hand vor, sondern auch die ursprüngliche Wortwahl, die manchmal einen unmittelbareren Blick auf die Gedankenwelt des Autors gestattet, bevor einzelne Passagen noch verändert wurden. Indem handschriftliche Korrekturen am Text sowie die Einschaltungen in den Fußnoten benannt werden, bleiben Einblicke in Kühlmanns Schreibprozeß erhalten. So läßt sich z. B. beobachten, wie der Autor – ganz Diplomat – einige seiner ursprünglich deutlicheren Formulierungen im Nachhinein für die Veröffentlichung abschwächte

[235] Vgl. unten S. 149, S. 476, S. 442 ff. sowie S. 662.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

(manchmal wird hingegen auch verschärft). Nur Kühlmanns rein sprachlich motivierte Veränderungen (Verbesserungen von Rechtschreib- oder Grammatikfehlern, Vermeidung von Wortwiederholungen) wurden stillschweigend übernommen[236].

Einige Passagen der „Memoiren" haben zwar nicht unbedingt politisch-diplomatischen, wohl aber historischen Wert als Panoptikum der Zeit und Bericht eines wesentlichen Akteurs des Wilhelminischen Kaiserreichs, z. B. auch über andere Länder wie die USA 1906, geschildert im Vergleich zur Erscheinung der Staaten bei Abfassung des Buches Anfang der 1930er Jahre. Dies zeigt, wie die „Neue Welt" mit einer Mischung aus viel Faszination und etwas Abneigung auf einen wichtigen deutschen Diplomaten wirkte. Diese Schilderung führt etliche Umstände vor Augen, die uns heutigen, deutlich durch Amerika geprägten Mitteleuropäern auf den ersten Blick nicht ungewöhnlich erscheinen mögen, die aber Kühlmann seinen gedachten Lesern zu Beginn der 1930er Jahre erklären und nahebringen wollte. Er suchte damit quasi pädagogisch zu wirken, weil er erkannt hatte, daß die USA die angehende Weltmacht waren, und er dahingehend wirken wollte, daß sich mit ihr intensiver in Deutschland auseinandergesetzt wurde[237]. Selbst die Passagen über die „Neger" in Amerika sind zwar von Stereotypen gekennzeichnet, aber ohne jedes prinzipielle, etwa rassisch motivierte Überlegenheitsgefühl. Vielmehr überrascht die wohlwollende, teilweise gar enthusiastische Schilderung der „elementaren, aus naturnaher Ursprünglichkeit" schöpfenden „Negerkultur", die die „ausgelaugte und überfeinerte, stark vom Puritanismus beeinflußte Zivilisation in Nordamerika" bereichere[238]. Kühlmann ist – so läßt sich aus und zwischen diesen Zeilen deutlich ablesen – keineswegs gegen diese Impulse der Afroamerikaner, auch nicht gegen eine Anfang der 1930er heftig attackierte „Vermischung der Rassen"; er sieht darin kein Zeichen von Degeneration, sondern im Gegenteil von Befruchtung und neuem Leben (und er hätte diese Passagen im „Dritten Reich" sicher nicht veröffentlichen können). Kühlmann schreibt lobend von der „ergreifenden Schönheit" der *spirituals*, hebt positiv nicht nur ihren musikalischen und tänzerischen *input* hervor (letzteres bezeichnet er gar als „für das Tanzen aller Nationen maßgebend"), sondern auch

[236] Wie diese Fragen bei den „Erinnerungen" gehandhabt wurden, ist nicht mehr zu eruieren, da Kühlmanns Manuskript für dieses Buch, das dem Verleger Lambert Schneider vorlag, bis auf wenige Reste verschollen ist. Weder befindet es sich im Kühlmannschen Familienbesitz, noch ist es im Besitz der Nachfolgefirma des Verlages oder der Verlegerfamilie, wie diese schriftlich mitteilten. Insofern konnte die „Vorbemerkung des Verlegers" zu den „Erinnerungen" nicht überprüft werden, daß dieser „nur bei offensichtlichen Fehlern im Manuskript Korrekturen vornahm" und keine „stilistischen Freiheiten" beseitigte.

[237] Aus derselben Motivation schrieb Kühlmann wenige Jahre später auch einige Passagen seines Romans „Saturnischen Sendung" über die USA. Ganz bewußt enthalte das Buch „über Amerika und die amerikanische Gesellschaft viel und genau Beobachtetes, und fast alle Figuren sind Porträts von Persönlichkeiten, die heute mehr denn je im amerikanischen politischen Getriebe eine einflußreiche Rolle spielen"; Kühlmann an Helene von Bülow-Schwante, 22.1.1943, Nachlaß Kühlmann, Familienbesitz.

[238] Vgl. unten S. 182.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

in Film und Schauspiel – wobei er hier wohl mehr auf die Zeit der Abfassung anspielt als auf 1906.

Die größere zeitliche Nähe zu den Ereignissen (und gegebenenfalls auch das noch nicht so weit fortgeschrittene Alter des Autors) bewahren die „Memoiren" meist davor, zu sehr ins Anekdotische abzugleiten und zu weit auszuschweifen. Bei den „Erinnerungen" führte Kühlmanns Hang, an jedem Ort die Schönheit der jeweiligen Töchter der Adelshäuser, bei denen er gerade verkehrte, ebenso ausgreifend zu schildern wie die Gemälde, Moden und gesellschaftliche Ereignisse (Maskenbälle und Jagdausflüge), zu teils beißendem Spott[239]. Besonders frappierend ist wohl die Beschreibung der Unterschiede zwischen dem persischen Hof- und Kunstteppich sowie dem Volksteppich[240] als ein Beispiel für Aspekte, die man in der Autobiographie eines seine Zeit politisch prägenden Diplomaten sicher am wenigsten erwartet. Die „Memoiren" sind ebenfalls nicht frei, aber deutlich weniger geprägt von derartigen Abschweifungen. Diese charakterisieren Kühlmanns Verständnis von Diplomatie: Es erschöpfte sich nicht in außenpolitischen Noten und Gesprächen mit Politikern, sondern erstreckte sich ebenso auf die Pflege gesellschaftlicher Kontakte zu einflußreichen Familien und auf ein durchdringendes Verständnis der Kultur des Gastlandes. Ähnlich verhält es sich mit seinen längeren Betrachtungen zur Geschichte, die bisweilen weit über Kühlmanns eigene aktive Zeit zurückreichen, aber die historische Prägung seiner Diplomatie unterstreichen und zeigen, wie sehr er seine Außenpolitik eingebettet sah in den Verlauf mindestens des vorhergehenden Jahrhunderts und wie ausgeprägt er in großen geschichtlichen Kategorien dachte.

Die „Memoiren" sind von Kühlmann in etlichen Passagen schon ziemlich durchgearbeitet worden. Überarbeitungsspuren zeigen sich aber nicht durchgängig. Die meisten Korrekturen sind von Kühlmann selbst handschriftlich vorgenommen worden, es finden sich nur wenige Veränderungsvorschläge von einer anderen Hand, die er teils übernahm, teils verwarf. Vieles ist fertig formuliert, anderes wirkt noch wie ein Versuch, zum Teil gibt es kleinere Sprünge im Erzählfluß und einzelne Wiederholungen. Gelegentlich saß Kühlmann, eineinhalb Jahrzehnte nach den Ereignissen, auch einer Falschwahrnehmung auf, wie Ungenauigkeiten in der Datierung oder in Details zeigen. Einige Zeitangaben Kühlmanns weisen Abweichungen zum tatsächlichen Verlauf auf, wie anhand der Akten rekonstruiert werden kann und in den Fußnoten wiedergege-

[239] Vgl. Namier, ebd. S. 359: „Food, women, and the splendour of rich houses and luxury hotels is what Herr von Kühlmann seems to remember best, seeing himself as a refined ‚bon viveur', a sportsman and traveller, a man of the great world, and an art ‚connoisseur' and collector. […] Every woman is beautiful and accomplished – ‚schön, reizend, charmant, elegant' […,] the meals which his memory treasures are rich, succulent, delectable; while the houses he visited are described in the language of a classy house-agent or auctioneer. […] In short, here are 581 pages of ‚high life', decked with the appropriate adjectives and ‚clichés'"; ein Urteil, das dem Gesamtcharakter des Buchs nicht gerecht wird.

[240] Kühlmann, Erinnerungen, S. 159 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ben wird. Bei diesen Fehlern handelt es sich offenkundig um Versehen des Autors und nicht um bewußte Manipulationsversuche.

Richard von Kühlmann hat, während er seine „Erinnerungen" verfaßte, ironisierend „diese Art Buch" abqualifiziert, „die ein eifriger Akten- und Memoiren-Leser schreiben kann, der von der wirklich praktischen Arbeit in Staat und Diplomatie persönliche Eindrücke nicht gewonnen hat"[241]. Mit seinen eigenen Büchern wollte Kühlmann mehr als das tun, wollte Besseres bieten, nämlich durch persönliche Eindrücke und praktische Einblicke dem eifrigen Memoiren-Leser neue Inhalte eröffnen. Darin wußte er sich einig mit seinem Nachfolger als Gesandter in Den Haag, Friedrich Rosen, der in seiner Autobiographie auf die besonderen Vorzüge dieser Quellengattung im Vergleich zu einer Dokumentensammlung hinwies: „In den Akten findet sich doch immer nur der Niederschlag eines Teils der wirklichen Ereignisse. Das eigentlich Lebendige, die Motive, werden in politischen Dokumenten vielfach mehr verborgen als klargelegt, und die Persönlichkeiten treten meist dem Leser so entgegen, wie sie sich selbst darzustellen suchen. In der politischen Berichterstattung ist jeder noch so kleine Agamemnon sein eigener Homer. So besteht denn die Gefahr, daß die große Aktensammlung ein unvollständiges und daher mitunter unzutreffendes Bild der Nachwelt überliefert." Demgegenüber seien die politischen Akteure „die vielleicht wertvollste Quelle der geschichtlichen Erkenntnis" und könnten der „Welt ein weit klareres und vielfach auch richtigeres Bild der Dinge" vermitteln[242].

Nun muß auch für eine Autobiographie (genauso wie für die politische Berichterstattung) eines Diplomaten gelten, daß sich der Agamemnon als Homer betätigt. Hier wie dort finden sich Elemente der persönlichen Selbstdarstellung. In den vornehmlich zur Rechtfertigung der eigenen Rolle verfaßten späteren Schriften mag dies sogar noch ausgeprägter der Fall sein als in der vorwiegend zeitgenössisch-diplomatischen Zwecken verpflichteten politischen Berichterstattung, wie sie der Nachwelt in Dokumentensammlungen entgegentritt. Auch mag man Rosen das Motiv unterstellen, daß er den Wert der eigenen Aufzeichnungen mit diesen Ausführungen steigern wollte. In einem Punkt aber ist ihm und auch Kühlmann zuzustimmen: Das „eigentlich Lebendige", die Motive der handelnden Personen, ihre Denkweisen, ja ihre gesamte Persönlichkeit treten in Autobiographien meist deutlicher hervor als in offiziellen Akten. Die Retrospektive eines Beteiligten, seine unmittelbare analytische Stellungnahme offenbart Zusammenhänge und Hintergründe, die aus den amtlichen Dokumenten nicht sichtbar werden. Dies gilt gerade für den vorliegenden Fall, in dem ein dem AA durchaus gelegentlich mißliebiger Diplomat wie Kühlmann sich nicht immer offen in die Karten schauen lassen konnte, wollte er seine eigentlichen Ziele nicht gefährden. Insofern erscheint

[241] Kühlmann an Schwertfeger, 1.7.1944, BArch Koblenz, Nachlaß Schwertfeger, N 1015, Bd. 485. Die Bemerkung war gemünzt auf das Buch „Volk ohne Führung, Das Ende des zweiten Reiches" von Wilhelm Ziegler (Hamburg 1938), dem er immerhin zugestand, „manche Anregung" geliefert zu haben.

[242] Friedrich Rosen: Aus einem diplomatischen Wanderleben, Bd. 1, Berlin 1931, S. 110.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

die in der vorliegenden Edition gewählte Kombination aus Aktenpublikation und Autobiographie ein formal und inhaltlich geeigneter Weg zu sein, von dem anzunehmen ist, daß der Autor ihn gebilligt hätte, und der (was viel wichtiger ist) das Bild der Nachwelt über Richard von Kühlmann weiter vervollständigen wird.

4. Technische Anmerkungen

Das Originalmanuskript der „Memoiren" besteht aus neun Bänden, in die jeweils (bis auf die Ausnahme des nur halb gefüllten Bands 7) 48 DIN-A-4-Schreibmaschinenseiten eingelegt oder -geklebt wurden. Auf diesen Seiten findet sich ein fortlaufender Basistext. Diesen diktierte Richard von Kühlmann seiner Sekretärin, Frau Preusker, die ihm jahrzehntelang bei seiner umfangreichen Korrespondenz, der Abfassung der zahlreichen Artikel für Zeitungen und Zeitschriften sowie bei den Buchprojekten zur Seite stand[243]. Daß der Gesamttext in mehreren Etappen geschrieben wurde, wie Kühlmann dies in (oben wiedergegebenen) Briefen schilderte, läßt sich auch am Schriftbild erkennen (Änderungen in der Schrifttype, oben auf einer Seite neu einsetzender Text, während nach einem abgeschlossenen Absatz der Rest der vorherigen Seite leer blieb, unterschiedliche Seitenzählungen). Den deutlichsten Bruch gibt es, wie schon angedeutet, zwischen den Bänden 7 und 8: Hier endet mit der Manuskriptseite 306 eine durchgehende Seitenzählung (mit der in den Bänden 1–7 z. T. auch frühere Zählungen von einzelnen Abschnitten überschrieben wurden) und eine neue Seitenzählung des Basistextes beginnt (die bis in den neunten Band hinein besteht). Der Band 8 ist der einzige, mit dem ein neues Kapitel beginnt („Staatsekretariat"). Die beiden letzten Bände haben eine handschriftliche Titel-Beschriftung statt der vorher durchgängigen maschinenschriftlichen, die zudem mit römischen statt arabischen Ziffern erfolgte; außerdem fehlen Jahreszahlen im Titel[244]. Während also der Übergang von einem auf den anderen Manuskriptband ansonsten keinerlei inhaltliche Relevanz hat und fließend erfolgt (häufig mitten im Satz), ist dies an dieser Stelle, mit der Übernahme des Staatssekretariats, anders. Offenkundig hat Kühlmann mit der Schilderung seiner Amtszeit neu angesetzt. Zudem legt diese Einteilung nahe, daß sich seine diplomatische Laufbahn für ihn retrospektiv gesehen in zwei deutlich voneinander zu trennende Teile zerlegte: das

[243] Hilfestellung erhielt Kühlmann zudem seit 1932 von Dr. Kurt Richter, der (teils auch nur mit der Abkürzung „Ri" signierte, meist wenige Seiten umfassende) Zusammenfassungen von verschiedenen Büchern erstellte, die im Originalmanuskript einliegen, aber hier nicht mit abgedruckt wurden.

[244] Alle Bände sind mit „Memoiren" beschriftet sowie dem jeweils unterschiedlichen Zusatz: „Band 1. London – Marokko 1904–1905"/„Band 2. Marokko – Amerika – Haag 1905–07"/„Band 3. Haag – London 1907–08"/„Band 4. London 1908–09"/„Band 5. London – Stockholm – Konstantinopel 1909–1914"/„Band 6. Konstantinopel – Holland 1914–1916"/„Band 7. Haag – Konstantinopel – Berlin 1916/17"/„Band VIII. Staatssekretariat"/„Band VIIII."

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

eine Jahr als Staatssekretär – und die vielen Jahre zuvor als Diplomat im Ausland.

In diesen Basistext fügte Kühlmann außerdem noch etliche handschriftliche Korrekturen und Ergänzungen an. Da dafür in mehreren Fällen auf derselben Seite unterschiedliche Stifte benutzt wurden, kann man davon ausgehen, daß Kühlmann den Text (zumindest in Teilen) mehr als nur einmal überarbeitet und korrigiert hat. Diejenigen Änderungen, die lediglich sprachlichen Motiven entsprangen (z. B. um Wortwiederholungen zu vermeiden), sind in der Edition stillschweigend übernommen worden. Wenn die Änderung hingegen auch eine inhaltliche Abweichung beinhaltet (z. B. wenn ein Superlativ in einen Komparativ verändert wurde), ist die später gestrichene Originalformulierung in einer Fußnote wiedergegeben. Dies ermöglicht einen Blick in Kühlmanns Denk- und Korrekturprozesse während der Abfassung seiner „Memoiren", der hier nicht unterschlagen werden soll – auch wenn die Abweichung manchmal gegebenenfalls banal erscheinen mag. An einigen Stellen finden sich, wie das abweichende Schriftbild zeigt, auch Korrekturvorschläge von anderer Hand. Kühlmann übernahm einige der Korrekturvorschläge dieser (nicht identifizierten) Person, berücksichtigte andere Hinweise jedoch nicht. Im ersten Fall wurden diese ohne Hinweis in die vorliegende Edition eingearbeitet, im zweiten Fall nur bei inhaltlicher Relevanz in einer Fußnote erwähnt.

Sodann legte Kühlmann noch kleine Ergänzungen auf losen Zetteln in sein Manuskript ein. Sie umfassen meist nur wenige Worte oder Sätze und wurden auf der somit bezeichneten Seite an der inhaltlich passenden Stelle in die Edition eingebaut, wenn sie ausformuliert waren und eindeutig zugeordnet werden konnten. Andere Zettel enthalten nur knappe Hinweise und bestehen aus Stichpunkten, die weitere Ansätze andeuten und Kühlmann offenbar als Gedächtnisstütze dienen sollten, auf welche Weise er ggf. sein Manuskript noch ergänzen wollte. Diese Angaben werden dann in Fußnoten wiedergegeben.

Den Basistext ergänzte Kühlmann zudem noch um etliche längere Passagen, die teils einige (meist maschinenschriftliche) Seiten umfassen und häufig eine Überschrift tragen. Ein Teil dieser „Einschaltungen" (wie er sie bezeichnete) liegt im Manuskript auf der inhaltlich passenden Seite ein und im Basistext ist genau vermerkt, wo eingefügt werden soll. Andere Einschaltungen wurden von Kühlmann noch keiner einzufügenden Stelle zugeordnet, so daß diese ohne Hinweis des Autors nach rein inhaltlicher Sinnhaftigkeit festgelegt werden mußte. Die Einschaltungen sind augenscheinlich nach Abfassung des jeweiligen Basistextes entstanden und komplett mit abgedruckt worden, da sie offenkundig dazu dienen sollten, dem Autor wichtig erscheinende Punkte noch zu erweitern. Oft hat Kühlmann hier Teilaspekte weiter ausgeführt, über die er im Basistext hinweggegangen war oder für die er bewußt eine Lücke ließ. Die meisten Einschaltungen sind also inhaltliche Ergänzungen, die man nur an der passenden, teils schon dafür vorgesehenen Stelle einfügen mußte. Es wurden aber auch in den (wenigen) Fällen Einschaltungen übernommen, obwohl durch sie inhaltliche Wiederholungen auftreten, weil Kühlmann in

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

der Einschaltung etwas schildert, das im Basistext bereits vorkommt. Da es aber keinerlei Hinweise darauf gibt, ob und gegebenenfalls was der Autor bei der Einarbeitung einer solchen Einschaltung in eine Druckvorlage eventuell gekürzt hätte, wird sein gesamter Text ediert. So bleiben zudem die – teils nicht unwesentlichen – sprachlichen Abweichungen im Detail und einzelne inhaltliche Zusatzinformationen erhalten.

In den allermeisten Fällen sind die Einschaltungen en bloc in den hier vorliegenden Text übernommen worden. Nur in sehr wenigen Einzelfällen wurde eine Einschaltung aufgeteilt und an verschiedenen (allerdings nicht weit voneinander entfernten) Stellen in den Basistext eingefügt, oder die Reihenfolge der Sätze wurde verändert. Dies geschah ausschließlich zu dem Zweck, Gedankensprünge im vorliegenden Gesamttext zu verhindern und die Lesbarkeit zu verbessern, gleichzeitig aber sicherzustellen, daß der gesamte von Kühlmann für seine „Memoiren“ notierte Text abgedruckt wird und sich die für die Edition vorgenommenen Eingriffe lediglich auf die Satzreihenfolge beschränken. Alle Einschaltungen sind in den Fußnoten jeweils entsprechend kenntlich gemacht worden.

Im Manuskript finden sich einige Lücken, vor allem für Namen und Daten, die der Autor beim Diktat offenbar nicht zur Hand hatte. Einzelne Lücken hat er später handschriftlich gefüllt (was dann ohne Hinweis in der Edition übernommen wurde), andere Lücken blieben und sind, soweit möglich, in ekkigen Klammern gefüllt worden.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Einleitung II

Von *Winfried Baumgart*

1. Kühlmanns Schreibstil

Liest man Kühlmanns „Memoiren", so ist man beeindruckt von seinem gepflegten Schreibstil. Viele seiner Charakteristiken von Personen, die er in seiner Laufbahn getroffen hat, sind in ihrer Präzision, Bildhaftigkeit und knappen Wortwahl wahre Schätze der deutschen Sprache. Aus der Vielzahl der Beispiele seien nur wenige herausgegriffen; der Leser wird sich an weiteren selbst erfreuen können.

Die kürzeste, aber dennoch unendlich vielsagende Charakteristik ist diejenige, die er dem ehemaligen Reichskanzler Fürst Bülow angedieh: Er attestierte ihm „belletristisches Genie"[1]. Den deutschen Theologen Adolph von Harnack hatte er schon als junger Diplomat kennengelernt. „Von allen Männern der Wissenschaft", die er je gekannt habe, „hatte er das weiteste Blickfeld; an umfassender Kultur und an der Kunst, aus seinem gehäuften Schatze auch kleine Münzen mit Grazie auszugeben, wird ihm so bald keiner gleichtun. Aus tiefer historischer Bildung heraus besaß er einen klaren und sicheren Blick für die Beurteilung der heutigen Weltverhältnisse, ein bei Gelehrten nicht allzu häufig anzutreffender Vorzug." An einer anderen Stelle vergleicht Kühlmann den englischen Minister John Morley mit Harnack und charakterisiert diesen so[2]: „Eigentlich noch unter die sogenannten Riesen der victorianischen Ära zählend, besaß dieser bezaubernde Geist neben einem ausgebreiteten Wissen, das selbst dem eines Mannes wie Harnack in nichts nachstand, als praktischer Staatsmann und Politiker die umfassendsten Erfahrungen. […] Schnelle der Auffassung, Weite des Blickes, Fülle der aus dem ganzen Verlauf der Weltgeschichte sich ergebenden Argumente ist mir nie wieder so lebendig entgegengetreten wie in jenen Gesprächen mit Lord Morley."

In seiner Washingtoner Diplomatenzeit lernte Kühlmann den amerikanischen Präsidenten Theodore Roosevelt kennen[3]: „Er war die wandelnde Energie. Jedes Wort, jede Geste war bewußt, für unseren europäischen Geschmack vielleicht etwas zu bewußt. Die gewaltige rechte Faust führte, während er sprach, fortwährend Hammerschläge auf einen nicht vorhandenen Amboß." Als Staatssekretär saß Kühlmann bei den Friedensverhandlungen in Brest-Li-

[1] Unten S. 196.

[2] S. 212.

[3] S. 186 – Die folgenden Zitate S. 501 und S. 422.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

tovsk Anfang 1918 dem russischen Unterhändler Leo Trotzki gegenüber. Dieser habe selbst geäußert (in seinen Memoiren), „welche geradezu physische Überwindung es ihn gekostet hat, inmitten all dieser kapitalistischen Bourgeois und imperialistischen Offiziere zu sitzen und zu verhandeln. Dieses Gefühl war bei ihm sicher echt und stark. Er hatte etwas von einem ruhelosen, jederzeit sprungbereiten Wolfe, der sich unter verhaßtem gezähmten Getier unbehaglich und gefährdet fühlt." In seinem österreichisch-ungarischen Mitstreiter in Brest-Litovsk, dem Grafen Czernin, sah Kühlmann den „typisch österreichisch-böhmischen Grandseigneur, nicht verarbeitet und verbüffelt und nicht durch lange Kämpfe mit Akten und widerstrebenden Ressort-Einflüssen ermüdet oder verbraucht".

Nur selten behandelt Kühlmann in seinen „Memoiren" einen Zeitgenossen mit deutlicher Kritik. Eine dieser Ausnahmen bildet der deutsche Journalist Maximilian Harden, den er allerdings nie persönlich getroffen hat, den er aber durch die Lektüre von dessen ätzend-scharfen Artikeln in „Die Zukunft" über die deutsche Politik gut kannte. Und dessen eigenartiger Schreibstil verletzt sein ausgeprägtes Sprachempfinden[4]: „Ich bin zu allen Zeiten für den Stil eines Mannes außerordentlich empfindlich gewesen. Was Harden an Mißhandlung der deutschen Sprache, an Geschraubtheit, Unnatur und schlechter Diktion sich geleistet hat, machte ihn mir von vorneherein in hohem Grade unsympathisch."

Nicht nur Personen konnte Kühlmann treffend charakterisieren, sondern auch Länder, in denen er als Diplomat diente.

1906 wurde Kühlmann als Zweiter Legationssekretär an die deutsche Botschaft in Washington abgeordnet. Anders als viele Europäer schaute er auf die Neue Welt nicht mit Geringschätzung herab, sondern genoß ihre Andersartigkeit. Er schreibt, daß sein Verhältnis zu Amerika anders sei als zu irgendeinem anderen Land[5]: „Ich fühle mich wie befreit, wenn ich aus der Kleinheit und der Kleinlichkeit Europas herausgerettet bin. Das rasch pulsierende Leben drüben, die geistige Aufgeschlossenheit, Aufnahmefähigkeit und Aufnahmefreude der Amerikaner ist mir sympathisch, und das Fluidum angespannter Tätigkeit, das in der Luft liegt, zusammen mit dem märchenhaft schönen Lichte, besonders in New York, bewirken eine Steigerung meiner ganzen Persönlichkeit."

In den europäischen Hauptstädten bewegte sich Kühlmann aber dennoch gern, wenn auch mitunter mit innerer Distanz. Das betraf vor allem die Atmosphäre in der Hofgesellschaft, die er oft langweilig und ungeistig empfand. Eine Ausnahme macht er beim Hofe des Zaren Ferdinand von Bulgarien in Sofia. Mit einem einzigen, aber unglaublich vielsagenden Begriff bezeichnet er den dortigen Hof als „Kulturinsel"[6].

Für England empfand Kühlmann über Jahrzehnte hinweg, auch als das Land während des Weltkriegs Deutschlands zähester Feind war, ungetrübte

[4] S. 171.

[5] S. 178.

[6] S. 456.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Hochachtung. Er bewunderte das weltumspannende Empire. Während seines mehrjährigen Aufenthalts an der deutschen Botschaft in London 1903/04 und 1908 bis 1914 weilte er oft auf einem der prächtigen Landsitze des englischen Adels und genoß die Gespräche mit kultivierten Adligen oder deren zauberhafte Kostümfeste. Das Urteil, das er darüber in seinen „Memoiren" formuliert, ist aber doch schon geprägt vom allmählichen Machtabstieg des Empires, der sich längst schon Anfang der 1930er Jahre bemerkbar machte. Bei der Charakteristik dieser Entwicklung des britischen Weltreiches machte Kühlmann gewissermaßen einen Ausflug in geschichtsphilosophische Sphären, wie sie in folgenden Sätzen beispielhaft zum Ausdruck kommen[7]: „Oft entwickelt sich in den letzten Phasen mächtiger und lebensvoller Gebilde vor ihrem Welken und Verfall noch einmal eine strahlende Blüte, welche der Vorahnung kommender Schatten etwas besonders Tiefes, Starkes und Melancholisches verleiht, und so war es in den damaligen Jahren auch um die sterbende Pracht des englischen Adels. In den großen Kostümfesten jener Jahre erstrahlte sozusagen diese schon im tiefsten Wesen getroffene Welt in einem Glanz, der alles Vergangene köstlich zurückrief."

Es wurde oben gesagt, daß bei der Beurteilung von Weggefährten Kühlmann sich, von Ausnahmen abgesehen, jeglicher Kritik enthält. Diese Zurückhaltung wird auf die Spitze getrieben und wirkt zunächst einmal befremdlich, wenn es sich um die Person Kaiser Wilhelms II. handelt. In seiner Berufslaufbahn hat Kühlmann mit dem Kaiser immer wieder zu tun gehabt, besonders häufig natürlich während seiner Zeit als Staatssekretär 1917/18. Die offensichtliche Schwäche dieser Schicksalsfigur der jüngeren deutschen Geschichte wird nirgends thematisiert. Kühlmann schreibt sogar in seinen „Memoiren"[8], daß „kein Bild ärger verzeichnet und karikiert" sei als das Kaiser Wilhelms II. Seine eigene Charakteristik beschränkt er nur auf das private zwischenmenschliche Verhältnis. Immer wieder lobt er dessen Freundlichkeit und Güte; bestimmte persönliche Eigenschaften des Kaisers verabsolutiert er. Schon bei der Tangerepisode von 1905, die Kühlmann ja selbst eingefädelt hatte, fiel ihm auf, „mit welcher Schnelligkeit der Kaiser auffaßte, wie gut sein Gedächtnis war und mit welcher Beherrschung der Form er resümierte. Ich habe selten irgend jemand komplizierte mehrstündige Verhandlungen mit solcher Genauigkeit und so umfassend wiedergeben sehen, als wenn zum Beispiel der Kaiser einen der großen Kronräte zusammenfassend wiedergab. In solchen Momenten hatte er etwas außerordentlich Bestechendes, und es war schwer, sich seinem Charme zu entziehen." Des Kaisers Charme mag das eine, die absolute politische Schwäche, die Wilhelm II. etwa nach den blutleeren Beschlüssen, die er am Ende eines Kronrates – gerade in dem Jahr 1917/18 – verkündete, ist das andere. Der Kaiser mochte inhaltlich und formal gegen die Feldherren Hindenburg und Ludendorff entscheiden – wie z. B. auf dem Kronrat vom 11. September 1917, als es um Belgien ging –: Sobald solch ein Kronrat beendet war, wur-

[7] S. 246.

[8] S. 449. Das folgende Zitat S. 156.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

den dessen Beschlüsse von den beiden Militärs ignoriert. Schwere, ja schwerste politische Verantwortung hat der Kaiser im Kronrat von Homburg am 13. Februar 1918 auf sich genommen, als er, vom Sieg über Rußland geradezu berauscht, gegen den Rat der politischen Spitze – Reichskanzler, Vizekanzler, Staatssekretär – entschied, der Krieg gegen das darniederliegende Rußland solle weitergehen, obwohl er Kräfte band, die für die große Offensive im Westen bitter benötigt wurden. Darauf wird zurückzukommen sein. Es ist schon merkwürdig, daß Kühlmann mit keinem einzigen Wort auf die Tausende und Abertausende von Randbemerkungen des Kaisers, die er während seiner Zeit als Staatssekretär doch täglich zu Gesicht bekommen hat, eingeht. Sie zeugen von der erbärmlichen inneren Schwäche und der Kindsköpfigkeit des Kaisers, der jeglichen politischen Einfluß auf das Schicksal Deutschlands aufgegeben hatte. Kühlmann scheint das auf schwere „seelische Erschütterungen" des Kaisers bei Kriegsausbruch 1914 zurückzuführen, da dieser doch nur einen Wunsch gehabt habe, „während seiner Regierung den Frieden zu erhalten"[9]. Er habe dann im Krieg „größere Übersicht und ein weiteres Weltbild" gezeigt als die damalige politische Reichsführung. Der Kaiser habe „die Furchtbarkeit unserer Lage früher und schärfer erkannt als die noch großenteils in kontinentalen Anschauungen befangenen Herren seiner nächsten Umgebung".

Die Haupterklärung für das bemerkenswerte Fehlurteil Kühlmanns ist neben seinem Harmoniebedürfnis wohl der Umstand, daß die „Memoiren" ja veröffentlicht werden sollten und der Kaiser (bis 1941) im holländischen Exil noch lebte und Kühlmann ihn dort mehrfach besuchte. Es ist bedauerlich, daß über diese Besuche keinerlei direkte Zeugnisse vorliegen. Wenn es solche gab, dürften sie mit dem übrigen Nachlaß während des Zweiten Weltkriegs in Flammen aufgegangen sein.

2. Kühlmanns Idee von einem deutschen Kolonialreich in Mittelafrika und sein Versuch, die europäische Blockbildung aufzubrechen (1904–1917)

Viele Stationen von Kühlmanns diplomatischer und politischer Laufbahn hat bereits Walter Goetz in einem über 50seitigen Vortrag aufgrund der 1948 erschienenen „Erinnerungen" Revue passieren lassen[10]. Zudem hat 1980 Gregor Schöllgen in einem umfangreichen Aufsatz Kühlmanns Verdienst um die deutsch-englischen Abkommen über die portugiesischen Kolonien und über den Bagdadbahnbau nicht nur unter Auswertung von Kühlmanns „Erinnerungen", sondern auch aufgrund der veröffentlichten und unveröffentlichten englischen Quellen gewürdigt. Und Markus Bußmann hat nun in seiner ausführlichen Einleitung I oben zu zahlreichen Etappen von Kühlmanns Laufbahn Stellung genommen. Es braucht daher nur noch auf in diesen Studien wenig

[9] S. 505.

[10] Goetz: Erinnerungen. – Zum folgenden: Schöllgen: Kühlmann.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

beleuchtete Aspekte eingegangen zu werden, soweit sie sich aus den „Memoiren“ der 1930er Jahre und der hier präsentierten politischen Korrespondenz ergeben.

Kühlmann hat während der beiden Marokkokrisen sich beharrlich bemüht, die deutsch-französische Konfrontation in friedliche Bahnen zu lenken. 1904/06 war er dafür an vorderster Stelle, nämlich als Gesandter in Tanger, tätig und 1911 indirekt als Erster Legationssekretär an der Botschaft in London. Er versuchte, bei der berühmten Landung Kaiser Wilhelms II. in Tanger und bei dem aufsehenerregenden „Panthersprung“ von 1911 an der marokkanischen Küste in feinabgestimmten Fingerzeigen seiner Zentrale in Berlin und dem marokkanischen Widersacher Frankreich zu Bewußtsein zu bringen, daß Deutschland zwar einen (wirtschaftlichen) Fuß in Marokko beanspruche, aber keinen überwiegenden politischen Einfluß in dem westafrikanischen Land auszuüben und auch keine Flottenstation an dessen Küste zu erwerben gedachte. Im Prinzip solle Deutschland die französische Vormacht in dem Land anerkennen, dafür sich aber auf anderen Gebieten entschädigen lassen, und zwar in „Mittelafrika“.

Hier war Kühlmann ganz dem damals häufig anzutreffenden imperialistischen Gedankengut verhaftet. Er lobt zwar den deutschen Kolonialerwerb durch Bismarck in Afrika und sonst in Übersee, bezeichnet ihn aber als Stückwerk. Die Kolonien enthielten zwar viel Gutes und Wertvolles, müßten „aber ausgedehnt und abgerundet werden, sollten die Kolonien der Macht und Größe des Mutterlandes entsprechen und wirklich das leisten, was eine ihrer wichtigsten Funktionen war: dem überschäumenden Tatendrang einer unruhigen Jugend Auslauf und Spielraum zu gewähren“[11]. Auf eine noch kürzere Formel gebracht, prägte Kühlmann den Satz. „Deutschland wird als Kolonialmacht in Afrika groß sein oder es wird nicht groß sein.“ Er nennt diesen Satz in seinen „Memoiren“ den Grundbestand seines ganzen „politischen Glaubensbekenntnisses“. Seine politische Tätigkeit von 1905 in Tanger bis zu den beiden von ihm zustande gebrachten und bei Kriegsbeginn paraphierten deutsch-englischen Abkommen über die Beerbung der portugiesischen Kolonien (in Afrika) und über den Bagdadbahnbau dienten dem Ziel, den deutschen Kolonialbesitz in Afrika abzurunden und daraus ein kompaktes mittelafrikanisches Reich zu formen. Dabei galt ihm beim Bagdadbahnbau das deutsche Fußfassen in Mesopotamien und am Persischen Golf nicht als Ziel an sich, sondern eher als Verhandlungsmasse, die in einen größeren deutsch-englischen Kolonialausgleich eingebracht werden sollte.

Mittelafrika war für Kühlmann das Traumziel. Diesem Ziel versuchte er auch den deutschen Flottenbau unterzuordnen. Am 8. Januar 1912 sandte er dazu einen großen Bericht aus London nach Berlin[12], den er mit dem markanten Satz einleitete: Die Beziehungen zwischen Deutschland und England seien an einem entscheidenden Wendepunkt angelangt. Er fuhr fort: Deutschland

[11] S. 165. – Zum folgenden S. 264 und S. 165.

[12] S. 567–577.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

könne sich entweder Englands Zustimmung zu einem vergrößerten Kolonialreich sichern (ohne dabei seinen Flottenbau zu verstärken), oder es erhöhe seinen Flottenbauplan und zerstöre damit jegliche Verständigung mit England. Eine Vergrößerung des deutschen Kolonialreiches sei in Afrika möglich – durch den Erwerb der dortigen portugiesischen Kolonien (die das verarmte Mutterland losschlagen müsse) und des Kongobeckens. Darüber solle mit England verhandelt werden unter Verzicht auf weiteren Flottenausbau.

Kühlmann hatte für eine mögliche Realisierung seines Ziels den Vorteil, daß in den Jahren 1912 bis 1914 der Posten des Botschafters in London (also seines Vorgesetzten) dreimal wechselte (von Metternich über Marschall auf Lichnowsky) und er in den Besetzungspausen mit seinen englischen Verhandlungspartnern (Kolonialminister Harcourt und dem Referenten im Foreign Office Alwyn Parker) stetig in Sachen portugiesische Kolonien und Bagdadbahn vorankam. Aber dennoch wurde er von deutscher Seite, als er des Pudels Kern aufzeigte, zur Räson gerufen. Als er mit dem gerade installierten Marschall über Afrika sprach, bekam er zur Antwort[13]: „Das muß ich Ihne sagen, das mit dem Kongo mach' i nit." Und von höchster Stelle, vom Kaiser in Berlin, kam eine noch klarere Abfuhr[14]: Der Kaiser wollte auf keinen Fall von seinem Flottenausbau absehen, so daß eine deutsch-englische Verständigung mit dem Kühlmannschen Endziel Mittelafrika in weiter Ferne lag.

Kühlmann sieht in seinen „Memoiren" das Scheitern seines Kolonialtraums in vielerlei Hinsicht als kapitalen Fehler der deutschen Vorkriegspolitik an. Mittelafrika war für ihn einmal ein Ziel an sich; zum andern war es auch das Instrument, um einen großen deutsch-englischen Ausgleich zustande zu bringen, der das seit Bismarck entstandene System der beiden großen europäischen Machtblöcke (Deutschland und Österreich-Ungarn auf der einen, England, Frankreich und Rußland auf der anderen Seite) aufbrechen und schließlich den Beginn eines großen Kräftemessens verhindern sollte. Sein Gedankengang hat hier mehrere Windungen. Kühlmann glaubte, daß auf der englischen Seite – bei Außenminister Grey, bei dessen Gehilfen Sir William Tyrrell – das Bedürfnis bestanden habe, sich aus der einseitigen Abhängigkeit von der Entente mit Frankreich und Rußland loszulösen. Denn, so Kühlmann[15]: „War das deutsch-englische Verhältnis aussichtslos schlecht [durch den deutschen Flottenbau], so war England seinen Entente-Freunden gegenüber so gut wie machtlos und mußte auch in die gefährlichsten Abenteuer sich verstricken lassen, weil es keine politische Alternative gab." In Berlin, so Kühlmann, habe man das englische Dilemma nicht erkannt. Statt dessen habe man sich an das

[13] S. 273.

[14] Zu dem Bericht machte Kaiser Wilhelm II. zahlreiche Randbemerkungen: GP XXXI S. 92. Am Schluß schrieb er: „Kühlmann […] bringt drum den ganzen Quatsch vor, der mir, seitdem ich meine Flotte baue, immer vorgekaut worden ist; nur niemals Eindruck gemacht hat. […] Ich will keine Colonialen Geschenke von England." Vgl. auch ebenda S. 92–94 die dazugehörige Aufzeichnung, die Kühlmann zugesandt wurde.

[15] S. 288.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

brüchige Österreich-Ungarn geklammert und sich damit in die Sackgasse der Julikrise 1914 hineinmanövriert.

Damit hat sich Kühlmann in der Kriegsschulddebatte klar positioniert. Die Kettung an Österreich-Ungarn sei eine „erstaunliche Fehlkalkulation führender Kräfte im Außenamt“ und psychologisch der entscheidende Moment in Deutschland gewesen, der zum großen Krieg geführt habe[16].

Fragt man am Schluß, warum sich Kühlmann den Mittelafrikatraum – den damals auch andere Kolonialenthusiasten geträumt hatten[17] – in den Kopf gesetzt hat – er war ja, wie gesagt, neben seiner Brückenfunktion zu England auch ein Ziel per se –, so stößt man ins Leere. An keiner Stelle seiner „Memoiren“ und seiner politischen Korrespondenz wird die Frage gestellt, geschweige denn beantwortet, was für einen Wert das deutsche Mittelafrika haben sollte. Er nennt zwar die Ableitungsmöglichkeit der überschüssigen deutschen Energie; aber das ist ein Argument, das damals schon von Kritikern – etwa im Reichstag – als nebulös und verquast angesehen wurde. An keinem Punkt stellt sich Kühlmann die Frage, ob in „Mittelafrika“ Siedlungsmöglichkeiten für deutsche Auswanderer vorhanden seien, welche Kosten die Beherrschung des Savannen- und Tropenraums verursachen würde usw. Sein Schweigen über alle diese und weitere Fragen der Art läßt nur den Schluß zu, daß der Ruf nach Kolonien einfach als Attribut einer Weltmacht angesehen wurde. Wenn man sie nicht habe oder sie sich nicht erkämpfe, sei man im Kampf ums Großmachtdasein auf dem absteigenden Ast. Zum Prestige und Selbstbewußtsein einer Weltmacht gehörte Kolonialbesitz an sich dazu. Es ist bemerkenswert, daß Kühlmann in der Rückschau von zwölf Jahren, als er seine „Memoiren“ verfaßte, dieser Fata Morgana noch anhing.

3. Kühlmann und der Weltkrieg

Im Gegensatz zu seinem Mittelafrikatraum entfaltet Kühlmann bei seinen Äußerungen über den Ersten Weltkrieg grundgescheite Rationalität. Die zwei wichtigsten dieser Äußerungen sollen hier kurz skizziert werden.

Als der Krieg ausbrach, wurde Kühlmann, der bis dahin weiterhin Erster Legationssekretär an der deutschen Botschaft in London war, mit zwei Sondermissionen beauftragt, einmal nach Stockholm im Sommer 1914 und kurz darauf nach Konstantinopel. Kühlmann läßt sich darüber ausführlich in seinen „Memoiren“ aus. Offiziell lautete sein Auftrag, in Stockholm und in Konstantinopel den jeweiligen Chef – den Gesandten Reichenau bzw. Botschafter Metternich – zu entlasten. Bemerkenswert ist, daß in den Amtsakten trotz intensiver Suche darüber kein einziger von Kühlmann unterschriebener Bericht an seine vorgesetzte Stelle in Berlin ausfindig zu machen ist. Man darf aber davon ausgehen, daß er solche Berichte verfaßt hat und, wie das im diplomatischen Geschäft durchaus üblich war, vom jeweiligen Chef unterzeichnen lassen

[16] S. 289.

[17] Vgl. Neitzel „Mittelafrika“; Ders., Weltmacht S. 356–365.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

mußte. Man kann sich also über seine zwei Sondermissionen nur aus den „Memoiren“ informieren. Darin handelt Kühlmann die wenigen Monate 1914/15 essayistisch ab, ohne zentrale politische Fragen aufzuwerfen und zu behandeln. Für die Atmosphäre in diesen Winkeln Europas geben sie aber manche Einzelheiten her.

Man muß es Kühlmann abnehmen, wenn er über die Aussichten des Weltkriegs für Deutschland im nachhinein genauso urteilte, wie er es im Sommer 1914 tatsächlich getan haben würde. So schreibt er an einer Stelle in den „Memoiren“[18]: „Nach historischen Analogien habe ich nicht einen Augenblick an die Möglichkeit unseres Sieges glauben können.“ Als welterfahrener Diplomat mit tiefem Einblick in die Psyche der Gegner Deutschlands und in ihre Ressourcen konnte er kaum zu einer anderen Einsicht kommen. Auch wenn bei ihm der Glaube an die Kraft der deutsch-österreichischen Armeen vorhanden gewesen sein mag – die schiere Übermacht der Gegner erkannte er; und die Möglichkeit, auf See eine Entscheidung zu suchen, also die englisch-französische Flotte vernichtend zu schlagen, sah er als nicht vorhanden an: „Und wir mußten von Anfang an, dank der geographischen Lage, mit der Sicherheit einer würgenden Blockade rechnen.“

Um doch das Ruder herumzureißen, hat sich bekanntlich die Marineführung Anfang 1916 entschlossen, den rücksichtslosen U-Bootkrieg erneut – nach einer Pause aufgrund des drohenden Kriegseintritts der USA – zu erklären. Die öffentliche Meinung in Deutschland, entsprechend bearbeitet, war vehement dafür. Kaiser und Reichsleitung waren dagegen, die Armeeführung unter Falkenhayn war nach ursprünglichem Zögern dafür. Reichskanzler Bethmann Hollweg, von Hause aus anglophil eingestellt wie Kühlmann, hatte für den Kaiser mehrere Gutachten verfaßt und ihr Gewicht durch von ihm bestellte Zusatzgutachten verschiedener Reichsämter verstärkt. Der Kaiser war entschlossen, der Reichsleitung die Stange zu halten. Mit dem Scheitern der Verdunoffensive und dem Antritt der 3. Obersten Heeresleitung unter Hindenburg und Ludendorff bekam die Marineführung einen potenten Mitstreiter, der aber noch Monate zögerte.

Schon im Februar 1916 hatte Bethmann Hollweg Kühlmann in Den Haag und Brockdorff-Rantzau in Kopenhagen beauftragt, aus der Sicht der neutralen Länder Holland und Dänemark zur U-Bootfrage Stellung zu nehmen. In einem ersten Gutachten, datiert auf den 6. Februar 1916, das Kühlmann in seinen „Memoiren“ komplett abdruckt[19], kommt er zu einem eindeutigen Ergebnis. Er zieht bei seinen Deduktionen alle Register. Zunächst stellt er die ganze Zahlenarithmethik des Admiralstabs in Frage und kommt in dieser Hinsicht zu dem Schluß: „Eine entscheidende Wirkung des U-Boot-Krieges in dem Sinne, daß England dadurch auf die Knie gezwungen würde, steht selbst zahlenmäßig nicht zu erwarten.“ Darauf folgt ein weiteres politisches Argument: Wenn bei rücksichtslos geführtem U-Bootkrieg auch amerikanische Schiffe versenkt

[18] S. 315. – Das folgende Zitat ebenda.

[19] S. 378 (daraus die folgenden Zitate).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

würden, werde das „zum Abbruch der Beziehungen und sehr bald zur Kriegserklärung Amerikas führen“. Die Folgen des amerikanischen Kriegseintritts, die Ludendorff später so leichtfertig wegwischte, zählte er nacheinander auf: den enormen materiellen und finanziellen Nutzen, den Amerika der Entente zur Verfügung stellen würde; sodann würden die USA binnen sechs Monaten 600.000 bis 800.000 Mann Truppen auf den europäischen Kriegsschauplatz werfen; die Amerikaner hätten in ihrem großen Bürgerkrieg gezeigt, daß sie die Kunst der Improvisierung bedeutender Heere mindestens ebenso gut verstanden „wie das alte Europa“. Fazit dieser längeren Ausführungen ist: „Deutschlands höchstes politisches Ziel muß es bleiben, England und Amerika auseinander zu halten.“ In seiner dritten großen Argumentationskette geht Kühlmann schließlich auf die Folgen eines unbeschränkten U-Bootkrieges auf Holland selbst ein. Das war ja sein eigentlicher Auftrag. Kühlmann verstand es aber meisterhaft, solche Fragen immer in größere Zusammenhänge einzuordnen. Komme es, wie nicht anders zu erwarten, zur Versenkung holländischer Dampfer durch deutsche U-Boote, würde das „sehr bald die Volksleidenschaft zur Siedehitze steigern“. Komme es gar zu einem Kriegseintritt Hollands, so würde dies das Aufhören von lebenswichtigen Einfuhren aus Holland bedeuten; das Land könnte gegen Deutschland etwa 250.000 Mann ins Feld schicken, die im Rücken der deutschen Truppen in Belgien und Nordfrankreich operieren würden. Kühlmanns Fazit lautet auch hier: „Auch nach gewissenhaftester und sorgfältigster Prüfung vom politischen Standpunkt aus stehen die Gefahren und Nachteile, die er [der unbeschränkte U-Bootkrieg] bringen muß, in keinem Verhältnis zu dem erreichbaren militärischen Gewinne.“

Das monatelange Tauziehen innerhalb der deutschen Führung wurde Anfang des Jahres 1917 beendet, als auf einen Kronrat am 9. Januar der unbeschränkte U-Bootkrieg beschlossen und zum 1. Februar erklärt wurde. Die Folgen traten so ein, wie Kühlmann sie vorausgesagt hatte. Nur der Kriegseintritt Hollands konnte vereitelt werden, weil in den dann folgenden Monaten holländische Schiffe unbehelligt blieben.

Aus den hier veröffentlichten Amtsakten geht in diesem Zusammenhang noch eine Episode hervor, die sich unmittelbar vor Kühlmanns Abgang als Staatssekretär im Juni 1918 zutrug. Am 23. Juni wurde unter dem Vorsitz des Reichskanzlers zwischen dem Auswärtigen Amt und dem Admiralstab die Forderung der Marine besprochen, den U-Bootkrieg durch eine Sperrgebietserklärung auf die amerikanische Ostküste auszudehnen[20]. Das Argument des Admiralstabs war, die Versorgung der Entente mit Lebensmitteln und Kriegsmaterial, aber auch amerikanische Truppentransporte könnten weitaus besser an der Ostküste der Vereinigten Staaten, also in ihrem Ausgangspunkt und nicht an ihrem Endpunkt an der irischen und englischen Westküste, unterbunden werden. Mit verschiedenen Fragen trieb Kühlmann den stellvertretenden Admiralstabschef Koch in die Enge, der zugeben mußte, daß an der amerikani-

[20] Das Protokoll dieser Sitzung unten S. 755–758. Vgl. dazu, Groß, Seekriegführung S. 293–320 (besonders S. 306–309).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schen Ostküste derzeit ca. 50.000 t versenkt seien mit Hilfe von drei U-Booten, „später hoffentlich mehr"; 40 neue U-Boote größeren Typs – U-Bootkreuzer – seien im Bau.

Kühlmann warnte, dadurch werde der Kriegswille der amerikanischen Bevölkerung gesteigert, und schließlich bestehe Gefahr, daß auch die südamerikanischen Staaten in den Krieg eintreten würden. Besonders interessant ist Kühlmanns Hinweis, daß ein gerade „zuverlässiger Amerikaner" aus Bordeaux abgereist sei, „um mit Wilson zu reden hinsichtlich der Möglichkeit eines weiteren Gedankenaustausches". Auf diesen Hinweis ist zurückzukommen. Am Schluß wurde entschieden, von der beantragten Sperrgebietserklärung abzusehen. In einer erneuten Sitzung Ende Juli, an der Kühlmann nicht mehr teilnahm, wurde die Entscheidung vertagt, und die Sache war bald überholt.

4. Kühlmanns Versuche einer Friedensanbahnung 1917/18

Als Kühlmann im Juli 1917 zum Staatssekretär des Auswärtigen unter dem neuen Kanzler Michaelis berufen wurde, war ihm wie kaum einem anderen Mitglied der damaligen deutschen Führung klar, daß der Krieg – vor allem nach dem amerikanischen Kriegseintritt im April 1917 – nicht mehr zu gewinnen sei. Von Anfang an sann er auf Gelegenheiten, Fäden zum Feind – und das war nach seiner Ansicht vor allem England – zu spinnen, um Friedensmöglichkeiten auszuloten. In einer Aufzeichnung von Ende Juli legte er – sie war für den Reichskanzler bestimmt – seine Ansichten nieder, um aus der militärischen Sackgasse herauszukommen, das heißt intern die Grenzen der deutschen Kriegsziele abzustecken[21]. Er rechnete im übrigen damit, daß England ebenso wie Deutschland am Ende seiner Kräfte sei und daher Interesse habe, den Krieg zu liquidieren. Er hielt sich die Kriegsziele Englands vor Augen, nämlich: Erhaltung Frankreichs als Großmacht; Erhaltung Belgiens als selbständiger Staat und Verhinderung einer deutschen Festsetzung an der belgischen Küste. Des weiteren ritt er auch sein Kolonialpferd und forderte den „Gewinn von afrikanischem Kolonialgebiet in großem Umfang". Für die interne Auseinandersetzung war für ihn der Verbleib Elsaß-Lothringens unumstößlich. Auf das Erzbecken von Briey müsse wohl verzichtet werden; über Polen sei eine Separatverständigung mit Rußland ins Auge zu fassen.

Die Auspizien für die Durchführung von Kühlmanns Geheimplan waren nicht ungünstig. Obwohl er die Rückendeckung des Kanzlers hatte, mußte er vor allem wegen Belgien mit der Opposition der Armee- und Marineführung rechnen. Auf einem Kronrat vom 11. September 1917 holte er sich das Placet des Kaisers für geheime Verhandlungen mit England, bei denen der Verzicht auf Belgien ausgesprochen werden sollte[22]. Doch wie zu erwarten, wurde der Kronratsbeschluß durch das Trommelfeuer der OHL in Sachen Belgien und auch Polen sogleich wieder entwertet. Trotzdem ging Kühlmann mit seinem

[21] S. 415–418, 652–653.

[22] S. 430–432, 659.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Plan voran und nahm Verbindung mit dem spanischen Gesandten in Brüssel, Villalobar, auf und erwirkte bei diesem die Bereitschaft, vorsichtig in London deutsche Friedensbereitschaft zu signalisieren. Sein angeblicher Freibrief in der Belgienfrage schuf dafür die unerläßliche Voraussetzung. Villalobar indes mußte sich für seine Mission grünes Licht von seiner eigenen Regierung in Madrid holen. Der König war bereit; doch der spanische Außenminister winkte ab, so daß die Mission schon aus diesem Grunde nicht zustandekam. Was Kühlmann damals nicht wußte, sondern erst nach dem Krieg erfuhr, war, daß England in einem Geheimvertrag mit Frankreich während des Krieges die Retrozession Elsaß-Lothringens garantiert hatte. So war Villalobars Mission allein auch deswegen zum Scheitern verurteilt. Denn zum Verzicht auf Elsaß-Lothringen war Kühlmann nicht bereit, wie sein berühmtes dreimaliges „Nein, nein, niemals!“ in der Reichstagssitzung vom 10. Oktober 1917 öffentlich zeigte[23].

Etwa gleichzeitig mit dem Scheitern der Villalobar-Mission war auch der vielbeschriebene Friedensaufruf Papst Benedikts XV. verpufft. Kühlmann hatte zwar für Deutschland eine allgemein formulierte Antwort entworfen und nach Rom gesandt. Die Aktion scheiterte aber vor allem daran, daß Paris und London nur den Empfang der Papstnote bestätigten, ohne darauf zu reagieren. Beide Aktionen – die Geheimmission Villalobars und die päpstliche Friedensnote – sind von Wolfgang Steglich in umfangreichen Forschungen und Dokumentationen heute bis ins einzelne ausgeleuchtet[24].

Da durch das Ausscheiden Rußlands aus dem Krieg und die Friedensverhandlungen von Brest-Litovsk, auf die gesondert eingegangen wird, die allgemeinen Friedensaussichten erst einmal schwanden, sind für die ersten Monate des Jahres 1918 keine Versuche Kühlmanns, Geheimgespräche mit England wieder aufzunehmen, nachweisbar. Das änderte sich im Juni, als die englische Regierung Innenminister Cave, also eine hochrangige Persönlichkeit, nach Den Haag sandte, um vordergründig Gespräche über den Austausch von Kriegsgefangenen weiterzuführen. Beigegeben wurde Cave Baron Newton, Stellvertretender Unterstaatssekretär im Foreign Office. Kühlmann verstand den Wink und schickte seinerseits den Fürsten von Hatzfeld-Wildenburg nach Den Haag, der außer Dienst war, aber das Londoner Terrain von seiner früheren diplomatischen Tätigkeit her gut kannte. Vorausgegangen für die nun einsetzenden Gespräche war eine Rede des südafrikanischen Generals Smuts, die dieser am 17. Mai in Glasgow gehalten hatte und von Kühlmann als Friedensballon interpretiert wurde. Übrigens fügte Smuts in seine Rede den Satz ein, den Kühlmann am 24. Juni 1918 im Reichstag wiederaufnahm: nämlich, daß der Krieg allein durch militärische Mittel nicht zu Ende gebracht werden könne – ein Satz, der Kühlmann abrupt zu Fall brachte.

Über Hatzfeldts Mission in den Haag gibt die Quellensammlung von Scherer und Grunewald ausreichend Auskunft; sie wird ergänzt durch Kühlmanns

[23] S. 662–663.

[24] Steglich, Friedensversuche; Ders., Friedensappell.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ausführungen in den „Memoiren“. Offiziell wurde in Den Haag über Rote-Kreuz- und Kriegsgefangenen-Fragen gesprochen. Doch beide Seiten verstanden den Wink, der von Glasgow ausgegangen und von Berlin beantwortet worden war. Die Initiative zu Gesprächen ergriff Newton, indem er anregte, die Konversation auch auf außerhalb des Gefangenenaustausches liegende Fragen auszudehnen. Kühlmann schärfte Hatzfeldt ein, er solle auf materielle Friedensfragen zunächst nicht eingehen, sondern zu verstehen geben, daß er – Kühlmann – eine Aussprache mit einer führenden englischen Persönlichkeit an einem bequemen Orte, etwa in Holland, anstrebe. Als Ort eines solchen Gesprächs sollte Hatzfeldt das Schloß des Grafen Wilhelm Bentinck anregen[25].

Diese Fühlungnahme, so schildert es Kühlmann in den „Memoiren“, sollte bei sich bietender Gelegenheit auch öffentlich angesprochen werden. Das ist genau der Grund, warum Kühlmann am 24. Juni 1918 im Reichstag den Satz aussprach, daß ohne einen diplomatischen Gedankenaustausch „durch rein militärische Entscheidungen allein […] ein absolutes Ende“ des Krieges kaum erwartet werden könne. Die Rede mit diesem zentralen Satz war nun der Schwanengesang Kühlmanns, der sein Ende besiegelte und von der OHL rasch herbeigeführt wurde. Hatzfeldts Mission war damit abrupt beendet. Denn in der englischen Regierung mußte davon ausgegangen werden, daß mit Kühlmanns Abgang Friedensanknüpfungen in der nationalistisch aufgeheizten Atmosphäre in allen am Krieg beteiligten Mächten keinen Sinn machen konnten.

5. Kühlmanns Sturz

Es bleibt nun noch abschließend zu skizzieren, wie Kühlmanns Verhältnis zur OHL sich entwickelte, die im Verlauf der Jahre 1917/18 je länger, je deutlicher in der Politik eine diktatorische Stellung sich verschaffte.

Mit dem Zusammenbruch Rußlands und mit der bolschewistischen Novemberrevolution 1917 war für die deutsche Kriegführung eine fundamental neue Situation entstanden. Die OHL unter Hindenburg und Ludendorff entschloß sich zu dem Versuch, im Frühjahr 1918 durch eine Großoffensive in Frankreich das Blatt zugunsten Deutschlands zu wenden. Mit dem Abschluß des Waffenstillstands mit dem neuen Rußland in Brest-Litovsk am 5. Dezember 1917 ergab sich die Gelegenheit, Truppen von der Ostfront in den Westen in größerem Umfang zu verlegen. Das erforderte Zeit, so daß der Beginn der Westoffensive auf den Frühlingsanfang 1918, den 21. März, gelegt wurde. Die OHL erwartete, daß die Friedensverhandlungen mit den neuen bolschewisti-

[25] Zu den Hatzfeldt-Cave-Gesprächen in Den Haag vgl. unten S. 538–539, 751. Zu Friedensfäden, die Kühlmann im Juni 1918 zu Präsident Wilson spann, vgl. unten S. 760 u. Anm. 219. – Für die Beurteilung der Hatzfeld-Cave-Gespräche bedarf es noch der Auswertung der einschlägigen englischen Quellen. Die Smuts-Rede in Glasgow und die Gespräche in Den Haag deuten jedenfalls darauf hin, daß die englischen und französischen Kriegsziele trotz vorausgegangener Vereinbarungen 1918 nicht unverrückbar feststanden.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schen Machthabern im wesentlich genauso schnell verlaufen würden wie die Verhandlungen für den Waffenstillstand.

Nachdem in Brest-Litovsk am 22. Dezember die Friedensverhandlungen der Vierbundmächte mit Rußland begonnen hatten, wurde dort nach dem Austausch allgemeiner Friedensvorstellungen eine Verhandlungspause eingelegt, die dazu dienen sollte, daß sowohl in Petersburg als auch in Berlin jeweils die Marschroute für die weiteren Verhandlungen konkreter festgelegt würde. Die nationalistische Presse in Deutschland kochte, und Ludendorff ärgerte sich maßlos übr die allgemeine Zusage der Vierbundmächte gegenüber den Bolschewiki in Brest-Litovsk, daß es im Osten keine gewaltsamen Annexionen geben dürfe. Das entsprach dem Schlachtruf der Bolschewiki, daß der Krieg „ohne Annexionen und Kontributionen" (Kriegsentschädigung) zu Ende gehen solle. Das entsprach aber im übrigen auch der Friedensresolution des deutschen Reichstags vom 19. Juli 1917, in der mit ähnlichen Worten vom Kriegsende gesprochen wurde: Mit dem künftigen Frieden seien „erzwungene Gebietsabtretungen und politische, wirtschaftliche oder finanzielle Vergewaltigungen unvereinbar"[26].

Am 2. Januar 1918 war in Berlin ein Kronrat anberaumt worden, in dem der Kaiser über die gegensätzlichen Standpunkte der OHL (Festhalten an den besetzten Gebieten im Osten, Abspaltung eines breiten Gebietsstreifens aus dem neuentstandenen Polen an Deutschland) und der Reichsleitung (Eingehen auf den bolschewistischen Schlachtruf, aber dessen Aushebelung mit Hilfe des Selbstbestimmungsrechts in den besetzten Gebieten) entscheiden sollte. Gut bekannt in der Forschung ist, daß der Kaiser sich Stunden vor dem Kronrat von General Hoffmann, Generalstabschef der deutschen Truppen im Osten, über den sogenannten „polnischen Grenzstreifen" vortragen ließ und dann von sich aus eine mittlere Linie in eine Karte einzeichnete. Im Zusammenhang damit schwirrten in der Öffentlichkeit eine Rücktrittsdrohung Ludendorffs in der Luft und der Vorwurf, Kühlmann habe den General in der polnischen Frage „belogen". In einer neu veröffentlichten Quelle wird etwas mehr Licht in die aufgeheizte Atmosphäre dieser Tage geworfen. Der Verbindungsoffizier zwischen Auswärtigem Amt und OHL, Kurt Freiherr von Lersner, schreibt in seinen Erinnerungen, daß sich in dieser Verhandlungsphase Ludendorff laut abfällig über den Staatssekretär geäußert habe[27]. Auf jeden Fall hatte sich Kühlmann als Offizier (er war Rittmeister der Reserve) beleidigt gefühlt und Lersner aufgefordert: „Sie müssen General Ludendorff stellen." Von Ludendorff bekam Lersner daraufhin den Auftrag: „Sagen Sie Ihrem Staatssekretär, daß es mir die allergrößte Freude bereiten würde, ihn vor meine Pistole zu bekommen."

Das war nun wirklich ein ungeheuerlicher Vorgang, der natürlich in dieser Form keinen Eingang in die Amtsakten gefunden hat. Lersner schreibt noch weiter, daß er und andere beteiligte Offiziere tagelang zu tun hatten, um die

[26] Schulthess' Europ. Geschichtskalender 58,1 (1917) S. 692.

[27] Lersner, Hinter den Kulissen S. 446–447.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„Ehrenangelegenheit“ aus dem Weg zu räumen. An dem Aussagewert von Lersners „Erinnerungen“ in diesem Punkt ist nicht zu zweifeln, weil sie in vielen anderen Einzelheiten mit schon bekannten Quellen verglichen und als zuverlässig angesehen werden können.

Lersner berichtet auch noch von einem weiteren schier unglaublichen Vorgang: über eine Forderung, die Ludendorff nach dem Homburger Kronrat vom 13. Februar 1918 erhoben hat: Der Staatssekretär müsse umgehend nach Bukarest reisen, um auch dort die Friedensverhandlungen (ein Waffenstillstand bestand längst) rasch zu führen und zu beenden[28]. Nach Brest-Litovsk könne er daher zur Unterzeichnung des Friedens mit Rußland selbst nicht reisen. Die OHL müsse die Truppen aus Rumänien sofort in den Westen nach Frankreich befördern. Vergeblich machte der Staatssekretär geltend, daß in Rumänien keine Kampftätigkeit mehr stattfinde und auch nicht zu befürchten sei. Kühlmann gab diesmal nach, reiste nach Bukarest, und der Friedensvertrag mit Rußland wurde von einem Unterbeamten des AA (dem Gesandten Rosenberg) unterschrieben und nicht von Kühlmann.

In Bukarest wurden verschiedene Offiziere auf Kühlmann angesetzt, um irgendwelche dienstliche oder private „Mißgriffe“ des Staatssekretärs umgehend ins Große Hauptquartier zu melden. Dort wurde eine Materialsammlung angelegt, um mit deren Hilfe dem Kaiser endlich die Entlassung des verhaßten Staatssekretärs abzuringen. Kühlmann hat darüber in seinen „Erinnerungen“ und jetzt auch in seinen „Memoiren“ genügend Einzelheiten mitgeteilt, so daß auf das bedenkliche Verhalten Ludendorffs hier nicht weiter eingegangen werden muß.

Eingegangen werden muß aber – wegen seiner überragenden Bedeutung für das Weltkriegsende – auf einen zweiten Kronrat, der während der Verhandlungen in Brest-Litovsk stattfand, nämlich den Homburger Kronrat vom 13. Februar 1918. Über diesen Kronrat gibt es seit langem eine Fülle von Quellen – beinahe von allen Beteiligten in Tagebüchern, Erinnerungen und sonstigen Aufzeichnungen[29]. Neu hinzu kommt in dieser Edition jetzt ein seitenlanges Protokoll der Kronratssitzung – und zwar von Lersner, der auf Geheiß des Kaisers Protokoll führen mußte[30]. Es wurde an entlegener Stelle in den Akten des Großen Hauptquartiers unter der Rubrik „Kriegsziele“ entdeckt.

Dem Kronrat vorausgegangen war der vielbeschriebene Paukenschlag in Brest-Litovsk vom 10. Februar 1918: Der russische Chefunterhändler Trotzki erklärte den Delegierten: Rußland unterschreibe keinen Friedensvertrag, führe aber auch den Krieg nicht weiter, sondern demobilisiere seine Armee. Diese Erklärung war der unmittelbare Anlaß für den Kronrat. Auf ihm fielen die Würfel über das weitere Kriegsgeschick: Hindenburg und Ludendorff, diesmal vehement unterstützt vom Kaiser, der sich fast in einen Kriegsrausch hineinsteigerte, votierten für weiteres Kriegführen im Osten, bis die bolschewistische

[28] Ebenda A. 445–446.

[29] Baumgart/Repgen, Brest-Litovsk S. 50–81.

[30] Unten S. 699–703.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Regierung an den Friedenstisch gezwungen würde, an dem nicht mehr verhandelt, sondern unter Inkaufnahme von neuen Forderungen nur noch unterschrieben würde.

Lersners Protokoll über den Verlauf des Kronrats ergibt über den bisherigen Kenntnisstand hinaus einige neue Gesichtspunkte. Nach seiner Niederschrift haben sowohl Hindenburg als auch Reichskanzler Hertling mit Rücktritt gedroht, wenn ihr jeweiliger Standpunkt nicht angenommen würde. Das war bisher unbekannt und unterstreicht wieder einmal die Schärfe der damaligen Auseinandersetzung. Die Rücktrittsdrohung eines Hindenburg war ein reiner Erpressungsversuch – der Kaiser konnte angesichts der legendären Popularität Hindenburgs im deutschen Volk und angesichts der bevorstehenden Westoffensive einen Rücktritt des Feldmarschalls einfach nicht akzeptieren. Das war in diesem Fall auch nicht nötig, da der Kaiser die Wehrlosigkeit Rußlands selbst ausnutzen wollte, um nicht nur die noch nicht besetzten Ostseeprovinzen Livland und Estland einzunehmen, sondern auch die russische Hauptstadt Petersburg selbst! Der Grund für die kaiserliche Rodomontade waren die Berichte des Freiherrn von Keyserlingk aus Petersburg, der dort über die Kriegsgefangenenrückführung verhandelte und das Revolutionsgeschehen hautnah erlebte[31].

Der Rest der Sitzung in Homburg ist bekannt. Es wurde die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten gegen Rußland beschlossen. Reichskanzler und Vizekanzler ließen sich von den Versicherungen Ludendorffs und Hindenburgs beeindrucken, man benötige nur eine „begrenzte“ Operation, um die Getreideausfuhr aus der Ukraine zu sichern und um den „provozierten“ Hilferufen aus den Ostseeprovinzen nachzukommen. Als dann vormarschiert wurde, scherte sich die OHL überhaupt nicht um ihre eigenen Zusagen. Kühlmann war mit seiner Opposition standhaft geblieben, bot auch seinerseits den Rücktritt an und ließ sich nur vom alten Reichskanzler beruhigen, er möge ihn doch nicht allein lassen; er – der Kanzler – trage die verfassungsmäßige Verantwortung. Wir wissen aus den vorhandenen Quellen, daß Kühlmann einfach resigniert war. Lersner vertraute er nach den neuesten Quellen an[32]: „Denken Sie an den heutigen Tag, Lersner: Diese Entscheidung wird sich noch bitter an Deutschland und an uns allen rächen.“

Die deutschen Truppen im Osten marschierten in den folgenden Wochen in den riesigen Raum weiter hinein: im Norden bis Narwa (kurz vor Petersburg), in die gesamte Ukraine, ins Dongebiet, auf die Krim, schließlich bis in den Kaukasus. Wirtschaftlich brachte der Raumgewinn nichts; es war sogar umgekehrt. Aus den neuen Quellen über die Mission des Freiherrn Kreß von Kressenstein, der als „Chef der Deutschen Delegation im Kaukasus“ ab Juni 1918 militärische und politische Funktionen in Georgien übernahm, wissen

[31] Baumgart, Die militärpolitischen Berichte des Freiherrn von Keyserlingk.

[32] Lersner, Hinter den Kulissen S. 171. Vgl. auch ebenda S. 444. Dort schreibt Lersner über denselben Vorgang: „Denken Sie an mich: Heute hätten wir den Weltkrieg gewinnen können. Diese einmalige Chance haben wir ausgeschlossen. Jetzt dürfen wir uns nicht wundern, daß wir den Krieg verlieren werden.“

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

wir jetzt, daß nicht nur kein einziger Kesselwagen Öl aus Baku nach Mitteleuropa transportiert wurde, sondern umgekehrt, daß Kreß zur Erhaltung des Bahnbetriebs in Georgien von der OHL Öl aus Rumänien anfordern mußte[33]. Zu Beginn der deutschen Westoffensive und über diesen Zeitpunkt hinaus standen noch 1 Million deutscher Truppen im Ostraum, die im Westen fehlten. Es waren nicht nur abgekämpfte Landwehrtruppen, wie Ludendorff später in der Weimarer Zeit zur Selbstverteidigung in die Welt setzte, sondern durchaus auch kampffähige Truppen, in Georgien etwa bayerische Gebirgsjäger und ein preußisches Sturmbataillon. Sie sollten den Weg nach Baku bahnen – um es als Sprungbrett für ein weiteres Vordringen nach Indien zu benutzen. Nicht nur Kühlmann und andere Herren des AA sprachen von Alexander- oder Napoleonzügen. Auch Militärs wie Admiral Hopman auf der Krim und Kreß in Tiflis waren fähig, über den Tag hinaus in die Zukunft zu blicken und die Hybris Ludendorffs zu erkennen.

Die Denkweise eines Kühlmann und die Denkweise eines Ludendorff oder Hindenburg waren diametral entgegengesetzt. Der Diplomat und Politiker dachte an den Frieden und wollte ihn baldmöglichst herbeiführen; der General dachte an den unmittelbar bevorstehenden Kampftag und an den nächsten Krieg nach dem Krieg, den es vorzubereiten gelte. Als General Kreß im Mai 1918 von Ludendorff mit der Mission im Kaukasus betraut wurde, fragte er den General, von dessen tödlicher Animosität er Kühlmann gegenüber wußte, ob es nicht zum Nutzen des Ganzen förderlich sei, einen regeren Verkehr mit Kühlmann zu pflegen, antwortete Ludendorff[34]: „Das hat keinen Wert. Wir sprechen verschiedene Sprachen und verstehen uns nicht. Die Herrn vom Auswärtigen Amt denken nicht deutsch."

Ludendorff lauerte vielmehr auf die Gelegenheit, den „undeutschen" Leiter der deutschen Außenpolitik so bald wie möglich auszubooten. Die in Bukarest auf ihn angesetzten Offiziere versorgten ihn fleißig mit Material, das er dem Kaiser irgendwann präsentieren konnte. Und tatsächlich kamen dem Kaiser einige der Klatschereien zu Ohren; er mußte Kühlmann hochnotpeinlich befragen[35]. Dieser konnte sich diesmal verteidigen und vermerkte, daß es in dieser schwierigen Phase des Krieges doch anderes zu tun gäbe, als sich über die Freizeitgestaltung während einer Friedensverhandlung rechtfertigen zu müssen.

Nach der Reichstagsrede Kühlmanns vom 24. Juni 1918 war das Kesseltreiben zu Ende: Der schon angesprochene Satz, daß ein Ende des Krieges allein mit militärischen Mitteln nicht zu erreichen sei – so wie es auch General Smuts in Glasgow formuliert hatte –, brachte das Faß zum Überlaufen. Der konservative Abgeordnete Graf Westarp, sogleich sekundiert vom nationalliberalen Abgeordneten Gustav Stresemann, meldete diesen Satz umgehend ans

[33] Kreß, Bayerischer General S. 31.

[34] Ebenda S. 96.

[35] Unten S. 722–728.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Große Hauptquartier. In einem Brief Stresemanns aus diesen Tagen heißt es[36]: Die Wirkung der Kühlmann-Rede auf das Heer sei „eine vollkommen vernichtende“ gewesen; es habe an der Westfront noch nie so viele Überläufer gegeben wie jetzt nach der Kühlmann-Rede; allenthalben in den Schützengräben habe sich der Satz fortgepflanzt: „Wenn wir doch nicht siegen können, wollen wir wenigstens unser Leben retten.“ Alle diese Anwürfe und Beschuldigungen wurden dem Kaiser hinterbracht. Kühlmann wurde ins kaiserliche Hauptquartier zitiert und mit dem Satz empfangen: „Kühlmann, wir müssen unsere Ehe jetzt beenden.“ Der Staatssekretär eröffnete dem verdutzten Kaiser, was hinter seinem aufgespießten Satz eigentlich stecke[37]: nämlich die Antwort auf den Ölzweig des Generals Smuts und die vorsichtige Friedensanbahnung mit Hilfe des Fürsten Hatzfeldt in Den Haag. Diese zarte Pflanze werde nun zerstört, wenn er gehen müsse. Sein Abgang werde im deutschen und im europäischen Publikum als Sieg der Alldeutschen gefeiert, so daß der Krieg bis zur Erschöpfung weitergehen müsse. Dem hilflosen Kaiser blieb nichts anderes übrig, als die Ehe zu trennen. Sonst käme der bekannte Erpressungsversuch: Rücktrittsdrohung der siamesischen Zwillinge Hindenburg/Ludendorff.

Kühlmann fühlte sich persönlich von einer Riesenlast befreit. Er zog sich sogleich in die Einsamkeit seines bayerischen Domizils zurück. In den ersten Jahren der Weimarer Zeit wurde er vom Untersuchungsausschuß der Nationalversammlung über versäumte Friedensmöglichkeiten im Weltkrieg befragt. Hier gab er sachlich und ruhig Auskunft, vor allem über die päpstliche Friedensaktion, aber auch über die Villalobar-Mission. Merkwürdigerweise wurde die Hatzfeldt-Mission in Den Haag gar nicht angesprochen. Kühlmann hatte vermutlich Gründe, das Geheimnis dieser Gespräche nicht zu lüften (um beteiligte Personen und Regierungen zu schonen). Seine Aussagen zwischen 1919 und 1926 sind hier im Anhang als Regesten zusammengefaßt. Der Leser kann sie bei Bedarf mit den Aussagen des Feldherrnduo – ebenfalls vor dem Untersuchungsausschuß – vergleichen. Hier der Staatsmann, der in Ruhe und Würde und mit beeindruckender Beredsamkeit seine Erlebnisse schildert – dort der ständig aufbrausende und rechthaberische Ludendorff („Ich wollte ja auch nur das Wohl des deutschen Volkes“), dessen Äußerungen vom Feldmarschall in der Regel abgenickt wurden.

Wie eingangs schon angedeutet und von Markus Bußmann oben ausführlich geschildert, hat sich Kühlmann in den Weimarer Jahren zurückhaltend und gelegentlich noch nach 1933 in Tageszeitungen, auf Vorträgen im In- und Ausland zu tagespolitischen und historischen Themen geäußert. Es würde sich lohnen, eine Auswahl daraus zu edieren; aber das würde einen neuen Editionsband bedeuten. Die jetzige Edition gibt in doppelter Form, in den „Memoiren“ aus dem Beginn der 1930er Jahre und in der ausgedehnten politischen Korrespondenz seiner Tätigkeit als Diplomat und als Staatssekretär, Auskunft über einen hochgebildeten und sprachgewandten Weltbürger der Endphase

[36] Militär und Innenpolitik II S. 1242 Anm. 22.

[37] Unten S. 550–551.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

der wilhelminischen Zeit. Unermüdlich und unverdrossen hat er bis 1914 an deutsch-englischer Freundschaft gearbeitet, um die verhängnisvolle Blockbildung der europäischen Großmächte aufzubrechen. Im Krieg selbst, den er perhorresziert hat, war er ebenso hartnäckig, besonders als er auf einen Spitzenposten der Reichsleitung berufen wurde, um Beendigung des Völkerringens – wieder auf der deutsch-englischen Schiene – bemüht und scheiterte.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Teil I

Richard von Kühlmann

Memoiren

15 Jahre diplomatischer Arbeit – Geschautes und Erlebtes (1904–1918)[1]

(Fassung von ca. 1931–1934)

Bearbeitet von Markus Bußmann

[1] Richard von Kühlmann betitelte seine neun Manuskriptbände jeweils mit „Memoiren“ auf dem Einband. Als „Entwurf für Titel“ findet sich in einer Einlage in Band 9 des Manuskripts: „15 Jahre diplomatischer Arbeit – Geschautes und Erlebtes. 15 stormy years – Things I saw in Diplomatic Life.“ Auf einem in Band 8 einliegenden Zettel, der noch allerhand weitere Notizen enthält, ist alternativ notiert: „15 Jahre Diplomatie – Geschautes und Erlebtes. Things I saw – fifteen years diplomacy.“

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Drum bleibt am Tagwerk
vollbewußt und freigemut:
Denn Eurer Nachgebornen Schar,
sie nahet schon.[2]

1. Einleitung

Diese Blätter sind keine persönliche Rechtfertigung. Ich habe immer rein sachlich nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt und würde bei reiflicher Prüfung auch post festum im Lichte des umfassenden Materials, das heute vorliegt, in keinem wesentlichen Punkte anders handeln, wenn ich es nochmal zu thun hätte.

[Es ist] elementare Pflicht, alles zu vermeiden, was die Zwietracht in Deutschland schüren könnte und das ohnehin durch Verhetzung und Parteigeist zerklüftete Land noch mehr erregen könnte. Andrerseits muß die geschichtliche Wahrheit zu ihrem Rechte kommen, denn die Geschichte ist die einzige Quelle der Erkenntniß für zukünftiges politisches Handeln. Manchmal möchte man an dieser Grundwahrheit verzweifeln, und gerade das Verhalten Deutschlands nach dem Kriegsausgang schiene dagegen zu sprechen, daß Völker aus der Geschichte lernen. Zäher Kampf der alten herrschenden Schichten[3].

Mangelnder Einklang der Welten zwischen der herrschenden deutschen Klasse und dem internationalen Leben seit den Tagen vom Wiener Congreß, aus der Zeit, wo jeder Preuße französisch sprach, und Pückler Muskau[4], stetig auseinander entwickelt. Junkertum und angegliederte bürgerliche Kreise [unternahmen den] Versuch, die Macht wieder zu gewinnen. Unfähigkeit sie zu nützen. Sich nicht verstehen [ist] die Quelle ungeheurer Opfer. Mangel an Combination, die zum Erfolg unerläßlich. Sinn für Realität und politische Phantasie.

---

[2] Diesen Geleitvers schrieb Richard von Kühlmann handschriftlich in den vorderen Einband seines ersten Manuskriptbandes. Einliegend findet sich eine Handvoll meist handschriftlicher Notizblätter, die zunächst wiedergegeben werden, bevor der maschinenschriftliche Basistext beginnt. – Das Zitat stammt aus Goethes Festspiel Pandora: Johann Wolfgang von Goethe, Sämtliche Werke. Band 6. Zürich 1977, S. 414 (Ves 235–236).

[3] Im Unterschied zu allen folgenden Kapiteln, die seine unterschiedlichen Stationen im diplomatischen Dienst behandeln, hat Kühlmann die Einleitung zu seinem Buch nur skizziert und nicht gänzlich ausformuliert. Ganz vorne in den ersten Band des Memoirenmanuskripts eingelegt finden sich vier Blätter mit handschriftlichen Ausführungen, auf denen er offenbar Entwürfe für den Beginn seiner Lebenserinnerungen gesammelt hat. Diese beiden Absätze entstammen dem ersten Blatt, das überschreiben ist mit „Einleitung Memoiren“. Die folgenden drei Absätze sind auf dem zweiten Blatt stichpunktartig notiert. Die abschließenden beiden Absätze sind auf den letzten beiden Blättern wieder ausformuliert zu finden.

[4] Hermann Fürst von Pückler-Muskau (1785–1871), Reiseschriftsteller.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Mißerfolg der Ära Bülow Holstein[5]. Unkenntniß der Angelsachsen, kein Verhältniß zum Ausland, überhaupt lähmende Entschlußlosigkeit, kein Ziel. Keine Stetigkeit. Ziel giebt Stetigkeit.

Wenn auch die Grundlagen der deutschen Stellung keineswegs so gefestigt waren, als es nach außen scheinen mochte, so hat doch ein großes Maß von Ungeschick und eine lange Folge schwerer Fehler dazu gehört, um die katastrophale Lage zu zeitigen, in die uns der Ausbruch des Weltkriegs versetzte.

Das Herz blutet einem, wenn man sieht, wie dieses brave, tapfere, unendlich geduldige und arbeitsame Volk jedes Mal, wenn es sich aus dem Elend loszuringen scheint und sein Aufstieg beginnt, jedes Mal wieder durch Fatum und schwere Fehler seiner Führer in den Sumpf zurückgestoßen wird. Dabei sind die Fehler immer so typisch, bleiben sich trotz Krieg, Niederlage, Revolution, angeblicher Demokratie in ihrem inneren Wesen so ganz gleich, daß man wiedermalig zum Schlusse gezwungen wird, diese Fehler könnten ihre Wurzeln recht tief in der Art des Volkes selber haben oder wenigstens in der Schicht, die als die Herrschende anzusehen man sich gewöhnt hatte.

Wie im Kriege muß auch in der Politik der Handelnde seine Entschlüsse meist auf der Grundlage mangelhafter Unterrichtung fassen, manchmal sind es ungenügende Meldungen, auf denen er aufbauen muß, manchmal sogar nur Vermutungen. Die genaue Kenntniß vom Charakter des Gegenspielers erleichtert meist den Entschluß. Wie in der Kriegsgeschichte so hat auch der Betrachtende später das ganze Bild vor sich, man überblickt alles wie ein Schlachtfeld im Herbst, wenn die Nebel sich verzogen haben, kennt auch die Lage beim Gegner genau, und nichts ist schwerer, als mit so gewonnener allgemeiner Kenntniß sich in den Zustand des Handelnden zurückzuversetzen, der fast blind entscheidende Entschlüsse zu fassen genötigt war[6].

Jugendeindrücke, Neigung und Anlage ließen mir, solange ich zurückdenken kann, den Beruf eines Diplomaten als den erwünschtesten erscheinen. Durch Studium fremder Sprachen und ihres Schrifttums, durch ausgedehnte Lektüre über Geschichte und Reisen, besonders aber durch Vertiefung in die rechtlichen Grundlagen der Völkerbeziehungen hatte ich die Voraussetzungen für erfolgreiche Arbeit auf dem diplomatischen Felde zu schaffen versucht[7].

---

[5] Bernhard Fürst von Bülow (1849–1929), Reichskanzler 1900–1909. – Friedrich von Holstein (1837–1909), Vortragender Rat im Auswärtigen Amt 1878–1906; übte erheblichen politischen Einfluß hinter den Kulissen aus (als „Graue Eminenz“).

[6] Einliegend findet sich eine Liste von Büchern aus Kühlmanns Bibliotheken, die er offenbar für die Memoiren benutzt hat oder für die Fertigstellung noch benutzen wollte: „Ohlstadt. Conrad Hötzendorff: Aus meiner Dienstzeit, General Hoffmann: Krieg der versäumten Gelegenheiten, Bismarck: Gedanken u. Erinnerungen Band I u. II, Ludendorff: Meine Kriegserinnerungen, Nowak: Sturz der Mittelmächte, Eckardstein: Isolierung Deutschlands, General Hoffmann: Tannenberg, Masaryk: Weltrevolution, Bethmann Hollweg: Betrachtungen zum Weltkrieg Band I, Freiherr von Schoen: Erlebtes, Otto Hammann: Der neue Kurs, dito: Zur Vorgeschichte des Weltkrieges, Paléologue: Am Zarenhofe, Bülow, Tirpitz, L[i]chnowsky. In München: Kiderlen-Wächter, Bülow Band III & IV“.

[7] Dieser und der nächste Absatz sind zwei einliegenden Blättern entnommen, die betitelt sind mit: „I. Kapitel“. Die dort folgenden beiden Absätze bilden den ersten Teil des Kapitels „London“ – direkt nach der englischsprachigen Einschaltung. Anbei findet sich noch

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Meine beiden ersten Posten, Petersburg und Teheran[8], vermittelten mir lebendige Anschauung sowohl des kaiserlichen Rußland, wie es sich in seinem glänzenden Zentrum darstellt, als der Vorder- und Mittelasiatischen Schauplätze, auf denen der Kampf um die Vorherrschaft zwischen England und Russland geführt wurde – das Ringen zwischen dem Elephanten und dem Walfisch, wie man zu jener Zeit in Gesprächen der Diplomaten in der Wilhelmstraße zu sagen liebte[9].

Stay on the shores of the Starnberger See, Bavaria, finishing historical work enquiring into the diplomatic attitude of Austria and Prussia towards Crimean War. Peaceful summerdays in the highlands.

World terribly excited by news of unrest in China. German Ambassador Baron Kettler[10] being assassinated in Pekin[g], Boxer Rising making situation most acute.

Telegram Foreign Office inviting me to join at once Embassy at St. Petersburg.

Had planned from early youth diplomatic career, paying special attention to Eastern questions and Russian development. Russian studies carried on with Russian revolutionary Doctor in Munich. Character Sketch of Dr. Polonski[11]. The pre-war revolutionary attitude, studies of Russian language, economics, literature. Very fitting appointment, in terrible heat leaving Berlin early in

---

der handschriftliche erste Entwurf zum „I. Kapitel“, der jedoch inhaltlich keine Abweichungen enthält; hier formuliert Kühlmann lediglich „Anlagen“ statt „Anlage“.

[8] Kühlmann wurde am 8. Juli 1900 „zur aushilfsweisen und unentgeltlichen Beschäftigung als Attaché“ der Botschaft in St. Petersburg zugeteilt. Seine erste etatmäßige (und besoldete) Stelle war dann als Legationssekretär bei der Gesandtschaft in Teheran, rückdatiert ab dem 5. Januar 1901 bis zum 30. Dezember 1903. Tatsächlich blieb er aber, auf Drängen des Botschafters von Friedrich Graf von Alvensleben, der nur sehr ungern auf seine neben französisch und englisch auch russisch sprechende Hilfskraft verzichten wollte, bis Ende April 1901 in St. Petersburg und verließ Teheran bereits Mitte April 1903 für einen mehrmonatigen Heimaturlaub; vgl. PA Berlin, P 1/8243 und 8244, Personalakte Kühlmann, Bd. 1 und 2. In seinen „Erinnerungen“, S. 135–180, schildert er diese Zeit.

[9] Im Unterschied zu seinen „Erinnerungen“ geht Kühlmann in diesen „Memoiren“ auf seine ersten beiden diplomatischen Auslandsposten nicht näher ein. Einliegend finden sich jedoch drei maschinenschriftliche Seiten unter dem Titel: „Outline of first volume of Memoirs covering period from 1900 to 1914. Title: Travels and apprenticeship“. Darin sind zu diesen Stationen die folgenden in englischer Sprache verfaßten Notizen enthalten. Seitlich am Rand finden sich noch die handschriftlichen Vermerke: „Short biography. Memoirs proposed 2 vol. 100 000 words to 6 *[nicht entziffert]* in English, Frist[?] 1. Jan 33, Who is who, Why important, Why write a book, author[?] of journalistic[?] and literary[?] activity.“ Außerdem finden sich noch zwei kurze handschriftliche Notizen, die offenkundig zu Kühlmanns Zeit als Botschaftsrat in London bis 1914 gehören: „Berlin R[ai]l[roa]d. oil. persia[n] resources“. „contacts with Briand Tardieu Grey Asquith, Haldane more European“.

[10] Klemens Frhr. von Ketteler (1853–1900), deutscher Gesandter in Peking (Juli 1899 – Juni 1900); wurde als eines der ersten Opfer des im Juni 1900 ausgebrochenen Boxeraufstands ermordet.

[11] Jakov Petrovič Polonskij (1820–1898), russischer Lyriker und Belletrist. – Zum folgenden: Kühlmanns Aufenthalt in St. Petersburg als Legationssekretär ist von ihm beschrieben: Erinnerungen, S. 135–147.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

the morning to arrive in St. Petersburg next day. Description of town, Embassy building, Ambassador Prince Radolin[12], Staff of the Embassy, most prominent member second secretary Count Brockdorff-Rantzau, German Foreign Minister during Versailles negotiations, later Ambassador to Moscow.

Character sketch of Prince Radolin, who later on as Ambassador in Paris played decisive role in Morocco crisis.

Description of pre-war czarist Russia, court, court life, society, political life, diplomatic events, siege of Pekin[g], negotiations around Waldersee's[13] appointment as Commander-in-Chief of Interallied Forces. Pekin[g] taken by Interallied troops, political discussions that followed.

Autumn setting in, life in town more animated, social of old society, Yacht Club. Ambassador had country place at Siergevo[14], friendship with Russian monks, I acting as interpreter.

Description of Ambassador's family. Audience with Czar and Empress[15], character sketches of both. Winterlife in Petersb[u]rg, restaurants, theatres, ballet, balls, high life, public and private collections, Yousoupov. Winter setting in, shooting expedition for bears with Prince Stollberg, picturesque country, utterly medieval peasant life, shooting in Russia generally, pressure of work diminishes in Petersburg, change of Ambassador, Radolin sent to Paris, brilliant farewell ceremonies, Count Alvensleben[16] from Brussels succeeding him, I appointed to Persia. Acute anglo-russian rivalry make[s] this important diplomatic post, chance of being quite at beginning of career in charge of important legation during temporary absence of minister.

Return to Berlin to get outfit, start from Petersburg, several days' stay at Moscow, short description of Czarist Moscow, start south, meet charming Russian lady in Rostov-on-Don, travel together to Vladica[vk]a[z], she proceeds for family wedding to Tiflis, I leave train to cross Caucasus Range on famous

[12] Hugo Graf von Radolin-Radolinsky (1841–1917), Botschafter in St. Petersburg 1895–1900, in Paris 1900–1910. – Der im folgenden genannte: Ulrich Graf Brockdorff-Rantzau (1869–1928), 3. Sekretär (1899 2. Sekretär) an der Botschaft in St. Petersburg 1897–1901, an der Botschaft in Wien 1901–1905; Generalkonsul in Budapest 1909–1912; Gesandter in Kopenhagen 1912–1918; Staatssekretär des Auswärtigen 1918–1919; Reichsminister des Auswärtigen 1919; Botschafter in Moskau 1922–1928.

[13] Alfred Graf von Waldersee (1832–1904), Generalfeldmarschall (1900); Oberbefehlshaber (1900/01) der Truppen der europäischen Mächte in China, die den Boxeraufstand niederschlagen sollte.

[14] An der Bahnlinie St. Petersburg – Peterhof gelegen.

[15] Nikolaus II. (1868–1918), Zar 1894–1917; verheiratet mit Aleksandra Fëdorovna (1872–1918), Tochter des Großherzogs von Hessen-Darmstadt. – Der im folgenden genannte: Feliks Feliksovič Jusupov (1887–1967), russischer Adliger; verantwortlich für die Ermordung des Wanderpredigers G. Rasputin. – Der dann genannte: Wilhelm zu Stolberg-Wernigerode (1870–1931), 3. Sekretär an der Botschaft in St. Petersburg 1900–1904; später Gesandter in Wien 1917–1920.

[16] Friedrich Johann von Alvensleben (1836–1913), Gesandter in Brüssel 1888–1900; Botschafter in St. Petersburg 1900–1905. – Zum folgenden: Kühlmann wurde 1902 zeitweise Geschäftsträger an der deutschen Gesandtschaft in Teheran (bis 1903). Seine Zeit dort beschreibt er ausführlich in: Kühlmann, Erinnerungen, S. 148–180. – Gesandter in Teheran war: Arthur Alexander Kaspar von Rex (1856–1926), Gesandter dort 1898–1906.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

mountain road, Grusinskaya Doroga, built by the Russian conquerors. 2 days driving with horses over this road, sleeping at highest point of pass near Kasbeck. Enter Tiflis in the evening. Description of Tiflis, Court of Grandduke Nicolai Michailowitch[17]. Grusinian nobility, charming society. Cold reception at the Hotel, secret police had been making inquiries, uneasiness all around. One hour after arrival secret police re-appear, question me. Shortly afterwards the Grandduke's Aide-de-Camp Colonel Bruemmer appears. According to Russian custom kisses me violently on both cheeks, explains it all, is going to be married within a week, his bride's sister came from Rostov, had asked Grandduke to invite unknown stranger to wedding, secret police had followed my movements. I am commanded to stay for the wedding.

Charming days in Tiflis, Dr. Radde[18], Mirza Schaffy, Caucasian wedding. Trip to Borschom. Russian practical jokes and imperial hospitality. Farewell to the capital of the Caucasus. Baku, Caspian Sea, travel in post coaches up to capital. Adventure with my valet, arrival in Teheran. Description of that city. General aspect and life, legation, person[n]el, the anglo-russian rivalry, protagonists, Sir Arthur Harding[e][19], Russian minister.

2. London (Januar – März 1904)

Das eigentliche Zentrum der diplomatischen Weltbeziehungen war aber damals, und ist wohl heute noch, London. Mein Herz schlug deshalb höher, als ich im Januar 1904 vom Auswärtigen Amt die Weisung empfing, mich an die Botschaft nach London zu begeben. Zwar sollte es sich nur um eine kommissarische Verwendung von kürzerer Dauer handeln, trotzdem erhoffte ich selbst von vorübergehender Tätigkeit in einem so wichtigen Zentralpunkt wesentliche Förderung und besseren Überblick. Der frei gewordene Posten der zweiten Sekretärs an der Botschaft sollte für den Sohn des einflußreichen Hausministers, Grafen August Eulenburg, frei gehalten werden[20]. Graf Victor

[17] Nikolaj Michajlovič (1859–1919), Großfürst; Cousin Zar Nikolaus' II.; als Generalmajor Befehlshaber der Kaukasischen Grenadierdivision 1897–1901. – Sein im folgenden genannter Adjutant: vermutlich Alexander Karlowitsch Brümmer (keine weiteren Daten ermittelt).

[18] Gustav Radde (1831–1903), preußischer Geograph; Forschungsreisender (besonders in Transkaukasien). – Der im folgenden genannte: Mirza Schaffy Wazeh (1796–1852), aserbeidschanischer Dichter. – Das in Deutschland von Friedrich von Bodenstedt 1851 veröffentlichte Buch „Lieder des Mirza-Schaffy" war ein großer Erfolg. – Der im folgenden genannte Ortsname Bordschomi ist ein im Kleinen Kaukasus am Fluß Kura gelegener Kurort. – Zum folgenden „adventure with my valet" vgl. Kühlmann, Erinnerungen, S. 155–156.

[19] Sir Arthur Henry Hardinge (1859–1933), englischer Gesandter in Teheran 1900–1906, in Brüssel 1906–1911, in Lissabon 1911–1913, in Madrid 1913–1919.

[20] Victor Graf zu Eulenburg (1870–1908), Sohn von August Graf zu Eulenburg (1838–1921), Oberhof- und Hausmarschall Wilhelms II. (1890–1914), war dritter, nicht zweiter Sekretär der deutschen Botschaft in London. Auch in seinen „Erinnerungen" (S. 181) unterläuft Kühlmann dieser Irrtum. Eulenburg traf am 7. April 1904 in London ein, um den bereits abgereisten Kühlmann zu ersetzen; vgl. Metternich an Lansdowne, 7. April 1904, PRO, FO 64/1607. Kühlmann selbst war per Telegramm bereits vom 1. Weihnachtstag 1903 aufgefor-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Eulenburg, ein liebenswürdiger, wohlbeleibter Herr – daher der Spitzname der Hungerturm –, hatte zunächst in der Armee gedient und war nicht sogleich für den Posten in London abkömmlich. Ob er die bedeutende staatsmännische Begabung seines Vaters geerbt hatte, hat sich niemals erweisen können. Er starb als relativ junger Mann an einem Lungenleiden, traurig und einsam in einem Sanatorium in der Schweiz.

Wie lange das Interim für mich dauern würde, war unsicher, und so hatte ich den Vorteil, eine Menge sehen und lernen zu können, ohne die Notwendigkeit, mich mit der ganzen Intensität in alle auch gesellschaftlich[en] Details hineinzuarbeiten, die erforderlich gewesen wäre, hätte es sich um eine Aufgabe auf längere Zeit gehandelt[21].

Obwohl nächst Frankreich, seiner Sprache und Geschichte, England und englische Literatur seit Jahren im Mittelpunkt meiner Bestrebungen gestanden hatten, hatte ich den Boden der britischen Insel noch nie betreten. Anfang Januar 1904 landete ich an einem nebligen Morgen in Harwich[22].

Dem Neuankömmling, den das holländische Nachtschiff in Harwich noch in der Dämmerung ans Land setzt, fällt sofort auf, daß das schmale Stück Salzwasser zwischen den britischen Inseln und dem Kontinent zwei Welten scheidet. Eine neue Welt umfängt den Ankommenden. Man ist auf einer Insel, auf einer altbesessenen und altbeherrschten Insel, der Begriff der Eile, der uns

---

dert worden, „sich für einige Zeit zur Aushülfe nach London zu begeben und spätestens am 1. Januar bei Graf Metternich zu melden“; parallel wurde ihm brieflich explizit mitgeteilt, daß es sich um ein „Kommissorium“ und keinen etatmäßigen Sekretärsposten handele; vgl. PA Berlin, P 1/8244, Personalakte Kühlmann, Bd. 2.

[21] Für diesen Absatz strich Kühlmann den ersten Absatz des maschinenschriftlichen Basistextes seines Memoirenmanuskripts, der ursprünglich lautete: „London war mir neu, und ich hatte die Nachricht, daß ich dort Verwendung finden sollte, mit heller Freude aufgenommen. ‚Vorübergehende Verwendung‘ hatte das Auswärtige Amt in seiner gewohnten Vorsicht hinzugefügt. Der Londoner Posten galt von jeher als besonders begehrenswerte Rosine im diplomatischen Kuchen und war nur für die Gottähnlichen reserviert. Der freigewordene Posten des zweiten Sekretärs an der Botschaft sollte dem Sohn des allmächtigen Hausministers, Grafen August Eulenburg, aufbewahrt werden. Da dieser aber augenblicklich nicht abkömmlich war und die Arbeitslast nicht erlaubte, einen Posten unbesetzt zu lassen, ergab sich die Notwendigkeit eines Interims. Graf Eulenburg war ein liebenswürdiger, sehr wohlbeleibter Herr, daher der Spitzname: ‚der Hungerturm‘. Ob er die bedeutende staatsmännische Begabung seines Vaters geerbt hatte, hat sich niemals erweisen können; er starb als relativ junger Mann traurig und einsam in einem Sanatorium in der Schweiz. Wie lang das Interim dauern würde, war unsicher. So hatte ich den doppelten Vorteil, eine Menge sehen und lernen zu können, ohne die Notwendigkeit, mich auf dauernde Arbeit in London einzustellen, was eine ganz andere Intensität des Hineinbohrens verlangt hätte.“ – Zu Kühlmanns Londoner Aufenthalt von 1908 bis 1914 vgl. auch seine „Erinnerungen“, S. 181–197.

[22] Im handschriftlichen Entwurf zum „1. Kapitel“ heißt es im ersten Satz dieses Absatzes „Umwelt“ statt „Geschichte“. Auch bei der Zeitangabe gibt es Abweichungen: Kühlmann änderte das zunächst im Entwurf und auch in der Abschrift formulierte „Anfang Januar“ in „Mitte Januar“. Laut dreiseitigem tabellarischem Lebenslauf in seinem Restnachlaß war er aber bereits ab dem 2. Januar 1904 in London tätig, was zu der zwei Fußnoten zuvor erwähnten Aufforderung paßt, sich spätestens am Vortag bei Botschafter Metternich zu melden. – Mit dem folgenden Absatz beginnt die Wiedergabe des maschinenschriftlichen Basistexts der „Memoiren“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Kontinentale so quälend hetzt, ist wie weggeweht. Sollte man definieren, was England fundamentaler als alles andere von Europa und Amerika scheidet, so ist es die Ruhe; das Tempo des Lebens, die Gelassenheit eines Volkes, das lautlos ein Sechstel der bewohnten Erdoberfläche regiert und aus der Erfahrung der Jahrhunderte weiß: Überlegenheit kommt nicht zu spät. Auch der Geruch Englands ist so eigentümlich, daß ohne ihn das Bild unvollständig wäre. Diese unbeschreibliche Mischung von Teer, Rauch und noch allerlei Unbekanntem hängt sich in die Kleider, haftet sich den Koffern an, sodaß selbst beim Auspacken in dem so vollkommen anders geratenen Paris plötzlich London mit seiner Eigentümlichkeit lebendig vor Augen steht.

Der Weg führt von Harwich nach London durch einige der südlichen Grafschaften. Meist hügeliges Gelände, Felder wechseln ab mit smaragdgrünen Weiden, von uralten Hecken durchschnitten und eingesäumt, zwischendurch buschige Bäume, Ulmen und Eichen. Es ist eine rein landwirtschaftliche Gegend. An bemoosten Bauernhäusern, behaglichen Landsitzen, Spielplätzen und Dörfern jagt der Zug vorbei. Es ist das England, das Constables[23] Malergenie als erstes gesehen und für alle Zeiten gültig festgehalten hat. Gibt einem schon das erste Betreten englischen Bodens den Eindruck von einer alles beherrschenden Ruhe und Gelassenheit, so scheint an der englischen Landschaft die Zeit vorüber gegangen zu sein, ohne irgend welche Spuren zu hinter lassen[24].

Nähert man sich London, fährt man durch Quadratmeilen niederer Häuser aus roten, rauchgeschwärzten Ziegeln, alle mit erdrückender Gleichförmigkeit hingestellt. In den städtischen Vororten kommt man an vielem vorbei, das vernachlässigt und verfallen aussieht: Schuppen, Vorratshäuser, kleine Fabriken. Alles erinnert daran, daß England einst in der Industrialisierung der ganzen Welt voraus war und als Preis dafür heute mit vielem ganz und halb Veraltetem belastet ist. Eigentümlich wirkt die große Masse plumper einspänniger Karren mit den schweren zottigen Pferden des englischen Landschlages. Sie zeigen deutlich, wie eng auch heute noch die Verflechtung städtischen gewerblichen Lebens mit den Überlieferungen einfachen Bauerndaseins ist.

Die meisten der Reisenden sind während der ganzen Fahrt in das Lesen der Morgenblätter versunken: gutes Papier, klarer Druck und die ungeheure Menge des Stoffes machen sogleich einen imposanten Eindruck von Solidität und alter Tradition. Es ist kein Zufall, daß das Weltblatt, die London „Times“, zur Zeit ihrer höchsten Blüte auch in der technischen Herstellung so vollkommen war, daß Exemplare mit Druckfehlern als begehrte Sammlerstücke galten. In der Tat steht der Journalismus des weltumspannenden englischen Imperiums trotz der vielen Vergröberungen und Verflachungen, welche die Anpas-

[23] John Constable (1776–1837), englischer Maler, besonders von Landschaften.

[24] Dieser Absatz und die folgenden drei sind einer einliegenden zweiseitigen maschinenschriftlichen Ausarbeitung entnommen, betitelt: „Memoiren, Englische Landschaft, einzufügen bei: erste Ankunft in London 1904.“ Zu dieser Einschaltung ist auch der handschriftliche Entwurf erhalten, der zudem zwei Sätze über den englischen Adel beinhaltet, die weiter unten in Kapitel 6 wiedergegeben werden.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sung an die breiten Massen mit sich gebracht haben, immer noch unbestritten an erster Stelle.

Im reinen Nachrichtendienst, in der Vielseitigkeit der Information hat Amerika, wie in so vielem anderen, das Mutterland wohl überflügelt. In der Wertung aber, der Einreihung der Nachrichten in das Gesamtgeschehen, der richtigen Einschätzung ihrer relativen Wichtigkeit und ihrer voraussichtlichen Folgen, steht die englische Presse wohl heute noch immer an erster Stelle[25].

Durch Nebel, an Dörfern, Weiden, Hecken, Dorfkirchen vorbei rast der Zug der Hauptstadt entgegen, und bald tauchen diese endlosen Reihen völlig gleichförmiger Cottages auf, die, über ganz England nach einem Plan ohne Anpassung an die Gestaltung des Geländes gebaut, tiefe Täler und Hügel mißachtend, geradlinig wie eine chinesische Mauer in der Landschaft entlang kriechen. Sie geben stärker als alles sofort eine lebendige Vorstellung davon, wie sehr das mechanisierte und utilitarische neunzehnte Jahrhundert nivellierend, Schablonenmenschen hervorbringend in diesem ursprünglich so formenreichen und verschiedenartigen Volke verheerend gewirkt haben mag[26]. Die Schnelligkeit und Geräuschlosigkeit, mit der Ankunft, Gepäckrevision, Verladen der Koffer, Abfahrt vom Bahnhof vor sich gehen, bildet einen krassen Gegensatz zu ähnlichen Szenen in Frankreich, wo Aufregung, Hast, dramatische Wortgefechte unvermeidliche Begleiterscheinungen jeder Ankunft und jeder Abfahrt sind. Das Berkeley-Hotel in Piccadilly nahm mich auf. Der Charme und die Wärme englischen Alltagslebens mit seinen gepflegten Einzelheiten, blendender Wäsche und blankem Silber umgab[en] mich bald wohltuend.

Zu Beginn des Jahres 1904 war das gebräuchliche Verkehrsmittel in London noch durchaus der ‚cab'. Von einem kräftigen Pferde gezogen bewegte sich dies nur der englischen Hauptstadt eigentümliche Fahrzeug, bei welchem der Kutscher hinten oben thronte, in langsamem Trott durch das Gewühl des Verkehrs. Besuche und Besorgungen waren bei der enormen Ausdehnung Londons mühsam und zeitraubend. Benzinautomobile waren noch relativ selten zu sehen. Wohlhabende Leute benutzten hauptsächlich abends für Gesellschaften und Theater schwerfällige elektrische Automobile, deren Karosserie behäbigen Landauern ähnelte. Mit mäßiger Geschwindigkeit, aber gänzlich lautlos fuhren diese schwarzen Kästen dahin, Passanten durch ein helles Glokkensignal warnend[27].

Das Botschaftsgebäude liegt kaum eine Viertelstunde vom Hotel entfernt an der Carlton House Terrace, einer Reihe der Krone gehöriger aristokratischer Wohnhäuser, die über eine breite vorgelagerte Terrasse hinweg in das Grün des schläfrigen St. James's Park schauen. Dahinter erhebt sich der weiße Palast der Horse-guards, eingerahmt von der Admiralität, dem bescheidenen Hause des Premierministers in Downing Street und der prunkvollen victorianischen Fas-

[25] Hiermit endet die Einschaltung über die englische Landschaft, und der Basistext wird fortgesetzt.

[26] Ursprünglich: „gewirkt hat".

[27] Dieser Absatz stammt aus einer einliegenden maschinenschriftlichen „Notiz zu ‚Memoiren': zu verwenden beim ersten Aufenthalt in London."

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sade des Foreign Office. Der Turm des Parlamentsgebäudes schaut alles überragend hoch herein. Nimmt man dazu, daß am oberen Ende des Parkes, kaum einen Flintenschuß weit, Buckingham Palace, die offizielle Residenz des Königs, steht, so kann man wohl ohne Übertreibung sagen, die deutsche Botschaft liegt im Herzen des britischen Weltreiches, da, wo alle Fäden dieses größten Imperiums, das je die Sonne beschien, zusammenlaufen. Carlton House Terrace war, schon bevor Bismarcks[28] Genius das neue deutsche Reich geschmiedet hatte, Sitz der preußischen Gesandtschaft in London gewesen. Kein Wunder, wenn das Röckchen des bescheidenen alten Preußen dem jungen Riesen Deutsches Reich beträchtlich knapp wurde. Aber das Deutsche Reich hatte vom alten Preußen die Tradition strenger Sparsamkeit übernommen, so mußte bis zum Weltkrieg die Botschaft in das Prokrustesbett des alten preußischen Gesandtschaftshotels gezwängt werden. Ich sollte später mit Betrübnis am eigenen Leibe erfahren, wie hart für den Einzelnen, wie schädlich für die Arbeit diese vollkommen ungenügende Unterbringung war. Ironisch, wie das Schicksal so häufig ist, wurde uns in den Jahren nach dem großen Kriege, in denen scheinbarer Aufschwung und geliehenes Geld eine trügerische Blüte hervorzauberten, das Nachbarhaus angeboten und übernommen. So kommt es, daß das arme, hart gegen Finanznöte ankämpfende[29] Deutsche Reich der Nachkriegszeit auskömmlich und bequem behaust ist, während wir uns jahrelang[30] hatten quälen müssen. Ein so wesentlicher Teil des im Nachfolgenden Erzählten spielte sich in dem Hause Nummer 9 Carlton House Terrace ab, daß es nicht überflüssig scheinen mag, auch auf die innere Einteilung der Räume einen Blick zu werfen.

Durch eine mit dunklem Holz getäfelte, geräumige Vorhalle trat man in einen weiten Vorplatz, in welchem die Prunktreppe zum ersten Stock empor führte. Links waren einige kleinere Zimmer, die gelegentlich als Warteräume verwendet wurden. Eine halsbrecherische eiserne Wendeltreppe führte, wollte der Botschafter die Haupttreppe vermeiden, zu seinen Gemächern empor. Dann kam das eigentliche Empfangszimmer des Botschafters, ein mittelgroßer Raum, dessen Fenster nach Norden auf die Duke-of-York-Treppe hinaussehen. Das Charakteristischste an diesem Raum ist der Kamin – weiße Marmorleoparden in spätantikischem Geschmack. An diesem Kamin – Botschafter in England stehen immer mit dem Rücken an Kaminen – habe ich nacheinander die aristokratisch schmale, gebeugte Figur Metternichs[31], den massiven jovialen Badenser Freiherrn von Marschall[32], d[en] genialisch unruhigen Fürsten Lich-

[28] Otto (ab 1865: Graf; ab 1871: Fürst) von Bismarck (1815–1898), erster Reichskanzler des Deutschen Reiches 1871–1890.

[29] Ursprünglich: „das arme und kaum zahlungsfähige“.

[30] „entsetzlich“ gestrichen.

[31] Paul Graf Wolff Metternich zur Gracht (1853–1934) war von 1901 bis Mai 1912 deutscher Botschafter in London. Kühlmann veröffentlichte auch einen Nachruf auf ihn: „Reichsgraf Paul Wolff Metternich zur Gracht“, in: Berliner Monatshefte 13 (1/1935) S. 20–24.

[32] Adolf Hermann Freiherr Marschall von Bieberstein (1842–1912) war 1890–1897 Staatssekretär des AA. In seiner folgenden Zeit als Botschafter in Konstantinopel (1897–1912) un-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nowsky[33] stehen sehen und in der Nachkriegszeit die patrizisch hamburgische Biederkeit Sthamers[34], die bodenständig schwäbische Festigkeit Neuraths[35] und nun zuletzt, jugendlich, schlank, lebhaft und voll Tatendrang, Leopold von Hoesch[36].

Vom Schreibzimmer führen Mahagoniflügeltüren in den Hauptraum dieses Geschosses, das Eßzimmer. Große Fenster schauen über die Terrasse in den Park. Die Himmelsrichtung Südosten gibt reichlich Licht und Sonne. Dieses Zimmer mit schweren, mattglänzenden Möbeln im antikisierenden Stil hat wohl seit Menschengedenken, wohl seit den Tagen, da Graf Bernstorff[37] als Gesandter über die Heirat des preußischen Kronprinzen mit der Tochter der Königin Viktoria verhandelte, nennenswerte Veränderungen nicht erfahren. Es war ein würdiger, angemessener Raum, der die Sicherheit und Ausgeglichenheit der reichsten und glücklichsten Epoche Englands, um die Zeiten des großen Herzogs von Wellington[38], wohltuend ausstrahlte. Das lebensgroße Bild des preußischen Königs Friedrich Wilhelm III., preußisch nüchtern, aber tüchtig gemalt, erinnert an den Monarchen, dem die Erwerbung des Hauses zu verdanken ist.

Im ersten Stock, zu dem man über die große Freitreppe hinaufstieg, war der große, im Verhältnis zu seiner Länge etwas schmal geratene Salon, der sich über dem Schreibraum und den anliegenden Zimmern aufbaute. Über dem Eßsaal befand sich ein großer viereckiger Empfangsraum, gleich jenem das beste und behaglichste Zimmer des Hauses. Über den beschriebenen offiziellen Ge-

terhielt er engere Beziehungen zu Richard von Kühlmanns Vater Otto, der als Generaldirektor der Anatolischen Eisenbahnen dort wirkte. Aus Marschalls Zeit als deutscher Bevollmächtigter während der 2. Haager Friedenskonferenz (Juli – Oktober 1907) datiert dann die engere Fühlungnahme mit Kühlmann selbst. Im Sommer 1912 war Marschall nur wenige Wochen sein Vorgesetzter, bis zum überraschenden Tod des neu ernannten Botschafters in London.

33 Karl Max Fürst von Lichnowsky (1860–1928), Vortragender Rat und Personaldezernent im AA 1899–1904, Botschafter in London 1912–1914.

34 Friedrich Sthamer (1856–1931) war von August 1920 bis zu seiner Pensionierung im September 1930 deutscher Botschafter in London.

35 Konstantin Freiherr von Neurath (1873–1956) war Nachfolger Sthamers auf dem Londoner Posten bis zu seiner Ernennung zum Reichsaußenminister im Juni 1932.

36 Die Bemerkung zu Leopold von Hoesch (1881–1936) ist später handschriftlich hinzugefügt worden, was nahelegt, daß Kühlmann den Basistext noch vor dessen Amtsübernahme verfaßt hat. Hoesch, der seit 1921 in Paris erst als Botschaftsrat und ab 1924 als Botschafter amtiert hatte, war im November 1932 nach London versetzt worden, wo er am 10. April 1936 verstarb. In den „Erinnerungen“, S. 187, fehlt die Erwähnung von Hoesch, obgleich das Buch sogar erst nach dessen Tod entstand.

37 Albrecht Graf von Bernstorff (1809–1873), preußischer Botschafter in London 1864–1861; Außenminister 1861–1862; erneut Botschafter in London 1862–1871. – Zum folgenden: Der preußische Prinz Friedrich Wilhelm (1831–1888), Deutscher Kaiser 1888, warb 1855 um die Hand der Tochter Königin Victorias (1819–1901), namens Victoria (1840–1901); sie war 1888 Deutsche Kaiserin und nannte sich nach dem Tod ihres Mannes 1888 Kaiserin Friedrich.

38 Arthur Wellesley, Duke of Wellington (1769–1852), englischer Staatsmann und Heerführer. – Der im folgenden genannte: Friedrich Wilhelm III. (1770–1840), König von Preußen 1797–1840.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

lassen waren Schlaf- und Badezimmer, an Zahl und Größe vollkommen ungenügend, sodaß ein Botschafter, der Familie hatte, Gäste nur mit großen Unbequemlichkeiten beherbergen konnte, Unbequemlichkeiten für sich und Unbequemlichkeit für die Gäste. Während der längsten Zeit meiner Tätigkeit in London hauste Graf Paul Metternich zur Gracht als Botschafter in 9, Carlton House Terrace. Er war unbeweibt und kinderlos; dadurch traten damals die Übelstände ungenügender Schlafräume, die später unter Lichnowsky sehr fühlbar wurden, kaum hervor.

Gestattete die Botschaft für ein Reich von Deutschlands Macht und Größe bescheidene, aber doch immerhin würdige und auskömmliche Repräsentation, so waren die Arbeitsräume und die Unterbringung des stark angewachsenen Stabes und der Hilfskräfte nicht anders als kläglich zu nennen. Um dem würgenden Raummangel abzuhelfen und doch Chef und Büros unter einem Dache zu behalten, hatte man die unter der Terrasse gelegenen, nicht unterkellerten, ursprünglich zu Stallungen bestimmten Räume ausgebaut. Unten, wo die Duke-of-York-Treppe auslief, bezeichnete ein Messingschild eine kleine Türe als Eingang zur „Chancery of the German Embassy“. Ein schmaler Gang nahm den Eintretenden auf. Mehrere Stufen führten ihn unter das Niveau der außenliegenden Straße. Links ein Vorraum von wenigen Quadratmetern, eine dunkle Zelle, in welcher der unglückliche Pförtner seine Tage verbrachte, daneben ein sogenanntes Wartezimmer, dessen Wände man auf beiden Seiten mit ausgestreckten Armen erreichen konnte. In den sogenannten „Vorraum“ war aus Glas und Holz eine Art Vogelkäfig eingebaut, 3 Meter auf 4 Meter messend. Ein Schreibtisch hatte mit knapper Not Platz. Dahinter ein Stuhl und neben diesem ein zweiter Sessel, auf welchem ein Besucher sich niederlassen konnte. In diesem Raum von 12 Quadratmetern habe ich über 5 Jahre lang von früh bis in die Nacht anstrengende und verantwortungsvolle Arbeit[39] geleistet. Abgesehen davon, daß diese wirklich klägliche Unterbringung selbst in den Augen eines Volkes, das so wenig auf Repräsentation gibt wie die Engländer, der Würde und dem Gewicht des Reiches nicht entsprach, konnten auch schwere Beeinträchtigungen und Schädigungen des Dienstes nicht ausbleiben. Denn man vermochte vom Botschaftsratskäfig aus dank der matten Scheiben nicht zu sehen, ob Leute in der Nähe saßen. Bei der großen Anzahl von Besuchern war das Wartezimmer immer voll, und auch bei größter Vorsicht ließ es sich nicht vermeiden, daß Unberufene, im Vorzimmer wartend, Gespräche im Botschaftsratskäfig abhören konnten.

Neben dem geschilderten Raum war ein mittelgroßes Zimmer dem Militär- und Marineattaché reserviert. An dieses stieß der Sekretärsstall an, in dem es immer lustig und meist auch etwas zu laut herging. Fast alle diejenigen, die heute an leitender Stelle deutsche Auslandspolitik vertreten, haben hier ihre

[39] Ursprünglich im Superlativ formuliert: „die anstrengendste und verantwortungsvollste Arbeit meines Lebens“. Gemeint ist Kühlmanns zweite Londoner Zeit vom Dezember 1908 bis zum Kriegsausbruch (vgl. Kapitel 6).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Sporen verdient. Hoesch, Schubert[40], Stohrer[41], Dieckhoff[42] haben hier gearbeitet. Nebenan saßen die Kanzlisten. Der Kanzleivorstand hatte einen winzigen Raum für sich.

Zur Zeit meines ersten Eintreffens in London regierte Graf Johann Bernstorff im Botschaftsratskäfig.[43] Ich kannte ihn gut von München her, wo er Legationssekretär gewesen war. Sein schmales, aristokratisches Gesicht mit dem blonden Schnurrbärtchen war meist von einem Lächeln verklärt, dem Ironie nicht fremd war. Großenteils in der Schule Bülows[44] aufgewachsen, ist er im Laufe der Zeit ein Diplomat von sicherer[45] Technik und bedeutender Erfahrung geworden, der bis an den Rand seiner körperlichen Kräfte treu und gleichmäßig der deutschen Sache gedient hat. Militärattaché war Graf von der Schulenburg, ein liebenswürdiger, urbaner Offizier, beste Schule des alten Preußens[46]. Er gehörte sicher zu den befähigtesten Offizieren der deutschen Armee und konnte als Generalstabschef des deutschen Kronprinzen im Weltkrieg eine wichtige[47] Rolle spielen. Er hat sich, aus dem Dienste ausgeschieden, mehrfach politisch betätigt und es ist ein Jammer, daß Männer seines Kalibers mit reicher[48] Erfahrung sowohl im Heeresdienst als auch in internationalen Verhältnissen auf die Gestaltung der Partei, die man einst die preußischen Konservativen nannte, so blutwenig Einfluß haben ausüben können. Marineattaché war Kapitän Widenmann[49].

Im Sekretärszimmer wurde mir als stellvertretendem zweiten Sekretär zunächst der Schreibtisch am Fenster eingeräumt.

---

[40] Carl von Schubert (1882–1947) war 1924–1930 Staatssekretär des AA unter Außenminister Gustav Stresemann und danach bis 1932 Botschafter in Rom.

[41] Eberhard von Stohrer (1883–1953) wurde nach seiner Tätigkeit in London im November 1926 Gesandter in Kairo, später noch in Bukarest (1935) und Spanien (bis 1943) als Botschafter tätig.

[42] Hans-Heinrich Dieckhoff (1884–1952), Botschaftsrat in London 1927–1930; Leiter der Abteilung III des AA 1930–1936; Leiter der Politischen Abteilung des AA 1936–1937; Botschafter in Washington 1937–1943, in Madrid 1943–1944.

[43] Ursprünglich: „saß Graf Bernstorff“. Johann Heinrich Graf von Bernstorff (1862–1939), Legationsrat in München 1898–1902, Erster Sekretär (1904 Botschaftsrat) an der Botschaft in London 1902–1906; Generalkonsul in Kairo 1906–1908; Botschafter in Washington 1908–1917, in Konstantinopel 1917–1918.

[44] Bernhard (ab 1899 Graf, ab 1905 Fürst) von Bülow (1849–1929) war seit 1897–1900 Staatssekretär des Auswärtigen Amtes; 1900–1909 Reichskanzler.

[45] Ursprünglich: „von tadelloser“.

[46] Friedrich Graf von der Schulenburg (1865–1939) war von 1902 bis 1906 Militärattaché in London, ab 1913 Flügeladjutant des Kaisers und ab November 1916 Generalstabschef der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz, als welcher er 1917 für einen Kompromißfrieden und gegen Annexionen in Rußland argumentierte – ähnlich wie dann auch Kühlmann. 1924–1928 saß er für die DNVP im Reichstag, trat im Dezember 1931 jedoch in die NSDAP ein.

[47] Ursprünglich: „eine entscheidende“.

[48] Ursprünglich: „mit unvergleichlicher“.

[49] Dies gilt nur für Kühlmanns zweite Londoner Zeit. Der enge Tirpitz-Vertraute Wilhelm Karl Widenmann (1871–1955) amtierte erst ab 1907 in London (bis 1912) und verfaßte über diese Zeit auch Lebenserinnerungen: Widenmann, Marine-Attaché.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Botschaft befand sich in einem Übergangsstadium. In der Bismarckschen Zeit lag der Schwerpunkt auf der politischen Berich[t]erstattung des Botschafters, der etwa zwei- oder dreimal im Monat in großen, übersichtlichen Berichten oder Ziffertelegrammen die Entwicklung schilderte. Presseberichterstattung spielte keine große Rolle; die wirtschaftlichen Verhältnisse fanden bei den zünftigen Diplomaten relativ[50] geringe Beachtung. Die Legationssekretäre führten ein behagliches Leben, kamen vormittags etwas auf die Botschaft, rauchten einige Zigaretten, unterhielten sich über Tagesereignisse, allenfalls wurde ein kleiner Bericht geschmiedet, dann ging man zum Frühstück. Später, insbesondere unter dem Fürsten Bülow, wurde der Schwerpunkt des diplomatischen Betriebes fast ganz in die Presse gelegt. Die Blätter mußten ständig beobachtet, wenn irgend möglich, nachhaltig beeinflußt werden, wobei der Hauptzweck war, lobende Presseäußerungen über Bülows Politik zu sammeln und nach Berlin weiterzugeben. Mehr und mehr begann auch die Wirtschaftspolitik die sogenannte hohe Politik entscheidend zu beeinflussen; die jüngeren Herrn mußten deshalb auch diesem Gebiet ernste Aufmerksamkeit zuwenden. Zahl und Umfang der Meldungen über Presse und der wirtschaftlichen Berichte nahm ständig zu. Das bequeme Herrenleben der Legationssekretäre an den großen Botschaften wurde mehr und mehr eine schöne Sage, und gerade in London habe ich später als Botschaftsrat mit der Unterbrechung einer kurzen Frühstückspause eigentlich den ganzen Tag in meinem Glaskäfig gesessen und rastlos gearbeitet.

Der Botschafter Graf Paul Metternich war eine interessante vornehme[51] Erscheinung. Sehr schlank, den feinen, von gewelltem silbernem Haar umrahmten Kopf etwas nach vorn und seitlich geneigt tragend, kann er noch heute als eine markante Figur der wilhelminischen Diplomatie gelten. Seine Berichterstattung war klar und gut und war auch mutig. Er hat immer wieder darauf hingewiesen, daß unsere übersteigerte[52] Flottenpolitik ernste Gefahren zwischen England und Deutschland schaffen müsse. Er ist durch diese Berichterstattung die Zielscheibe giftiger Angriffe aus Militär-, Marine- und höfischen Kreisen geworden. Seit der Publikation seiner Berichte[53] wird er heute häufig als Beispiel eines weitblickenden Diplomaten zitiert. Bestünde die Tätigkeit eines Botschafters nur in Berichterstattung, so würde Metternich in der Tat unter den deutschen Botschaftern seiner Epoche mit an erster[54] Stelle stehen. Die Tätigkeit eines Botschafters besteht aber in noch wesentlicherem Teile darin, einmal selbst auf die Entscheidungen in der Heimat zu wirken, dann die führenden Männer des Landes, in dem er akkreditiert ist, für gewisse Gedankenreihen zu gewinnen, sie nützlichen Lösungen geneigt zu machen, kurz, eine aktive, vorwärtsgehende Politik zu treiben. Auf diesem Gebiete wird

[50] Das Wort ist eine spätere handschriftliche Hinzusetzung.

[51] Ursprünglich: „interessante aristokratische“.

[52] Ursprünglich: „daß die gesteigerte“.

[53] In den entsprechenden Bänden (16 bis 32) der „Großen Politik der Europäischen Kabinette“.

[54] Ursprünglich: „als Botschafter an bedeutender“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

die Kritik der Metternichschen Wirksamkeit in London weniger günstig ausfallen müssen[55] als auf dem der Berichterstattung. Er war wohl von jeher durch seine keineswegs kräftige Konstitution von vornherein benachteiligt. Handeln lag ihm nicht. Häufige Unpäßlichkeiten machten ihn auf lange Zeit unerträglich schweigsam oder hypochondrisch. Von Haus aus mit Glücksgütern nicht gesegnet, mußte er wohl zu allen Zeiten in dem luxuriösen und teuren London ziemlich genau rechnen; dies trug auch nicht dazu bei, ihn freudiger zu machen. So herrschte in dem Junggesellenhaus am Saint James's Park meist eine frostige und unfrohe Atmosphäre, und die soziale Repräsentation wurde auf das[56] Notwendige beschränkt, wie denn überhaupt im Diplomatenleben der Junggeselle, selbst wenn die Finanzen kein Hemmniß sind, dem Verheirateten gegenüber in diesen Fragen im Nachteil steht, da er niemanden hat, der ihm die zahlreichen kleinlichen Dinge, die von dem gesellschaftlichen Betrieb einmal unzertrennlich sind, abnehmen könnte. „Poor old Mett, he is so lonely", pflegte die schöne Fürstin Daisy Pless[57] vom Botschafter zu sagen. Die Gefahr der Vereinsamung ist groß für einen Botschafter, der Junggeselle ist. Schließlich ist er im Lande seiner Mission doch fremd und von Klatsch umlauert, seinem eigenen Stab gegenüber isoliert in seiner Stellung[58].

Metternich hatte so lange in England gelebt, daß er viel vom englischen Wesen angenommen hatte. Dieses ist meist wortkarg und nicht expansiv. An seinen Mitarbeitern nahm er im Ganzen menschlich wenig Interesse. Wie wenig, mag die folgende Anekdote beweisen, die ich ruhig wiedergeben kann, da

---

[55] Ursprünglich: „ausfallen können".

[56] „unbedingt" gestrichen.

[57] Daisy Fürstin Pless (1873–1943) wurde im selben Jahr wie Kühlmann als Mary Theresa Olivia Conwallis-West geboren. Durch weitläufige Verwandtschaft mit den Familien Churchill und Sackville gehörte sie zu den gehobenen Kreisen Großbritanniens. Die Heirat mit Hans Heinrich XVI. Fürst von Pless, einem der mächtigsten und einflußreichsten deutschen Aristokraten, bedeutete den Aufstieg in die höchsten Zirkel des Kaiserreichs, so daß die Fürstin glänzendste Kontakte, inklusive der jeweiligen Herrscherhäuser, auf beiden Seiten des Kanals besaß. Während ihrer jährlichen London-Besuche wohnte sie häufig bei Metternich auf der Botschaft. Vgl. Daisy Fürstin Pless: Tanz auf dem Vulkan, Erinnerungen an Deutschlands und Englands Schicksalswende, Bd. 1–2, Dresden 1929. Dort auch ähnliche Urteile über Metternich, wie Kühlmann sie trifft, vgl. Bd. 1, S. 137 f., 166 sowie 263, Tagebuch, Eaton Hall, Chester, 14. Dezember 1909: „Metternich macht mich eigentlich böse, obwohl ich in der Botschaft wohnte. Er ist niemals dort, und ich fürchte, er liest keine Zeitung; er sieht alles in einer überaus phlegmatischen Weise an, und ich glaube doch, die Dinge stehen nicht gut." S. 293, Tagebuch, London 23. Juni 1911, anläßlich der Krönungsfeierlichkeiten Georgs V.: „Am Sonntag muß ich für Wolff-Metternich in der Botschaft die Wirtin spielen. Es kommen allein vierundzwanzig deutsche Fürstlichkeiten. Niemand sonst ist geladen, weil nicht mehr Platz vorhanden ist." Auch während des Krieges standen die Fürstin und der Graf weiter in engem freundschaftlichem Kontakt. Vgl. Bd. 2, S. 286, und Daisy Princess Pless: What I left unsaid, London u. a. 1936, S. 133.

[58] Die letzten drei Sätze sind eine spätere handschriftliche Hinzufügung. Auf einem einliegenden Zettel sind die handschriftlichen Notizen vermerkt: „Vereinsamung liegt in der Stellung des Botschafters, wenn er Junggeselle ist. Fremdes Land, er ist immer Fremder, isoliert seinem Personal gegenüber. Sehr en vue[?] von Klatsch umlauert." Die weiteren durch Trennstrich abgeteilten Vermerke sind nicht eindeutig zu entziffern und zuzuordnen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

er sie selbst mir erzählte. Ich war immerhin zweiter Sekretär seiner Botschaft, der nächste nach dem Botschaftsrat, hatte wiederholt bei ihm Vortrag gehabt, bei ihm gegessen und gefrühstückt. Als die Royal Dragoons, das Regiment Wilhelms II.[59], aus seiner englischen Garnison nach Indien versetzt wurde, übersandte der Kaiser als Abschiedsgeschenk für jeden Offizier einen der in der englischen Armee üblichen silberbeschlagenen Reitstöcke. Der Botschafter gab den Dragonern ein Abendessen, nach welchem die Stöcke verteilt werden sollten. „Ich habe Sie während des Essens immer mit Zweifeln angeschaut", erzählte er mir später lachend, „da ich nicht sicher war, ob Sie zur Botschaft gehörten oder ein Dragoneroffizier seien. Schließlich beschloß ich, all denen, von denen ich sicher wußte, sie seien Dragoner, ein Stöckchen zu verleihen; blieb für Sie keins übrig, so war dies für mich der Beweis, daß Sie ein Mitglied der Botschaft seien"[60].

Damals braute sich eben das russisch-japanische Kriegsgewitter im Osten zusammen. Zwischen elf und zwölf [Uhr] pflegte der frühere Botschaftsrat Baron Eckardstein, ein großer breitschultriger schwerer Mann, in den Sekretärsstall zu kommen, halb auf der Ecke des Schreibtisches sitzend einige Zigaretten zu rauchen und das Neueste, Allerneueste zu besprechen[61]. Baron Eckardstein, der eine ebenso merkwürdige als kurze diplomatische Karriere hinter sich hatte – vom kommandierten Offizier avancierte er zum Botschaftsrat und ist seitdem durch seine Memoiren in weiteren Kreisen bekannt geworden[62] –, stand in besonders nahen und freundschaftlichen Beziehungen zum japanischen Botschafter Vicomte Hayaschi. Dieser hatte ihn vollkommen in den bevorstehenden Ausbruch der Feindseligkeiten gegen Rußland eingeweiht. Eckardstein gab uns das Gehörte weiter, und Metternich berichtete entsprechend. Berlin, durch unrichtige[n] Meldungen aus Petersburg irregeführt, wollte genau wie die Russen bis zum letzten Augenblick an den Ausbruch des Krieges nicht glauben und wurde, ebenso wie Moskau[63], von dem Überfall der japanischen Zerstörer auf die russische Schlachtflotte überrascht. Wie wohl noch allen heute erinnerlich, griffen japanische Torpedoboote unter dem Schutz der Dunkelheit die auf der Reede und im Hafen von Port Arthur liegen-

[59] Wilhelm II. (1859–1941), Deutscher Kaiser und König von Preußen 1888–1918.

[60] Unter diesem Absatz ist noch handschriftlich „Salisbury" notiert.

[61] Hermann Freiherr von Eckardstein (1864–1933), Erster Sekretär an der Botschaft in London 1899–1902. – Einliegend findet sich ein Blatt mit einer maschinenschriftlichen Überschrift „Notiz. Spekulation von Diplomaten und Staatsmännern. Kann behandelt werden als Exkurs bei Personalbeschreibung Eckardstein." Es finden sich jedoch keine weiteren Ausführungen (die eigentliche Notiz) anbei.

[62] Vgl. Hermann Freiherr von Eckardstein: Lebenserinnerungen und politische Denkwürdigkeiten, Bd. 1–3, Leipzig 1919–1921; ferner: Die Entlassung des Fürsten Bülow, Berlin 1931. Siehe auch Kühlmanns Rezension „Eckardstein: ‚Die Welt der Diplomaten'", in: „Deutsche Allgemeine Zeitung", 14. August 1937. – Der im folgenden genannte: Hayashi Tadasu (1850–1913), japanischer Botschafter in London 1900–1906. – Der Russisch-Japanische Krieg: Er wurde verursacht durch die russische Wirtschaftsexpansion in Nordchina und Korea; Japan weigerte sich, Korea dem russischen Einfluß zu überlassen.

[63] Es müßte heißen: St. Petersburg (Hauptstadt bis 1918).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

den russischen Fahrzeuge an und beschädigten einige der stärksten Panzer so erheblich, daß die russische Flotte vom ersten Tage an flügellahm und kaum voll aktionsfähig war.

England machte aus seiner Sympathie für Japan, mit dem es ein Bündnis verband, kein Hehl und blieb gerade so weit neutral, daß man ihm offenen Bruch der völkerrechtlichen Vorschriften nicht zur Last legen konnte. Frankreich fühlte sich bei dem ganzen Abenteuer unbehaglich, hatte jedenfalls nicht die geringste Lust, in den Konflikt im fernen Osten hineingezogen zu werden. Dies mag wohl mit beschleunigend dazu beigetragen haben, daß der sogenannte Ägypten-Marokko-Vertrag von April 1904 rascher zum Abschluß kam und publiziert wurde. Dieser Vertrag lautete wie folgt: *[Lücke]*[64]

Seine Veröffentlichung kam damals der Welt ziemlich überraschend. Während der Vorverhandlungen war das Geheimnis trefflich gewahrt geblieben. Heute wissen wir durch eine Reihe von Publikationen, insbesondere durch das aufschlussreiche Buch Harold Nicolson's, „Lord Carnock"[65], mehr von den Erwägungen, die zum Abschluß dieses Vertrages führten. Die stärkste Triebfeder war wohl Lord Cromer, der sich in seinem großen Reformwerk in Ägypten durch die französische Opposition auf Schritt und Tritt gehemmt sah[66]. Sir Arthur Nicolson hat als Gesandter in Tanger wohl wesentlich zum Entschluß beigetragen, indem er die Hoffnungslosigkeit des Versuchs darlegte, durch

[64] Gemeint ist die Entente cordiale zwischen Frankreich und England. Der Vertragstext ist im französischen Original und mit dem begleitenden englischsprachigen Schriftwechsel abgedruckt in: Das Staatsarchiv, Sammlung der offiziellen Aktenstücke zur Geschichte der Gegenwart, hrsg. v. Gustav Roloff, Leipzig 1905, Bd. 71, S. 1–26, insbesondere S. 14–17. Eine zeitgenössische Zusammenfassung findet sich in Schulthess' Europ. Geschichtskalender 45 (1904) S. 221–220. Das Abkommen bestand aus drei Teilen, wobei die Vereinbarungen über Nordafrika der zentrale Punkt waren. Faktisch bedeutete der Vertrag die gegenseitige Anerkenntnis der Vorherrschaft Frankreichs in Marokko und Englands in Ägypten, bei Garantie der ökonomischen Gleichberechtigung des jeweils anderen. Kühlmann notierte auf vier Manuskriptseiten zuvor zwei jeweils zweiseitige kalendarische Übersichten, einmal handschriftlich für die Jahre 1904 und 1905 mit Daten zum Russisch-Japanischen Krieg und einmal detaillierter maschinenschriftlich mit verschiedenen Ereignissen für jeden Monat des Jahres 1905, orientiert an Schulthess' Europäischem Geschichtskalender 46 (1905). Beide Übersichten werden hier nicht mit abgedruckt, da sie lediglich andere Quellen reproduzieren und Kühlmann zur zeitlichen Orientierung dienten.

[65] Harold Nicolson: Sir Arthur Nicolson, First Lord Carnock, A Study in the Old Diplomacy, London 1930. Deutsche Übersetzung: Die Verschwörung der Diplomaten, Aus Sir Arthur Nicolsons Leben 1849–1928, Frankfurt 1930, ²1931. Kühlmann rezensierte diese deutsche Ausgabe unter der Überschrift „Ein großer britischer Diplomat", in: „Frankfurter Zeitung", 18. Mai 1930; Teilnachdruck in: „Berliner Monatshefte" 8 (6/1930) S. 582–584. Außerdem schrieb er das Vorwort zur zweiten Auflage, das teilweise nachgedruckt wurde in: „Frankfurter Zeitung", 13. November 1931, und „Berliner Monatshefte" 9 (11/1931) S. 1109–1111. Vgl. auch Kühlmanns Artikel „Sir Arthur Nicolson", in: „Frankfurter Zeitung", 16. September 1931. – Sir Harold Nicolson (1886–1968), englischer Diplomat, Autor und Politiker; Sohn des im folgenden genannten Sir Arthur Nicolson.

[66] Evelyn Baring (1841–1917), englischer Generalkonsul in Ägypten 1883–1907, seit 1901 1st Earl of Cromer.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

wirkliche Reformen Marokko lebensfähig zu machen.[67] Die deutsche Politik traf der Abschluß des Ägypten-Marokko-Vertrages offenbar unvorbereitet. Ursprünglich war es vielleicht[68] Delcassé's[69] Absicht gewesen, sich Deutschlands Zustimmung zu versichern und einen mäßigen Preis dafür zu zahlen. Halbherzige[70] Sondierungen beim Fürsten Radolin, dem damaligen deutschen Botschafter in Paris, scheinen kein volles Verständnis gefunden zu haben. Wie die Verhandlungen weiter fortschritten, faßte offenbar Delcassé die etwas größenwahnsinnige Idee, das Geschäft ohne Deutschland durchzuführen, ja, es zu einer Isolierung und Demütigung Deutschlands zu benutzen, indem man der Welt bewies, daß große Dinge auch ohne Deutschlands Zustimmung und Mitwirkung zustande gebracht werden konnten. Diese von Delcassé eigensinnig befolgte Politik sollte, wie im Nachfolgenden aufgezeigt werden wird, zu seinem Sturze führen. Bülow hielt im Reichstag eine nichtssagende Rede, die eher schädlich als nützlich war, da sie von den Franzosen als eine halbe Zustimmung zu den englisch-französischen Abmachungen gedeutet worden ist und wohl auch so gedeutet werden konnte. Wir hatten keine Veranlassung, solche Erklärungen abzugeben, die uns später bei einer freieren und kühneren Politik nur Schwierigkeiten bereiten konnten.

Das Intermezzo an der Botschaft ging zu Ende. Anfang März wurde ich zum Legationssekretär in Tanger ernannt. Ich nahm von meinen Londoner Freunden, besonders dem Botschaftsrat Grafen Bernstorff, mit dem ich immer sehr gut und harmonisch gearbeitet hatte, Abschied und ging zunächst nach Berlin, um für den marokkanischen Posten Instruktionen einzuholen[71]. Während dieses Berliner Aufenthaltes empfing mich Holstein zum ersten Mal[72]. Mit zitternder Stimme und fliegenden Knieen verkündete einer der alten

---

[67] Sir Arthur Nicolson (1849–1928), seit 1899 11th Baronet, seit 1916 1st Baron Carnock, war von 1879 bis 1881 englischer Botschaftssekretär in Konstantinopel und arbeitete erneut 1894 dort. Aus diesen Zeiten rührt seine Bekanntschaft mit Kühlmanns Vater. 1895–1904 war er englischer Botschafter in Tanger und danach bis 1905 in Madrid, sodann von 1905 bis 1910 Botschafter in St. Petersburg. 1910–1916 amtierte er als Permanent Under-Secretary im Foreign Office. In Tanger und London kam er mit Kühlmann in engeren Kontakt (siehe unten S. 137 ff. und 215 ff.).

[68] Geändert aus: „wohl".

[69] Théophile Delcassé (1852–1923), französischer Außenminister 1898–1905, 1914–1915.

[70] Ursprünglich: „Entsprechende".

[71] Kühlmann wurde am 3. März 1904 zum Legationssekretär bei der Gesandtschaft in Tanger ernannt und war vom 27. März bis 15. April 1904 auf Heimaturlaub in München. Tags darauf trat er seine Reise nach Tanger an; vgl. sein dreiseitiger tabellarischer Lebenslauf, Nachlaß Kühlmann, Familienbesitz.

[72] Im Einband von Kühlmanns erstem Manuskriptband finden sich noch die handschriftlichen Notizen: „Holstein Eintritt Diplomatie 1860, Sekretär Brasilien 1863, liebt Ida v. Holtzendorff spätere Frau v. Stülpnagel." Auf einem einliegenden Zettel sind weitere Notizen zu finden: „Brief Bülows an Hammann 1904, Nichts ohne Holstein, Seite 3 unten Preußische Jahrbücher April 32, 1890 bis 1906 Träger deutscher Außenpolitik. April 06 erhält Holstein Abschied. Otto Hammann Bilder aus der letzten Kaiserzeit." Darunter ist noch notiert: „Mittw[och] 1.30 lunch Solfs", was wohl eine Verabredung war und nicht in diesen Zusammenhang gehört, wohl aber die andauernden Beziehungen zwischen Kühlmann und seinem Nach-Nachfolger belegt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Amtsdiener: „Der Herr Geheimrat lassen sofort bitten“, und bald stand ich in dem mittleren, an das Zimmer des Staatssekretärs anstoßenden[73] Raum vor dem Manne, der schon bei Lebzeiten zu einer völlig legendären Figur geworden war und jedenfalls den gesamten diplomatischen Außendienst in der Furcht des Herrn hielt. Ich hatte ihm von London aus bei dem Ausbruch des russisch-japanischen Krieges ein Memorandum über die deutschen Interessen beim Friedensschluß eingereicht[74] und ausgeführt, wie immer auch die militärischen Ereignisse sich gestalteten, sei unser wichtigstes Interesse, Rußland die pazifische Front zu erhalten, damit dort stets ein genügender Abflußkanal für die russischen Kräfte, russischen Geldmittel und russischen Unternehmungsgeist erhalten bliebe. Eine Verstopfung des fernen Ostens gegen den unruhigen russischen Expansionsdrang müsse denselben wieder mehr auf den nahen Orient lenken und dadurch zu gefährlichen Konflikten Anlaß geben. Die Einreichung dieses Memorandums wurde von meinen Kollegen als unerhörte Kühnheit angesehen; dem alten Geheimrat scheint sie weiter nicht mißfallen zu haben.

Ein mittelgroßer Mann empfing mich, die Haare um den kahlen Mittelkopf zurückgekämmt, das Gesicht von einem viereckig geschnittenen weißen Bart eingerahmt. Das Merkwürdigste an dem Geheimrat waren die Augen, die einen nicht gerade ansahen, sondern durch irgend einen organischen Fehler gestört schienen. Man hat ihn den „Mann mit den Hyänenaugen“ genannt, doch kann ich den Ausdruck nicht zutreffend finden. Seine Augen schauten mehr wie die eines Blinden oder ganz hochgradig Kurzsichtigen. Man hatte nicht den Eindruck, daß er einen beim Sprechen sah. Er war von bezaubernder Liebenswürdigkeit und besaß die Kunst des Plauderns in hohem Maße. „Wir schicken Sie“, sagte er mir, „auf einen sehr interessanten und verantwortungsvollen Posten. Aber Sie müssen sich klarmachen, daß es sich lediglich um einen Beobachtungsposten handelt. Seine Majestät der Kaiser hat dem König von Spanien[75] auf der Zusammenkunft in Vigo erklärt, daß Deutschland sich an Marokko desinteressiere, und diese Erklärung muß die Grundlage Ihrer Instruktion für den Posten sein.“ Aus unserm Gespräch schöpfte ich den Eindruck, der sich später bei längerer Bekanntschaft nur vertiefte, daß Holstein zu dem im Auswärtigen Dienste merkwürdig häufigen Typus gehörte, der in Wirklichkeit tatenscheu ist, dabei geistvoll und niemals glänzender redet, als wenn es sich darum handelt, mit einem wahren Feuerwerk von tiefgründigen politischen Erwägungen, geheimen Nachrichten und psychologischen Schlüssen nachzu-

[73] „großen“ gestrichen.

[74] Das Memorandum ist an entsprechender Stelle der „Großen Politik der Europäischen Kabinette“ (Bd. 19) nicht veröffentlicht. Auch eine Autopsie der ersten zehn Bände betreffend den Russisch-Japanischen Krieg im PA Berlin (Japan RZ 201/18749–18758) ergab keinen Fund. Holstein selbst hat aber eine Reihe von eigenen Aufzeichnungen zum Ausbruch des Krieges verfaßt, die in der GP abgedruckt sind: Bd. XIX, S. 30–33, 35–38, 46–52, 73–77. Es ist möglich, daß Kühlmanns Memorandum hier Eingang gefunden hat.

[75] Alfons XIII. (1866–1941), König von Spanien 1902–1931. – Die im folgenden erwähnte Zusammenkunft in Vigo fand am 16. März 1904 statt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

weisen, warum gerade der gegenwärtige Moment zum Handeln ungeeignet sei. Man müsse noch dies und jenes abwarten, dies und jenes reifen lassen.

Jedenfalls war der Empfang sehr gnädig ausgefallen. Schon das Faktum, daß Holstein einen jungen Legationssekretär empfing, war ungewöhnlich, und ich zog guten Mutes auf den neuen Posten, ohne bestimmtes Programm, denn ich sollte mir erst einmal die Verhältnisse an Ort und Stelle ansehen und dann entsprechend handeln.

Meiner Gewohnheit gemäß hielt ich mich auf der Ausreise ein paar Tage in Paris auf, dieser schönen und liebenswürdigen Stadt. Aus meinen Regimentstagen in Bamberg her war ich mit der Familie Winterfeldt befreundet, denn Detlof von Winterfeldt[76], der Sohn der noch im Alter gut aussehenden Botschafterin Gräfin Alvensleben, hatte die schöne Manna von Rothenhan heimgeführt, die wir im Regiment alle gleichmäßig[77] glühend verehrten. Als Attaché in Berlin hatte ich die möblierte Wohnung der verwitweten Generalin von Winterfeldt inne, die später als Gräfin Alvensleben meine Chefesse in Petersburg werden sollte. In Paris führte mich der Weg in das Atelier des jüngsten Sohnes, Sigi von Winterfeldt[78], der, wegen schwacher Lunge zum Militärdienst unfähig, auf Liebermanns Rat in Paris Malerei studierte. In seinem Malzimmer hing das Portrait eines schönen dunkeläugigen ernsten Mädchens, das mir sogleich auffiel. Auf meine Frage erklärte er mir, dies sei Marguerite von Stumm, die, mit ihrer Mutter in Paris, gleichfalls Kunst studiere und im Begriffe stehe, einen Ausflug nach Madrid zu machen[79]. Schöbe ich meine Reise einen oder zwei Tage auf, so könnte ich mit den Damen zusammen reisen. Dies ließ sich nun leider nicht ermöglichen, immerhin war die Aussicht verlokkend, die Damen in Madrid noch zu sehen.

Der Süd-Expreß brachte mich nach Madrid, wo in dem hübschen Botschaftshotel Castillana Quattro Herr von Radowitz mit seiner Gattin eine liebenswürdige und geistvolle Geselligkeit entfaltete[80]. Radowitz galt als einer der diplomatischen Leuchten seiner Epoche, arbeitete am Berliner Kongress mit, stand aber nach dem Sturz Bismarck's im Verdacht, zu den Getreuen des

[76] Sigismund Detlof von Winterfeldt (1867–1940), Hauptmann; Militärattaché an der deutschen Gesandtschaft in Brüssel 1901–1905; danach u. a. als Major Militärattaché in Paris 1909–1914; als Generalmajor Mitglied der deutschen Waffenstillstandskommission in Compiègne 1918. Er war seit 1896 verheiratet mit Marianne Freiin von Rotenhan (1873–1940) und zweitjüngster Sohn der dann genannten: Pauline von Alvensleben (1845–1914), verwitwete von Winterfeldt, geb. von Roeder; verheiratet 1897 mit Friedrich Johann von Alvensleben (1836–1913), Botschafter in St. Petersburg 1901–1905.

[77] „warm und" gestrichen.

[78] Karl Heinrich Sigismund von Winterfeldt (geb. 1869), Kunstmaler. – Der im folgenden genannte: Max Liebermann (1847–1935), deutscher Maler, Vertreter des Impressionismus.

[79] Marguerite Ulrike Ludowika Henrietha Freiin von Stumm (1884–1917) war die Tochter des Industriellen Hugo (ab 1888: Freiherr von) Stumm (1845–1910), Erbauer von Schloß Ramholz, und Ludovica von Stumm, geb. von Rauch (1866–1945). Sie und Richard von Kühlmann heirateten am 23./24. Januar 1906.

[80] Joseph Maria von Radowitz (1839–1912), Botschafter in Konstantinopel 1882–1888, Madrid 1892–1908. – Seine Frau: Nadine von Radowitz (1840–1912), geb. Ozerov (gebürtige russische Staatsangehörige).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

eisernen Kanzlers gehört zu haben. Er mußte deshalb Konstantinopel mit dem viel stilleren und diplomatisch weniger wichtigen Madrid vertauschen, ein Schatten leiser Ungnade blieb über seinem Haupte schweben. Madrid war mir neu; insbesondere die Sammlungen des Prado rissen mich zur höchsten Begeisterung hin. Könige haben eben doch anders gesammelt als Galeriedirektoren, und Karl V.[81] und seine Nachfolger hatten das Glück, die größten Meister der Welt als Hofmaler zu besitzen. Bald trafen auch die erwarteten beiden Damen ein. Das schöne Mädchen mit den dunklen,[82] merkwürdigen Augen und der ehrlichen Begeisterung für Kunst und Künstler gefiel mir außerordentlich. Wir zogen die ganzen Tage zusammen umher, in Galerien, zum Escorial, nach Toledo, und es entwickelte sich rasch zwischen uns eine warme und aufrichtige Freundschaft. Doch die Pflicht rief. Ich verließ Madrid und traf an einem Sonntag vormittags in Tanger ein, das ich bis zum Sommer 1905 nicht mehr verlassen sollte[83].

3. Marokko (April 1904 – Juli 1905)

Tanger liegt Gibraltar gegenüber, an einem strategisch entscheidenden Punkte des Mittelmeeres, denn die Enge ist hier nur 14½ km breit, und deutlich zeichnen sich, schaut man von Gibraltar südwärts, die Berge von Tarifa durch den Dunst ab[84]. Ein Nachteil Tangers ist stets der Mangel eines geschützten Hafens gewesen. Als die Engländer, auf der Suche nach einem beherrschenden Punkt ganz am Eingang des Mittelmeeres, sich im Jahre [1662][85] in Tanger festsetzten, bauten sie sogleich eine feste Mole. Doch als sie später durch die ununterbrochenen Angriffe der umliegenden Stämme sich zur Aufgabe von Tanger veranlaßt sahen, sprengten sie die Dammbauten. Das Werk war aber so vortrefflich ausgeführt, daß die Sprengung nur unvollständig gelang und die Überreste des englischen Bauwerkes zu meiner Zeit in Tanger

[81] Karl V. (1519–1556), Kaiser 1530–1556.

[82] „sehr“ gestrichen.

[83] Laut offizieller Meldung an das Auswärtige Amt traf Kühlmann am 28. April 1904, einem Donnerstag, in Tanger ein, vgl. Mentzingen an Bülow, 28. April 1904 (PA Berlin, P1/8244). Daß er seinen Posten dort erst über ein Jahr später verließ, ist nur in dem Sinne korrekt, daß Kühlmann in dieser Zeit keinen Heimaturlaub antrat. Tanger selbst jedoch verließ er mindestens zweimal. Mitte September ging der Diplomat, da er erkrankt war und Luftveränderung benötigte, acht Tage zur Erholung nach Spanien, vgl. Mentzingen an AA, 19. September 1904 (ebd.). Außerdem begleitete Kühlmann den Kaiser im Anschluss an seine Tanger-Landung am 31. März 1905 nach Gibraltar, vgl. unten S. 144 f. und S. 155–157.

[84] Vgl. zu diesem Kapitel auch: Kühlmann, Erinnerungen, S. 198–260.

[85] Auf einem einliegenden Zettel sind handschriftliche, chronologisch ungeordnete Notizen zu Tanger und Marokko festgehalten: „April 11 Agadir/4. November 1911 Kiderlen Abkommen./Gibraltar 1704 von Engländern besetzt, 1729 abgetreten./Mauren landen 710/ Straße 14 ½ km breit/Madrider Convention vom 3. Juli 1880/Tanger mit 373 qum großer Zone internationalisiert/8 Jahrhunderte Araber Portugal 1662–84 englisch/16. Januar 1906 Algeciras./49000 Einwohner/spanisch-französischer Vertrag von Tanger 27. November 1912/3. Oktober 1904 französisch-spanischer Vertrag/17. Juli 1928 Frankreich Großbritannien Spanien und Italien“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

immerhin noch für den inneren Hafen ein wenig Schutz gewährten. Vom Landungsplatz in Tanger steigt der Stadtberg steil vom Meer aus empor; schmale, glatte, gepflasterte Gassen führen zu dem großen, offenen Marktplatz, dem Suk, hinauf. Am Suk lag, umgeben von einem großen, parkartigen Garten, die deutsche Gesandtschaft, höher oben die englische. Mein Hotel, „Ville de France" geheißen, erhob sich, ein schneeweißer Würfelbau, hoch über dem Gewühl des Marktes. Täglich führte mich mein Weg mehrmals durch das Getümmel, das mit Pferden und Eseln, Kamelen und Maultieren, verschleierten Weibern und nußbraunen Riffkabylen und malerischen Umhängen ein anziehendes Bild orientalischen Lebens bot.

Der Gesandte war ein liebenswürdiger Badenser, Freiherr von Menzingen [sic], blond, mit etwas spärlichem Haar[86]. Seine Frau, eine stattliche[87] dunkle Belgierin, Comtesse de Liedekerke. Beide waren sehr fromme Katholiken, und eine Menge hübscher Kinder spielten im Parke. Menzingen war ein geschulter, sehr, vielleicht zu fleißiger Diplomat. Leider hat es ihm vielleicht zu Zeiten an Weitblick gefehlt und an der Lust, auf eigene Faust weitgehende Verantwortung zu übernehmen. Wenn immer politische Dinge zu großen Entscheidungen drängen, wird der Auslandsvertreter sehr häufig sich eine Linie für sein Verhalten festlegen müssen und es darauf ankommen lassen, ob es ihm gelingt, die maßgebenden Stellen in der Heimat für seine Anschauung zu gewinnen.

Ich habe mit meinem damaligen Chef keine Konflikte[88] gehabt, habe aber, als ich sah, daß er in einer wenig glücklichen[89] Politik sich festrannte, von der ich mir Erfolg nicht versprechen konnte, versucht, durch gelegentliche Gespräche mit ihm, seiner Gattin und seiner klugen Schwiegermutter[90] Anregungen und Bedenken mitzuteilen. Ich war aufrichtig betrübt, als ich sah, daß die von ihm eingeschlagene Linie die deutschen Interessen nicht fördern konnte und seiner Karriere schaden müsse[91].

Als Frankreich durch den Wiener Frieden nach dem Sturz Napoleons[92] in Europa abgeriegelt war und die Hoffnung auf Expansion nach Osten auf dem europäischen Kontinent geschwunden war, wandte sich die nie ruhende Energie der Nation der Marseille gegenüberliegenden afrikanischen Küste zu. In wechselvollen Kämpfen wurde vor genau hundert Jahren Algier erobert, später

---

[86] Friedrich Freiherr von und zu Mentzingen (1856–1922), Gesandter in Tanger 1899–1906 (seit 26. Oktober 1904 auf Urlaub). – Auf einem einliegenden Zettel, betitelt „Memoiren, Marokko", ist notiert: „Frhr. von Mentzingen, geb. 1856, verm. in zweiter Ehe mit G[rä]fin Regina Liedekerke. Belgierin": Régine Comtesse de Liedekerke (1870–1941), gebürtige belgische Staatsangehörige.

[87] Geändert aus: „schöne".

[88] Ursprünglich: „Meinungsverschiedenheiten".

[89] Ursprünglich: „einer gewissen".

[90] Hélène Comtesse de Liedekerke (1847–1923), geb. de Ferrière le Vayer; verheiratet mit Èdouard de Liedekerke (1831–1923).

[91] Gestrichen wurde der Satz: „Er war, glaube ich, nach seinem damaligen Rücktritt nicht wieder in den Reichsdienst zurückgekehrt."

[92] Napoleon I. (1769–1821), Kaiser der Franzosen 1804–1814/15.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

auf dem Berliner Kongreß die Besetzung von Tunis[93] vorbereitet, immer weiter gegen Süden ausgreifend, die Grenzen dieser beiden Staaten bis nach Mittelafrika vorgetragen. Das reiche Marokko hatte schon lange die Blicke Frankreichs auf sich gezogen. Solange englische Opposition ungeschwächt bestand, war an einen wirklichen Erwerb Marokko's nicht zu denken. Nachdem es durch den Vertrag des Jahres 1904 nicht nur gelungen war, den englischen Widerstand zu besiegen, sondern dieser Vertrag zugleich ein englisch-französisches bündnisartiges Verhältniß[94] zur Durchführung der darin vorgezeichneten Transaktionen schuf, glaubte die französische Politik, nun sich etwas größere Bewegungsfreiheit verstatten zu dürfen. Daß sie hie[r]bei ohne Deutschland rechnete und es unterließ, auch die deutsche Zustimmung zu erkaufen, war ein schwerer Fehler der Delcassé'schen Politik, der Europa in große Unruhe stürzte und in verschiedenen[95] Beziehungen eine Vorstufe zum Weltkriege bildete.

Schon nach kurzem Studium der Lage wurde es mir klar, daß deutscher Handel und deutsche Unternehmungen in Marokko erhebliche Bedeutung gewonnen hatten und daß wir durch Abmachungen mit Frankreich für diese deutschen Interessen Sicherung zu gewinnen Interesse hatten[96], über die Sicherungen hinaus, welche uns unser Vertrag mit der scherifischen Regierung gewährte. Ich schrieb in diesem Sinne einen Bericht, den Herr von Menzingen an das Auswärtige Amt weiterleitete[97]. Der Grundgedanke meiner ganzen späteren Politik in Marokko ist in diesem Bericht in nuce bereits[98] enthalten; unsere Stellung in dem Land durch Abmachungen mit Frankreich auch für eine spätere Zukunft, wenn der Einfluß Frankreichs tatsächlich vorwiegend werden sollte[99], zu sichern und zu verankern. Zunächst lag keinerlei Anzeichen dafür vor, daß Frankreich sich mit uns in ein Gespräch über Marokko einzulassen wünsche. Ich begann sofort ein eingehendes Studium der ganzen Frage, sowohl nach ihrer historisch-juristischen als nach ihrer wirtschaftlichen Seite hin. Ein tückischer Zufall spielte mir von dem Buche „La France et la Tunisie" gerade das Exemplar des französischen Gesandten, Saint René Taillan-

[93] Eroberung von Algier: 1830; Berliner Kongreß: 1878; Besetzung von Tunis: 1881.

[94] Ursprünglich: „englisch-französisches Bündnis". Gemeint ist das Kolonialabkommen über Ägypten und Marokko vom 8. April 1904 (Entente cordiale).

[95] Ursprünglich: „in den verschiedensten".

[96] Ursprünglich: „Sicherung gewinnen mußten". Auf zwei einliegenden Blättern notierte Kühlmann zudem noch: „Handel Deutschland an dritter Stelle, sehr entwicklungsfähig." Die Blätter enthalten im übrigen eine Auflistung etlicher Namen von Diplomaten, mit denen es Kühlmann in den Jahren an seinen verschiedenen Einsatzorten in den Jahren 1904–1909 zu tun hatte, die aber ohne weiteren inhaltlichen Belang ist und deshalb hier nicht abgedruckt wird.

[97] Möglicherweise wollte Kühlmann diesen Bericht mit abdrucken, denn einliegend in dieser Manuskriptseite findet sich ein kleiner Zettel „Einschaltung", der jedoch nicht eindeutig einer Textstelle zugeordnet ist. – Der Bericht ist unten in Teil II, S. 561 regestiert.

[98] „klar" gestrichen.

[99] Ursprünglich: „vorwiegend geworden sein würde".

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

dier[100], in die Hände, in dem dieser in kurzen, aber charakteristischen Randnoten die Anwendungsmöglichkeiten der seinerzeit in Tunis befolgten Politik auf Marokko ausgeführt hatte. Im Gegensatz zu der algerischen Politik Frankreichs, welche mit Gewalt die Staatsmaschine des Eingeborenenstaates vollkommen zerschlug und infolgedessen nur mit ungeheuren Reibungen und fast unüberwindlichen Schwierigkeiten durchgeführt werden konnte, hatte das tunesische System den Bey[101] und die ganze eingeborene Verwaltung des Landes unverändert übernommen, der französische Einfluß machte sich nur beratend bei den obersten Spitzen geltend. Ähnliches schwebte in Marokko, dies war aus den Randbemerkungen deutlich zu ersehen, dem trefflichen französischen Gesandten vor, der mit seinem viereckig geschnittenen schwarzen Barte, seinem stets sachlichen, aber trüben Ernst und seiner pünktlichen Gewissenhaftigkeit mehr dem Ideal eines vorzüglichen Verwaltungsbürokraten glich als dem eines Diplomaten auf besonders exponiertem und gefährdeten Posten. Seine gescheite, ehrgeizige Frau suchte aus ihm zu machen, was zu machen war, hat es aber nicht verhindern können, daß seine Mission in Marokko mit einem Fiasco endigte. Sie hat ihren Gatten überlebt und ein in Frankreich viel beachtetes Buch über Henry IV veröffentlicht[102].

Unter dem ernsten und trübe[103] dreinschauenden Gesandten dienten zwei jüngere Herren: der Graf de Saint Aulaire[104], sehr aristokratisch, etwas hochmütig und von studierter Kühle als erster Sekretär, und Graf Chérisey als zweiter, mit dem mich eine persönliche Sympathie verband, die Freundschaft nicht unähnlich war. Beide Diplomaten hatten reizende Frauen, mit denen die Reitwege um die Stadt herum auf guten Pferden zu durchjagen sicherlich zu den angenehmsten Momenten des marokkanischen Aufenthaltes gehörte. Graf de

[100] Georges Saint-René Taillandier (1852–1942), französischer Gesandter in Marokko 1901–1906. – Das genannte Buch (vielleicht nur ein Aufsatz oder eine Flugschrift oder eine Publikation mit ähnlichem Titel) konnte weder im Karlsruher virtuellen Katalog noch in der Bibliothèque Nationale, Paris, ermittelt werden.

[101] Beys von Tunis waren in diesen Jahren: Ali III. ben Hussein (1817–1902), Bey 1882–1902; Mohamed el-Hadi (1855–1906), Bey 1902–1906.

[102] Die letzten beiden Sätze sind eine spätere handschriftliche Ergänzung, die genannte Publikation war offensichtlich erst nach Abfassung des Basistextes erschienen. Madeleine Saint-René Taillandier (1865–1959), geb. Chevrillon; Historikerin und Schriftstellerin. Sie schrieb u. a.: Henri IV avant la messe. L'école d'un roi. Paris 1934 (zahlreiche Auflagen und deutsche Übersetzungen); gefolgt von: Le cœur du roi. Henri IV après la messe. Paris 1937. – Taillandier wurde im Juni 1906 nach Lissabon versetzt, vgl. Rosen an Bülow, 12. Juni 1906, PA Berlin, RZ 201/15517. Siehe auch das gleichlautende zeitgenössische Urteil über Taillandier durch den kurz nach Kühlmanns Weggang aus Tanger dorthin berufenen Rosen in seinem Bericht an Bülow, 21. Mai 1907, in: Rosen, Wanderleben, Bd. 1, S. 372 f.

[103] Ursprünglich: „und etwas melancholisch".

[104] Charles de Beaupoil, Comte de Saint-Aulaire (1866–1954), Erster Sekretär an der französischen Gesandtschaft in Tanger 1902–1909; nach dem Krieg Botschafter in London 1920–1924; verheiratet mit Marguérite-Henriette (1878–1970), geb. Balny d'Avricourt. Der im folgenden genannte: René de Chérisey (1860–1945), Zweiter Sekretär an der französischen Gesandtschaft in Tanger ca. 1901–ca. 1906; verheiratet mit Elisabeth van de Woestyne (1875–1909).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Saint Aulaire galt im französischen Dienste für eine große Nummer und hat es nach verhältnismäßig kurzer Zeit zum Botschafter in London gebracht. Persönlich bin ich mit ihm nach Marokko nicht mehr in Fühlung gekommen. Mit dem Grafen Chérizey [sic] führte mich die weitere Entwicklung der marokkanischen Sache noch öfters zusammen. Trotz meiner häufigen Besuche in[105] Paris habe ich auch ihn in den letzten Jahren aus dem Auge verloren[106].

Nach der ganzen Lage mußte die Presse für mich in Marokko von entscheidender Bedeutung sein, denn die öffentliche Meinung in Europa und speziell in Deutschland bildete sich bei dem Mangel jeglicher anderer Informationsquellen im wesentlichen aus Presseberichten.

Wie an so vielen anderen entscheidenden Punkten des Orients war auch in Tanger unter den Journalisten der „Times"-Korrespondent bei weitem die wichtigste Persönlichkeit. Walter Harris[107], ein langer, hagerer Engländer mit kurzgestutztem Henri-Quatre-Bart, war schon seit Urzeiten in Marokko, kannte jeden Menschen vom Sultan bis zum Eseltreiber persönlich und war, wie dies solchen Auslandsengländern häufig geschieht, mit seinem Adoptionslande auch gefühlsmäßig völlig verwachsen. Er hat in der englischen Marokkopolitik[108] eine einflußreiche Rolle gespielt und gestaltete durch seine Telegramme an das führende englische Weltblatt ziemlich souverän die Weltmeinung über das Scherifenreich. Er hatte sich am äußersten Rande der Bucht von Tanger, ganz nahe an dem Gebirge, das die räuberischen und unzuverlässigen Andjera-Stämme bewohnten, in rein maurischem Geschmack ein palastartiges Haus gebaut. Er konnte dieses aber gerade in der kritischen Zeit wegen Reibungen zwischen der scherifischen Regierung und den Rifkabylen nicht bewohnen und hauste meistens auf dem sogenannten Marchan, einem Plateau der inneren Stadt, auf dem die Häuser der wohlhabenden Tangeriner standen. Harris, zu klug und zu vorsichtig, um sich zur offiziellen Politik seines Landes in offenen Widerspruch zu setzen, war mit der Preisgabe Marokkos an Frankreich innerlich keineswegs einverstanden und griff begierig nach jedem Strohhalm, von dem er sich Vereitlung des verhassten Projektes versprach. Gelang es der sich später abzeichnenden deutsch-spanischen Offensive, Marokkos Unabhängigkeit zu erhalten, so war das Geschäft Englands in der Tat glänzend: Es hatte seinerseits Handlungsfreiheit in Ägypten gewonnen, die von unschätzbarem Werte schien, hatte seinen Teil des Paktes in Bezug auf Marokko ehrlich erfüllt, sah aber durch den Widerstand Dritter die Unabhängigkeit Marokkos bewahrt – ein keineswegs unwillkommenes Ergebnis. Häufig kam des Morgens der lange, hagere Harris auf einem seiner hochbeinigen Pferde an, um die Lage

[105] Ursprünglich „Berührungen mit". Das „mit" wurde von Kühlmann nicht geändert, ist aber aus sprachlichen Gründen zu „in" verändert worden.

[106] Aus der handschriftlichen Seitenbemerkung „Engländer einschalten" ist zu entnehmen, daß Kühlmann noch die englische Botschaft unter Sir Arthur Nicolson vorstellen wollte.

[107] Walter Burton Harris (1866–1933), Reiseschriftsteller; Korrespondent der „Times"; lebte seit 1886 in Tanger; schrieb u. a.: Morocco That Was, Edinburgh/London 1921 (mehrere Nachdrucke).

[108] „sicher" gestrichen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

zu besprechen oder Neuigkeiten mitzuteilen, von denen er immer überfloß. „Das wirkliche Marokko existiert für die Außenwelt überhaupt nicht“, war eine seiner Lieblingsredensarten. „Marokko ist eben nur das, was wir in unseren Depeschen daraus zu machen belieben.“

Während der ganzen Aktion in der marokkanischen Frage konnten wir uns aus den angeführten Gründen auf Harris verlassen: Die Unterstützung eines Weltblattes wie der „Times“ kam bei dem schwierigen Schachspiel keineswegs ungelegen. Die französische Presse hatte allerlei Korrespondenten in Tanger; wichtig war hauptsächlich der Vertreter der Agence Havas, Monsieur Vaffier-Pollet[109], ein ehemaliger Marineoffizier von guten Formen und anständiger Gesinnung. Auch mit ihm hielt ich gute[110] Fühlung, sodaß kaum eine wichtigere Meldung an die französische Depeschenagentur ging, die wir nicht vorher zu besprechen Gelegenheit hatten.

Die deutsche Öffentlichkeit hatte an Marokko in den dem anglo-französischen Pakte vorangehenden Jahren sehr lebhaftes Interesse nicht genommen. Ich betonte sogleich bei meiner Übernahme des Postens, daß ich unbedingt dort einen gewandten und zuverlässigen deutschen Pressevertreter brauchte. Holstein stimmte mir zu, und die „Kölnische Zeitung“ entsandte Herrn Dr. Hornung, früher in London tätig, einen jüngeren, in vielen Sätteln gerechten Herrn[111]. Er schrieb außer für die „Kölnische Zeitung“ auch noch für die „Weserzeitung“ und für die in London in deutscher Sprache erscheinende „Finanzchronik“, die von den zahlreichen deutschen Elementen der Londoner City gelesen und beachtet wurde. Auch mit der übrigen deutschen Presse wurde[112] Fühlung hergestellt. Den Bemühungen Dr. Hornungs ist es mit[113] zuzuschreiben, wenn ein besseres Verständnis für marokkanische Probleme und ein ernsterer Wille, sie angemessen zu behandeln, in Deutschland an Boden gewannen.

---

[109] Nicht weiter identifiziert.

[110] Geändert aus: „enge“.

[111] August Hornung, Korrespondent in Marokko 1902–1904, ca. 1907 – ca. 1919 (keine Lebensdaten ermittelt). – Ob diese beiden Sätze so interpretiert werden können, daß Kühlmann auf die Entsendung konkret von Hornung Einfluß nahm, erscheint eher fraglich, denn Mentzingen meldete erst rund ein Vierteljahr nach Kühlmanns Unterredung mit Holstein das Eintreffen des Journalisten in Tanger, der zudem schon früher von dort berichtet und enge Verbindungen zur Gesandtschaft gepflegt hatte. Vgl. Mentzingen an Bülow, 7. Juli 1904, PA Berlin, RZ 201/1210, S. 131: „Der mir aus London empfohlene Journalist August Hornung ist hier eingetroffen, um als Korrespondent der Kölnischen Zeitung, der Weserzeitung und der Finanzchronik tätig zu sein. Hornung war schon im vorigen Jahre längere Zeit hier und hat sich durch seine ruhig und sachlich geschriebenen Artikel und der Gesandtschaft freundliche Gesinnung im Gegensatze zu anderen Zeitungskorrespondenten vorteilhaft bemerkbar gemacht. Er hat mich gebeten, sich manchmal Informationen bei mir holen zu dürfen. Euerer Exzellenz hohes Einverständnis voraussetzend, werde ich dieser Bitte entsprechen.“ Daß mit „aus London empfohlen“ auf eine Einflußnahme des zuvor an der dortigen Botschaft tätigen Kühlmann angespielt wird, ist sehr unwahrscheinlich, zumal wenn Kühlmann diese Angelegenheit persönlich mit Holstein besprochen haben will.

[112] „enge“ gestrichen.

[113] Ursprünglich: „es im wesentlichen“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Vieles war in Marokko faul. Die Autorität des Sultans[114] war keineswegs gefestigt, und die halb anarchischen Zustände, die sich daraus ergaben, mußten gefährliche Zwischenfälle herbeiführen[115], wo immer europäische Siedler mit diesen ungeordneten und gesetzlosen Verhältnissen in Berührung kamen. Ein geborener Grieche, namens Perdikaris[116], amerikanischer Untertan, ein wohlhabender Kaufmann, schon hoch betagt, wurde aus seiner Villa unmittelbar vor den Toren Tangers entführt, um Lösegeld zu erpressen. Der Entführer war ein Bandenhäuptling namens Raisuli, der, wie wir dies auch an alttestamentarischen Vorbildern ersehen können, durch Schlauheit, Rücksichtslosigkeit und Umsicht sich wachsenden Einfluß über eine größere Stämmegruppe verschafft hatte und nun, vollkommen unbekümmert um die pekuniär stets bedrängte, wenig aktionsfähige scherifische Regierung, raubte und brandschatzte, wo immer ihm dies möglich schien. Die Entführung Perdikaris' machte, von der Presse genügend aufgebauscht, in der ganzen Welt ungeheures Aufsehen und hat wesentlich dazu beigetragen, die Marokkoaffaire rasch ins Rollen zu bringen. Perdikaris und die Seinen kamen mit heiler Haut davon; immerhin war der Welt im Ganzen klar geworden, daß die Zustände in Marokko dringend nach Besserung schrien. Die Franzosen erkannten, daß, wenn sie die von England eingeräumte freie Hand nicht bald zu positiven Reformen ausnützten, diese Blankovollmacht schnell an Wert verlieren würde. Sie rüsteten sich offensichtlich, durch eine besondere Mission nach Fez so scharfen Druck auf den Sultan auszuüben, daß dieser einer sogenannten großen Reformaktion zustimme, die angeblich seinem Lande Frieden und Blüte zurückbringen sollte, im wesentlichen aber den Zweck verfolgte, das Scherifenreich ganz in die Hand Frankreichs zu geben und den Sultan auf den Rang eines mediatisierten, politisch und pekuniär vollkommen abhängigen Vasallen h[e]rabzudrücken, wie es etwa der Bey von Tunis war. In dem Maße, als diese französischen Bestrebungen immer unverhüllter zu Tage traten, sah sich die Sultans-Regierung nach Hilfe von anderer Seite um, und es war klar, daß ihre Hoffnungen sich auf Deutschland richteten, hinter dem Spanien, wenn auch vorsichtig, aufzumarschieren schien. Der junge, fähige und ehrgeizige deutsche Konsul in Fez, Dr. Vassel[117], verstand es, sowohl zum Sultan selbst als auch zum Außenminister Ben Sliman ein gepflegtes und vertrauensvolles persönliches Verhältnis herzustellen. So baute sich allmählich die Maschinerie für eine Aktion auf, wenn [sic] immer man die Zeit für eine solche gekommen

[114] Abd al-Aziz (ca. 1878–1943), Sultan von Marokko 1894–1908.

[115] Ursprünglich: „mußten zu gefährlichen Zwischenfällen ausarten".

[116] Ion Hanford Perdicaris (1840–1925), amerikanischer Schriftsteller und Künstler; geboren in Griechenland; wohnte seit den 1880er Jahren in Marokko; wurde im Mai 1904 von dem Stammesführer Mulai Ahmed er Raisuni / el-Raisuli (1871–1925) gekidnappt; die USA sandten daraufhin Kriegsschiffe nach Marokko; Pardicaris konnte im Juni 1904 in die USA zurückkehren.

[117] Philipp Vassel (1873–1951), Konsul in Fez 1904–1911. – Sein Sohn veröffentlichte: Berlinische und marokkanische Erlebnisse meines Vaters 1873–1911, hrsg. v. Klaus Vassel, Aachen 1975. – Der im folgenden genannte: Abdelkrim ben Sliman († ca. 1908), Außenminister Marokkos 1900–1908.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

erachtete. Spanien gegenüber hatte es Frankreich für notwendig befunden, das Désintéressement für seine Marokkoaktion zu erkaufen. Nur Deutschland gegenüber lehnte es Delcassé in verbittertem Hochmut ab, denselben, an sich selbstverständlichen Schritt zu tun. Spanien hatte durch den Vertrag vom 3. Oktober 1904, der zum Teil geheim blieb und der in seinem vollen Wortlaut erst viel später der Öffentlichkeit bekannt wurde[118], zwar gewisse Konzessionen erzielt, aber viel stärker noch als bei den Engländern war bei den Spaniern der Wunsch maßgebend, die marokkanische Unabhängigkeit zu erhalten.

Der Franzose ist kein wirklicher Kolonisator. Dies ergibt sich schon daraus, daß das französische Mutterland keinen verfügbaren Menschenüberschuss hat. Genau wie in Tunis das Gros der wirklich erdnahen, eingewanderten Bevölkerung aus Italienern besteht – daher der unermüdliche, stille, unterirdischer Kampf um den Einfluß in Tunis zwischen Italien und Frankreich – besteht die niedere Bevölkerung im westlichen Teil Algeriens, der Provinz Oran, und in Marokko vorwiegend aus eingewanderten Spaniern, die, zäh, anspruchslos und kinderreich, in jämmerlichen Hütten auf winzigen Landfetzen sich ansiedeln und mehr und mehr mit dem Boden verwachsen. Für Spanien war bei seiner geographischen Lage Marokko immer ein zukunftsreiches Expansionsgebiet. Es war ohne weiteres klar, daß Deutschland, wenn es als Anwalt der Unabhängigkeit Marokkos auftrat, auf tätige, wenn auch nicht offen eingestandene Sympathien Spaniens rechnen durfte. Der spanische Gesandte, Dr. Cologan[119], ein liebenswürdiger, erfahrener Diplomat, trug diesen Anschauungen weitgehend Rechnung, ist aber später, wohl unter französischem Druck, aus Tanger wegversetzt worden.

In Tanger wurden, alter Gepflogenheit gemäß, eine Menge kleiner, laufender Angelegenheiten durch die Vertreter des diplomatischen Korps direkt erledigt, und da der Spanier Doyen war, konnte er viel seinen Wünschen gemäß gestalten. Diese Wünsche stimmten mit den französischen merkwürdigerweise niemals überein, und in vielen kleineren Fragen mußten die Franzosen Niederlagen einstecken, die sie ärgerten.

Die französischen Pläne zur Gewinnung des maßgebenden Einflusses in Marokko waren einfach. Dem Sultan, der sich in ständiger Geldverlegenheit befand, dessen Steuern nicht eingingen, wenn sie nicht durch bewaffnete Expeditionen eingetrieben wurden, und dessen tatsächliche Herrschaft sich auf einen geringen Teil des Landes erstreckte, sollte durch pekuniäre Unterstützung das Rückgrat gestärkt werden. Algerische Mohamedaner sollten, planmäßig in die Truppen eingestreut, dieselben allmählich auf die Höhe moderner Kampfkraft bringen. Die „friedliche“ Durchdringung sollte ganz still und geräuschlos vor sich gehen. Am Ende der Operation stand als Ziel ein Vertrag, durch welchen der Sultan Frankreich die Wahrnehmung seiner äußeren Politik übertragen sollte. Dieses Instrument hätte den Abschluß und die Krone der

[118] Text des Vertrags zwischen Spanien und Frankreich über Marokko in: CTS 196 (1904) S. 353–356.

[119] B. J. Cologan, spanischer Gesandter in Tanger 1902–1905 (Lebensdaten nicht ermittelt).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

friedlichen Eroberung Marokkos gebildet. Der Plan war an sich nicht schlecht. Jedenfalls baute er sich auf den in Algerien und in Tunis gesammelten Erfahrungen auf. Es war aber außerordentlich einfach vorauszusehen, daß der Sultan sich diesem langsamen Aufsaugungsverfahren nicht gutwillig fügen, sondern seinerseits alles versuchen würde, um Anlehnung an fremde Mächte zu gewinnen und mit deren Hilfe der drohenden Umklammerung sich zu entziehen. Es war klar, daß hierfür Deutschland in erster Linie in Betracht kam. Kaiser Wilhelm II. hatte durch die berühmte Fahrt zum Grabe Saladins[120], durch sein stets gepflegtes freundschaftliches Verhältnis zum Groß-Sultan der Türkei, immer besonderes Interesse und besondere Vorliebe für die mohamedanische Welt bekundet. Ein militärischer, moralischer und politischer Machtzuwachs Frankreichs konnte ihm durchaus nicht gelegen kommen. Nichts war natürlicher, als daß sich zwischen dem jungen thatenlustigen[121] Konsulatsvertreter Dr. Vassel und dem Außenminister des Sultans Abd el Krim Ben Sliman ein Zustand engerer Fühlungnahme herausbildete, der jeden Augenblick in politische Intimität übergehen konnte. Die Entwicklung, welche die Dinge tatsächlich genommen haben, bewies aufs klarste, wie töricht Delcassé gehandelt [hatte], als er, statt sich auf das große und wichtige Ziel, die Einverleibung Marokkos, zu beschränken, derselben Aktion noch eine viel weitergehende Bedeutung verleihen wollte, indem sie der Welt die Machtlosigkeit und Isolierung Deutschlands vor Augen führen sollte.

Je mehr ich mich in dem relativ stillen Tanger, wo es an Muße nicht fehlte, mit dem wirklichen Zustand der Dinge vertraut machen konnte, desto stärker wuchs in mir die Überzeugung, daß es für Deutschland notwendig sei, zu einem Vertrage mit Frankreich über die marokkanische Angelegenheit zu gelangen. Dieser Vertrag sollte, ohne es auszusprechen, den Grundsatz anerkennen, daß wesentliche Verschiebungen auf kolonialem Gebiet da, wo Deutschland Vertragsrechte besaß, unter Beiseitesetzung und Ignorierung deutscher Interessen von diesem nicht geduldet werden könnten. Für die spät geeinte und bei der Verteilung der Welt zu spät gekommene mitteleuropäische Großmacht war es eine Lebensfrage, zu einem Kolonialreich zu gelangen, das der Ausdehnung, dem Tatendrang und dem Bevölkerungsüberschuß Mittel-Europas entsprach. Fürst Bismarck hatte viele entsprechende Grundlagen gelegt. Aufgabe der gegenwärtigen Generation war es nach meiner Auffassung, diese Grundlagen zu einem großen lebensfähigen Kolonialreich auszubauen. Die Errichtung eines großen deutschen Kolonial-Reiches war zugleich eine wesentliche Garantie für die Erhaltung des Weltfriedens. Das damalige Deutschland glich einem überheizten Dampfkessel, von dem jeden Augenblick eine Explosion befürchtet werden konnte. Ein Öffnen der Ventile, ein Hineinleiten des überspannten Dampfes in fruchtbare Arbeitsgebiete würden den gefährlich angestiegenen Druck herabgemildert haben.

[120] Beim Palästinabesuch des Kaisers 1898. – Saladin (1138–1193), Sultan von Ägypten und Syrien 1175–1193.

[121] Ursprünglich: „jungen und ehrgeizigen“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Voraussetzung für Schaffung eines solchen großen Kolonialreiches war aber, daß das zu spät gekommene Deutschland bei jeder größeren kolonialen Transaktion die Möglichkeit erhielt, sei es auf dem Wege des Austausches oder der Kombination, einen wichtigen Schritt auf dem Wege kolonialer Erwerbung zu machen. Meiner Überzeugung nach hätte diese Politik, geschickt und biegsam verfolgt, nicht nur unsere Beziehungen zu den Großmächten nicht gestört, sondern eine Reihe von Ententen ermöglicht, die uns aus unserer kontinentalen Isolierung herausgebracht hätten. Es ist mein wenig beneidenswertes Schicksal gewesen, immer an den wichtigsten[122] Punkten für die Verwirklichung dieser Gedankengänge arbeiten zu dürfen, meist gegen schwere und nicht immer faire Widerstände, um dann im entscheidenden Augenblicke sehen zu müssen, wie furchtbare politische Fehler nicht nur das Gewonnene zerschlugen, sondern Deutschland in Versailles in den tiefsten Abgrund von Machtlosigkeit, Schmach und Verarmung stießen. Diese Vorgänge bilden das Leitmotiv der europäischen Geschichte zwischen 1905 und 1914. Vieles dieser Entwicklung ist zwar bekannt, in ihrem Zusammenhang und in ihren tieferen Wirkungen ist Wichtiges aber wohl noch nicht beleuchtet worden.

Für mich ergab sich aus den allmählich sich bildenden Überzeugungen zunächst eine doppelte Aufgabe: Die maßgebenden Stellen in der Heimat, insbesondere Holstein, allmählich für eine aktivere[123] Marokko-Politik zu gewinnen, als sie mir von dem allmächtigen Leiter des Auswärtigen Amtes in der Unterredung vor meiner Abreise vorgeschrieben[124] worden war. Ein wichtiges Hilfsmittel hierfür war der insbesondere in der Presse ständig geführte Nachweis, wie bedeutend unsere wirtschaftliche Stellung in Marokko war, wie stark ihre internationale Verankerung durch die Madrider Konvention[125] sei und wie wenig wir es nötig hatten, uns den Stuhl vor die Türe setzen zu lassen, ohne daß Frankreich[126] auch nur danke sagte. Die Tätigkeit von Harris und andere lokale Einflüsse, die gefühlsmäßig eine französische Durchdringung Marokkos verabscheuten, wirkten alle in demselben Sinne. Ebenso nachhaltig und planmäßig mußte in Frankreich der Boden vorbereitet werden für ein eventuelles deutsches Vorgehen. Einesteils konnte dann eine solche Aktion mehrfach im Wege vertraulicher Warnung angedeutet, nicht als etwas plötzliches oder vom Zaune gebrochenes erscheinen, andernteils war sie geeignet, die Stellung derjenigen zu schwächen und zu untergraben, die stur[127] an dem Gedanken festhielten, man müsse die Marokkofrage benützen, um Deutschland zu isolieren und seine Schwäche der Welt darzulegen. Ich verwandte meine sehr angenehmen und gepflegten gesellschaftlichen Beziehungen zu den verschiedensten französischen Kreisen, zur französischen Presse, zu Sir Arthur Nicolson und

[122] Ursprünglich: „an entscheidenden“, dann zunächst geändert in „an ausschlaggebenden“.

[123] Ursprünglich: „eine aktive“.

[124] Geändert aus: „vorgeschlagen“.

[125] Vom 3. Oktober 1904 zwischen Frankreich und Spanien über Marokko. Text: CTS 196 (1904) S. 353–356.

[126] Ursprünglich: „ohne daß man“.

[127] Ursprünglich: „die starr“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

zur „Times“, um immer wieder darzulegen, wie unweise der von Frankreich eingeschlagene Kurs sei, wie wenig wahrscheinlich es sei, daß Deutschland eine solche Zurücksetzung stillschweigend hinnehmen werde, und wie dringend erwünscht es scheine, zu einem schiedlich friedlichen Abkommen zu gelangen, bevor durch einen Eklat die deutsch-französischen Gegensätze in dieser Frage grell herausträten. Durch meine zahlreichen Beziehungen war ich davon unterrichtet, daß diese freundschaftlichen Warnungen in Paris keineswegs auf unfruchtbaren Boden fielen und daß viele seiner Kollegen wiederholt in Delcassé drangen, er möchte doch diese Äußerungen nicht zu leicht nehmen; ein Kern von Wahrheit scheine darin zu stecken. Delcassé hat alle derartigen Mahner mit hochmütigem Lächeln von sich gewiesen: Die Warnungen in Tanger seien lediglich der Bluff eines ehrgeizigen jungen Mannes; er werde fest auf dem eingeschlagenen politischen Kurse verharren. Ich konnte auf diese Weise feststellen, wie sehr Delcassé durch seine Kurzsichtigkeit den Boden, auf dem er stand, untergraben hatte, so daß bei der ersten wirklich drohenden Geste Deutschlands sein Fall nicht aufzuhalten war.

Während alle diese Fäden still und gleichmäßig sich weiter spannen, versank das äußere Leben Tangers mehr und mehr in sommerliche Stille. Lange Tennis-Partien bald auf der einen oder der anderen großen Gesandtschaft, ein gelegentliches Spiel Polo auf dem von der Sonne steinhart gebackenen Exerzier-Platze, reizvolle Ausflüge und Picknicks in der gottbegnadeten Natur rings um Tanger nach dem Innern des Landes zu wechselten ab. Oft ritt man, wo Colonel Pleydell[128], ein selbst zum halben Marokkaner Gewordener früherer englischer Offizier, mit Sachkunde die Schwarzwild-Jagden leitete. Bewehrt mit den langen Bambusspeeren stürmten die Jäger auf den ausgezeichneten arabischen Pferden durch den halbmannshohen Busch dem flüchtigen Keiler nach. Mancher Schwarzkittel konnte auf die Decke gelegt werden. Wie stets an solchen halb kolonialen Orten fiel dem diplomatischen Korps der Löwenanteil an den gesellschaftlichen Unternehmungen zu. Mensingens [sic] führten trotz beschränkter Mittel ein gastfreies Haus. Nicolson war kein Freund prunkvoller Feste, und auch seine Gattin[129] fand es viel behaglicher, einige Freunde um ihren Teetisch zu versammeln, als großer und lärmender Geselligkeit zu frönen. Der belgische Gesandte, Graf Buisseret[130], ein kleines und schmächtiges Männchen, aber ein ausgezeichneter Reiter und Sportsmann, verstand es, mit seiner hübschen blonden Frau, einer geborenen Amerikanerin, viel Jugend und Leben in dem schönen Park der Gesandtschaft zu versammeln.

[128] Nicht weiter identifiziert.

[129] Mary Catherine Nicolson (1852–1951), geb. Rowan Hamilton; seit 1882 verheiratet mit Sir Arthur Nicolson.

[130] Conrad Comte de Buisseret Steenbecque de Blarenghien (1865–1927), belgischer Gesandter in Tanger 1902–1909; verheiratet 1896 mit Caroline (1870–1914), geb. Scherman Story.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Von den nicht zum diplomatischen Korps gehörigen Häusern verdienen zwei besondere Erwähnung, schon weil man sich größere Kontraste kaum vorstellen konnte. Das eine war ein behagliches deutsches Haus. Herr Rottenburg[131], der Bruder des unter Bismarck zu ansehnlichem Einfluß gelangten Chefs der Reichskanzlei, war als Ingenieur-Offizier nach Marokko gekommen, hatte dort um Verbesserung seiner Waffe sich redlich bemüht, insbesondere bei Rabat ein Fort gebaut, welches von Fachleuten nicht ungünstig beurteilt wurde. Rottenburg bewohnte mit seiner Frau ein geräumiges Haus am Marchan, dem belebtesten Wohnviertel Tangers. Rottenburgs hatten es, unterstützt von ihren jugendlichen und gescheiten Töchtern, stets verstanden, der Mittelpunkt deutschen Lebens in Tanger zu sein. Alle häuslichen Tugenden, die deutsche Häuser berühmt gemacht haben, blühten da. Einer vortrefflichen Küche entsprachen die schönen Weine von Rhein und Mosel. Auf seinen Kreuz- und Querfahrten hatte der Hausherr vielerlei gesammelt, herrliche Teppiche, seltene Fayencen, Samte und Stickereien. Aus dem Rottenburgischen Haus holte sich mein Nachfolger, Freiherr Langwerth von Simmern[132], seine künftige Frau, die sich auf allen Posten seiner diplomatischen Laufbahn trefflich bewährt hat. Quer gegenüber von Rottenburgs hatte sich der frühere Günstling und Kriegsminister des Sultans, Kaid El Menebhi[133], ein modernes Haus erbaut. Wie so oft, wenn die Orientalen ihre angestammte Formensprache verlassen, scheint auch hier nicht alles dem europäischen Auge glücklich. Der Hausherr aber war von unwiderstehlichem Zauber. Noch sehr jung, hager und geschmeidig wie eine Pantherkatze, bewegte er sich stets in einer Wolke spinnwebdünner weißer Gewänder. Unter dem blendendweißen Kopftuch lachte sein schmales hellbraunes Gesicht mit elfenbeinernen Zähnen in stets gleichmäßiger Freundlichkeit. Auch zum Tennis legte der Kriegsminister, das typische Bild eines arabischen Marokkaners aus altem Stamm, seine Überkleider nicht ab, und es war erstaunlich zu sehen, mit welcher Geschmeidigkeit und Grazie er diese fliegenden Wolken von Stoff meisterte und dabei technisch sehr anständig spielte. Menebhi war, halb im Exil in Tanger lebend, für uns Europäer viel zugänglicher, als er in hoher Stellung in Fez gewesen wäre. Er kam zu unseren Mahlzeiten, spielte Tennis, ritt mit uns. So habe ich manchen charakteristischen Zug, manche Anekdote über arabisches Leben und arabisches Denken von ihm festhalten können.

Eine kleine Geschichte mag den ganzen Mann kennzeichnen: Zur Zeit als meine Bemühungen, in Deutschland größeres Interesse für Marokko zu erwekken, langsam anfingen Früchte zu tragen, kündigte mir eines Tages Albert Bal-

[131] Paul Immanuel von Rottenburg (1846–1929), Eisenbahningenieur. – Sein im folgender genannter Bruder: Franz Johannes von Rottenburg (1845–1907), Leiter der Reichskanzlei 1881–1891.

[132] Ernst Freiherr Langwerth von Simmern (1865–1942), Legationssekretär an der Gesandtschaft in Tanger 1905–1908; in der Abteilung IA des AA Leiter des Referats für Frankreich, Spanien und Nordafrika 1908–1919; Botschafter in Madrid 1920–1925; verheiratet seit 1907 mit Margarete, geb. von Rottenburg (1879–1933).

[133] Sid Mehdi el Menebhi (1870–1941), marokkanischer Kriegsminister 1900–1903.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

lin[134], der mächtige Direktor der Hamburg-Amerika-Linie, seinen Besuch in Tanger an. Er wollte sich persönlich orientieren, wie man am besten die Schiffe der Linie bei Mittelmeerreisen Tanger könne anlaufen lassen. Ich kannte Albert Ballin schon seit langem und schätzte ihn[135]. Der mittelgroße Mann mit etwas gekräuselten Haaren, der den Kopf stets nach vorne gesenkt und etwas schief hielt, war nichts weniger als schön. Die Natur hatte ihm aber eine der gewinnendsten Stimmen verliehen, die ich je gehört habe. Diese Stimme, verbunden mit einer maßvollen Ruhe des Seins und Sprechens und mit einer stets durchleuchtenden Güte, verliehen ihm etwas so Überzeugendes, daß er nicht nur international zu einem neidlos anerkannten Führer der Großschiffahrt aus bescheidensten Anfängen sich emporgearbeitet hatte, sondern auch zu den intimsten und vertrautesten Freunden des Kaisers gehörte. Wir werden Ballin im Laufe dieser Blätter noch oft begegnen. Um dem Hamburger auch ein Stückchen marokkanischen Lebens zu zeigen, ließ ich El Menebhi ansagen, ich würde ihn mit einem persönlichen Freunde des deutschen Kaisers zum Tee besuchen. Er empfing uns mit echt orientalischer Gastfreundschaft. Beim Scheiden sagte er, er bäte, Ballin ein kleines Gastgeschenk mitgeben zu dürfen, holte aus einer Truhe ein marokkanisches Schwert hervor und übergab es Ballin, der offenbar unter dem Eindruck, es handele sich um eine der Waffen, die dort eben weder selten noch kostbar sind, das Kriegsgerät unter den Arm nahm und vom Hausherrn sich verabschiedete. Kaum war Ballin weg, sagte mir mein Dragoman: „Ich habe dem Kaid über die Schulter gesehen, als er das Schwert aus der Scheide zog, und habe die Inschrift auf der Klinge gelesen. Es war der Ehrensäbel, den der Sultan dem Kaid für seinen ersten Sieg auf dem Schlachtfelde verliehen hatte.“ Als ich Menebhi wieder traf, machte ich ihm Vorwürfe über ein so kostbares Gastgeschenk, das außer Verhältnis zur Gelegenheit gestanden hätte. Er erwiderte mit seinem gewohnten Lächeln: „Du weißt, daß wir Araber arme Leute sind. Wenn schon ein Freund Deines großen Kaisers meine Hütte betritt, so ist es doch nur billig, daß ich ihm das einzig Kostbare verehre, was ich überhaupt besitze.“

Die von Bismarck erworbenen deutschen Kolonien sind nicht das Ergebnis eines einheitlichen Planes. Wo Gelegenheit sich bot, die Unternehmungslust des Einzelnen einkrallte, wurden Erwerbungen gemacht. Nach dem Abgang des alten Recken ist zwar sehr viel von Weltpolitik und ähnlichen schönen Dingen geredet worden. Außer Kiautschou, über dessen Sinnlosigkeit und Gefährlichkeit jeder einigermaßen weitblickende Politiker sich von Anfang an klar sein mußte[136], hat die neuere „Weltpolitik“ dem deutschen Überseebesitz Wesentliches nicht zugeführt. Es war mir von Anfang an klar, daß für territori-

[134] Ursprünglich: „Albert Ballin, der allmächtige Direktor“. Albert Ballin (1857–1918), Generaldirektor der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actien-Gesellschaft (HAPAG).

[135] „außerordentlich“ gestrichen.

[136] An der Küste der chinesischen Halbinsel Shandong gelegen; es wurde von Deutschland 1897 besetzt und durch Vertrag mit China 1898 auf 99 Jahre gepachtet; 1914 fiel es an die Japaner, 1922 wieder an China zurück. – Vgl. Kühlmanns Bemerkung am Schluß des Absatzes.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ale Festsetzung größeren Stiles für Deutschland nur Afrika in Betracht kam. Ich habe damals den Satz geprägt: „Deutschland wird als Kolonialmacht in Afrika groß sein oder es wird nicht groß sein." Die Gewinnung eines starken deutschen afrikanischen Kolonialreiches ist seit 1905 mir ständig [als] ein wichtiges Ziel der Gesamtpolitik erschienen. Die von der Basis Marokko aus unternommene Aktion verfolgte mit anderen Mitteln dasselbe Ziel, dem die späteren Verhandlungen mit England dienten. Gelegentlich war einmal der Gedanke in den internationalen Gesprächen aufgetaucht, Deutschland solle mit einem atlantischen Hafen an der marokkanischen Westküste abgefunden werden. Zu diplomatischen Verhandlungen hat sich der Gedanke wohl kaum verdichtet. Mir war eine solche Vorstellung unsympathisch. Was sollte ein solcher Hafen? Ohne sehr bedeutendes Hinterland war er bei den heutigen Geschützwirkungen gegen einen Angriff zu Lande nicht zu verteidigen. Wie sinnlos solche Mausefallen sind, hat gerade im Weltkrieg der angebliche Stützpunkt Kiautschou bewiesen, in dem ausgezeichnete, zukunftsreiche, junge Leute, wie der Diplomat Freiherr von Riedesel[137], ohne jeden praktischen Zweck rein einem sinnlosen Prestigegedanken geopfert worden sind.

In dem Maße, als die Russen im fernen Osten unglücklich fochten, wurde Frankreich verwundbarer. Allmählich hatte ich den Eindruck, daß Berlin, das heißt Herr von Holstein, in der marokkanischen Angelegenheit nicht mehr so ablehnend war wie früher. Zwar verbarg sich seine Tatenscheu hinter der ihm besonders sympathischen Geste des sphinxartigen Schweigens, das er mir empfahl. Immerhin gewann ich den Eindruck, daß das Interesse an Marokko stieg und man anfing, die Möglichkeiten, welche unsere dortige Position uns bot, wenigstens in Erwägung zu ziehen. Ein dramatischer Zwischenfall entstand durch die Ostasienreise der russischen Flotte[138]. Diese sollte, da der Suezkanal für sie ungangbar war, um das Kap der Guten Hoffnung herumgehend, nach Wladiwostock dam[p]fen, um dort den Japanern eine entscheidende Seeschlacht zu liefern. Der damalige Geschäftsträger Monsieur Sabline[139] fand Gefallen an dem hingeworfenen Gedanken, die russische Flotte Tanger anlaufen zu lassen, war doch Tanger ein souveräner Hafenort, in dem europäische Mächte Marokko nichts dreinzureden hatten. Die Welt hatte sich noch nicht von den erschütternden Telegrammen über den Zwischenfall auf der Doggerbank beruhigt, wo wahrscheinlich nervös überreizte russische Artilleristen im Nebel und Dunkel der Nacht feindliche Zerstörer zu erblicken glaubten, Feuer gaben und eine Anzahl englischer Fischerfahrzeuge teils be-

[137] Gottfried Riedesel Freiherr zu Eisenbach (1882–1914), Legationssekretär an der deutschen Gesandtschaft in Peking; am 18. September 1914 bei Tsingtau/Qingdao, der Hauptstadt der kleinen Kolonie Kiautschou, gefallen.

[138] Zu Beginn des Russisch-Japanischen Krieges 1904, als die russische Ostseeflotte auf dem Weg über die Nordsee in den Fernen Osten war. – Zum folgenden: In der Nacht vom 21. auf den 22. Oktober 1904 beschoß sie vor der Doggerbank versehentlich englische Fischerboote, die sie für japanische Torpedoboote gehalten hatte. Auf ihrem weiteren Weg lief sie am 1. November Tanger an.

[139] Russischer Geschäftsträger in Tanger 1905; Erster Sekretär in Teheran 1909–ca. 1918 (keine weiteren Daten ermittelt).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schädigten, teils versenkten. Man kann sich kein kläglicheres Bild denken, als das tropfenweise Einlaufen der russischen Schiffe in den Hafen von Tanger. Von Geschwaderverband keine Spur. Jeder kam an, wie und wann es ihm paßte, und es gehörte wenig Prophetengabe dazu, um vorauszusehen, daß diese kuriose Zusammenstellung an Typen, Schnelligkeit und Bestückung so ungleicher Fahrzeuge nach einer monatelangen Reise rund um Afrika und Asien den ausgeruhten und von Engländern einexerzierten Japanern eine leichte Beute werden müsse. Der Pope auf einem der Kreuzer war, bei der planlosen Schießerei auf der Doggerbank schwer verwundet, seinen Verletzungen erlegen. Er wurde in Tanger beigesetzt. Ich wohnte der traurigen Zeremonie bei und konnte mich überzeugen, wie niedergeschlagen die Stimmung der russischen Flottenoffiziere war. Der Aufenthalt auf der Tanger-Reede wurde insofern gut ausgenutzt, als die alsbald herbeieilenden Kohlenschiffe die russischen Bunker füllten. Die Hamburg-Amerika-Linie war Trägerin großer Kohlenversorgungs-Kontrakte für die russische Admiralität, und so konnten wenigstens die meisten der russischen Fahrzeuge mit frischem Kohlenvorrat die weite hoffnungslose Reise antreten. Den Ankauf der Kohlen, zum Teil englische, zum Teil deutsche, und die Verschiffung nach den zur Einnahme bestimmten Plätzen hatte die Hapag in General Enterprise[140] übernommen, über Petersburger Firmen.

Verschiedentlich hörte ich, daß trotz der Not des russischen Vaterlandes die Gewinnsucht der Offiziere nicht abgenommen hatte. Kapitäne deutscher Kohlendampfer wußten häßliche Geschichten von gewaltigen Schmiergeldern und unlauteren Gewinnen der Offiziere zu erzählen. Die russische Flotte stand von oben bis unten im Geruche beträchtlicher Korruption. Es ist kein Wunder, daß die Flotte, insbesondere die Schwarzmeerflotte, aber auch die baltische, sich immer wieder als Brutherd revolutionärer Verschwörungen erwiesen.

Die Russen blieben eine ganze Weile in Tanger, nahmen Kohlen und verproviantierten sich, so gut es die Verhältnisse eben erlaubten. Die Berechnung über den Verlauf der Angelegenheit hatte sich als richtig erwiesen. England, Japans Verbündeter, versuchte durch seinen Geschäftsträger[141] einen Druck auf die sherifische Regierung dahin auszuüben, daß die Neutralitätsvorschriften mit voller Strenge gehandhabt würden. Frankreich zog am entgegengesetzten Strange. So war jedenfalls die Souveränität der sherifischen Regierung wieder einmal ins helle Licht gestellt. Was ich durch Sablin[e]s Vermittlung von russischen Offizieren sah und kennen lernte, machte keinen sehr günstigen Eindruck. Die Leute schienen alle gedrückt und wenig zuversichtlich. Wenn man sich vor Augen hält, wie wenig glücklich Rußland zu Lande und zu Wasser im fernen Osten gefochten und welche ungeheuren Schwierigkeiten zu überwinden waren, bis sie nur an die japanische Flotte herankamen, so kann man die

[140] Gemeint: als Generalunternehmen. Dieser letzte Satz findet sich als handschriftliche Notiz im Einband des ersten Manuskriptbandes.

[141] Nicht ermittelt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Stimmung der Leute wohl verstehen. Admiral Rojestwensky[142] hat zweifellos mit Mut und Umsicht seine ungleiche Flotte ihrem Ziele entgegengeführt. So wenig man ihm auch die persönliche Anerkennung versagen wird, so hat es doch keinen von uns gewundert, als in den letzten Mai-Tagen des Jahres 1905 die englischen Telegramme die Vernichtung der russischen Flotte in der Seeschl[a]cht bei Tschuschima meldeten[143]. Das ganze Unternehmen endete, wie man es nach der Tragikomödie von Doggerbank hatte erwarten können, erfolglos und durch die Kapitulation des Admirals Nebogatoff[144] ziemlich unrühmlich. Der Zarismus hat sich von den Schlägen des japanischen Feldzuges in der Mandschurei nie wieder erholt. Seit dem Frieden von Portsmouth mit Japan war die zaristische Selbstherrschaft krank. Es ist sicher nicht übertrieben zu sagen, daß es mit der Wunsch nach Wiedergewinnung verlorenen Prestiges gewesen ist, der Rußland in den Weltkrieg trieb. Aufmerksame Beobachter hatten genau vorausgesagt, daß der Zusammenbruch des ostasiatischen Abenteuers erneut den ganzen Expansionsdruck des gewaltigen Russenreiches auf die Ziele im nahen Osten konzentrieren müßte, insbesondere auf den Balkan und Konstantinopel. Dadurch mußte automatisch die uralte Rivalität zum Habsburger Reiche wieder aufflammen und die Schichtung der europäischen Mächte ähnlich sich gestalten, wie in den Tagen der früheren russisch-österreichischen Rivalitäten. Nur war eine grundlegende Änderung der Beziehungen unter den Mächten eingetreten. Deutschland und Österreich konnten nur mehr sehr bedingt auf englische Sympathie und Mitwirkung rechnen. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle die Gründe für diese fundamentale Verschiebung des europäischen Gleichgewichts darzulegen. An anderer Stelle hoffen wir, dies nachholen zu können.

In dem Maße, als Russland unter den schweren Schlägen japanischer Waffen an Macht und Prestige einbüßte, verschärfte sich die Isolierung Frankreichs. Die geschickte französische Diplomatie verstand aber, diese Schwäche dadurch auszugleichen, daß sie, die steigenden deutschen Drucke ausnützend, England so weit brachte, für den Fall einer gemeinsamen Auseinandersetzung über Marokko die Waffenhilfe Englands in Aussicht zu stellen. Meine persönlichen Sondierungen im Herbst 1905 in Paris gaben mir den bestimmten Eindruck, daß im Falle eines deutsch-französischen Zusammenstoßes Frankreich

---

[142] Zinovij Petrovič Rožestventskij (1848–1909), russischer Admiral; er war mit seiner Flotte um Afrika nach Japan acht Monate unterwegs; die Flotte wurde in der Seeschlacht bei Tsushima am 27./28. Mai 1905 von der japanischen Flotte vernichtend geschlagen.

[143] Einliegend finden sich zwei Folgen einer Artikelserie des „Völkischen Beobachters" von Roland E. Strunk aus dem Februar 1935 über „Nogi, der letzte Samurai – Der japanische Held von Port Arthur".

[144] Nikolaj Ivanovič Nebogatov (1849–1909), russischer Admiral; er befehligte während des Russisch-Japanischen Krieges das eilig zusammengestellte 3. Pazifische Geschwader, war mit seiner Flotte durch den Suezkanal gefahren und hatte die Flotte Rožestvenskijs an der vietnamesischen Küste erreicht; während der Schlacht von Tsushima ergab er sich den Japanern und wurde nach seiner Rückkehr vor ein Kriegsgericht gestellt und verurteilt. – Der im folgenden genannte russisch-japanische Friede von Portsmouth (New Hampshire) wurde am 5. September 1905 geschlossen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

auf englische Waffenhilfe werde rechnen können. Ich bin nie eine Sekunde dafür gewesen, den marokkanischen Konflikt[145] mit der Waffe auszutragen. Ich hielt es für sehr wohl möglich, ihn schiedlich friedlich und mit erheblichem Gewinn für Deutschland zu liquidieren. Von dem Moment an aber, wo ich wußte, daß wir uns einer geeinten englisch-französischen Front gegenüberfinden würden, habe ich die gewaltsame Lösung noch bei weitem mehr perhorresziert als bisher. Doch wir sind den Verhältnissen weit voraus geeilt.

In Tanger ging alles äußerlich ruhig seinen gewohnten Weg weiter. Die Franzosen gaben selbstsicher und pomphaft große Aktionsprogramme heraus, die dem Sultan in Fez aufoktroyiert werden sollten. Raisuli, der aus einem Räuberhauptmann kleinsten Formats sich allmählich zu einer Art mit dem Sultan gleichberechtigten Macht emporgeschwungen hatte, beunruhigte das Land bis fast vor die Tore Tangers hin. Meine unablässige Arbeit, die Behörden in Berlin zu etwas größerer Tatkraft und Initiative anzuspornen, schien nicht ganz auf unfruchtbaren Boden zu fallen, ohne daß sich Greifbares ereignet hätte. Der Gesandte[146], mit dem Auswärtigen Amte und wohl auch mit der befolgten Politik nicht recht zufrieden, verlängerte seinen Urlaub immer wieder, so daß ich[147] Bewegungsfreiheit hatte. Innerhalb des Gesandtschaftsgrundstükkes gegen den großen Markt hin hatte ich auf vorhandenen Fundamenten ein bescheidenes, aber behagliches Häuschen für den ersten Sekretär erbaut, dazu ausreichende Stallungen für die unentbehrlichen Pferde. In Ländern, denen jede Lebensbehaglichkeit abgeht, spielen derartige Einzelheiten eine Rolle. Noch zu meiner Zeit war in dem winkeligen und teilweise nur durch Steintreppen aufgeschlossenen Tanger der Verkehr mit Wagen so gut wie unmöglich. Zwar gab es noch einige von Trägern beförderte Sänften. Doch auch diese waren nicht übermäßig beliebt. Zu Dîners und Abendgesellschaften kamen die Herren zu Pferde, die Damen, in Seidentücher fest eingewickelt, auf Sesselsätteln zu Esel. Sich mit Grazie aus den Tücherhüllen zu befreien bzw. sich in dieselben wickeln zu lassen, bot vielen Frauen willkommenen Anlaß zur Entfaltung besonderer Anmut.

Die stillere Zeit benützten wir Jüngeren zu häufigen Ausflügen nach dem spanischen Festlande. In der kleinen, an sich nicht übermäßig interessanten Hafenstadt Algeciras, die dem mächtigen Felsenkoloß Gibraltar gegenüberliegt, gab es recht gute Stiergefechte, noch ganz mit dem mittelalterlichen Prunk dieser spanischen Nationalfeste. In Algeciras selbst lockte die von englischen Künstlern erbaute Reina Christina, ein Hotel, das einem wunderschönen Privatschlosse glich und an Geschmack und sorgfältiger Bedienung damals im westlichen Mittelmeere seinesgleichen nicht hatte. Ich benützte die Anwesenheit des Gesandten, um einen kurzen Urlaub nach Spanien zu erbit-

[145] Während der Ersten Marokkokrise 1904–1906, die durch die Rivalität zwischen Deutschland und Frankreich um Einfluß in Marokko ausgelöst wurde.

[146] Baron Mentzingen, vgl. oben S. 129, Anm. 86.

[147] „bequeme“ gestrichen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ten, sah Granada, dessen Kultur mir durch den viel gereisten Grafen Schack[148] schon in früher Jugend näher gebracht worden war, sah Tarifa, Sevilla und die kleineren Hafenstädte wie Malaga. Zusammen mit dem, was sich mir während des kurzen Aufenthaltes in Madrid geboten, konnte ich mir immerhin von Spanien ein Bild machen, bestaunte die herrliche, überall von Erinnerungen an die maurische Zeit stark beeinflußte Kunst und wunderte mich über die naive Primitivität vieler Verhältnisse, insbesondere der politischen.

Mein Chef, Baron Men[t]zingen, hatte sich leider mit großem Fleiße und beklagenswertem Eigensinn immer tiefer in den Gedanken verrannt, Deutschland solle durch Entsendung eines Kriegsschiffs einen bewaffneten Druck auf die marokkanische Regierung ausüben, um unsere alten Reklamationen durchzusetzen. Meine Versuche, ihm die Unzweckmäßigkeit dieser Politik gerade im gegenwärtigen Moment auseinanderzusetzen, meine Bestrebung, auf dem Umwege über seine charmante Gattin oder seine[149] kluge Schwiegermutter, ihn von dieser Bahn abzubringen, die ich für unzweckmäßig und vom Standpunkt seiner Karriere aus für gefährlich hielt, waren leider zu vollem Mißerfolg verurteilt. Er mochte selbst manchmal an der Zweckmäßigkeit des eingenommenen Standpunktes Zweifel empfunden haben. Mit der Stetigkeit einer geraden, durch eisernen Fleiß noch unbiegsamer gewordenen Natur hielt er an dem einmal eingeschlagenen Wege fest. Am [26. Oktober 1904] ging er auf Urlaub, von dem er nicht wiederkehren sollte. Solche Reklamationen, von denen jeder, der den Orient kennt, weiß, daß sie das tägliche Brot aller Konsulate, Gesandtschaften und Botschaften sind, mit Eifer zu betreiben, mag in normalen Zeiten zweckmäßig sein. Hier in Marokko, wo unsere politische Rolle nur gespielt werden konnte, wenn wir das Zutrauen der sherifischen Regierung gewannen und eine gewisse Intimität zwischen uns entstand, wäre das Einsetzen von Kriegsfahrzeugen, um einen Druck auf den Maghzen[150] auszuüben, wirklich außerordentlich unzweckmäßig gewesen.

Mir erschien vom ersten Augenblicke an die einzig richtige Politik, unsere Fühlungnahme mit Marokko enger zu gestalten und Herrn Delcassé, der sich eingebildet hatte, uns achtlos beiseite schieben zu können, ad oculos zu demonstrieren, daß wir keine „quantité négligeable“ seien, sondern daß ohne unsere Zustimmung und Mitwirkung die Ausführung seines Aufsaugeprogrammes in Marokko zum Scheitern verurteilt sei. Meiner Ansicht nach sollte aber kein Zweifel darüber gelassen werden, daß, wenn die Stellung Deutschlands anerkannt sei, und wenn man uns eine loyale Abfindung für das Désintéressement in Marokko anböte, wir bereit wären, die Bremse wieder loszukuppeln und den französischen Aspirationen keine grundsätzliche Opposition zu machen. Um den widerstrebenden Delcassé verhandlungsbereit zu machen,

[148] Adolf Friedrich Graf von Schack (1815–1894), Dichter, Literatur- und Kunstkritiker; Verehrer der spanischen Kultur; bereiste u. a. Italien, Ägypten und Spanien. – Seine Gemäldesammlung, die er 1894 Kaiser Wilhelm II. schenkte, befindet sich heute im Besitz des Landes Bayern in München (Schack-Galerie).

[149] „doch recht“ gestrichen; vgl. oben S. 129, Anm. 86 und 90.

[150] Damalige Bezeichnung für die marokkanische Regierung.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schien es mir zweckmäßig, einen leisen, aber stetig gesteigerten Druck auszuüben. Ich wußte, daß viele seiner Ministerkollegen und breite politische Kreise in Paris seine Politik mißbilligten und rieten, sich mit Deutschland zu vertragen. Diese innere Schwäche war ein wertvolles atout in unserm Spiel. Vom Standpunkt der großen Politik hielt ich ein Vorgehen der geschilderten Art für tunlich und ungefährlich; denn Frankreich war durch die schwierige Lage Rußlands in Ostasien augenblicklich sehr geschwächt, jedenfalls kaum in der Lage, an kriegerische Verwickelungen mit uns zu denken. Darin unterschied sich das Programm, das mir bei Beginn der Marokko-Aktion vorschwebte, sehr wesentlich von dem, welches, hauptsächlich unter Holstein'schem Einfluß, tatsächlich durchgeführt wurde. Ich hatte ein relativ rasch zu liquidierendes koloniales Kompensationsgeschäft vor Augen, Holstein plante, Frankreich auf die Kniee zu zwingen, eine auf „diplomatische Siege" abzielende Prestige-Politik[151], also eine Wiederholung des Delcassé'schen Fehlers mit anderen Vorzeichen.

Statt die marokkanische Angelegenheit rein geschäftsmäßig zu betrachten als Mittel, für uns Spätgekommene kolonialen Besitz und koloniale Geltung zu erfechten, sollte das marokkanische Abenteuer dazu dienen, europäische Hegemonie- und Präponderanz-Wünsche zu fördern. So vielversprechend die Lage bei Beginn unserer Aktion für ein Realisierungsgeschäft war, so sehr hat sie sich im Laufe der Zeit bis zur Algeciras-Konferenz verschlechtert, insbesondere dadurch, daß England sich mit steigender Entschlossenheit an die Seite Frankreichs stellte[152]. Man wird aus dem Nachstehenden klar erkennen, daß bis unmittelbar vor der Algeciras-Konferenz Frankreich bereit war, sich auf einer vernünftigen Basis kolonialpolitisch mit uns zu setzen [sic], und daß nur an dem Eigensinn Holsteins eine Lösung gescheitert ist, die nicht nur großen realen Gewinn für uns gebracht hätte, sondern sehr wohl im Sinne einer allmählich sich steigernden Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich hätte ausgewertet werden können. Ohne daß ich dies jemals ausdrücklich ausgesprochen hätte, hat der feine, politische Sinn der Franzosen dies in allen Phasen meine[r] Aktion durchgefühlt. Da es sich bei mir keineswegs um eine Frankreich feindselige Einstellung handelte, sondern um den begreiflichen Wunsch, aus einer Situation herauszuholen, was herauszuholen war, blieb auch mein persönliches Verhältnis zu den französischen Diplomaten und den einzelnen Franzosen, selbst in einem so kleinen und provinzialen Milieu wie Tanger, stets angenehm und freundschaftlich. Nur aus diesem Grundge-

[151] Ursprünglich lautete diese Passage: „… tatsächlich durchgeführt wurde, daß ich ein relativ rasch zu liquidierendes koloniales Kompensationsgeschäft vor Augen hatte, aus dem später Holstein einen Strick drehen wollte, mit dem Frankreich auf die Kniee gezwungen werden sollte, also eine Wiederholung …".

[152] Die internationale Algeciras-Konferenz zur Beilegung der Ersten Marokkokrise tagte vom 16. Januar bis zum 7. April 1906 in der gleichnamigen spanischen Mittelmeerstadt. Sie erkannte zwar die Souveränität Marokkos formell an, Frankreich erhielt aber (zusammen mit Spanien) die Verwaltung über die marokkanische Hafenpolizei und das Bankwesen. Frankreich kontrollierte künftig die Küstenstädte Rabat, Safi, El Jadida und Essaouira – sowie (gemeinsam mit Spanien) Tanger und Casablanca.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

fühl heraus ist es zu erklären, wenn auch später die Franzosen sich mit Anregungen und Vermittlungsvorschlägen an mich wandten, hoffend, es möchte doch noch gelingen, eine direkte deutsch-französische Verständigung anzubahnen.

Der Krieg in Ostasien ging seinen Gang weiter. Die Japaner erwiesen sich zu Lande und zu Wasser den Russen gegenüber als überlegen, und selbst der größte Optimist konnte kaum glauben, daß, nachdem Port Arthur gefallen[153] und die russische Flotte damit jedes eisfreien Stützpunktes im Pazifik beraubt war, die unter unendlichen Nöten und Schwierigkeiten sich langsam vorwärts arbeitende Flotte Rojestwenskys durch ein Wunder Niederlage in Sieg verkehren würde. Meine Bestrebungen, das gute Einverständnis zwischen uns und der Sultansregierung zu vergrößern, wurde durch den jungen Konsul Dr. Vassel in Fez mit Eifer, Geschick und Verständnis gefördert. Die Pressearbeit ging gleichmäßig weiter, und auch in der Heimat schien allmählich Holstein von dem schroffen Standpunkt etwas abzugehen, den er mir in seiner Abschiedsinstruktion dargelegt hatte.

In der englischen Gesandtschaft war mittlerweile ein Wechsel eingetreten. Sir Arthur Nicolson konnte sich, nachdem England Marokko sozusagen an Frankreich verkauft hatte, in Tanger nicht mehr wohlfühlen. Seine zweifellosen Verdienste um die englische Politik fanden ihre Anerkennung durch sein Avancement zum Botschafter in Madrid. Auf dem neuen Posten konnte er seine langjährige Erfahrung in allem, was Meerengen-Fragen betraf, aufs trefflichste nützen [sic], wie wir zu unserem Schaden in Algeciras feststellen sollten. Ich hatte in dem vornehmen und gemütlichen Heime Sir Arthurs, in Erinnerung an alte Freundschaft, welche meine Eltern[154] mit ihm verbunden hatte, stets herzliche und gastfreundliche Aufnahme gefunden. Ich sah das Nicolson'sche Ehepaar mit Bedauern aus Tanger scheiden. Es hinterließ in dem engen Kreise der sogenannten Gesellschaft eine empfindliche Lücke. Altem englischen Diplomatenbrauche zufolge verkaufte und versteigerte Sir Arthur Nicolson seine irdische Habe beim Fortzuge von Tanger fast vollständig. Ich erwarb von ihm einige Dutzend Flaschen uralten Bordeaux und ein schönes drehbares Büchergestell aus englischem Mahagoni. Die Flaschen sind längst ihrer Bestimmung zugeführt worden; das Büchergestell steht in meinem kleinen Berghause und erinnert mich an Sir Arthur, mit dem ich in London noch manches Jahr zusammenarbeiten sollte, politisch fast immer in gegnerischen, um nicht zu sagen in feindlichen Lagern, während unser persönlicher Verkehr nicht eine Sekunde die Note freundschaftlicher Wärme verloren hat.

---

153 Die russische Festung (nahe der Südspitze der chinesischen Halbinsel Kwantung) wurde am 20. Dezember 1904 nach verlustreichem Kampf von den Japanern eingenommen.

154 Otto (ab 1889: Ritter von) Kühlmann (1834–1915) war das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts im Eisenbahnwesen des Osmanischen Reiches tätig, lange als Generaldirektor der Anatolischen Eisenbahnen. In Konstantinopel traf er auf Sir Arthur Nicolson, der dort 1879–81 und erneut 1894 an der britischen Botschaft tätig war. Otto Kühlmann heiratete 1870 Anna Maria Freiin von Redwitz (1852–1924), Tochter des Dichters und Wiener Rechtsprofessors Oskar Freiherr von Redwitz aus dem Hause Schmölz (1823–1891).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Nicolsons Nachfolger war der Gesandte G. A. Lowther[155]. Lady Lowther, eine große, schlanke, auffallend schöne Amerikanerin, setzte bei ihrer Ankunft Tanger in Aufregung durch das Übermaß der Kisten und Koffer, in denen sie köstliche Kleider aus Paris in die marokkanische Einöde schleppte. Und wenn sie im anschmiegenden purpurnen Gewande auf ihrem Maulesel durch die steinigen Straßen Tangers ritt, glich sie einem römischen, mittelalterlichen Kirchenfürsten. Das Ehepaar war liebenswürdig und gastlich. Lady Lowther interessierte sich sehr für die deutsche Sprache und deutsche Literatur, und so habe ich manche reizvolle Stunde in der dämmerigen englischen Gesandtschaft verbracht. Lowthers gingen später als englische Botschafter nach Konstantinopel. Lady Lowther hat sicher dort ein breiteres und verständnisvolleres Publikum für ihre Gewänder gefunden als an den noch halb barbarischen Säulen des Herkules.

In dem Maße, als Frankreich mit weitgehenden Forderungen auf Kontrolle der auswärtigen Beziehungen, der Finanzen und der Armee immer ungescheuter hervortrat, als die Marokkaner sich sicher fühlten, daß wir sie wenigstens moralisch unterstützen würden, zeigte sich bei ihnen das Bestreben, die öffentliche Meinung des marokkanischen Volkes gegen die französischen Forderungen mobil zu machen, und Ende Januar 1905 entschloß sich der Sultan zur Einberufung einer Notablenversammlung, ohne deren Zustimmung er weitgehende Beschlüsse nicht fassen wollte. Auf der anderen Seite wuchs allmählich in Berlin unter dem Eindruck der Niederlagen Rußlands die Geneigtheit, die Situation zu nützen und unsere Ansprüche klar anzumelden. Die aus Berlin eintreffende Nachricht, daß das deutsche Schulschiff „Stein“ den Hafen von Tanger anlaufen würde, erfüllte mich mit hoher Befriedigung, war dies doch ein sicheres Zeichen, daß bei den heimischen Stellen das Interesse an Marokko wuchs. Ich wußte die Dinge zeitlich so zu fügen, daß ich gerade eine Unterredung mit dem französischen Geschäftsträger hatte, während die „Stein“ in dem Tangerer Hafen mit den dort liegenden französischen Kreuzern Salute wechselte. Ohne im geringsten die Linie größter Courtoisie zu überschreiten, ließ ich, anknüpfend an früher gegebene persönliche und freundschaftliche Warnungen, keinen Zweifel darüber, daß mit einem Désintéressement Deutschlands an Marokko keineswegs gerechnet werden dürfe, und wir stets für unsere großen Interessen im sherifischen Reiche eintreten würden. Ich erwähnte in dem Gespräch den Kreuzer überhaupt nicht. Doch war das zeitliche Zusammentreffen zu auffallend, um nicht eindrucksvoll zu sein.

Je mehr sich die Dinge zuspitzten, desto mehr ließ ich es mir angelegen sein, die persönlichen Beziehungen zu den Franzosen sorgfältig zu pflegen und dem Ganzen jedenfalls jeden Anschein einer persönlichen Schärfe zu nehmen.

[155] Sir Gerard Augustus Lowther (1858–1916), englischer Gesandter in Tanger 1905–1908, Botschafter in Konstantinopel 1908–1913. – Die im folgenden genannte: Alice Lady Lowther (1873–1939), geb. Blight, verheiratet seit 1905.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Zeitungsmeldungen aus Berlin ließen erkennen, daß der Kaiser mit einer größeren Suite an Bord des Hamburg-Amerika-Dampfers „Hamburg“ nach einem offiziellen Besuch in Lissabon im Mittelmeere kreuzen würde. Die Vorliebe des Kaisers für die arabisch-mohamedanische Kulturwelt kennend, schoss es mir durch den Kopf, es würde für die gesamte Politik fördersam sein, wenn der Kaiser in Marokko landete und Tanger besuchte, sei es auch nur für kurze Zeit. Eines Morgens ging ich gerade im Bademantel auf der dem Park zu gelegenen Veranda meines kleinen Hauses auf und ab, als Hornung angeritten kam. Es entspann sich zwischen uns ein Gespräch. Er stand unten im Garten, und ich schlug ihm vor, ein Telegramm an die „Kölnische Zeitung“ zu senden, etwa folgenden Inhalts, die maurische Bevölkerung würde es mit Schmerz und Enttäuschung sehen, wenn der große Schützer des Islams, Kaiser Wilhelm II., an der marokkanischen Küste vorbeifahren würde, ohne diesem hochentwikkelten und durch eine tausendjährige Geschichte ehrwürdigen Zweige der arabischen Rasse einen Besuch abgestattet zu haben. Der Kaiser könne, wenn er lande, eines enthusiastischen Empfanges versichert sein. Hornung stimmte dem Gedanken mit Wärme zu und skizzierte sofort in seinem Taschenbuch einen entsprechenden Entwurf. Hiermit [sic] der Text des bewußten, nicht veröffentlichten Telegramms an die Kölner Zeitung: „Bei der ungeheuren Popularität, deren sich der Kaiser seit seiner Palästina-Reise bei allen Mohammedanern erfreut, hat die Nachricht des jetzt geplanten Ausflugs in’s Mittelmeer unter den vornehmen Marokkanern großes Interesse erregt. Mehrfach wurde mir gegenüber von solchen hier und in Fez der Wunsch ausgesprochen, der Kaiser möge doch auch einmal eine marokkanische Stadt, z. B. das malerische Tetuan besuchen. Er würde eines begeisterten Empfanges sicher sein“[156].

Mehrere Tage hörte ich nichts. Dann kam persönlich für mich ein Telegramm aus dem Auswärtigen Amte, welches dem Sinne nach lautete, das Telegramm würde in der Presse nicht erscheinen, ich würde aber bestimmt von seinen Auswirkungen hören[157]. Kurze Zeit darauf verständigte mich eine Chif-

[156] Der Text des Telegramms mit dem einleitenden, grammatikalisch nicht vollständigen Satz findet sich auf einem eingeklebten, maschinenschriftlichen Extra-Zettel im Memoiren-Manuskript. Wie Kühlmann – offenbar nachträglich – an den genauen Wortlaut dieses zu diesem Zeitpunkt knapp drei Jahrzehnte zuvor versandten Telegramms kam, ist nicht mehr nachvollziehbar. In den Akten des Auswärtigen Amts sind merkwürdigerweise keinerlei Unterlagen auf die Vorgeschichte der Landung des Kaisers in Tanger aufgefunden worden. Somit kann aus amtlichen Quellen Kühlmanns Darstellung nicht überprüft werden, gleichzeitig kann er aber auch nicht aus dem Archiv des AA den Telegrammtext zur Benutzung in den Memoiren erhalten haben. Denkbar wäre, daß Kühlmann eine Abschrift aus eigenen Unterlagen fertigte; Unterlagen, die mit dem Hauptnachlaß des Diplomaten Ende 1943 zerstört wurden. Möglicherweise kontaktierte Kühlmann auch in den 1930er Jahren nochmals Dr. Hornung oder die „Kölnische Zeitung“, um aus deren Archiv den Telegrammtext zu erhalten. Versuche, den Nachlaß Hornungs über die Ermittlung von Nachkommen und heute lebenden Verwandten zu ermitteln, verliefen ohne Resultat. Wohl aufgrund der Einfügung des Original-Telegrammtextes hatte Kühlmann seine nur inhaltliche Wiedergabe einige Zeilen zuvor (von „die maurische Bevölkerung würde“ bis „eines enthusiastischen Empfanges versichert sein“) wieder gestrichen. Sie ist an dieser Stelle dennoch mit abgedruckt worden.

[157] Auch dieses Telegramm ließ sich nicht im Archiv des AA finden.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

fre-Drahtung, daß Seine Majestät der Kaiser mit einem Gefolge von 42 Herren in Tanger landen werde, auf der Gesandtschaft ein leichtes Frühstück einzunehmen gedächte und gegen Mittag nach Gibraltar weiterfahren wollte. Einesteils versetzte mich diese Ankündigung, über deren welthistorische Tragweite ich nicht einen Augenblick im Unklaren war, in helle Freude; denn eine Landung war gerade das, was ich mir für unsere Politik glühend gewünscht hatte, ein an sich neutraler Akt, der immerhin starke Elemente eines Protestes enthielt, ohne dieselben zu formulieren. Andernteils setzte mich vom rein praktischen Standpunkt aus die Ankündigung in nicht geringe Verlegenheit. Baron Men[t]zingen hatte bei seiner Urlaubsreise vorsichtigerweise alles beseitigt und weggepackt, so daß das eigentliche Gesandtschaftsgebäude bis auf wenige fiskalische Möbel vollkommen leer, kahl und ohne jeden Schmuck war. Mein kleines Haus war behaglich eingerichtet, aber viel zu klein, um einen Souverän darin zu empfangen. Bei den engen Tangerer Verhältnissen war ich mit Porzellan, Silber und Glas nur auf Mahlzeiten für etwa 10 Personen eingerichtet. Für die Gesandtschaft war bald Rat geschafft. Ich besaß von meinen Reisen im Orient her eine stattliche Sammlung zum Teil schöner und kostbarer Teppiche, wie denn Teppiche für den nomadisierenden Diplomaten immer ein bequemes und vielseitig zu verwertendes Dekorationsmittel gewesen sind. In den Ecken der Zimmer ließ ich nach maurischen Motiven aus leichtem Holzwerk säulenartig ansteigende Gebilde zimmern. Ganze Karawanen eingeborener Weiber mußten die herrliche, dort wild wachsende weiße Kalla und blühenden gelben Ginster herbeischaffen, so daß die weiß getünchten leeren Zimmer festlich aussahen. Auf die kahlen Wandflächen wurden große, schöne Teppiche genagelt und so mit wenig Mitteln Innenräume geschaffen, die das besondere Wohlgefallen des Kaisers erregten. Nicht minder schwierig war es, in dem kleinen, primitiven, an Hilfsmitteln armen Orte herbeizuschaffen, was zur Ausstattung eines Büfetts für eine so große Anzahl verwöhnter Menschen unentbehrlich schien. Meine guten Freunde im diplomatischen Korps, insbesondere die Engländer – die Franzosen wollte ich nicht angehen –, kamen mir mit ihren Vorräten freundlich zu Hilfe, so daß, von vielen Seiten zusammengekratzt, schließlich ein präsentabler Büfettaufbau zustande kam.

Große Sorge veranlaßte mir die Frage nach der Sicherheit des Kaisers. Tanger stand in keinem guten Renommée. Die spanischen Anarchisten, denen zu Hause der Boden wohl heiß geworden sein mochte, sammelten sich gerne in Tanger, wo sie von der sherifischen Polizei so gut wie nichts zu befürchten hatten. Es war klar, daß in einer internationalen Hafenstadt am Mittelmeer mit dem Vorhandensein verdächtigen und unkontrollierbaren Gesindels gerechnet werden mußte. Ich setzte mich sogleich durch einen Vertrauensmann mit den spanischen Anarchisten ins Benehmen. Bei diesen überwogen die internationalen Gesichtspunkte etwaige allgemeine antimonarchische Tendenzen bei weitem. Der Haß gegen das mögliche Vordringen Frankreichs in Marokko und die Freude über eine Gegendemonstration von deutscher Seite waren so mächtig, daß es der in Aussicht gestellten, nicht unerheblichen Geldspende kaum bedurft hätte, um die spanischen Anarchisten ganz in den Dienst der Sicher-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

heit des Monarchen zu stellen. Sie errichteten sogar für den Einzug ein besonderes Schaugerüste und fielen während unseres Rittes durch ihre lauten und demonstrativen Jubelrufe dem Kaiser ganz besonders auf, den der Gedanke an die monarchisch begeisterten Anarchisten höchlich unterhielt.

Etwa acht Tage vor Ankunft des Kaisers meldete sich bei mir ein gedrungen aussehender Engländer, der still und ohne jedes Aufsehen seit einer Reihe von Jahren ein gepflegtes, kleines Hotel in der Gegend von Tanger unterhielt. Er erklärte mir, er habe eine persönliche Bewunderung für Wilhelm II. Außerdem sei er der Enkel seiner „Queen", und schon aus diesem Grunde wolle er über die Sicherheit des Kaisers wachen, solange dieser sich auf marokkanischem Boden befände. Der Betreffende, den wir alle für einen liebenswürdigen, harmlosen Gastwirt gehalten hatten, legte mir seine Papiere vor, wonach er sein ganzes Leben lang im Auftrage des englischen Geheimdienstes in allen Kontinenten große und schwierige Aufgaben der politischen Polizei durchgeführt hatte. Mir hat dieses kluge Vorgehen des englischen Secret service[158] imponiert. Offenbar hatte sie diesen erfahrenen[159] Agenten an einem so guten Übersichtspunkte, wie es die Tangerer Gegend war, als halben Pensionisten hingesetzt, sicher, daß sie Berichtenswertes immer von ihm erfahren würde. Ich verabredete mit dem Manne, der aussah wie eine Bulldogge, er solle vom Moment der Landung an immer in unmittelbarer Nähe Seiner Majestät sich halten und jeden, welcher den zu beiden Seiten marschierenden Soldaten-Kordon überschreiten würde, sofort und rücksichtslos unschädlich machen. Diese Weisung wurde aufs genaueste durchgeführt, und manche Leute fragten mich erstaunt, was denn der finster blickende Zivilist unmittelbar hinter dem Pferde Seiner Majestät in dem Aufzuge zu suchen hätte. Glücklicherweise entfiel die Notwendigkeit für sein Eingreifen.

Ein gewaltiges Problem, das nur der Unerfahrene unterschätzen konnte, lag darin, daß dem Kaiser durch die Unbrauchbarkeit seines linken Armes beim Aufsteigen das In-den-Sattel-Kommen Schwierigkeiten machte. Der Kaiser ritt deshalb nur Pferde, die im Marstall von langer Hand her für ihn fertiggemacht waren und deren vollkommene Ruhe und Zuverlässigkeit Zwischenfälle so gut wie unmöglich machten. Nun boten die arabischen Pferde überhaupt keine so starken Typen, als die Reitpferde des kaiserlichen Marstalles. Ich habe viele Stunden damit verbracht, von allen Seiten zur Auswahl herbeigebrachte Pferde auf Ruhe und Schußfestigkeit prüfen zu lassen; denn nach arabischer Landessitte war es sicher, daß beim Einzug des Kaisers Spektakel gemacht und Flintenschüsse fallen würden. Endlich gelang es nach vielen Mühen, ein halbwegs entsprechendes Pferd ausfindig zu machen. Dieses wurde noch so gut wie möglich für seine schwierige Aufgabe vorbereitet. Aus Holz angefertigte treppenartige Gerüste wurden sowohl am Hafen, als überall da aufgestellt, wo der Kaiser eventuell aufsteigen wollte. So war im Hinblick auf Polizei und Sicherheit und auf Berittenmachung des hohen Herrn das den

[158] „sehr" gestrichen.

[159] Ursprünglich: „diese nützlichen".

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Umständen nach Mögliche getan. Die Pferde für das Gefolge bereit zu stellen, verursachte keine besonderen Schwierigkeiten.

Ein Telegramm aus Berlin informierte mich, daß sich in der kaiserlichen Umgebung starke Opposition gegen die geplante Landung in Tanger geltend mache, und es wurde mir kein Zweifel darüber gelassen, daß die offizielle deutsche Politik, das heißt Holstein und Bülow, mich persönlich dafür verantwortlich machen würden, daß der mit so großem Pomp angekündigte Kaiserbesuch in Tanger nun auch tatsächlich stattfinde[160].

Es hätte der starken Anstachelung durch den Fürsten Bülow nicht bedurft, um mich zur äußersten Anstrengung in der Frage der kaiserlichen Landung in Tanger anzufeuern. So wie damals die Lage Europas war, hätte ein Unterbleiben der Landung, die so laut angesagt worden war, sich in eine schwere persönliche Niederlage für den Kaiser verwandelt. Es konnte nicht unterbleiben, daß sein persönlicher Mut in der Presse des übel wollenden Auslandes angezweifelt wurde, und dann konnte sehr leicht eine Situation entstehen, in der Deutschland gezwungen war, gegen seinen Wunsch und Willen zu fechten. Ich hielt diese Gefahr für sehr akut und war deshalb entschlossen, ohne jede Rücksicht auf meine Person und eventuelle Verstimmungen des Kaiserlichen Herrn die Landung auf alle Fälle durchzusetzen[161].

Die unzähligen Einzelheiten, die zu ordnen und zu besprechen waren, hielten mich bis am Tage vor dem Kaiserlichen Besuche spät nachts geschäftig. Heftiger Wind hatte sich erhoben, und mit Sorge hörte ich, wie der Sturm um das Dach pfiff, und von Zeit zu Zeit der eine oder andere zur Dekoration aufgestellte Flaggenstock krachend brach. Als ich am frühen Morgen die Paradeuniform des I. Bamberger Ulanen-Regiments anlegte, dessen Inhaber der Kaiser war[162], mußte ich feststellen, daß der Wind keineswegs im Abflauen war. Die See war bewegt, doch keineswegs bewegt genug, um eine Landung wirklich unmöglich zu machen. Ich befürchtete aber, daß die widerstrebenden Elemente auf der „Hamburg“ das Wetter zum Vorwand benützen würden, um die kaiserliche Landung zu hintertreiben. Ich hatte schon vorher alles vorbereiten lassen, um dem Kaiser auf hohe[r] See entgegenfahren zu können. Ein flachgehender Schlepper beförderte mich, den Lotsen und den am Vorabend eingetroffenen Kommissar der deutschen Geheimpolizei zunächst auf hohe See. Das kleine Fahrzeug wurde stark umhergeworfen, den Herrn der Geheimpolizei überfiel die Seekrankheit. Endlich wurden wir der weißen „Hamburg“ ansichtig, und als wir uns dem stolzen Fahrzeuge näherten, sah ich, wie der Kaiser von der Kommandobrücke aus uns mit Interesse beobachtete. Es wurde uns zugerufen, ein Herablassen des Fallreeps sei wegen des Seeganges ganz untunlich, man würde die Lotsenleiter am Vorschiffe herablassen. Eine Zeitlang

[160] Die entsprechenden Quellen sind in: „Die Große Politik“ XX, S. 197–289. – Vgl. auch Schulthess’ Europ. Geschichtskalender 46 (1905) S. 304.

[161] Dieser Absatz entstammt einer eingeklebten „Anmerkung zu Memoiren“.

[162] Kühlmann war am 1.10.1891 als Einjährig-Freiwilliger in das Erste Bayerische Ulanenregiment in Bamberg eingetreten. Dies war das Traditionsregiment der fränkischen Aristokratie; vgl. Kühlmann, Erinnerungen, S. 47–63.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

hielt sich der Schlepper möglichst ganz nahe heran, und ich benutzte den günstigen Moment, um auf die strickleiterartige Lotsenleiter überzuspringen und möglichst schnell an der doch recht hohen „Hamburg“ emporzuklettern. Wenn man bedenkt, daß ich in Paradeuniform der Bamberger Ulanen war mit hohen Lackstiefeln und Sporen, Säbel, Czapka mit wehendem Haarbusch, so muß der Anblick ungewöhnlich gewesen sein[163].

Während dieses immerhin gewagten Unternehmens schlugen mich hohe Wellen immer wieder gegen die Bordwand, so daß ich, endlich oben angekommen, keinen trockenen Faden am Leibe hatte und mir das Seewasser aus Ärmeln und Stiefeln rann: Verschiedene Herren der kaiserlichen Umgebung bemühten sich, mich mit Handtüchern in eine wieder einigermaßen präsentable Verfassung zu bringen. Der Kaiser wollte mich aber sofort sehen, und so meldete ich mich, noch triefend, bei Seiner Majestät. Dieser belobte mich sehr wegen der gezeigten Unternehmungslust, versprach mir im Scherze, falls es bei der Diplomatie schiefgehen sollte, eine[164] Stellung in der Militär-Turnschule, teilte mir aber im selben Atemzuge mit, daß er nicht zu landen beabsichtige. Außerdem mache der Seegang eine Landung vollkommen unmöglich. Noch während der kaiserlichen Rede überbrachte ihm ein Adjutant ein Etui, enthaltend den roten Adlerorden mit der königlichen Krone, den der Kaiser mir sofort verlieh, ein psychologisch ganz interessanter Zug. Vielleicht hoffte er, dadurch den Nachdruck etwas abzuschwächen, mit dem ich, wie er vermutete, auf der Landung bestehen würde. Ich bedankte mich für die gnädige Dekoration, zog aber die durchnäßten Depeschen Bülows aus meiner Ulanka[165] hervor und ließ dem hohen Herrn keinen Zweifel darüber, daß der Kanzler durchaus auf Landung bestehe und mich mit entsprechender Weisung versehen habe. Durch die abenteuerliche Art, wie ich an Bord gekommen, konnte ich viel freier von der Leber weg reden, als dies sonst einem jungen Legationssekretär dem Souverän gegenüber möglich gewesen wäre. Mittlerweile war die „Hamburg“ auf der Reede von Tanger vor Anker gegangen. Alsbald meldete sich der französische Kommandant des Kreuzers „Du Chayla“, und man braucht wenig Phantasie, um sich auszumalen, daß er dem Kaiser von den Gefahren einer Landung in Tanger ein düsteres[166] Bild entwarf. Allmählich scheinen meine Vorstellungen aber doch einigermaßen gewirkt zu haben; denn nunmehr befahl der hohe Herr, ich solle mit einigen Herren des Gefolges an Land gehen. Die Herren wollten die getroffenen Vorbereitungen und die Einzelheiten der Landung studieren, dann an Bord zurückkehren und Bericht erstatten. Einige Herren des Gefolges, darunter Flügeladjutant von Senden[167], fuhren mit mir an Land, sahen, daß tatsächlich eine Landung auch bei hochgehender See ohne weiteres ausgeführt werden könne, sahen, wie riesig die Volksmassen,

[163] Dieser Satz ist auf einem einliegenden Zettel von Kühlmann handschriftlich notiert worden.

[164] „hohe“ gestrichen.

[165] Waffenrock der Ulanen.

[166] Ursprünglich: „ein drohendes“.

[167] Vermutlich Karl Otto von Senden (1863–1942), Flügeladjutant; a. D. als Generalleutnant.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

wie bedeutend die Vorbereitungen zum Empfang des Kaisers waren, und berichteten entsprechend. Ich versuchte nochmals eine Einwirkung mit ziemlich starken Mitteln. Generaladjutant von Plessen[168] hat mir noch später öfter wiederholt, es werde ihm unvergesslich bleiben, wie ich dem Kaiser gesagt hätte „Euer Majestät dürfen nicht vergessen, ganz Afrika blickt auf Sie“. Der Kaiser entschloß sich plötzlich, befahl Felduniform, schnallte den Revolver um, setzte den Helm auf und sagte nur kurz: „Wir landen.“

Die Landung verlief glatt und ohne Schwierigkeiten. Auf dem Pier wurde der Kaiser zunächst vom Onkel des Sultans[169] und seiner Suite empfangen. Formale Ansprachen wurden hierbei weder von den Marokkanern noch vom Kaiser gehalten. Das Ganze verlief in Form einer durch Dolmetscher vermittelten Konversation. Nächst den Marokkanern war die kleine deutsche Kolonie aufgebaut, der alte Rottenburg in einer Artillerie-Uniform, die er wohl schon viele Jahre nicht mehr getragen hatte. Das Besteigen des Pferdes durch den Kaiser, ein Moment, vor dem ich immer gebangt hatte, ging gottlob glücklich vonstatten, begleitet vom lauten Jubel der Bevölkerung, in welchen das schrille und eintönige Ululu der Frauen, die überall in Scharen auf den flachen Dächern saßen, merkwürdig hereinklang. Die englische Kolonie hatte einen Triumphbogen mit Laub und Blumen errichtet. Harris wollte auch seine Künste spielen lassen; denn die wilden Bergstämme, die wohl seit Jahr und Tag die Stadt nicht betreten hatten, waren in ihren malerischen Burnussen herbeigeeilt und gaben nach Landessitte ihrem Beifall durch wildes Schießen Ausdruck. Besonders demonstrativ gebärdeten sich die Spanier, die eine Art Estrade errichtet hatten und unter denen, wie ich wußte, allerlei sogenannte Anarchisten sich befanden. Langsam ging es durch die steilen gepflasterten Straßen bergauf bis zum Marktplatz. Dort bogen wir in die Gesandtschaft ein. Der Kaiser saß ab und begab sich in die leeren, nur mit Teppichen und Blumen geschmückten Räume. Bei seiner ohnehin großen Vorliebe für den mohammedanischen Orient war er von der Wärme des ihm gewordenen Empfangs sichtlich freudig überrascht. Er und seine Herren nahmen eine Kleinigkeit an dem bereit gestellten Buffet. Aufs neue wurde, diesmal auf deutschem Boden, der Onkel des Sultans mit seinen Begleitern empfangen. Unter den Uniformen der Diplomaten wirkten diese Männer, die Wolken von leichten Schleiern glichen, besonders malerisch. Es fand kein eigentlicher Cercle statt, sondern die Diplomaten wurden einer nach dem andern zum Kaiser geführt, der sich mit ihnen unterhielt. Besonders zeichnete er den amerikanischen Gesandten Gummery[170] aus. Die Unterhaltung mit dem französischen Geschäftsträger Grafen Chérisey schien ernst zu sein. Der Franzose war offenbar nicht angenehm von den kaiserlichen Worten berührt.

---

168 Hans von Plessen (1841–1929), Generaladjutant Wilhelms II. und Kommandant des kaiserlichen Hauptquartiers 1892–1918.

169 Er wird weiter unten namentlich genannt: Mulay Abdel Malek (keine Lebensdaten ermittelt).

170 Samuel R. Gummere (1849–1920), amerikanischer Gesandter in Marokko 1905–1909.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Eigentlich war im Programm vorgesehen, daß nach Einnahme des Imbisses in der Gesandtschaft und nach dem diplomatischen Empfang der Kaiser von einer hierfür errichteten Tribüne aus auf dem Marchandplatz das sehr malerische Pulverspiel der irregulären marokkanischen Reiterei sich ansehen sollte. Die Reiter auf ihren schönen Araberpferden, in weißbauschige Burnusse gehüllt, sprengen, in rasender Karriere einen Angriff vortäuschend, vor, feuern dann im vollen Laufe ihre Flinten ab und zeigen allerlei Reiterkunststücke. Durch die lange Verzögerung der Landung war aber die Zeit zur Ausführung des Programms knapp geworden. Marokkanische Truppen, teils von Kaid Maclain[171], teils von einem abkommandierten französischen Hauptmann geführt, defilierten vor der Gesandtschaft. Der Kaiser sah sich dieses militärische Schauspiel vom Salon meines kleinen Hauses an, dessen Fenster direkt auf das unabsehbare malerische Gewühl des Marktplatzes hinausgingen. Maclain erhielt einen preußischen Orden. Mit meinem Vorschlage, auch dem französischen Hauptmann das ihm zukommende Kreuz zu verleihen, bin ich leider nicht durchgedrungen. Verschiedene Herren des kaiserlichen Gefolges drängten auf Rückkehr an Bord, und da der politische Zweck des kaiserlichen Besuchs mir voll erfüllt schien, opponierte ich auch nicht. Die Pferde wurden wieder bestiegen. Unter der plötzlichen Last des Reiters und dem erneut einsetzenden Geschrei der Menge und wildem Schießen mag das kaiserliche Pferd ein wenig unruhig gewesen sein. Daß es sich gebäumt habe oder gar der hohe Herr in Gefahr geschwebt habe, ist Legende. Wir zogen durch dieselben Straßen herunter zum Hafen. Im Begriffe, ins Boot zu steigen, sagte mir der Kaiser: „Kühlmann, Sie kommen mit bis Gibraltar."

Die kaiserliche Einladung machte mir Freude. In sehr geeigneter äußerer Verfassung traf sie mich nicht an; denn von dem Sturzbad beim Erklettern der „Hamburg" war mir noch jeder Faden am Leibe naß und außer einer Handvoll zerknitterter und durchweichter Depeschen und einem Taschentuch hatte ich keinerlei Gepäck mit. Der Kaiser sah, daß mich fror, und legte mir sehr gütig und väterlich seinen eigenen Mantel bei der Überfahrt zur „Hamburg" um die Schultern. Ich wurde sofort in seine Kabine befohlen. Während des Umkleidens diktierte er eine kurze Aufzeichnung über das Erlebte und besprach mit mir die politischen Auswirkungen des Besuches. Ich bat um die Ermächtigung, die wichtigsten seiner Äußerungen in geeigneter Form bekannt geben zu dürfen, und trug ihm vor, daß wir voraussichtlich als Gastgeschenk des Sultans die Konzession zum Bau der Häfen in Tanger und Larache erhalten würden. Er war über diese Aussicht erfreut und billigte im Ganzen die von mir eingeschlagene Linie. Es war das erste Mal, daß ich mit Wilhelm II. ein eingehenderes politisches[172] Gespräch hatte. Damals fiel mir auf – und dieser Eindruck hat sich seitdem bei zahlreichen Gelegenheiten vertieft –, mit welcher fabelhaften Schnelligkeit der Kaiser auffaßte, wie gut sein Gedächtnis war und

[171] Kaid Sir Harry Aubrey de Maclean (1848–1920), Instrukteur der marokkanischen Armee (schottischer Herkunft).

[172] Ursprünglich: „eingehenderes geschäftliches".

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

mit welcher Beherrschung der Form er resümierte. Ich habe selten irgend jemand komplizierte mehrstündige Verhandlungen mit solcher Genauigkeit und so umfassend wiedergeben sehen, als wenn zum Beispiel der Kaiser einen der großen Kronräte zusammenfassend wiedergab. In solchen Momenten hatte er etwas außerordentlich Bestechendes, und es war schwer, sich seinem Charme zu entziehen.

Bevor wir uns zu Tisch setzten, bat der Kaiser den Grafen Kuno Moltke[173], mich einigermaßen trocken auszustaffieren. Er und Senden halfen mir zusammen aus, und ich verbrachte den Rest dieses denkwürdigen Tages in einem Anzuge, der an Unvorschriftsmäßigkeit wohl kaum etwas zu wünschen übrig ließ. Hohe Lackstiefel und die grüne Reithose der Kaiserulanen, darüber die Litewka[174] des Generals Graf Moltke mit den Abzeichen der Flügeladjutanten Wilhelms I. [sic], die mir viel zu weit war, als Kopfbedeckung eine Yachtklubmütze des Herrn von Senden. Bei der Tafel saß ich neben dem Kaiser. Er war aufgeräumt und guter Dinge und erzählte eine Menge Anekdoten. Während des Frühstücks sagte ich ihm: „Euer Majestät können als sicher betrachten, daß die heutige Landung ein tödlicher Schlag für Delcassé gewesen ist. Ich kann nicht sagen, ob sein Sturz rasch erfolgen wird, aber nach meinen Pariser Informationen hat er sich zu sehr stark dafür gemacht, daß Deutschland nichts unternehmen werde. So verfehlte Prophezeiungen kann ein Minister nicht lange überleben. Er ist waidwund geschossen.“ Unter anderem streifte der Kaiser auch die Frage, wer Gesandter in Tanger werden sollte. Er nannte dafür den aus der orientalen Dragomanats-Karriere hervorgegangenen Dr. Rosen[175] und ich stimmte dem hohen Herrn darin bei, daß ein des Arabischen mächtiger, mit den Sitten des Orients vertrauter Diplomat sicher Gutes leisten würde. Mittlerweile waren wir an den riesigen Felsenkoloß von Gibraltar herangekommen. Ich verabschiedete mich von Seiner Majestät, da der Kaiser abends Gast der Engländer sein und die „Hamburg“ am nächsten Morgen nach Italien in See gehen sollte, ich aber nach Tanger zurückeilen wollte, um alles durch den kaiserlichen Besuch nötig Gewordene zu veranlassen. Bei der Einfahrt in das Hafenbassin passierte noch ein Malheur, indem der Begleitkreuzer Friedrich Karl – ich glaube, er war von Kapitän Grafen Schimmelmann, dem früheren Marine-Attaché in St. Petersburg, geführt[176] – beim Längsseitgehen einen englischen Kreuzer beschädigte. Der Kaiser war wütend, und wir sahen ihn

[173] Kuno Graf von Moltke (1847–1923), Generalmajor; Flügeladjutant Wilhelms II. 1893–1897; Stadtkommandant von Berlin 1905–1918.

[174] Zweireihige Uniformjacke.

[175] Friedrich Rosen (1856–1935), Geheimer Legationsrat; Leiter des Orientreferats in der Abteilung IA des AA 1900–1905; Gesandter in Tanger 1905–1910, in Bukarest 1911–1912, in Lissabon 1912–1916, in Den Haag 1916–1921. – Einliegend finden sich Nachrufe des „Berliner Tageblatts“ und der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ auf Friedrich Rosen vom 27. November 1935. – Seine Erinnerungen: Rosen: Wanderleben.

[176] Dies ist fraglich. Malte Freiherr von Schimmelmann (1859–1916), Marineattaché in St. Petersburg 1898–1903, war zwar mit seinem Schiff in der Region, aber 1903–1905 Kommandant des Kreuzers „Hertha“, der sich – eigentlich in Ostasien stationiert – auf Heimreise befand.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

mit hochgesträubtem Schnurrbart und finsterem Gesicht auf der Kommandobrücke auf- und abgehen.

Ich verbrachte den Nachmittag und Abend sehr angenehm mit den zahlreichen interessanten Männern, die den Kaiser bei solchen Ausflügen zu begleiten pflegten. Insbesondere erinnere ich mich mit Freude eines sehr eingehenden Gesprächs mit Adolph von Harnack[177], mit dem mich seitdem bis zu seinem Tode ein freundschaftliches Verhältnis verband. Von allen Männern der Wissenschaft, die ich je gekannt habe, hatte er das weiteste Blickfeld; an umfassender Kultur und an der Kunst, aus seinem gehäuften Schatze auch kleine Münzen mit Grazie auszugeben, wird es ihm so bald keiner gleichtun. Aus tiefer historischer Bildung heraus besaß er einen klaren und sicheren Blick für die Beurteilung der heutigen Weltverhältnisse, ein bei Gelehrten nicht allzu häufig anzutreffender Vorzug.

Als ich an diesem ereignisreichen Tage auf der „Hamburg“ zur Ruhe ging mit der Aussicht, ganz früh am nächsten Morgen auf dem Algeciras-Boot nach Tanger zurückzukehren, waren meine persönlichen Verhältnisse denkbar unbehaglich. All mein Gepäck bestand aus dem Inhalt meiner zwei winzigen Taschen in der Uniformreithose: etwas Geld, meiner Uhr, einem Taschentuch und einem Bündel feuchter[178] Telegramme. Die Lackstiefel waren durch das Salzwasser so fest verklebt, daß wir sie aufschneiden mußten. Die Uniform, vom Seewasser fleckig und verzogen, kam nicht mehr in Betracht. So erstand ich mir von einem der Bordstewards alles zur Ausrüstung eines Zivilisten Nötige und kehrte fröstelnd im Morgengrauen in diesen schäbigen, schlecht sitzenden Kleidern, ein bescheidener Tourist, an den Schauplatz meiner Tätigkeit zurück.

Graf Tattenbach[179], der Gesandte in Lissabon, hatte, bestehender Sitte gemäß, den Kaiser bis Tanger begleitet. Da er selbst einmal früher Gesandter in Marokko gewesen war, konnte er einigermaßen[180] als Sachverständiger gelten. Die durch den Kaiserbesuch plötzlich und sprunghaft erhöhte Wichtigkeit Marokkos als diplomatisches Zentrum ließ es Holstein und Bülow wohl erwünscht erscheinen, das verhältnismäßig geringe spezifische Gewicht eines jungen Geschäftsträgers durch einen Mann von Alter und Erfahrung zu erhöhen. Graf Tattenbach, einem bayrischen Adelsgeschlechte entsprossen, trug zur Zeit seiner Mission in Marokko das weiße, militärisch in die Höhe gebürstete Haar ziemlich kurz geschnitten. Er lahmte etwas wohl infolge einer früheren Verwundung und ging am Stock. Von der Verbindlichkeit und Liebenswürdigkeit, welche dem Süddeutschen oft zu eigen sind, hatte Tattenbach

[177] Adolf (seit 1914: von) Harnack (1851–1930), protestantischer Theologe und Kirchenhistoriker.

[178] „zerknüllter“ gestrichen. Der Satz ist eine spätere handschriftliche Hinzufügung.

[179] Christian Graf von Tattenbach (1846–1910), Gesandter in Tanger 1889–1895, in Bern 1895–1897, in Lissabon 1897–1908; Botschafter in Madrid 1908–1910; verheiratet 1885 mit Constanze (1856–1910), geb. v. Metzler.

[180] Das Wort ist später handschriftlich hinzugefügt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nichts mitbekommen. Er war cassant[181], wurde leicht heftig, und dieser Umstand ist dem Erfolg seines diplomatischen Wirkens häufig abträglich gewesen. Seine Gattin entstammte der Frankfurter Bankierfamilie von Metzler. Ihre Schwester, die verwitwete Gräfin Schlippenbach[182], hatte zu Zeiten der Bülow'schen Kanzlerschaft einen politischen Salon in Berlin, der nicht ohne Bedeutung war, da einflußreiche Reichstags-Abgeordnete oft und gerne da verkehrten. Das Tattenbach'sche Ehepaar und Gräfin Schlippenbach bezogen bald das verwaiste Hauptgebäude der Gesandtschaft in Tanger. Ich mußte bei der Primitivität der marokkanischen Verhältnisse vielfach zur Überbrückung auftretenden Mangels aus den Beständen meines Junggesellenhaushalts beitragen.

Mir war die Mission Tattenbachs nicht sehr erwünscht; denn ich mußte eine erhebliche Einschränkung meiner Bewegungsfreiheit befürchten. Schließlich schob sich die Sache so zurecht, daß Graf Tattenbach in außerordentlicher Mission nach Fez geschickt wurde, ich als Geschäftsträger in Tanger blieb.

Von dem früheren Gesandten Freiherrn von Men[t]zingen, der sich, wie früher ausgeführt, zu sehr in die lokalen Fragen verrannt hatte, war nicht mehr die Rede. Er ist, wie ich mich zu erinnern glaube, später nicht wieder diplomatisch verwendet worden[183].

Der Oheim des Sultans, Muley Abdel Malek, brachte mir mit den Grüßen seines Souveräns einen mächtigen Berberhengst mit. Marokko kennt keine Orden. Pferde mit besonders glänzend verzierten Sätteln sind das höchste Ehrengeschenk, welches der Sultan verleihen kann. Mein Sattel war tiefblau, mit reichster Goldstickerei verziert. Wie dies die diplomatische Sitte wollte, hat er noch lange auf einem roten Lackgestell montiert als geschätztes Erinnerungsstück meine diplomatischen Kreuz- und Querfahrten mitgemacht. In unserem großen Hause in London stand er noch in meinem hallenartigen Schreibzimmer neben dem mächtigen Kamin. Nach dem mitten im Weltkrieg vollzogenen Umzug nach dem Haag scheint er nicht mehr ans Licht gekommen zu sein[184].

Der Kaiserbesuch hatte uns die Konzession zum Ausbau der Häfen in Tanger und Larrasch[185] gebracht. Ich beeilte mich, diese Angelegenheit zu ordnen. Die Firma Holzmann in Frankfurt, die mir von den Arbeiten an den kleinasiatischen Bahnen her bekannt war, entsandte ihren Chefingenieur, Herrn Lauter, nach Tanger. Dieser kluge und erfahrene Mann erschien als unscheinbarer Weltbummler und, während wir alle noch in tiefem Schlafe lagen, widmete er sich in der Morgendämmerung der Fischerei auf der Reede von Tanger mit so

[181] Ursprünglich „unverbindlich", was Kühlmann dann durch den französischen Begriff für „scharf", „schroff" ersetzte.

[182] Alexandrine Gräfin von Schlippenbach (1852–1938), geb. von Metzler.

[183] Das ist richtig. Er wurde 1906 in den Ruhestand versetzt.

[184] Dieser Absatz entstammt einer einliegenden maschinenschriftlichen Notiz betitelt: „Morocco. Notes for Memoirs."

[185] Larache (auch El Araish), Hafenstadt im Norden von Marokko, ca. 90 km südlich von Tanger. – Die im folgenden genannte: Firma Philipp Holzmann AG war (bis zur Insolvenz 2002) ein weltweit tätiger Baukonzern. – Der darauf genannte: Wilhelm Lauter (1847–1917), Bauingenieur; Direktor der Abteilung Kunstbauten der Fa. Philipp Holzmann 1876–1916.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

günstigem Erfolge, daß er in erstaunlich kurzer Zeit sämtliche Lotungen und Messungen durchgeführt hatte, ohne auch nur im geringsten Aufmerksamkeit zu erregen. Er konnte nach Frankfurt abreisen, mit allem versehen, was er zur Aufstellung eines detaillierten Ausbauprojektes nötig hatte. Auch die bekannte bayerische Firma Sager & Wörner[186] interessierte sich für die Arbeiten und entsandte einen Vertreter nach Tanger. Es wäre mir leid gewesen, wenn dieses bewährte bayerische Haus, von dessen Arbeiten am Nordseekanal ich nur Gutes gehört hatte, leer ausgegangen wäre, und es gelang mir zu meiner Befriedigung, eine Einigung dahin zustande zu bringen, daß Holzmann die Arbeiten in Tanger übernahm und die Ausführung von Larrasch Sager & Wörner überließ. Alles dies wurde ohne jedes Aufsehen und in tiefer Stille vorbereitet und durchgearbeitet, Pläne und Voranschläge dem Sultan in Fez unterbreitet und von ihm die endgültige Konzession erteilt. Nicht lange darauf erschien ein französisches Schiff, und mit großem Aufwande wurden Maschinen und Vermessungsinstrumente gelandet, Scharen von Ingenieuren machten sich an die Arbeit. Als ich eines Tages mit einem französischen Kollegen von einem der Ausritte in die herrliche Umgebung Tangers zurückkehrte, fragte ich ihn, wozu eigentlich alle diese Arbeiten und Vermessungen dienen sollten. Er sagte mir, sie sollten die Unterlagen liefern für eine Arbeit des Ausbaues des Hafens von Tanger. Ich erwiderte ihm, ich glaubte, die Herren machten sich unnötige Mühe; denn ich könnte mich ziemlich sicher entsinnen, daß der Ausbau des Hafens von Tanger bereits fest an eine deutsche Firma vergeben worden sei, deren Projekte schon ausgearbeitet vorlägen. Diese Mitteilung verursachte anscheinend ziemlich viel Unruhe und Bestürzung. Jedenfalls wurden bald darauf die Vermessungsarbeiten abgebrochen, Schiffe und Ingenieure verschwanden wieder.

So sehr mich die Arbeit in Marokko gefesselt hatte, war es doch schon klar, daß wir einem heißen und verhältnismäßig ereignislosen Sommer entgegengingen. Was in Marokko mit dem Sultan zu verhandeln war, besorgte Graf Tattenbach in Fez, und viel war das ja auch nicht; denn dem Sultan blieb unter französischem Drucke nichts übrig, als sich ganz und gar an uns anzulehnen. Sonst war der Schwerpunkt des Geschäftes vollkommen nach Europa verlagert. Delcassé hatte seine sinnlose Politik der Brüskierung und Isolierung Deutschlands, die er auf eine sachliche Marokko-Politik aufgepfropft hatte, verdientermaßen mit seiner Stellung als Minister bezahlen müssen[187]. Sein Nachfolger Rouvier suchte einzulenken und bequemte sich, wenigstens grundsätzlich dem Konferenzgedanken zu zustimmen. Révoil[188], der frühere Gene-

[186] Die Firma Sager & Woerner war ein seit 1898 international tätiges Bauunternehmen und bis 1980 mehrheitlich im Besitz der Familie Woerner.

[187] Delcassé, der es in der Marokkofrage auf eine Konfrontation mit Deutschland abgesehen hatte und darüber mit seinem pazifistischen Ministerpräsidenten Rouvier aneinandergeriet, trat am 6. Juni 1905 zurück. – Maurice Rouvier (1842–1911), französischer Ministerpräsident 1887 und 1905–1906; Außenminister 1905–1906.

[188] Paul Révoil (1856–1914), Generalgouverneur von Algerien 1901–1903; Botschafter in Bern 1906 und in Madrid 1907–1909.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ralgouverneur von Algerien, ein fähiger und verschlagener Diplomat, verhandelte in Paris mit dem aus Berlin entsandten vortragenden Rat des Auswärtigen Amtes, Dr. Rosen, über das Programm der Konferenz. Rosen war für einige Zeit der Vertrauensmann Holsteins, und Holstein war es, der in der ganzen Marokko-Angelegenheit die Fäden fest in der Hand hielt. Unter diesen Umständen schien es mir geraten, zunächst einmal auf Urlaub zu gehen, zumal ich mich nach der Arbeit, den Anstrengungen und Aufregungen der letzten Monate wirklich erholungsbedürftig fühlte. Berlin zeigte für meine Lage Verständnis. Der Sekretär der Gesandtschaft in Lissabon, Freiherr Langwerth von Simmern, wurde kommissarisch nach Tanger entsandt, um während meiner Abwesenheit das Interim an der Gesandtschaft zu versehen. Ich traf damals zum ersten Male mit diesem sympathischen Kollegen aus rheinischer ritterschaftlicher Familie zusammen, und als ich mich am Fallreep des Ostafrika-Dampfers befand, der mich nach Marseille entführen sollte, wünschte ich ihm einen angenehmen Sommer in Tanger. Meine guten Wünsche sind eingetroffen; denn er verliebte sich in die gescheite und gebildete Tochter Margarete des Herrn Rottenburg, heiratete sie, und die Verbindung ist nach allem, was ich gehört habe, stets eine glückliche und harmonische geblieben.

Bei ruhigem Sommerwetter war die Fahrt in dem geschmackvoll ausgestatteten Schiff über das tiefblaue Mittelmeer angenehm und ausruhend. Einen Tag verbrachte ich in dem lauten, schon ganz südlich anmutenden Getriebe von Marseille, dem größten Hafen Frankreichs und dem Ausstrahlungspunkt aller derjenigen Einflüsse, welche so große Teile des nördlichen Afrikas der Trikolore untertan gemacht haben.

In Paris angekommen, sah ich alsbald den Botschafter Fürsten Radolin, dessen Güte und alte Anhänglichkeit an meine Eltern aus der Zeit seiner Konstantinopeler Tätigkeit das Verhältnis zwischen mir und ihm zu einem fast väterlich freundschaftlichen gemacht hatten[189]. Während der Zeit meiner ersten diplomatischen Tätigkeit in Petersburg hatte ich mich dem Fürsten durch meine recht guten Kenntnisse der russischen Sprache als Dolmetscher häufig empfohlen, und die friedlichen Tage, wo ich damals als Gast des Botschafters in dessen geräumigem russischen Landhause in Siergiewo weilen durfte, waren mir unvergeßlich in Erinnerung geblieben. Der Botschafter, ein hochgewachsener, gut konservierter Mann, mit einem viereckig geschnittenen rötlichen Vollbarte und ganz hellen, fast wasserblauen Augen, war in jedem Zoll Grandseigneur. Er hatte etwas Gütiges und Weiches, nichts von Schärfe oder übermäßiger Genauigkeit. Er verdankte seine immerhin großartige Karriere dem bedingungslosen Vertrauen, das Holstein in ihn setzte. Er war einer von den wenigen, dem der stets von Mißtrauen gepeitschte Sonderling in der Wilhelmstraße durch alle Phasen treu geblieben ist. Radolin war Pole, hieß ursprünglich Graf Radolinski und wurde 1888 von Kaiser Wilhelm II. zum Für-

[189] Radolin war 1876–1881 Botschaftssekretär und 1892–1895 Botschafter in Konstantinopel, bevor er von dort nach St. Petersburg wechselte, wo er kurzzeitig Kühlmanns Chef bei dessen diplomatischem Debüt wurde.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sten von Radolin ernannt. In Hofkreisen ging damals der Witz um, er sei mit Namensschwund behaftet, und seine Ernennung zum Herzog von Rado stünde unmittelbar bevor.

In erster Ehe war Fürst Radolin mit einer Engländerin, Miss Wakefield[190], verheiratet, die als Tochter einer indischen Fürstin den oliv-braunen Teint und die großen dunklen Augen der indischen Rasse hatte, was sich, wenn auch weniger ausgesprochen, auch auf Radolins schöne Tochter, die spätere Gattin des bayerischen Diplomaten Grafen Moy, vererbte. Die Schwester der ersten Fürstin Radolin[191] war die Mutter des englischen Diplomaten William Tyr[r]ell, von dem in diesen Blättern noch öfter gesprochen werden wird. William Tyr[r]ell hat viele Jahre lang maßgebenden Einfluß auf die Leitung der englischen Staatsdinge ausgeübt, und Lord Tyrrell wirkte zuletzt von dem prächtigen Empire-Palais in der rue du Faubourg Saint Honoré, der englischen Botschaft in Paris aus, noch lange bis zu seinem Abgang[192] stark auf den Gang der englischen Außenpolitik ein. Tyr[r]ell war, großenteils in Deutschland, besonders in Bonn, erzogen, des Deutschen in Schrift und Sprache vollkommen mächtig. Die Beziehungen zum Hause Radolin waren stets freundschaftlich und enge. Kein Wunder, daß das englische Foreign Office über Ideen und Stimmungen in der deutschen Botschaft in Paris aufs genaueste und zuverlässigste informiert war.

Fürst Radolin hatte in verhältnismäßig späten Jahren noch die jugendliche Gräfin Johanna Oppersdorff[f] geheiratet[193]. Die nicht sehr große, dunkle Fürstin hatte viel persönlichen Charme und trug durch ihre Verwandtschaft mit den einflußreichsten Familien des aristokratischen Faubourg Saint Germain viel dazu bei, Radolins soziale Stellung in Paris besonders glänzend zu gestalten. Der späten Ehe war nur ein Sohn, Peter[194], entsprossen, der, ein hübscher, aber arg verzogener Junge, schon als Kind gerne in den Botschaftssalons sich herumtrieb und, beim Frühstück unter dem Tische sitzend, die Damen in die Waden kniff.

---

190 Lucy Gräfin Radolin (1841–1880), geb. Wakefield. – Die im folgenden genannte Tochter: Lucy (1872–1965), verheiratet mit Karl Maria Graf von Moy de Sons (1863–1932), bayerischer Diplomat.

191 Julia Wakefield (1845–1892), Mutter von William George Tyrrell (vgl. unten, S. 216 f.).

192 Ursprünglich: „Tyrell wirkt … noch heute stark …“. Sir William Tyrrell war 1928–1934 britischer Botschafter in Frankreich, Kühlmann schrieb den Basistext in dieser Zeit, zumindest eine der handschriftlichen Überarbeitungen erfolgte nach Tyrrells Abschied aus Paris. Im hinteren Einband des zweiten Manuskriptbandes hielt Kühlmann einige Notizen fest, die er offenbar zur Ausarbeitung seiner Ausführungen über Tyrrell in seinem dritten Manuskriptband (Kapitel: London 1908–1914) nutzte: „Colonel Wakefields Frau hohe indische Kaste. 3 Töchter[:] 1. Fürstin Radolin Lucy. 2. Frau Julia Tyrrell. [Mutter von] William Tyrrell, leitete Haus Radolin, erzog die Kinder Radolin, Freunde Paul Hatzfeldt und Holstein, Kaiserin Friedrich, † 1893, Willy Tyrrell und Alfred Radolin zusammen erzogen. Willy Abitur in Bonn mit Auszeichnungen, dann Oxford und Foreign Office.“

193 Radolin heiratete 1892 in zweiter Ehe Gräfin Johanna von Oppersdorff (1864–1947); deren Mutter Elisabeth war eine geborene de Talleyrand-Périgord.

194 Peter Graf von Radolin (1898–1980).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Radolin stand in ständigem, lebhaften Briefverkehr mit Holstein, seinem Protektor und Inspirator. Da mein persönliches Verhältnis zum Botschafter von Petersburg her noch ein durchaus freundschaftliches und vertrauensvolles war, begrüßte er sehr warm meine Rückkehr aus Marokko und sprach sich mir gegenüber über alle Einzelheiten unserer Politik eingehend aus. Ich konnte dadurch viel besser und umfassender unterrichtet sein, als mir dies in Tanger möglich gewesen wäre.

Die politische Information unserer Diplomatie geschah, soweit nicht direkte Telegramme und Erlasse des Auswärtigen Amtes an die einzelnen Missionschefs gerichtet wurden, durch periodische Zusendung von mechanisch vervielfältigten Kopien der Berichte der anderen Missionen. Es war Holsteins Spezialität, die politische Ernährung der verschiedenen Missionschefs persönlich genau zu dosieren. Seinen Lieblingen wurden Leckerbissen und politisch bedeutungsvolle Berichte mit freigebiger Hand zugeteilt. Denen, die sich mißliebig gemacht hatten, wurde, wie der Kunstausdruck lautet, der Brotkorb höher gehängt, das heißt, sie wurden nur spärlich mit uninteressanten Metallogrammen bedacht. Daß sowohl Dienstfreudigkeit als der Dienst selbst durch ein solches persönliches Regiment schwer leiden mußten, ist ohne weiteres klar.

Der Fürst wünschte offenbar nicht, daß sein Botschaftsrat, Herr von Flotow[195], in die Häufigkeit und Intimität unserer Besprechungen Einblick gewinne. Ich kam deshalb öfter in relativ früher Morgenstunde auf Radolins Anregung in sein Schlafzimmer, das, im zweiten Stock gelegen, an Geräumigkeit und Bequemlichkeit durchaus nicht auf der Höhe der wirklich wundervollen Prunk- und Empfangsräume der Botschaft stand.

Ich machte um diese Zeit einen der großen Empfänge mit, und ich muß sagen, der Gesamteindruck der wogenden eleganten Menge in den wunderbar erhaltenen, noch ägyptisch beeinflußten frühen Empiresälen dieses alten französischen Palastes konnte sich an Glanz mit irgend einem Feste, das ich je erlebt, sehr wohl messen.

Die Spezialmission Dr. Rosens, auf die der Botschafter ziemlich scheel sah, da Missionschefs von solchen besonderen Entsendungen immer eine Verminderung ihres Einflusses befürchten, verursachte dem Fürsten sichtliches Unbehagen. Er war geneigt, in Gesprächen Dr. Rosen diplomatische Schmiegsamkeit und Erfahrung abzusprechen, und hätte viel lieber die Angelegenheit persönlich geführt.

Nachdem ich mich in Paris gründlich orientiert hatte, begab ich mich zunächst nach Berlin zur Meldung beim Amt und beim Kanzler. Für das Verhältnis zwischen Bülow und Holstein war es charakteristisch, daß mir bei meiner Meldung auf der Reichskanzlei Bülow sogleich durch einen Beamten die Frage vorlegen ließ, ob ich schon dem Geheimrat von Holstein Bericht erstattet hätte. Als ich das verneinte, ließ er mich bitten, erst wiederzukommen, wenn ich

[195] Hans von Flotow (1862–1935), Botschaftsrat in Paris 1904–1907; Gesandter in Brüssel 1910–1913; Botschafter in Rom (Quirinal) 1913–1915.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Holstein gesprochen hätte. Die Empfänge und Gespräche in Berlin boten, da ich ja über den Botschafter in Paris viel genauer und eingehender informiert war, nichts sonderlich Neues, und ich begab mich zunächst auf Urlaub nach Süddeutschland.

An einen Besuch in Wiesbaden zur Kaiserparade, an der auch mein altes Regiment, die I. Ulanen, teilnahmen, schloß sich ein Aufenthalt auf dem Stumm'schen Schlosse Ramholz an, auf dem ich mich mit meiner nachmaligen Gattin, der schönen Marguerite von Stumm, verlobte[196]. Mitten in diese bewegten Tage platzte ein Telegramm des Kaisers, das mich zur Galatafel nach Koblenz befahl. Mit dem nächsten Zuge eilte ich dahin und wäre bei einem Haare in ernste Schwierigkeiten geraten; denn die kleine Stadt war durch das Zuströmen der unzähligen Besucher so überfüllt, daß ich wohl eine Stunde lang von Haus zu Haus irrte, bis ich endlich für viel Geld und gute Worte ein dunkles Loch ermietete, in welchem ich mich notdürftig umziehen konnte. Die Galatafel fand im Koblenzer Schlosse statt. Der Kaiser sprach mich nach dem Essen im Cercle. Ich meldete ihm meine Verlobung, und da er Marguerite von Stumm von den Hoffesten in Berlin sehr wohl kannte, gratulierte er mir mit Wärme und Herzlichkeit. – Die Wochen vergingen mit Besuchen bei Verwandten und gelegentlichen Ausflügen nach Paris, das meine spätere Frau gut kannte, da sie sich dort ein ganzes Jahr unter der Führung von Eugène Carrière[197] der Malerei gewidmet hatte. – Ich blieb mit der weiteren Entwicklung der politischen Lage in enger Fühlung, wurde auch von Radolin immer wieder ins Bild gesetzt, war aber mit dem Lauf, den die Dinge nahmen, keineswegs einverstanden.

Ich fand, daß unsere deutsche Politik es sowohl an Ideen wie an Wendigkeit wieder einmal in bedauerlicher Weise fehlen ließ, und daß wir es den Franzosen allzu[198] leicht machten, uns auf die dürre Heide von Paragraphen und Formulierungen zu locken. Ich hatte mir in Tanger redlich Mühe gegeben, die Marokko-Angelegenheit in Fluss zu bringen, da ich darin eine nie wiederkehrende Gelegenheit sah, einen gefährlichen Gegner, wie Delcassé, in den Sand zu setzen und dann durch rasche und glatte und Gewinn bringende Begleichung des Streitfalles unsere allgemeinen Beziehungen zu Frankreich zu bessern. In dem Maße, als Delcassé sich darauf verbiß, die Marokko-Angelegenheit zu mißbrauchen, um Deutschland zu isolieren und zu demütigen, war mir ein beständiger, steigender Druck unsererseits zweckmäßig erschienen. Delcassé hatte sich unvorsichtigerweise seinen Ministerkollegen gegenüber derartig auf der Anschauung festgelegt, daß von Deutschland nichts zu befürchten sei, daß von Deutschland wegen der Marokko-Angelegenheit keine Gefahr drohe, daß jede entschiedene Geste von unserer Seite seiner politischen

[196] Richard von Kühlmann und Marguerite von Stumm verlobten sich am 11. September 1905, öffentlich verkündet per Annonce in der „Neuen Preußischen Zeitung" vom 2. Oktober 1905 (Abendausgabe).

[197] Eugène Carrière (1849–1906), französischer Maler.

[198] Das Wort ist eine spätere handschriftliche Hinzufügung.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Existenz[199] gefährlich werden mußte. Unsere Linie lief logischerweise zwangsläufig auf das Verlangen der Konferenz heraus; denn unser unwiderlegliches Argument stützte sich auf die Madrider Konvention. Nur mit der Zustimmung aller Signatarmächte konnte der status quo in Marokko verändert werden. Nun mußte es jedem klarsehenden politischen Beobachter einleuchten, daß weder wir noch irgend eine andere Macht in der Lage waren, Frankreich dauernd und für immer von der Vorherrschaft in Marokko auszuschließen. Dazu waren die Aktionsmittel Frankreichs, welches ja das scherifische Reich damals schon umklammerte, viel zu bedeutend; dazu war auch die Anarchie im Innern Marokkos viel zu groß und die Zersetzung des primitiven scherifischen Regierungsapparates schon viel zu weit vorgeschritten. Mir hatte von Anfang nichts anderes vorgeschwebt als eine scharfe und rasche Aktion, bei der wir unsrerseits den Wert des Tauschgegenstandes zweckmäßig herausstrichen und ins Licht setzten, andererseits unter der Hand zu erkennen gaben, daß wir mit uns reden lassen würden, wenn vernünftige Vorschläge gemacht würden. Auf dieser Linie, die ich den Franzosen gegenüber niemals aussprach, aber erraten ließ, hatte ich in Tanger operiert, und dank dieser Linie war es mir gelungen, trotz der doch recht scharfen sachlichen Opposition, meine persönlichen Beziehungen zu allen französischen Kreisen gut und freundschaftlich zu erhalten. Ich bin keineswegs sicher, ob ich die Linie verfolgt hätte, um jeden Preis das widerstrebende Frankreich auf die Algeciras-Konferenz zu schleppen; denn eine ruhige Überlegung der Sachlage mußte uns klarmachen, daß bedeutende Lorbeeren auf dieser Konferenz nicht zu pflücken waren. England, der wichtigste Partner, war ausgekauft und hatte sich zur Unterstützung Frankreichs verpflichtet. Spanien konnte, da es gleichfalls Vertragspartner Frankreichs war, in der Marokko-Frage sehr entschieden nicht auftreten. Italien war, wie im innern Zirkel damals durchaus schon bekannt war, durch seine Aspirationen auf Tripolis gehindert, sich nachdrücklich auf Deutschlands Seite zu stellen. Und Rußland würde Frankreich in einer solchen Frage sicherlich nicht wehe tun. Die deutsche Politik mußte aus ihren mißglückten Annäherungsversuchen in Petersburg wissen, daß man an der Newa zäh an dem französischen Bündnis festhielt. Ich hätte mir also sehr wohl einen Verlauf denken können, bei dem, wenn alle anderen Mächte zustimmten, die Konferenz zunächst einmal auf längere Zeit aufgeschoben geblieben wäre, wenn Frankreich uns für diesen Aufschub und für die Perspektive einer gütlichen Regelung einen genügenden Preis bot. Dem deutschen Kolonialreich, wie es Bismarck geschaffen hatte, ist trotz allen Geredes über Weltpolitik unter der Ära Bülow außer dem Danaergeschenk Kiautschou nach Bismarck Nennenswertes nicht hinzugefügt worden, dieses Reich war Stückwerk, enthielt sicher vieles Gute und Wertvolle, mußte aber ausgedehnt und abgerundet[200] werden, sollten die Kolonien im deutschen Leben die Rolle spielen, die sie zu spielen berufen waren, sollten die Kolonien der Macht und Größe des Mutterlandes entsprechen und

[199] Das folgende „durchaus“ wurde wieder gestrichen.

[200] Ursprünglich: „ausgedehnt und erweitert“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

wirklich das leisten, was eine ihrer wichtigsten Funktionen war: dem überschäumenden Tatendrang einer unruhigen Jugend Auslauf und Spielraum zu gewähren.

Diese Gedanken und Anschauungen gehörten sozusagen zum Grundbestande meines ganzen politischen Glaubensbekenntnisses. Sie haben mir bei meiner ganzen späteren Arbeit stets als Leitstern vorgeschwebt. Ich war ebensowenig wie Radolin mit dem Gang der Ereignisse einverstanden. Zufällig traf ich da in Paris einen früheren französischen Marineoffizier namens Vaffier-Pollet, der mir wohl bekannt war, da er Vertreter der Havas in Tanger war, stets enge Fühlung mit mir gehalten und sich während der ganzen Krise als anständiger und zuverlässiger Mensch bewährt hatte. Dieser sprach eingehend mit mir, beklagte ebenfalls, daß die Sache anscheinend auf ein falsches[201] Geleise geraten sei, und fragte schließlich geradewegs, ob ich nicht geneigt wäre, mit einem Vertrauensmann der französischen Regierung rein privat einmal die ganze Lage zu besprechen. Er könne sich denken, daß daraus für beide Teile Nützliches entstünde. Da es sich ja nur um eine vertrauliche Fühlungnahme handelte, wie wir sie in Tanger ja so oft gehabt hätten, und die vollste Diskretion zugesichert sei, könne es ja auf keinen Fall schaden. Er fragte mich, wer meiner Ansicht nach von den Franzosen für eine solche Konversation in Betracht käme. Ich erwiderte, daß ich persönlich mit dem französischen Geschäftsträger in Tanger, dem Grafen Chérisey, befreundet sei. Er schiene mir durch Charakter und Veranlagung und durch seine genaue Kenntnis der Materie der geeignete Mann, und ich sei gerne bereit, mich rein persönlich und unverbindlich mit ihm zu unterhalten.

Ganz kurz nach diesem Gespräch teilte mir Vaffier-Pollet mit, Graf Chérisey träfe in Paris ein. Wir verabredeten, ich solle mit Chérisey zusammen frühstücken. Er und ich besprachen allein bei einem lunch im Hotel du Quai d'Orsay eingehend die Lage. Es ergab sich ohne weiteres, daß die Verhandlungen für Abhaltung der Algeciras-Konferenz schon viel zu weit vorgeschritten seien, als daß hieran noch etwas geändert werden konnte. Deutschland sei andrerseits durch den Kaiserbesuch und seine allgemeine Politik soweit festgelegt, daß ein Frontwechsel vor oder auf der Konferenz außerhalb des Bereiches der Möglichkeit liege. Eine Vereinbarung sei also nur denkbar über das gegenseitige Verhalten auf der Konferenz selbst. Es liege weder im französischen noch im deutschen Interesse, es dort zu einem Duell auf Leben und Tod kommen zu lassen, von dem keiner Vorteile, beide nur Nachteile haben würden. Es sei also viel vernünftiger, mit einem vertraulich verabredeten Aktionsprogramm die Arena zu betreten. Frankreich sei immer noch der Ansicht, daß Deutschland in letzter Linie aus der Marokko-Angelegenheit praktische Vorteile gewinnen wolle. Mein vis-à-vis faßte diese Auffassung in die Frage zusammen: „Was wollen Sie endlich und schließlich? Wollen Sie Entgegenkommen in der Frage Kleinasien und Bagdadbahn?" Ich erwiderte, diese Frage sei interessant, aber keineswegs mit der Marokko-Angelegenheit auf eine Stufe zu

[201] Ursprünglich: „ein schiefes".

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

stellen. Er fuhr fort zu sagen: „Interessiert Sie ein marokkanischer Hafen am Atlantik?“ Auch dies stellte ich in Abrede. Ein solcher Hafen, der notwendigerweise nur geringes Hinterland haben konnte, wäre nur ein um viele Grade schlechteres Kiautschou, im Frieden eine Last, im Kriege eine Gefahr. Allmählich klärte sich die Diskussion dahin, daß nur Afrika entsprechende Kompensation bieten könnte, wobei in Aussicht genommen wurde: Zession des französischen Kongo – eventuell für die öffentliche Meinung versüßt, indem man es als Tausch gegen einen an sich wenig wertvollen deutschen Kolonialbesitz frisierte – und Zession des Vorkaufsrechts auf den belgischen Kongo, welches Frankreich in Händen hatte. Die Grundgedanken eines möglichen Abkommens, die wir am Schlusse des Gesprächs übereinstimmend notierten, gingen also dahin, daß die Freiheit des deutschen Handels in Marokko für immer durch Spezialvertrag mit Deutschland gesichert wurde. Gesichert wurde auch ein angemessener Anteil Deutschlands an der Ausführung öffentlicher Arbeiten in Marokko. In der Frage des französischen Kommandos über die marokkanische Polizei sollte die Konferenz nach einem Scheingefechte zwischen Deutschland und Frankreich mit einem non liquet endigen, das heißt die Frage sollte offen bleiben, so daß es weder Sieger noch Besiegte gab. Nach zwei Jahren sollte Frankreich ohne Einberufung einer Konferenz sich diplomatisch an die Signatarmächte wenden, um den Oberbefehl über die Polizei zu erlangen. Stimmten dann sämtliche Signatarmächte dem französischen Verlangen zu, so sollte Deutschland gehalten sein, seinerseits seinen Protest zurückzuziehen. Als Gegenleistung zedierte Frankreich seinen Anteil am Kongo samt Vorkaufsrecht auf den belgischen Kongo. Ich versprach dem Grafen Chérizey [sic], unverweilt die maßgebenden Berliner Stellen von diesem Vorschlage in Kenntnis zu setzen und ihm Antwort zukommen zu lassen, aus der er erkennen könne, ob das Auswärtige Amt auf diese Brücke zu treten gesonnen sei. In Paris informierte ich niemand. Nur dem Fürsten Radolin gab ich in einem kurzen Gespräche vor der Abreise einen Überblick über den Verlauf meiner Konversation mit dem Grafen Chérizey. Da der Botschafter unbedingt für Verständigung mit Frankreich war und es für töricht hielt, Marokko zum Ausgangspunkt für einen Kampf auf Leben und Tod zu machen, stimmte er dem Grundgedanken zu, mir für meine Reise guten Erfolg wünschend.

Ich traf, den Nachtzug benützend, früh in Berlin ein und setzte mich sofort mit dem Botschafter von Radowitz in Verbindung. Dieser erfahrene, gemäßigte und weitblickende Diplomat, mit dem ich die alten freundschaftlichen Beziehungen unserer Familien bei meiner Durchreise durch Madrid im Jahre 1904 erneuern konnte, war bereits zum ersten Delegierten Deutschlands auf der Algeciras-Konferenz designiert[202]. Er schien mir die geeignetste Persönlichkeit

[202] Die freundschaftlichen Beziehungen der Familien datieren aus dem Jahrzehnt, als Radowitz 1882–1892 Botschafter in Konstantinopel war und Kühlmanns Vater Otto dort als Generaldirektor der Anatolischen Eisenbahnen wirkte. Im Nachlaß von Radowitz findet sich ein Schreiben Otto von Kühlmanns vom 18. Dezember 1895, das das Verhältnis illustriert: Kühlmanns Vater informierte darin Radowitz über Konstantinopler Vorgänge, gratulierte zur Verlobung des ältesten Sohnes („allgemeine Freude erregte hier die Nachricht

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

für die Besprechung meiner Pariser Ergebnisse. Ich traf Herrn von Radowitz in seiner Privatwohnung am Kronprinzenufer. Er empfing mich mit Wärme und ließ sich von mir unter sichtlich steigendem Interesse vortragen, was die Besprechung mit dem Grafen Chérizey ergeben hatte. Er umarmte mich fast und sagte mit großer Lebhaftigkeit: „Ich habe bisher dieser ganzen Konferenz mit großer Sorge und mit Mißtrauen entgegengesehen. Ihr Vorschlag ist der Weg, wie wir aus der Sache nicht nur mit Ehre, sondern auch mit Gewinn hervorgehen können. Wir müssen so rasch als möglich zusammen zu Holstein gehen und versuchen, ihn für Ihre Anregungen zu gewinnen. Was an mir liegt, soll geschehen, um die Angelegenheit in diese Bahn zu leiten." Er unternahm es, die Anmeldung bei Holstein zu besorgen und mich nach dem Hotel telephonisch von dem Ergebnis zu benachrichtigen.

Noch am selben Vormittage trafen wir uns unten an der Treppe bei den berühmten zwei Sphinxen im alten Auswärtigen Amte und wurden alsbald auch zusammen bei Holstein vorgelassen. Radowitz referierte kurz über unsere Besprechung vom Morgen, und ich legte nach ihm die Einzelheiten der Pariser Besprechungen dar. Holstein war vom ersten Moment dieser Unterredung an kalt und ablehnend. Er stand in Geruche, Radowitz nicht zu mögen, war wohl auch mit Recht dafür verantwortlich gemacht worden, daß dieser erfahrene und gescheite Diplomat nach mehrjährigem Wirken am Goldenen Horne auf dem Madrider Botschafterposten kalt gestellt worden war – wohl mit, weil er im Verdachte stand, Bismarckfreundlich zu sein. Seiner eigentümlichen Gewohnheit gemäß gab Holstein für seine offensichtlich ablehnende Haltung keine sachlichen Gründe, sondern verschanzte sich hinter der etwas fadenscheinigen Behauptung, er sei für die Entscheidung über eine so weitreichende Anregung nicht zuständig, sondern müsse das Auswärtige Amt befragen. Er versprach, Radowitz über das Ergebnis dieser Befragung ins Bild zu setzen. Ich erwähnte noch zum Schlusse des Gesprächs, daß ich wegen der Kürze der Zeit Chérizey zugesagt hatte, ihm ein Telegramm zu schicken, aus welchem sich die Aufnahme der Vorschläge in Berlin ergeben würde. Holstein gab die Weisung, man solle Chérizey sehr kühl und äußerst vorsichtig antworten, bis die Weisung des Auswärtigen Amtes vorläge. Ich habe daraufhin nach Paris telegraphiert, die Temperatur in Berlin sei kalt, die Hoffnung auf die Wiederkehr besseren Wetters aber nicht ganz ausgeschlossen. Radowitz war über die Wendung, welche die Angelegenheit genommen hatte, sehr unglücklich. Er war durchaus für ein Eingehen auf die Anregung, durch direkte deutsch-französische Verständigung der Algeciras-Konferenz von vorneherein ihren gefährlichen Charakter zu nehmen.

---

von der Verlobung") und übersandte kleine Präsente für den nach Madrid gewechselten Botschafter und seine Frau. Radowitz erhielt Fotografien der im Bau befindlichen Eisenbahn, denn sein „gütiges Interesse für die Anatolische Bahn steht hier noch im lebhaftesten Angedenken. […] Im nächsten Frühjahr werden wir mit der Bahn nach Konia gelangen, und haben dabei nichts zu bedauern, als daß Euer Excellenz mit Ihrer werthen Familie die neue Linie nicht befahren." Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Rep. 93, Nachlaß Joseph Maria Radowitz d. J., Nr. 8. Briefwechsel 1885–1895, Bd. 2, S. 355 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Merkwürdigerweise scheint mein Bericht an Holstein über die Angelegenheit, dem die zwischen mir und Grafen Chérizey vereinbarte Aufzeichnung beilag, aus den Akten des Auswärtigen Amtes verschwunden zu sein. Die „Große Politik" erwähnt die Angelegenheit nur in der Form einer Mühlberg'schen Aufzeichnung; deren sehr unklare Fassung läßt darauf schließen, daß Holstein seine Mitarbeiter nur unvollständig über den Hergang unterrichtet hat. Die Mühlberg'sche ablehnende Aufzeichnung stellt wohl die Stellungnahme des Auswärtigen Amtes dar, hinter der Holstein sich von Anfang an zu verschanzen geplant hatte.

Mit dem Scheitern dieses Vermittlungsversuches glaubte ich, in der marokkanischen Angelegenheit meine Tätigkeit abschließen zu sollen. Ich hatte sehr bald, nachdem ich mich in Tanger über die tatsächliche und rechtliche Lage orientiert hatte, den Plan gefaßt, durch systematisch gesteigerten Druck die beleidigende Ignorierungspolitik Delcassés ad absurdum zu führen, dann aber im Moment des französischen Einlenkens durch Empfehlung eines billigen Kompromiss[es], bei dem wir als spät geeintes Reich, bei der Verteilung der Welt zu kurz gekommen, den neuen enormen Machtzuwachs Frankreichs durch Erwerbung Marokkos zu einer vernünftigen Ausdehnung unseres eigenen Kolonialbesitzes verwerteten[203].

Die deutsche Marokko-Aktion stand von Anfang an unter ungünstigen Vorzeichen. Ihr eigentlicher Träger war Holstein. Bülow machte eine Zeitlang mit. Opportunistisch und unzuverlässig wie er war, bog er aber ab, sobald er Schwierigkeiten und Gefahren witterte, und hat jedenfalls im zweiten Teile der Angelegenheit sich nicht mehr voll eingesetzt. Holstein verfiel bei Behandlung der Frage in denselben Fehler, der Delcassé zum Unheil geworden war. Statt die Marokko-Frage auch weiter als das zu betrachten, was sie tatsächlich war, eine entscheidende wichtige Abrundung französischen Kolonialbesitzes, die anderen Mächten die Berechtigung verlieh, Kompensationsansprüche zu erheben, versuchte er, die marokkanische Frage für Zwecke der europäischen Prestige-Politik auszubeuten, um sogenannte politische Erfolge zu erzielen. Wie dies nach der Gruppierung und dem Stärkeverhältnis der Großmächte unvermeidlich war, ist der Ausgang der Algeciras-Konferenz, statt ein diplomatischer Sieg der deutschen Sache zu sein, eine kaum verhüllte Niederlage geworden[204]. Holstein ist über der Marokko-Sache zu Fall gekommen. Bülows

[203] Die betreffende Aufzeichnung Mühlbergs vom 30. November 1905 ist in: Große Politik XXXI, S. 20–22. – Otto Mühlberg (1843–1934), Unterstaatssekretär im AA 1900–1907. Einliegend findet sich noch ein Artikel aus den „Münchener Neuesten Nachrichten", Nr. 189, o. J., von Dr. Ernst Wilhelm Eschmann: „Zwischen Marokko und Kongo – Kriege, die vermieden wurden IV".

[204] Die Konferenz von Algeciras, die zur Beilegung der Ersten Marokkokrise auf deutschen Wunsch berufen wurde und vom 10. Januar bis 7. April 1906 tagte, erkannte zwar grundsätzlich die Integrität Marokkos und allgemeine Handelsfreiheit aller Mächte in Marokko an, übertrug aber die Organisation der Polizei des Landes an Frankreich und Spanien. Der Versuch Deutschlands, die englisch-französische Entente zu sprengen und aus der eigenen Isolation herauszukommen, war gescheitert.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ohnmachtsanfall im Reichstag bei der Marokko-Debatte[205] führte zu einem Interim Tschirschkys, während dieser Zeit erfolgte Holsteins Dienstentlassung. Es gehört schon ein Köhlerglaube dazu anzunehmen, daß der von Natur aus ängstliche, eher vorsichtige Sachse, ohne der moralischen Zustimmung Bülows sicher zu sein, kurzerhand die Verantwortung für Holsteins Entlassung auf sich genommen hätte. Diese Entlassung hinwiederum hatte außerordentlich weitreichende innerpolitische Folgen in Deutschland; denn so, wie einst Bismarck sich des talentvollen Pamphletisten Maximilian Harden[206] bedient hatte, um seine Fehde gegen den Kaiser zu führen[207], so bediente sich jetzt Holstein desselben Mannes, um sich an der Umgebung des Kaisers, besonders dem Fürsten Eulenburg, zu rächen, den er mit für den Mißerfolg seiner Politik verantwortlich machte. Wenn auch indirekt, so trafen die Angriffe ohne weiteres auch den Kaiser selbst. Schwerste Erschütterung aller Autorität in Deutschland war die Folge. Auf diese die historische Entwicklung entscheidende Beeinflussung der Dinge werden wir weiter unten noch ausführlicher zu sprechen kommen.

In der nächsten Zeit war ich durch meine Privatangelegenheiten stark in Anspruch genommen. Am 24. Januar 1906 fand meine Vermählung mit Marguerite von Stumm in Ramholz statt. Die Flitterwochen verbrachten wir in St. Moritz.

Nach mir [bekannt] gewordenen Mitteilungen war meine Entsendung nach Washington in Aussicht genommen[208]. Bei meinem Abschiedsbesuche in Berlin empfing mich Holstein. Es war das letzte Gespräch, das ich mit ihm hatte. Zunächst versicherte er mich, daß die, wie er anerkennen müsse, stets rein sachliche Opposition, die ich seiner Politik gemacht habe, von ihm mir persönlich niemals übel genommen worden sei. Er glaube aber, es sei für mich besser, jetzt nach Amerika zu gehen, um dem bisherigen Arbeitskreise weiter entrückt zu sein, da Meinungsverschiedenheiten und Reibungen in der nächsten Zeit unvermeidlich gewesen wären. In diesen Mitteilungen war eine ge-

[205] Später wieder gestrichen wurde der Einschub: „über dessen Realität die Akten wohl noch nicht abgeschlossen sind". – Bülow beschreibt die Ohnmachtsszene während der Reichstagssitzung vom 5. April 1906 in seinen Erinnerungen und erklärt, er sei in Ohnmacht gefallen, als der Reichstagsabgeordnete August Bebel sprach. Er führte den Anfall auf Überarbeitung und Übermüdung zurück: Bernhard Fürst von Bülow, Denkwürdigkeiten, Bd. 2, Berlin 1930, S. 212–214. – Der im folgenden genannte: Heinrich von Tschirschky und Bögendorff (1858–1916), Staatssekretär des Auswärtigen 24. Januar 1906 – 25. Oktober 1907; danach Botschafter in Wien 1907–1916.

[206] Maximilian Harden (1861–1927), Journalist. – Er ließ sich vom gestürzten Bismarck gegen Kaiser Wilhelm II. und seine Günstlinge einspannen, verschaffte sich Material gegen den Vertrauten des Kaisers, Philipp Eulenburg, und seinen Freundeskreis, die er der Päderastie beschuldigte, und wurde deswegen in mehrere Prozesse verwickelt.

[207] Ursprünglich: „um vergiftete Pfeile auf den Kaiser zu schießen".

[208] Vgl. Bülow an Kühlmann nach München, 17. Januar 1906, mit der Nachricht, „daß ich […] beschlossen habe, Ihnen die zunächst kommissarische Verwaltung der […] Stelle des zweiten Sekretärs bei der Kais[erlichen] Botschaft in Washington zu übertragen"; erneut am 5. Februar 1906 mit der Aufforderung, am 24. Februar die Reise nach Washington anzutreten, in: PA Berlin, P1/8245, Personalakte Kühlmann, Bd. 3.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

wisse Objektivität nicht zu verkennen. Nach dem Rufe, den Holstein sonst genoß, war es ja überhaupt eine Enormität, daß ein junger Legationssekretär sich erkühnte, in einer politischen Frage von entscheidender Wichtigkeit eine andere Ansicht zu vertreten als der allmächtige und gefürchtete Geheimrat. Anschließend an diese persönlichen Mitteilungen sprach mir Holstein lange und erregt über den bisherigen Verlauf der marokkanischen Frage. Aus seinen Darlegungen klang eine große Bitterkeit gegen den Kaiser, dessen unvorsichtigen Äußerungen, insbesondere Franzosen gegenüber, er alle Schuld gab, daß man die Hoffnung fahren lassen müsse, die Franzosen endgültig einzuschüchtern. Er beschuldigte in diesem Gespräche insbesondere den Fürsten Philipp Eulenburg[209], den Kaiser in Liebenberg mit dem französischen Botschaftsrat Monsieur Lecomte zusammengebracht zu haben, und schien es für sicher zu halten, daß bei diesen Zusammenkünften der Kaiser durch unvorsichtige Äußerungen gegenüber Lecomte die Franzosen zu hartnäckigem Widerstande ermutigt habe. Dadurch sei seine – Holsteins – Politik vollkommen durchkreuzt worden. Es fehlte nicht an deutlichen Anspielungen darauf, daß Lecomte ein berüchtigter Homosexueller sei. Wenn der erbitterte Geheimrat es auch nicht ausspr[a]ch, so gehörte wenig Phantasie dazu, um zu erraten, daß er solche Neigungen für das Band zwischen dem französischen Diplomaten und dem Schloßherrn von Liebenberg hielt[210]. Ich hatte schon früher Holstein bei einem Gespräche gesagt, meiner Auffassung nach könne jetzt im Spätherbst die Situation Frankreich gegenüber keineswegs mit der im Frühjahr verglichen werden. Im Frühjahr sei Frankreich von unserem entschlossenen Auftreten überrascht worden, habe Angst gehabt und den Wunsch, einen Konflikt um jeden Preis zu vermeiden, zumal Rußland durch den japanischen Krieg so gut wie vollkommen ausschied. Mittlerweile habe Frankreich Zeit gehabt, sich zu fassen, und sei der englischen Unterstützung nach ausdrücklichen Zusagen vollkommen sicher. Ich gebrauchte damals das Bild, es sei unmöglich, die im Frühjahr 1905 durch den Kaiserbesuch ausgelöste nervöse Angst in Frankreich auf Flaschen zu ziehen und dann im Herbst kalt zu genießen. Ich wüßte nichts über die Zusammenkünfte des Kaisers mit Lecomte in Liebenberg. Mir scheine aber die Aussicht einer eventuellen kriegerischen Auseinandersetzung mit Frankreich, sobald England an dem Kampf sich beteilige, eine äußerst gefährliche und riskante Angelegenheit. Gerade im Hinblick auf die Entschlossenheit Englands, im Conflikfall an der Seite Frankreichs zu stehen, über die ich in Paris zuverlässige Mitteilung erhalten hatte, hätte ich es bei weitem vorgezogen, durch ein direktes Abkommen mit Frankreich die Frage

[209] Philipp Fürst zu Eulenburg(-Hertefeld) (1847–1921), zuletzt Botschafter in Wien 1894–1902; er wurde seit 1906 in die Prozesse um die Angriffe Maximilian Hardens gegen das politische System Wilhelms II. gezogen; Meineidsverfahren gegen ihn 1908/09, in dem er den Vorwurf der Homosexualität bestritt. – Der im folgenden genannte Comte Raymond Lecomte (1858–1921), Erster Sekretär an der französischen Botschaft in Berlin ca. 1906 – 1908.

[210] Gemeint: Eulenburg. – Schloß Liebenberg, seit 1652 im Besitz der Familie von und zu Hertefeld, liegt im Norden des Landes Brandenburg (heute Hotel).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

zu entgiften und eventuell unser Verhältnis zum westlichen Nachbarn zu verbessern[211].

Von anderer, gleichfalls zuverlässiger und wohl informierter französischer Seite war mir wiederholt versichert worden, einem großen Teile weitblickender französischer Politiker sei es höchst unbehaglich, daß unsere schroffe und drohende Haltung Frankreich ganz an die Seite Englands zwinge, ein Verhältnis, bei dem vielen Franzosen durchaus nicht wohl sei. Sie wünschten nicht zu reinen Werkzeugen der englischen Politik herabzusinken und befürworteten daher aufs wärmste ein direktes Abkommen zwischen Deutschland und Frankreich in der Marokko- und Kolonialfrage überhaupt. Holstein, ganz in Gedanken der Rache eingesponnen, vermied es, auf meine Darlegungen einzugehen, sprach kurz über die in Amerika mich erwartenden Aufgaben und verabschiedete mich dann in einer für seine Art sehr gnädigen Weise.

Als später in Hardens „Zukunft" die ersten Artikel erschienen, die den Eulenburg-Moltke-Skandal einleiteten, war es mir nach der Unterredung mit Holstein ohne weiteres klar, wer der Urheber der Artikel war; denn das von Harden ausgeführte deckte sich fast wörtlich mit dem, was der damals noch allmächtige Geheimrat mir bei unserer letzten Unterredung gesagt hatte[212].

Nächst der Entlassung Bismarcks hat keine Episode der Stellung Kaiser Wilhelms II. bei dem deutschen Volke derartig tiefgehend geschadet und sein Ansehen – seine Autorität erschüttert als die Eulenburg-Moltke-Prozesse, bei denen der aufgewühlte Schmutz bis an die Stufen des Thrones spritzte. Merkwürdigerweise war in beiden Fällen Maximilian Harden der Träger des Angriffs. Ich habe mit diesem zweifellos sehr begabten Journalisten, der ursprünglich unter dem Namen „Apostata" schrieb, niemals persönliche Beziehungen gehabt. Ich bin zu allen Zeiten für den Stil eines Mannes außerordentlich empfindlich gewesen. Was Harden an Mißhandlung der deutschen Sprache, an Geschraubtheit, Unnatur und schlechter Diktion sich geleistet hat, machte ihn mir von vorneherein in hohem Grade unsympathisch. Trotzdem habe ich im Kriege, als seine Zeitschrift von der Militär-Zensur verboten war, es mir sauer werden lassen, von General Ludendorff[213] die Wiederfreigabe der „Zukunft" zu erreichen, nicht aus persönlicher Neigung für Harden, sondern weil es mir insbesondere für Nordamerika, wo er immerhin ein gewisses Ansehen genoß, nützlich schien, die in Deutschland herrschende Geistes- und Diskussionsfreiheit durch das Wiedererscheinen der „Zukunft" zu bekunden. Gleich in den ersten nach dem Verbot veröffentlichten Nummern rieb sich Harden in ziem-

[211] Die erste Hälfte des Satzes bis „hätte" ist eine nachträgliche handschriftliche Ergänzung, gestrichen wurde dafür der Absatz: „Zum besseren Verständnis muß ich hier einschalten, daß ich während meiner Besuche in Paris von zuverlässiger Seite die Bestätigung erhielt, daß England, falls es über Marokko zum Kriege zwischen uns und Frankreich käme, entschlossen sei, gegen uns an Frankreichs Seite zu fechten."

[212] Anbei finden sich noch die handschriftlichen Notizen: „Wirkungen der Marokko Frage. Holstein gestürzt. Bülow zusammengebrochen. Kaiser compr[omittiert] und eingeschüchtert. Auswirkung im Weltkrieg. Nicolson englisch-französische Annäherung. Abhängigkeit von Österreich Sekundant."

[213] Erich Ludendorff (1865–1937) General; Generalquartiermeister 1916–1918.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

lich unangenehmer Weise an mir[214]. Dies war mir willkommen, hätte es doch sonst so ausgesehen, als wäre mein Schritt bei der Obersten Heeresleitung bestimmt gewesen, mir sein journalistisches Wohlwollen zu erkaufen.

Nur einmal noch ist Harden in meinem Leben erschienen. Ich war nach einem schweren Antounfalle noch sehr geschwächt als Rekonvaleszent in einem großen Berliner Grunewald-Sanatorium[215], als ich von Harden, dessen Wohnhaus, scheint es, in der Nachbarschaft lag, einen langen, sehr enthusiastischen Brief bekam, in dem er, auf meine Kunstwanderungen in Holland Bezug nehmend, mir mitteilte, daß er dort oft auf meine Spuren gestoßen sei, daß er an meinem Unfall lebhaften Anteil genommen und sich jetzt über meine Wiederherstellung freue. Er sei sicher, daß nunmehr nichts meiner glänzenden politischen Karriere in Deutschland entgegenstehen könne.[216] Noch wenig leistungsfähig, sollte ich damals auf ärztlichen Rat möglichst wenig geistig arbeiten. Infolgedessen verzögerte sich meine Antwort an Harden. Dies scheint der überempfindliche Publizist krumm genommen zu haben; denn dem ersten Schreiben folgte ein zweites, welches Wut und Enttäuschung in nicht mißzuverstehender Weise zum Ausdruck brachte. Er hätte sich eben doch in mir geirrt. Ich sei ein verstockter und beschränkter Vertreter der vorigen Zeit und was der gleichen Liebenswürdigkeiten mehr waren. Nicht sehr lange nach dem Empfang des zweiten Briefes starb Harden[217], und so ist es zu einer persönlichen Begegnung niemals gekommen.

Die Auswirkungen der Marokko-Angelegenheit waren nach allen Seiten hin außerordentlich folgenreich[218]. Holstein ist direkt über die Auswirkungen gestürzt; denn es war so recht eigentlich seine persönliche Politik. Ob er wirklich, wie von manchen Seiten behauptet wird, Marokko benützen wollte, um das durch die fundamentale Schwächung Rußlands verhältnismäßig isolierte Frankreich vereinzelt zu schlagen und auf diese Weise einen Präventivkrieg größten Stiles zu führen, dafür fehlt es mir an Anhaltspunkten. Wollte er das, so mußte die Sache mit Eclat im Frühjahr 1905 vom Zaune gebrochen und mit blitzartiger Schnelligkeit durchgeführt werden, bevor Frankreich seine Rüstung wieder in Ordnung hatte, und bevor in England der feste Entschluß,

[214] Hardens „Zukunft“ war im Krieg nur in der ersten Jahreshälfte 1917 verboten. – Wenn Kühlmann erwähnt wurde, kam er im allgemeinen nicht gut weg. So nennt Harden auf S. 67 der „Zukunft“ 100 (1917) die Reichstagsrede Kühlmanns vom 10. Oktober 1917: „eine häßlich enttäuschende, nach Knalleffekt äugende Rede“; und auf S. 282 kennzeichnet er Kühlmanns Rede im Hauptausschuß des Reichstags vom Frühjahr 1918 „eine gefällige, doch kernlose Rednerei“. Während der Verhandlungen von Brest-Litovsk im Januar 1918 kommt Kühlmann etwas besser weg, da er gerade unter schwerem Beschuß durch die Oberste Heeresleitung stand.

[215] Kühlmann war am 12. März 1927 in Berlin, Unter den Linden, Ecke Wilhelmstraße beim Überqueren der Fahrbahn als Fußgänger von einem Motorrad erfaßt und schwer verletzt worden. Er erlitt einen Schädelbasisbruch und eine Schulterverletzung.

[216] Hardens Briefe sind in Kühlmanns Restnachlaß nicht erhalten geblieben. Zu Kühlmanns enger Verbindung zu den Niederlanden vgl. neben den beiden Kapiteln in diesem Buch auch Bußmann: Richard von Kühlmann und die Niederlande.

[217] Am 30. Oktober 1927.

[218] Am Rand ist handschriftlich notiert: „Haß Delcassés permanenter Faktor“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Frankreich unter allen Umständen im Notfalle beizustehen, tiefere Wurzeln geschlagen hatte. Im Lichte dessen, was später, 1914, geschehen ist, werden vielleicht manche geneigt sein zu glauben, daß ein solcher Präventivkrieg die schlimmsten Gefahren für Deutschland wenigstens auf eine weitere Generation hinaus beseitigt hätte. Im Augenblick, wo es feststand, daß England mit Frankreich ginge, war der Gedanke meines Erachtens absurd; denn wir hatten dann genau dieselbe Lage wie später im Weltkriege, nämlich eine amphibische Macht gegen uns, die zur See uns gänzlich abdrosseln konnte, zu Lande aber doch stark genug war, um einen raschen und entscheidenden Sieg unwahrscheinlich, wenn nicht unmöglich zu machen. Schon allein von diesem rein militärisch-maritimen Gesichtspunkte aus wäre die Politik eines Präventivkrieges auch im Jahre 1905 ein wahnsinniges Würfelspiel gewesen, für welches meines Erachtens keine genügenden Gründe vorlagen. Ich stand mit der jüngeren französischen Generation, durch[219] gemeinsame literarische und Kunstinteressen mit vielen Franzosen verbunden, in regem, dauernden Gedankenaustausch, und die besten Köpfe machten keinen Hehl daraus, daß sie die Entscheidung des Jahres [18]70 als endgültig anzusehen geneigt seien, jedenfalls waren sie durchaus dagegen, daß Frankreich nochmals seine ganze Existenz in die Wa[a]gschale werfe, um die Ergebnisse des Jahres [18]70 rückwärts zu revidieren. Tatsächlich ist der Weltkrieg, soweit Frankreich an seiner Entstehung aktiv mitgewirkt hat, ein Krieg der alten Generation, die [18]70 noch bewußt mit erlebt hat, und leider ist auch der Versailler Frieden, dieses höchst unglückliche Gebilde, das Kind des Ressentiments alter Leute. Clemenceau[220], dessen Geist im Versailler Frieden lebt, war, als er ihn schmiedete, ein uralter, versteinerter, nur rückwärts blickender Mann, und Tardieu, der an der Ausarbeitung wesentlich teilgenommen hat, hat sich durchaus von der französischen Geschichte des 17. Jahrhunderts inspirieren lassen, war also auch viel mehr nach rückwärts als nach einer besseren, tragbareren Zukunft hin orientiert.

Der Gedanke eines Präventivkrieges unter Ausnützung der zeitweiligen Schwächung Rußlands schied meines Erachtens schon durch die Entschiedenheit der englischen Haltung aus der Reihe praktischer Möglichkeiten aus. Ganz abgesehen davon wäre Kaiser Wilhelm II. niemals für den Gedanken eines solchen Krieges zu gewinnen gewesen und hätte eine solche Politik unter keinen Umständen mitgemacht. Der Kaiser war seiner ganzen Natur nach der Idee eines großen Krieges von Grund aus [sic] abgeneigt. Wenn man sich erinnert, welch ungeheuren Druck Bismarck aufwenden mußte, um Kaiser Wilhelm I.[221] für den Krieg [18]66 zu gewinnen, so wird niemand, der die Persönlichkeit Wilhelms II. aus der Nähe kennt, auch nur für einen Augenblick es für denkbar

[219] „viele“ gestrichen.

[220] Georges Clemenceau (1841–1929), französischer Ministerpräsident 1906–1909, 1917–1920. – Der im folgenden genannte: André Tardieu (1876–1945), auf der Pariser Friedenskonferenz rechte Hand Clemenceaus; mehrmals Minister und Ministerpräsident zwischen 1926 und 1932.

[221] Wilhelm I. (1797–1888), Deutscher Kaiser 1871–1888 und König von Preußen 1861–1888.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gehalten haben, den Kaiser für ein solches Abenteuer zu gewinnen, bei dem er sowohl um die Existenz des Reiches als vor allem um Krone und Dynastie gespielt hätte. Hierin läge, falls Holstein wirklich mit dem Gedanken eines Präventivkrieges gespielt hätte, von vornherein ein Moment, das den Plan durchaus zum Scheitern bringen mußte. Wenn sich Holsteins Wut und sein Durst nach Rache wegen seines politischen Mißerfolges[222] und seiner Entlassung durch die angegriffenen Herren der kaiserlichen Umgebung hindurch gegen den Träger der Krone selbst wendete, so lag hierin ein instinktiv nicht unrichtiges Gefühl. Eine Politik, die auch nur eventuell[223] zum Kriege führen konnte, hätte der Kaiser nicht mitgemacht.

Nun kommen wir aber zu dem, was ich vielleicht historisch als die allerwichtigste Folge der Marokkokrise bezeichnen möchte, nämlich auf die Auswirkung, welche diese Krise auf die Psyche des Kaisers gehabt hat. Vielfach, wohl mit infolge der Holstein-Harden'schen Angriffe, verbreitete sich in der deutschen Öffentlichkeit, besonders in jenen Kreisen, die gefühlsmäßig den Alldeutschen nahe standen, der Eindruck, der Mißerfolg der Marokko-Aktion – der tatsächliche Ausgang der Algeciras-Conferenz wurde trotz der Bülow'schen Beschönigung in der Presse doch nach der heroischen Ouvertüre von den meisten Deutschen als Mißerfolg empfunden – sei herbeigeführt worden, weil es der Kaiser an persönlichem Schneid habe fehlen lassen. Man konnte damals vielfach Redensarten hören, wie: „Der Kaiser kneift" oder „Den Kaiser wird man niemals an einen Krieg heranbringen." Diese Stimmungen sind Kaiser Wilhelm II. keineswegs verborgen geblieben, und es ist nicht mehr als menschlich, daß sich bei ihm der Entschluß festsetzte, bei nächster Gelegenheit zu beweisen, daß er auch Festigkeit zu zeigen imstande sei. Man sollte ihm in der deutschen Öffentlichkeit nicht wieder vorwerfen, daß er schlapp mache. In der großen Krisis des Sommers 1914 war der Wunsch des Kaisers nicht weniger lebhaft als 1905, wenn irgend möglich eine kriegerische Auseinandersetzung zu vermeiden. Wir werden auf diesen Punkt noch weiter unten ausführlicher zu sprechen kommen. Nach den Erfahrungen aus der Marokko-Zeit war der Monarch entschlossen, dem Vorwurf weicher Nachgiebigkeit unter allen Umständen zu entgehen. Ohne die marokkanische Erfahrung hätte sich Wilhelm II. zweifellos im Sommer 1914 ganz anders rückhaltslos und ganz anders scharf von vorneherein für eine antikriegerische Politik mit[224] Wucht und Nachdruck eingesetzt. In den seelischen Auswirkungen auf den doch in letzter Linie entscheidenden Faktor, den deutschen Kaiser, in der zum deutschen Weltkrieg führenden Krise sehe ich die weittragende Wirkung der marokkanischen Episode[225].

Außer dieser entscheidenden psychologischen Wirkung auf den Kaiser hat sie auch die Beziehungen Deutschlands zu den Großmächten weitgehend be-

[222] Ursprünglich: „politischen Scheiterns".

[223] Das Wort ist später handschriftlich eingefügt worden.

[224] „viel mehr" gestrichen.

[225] Ursprünglich: „die eigentliche Wirkung der marokkanischen Periode".

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

einflußt, so daß sie auch hierin als ein unmittelbares Vorspiel zum großen Weltbrande anzusprechen ist.[226]

Da Holstein die Möglichkeit einer vertraulichen Regelung der Angelegenheit mit Frankreich und einer daraus sich ergebenden Entspannung schroff von der Hand wies, dauerte der Druck bis zur Algeciras-Konferenz an mit dem Erfolg, daß England und Frankreich[227] einander nähergebracht wurden. Staatsmänner, wie Arthur Nicolson, der britische Botschafter in Madrid, die in einem Zusammenwirken Englands, Frankreichs und Rußlands ihr Ideal sahen, hatten leichtes Spiel, im Sinne dieses Leitgedankens zu wirken. Die englisch-französische Entente ist durch die lang andauernde Pression in der Marokko-Frage erst wirklich ernst und intim geworden. Erst in den unmittelbar dem Weltkriege vorausgehenden Jahren ist es gelungen, dieses enge Band zu lokkern und England für eine neue Politik zu gewinnen. Es hieße aber, hier der späteren Darlegung vorgreifen, wenn wir hier näher darauf eingehen wollten.

Eine für die weiteren Ereignisse schicksalsschwere Entwicklung brachte Algeciras auch für das deutsch-österreichische Verhältnis. Nach den realen Kräften beider Staaten, des Deutschen Reiches und der österreich-ungarischen Monarchie, wäre es natürlich gewesen, daß Österreich-Ungarn außenpolitisch im wesentlichen im deutschen Kielwasser segelte. Tatsächlich war dies aber durchaus nicht der Fall. Eine Menge Imponderabilien führten dazu, daß im Gegenteil fast immer Österreich den Ton angab und daß die deutsche Politik

[226] Dies ist eine deutliche Anspielung auf das Buch des mit Kühlmann gut bekannten Chefredakteurs des „Berliner Tageblatts“, Theodor Wolff: Das Vorspiel, München 1924. Diese Publikation war eine der ersten umfassenden, kenntnisreichen und kritischen Auseinandersetzungen mit der deutschen Außenpolitik von der Jahrhundertwende bis zum Kriegsausbruch. Darin finden sich einige sehr positive Urteile über Kühlmanns Rolle in der Ersten Marokkokrise. Wolff, der 1905 als Korrespondent des „Berliner Tageblatts“ in Paris wirkte, sah die Landung des Kaisers zwar nicht unkritisch, aber in der Bilanz als „zulässiges taktisches Manöver“. In „Das Vorspiel“ enthüllte der Journalist – wohl auf dem Hintergrund der persönlich engen Beziehung mit dem Diplomaten –, was bis dato der Öffentlichkeit völlig unbekannt war, daß nämlich die Tangerer Vorgänge vom 31. März 1905 wesentlich auf Kühlmanns Initiative zurückgingen. Dieser wurde dabei als „jung, ehrgeizig [und] voll Unternehmungslust“ charakterisiert. Von der heftigen Kritik an der auf die Landung folgenden halsstarrigen deutschen Politik nahm Wolff speziell Kühlmann aus und legte offen, daß sich dieser 1905 auf Urlaubsreise in Paris „vergeblich bemüht“ habe, „zu ermitteln und zu vermitteln“, daß er „Vorschläge nach Berlin schickte und infolgedessen […] bei Holstein in Ungnade geriet. Er hatte zwar den Kaiser nach Tanger gebracht […], aber er war nicht an dieser orientalischen Romantik hängengeblieben, war Realist und hatte einen klaren, bäuerisch-kaufmännischen Kopf“ (Wolff, Vorspiel, S. 155–170 und S. 197). Das Buch erschien im vom Kühlmann-Freund Karl Friedrich Nowak geleiteten „Verlag für Kulturpolitik“, trotz akuter Differenzen zwischen dem Verlag und dem „Berliner Tageblatt“. Zur vermutlich schon vor Kriegsausbruch beginnenden persönlichen Beziehung zwischen Kühlmann und Wolff vgl. Markus Bußmann: „Ein liberaler Konservativer, ein konservativer Liberaler“ – Richard von Kühlmann, die Diplomatie und die Liberalen, in: „Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung“ 12 (2000) S. 121–175, mit den dortigen Verweisen. In der Weimarer Republik schrieb Kühlmann zahlreiche Artikel für das „Berliner Tageblatt“, später dann, am 20. August 1935, veröffentlichte er auch einen über sein „Wiedersehen mit Tanger, Was die Jahre verwandelten und was sie ließen“.

[227] „stark“ gestrichen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

für österreichische Zwecke zu wirken hatte. Diese österreichischen Bestrebungen sind so alt wie die Zusammenfassung deutscher Kräfte im deutschen Bundestage überhaupt. Eine starke Belastungsprobe haben diese Dinge während des Krim-Krieges erfahren, wo der Wiener Ballplatz ebenso skrupellos wie rücksichtslos bemüht war, Deutschlands Macht für die keinesfalls konsequente österreichische Balkanpolitik in die Wa[a]gschale zu werfen[228]. Wenn man den ganzen Verlauf einschließlich der zum Ausbruch des Weltkrieges führenden Vorgänge von höherer Warte überblickt, wird man zu dem Urteil kommen, daß es schlechthin unverständlich ist, wieso denn das schwache und anlehnungsbedürftige Österreich-Ungarn stets maßgebenden, oft ausschlaggebenden Einfluß auf die deutsche Außenpolitik gewinnen konnte. Die Erklärung liegt, wie gesagt, in gewissen Imponderabilien. Dahin gehört einesteils die Persönlichkeit des Kaisers Franz Joseph[229], der den Zeitgenossen immerhin bedeutender und ehrwürdiger erscheinen mochte, als er heute im Lichte schonungsloser, von keiner Pietät beeinflußter Geschichtsschreibung erscheint. Außer der Person der apostolischen Majestät war es die Tradition der k. und k. Armee, der Nimbus, der den vorbildlich geführten österreichischen Hof, die reiche und stolze[230] österreichische Aristokratie umgab, und die bei weitem grössere Verschlagenheit und Welterfahrung der österreichisch-ungarischen Staatsmänner gegenüber ihren deutschen Kollegen. In jeder europäischen Hauptstadt spielte, ohne Rücksicht auf die realen Machtverhältnisse, die österreichische Botschaft mit eleganten jungen Leuten, denen es an historischen Titeln nicht fehlte, gesellschaftlich eine hervorragende Rolle. Selbst heute noch in der Nachkriegszeit[231] wird der unbefangene Beobachter zu dem Schluße kommen, daß an Gewandtheit und Lebensklugheit der Deutsch-Österreicher, jahrhundertelang an Schwierigkeiten[232] und unklaren Situationen geschult, dem Durchschnittsdeutschen überlegen ist. Will man die Richtigkeit der Behauptung nachprüfen, braucht man nur die Lebensläufe der wenigen Österreicher anzusehen, die nach dem Weltkriege nach Deutschland übergesiedelt sind. Es wäre nicht schwer, ein Dutzend besonders rascher und besonders glänzender Karrieren auf verschiedenen Gebieten aufzuzählen, hauptsächlich in allem, was mit Finanz, Literatur, Journalistik und Politik zu tun hat.

---

[228] Kühlmann hatte sich mit dieser Problematik eingehend in seiner auf französisch abzufassenden historisch-politischen Probearbeit für die Übernahme in den diplomatischen Dienst befaßt. Auf den 24. Juni 1900 datiert, schrieb er eine insgesamt 113 Seiten umfassende Abhandlung „L'Autriche et la guerre de Crimée"; in: PA Berlin, P1/8243, Personalakte Kühlmann, Bd. 1. Diese war mit „noch genügend" beurteilt worden und bei den Gutachtern nicht auf ungeteilte Zustimmung getroffen: „In sachlicher Hinsicht könnte die Arbeit, besonders im ersten Theil, zu manchen Aussetzungen Veranlassung geben. Recht durchdacht und sorgfältig ausgearbeitet ist sie leider nicht." Prof. Dr. Schmitt, „Beurtheilung der historisch-politischen Probearbeit des Attaché Dr. jur. von Kühlmann", ebd.

[229] Franz Joseph I. (1830–1916), Kaiser von Österreich 1848–1916; König von Ungarn 1867–1888.

[230] „und elegante" gestrichen.

[231] Gemeint ist: des (Ersten) Weltkriegs.

[232] Ursprünglich: „an Leiden".

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Belastung der deutschen Außenpolitik durch vermehrte Abhängigkeit von Österreich läßt sich ohne weiteres seit Algeciras bis zum Ausbruch des Weltkrieges verfolgen. Das kaiserliche Wort vom glänzenden Sekundanten mag nach vieler Richtung hin wenig glücklich gewesen sein. Es unterstrich unsere Dankesschuld für österreichische Unterstützung in Algeciras. Eine Abschlagszahlung hierfür erfolgte, als Deutschland in der bosnischen Krise[233], trotzdem uns Österreich, wie später dargestellt werden wird, miserabel behandelt hatte, unter Führung des Kaisers wiederum „in schimmernder Wehr" an die Seite des Bundesgenossen getreten war. Die zur Weltkatastrophe führende Krise wäre unerklärlich ohne diese moralische Abhängigkeit der deutschen Politik von dem schwächeren Bundesgenossen an der Donau.

So knüpften sich im unmittelbaren Anschluß an diese marokkanische Episode Abhängigkeiten und Verhältnisse, die bei einem größeren und gefährlicheren Anlaß unheilvoll sich auswirken sollten; unheilvoll für den Kaiser persönlich durch die Moltke-Hohenau-Prozesse[234], die in der deutschen Geschichte eine Rolle spielen, nicht unähnlich dem Halsband-Prozeß Marie Antoinettes[235] in den Jahren vor der Revolution, verhängnisvoll auch weiterhin für den Kaiser, in einer gewissen Einschüchterung sich rückhaltlos und rücksichtslos für die Erhaltung des Friedens einzusetzen, unheilvoll für Holstein, indem er ein langes und arbeitsreiches Leben durch einen Feldzug verleumderischer Angriffe abschloß, die moralischem Meuchelmorde wohl gleichzuwerten sind, unheilvoll ferner in den großpolitischen Anknüpfungen, indem die englisch-französische Entente fester geschmiedet, der Dreiverband Frankreich-England-Rußland vorbereitet wurde und unser durch vielerlei Umstände schon bestehendes Abhängigkeitsverhältnis zu Österreich durch eine Dankesschuld für geleistete Dienste unnötig belastet und kompliziert wurde.

Wie so oft in großen Dramen, haben die so geschürzten Fäden nicht geradlinig zur Katastrophe des Weltkrieges geführt. Noch einmal gelang es, dieses Band zu lockern, zur Umkehr die Tore zu öffnen und Deutschland auf andere, wie wir glauben, glücklichere und zukunftsreichere Wege zu weisen. Doch sind alle diese Versuche an der mangelnden Einsicht der Zeitgenossen gescheitert, und das in den Jahren 1905/6 sich zusammenziehende Gewitter ist im Sommer [19]14 zur vollen Entladung gekommen.

---

[233] Von 1908.

[234] Wilhelm Graf von Hohenau (1854–1930), Flügeladjutant des Kaisers; Kommandeur der Ersten Kavallerie-Brigade; er war in die Harden-Eulenburg-Affäre verwickelt, wurde zwar vom Vorwurf der Homosexualität freigesprochen, verlor aber nach Entscheidung eines militärischen Ehrengerichts seinen militärischen Rang und schied aus der Armee aus.

[235] Marie-Antoinette von Österreich-Lothringen (1755–1793), geb. Erzherzogin von Österreich; vermählt 1770 mit dem französischen Thronfolger, dem späteren Ludwig XVI., König von Frankreich (bzw. ab 1791 der Franzosen) 1774–1792. – Die sogenannte Halsbandaffäre war ein Betrugsskandal am französischen Hof 1785/86, in den Marie-Antoinette verwickelt war. Dabei ging es darum, daß dem in Ungnade gefallenen Kardinal de Rohan vorgespiegelt wurde, er könne die Gunst der Königin wiedererlangen, wenn er dieser beim Erwerb eines Diamantenhalsbands behilflich sei. Der dann folgende Prozeß trug dazu bei, das Ansehen des Königtums zu erschüttern.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

4. Amerika (Februar – Oktober 1906)

Ereignisse meines privaten Lebens nahmen mich während der Vorbereitung der Algeciras-Konferenz sehr stark in Anspruch[236]. Am 24. Januar 1906 vermählte ich mich auf Schloß Ramholz mit Marguerite von Stumm. Die Hochzeit wurde mit vielen Gästen in dem reichen und prunkenden Stile gefeiert, welcher damals als der Würde der Familie angemessen erachtet wurde. Nach einer kurzen Hochzeitsreise nach St. Moritz schifften wir uns auf einem der Lloyd-Schnelldampfer nach Amerika ein[237].

Die winterliche Überfahrt war mittelmäßig. Meine ohnehin gesundheitlich nicht sehr widerstandsfähige Frau litt erheblich. Ich muß sagen, wenn ich an eine der heutigen Überfahrten auf den Ozeanriesen des Lloyd, sei es auf der „Bremen“ oder der „Europa“, denke, so ist der Fortschritt allerdings unermeßlich.[238] Die früheren messerschmalen sogenannten Windhunde des Ozeans rollten ganz furchtbar. Die Vibration war zuzeiten wirklich störend, das Ächzen und Stöhnen der Holzaufbauten durchaus lästig. Während meine arme Frau, von Seekrankheit niedergedrückt, dem großen unbekannten Amerika mit Beängstigung und Grauen entgegensah, zog mich das neue Land unwiderstehlich an. Der Gedanke weiter, rasch bewegter Verhältnisse, die Großräumigkeit des Landes, die größere Breite der Menschen darin, die Schnelligkeit und der Schwung des Lebens lockten mich[239] unwiderstehlich. Mein Instinkt ist richtig gewesen; denn noch heute nach genauerer Kenntnis und gründlicherer Erfahrung ist mein Verhältnis zu Amerika anders als das zu irgend einem Lande. Ich fühle mich wie befreit, wenn ich aus der Kleinheit und der Kleinlichkeit Europas herausgerettet bin. Das rasch pulsierende Leben drüben, die geistige Aufgeschlossenheit, Aufnahmefähigkeit und Aufnahmefreude der Amerikaner ist mir[240] sympathisch, und das Fluidum angespanntester Tätigkeit, das in der Luft liegt, zusammen mit dem märchenhaft schönen Lichte, besonders in New York, bewirken eine Steigerung meiner ganzen Persönlichkeit. Ich kann, nicht nur materiell, unendlich viel mehr leisten und arbeiten als zu Hause[241], sondern auch Produktivität im höchsten Sinne, Belebung der Erfindung, spru-

[236] Vgl. zum folgenden Kapitel auch Kühlmann: Erinnerungen, S. 261–276.

[237] Die Randbemerkung des/der Korrekturlesers/-leserin „Dies ist bereits […] in sehr ähnlicher Form erwähnt!“ ließ Kühlmann unberücksichtigt.

[238] Kühlmann nahm offenbar an der Jungfernfahrt der „Bremen“ nach New York teil (16.–22. Juli 1929), ein Programm der Fahrt findet sich in seinem Nachlaß. R. A. Schröder, mit dem er enge freundschaftliche Beziehungen pflegte, hatte Teile der Innenarchitektur des neuen Trägers des Blauen Bandes für die schnellste Atlantiküberquerung entworfen. Auch in den 1930er Jahren unternahm Kühlmann mehrfach große Seereisen – in die USA und auch (im Sommer 1936) eine Weltreise, über die er in der „Deutschen Allgemeine Zeitung“ und der „Münchener Zeitung“ in zwölf „Reisebriefen“ publizistisch berichtete.

[239] „fast“ gestrichen.

[240] „unendlich“ gestrichen.

[241] Den Einschub „wo ich doch wahrhaftig auch kein fauler Knecht gescholten werden kann“ strich Kühlmann wieder.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

delndes Hervorbringen sind Geschenke, welche bisher kein Aufenthalt in Amerika und besonders in New York mir versagt hat.

Vor dem Kriege hatten die Dampfer ihre Piers noch auf dem rechten Hudson-Ufer, und man erlebte die klassische Hafeneinfahrt in New York vorbei an der ragenden Statue der Freiheit. Die damalige Silhouette der Stadt ist mit der heutigen keineswegs vergleichbar, wirkte aber auf den aus Europa Kommenden immerhin schon überwältigend. Zu damaliger Zeit gab es noch nicht die drahtlose Telegraphie, die heute in Form von Bordzeitungen die Weltereignisse auch in die bisher so vollkommene Abgeschlossenheit einer Seereise hineinträgt. Wir waren also nach der Seereise aufs höchste gespannt, Neuigkeiten zu hören. Der an Bord genommene Lotse erzählte, die Konferenz in Algeciras dauere noch immer an.

Nachmittags liefen wir den Pier an, bei der schon respektablen Größe der Schnelldampfer kein leichtes Manöver. Eines der großen Fährboote brachte uns über den Hudson, die Wasserfläche war reich belebt, Pfeifensignale ertönten ununterbrochen. Am meisten fällt dem Neuankömmling der schneeweiße Rauch der reinen amerikanischen Anthrazitkohle auf. Ein Pferdewagen brachte uns in langer Fahrt nach dem Hotel. Die durch die Sauberkeit und Gepflegtheit europäischer Städte verwöhnten Augen waren zuerst beleidigt durch das schlechte Pflaster und die Ungepflegtheit der unmittelbar an die Wasserfront anstoßenden Straßen. Noch heute ist in allen amerikanischen Städten eine der stärksten und für den Europäer auffallendsten Erscheinungen das unvermittelte Nebeneinander prunkvoller Straßen mit Gebäuden und Läden, die London und Berlin Ehre machen würden, und wenige hundert Schritte daneben Verfall, vernachlässigte, schmutzige, von zweifelhaft aussehenden Menschen bewohnte Slums.

Endlich landeten wir wohlbehalten in dem Hotel St. Regis, ganz nahe der Fifth Avenue. Man hatte uns zu diesem damals ganz neuen Hotel geraten[242], und, ich muß sagen, es erfüllte auch weitgehende Ansprüche. Das sich einst großer Berühmtheit erfreuende Waldorf Astoria lag viel weiter down town und hatte nach den Mitteilungen unserer amerikanischen Freunde viel an Eleganz und Gepflegtheit verloren, seitdem ist ein neues prunkvolles Waldorf Astoria up town entstanden. Für europäische Begriffe war das St. Regis geradezu schwindelnd hoch, und es machte mir einen merkwürdigen Eindruck, als ich vom Fenster unseres Zimmers aus tief unter mir den Kirchturmkopf eines benachbarten Gotteshauses erblickte. Wir aßen unten zu Abend. Mich unterhielten die neuen amerikanischen Speisen. Die Prohibition bestand damals im Staate New York noch nicht. Sie warf aber ihre Schatten voraus; denn die Entscheidung: trocken oder naß, lag zu jener Zeit noch in den Händen der Einzelstaaten. Bei einer längeren Reise im Pullman-Speisewagen durchquerte man abwechselnd trockene und nasse Staaten. Dies wirkte sich so aus, daß beim Überschreiten der trockenen Staatsgrenze die in allen Pullman-Wagen tätigen

[242] Es wurde im September 1904 eröffnet, hat 18 Stockwerke und liegt gegenüber der Fifth Avenue Presbyterian Church.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Negerkellner Flaschen mit Wein und Bier von den Tischen nahmen und wegschlossen, bis man wieder in einen nassen Staat einlief.

Da sich Marguerite wenig wohl fühlte, der Lärm und Verkehr New Yorks ihr sehr auf die Nerven gingen, beschloß ich, unseren Aufenthalt auf das absolut Nötige abzukürzen, erledigte nur das unbedingt Notwendige und eilte, nach Washington zu kommen. Auf der Bahn fielen mir die großen wohlgebauten Wagen auf. Insbesondere die Güterwagen übertrafen an Massen und Fassungsvermögen bei weitem das in Europa übliche.

Der erste amerikanische Pullman-Salonwagen machte mich mit einem der hervorstechendsten Züge der amerikanischen Menschen vertraut, mit dem mangelnden Sinne dessen, was der Engländer „privacy“ nennt, was wir wohl am sinngemäßesten mit „Absonderung“ ausdrücken würden. Mag dies als eine Äußerlichkeit erscheinen, sie geht doch ganz tief in die Grundlagen der Lebensauffassung hinein. Wir teilen unsern Eisenbahnwagen in möglichst zahlreiche kleine Kammern, um in einer dieser Kammern möglichst allein zu sein; das ist der höchste Wunsch jedes Mitteleuropäers. Der amerikanische Pullman-day-car ist ein großer offener Raum, in dem bequeme drehbare Lehnstühle stehen.

Ähnliche Verhältnisse bestehen inbezug auf Arbeitsräume. Bei uns verlangt jeder, der irgend konzentriert zu arbeiten gezwungen ist, einen Raum oder wenigstens Verschlag für sich. Er empfindet Unruhe, Lärm und dergleichen so störend, daß seine Nerven und die Qualität seiner Arbeit beeinträchtigt werden. Nichts davon beim Amerikaner. In einer Bank sitzen in riesigen bahnhofsartigen Räumen Hunderte und Hunderte von Angestellten, Tisch neben Tisch. Da wird gesprochen, verhandelt, telephoniert, diktiert, mit der Maschine geschrieben, ohne daß dieses Neben- und Durcheinander irgend jemand zu quälen scheint. Ebensowenig besteht irgend ein Wunsch nach Abgeschlossenheit für die höchsten Leiter, die Prokuristen und Direktoren der gewaltigsten Unternehmen. In den modernen Bürohäusern sind die Büros auch der höchsten Spitzen nur durch Glaswände von den Korridoren getrennt, und jeder Auf- und Abgehende kann den Chef in jedem Augenblick des Tages kontrollieren. Auch hier machen sich atavistische Angewohnheiten manchmal geltend. In einer der größten amerikanischen Unternehmungen waren diese Glaswände wenigstens durch grüne Vorhänge undurchsichtig gemacht. Als ich mich nach dem Grunde dieser auffallenden Maßregel erkundigte, wurde mir gesagt, die Herren Direktoren seien großenteils deutscher Abkunft. Daß in den meisten und gerade elegantesten New Yorker Wohnungen die Mehrzahl der Zimmer keine Türen hat, insbesondere die Salons und Boudoirs, sei nur nebenbei bemerkt. Es entspricht alles einem fehlenden Sinn für Alleinsein und Abgeschlossenheit, der bei uns einen der stärksten Instinkte ausmacht. Jedes amerikanische Landhaus hat vorne einen großen gedeckten Balkon, auf dem sich eigentlich das gesamte Leben abspielt. Da wird geraucht, gearbeitet, Zeitung gelesen, geschlafen. Diese Balkone sind meist nur wenige Meter von der offenen Straße entfernt, und jeder, der vorübergeht, kann nach Lust und Laune die Intimitäten des Familienlebens begaffen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Noch vor Abend langten wir in Washington an. Seitdem hat diese künstliche Hauptstadt Amerikas mit reichlichem Aufwande von Millionen und Marmor sich ein schon recht imperiales Gepräge zu geben verstanden. Damals war noch vieles einfacher. Doch ist der Hauptcharakter derselbe geblieben. Die breiten, von niedrigen Häusern eingefaßten Straßen erinnern an eine stillere deutsche Stadt, etwa Wiesbaden. Von Zeit zu Zeit öffnet sich ein meist runder Platz, auf dem ein General aus Bronze sein mit Energie sich bäumendes Pferd bändigt. Die höchst zivilisierte Silhouette des Weißen Hauses hat sich nicht verändert. Flankiert von zwei gewaltigen Regierungsgebäuden, dem Auswärtigen Amte und dem Finanzministerium, liegt der Palast des Präsidenten inmitten grüner Gärten. Der Stil mit dem säulengetragenen Portikus ist, was wir klassizistisch nennen, drüben sagt man „colonial style". Auch hier ist der Sinn nach Abschließung so wenig entwickelt, daß jeder freie Bürger dieses großen Staates sich über einen niederen Zaun seinen Landesvater betrachten kann, wie er Tennis spielt oder im Gespräch mit Staatsmännern im Park auf- und abgeht oder sich in einem Liegestuhl in eine Zeitung vertieft.

Zunächst stiegen wir in dem damals beliebtesten Hotel, dem New Willard ab, zumal wir auch dort Bussches treffen sollten, den ich zu ersetzen nach Washington gesandt war[243]. Bussches Frau, damals noch sehr schön, aus einer halb argentinischen und halb deutschen Familie, war kurz vorher bedenklich erkrankt gewesen. Alles schien schon vorbei, und man sah sie schon für tot an, als durch ein besonders kräftiges Mittel sie wieder ins Leben zurückgerufen wurde. Sie war noch schwach und schonungsbedürftig, und nichts war begreiflicher als der Wunsch, möglichst bald sich in Europa zu erholen.

Besonderes Kopfzerbrechen machte meiner Frau, daß im Hotel der sogenannte „American plan" herrschte, das heißt die ganze Bedienung wurde von Negern besorgt. Im ganzen macht man sich in Europa jedenfalls nicht klar, wie sehr Washington bereits den südlichen Stempel trägt, und wie vollkommen die Klasse der Dienstboten, Portiers und dergleichen sich nur aus der Negerbevölkerung rekrutiert. Je weiter man nach Süden kommt in die eigentlichen Sklavenstaaten, desto stärker tritt dies hervor. Wenn man von Amerika spricht, denkt bei uns kein Mensch an die Neger, und trotzdem spielen sie eine große

[243] Der handschriftlichen Notiz „Name und Titel" ist zu entnehmen, daß diese noch eingefügt werden sollten. Laut den Akten des Auswärtigen Amtes ging Kühlmann allerdings nicht als Vertreter des Botschaftsrats Hilmar Freiherr von dem Bussche-Haddenhausen (1867–1939), dessen Frau María Eleonore Martínez de Hoz (1875–1957) erkrankt war, nach Washington. Vielmehr wurde ihm als „Nachfolger des z. Z. beurlaubten Legationsrates Dr. Scheller-Steinwartz […] die zunächst kommissarische Verwaltung der […] Stelle des zweiten Sekretärs bei der Kais[erlichen] Botschaft in Washington" übertragen; Bülow an Kühlmann, 17. Januar 1906, PA Berlin, P 1/8245, Personalakte Kühlmann, Bd. 3. Bussche blieb bis Mai 1906 als Erster Sekretär in Washington und wechselte dann in die Abteilung IA des Auswärtigen Amtes (dort Zweiter Unterstaatssekretär 1916–1918). Es war Legationsrat Robert von Scheller-Steinwartz (1865–1921), über den sich Botschafter Hermann Speck von Sternburg beim Kanzler beschwert hatte, weil dieser „weder gesundheitlich noch dienstlich den an ihn gestellten Anforderungen genüge". Darauf bezog sich das AA im Ankündigungsschreiben für die Ernennung Kühlmanns an Sternburg vom 24. Oktober 1905 (PA Berlin, P 1/8244, Bd. 2).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Rolle. Es ist eine merkwürdige Ironie der Geschichte, daß die aus rein wirtschaftlichen Erwägungen erfolgte massenhafte Einfuhr von Schwarzen aus Afrika der amerikanischen Kultur nicht unwesentliche Bestandteile beigemischt hat. Die ausgelaugte und überfeinerte, stark von Puritanismus beeinflußte Zivilisation in Nordamerika, die mit tiefster Verachtung auf alles Farbige herabsieht, hat sich doch unfähig erwiesen, der elementaren, aus naturnaher Ursprünglichkeit geschöpften Kraft zu widerstehen, welche das primitive Bauernvolk der Neger in sich hat. Negermusik beherrscht jetzt seit vielen Jahren die Entwicklung der ganzen Welt, und die dem Drange nach Selbstkarikierung entsprungenen Negertänze sind in verschiedenen stetig wechselnden Einkleidungen für das Tanzen aller Nationen maßgebend geworden. Die merkwürdig primitive ekstatische und sinnliche Mentalität der Neger hat nach vielen Richtungen hin tiefen Einfluß geübt. Die spirituals, die Hymnen der Neger, sind von ergreifender Schönheit. Man hört sie überall in den Vereinigten Staaten. Neger-Schauspiele und Neger-Filme, die uns anmuten wie Miniaturen aus der Zeit Karls des Großen[244], nehmen einen breiten Raum sowohl im Theater als im Kino ein. Dies alles sind Erwägungen, die man erst anstellt, wenn man lange im Lande war. Der erste Eindruck der bedienenden Schwarzen war jedenfalls für eine sehr verwöhnte europäische Frau nichts weniger als angenehm, und ich konnte das mitfühlen.

Am nächsten Tage [28. Februar 1906][245] begab ich mich mit Bussche nach der Botschaft. Es war dasselbe bescheidene rote Ziegelgebäude No.[246] Massachu[s]et[t]s Avenue, das heute noch der deutschen Vertretung in Washington als Heim dient. Ursprünglich ein Privathaus, sind durch An- und Umbauten einige größere Räume geschaffen worden, so daß man leidlich anständig da empfangen kann. Seit langem wird die Unterbringung der Botschaft als Provisorium betrachtet. Es bewährt sich da aber das alte französische Sprichwort, daß nur das Provisorische Dauer hat. Ich habe, solange ich lebe, an Plänen und Rissen Freude gehabt und mit Wonne gebaut. Schon in St. Petersburg hatte ich mich mit besonderem Eifer auf das Problem des Neubaues der dortigen Botschaft gestürzt, ein Problem, das lange nach meinem Scheiden aus Petersburg in wenig glücklicher Weise gelöst wurde. Auch in Washington bemächtigte ich mich mit Eifer der Frage und hatte die Freude, daß noch während meines Aufenthaltes ein den modernen Anforderungen entsprechender Platz für den Neubau vom Reiche erstanden wurde. An Plänen für diese neue Botschaft hat es nicht gefehlt, aber die trostlose Lage der Reichsfinanzen verwies derartige Absichten auf lange hinaus noch ins Reich der Träume. Mittlerweile haben, der stets zunehmenden Wichtigkeit Washingtons als politisches Weltzentrum entsprechend, fast alle Mächte, auch die kleineren und unbedeutenderen, sich dort prächtige Häuser für ihre diplomatischen Vertreter geschaf-

[244] Karl d.Gr. (747–814), Römischer Kaiser 800–814.

[245] Vgl. Sternburg an Bülow, 1. März 1906: „Der Legationsrat Dr. von Kühlmann ist gestern hier eingetroffen und hat sich bei mir zum Dienstantritt gemeldet“, PA Berlin, P 1/8245, Personalakte Kühlmann, Bd. 3.

[246] Das bis 1941 genutzte Botschaftsgebäude befand sich zwischen der 14. und 15. Straße.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

fen, so daß die heutige deutsche Botschaft wohl als eine der bescheidensten und unansehnlichsten angesprochen werden kann. Musterhaft ist die neue englische Botschaft weit draußen in der Verlängerung von Massachu[s]et[t]s Avenue. Unter Vermeidung jeden Prunkes sind imponierende Gebäudekomplexe erstanden, welche die Majestät des englischen Weltreiches ruhig und eindrucksvoll vor Augen führen.

Bussche stellte mich alsbald meinem neuen Chef vor. Freiherr Speck von Sternburg[247] war ein kleiner, schmaler und magerer Mann, etwa der Typ eines Rennen reitenden Offiziers aus der Vorkriegszeit. Er stammte aus einer sächsischen Familie, war Offizier gewesen und als solcher der Botschaft in Washington zugeteilt. Später trat er in diplomatische Dienste über, vermochte aber nicht besonders voranzukommen und war zuletzt Generalkonsul in Kalkutta. Seine Laufbahn ist merkwürdig genug, um erzählt zu werden. Als Militär-Attaché in Washington hatte er Beziehungen zu Theodor Roosevelt[248], dieser interessanten und dynamischen Persönlichkeit, die später als Präsident der Vereinigten Staaten eine so bedeutende Rolle zu spielen berufen war. Beim Ausbruch des Krieges gegen Spanien beschloß Roosevelt, damals Rechtsanwalt in New York, aus der Zeit seines Aufenthalts im amerikanischen Westen her großer Reiter und Sportsmann, ein eigenes Regiment aufzustellen, und als Oberst dieser r[o]ugh-riders persönlich ins Feld zu ziehen. Bei der Aufstellung, Organisation und Führung dieses Kavallerie-Korps soll Speck von Sternburg Roosevelt, der mit diesen Details des militärischen Lebens nicht sehr vertraut war, erhebliche Dienste geleistet haben. Aus dieser Zeit datierte eine gewisse Freundschaft zwischen den beiden Männern. Das Ehepaar Speck fühlte sich nicht glücklich in Kalkutta, und Frau von Sternburg[249] klagte beweglich hierüber in einem Briefe an Frau Roosevelt. Diese sprach mit ihrem Gatten, und der Präsident wiederum teilte in einem Privatbriefe dem amerikanischen Botschafter White in Berlin[250] mit, er möge bei sich bietender Gelegenheit beim Kaiser ein Wort fallen lassen, daß Roosevelt sich freuen würde, wenn für seinen Freund Speck von Sternburg etwas getan werden könnte. White behielt diesen Brief in seinem Schreibtische, und als er bei seiner Abberufung die Papiere ordnete, fand er dieses mittlerweile fast vergessene Schreiben. Abgeneigt, vor den Präsidenten zu treten und diesem zu erklären, daß in der Sache nichts unternommen worden sei, sprach er bei der Abschiedsaudienz von diesem privaten Wunsche des Präsidenten. Der Kaiser hielt dies für einen Wink mit dem Zaunpfahl und beeilte sich, Speck von Sternburg zum Botschafter von Washington zu ernennen. Roosevelt selbst

[247] Hermann Freiherr Speck von Sternburg (1852–1908), Erster Sekretär an der deutschen Botschaft in Washington 1898–1900; Generalkonsul in Kalkutta 1900–1903; Botschafter in Washington 1903–1908.

[248] Theodore Roosevelt Jr. (1858–1919), 26. Präsident der USA 1901–1909.

[249] Lilian May (1875–1959), geb. Langham (gebürtige amerikanische Staatsangehörige); verheiratet mit Speck von Sternburg 1900. – Die im folgenden genannte: Edith Roosevelt (1861–1948), geb. Kermit Carow; verheiratet mit Theodore Roosevelt in dessen zweiter Ehe 1886.

[250] Andrew Dickson White (1832–1918), amerikanischer Botschafter in Berlin 1897–1902.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

soll, wie mir erzählt wurde, über eine so weitgehende Wirkung seines Briefes[251] erstaunt gewesen sein.

Unser Botschafter war zweifellos ein Mann mit gutem Menschenverstande, der es mit Anpassungsfähigkeit und Menschenkenntnis fertig brachte, das gute Verhältnis zu dem damals allmächtigen Präsidenten zu pflegen. Er verkündete überall, daß Roosevelt ein großer Mann sei, und schien auch wirklich davon überzeugt. Dem Kaiser lag viel daran, nicht nur die offiziellen amtlichen Beziehungen zu Amerika zu pflegen, sondern auch mit prominenten Amerikanern, deren Reichtum ihm sympathisch war, persönliche Fühlung zu unterhalten, schon damit die Kieler Woche durch die Gegenwart ansehnlicher Privatyachten ein elegantes und internationales Gepräge erhielt. Für einen großen Politiker habe ich Speck von Sternburg nicht gehalten. Wie so mancher, der verhältnismäßig spät in die diplomatische Karriere gekommen war, fehlte es ihm an vielen Voraussetzungen, besonders Kenntnis und Übersicht in der Geschichte; in der Volkswirtschaft vollends war sein Wissen nicht bedeutend. Er verließ sich dabei auf geschulte Mitarbeiter und ist mit trefflichen Leuten, wie Baron Bussche, hierbei wohl nicht schlecht gefahren. Der Botschafter stellte mich alsbald seiner Gattin vor[252], einer damals sehr jungen, blonden, auffallend hübschen Frau von kleiner Statur; ein etwas steifer Fuß nötigte sie, sich beim Gehen eines goldenen Krückstockes zu bedienen. Doch war dies keineswegs störend, erschien sogar irgendwie altmodisch und reizvoll. Eine Schwester der Botschafterin[253] war mit dem Comte de Faramont, dem französischen Marine-Attaché, verheiratet. So war eine internationale Beziehung ohne weiteres hergestellt. Die Botschafterin empfing mich mit besonderer Liebenswürdigkeit, machte noch am selben Tage die Bekanntschaft meiner Frau und hat sich die redlichste Mühe gegeben, ihr den Eintritt in die fremde amerikanische Gesellschaft auf jede Weise zu erleichtern.

Wenige Frauen, die ich kenne, haben sich so gut gehalten wie meine damalige Chefesse. Nach dem Tode ihres Gatten heiratete sie später den in der New Yorker Gesellschaft hoch angesehenen Herrn Pavenstedt und empfängt in ihrem schönen Hause in New York mit derselben Frische und Anmut wie seinerzeit in den Salons der Botschaft in Washington.

---

[251] „sehr“ gestrichen. Kühlmanns Darstellung, die offenbar auf Hörensagen basiert, das er drei Jahre nach diesen Ereignissen in Washington aufschnappte, entspricht in den Details nicht den tatsächlichen Abläufen. Es war Speck selbst, der in seiner Korrespondenz mit dem Mitte September 1901 zum amerikanischen Präsidenten vereidigten Roosevelt diesen um Unterstützung für seine Rückkehr nach Washington gebeten hatte. Roosevelts Brief an den US-Botschafter in Berlin, Andrew White, vom 17. Dezember 1901 verwertete dieser bereits auf dem Neujahrsempfang 1902 bei Wilhelm II. sowie in einem weiteren Gespräch mit Bülow. Doch erst die Veränderungen im Dreiecksverhältnis Deutschland – England – USA im Verlauf der Venezuelakrise ließen der deutschen Führung 1903 die Ernennung Specks als ausgewiesenem Amerikakenner und Präsidentenfreund geraten erscheinen. Vgl. Rinke: Zwischen Weltpolitik und Monroedoktrin, S. 56–60, 74–84.

[252] Lillian May Langham (1879–1959).

[253] Vermutlich Ivy Langham (keine weiteren Daten ermittelt). – Der im folgenden genannte: Gontran Vicomte de Faramond (1864–1950), französischer Marineattaché in Washington 1898–1905; Konteradmiral 1910; Marineattaché in Berlin 1910–1914.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Verhältnisse im Hotel mißfielen, trotz der rührenden Aufmerksamkeit der Baronin Bussche, meiner Frau auch weiterhin. So beschloß ich, möglichst rasch ein möbliertes Haus zu suchen, in dem wir bleiben wollten, bis im Sommer die Übersiedlung der Botschaft an die Neu-England-Küste vor sich ginge. Für den Herbst sollte dann ein richtiges Haus genommen werden, das wir mit den bis dahin aus Deutschland eintreffenden Möbeln und Kunstwerken ausstatten wollten. Bald war ein bescheidenes, aber zweckentsprechendes Provisorium gefunden, und wir siedelten dahin über. Leider besserte sich aber der Gesundheitszustand meiner Frau auch nach der Übersiedlung nicht, so daß die Ärzte rieten, sie solle zu einer gründlichen Erholung nach Europa zurückkehren. So schmerzlich dies war, ließ sich gegen die guten Gründe wenig einwenden. Ich geleitete sie nach New York zurück und blieb von nun an allein in Washington. Da auch Bussches bald reisen wollten, war ich noch viel bei ihnen in der Familie. Mathilde, die jetzige wunderschöne Fürstin Kinsky, war damals gerade so groß, daß sie über den Tisch sehen konnte[254]. Ich habe mit ihr und den Brüdern viel gespielt, entweder Jagd oder Indianer, und ich bin mit Eltern und Kindern seitdem mein Leben lang befreundet geblieben.

Da ich der einzige Legationssekretär war, gab es natürlich an der Botschaft allerlei Arbeit. Amerika war aber an der marokkanischen Frage, die damals den Mittelpunkt der europäischen Auseinandersetzung bildete, verhältnismäßig wenig interessiert. Wir verfolgten die Dinge aufmerksam, zu aktivem Eingreifen war aber kein Anlaß.

Das Erdbeben von San Francisko [1906], welches in diese Zeit fiel, verursachte eine ungeheure Aufregung in der amerikanischen Öffentlichkeit. Unvergeßlich ist mir der Bericht unseres Generalkonsuls[255] geblieben, der, um seine kränkliche und sehr nervöse Frau nicht zu beunruhigen, die drei großen Erdstöße über ruhig im Bette geblieben war und erst aufstand, als die halb zerstörte Stadt zu brennen anfing. Auch der weitere Verlauf des San Francisko-Brandes hat den Wackeren wenig gestört. Er muß jedenfalls vortreffliche Nerven gehabt haben.

Mich in die neue und doch sehr fremde Welt Amerikas einzuleben, war keine leichte Aufgabe. Washington ist ein sehr lebhaftes, soziales Zentrum. Das fast vollkommene Fehlen geschäftlicher Tätigkeit macht Washington zu einer eigentümlichen und ganz isolierten Erscheinung in Amerika. Die zahlreichen Beamten, insbesondere im Auswärtigen Ministerium, können sich sehr wohl auch zum Frühstück freimachen. Dasselbe gilt selbstverständlich noch in höherem Maße auch von den Diplomaten. Deswegen ist die Existenz viel heiterer und natürlicher als sonst in Amerika, wo die Männer schon sehr frühe, meistens vor 9 Uhr, ins Geschäft eilen und erst spät abends gegen 7 Uhr müde

[254] Mathilde von dem Bussche (1900–1974) wurde die zweite Ehefrau von Ulrich X. Fürst Kinsky von Wchinitz und Tettau (1893–1938).

[255] Seit 1904 war Franz Bopp (1862–1929) als Konsul in San Francisco tätig; zum Generalkonsul wurde er erst 1913 ernannt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

und abgetrieben nach Hause kommen, wo die Frauen den ganzen Tag allein und unter sich bleiben.

Die führende Rolle spielte damals in Washington Präsident Roosevelt. Ich hörte ihn wenige Tage nach meiner Ankunft in einem College reden, traf ihn auch dann verschiedene Male wieder, ohne in engere persönliche Berührung mit ihm zu kommen. Er war die wandelnde Energie. Jedes Wort, jede Geste war bewußt, für unseren europäischen Geschmack vielleicht etwas zu bewußt. Die gewaltige rechte Faust führte, während er sprach, fortwährend Hammerschläge auf einen nicht vorhandenen Amboß. Immerhin scheint er es mit der übertriebenen Betontheit von Frische und Tatkraft bei seinen Landsleuten getroffen zu haben; denn er gilt auch heute noch als eine ihrer markantesten Persönlichkeiten. Eine seiner Gewohnheiten war, wenn er sich draußen spazierengehend bewegte, auf irgend ein gewähltes Ziel geradlinig zuzustreben, ohne sich um Hindernisse im geringsten zu kümmern. Solche Eigentümlichkeiten mögen für den einzelnen Reiz haben; weniger Reiz hatten sie sicherlich für die Begleiter des Präsidenten, die gezwungen waren, diese manchmal phantastischen Spaziergänge mitzumachen. Zu diesen Bevorzugten gehörten in erster Linie die Botschafter der Großmächte, und es soll ebenso komisch wie rührend gewesen sein, wie der französische Botschafter Jusserand[256], ein kleines, schmächtiges, gelehrtes Männchen, im Dienste seines Vaterlandes eifrig diskutierend, neben dem baumlangen Roosevelt einherschritt, auch wenn dieser, wie er es zu tun liebte, kerzengerade durch den schlammigen und keineswegs seichten Rock Creek Fluss marschierte, so daß beide klatschnass und schmutzig den Fluten entstiegen. Die besondere Feinheit solcher Unternehmungen bestand darin, daß man so tun mußte, als merkte man garnicht, vom gebahnten Wandelpfade abgewichen zu sein. Die des Reitens kundigen Diplomaten, vor allem der alte Kavallerist Speck [von] Sternburg, durften den Präsidenten zu Pferde begleiten. Auch hier ging es nicht ohne Fährlichkeiten ab. Ich weiß Fälle, wo Roosevelt plötzlich auf den Gedanken kam, den doch recht ansehnlichen Potomac Strom zu durchschwimmen. Ein Adjutant brachte Pferde und Kleider mit einem Kahn auf die andere Seite des Stromes. Der Präsident durchschwamm die Fluten, wohl nicht ohne kleine Schadenfreude, daß der jeweilige Botschafter es ihm nachtun mußte.

Es wäre aber ein grober Fehler, nach solchen etwas gewollten Äußerlichkeiten Roosevelt abschließend zu beurteilen. Er war ein gescheiter und erfahrener Mann von einer Bildung und einer Belesenheit, die in Amerika durchaus nicht alltäglich sind. Diesen Winter noch[257] traf ich bei einem New Yorker Dî-

[256] Jean Jules Jusserand (1855–1932), französischer Botschafter in Washington 1903–1924.

[257] Kühlmann reiste in den Jahren 1929 bis 1934 – nicht zuletzt aus wirtschaftlichen Gründen – mehrfach in die USA, hielt dort Vorträge und publizierte regelmäßig an renommierten Stellen beidseits des Atlantiks häufig zu Themen und über Entwicklungen des jeweils anderen Landes. Die wahrscheinlichste Datierung für das Treffen mit dem Roosevelt-Sohn ist der Winter 1930/31. Im Januarheft 1931 von „Foreign Affairs“ 9 (1930/31) S. 178–194 erschien eine gewichtige Publikation Kühlmanns: „The Permanent Basis of German Foreign Policy“. Dies war der zweite Artikel einer Reihe, in der vor ihm Jules Cambon über

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ner einen jüngeren Herrn, dessen Namen, wie dies bei Vorstellungen meistens so geht, ich nicht verstanden hatte. Als wir später ins Gespräch gerieten, entwickelte mein Nachbar so gründliche und ungewöhnliche Geschichtskenntnis, daß ich ihn erstaunt fragte, wie er als Amerikaner zu diesem drüben höchst ungewöhnlichen Wissen käme. Er entpuppte sich als Sohn Roosevelts und sagte mir, die Anregung zu diesem Studium sei ausschließlich von seinem Vater gekommen[258].

Die Perle der Familie – ich glaube nicht, daß Vorurteil mich einseitig macht – war aber damals schon des Präsidenten Tochter Alice. Sie hatte, als ich nach Washington kam, vor kurzem den Kongreß-Abgeordneten Nic. Longworth geheiratet, der als langjähriger Sprecher des Unterhauses im politischen

bleibende Grundlagen der französischen Außenpolitik schrieb („Foreign Affairs“ 8 [1929/30] S. 173–185) sowie nach ihm Sir Austen Chamberlain über die der britischen, ebd. 9 (1930/31) S. 535–546, John W. Davis über die der amerikanischen, ebd. 10 (1931/32) S. 1–12 , F. R. Scott über die der kanadischen, ebd. 10 (1931/32) S. 617–631, und Viscount Kikujiro Ishii über die bleibenden Grundlagen der japanischen Außenpolitik, ebd. 11 (1932/33) S. 220–229. Die Beiträge von Cambon, Chamberlain, Kühlmann und Davis wurden zudem gemeinsam in einer separaten Veröffentlichung des „Council on Foreign Relations“ publiziert: The permanent bases of foreign policy: France, Great Britain, Germany and the United States, New York 1931. Kühlmanns Artikel bildete außerdem in deutscher Übersetzung das 27. Kapitel (der letzte Abschnitt der ersten Auflage) seines Buchs „Gedanken über Deutschland“ (Leipzig 1931) unter der Überschrift „Die dauernden Grundlagen der Deutschen Außenpolitik“. Dort (S. 270) gibt Kühlmann an, die ursprüngliche Veröffentlichung sei „dem Wunsche amerikanischer Freunde folgend“ geschehen. Auch im Winter 1931/32 publizierte er in den USA und Deutschland jeweils über das andere Land: „The Basis of German Credit“, in: „Foreign Affairs“ 10 (1931/32) S. 201–211; „Amerika und das Pazifische Problem“, in: „Frankfurter Zeitung“, 25. März 1932; im April 1932 „Heinrich Bruening, A character study of the German chancellor“, in der „New York Times“, sowie „Germany and France: The Problem of Reconciliation“, in: „Foreign Affairs“ 11 (1932/33) S. 137–145 (Oktoberheft 1932, Teilnachdruck und Rezension in: „Berliner Monatshefte“ 10 [11/1932] S. 1130f). Eine weitere Datierungsmöglichkeit ist Anfang 1933, hernach erschienen Kühlmanns Artikel „Amerikanische Eindrücke“, in: „Berliner Tageblatt“, 18. Februar 1933, und „Three later-comers in the world“, in: The North American Review 235 (5/1933) S. 388–394, sowie später „Amerikaner in Ost und West – Wie stehen sie zu Europa?“ in: „Frankfurter Zeitung“, 4. Juni 1933, und „Die Ratlosigkeit des Amerikaners“, in: „Frankfurter Zeitung“, 3. September 1933. Im Oktober 1933 reiste Kühlmann erneut in die USA, am 6. Oktober 1933 schickte er David Lloyd George aus Cherbourg ein Telegramm in das House of Commons, um ihm u. a. mitzuteilen, daß er auf dem Weg nach Amerika sei (vgl. House of Lords Record Office, Historical Collection 192, Lloyd George Papers, G/19/15/3). Im Folgejahr erschienen „President Roosevelt“, veröffentlicht von: „Associated Press“, February 1934; „The Future of the Saar“, in: „Foreign Affairs“ 12 (1934) S. 426–435, „Deutschtum in den Vereinigten Staaten“, in: „Frankfurter Zeitung“, 20. Mai 1934; sowie „Zwischen zwei Welten, Der Präsident der Columbia-Universität, in: „Deutsche Allgemeine Zeitung“, 2. September 1934 [Rezension zu Nicholas Murray Butler, Between two worlds]“. Kühlmanns im Dezember 1935 veröffentlichtes Buch „Die Großmächte der Welt vom Sturz Napoleons bis zur Gegenwart“– seine erste Monographie, die im „Dritten Reich“ erschien – war dann eine Ausarbeitung von Gastvorträgen, die er Ende 1933 an der kalifornischen Berkeley-Universität gehalten hatte und die sich mit der Geschichte der großen Mächte seit dem 19. Jahrhundert beschäftigten.

258 Infrage kommen die überlebenden jüngeren Söhne Kermit (1889–1943) und Archibald Roosevelt (1894–1979) sowie gegebenenfalls der älteste Sohn Theodore (1887–1944), der allerdings zwischen Februar 1932 und Juli 1933 als Gouverneur der Philippinen amtierte.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Leben Amerikas eine sehr bedeutende Rolle spielt[259]. Alice, wie sie kurzweg hieß, war eine gescheite, sehr reizvolle Frau, an die langen Gespräche mit ihr und reizende Autofahrten, bei denen sie am Steuer saß, denke ich mit lebhaftem Vergnügen zurück. Bei einem Besuch in Washington nach dem Weltkrieg[260] hatte ich die große Freude, die seitdem leider verwitwete Mrs. Longworth wiederzusehen. Sie war noch ebenso geistvoll und lebendig, wie in den damaligen Washingtoner Tagen. Wir erinnerten uns gerne mancher gemeinsamen Autofahrt. Alice Longworth ist wohl eine der populärsten Frauen Amerikas und verdient im hohen Grade dies zu sein.

Von fremden Diplomaten sah ich in Washington viele an mir vorbeidefilieren. Nur mit Einzelnen habe ich mich aber näher angefreundet. Der eine war ein geistvoller und amüsanter Franzose, Vicomte de Chambrun, der die stets sorgfältig gepflegte Lafayette-Legende betreuen sollte. Von Zeit zu Zeit habe ich diesen Kollegen, dem zunehmendes Alter an Witz und Lebendigkeit nichts geraubt haben, wieder begegnet [sic]. Zurzeit ist er französischer Botschafter am Goldenen Horn. Später habe ich ihn öfter im herrlichen Palazzo Farnese besucht, den er zusammen mit seiner auch literarisch hervorgetretenen Gattin zu einem Mittelpunkt mondänen Lebens in Rom zu machen verstand. Zur Zeit lebt Chambrun im Ruhestand in Paris[261].

In der Zeit meiner Vereinsamung nach der Europa-Reise meiner Frau habe ich manchen Spaziergang und manche Ausfahrt mit dem Schweizer Gesandten Dr. Vogel[262] gemacht. Früher hatte er, viele Jahre in Berlin das Leben eines fröhlichen Junggesellen führend, sich den Spitznamen „der Nachtvogel“ zugezogen.

Von unserer eigenen Botschaft sah ich am meisten den Marine-Attaché, Kapitän Hebbinghaus[263], der, mit einer lieben und charmanten Frau in kinderloser Ehe lebend, ein offenes und gastfreies Haus führte. Seeleute folgen, wenn sie aufs feste Land kommen, einem geheimnisvollen Triebe und fröhnen mit

---

[259] Alice Lee Roosevelt (1884–1980) heiratete im Februar 1906 Nicholas Longworth (1869–1931), der von Dezember 1925 bis März 1931 Sprecher des Repräsentantenhauses war.

[260] Der Satz zuvor und der erste Teil dieses Satzes sind spätere handschriftliche Hinzufügungen. Ursprünglich lautete der Satzanfang „Diesen Winter“. Offenbar ist dieser Teil des Basistextes also wenige Monate nach Longworths Tod im April 1931 verfaßt worden, das Treffen mit der Roosevelt-Tochter fand demnach im Winter 1930/31 statt; wahrscheinlich auch das Treffen mit dem Roosevelt-Sohn.

[261] Kühlmann spielt hier darauf an, daß Charles de Chambrun (1875–1952) über seine Mutter mit dem im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg berühmt gewordenen Marquis de La Fayette verwandt und dessen Urenkel war. In seiner Geburtsstadt Washington war Chambrun in den Jahren 1903–08 diplomatisch für Frankreich tätig; 1928–33 amtierte er als französischer Botschafter in der Türkei und 1933–36 als Botschafter in Italien. Seit 1933 war er mit der Schriftstellerin Marie de Rohan-Chabot (1876–1951) verheiratet. Die zeitliche Widersprüchlichkeit der letzten drei Sätze ergibt sich daraus, daß Kühlmann die letzten beiden handschriftlich später hinzugefügt hat, ohne den ersten, im Basistext stehenden, nunmehr in der Terminierung überholten Satz zu korrigieren.

[262] Leo Vogel (1863–1946), Schweizer Botschafter in Washington 1904–1909.

[263] Georg Hebbinghaus (1866–1944), Marineattaché in Washington 1904–1908; danach in der Marine tätig; a. D. als Vizeadmiral; verheiratet mit Erna (1876–1958); geb. von Thomsen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Leidenschaft der edlen Reitkunst, auch wenn die Natur ihnen nicht alle Voraussetzungen hierzu verliehen hat. Hebbinghaus brachte damals schon ein ansehnliches Gewicht in den Sattel. Dies hinderte uns aber nicht, an manchem stillen Vormittag große Ritte in die Umgehung, besonders in den reizenden Rock Creek Park, zu unternehmen.

Im Juni schon fing es an, in Washington unangenehm warm zu werden. Der Botschafter mit seiner Familie begab sich, alter Tradition gemäß, nach Beverley Farms an der Neu-England-Küste nördlich Boston. Mir fiel die unangenehme Aufgabe zu, bis nach dem Verfassungstage[264] sozusagen als Geschäftsträger in Washington zu bleiben. Ich hatte in den Sommern in Persien und Marokko schon allerlei Hitze erlebt; die in Washington war aber viel quälender. Der Asphalt wurde so weich, daß jeder Schritt sich abzeichnete. Dann kamen kurze, heftige Gewitter, deren Regengüsse, auf dem glühenden Asphalt aufzischend, sich sofort in Nebelschwaden verwandelten. Tagelang saß man in diesen feuchtwarmen Wolken und war gezwungen, alle paar Stunden durch kalte Bäder die Existenz einigermaßen erträglich zu gestalten. Endlich schlug auch für mich die Stunde der Erlösung. Ein Nachtzug entführte mich über New York nach Boston. Hier lernte ich die Hauptstadt Neu-Englands kennen, weltenweit verschieden von Washington und selbst von New York. Etwas Stilles, abgeschlossen Patrizisches und doch sehr Englisches prägt der Stadt seinen Stempel auf. Im Gegensatz zum sonstigen Amerika schaut sie zum Teil nach rückwärts, lebt in der Geschichte, ist stolz auf eine weit zurückreichende kulturelle Tradition. Wenn man so komplizierte Vorgänge in Schlagworte zusammenfassen könnte, wäre ich versucht zu sagen, Neu-England ist geistig und kulturell die Brücke zwischen dem übrigen Amerika und dem alten Kontinent Europa.

Eins fiel mir auf und war echt amerikanisch. An den dem Hotel gegenüber liegenden Häusern priesen zu Dutzenden Wahrsager, Chiromanten, Hellseher und Spiritisten ihre Dienste dem reisenden Publikum an. In einem Lande, wo das Geschäft doch stark auf Spiel aufgebaut ist und rings umher die Launen der Fortuna Millionäre schaffen und Riesenvermögen zerschlagen, mag der Drang des Menschen, das Unerforschliche zu erkennen, stärker ausgebildet sein als in der stetigeren alten Welt.

Etwa eine Stunde nördlich von Boston, in bequemer Nähe von Beverley Farms, hatte ich ein Sommerhaus ermieten können, das mir in vieler Hinsicht ideal schien, nicht zu groß, ganz aus Holz gebaut, inmitten eines geräumigen Parks, von der Landstraße nur durch eine niedere Mauer aus gehäuften Feldsteinen getrennt, nach unten vom Ozean begrenzt. Die Küste lief bald in malerische Granitfelsen aus, bald rundete sie sich zu heimlichen Sandbuchten. Dies war alles beste Bostoner Tradition[265]. Das Haus, das ich bewohnte, bescheiden, aber behaglich, hatte lange Zeit einer der ersten bostonischen Familien als Sommersitz gedient. Steigender Reichtum und erhöhte Ansprüche ver-

[264] 4. Juli.

[265] Daneben ist handschriftlich notiert: „Rennen der Sonderklasse Amerika“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

anlaßten die Besitzer, in ein steinernes, mehr den Ansprüchen der Neuzeit entsprechendes Gebäude überzusiedeln. Sehr gefallen hat mir die Sitte, daß die nebeneinander wohnenden, teils verwandten, teils befreundeten Familien ihre Parks überhaupt nicht durch Zaun abteilten, so daß man weithin in herrlicher Natur sich ergehen konnte, eine neue, besonders sympathische Manifestation des dem Amerikaner mangelnden Sinns für Abgeschlossenheit.

War unsere Behausung, die ganze Art, wie alles gehalten war, typisch für den einfachen und aristokratischen Geschmack der alten Bostonier, so war nur wenige hundert Meter von uns entfernt ein lang gestreckter, weißer Palast im Entstehen, mit schwer vergoldetem, schmiedeeisernen Gitter, ganz typisch für lauten und neureichen Geschmack, der es den Residenzen europäischen Könige gleichzutun bestrebt war. Dieser Palast sollte Mr. Frick beherbergen, der in Kohle und Stahl ein gewaltiges Vermögen erworben hatte[266].

Mit Segeln und Schwimmen, Vorträgen beim Botschafter und Ausarbeitung von Berichten, insbesondere wirtschaftlichen, mit Besuchen auf benachbarten Gütern und Landhäusern wurden die Sommermonate nützlich und angenehm verbracht. Die große Börsenkrise des Jahres 1906 warf schon ihre Schatten voraus. Ich habe ihren eigentlichen Ausbruch nicht mehr in Amerika erlebt.

Berichte aus der Heimat meldeten zusehends Besserung im Zustande meiner Frau, gingen aber übereinstimmend dahin, daß eine Wiederholung des amerikanischen Experiments dringend widerraten würde. So faßte ich ins Auge, im Herbst des Jahres endgültig nach Europa zurückzukehren, beschloß aber, vorher noch einen kurzen Urlaub zu einer gemeinsamen Jagdreise mit Kapitän Hebbinghaus zu verwenden. Erst am Mairamichi in Neu-Braunschweig jagten wir auf Elche, dann in der Laurentides Reservation nördlich von Quebec auf Rentiere. Es waren köstliche Wochen in wilder Urwaldeinsamkeit unter dem Zelte. Die Einzelheiten gehören nicht hierher. – Im Herbste trat ich nach herzlicher Verabschiedung von der Botschaft und meinen Freunden die Rückreise nach Europa an. Das Auswärtige Amt, in Erkenntnis der besonderen Umstände, schlug mir Haag als Posten vor[267]. Ich nahm gerne an, da Deutschland nahe und leicht erreichbar und auch ausgezeichnete Ärzte stets zur Hand waren.

[266] Gemeint ist der ab 1904 von den Architekten Little & Browne errichtete, 104 Zimmer umfassende (und 1969 abgerissene) Sommersitz „Eagle Rock“ des amerikanischen Industriellen und langjährigen Carnegie-Partners Henry Clay Frick (1849–1919) in Prides Crossing, Beverly, Massachusetts, am Nordstrand von Boston.

[267] Vgl. Sternburg an AA, 26. Oktober 1906: „Legationsrat von Kühlmann hat den ihm bewilligten zweimonatlichen Urlaub nach Deutschland am heutigen Tage angetreten.“ Bereits im September hatte Kühlmann per Brief das AA über die Umstände in Kenntnis gesetzt, und man hatte dort schon Den Haag für ihn ins Auge gefaßt, aber erst am 8. November schriftlich mitgeteilt, er solle „mit Abkürzung des Ihnen bewilligten Urlaubes bald nach dem 20. d.Mts. im Haag eintreffen“; vgl. PA Berlin, P 1/8245, Personalakte Kühlmann, Bd. 3.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

5. Haag (November 1906 – Dezember 1908)

Im Haag war ich der Nachfolger meines alten Freundes Brockdorff-Rantzau[268]. In den Petersburger Tagen bei meinem Debut im diplomatischen Gewerbe hatten gemeinsame Anschauungen auf politischem Gebiete uns nahe zusammengeführt und ein freundschaftliches Verhältnis begründet, das bis zu dem vorzeitigen Tode dieses bedeutenden Diplomaten und leidenschaftlichen, aber warmherzigen Menschen stets gleichmäßig sich erhalten hat[269].

Der Gesandte war damals ein Sachse, Herr von Schlözer[270], ein Neffe des berühmten Schlözer, der unter Bismarck Deutschland am Vatikan vertreten hatte, ein kunstsinniger, liebenswürdiger Mann, ohne besondere Leidenschaften, dem seine Gattin nach Kräften darin beistand, ein elegantes und gastliches Haus zu führen. Durch einen glücklichen Zufall besitzt das Deutsche Reich im Haag wohl das schönste Privatpalais der ganzen Stadt. Am Vyfer, diesem künstlichen Binnensee gelegen, welcher dem Haag ein so besonderes und eigentümliches Gepräge verleiht, ist dieser stolze, in vollendeter Stilreinheit erhaltene Bau des niederländischen Barocks eine so heitere und würdige Wohnung für eine Reichsgesandtschaft, als man sie sich überhaupt nur wünschen kann. Für mich erhob sich nun das Problem, auch für uns ein Haus zu finden, das den Ansprüchen meiner immerhin verwöhnten Frau genügen konnte. Das erste Haus, in welches man als junges Paar zieht, ist bedeutungsvoll. Aus unserem amerikanischen Etablissement war ja nun durch die Macht der Verhältnisse nichts geworden. Zufällig traf es sich, daß ein großer holländischer Kenner und Sammler, Baron von Boreel[271], um diese Zeit sich in seinen Vermögensumständen beeinträchtigt sah. Er bewohnte das wunderschöne Haus Kneuterdyk 6, das seinerzeit der allmächtige Johan de Witt sich in den Zeiten seines Glanzes erbaut hatte[272]. Weniger auf Repräsentation gestellt als das Ge-

[268] Zu diesem Kapitel vgl. auch Kühlmann, Erinnerungen, S. 277–286.

[269] Kühlmann war im Juli 1900 „zur aushülfsweisen und unentgeltlichen Beschäftigung als Attaché“ in den Mitarbeiterstab des deutschen Botschafters in Rußland, Fürst Radolin, entsandt worden. Dort half er aus, da nach dem Ausbruch des Boxeraufstands in Peking im Monat zuvor die Arbeitsbelastung an der Petersburger Botschaft deutlich gestiegen war. Vgl. Bülow an Kühlmann, 8. Juli, Kühlmann an Bülow 10. und 13. Juli, Radolin an Hohenlohe, 16. Juli 1900, PA Berlin, P 1/8243, Personalakte Kühlmann, Bd. 1. Brockdorff-Rantzau war im Herbst 1916 zusammen mit Kühlmann aktiv, den unbeschränkten U-Boot-Krieg zu verhindern (siehe unten, S. 388 ff.). Im Dezember 1918 wurde Brockdorff-Rantzau Staatssekretär des Auswärtigen Amtes (ab Februar 1919 lautete die Amtsbezeichnung dann „Außenminister“) und war damit Nach-Nach-Nachfolger Kühlmanns in der Leitung des AA. Am 26. September 1928 schrieb er über ihn: „Auch mich hat der Tod Rantzaus sehr getroffen, war er doch mein ältester diplomatischer Kampfgenosse“; Kühlmann an Karl Friedrich Nowak, BArch Berlin, Nachlaß Nowak, N 2213, Nr. 15, AS 51.

[270] Karl von Schlözer (1854–1916), Gesandter in Den Haag 1902–1907, in München 1907–1911; verheiratet mit Maria Pauline Henriette (1868–1946), geb. Freiin von Rigal-Grunland. Sein Onkel Kurd von Schlözer (1822–1894) war Legationssekretär an der preußischen Gesandtschaft am Heiligen Stuhl 1864–1869, ab 1867 preußischer Chargé d’affaires dort.

[271] Jacob Willem Gustaaf Boreel, 10. Baron van Hogelanden (1852–1937).

[272] Johan de Witt (1625–1672), von 1653 bis kurz vor seinem Tod (Lynchmord) als „Ratspensionär“ der Regierungschef von Holland und indirekt damit der gesamten Niederlande.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sandtschaftsgebäude, bot auch dieses Haus, mit dem sicheren holländischen Geschmack des 18. Jahrhunderts erbaut und ausgestattet, einen geradezu idealen Rahmen für diplomatischen Empfang und elegante Geselligkeit. Daß, eine Seltenheit im Herzen einer großen Stadt, ein geräumiger Garten, mit schönen Figuren geschmückt, zum Haus gehörte, war kein kleiner Vorzug. Rasch entschlossen ermietete ich das Haus von Baron Boreel, der uns noch das eine oder andere besonders im Stile passende Mobiliar überließ, und so konnten wir bald einziehen und uns im Haag häuslich niederlassen.

Die Gesandtschaften in den kleineren unmittelbar an Deutschland angrenzenden Staaten führten vor dem Kriege ein friedliches Stilleben. Den Haag lernte ich bei meiner Tätigkeit als Legations-Sekretär gründlich kennen, später sollte ich unter schwierigen Umständen beim Kriegsanfang einen Blick in die Gesandtschaft in Schweden thun, und während des Krieges fiel mir die Aufgabe zu, die Gesandtschaft in Holland ein Jahr in der unruhigsten Zeit[273] zu führen. Gerade im Kriege hat es sich gezeigt, daß dies friedliche Stilleben doch seine großen Schattenseiten hatte. Die Gesandtschaft war viel zu sehr auf höfische und gesellschaftliche Angelegenheiten eingestellt, hatte nur oberflächliche Beziehungen zu Handel und Industrie und wenig Einfluß in der Presse. Es war eine geradezu gigantische Arbeit, im Kriege mit höchster Anspannung alles nachzuholen, was im Frieden versäumt worden war, und ich kann die Befürchtung nicht von der Hand weisen, daß heute[274], insbesondere unter dem Druck der pekuniären Notlage, in die ein rücksichtsloses Sparsystem fast alle unsere Diplomaten gebracht hat, ein sehr wesentlicher Teil des im Kriege gewonnenen Bodens wieder kampflos preisgegeben worden ist.

[*Auf zwei einliegenden Zetteln finden sich die folgenden handschriftlichen Notizen, betitelt: „Memoiren“:*]

Gespräch mit General Martin Renner[275]. 1. November 1932 London beim Frühstück in seinem Hause 22 Hyde Park street.

Ruft mir wichtiges Eingreifen in deutsch[en] Aufmarschplan ins Gedächtniß, den Moltke in seinen Erinnerungen S. 17 erwähnt:[276]

---

[273] Ursprünglich: „schwierigsten Zeit“. Kühlmann war 1906–08 und 1915–16 in Den Haag.

[274] Anfang der 1930er Jahre.

[275] Martin Renner (1870–1956), Oberstleutnant; war vom 29. Oktober 1906 bis 23. März 1913 Militärattaché in Den Haag und Brüssel, danach bis zum Kriegsausbruch 1914 Militärattaché in London – und von Juni 1915 bis September 1917 erneut in ebendieser Position in Den Haag tätig. Auf allen drei Posten überschnitt sich seine Dienstzeit mit der Kühlmanns dort. – Zu Renner und seinem Verhältnis zu Kühlmann während der gemeinsamen Haager Zeit 1915/16; vgl. Meinecke, Straßburg – Freiburg – Berlin, S. 209, 218–219. Renner, seit 1921 im diplomatischen Dienst war zuletzt Gesandter in Helsinki, neun Monate vor dem Gespräch 1932 in London in den vorläufigen Ruhestand versetzt worden und mit seiner Frau Sophie Kleinwort (1888–1974), einer gebürtigen Britin, nach Großbritannien gezogen. Anfang 1939 nahm er die britische Staatsangehörigkeit an.

[276] Vgl. Moltke: Erinnerungen, S. 16–17: „Der Krieg gegen zwei Fronten [war] im Generalstab schon seit Jahren bearbeitet worden. Schon unter meinem Vorgänger, dem Grafen Schlieffen, war der Vormarsch durch Belgien ausgearbeitet […]. Graf Schlieffen wollte sogar mit dem rechten Flügel des deutschen Heeres durch Südholland marschieren. Ich habe dies abgeändert, um nicht auch die Niederlande auf die Seite unserer Feinde zu zwingen, und

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ich wohnte noch im Hot[el] des Indes Haag, muß 1906 Frühjahr gewesen sein.[277] Verlangt offizielle Aufklärung über deutschen Aufmarsch für den Kriegsfall, insbesondere ob er durch holl[ändisches] Gebiet gehe. Press[-]Campagne in engl[ischen] Revuen über Bahnen bei Stavelot [in Ostbelgien,] ungeheure Laderampen ect. Event[uell] nachsehen.

Renner [hat in der] Aufmarschabteilung Jahre lang gearbeitet [und ist] daher für diese Frage sehr kompetent. Moltke mitteilte[, daß] allerdings Durchmarsch durch Holland vorgesehen [sei, er] könne [das] für laufendes Jahr nicht ändern[, gab] aber [die] Zusage für nächstes Jahr[, daß] Holland in Zukunft durch den d[eutschen] Aufmarsch nicht mehr in Mitleidenschaft gezogen [werde]. Renner [wurde] ermächtigt[, der] holländ[ischen] Armeeleitung eventuell dies auf Ehrenwort zuzusagen [und] hat hiervon später thatsächlich Gebrauch gemacht. Holländ[ischer] Verdacht [war] rege[;] Colyn[278], der lange Kriegsminister [war,] hat mir später in einem Gespräch gesagt, die deutsch[en] Vorbereitungen[,] insbesondere Laderampen ect. hätten immer den Glauben

lieber die großen technischen Schwierigkeiten auf mich genommen, die dadurch verursacht wurden, daß der rechte Flügel unseres Heeres sich durch den engen Raum zwischen Aachen und der Südgrenze der Provinz Limburg hindurchzwängen mußte." Das Kapitel „Betrachtungen und Erinnerungen", aus dem diese Passage entnommen ist, schrieb Moltke im November 1914 in Homburg als „flüchtige[] Aufzeichnungen […], ohne Notizen oder irgendwelches Material zur Hand zu haben", ausdrücklich nur für seine Frau und nicht zur Veröffentlichung bestimmt nieder; ebd. S. 27. Vgl. ebd. S. 429–431, „Moltke über den Rückzug an der Marne, Berlin, Sommer 1915", in dem er erklärte, mit den Grundprinzipien des Schlieffenplans übereingestimmt zu haben, nicht jedoch mit der Ausführung. „Graf Schlieffen war der Ansicht, daß Holland sich auf einen Protest beschränken, die Verletzung seines Gebietes im übrigen ungehindert geschehen lassen würde. Ich habe gegen diese Auffassung die schwersten Bedenken gehabt, ich glaubte nicht, daß Holland eine Vergewaltigung ruhig hinnehmen werde, dagegen sah ich voraus, daß dem deutschen Heeresflügel durch ein feindliches Holland so starke Kräfte entzogen werden würden, daß er die nötige Schlagkraft gegen den Westen einbüßen müßte. Der Vormarsch durch Belgien konnte meiner Ansicht nach nur unter der Voraussetzung eines strikt neutralen Hollands ausgeführt werden. Wenn ich auch nicht wußte, welche Haltung England bei einem Kriege Deutschlands gegen Rußland und Frankreich einnehmen werde, so […] war mir klar, daß die Wahrung der Neutralität Hollands schon deswegen unbedingtes Erfordernis sei, und ich habe alle Schwierigkeiten in den Kauf genommen, die unserem Aufmarsch und Vormarsch erwachsen mußten, wenn wir keinen holländischen Boden betreten wollten. […] Ich war und bin noch heute der Überzeugung, daß der Feldzug im Westen scheitern müßte, wenn wir Holland nicht geschont hätten. Außerdem war ich mir klar darüber, daß dieses Land gewissermaßen als Luftröhre für unser wirtschaftliches Leben unter allen Umständen erhalten werden mußte. Schonten wir dagegen Holland, so konnte England, nachdem es angeblich zum Schutz der kleinen Neutralen uns den Krieg erklärt hatte, seinerseits die holländische Neutralität unmöglich verletzen."

277 Moltke übernahm per Kabinettsorder Wilhelms II. vom 1. Januar 1906 die Leitung des Generalstabs von Schlieffen. Die Begebenheit mit Renner kann sich dennoch nur im Frühjahr 1907, nicht wie Kühlmann schreibt: 1906, zugetragen haben, denn der Diplomat war in jenem Jahr noch in Washington akkreditiert, kam erst am 30. November 1906 auf seinen neuen Posten nach Den Haag und wohnte dort bis zum Frühjahr 1907 im „Hotel des Indes", wobei er vom 8. Januar bis 10. März 1907 zudem im Urlaub weilte; vgl. PA Berlin, P1/8245, Personalakte Kühlmann, Bd. 3. Auch daß Moltkes Aufmarschpläne Luxemburg geschont hätten, trifft nicht zu.

278 Hendrikus Colijn (1869–1944), Kriegsminister der Niederlande 1911–1913.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

lebendig erhalten, wir würden d[urch] Holland marschieren[;] offenbar sind die ursprüngl[ichen] Pläne abgeändert worden, man wisse aber in Holland nicht, zu welchem Zeitpunkt und warum das geschehen sei. Thatsächlich wohl nicht ganz aufgeklärt. Moltkes Aufmarschpläne im Westen schonten alle Neutralen[,] sogar Luxemburg. Ob der holländ[ische] Durchmarsch thatsächl[ich] noch unter Schlieffen oder erst in den ersten Jahren Moltkes beschlossen worden ist[,] bliebe aufzuklären. Renner wiedersieht Sommer [19]15 Moltke[,] dieser erinnert sich der Episode und dankt ihm noch besonders“[279].

Die zwei markantesten Ereignisse, welche in die Haager Tätigkeit fielen, war der Besuch des Kaisers in Amsterdam[280] und die Friedens-Konferenz.

Der Kaiser hat es immer geliebt, den verwandtschaftlichen Zusammenhang der Häuser Hohenzollern und Oranien besonders zu betonen, hat auch in der ritterlichen Art, die ihm zweifellos eigen war, stets für die Königin von Holland[281], die er ja als ganz junge Souveränin erlebt hatte, besondere Achtung und freundschaftliches Wohlwollen empfunden. Die Ansage des kaiserlichen Besuches in Amsterdam setzte Herrn von Schlözer, der eher ein stiller Mann war, in aller Heimlichkeit dichtete und Stücke schrieb, dem das Hervortreten auf der großen Weltbühne aber sicherlich nicht lag, in beträchtliche Aufregung. Ich versicherte ihm, das alles würde schon sehr gut gehen, und so reisten wir zusammen nach Amsterdam; er fuhr dem Kaiser bis an den Eingang der Nordseeschleuse bei Ymuiden entgegen; wir erwarteten den Kaiser im Amsterdamer Hafen. Bald tauchte schneeweiß und elegant die „Hohenzollern“ unter dem Schiffsgewirr auf. Der Kaiser war beim Empfang wie immer freundlich und gab seiner guten Laune durch einige schlechte Witze freien Lauf.

Das sogenannte Schloß in Amsterdam ist das ehemalige Rathaus, vielleicht eines der meist gemalten Gebäude der neueren Geschichte. Die Königin hielt sich dort nur selten und vorübergehend auf; entweder residierte sie in dem kalten und nicht sehr charmvollen Palais im No[o]rdeinde im Haag oder auf dem wirklich wunderschönen alten Gut Het Loo. Infolgedessen ist auch das ehemalige Rathaus von Amsterdam niemals gründlich für die Zwecke einer königlichen Residenz hergerichtet worden. Es fehlt vollkommen an den modernen Verkehrsmitteln für ein so weitläufiges Gebäude, weder Telephon noch Zimmerglocken existieren. Die Zimmer sind nicht numeriert, und ein Zurechtfinden in diesem riesigen unübersichtlichen Komplex ist fast unmöglich. Es gelang mir nach längerem Suchen, den Gesandten von Schlözer zu

[279] Hiermit endet die einliegende Notiz. Vgl. Meinecke, Straßburg, S. 219: „Einen nicht ganz geringfügigen Beitrag zur Kriegs- und Zeitgeschichte hatte er [Renner], wie mir Kühlmann erzählte, schon vor dem Krieg geliefert. Als er einmal in Berlin war und die Aufmarschpläne des Generalstabs einsah, entdeckte er, daß nicht nur ein Durchmarsch durch Belgien, sondern auch ein solcher durch Holländisch Limburg geplant sei. Er warnte vor dieser zweiten, militärisch nicht unbedingt erforderlichen Neutralitätsverletzung und erreichte es, daß sie gestrichen wurde. Ich erzähle, was ich gehört habe, die Akten kenne ich natürlich nicht.“

[280] Am 13. Dezember 1907.

[281] Wilhelmina (1880–1962) kam bereits mit zehn Jahren nach dem Tod ihres Vaters Wilhelm III. am 23. November 1890 auf den Thron.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

entdecken; das Bild, das sich mir bot, war komisch und mitleiderregend. Schlözer stand, seines offenbar zu engen und unbequemen Rockes entledigt, das Band des Großkreuzes über dem weißen Hemd, in heller Verzweiflung vor einem auf dem Boden ausgeschütteten Haufen von Orden; wortlos wies er auf diesen und auf eine auf dem Tisch liegende Liste hin und sagte mit weinerlicher Stimme: „Das ist eben bei mir abgeladen worden, und der Kaiser befiehlt, daß die Herren heute abend die Orden bei dem Diner tragen. Wie soll das jemals in Ordnung kommen?“ Die Aufgabe war schwierig. Ich beruhigte ihn aber und sagte, daß es schließlich doch nur darauf ankomme, daß diejenigen niederländischen Herren, die mit dem Kaiser persönlich in Berührung kämen, die neue Pracht beim Diner trügen. Für die anderen müsse man eben sehen, wie weit man komme. Dies tröstete ihn. Ich schleppte einige ortskundige Lakaien bei, die gegen die entsprechenden in Holland durchaus nicht unbeliebten Trinkgelder wenigstens einmal alle Großkreuze an ihre Adresse beförderten.

Kopfzerbrechen machte auch die Rede. Der Kaiser hatte Schlözer um einen Entwurf gebeten; wir feilten zusammen an dem Elaborat.

In dem Saal des Amsterdamer Rathauses, der gigantische Dimensionen hat, sah die Galatafel außerordentlich prächtig aus. Ich hatte den Kaiser niemals eine größere Rede halten hören und gestehe, daß er geradezu glänzend sprach. Von dem Schlözer'schen Entwurf waren nur Bruchstücke in die kaiserliche Rede übergegangen. Der Kaiser sprach fließend, mit effectvoller Betonung, und nichts in der Rede störte im geringsten den bedeutenden Eindruck, den sie auf alle Zuhörer machte[282].

Wilhelm II. ahnte wohl nicht bei diesem prunkvollen Empfang in der alten stolzen Handels-Metropole der Niederlande, daß er einst landflüchtig auf holländischem Boden für lange Zeit, vielleicht lebenslang, Asyl suchen sollte.

Die zweite Friedens-Konferenz machte Haag und Scheveningen für mehrere Monate[283] zum diplomatischen Mittelpunkt der Welt. Deutschlands Hauptdelegierter war Freiherr von Marschall, der, um die in Constantinopel gewonnenen diplomatischen Erfahrungen reicher, schon damals eine der hervorragendsten Figuren unter den europäischen Staatsmännern bildete. Der hünenhaft große, corpulente Mann hatte ein klares und ruhiges Gesicht. Er kam von der Juristerei her, hatte als Vertreter Badens im Bundesrat in Berlin manche Einsichten gewinnen können; immerhin war er im internationalen Leben ein vollkommener Neuling, als er als Staatssekretär unter dem Fürsten Hohenlohe die Leitung der deutschen Auslandspolitik mit dem Kanzlerwechsel übernahm, um das Amt an den aufsteigenden Stern, den damaligen Botschafter in Rom, Bernhard von Bülow, abzugeben. Bülow schickte Marschall nach Constantinopel, und Constantinopel ist der Schauplatz seiner ferneren diplomati-

[282] Einliegend findet sich in Abschrift die Rede des Kaisers aus Karl Wippermann, Deutscher Geschichtskalender für 1907, S. 121–122, und Schulthess' Europ. Geschichtskalender (1907) S. 301 und 322; sowie die Anmerkung auf S. 503 der „Großen Politik“, Bd. XXIII,2.

[283] Vom 15. Juni bis 18. Oktober 1907.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schen Tätigkeit geblieben. Marschall kam, wie gesagt, von der Jurisprudenz her; dies bedeutete für ihn eine große Überlegenheit über den Durchschnitts-Diplomaten, der im Interpretieren von Verträgen und besonders im Formulieren gewöhnlich geringe Sicherheit besitzt und deswegen in eine oft sklavische Abhängigkeit von den juristischen Beratern gerät. Fest auf seinem juristischen Boden stehend, hatte Marschall eine große Ruhe, ich möchte fast sagen Heiterkeit, in der Argumentation; dazu trat eine nicht unbedeutende Dosis von jener Schlauheit, die sich bei vielen Schwaben findet. Meine persönlichen Beziehungen zu ihm und zu seiner Gattin[284] sind damals im Haag und auch stets später, wenn wir zusammengekommen sind, die angenehmsten gewesen. Mit einem Mann, der so klar denkt und immer mit beiden Füßen auf dem gewachsenen Boden der Tatsache steht, ist stets auszukommen; selbst wenn man über Einzelheiten nicht ganz derselben Meinung sein sollte, bleibt die Diskussion immer leidenschaftslos und angenehm.

Unser schönes Haus im Haag war fertig und in vollem Gang, und so konnten wir Herrn von Marschall und die anderen deutschen Delegierten oft bei uns sehen. Ich erinnere mich noch genau, wie ich Herrn von Marschall gegen Ende der Konferenz fragte, wie er denn über das Ergebnis derselben denke. Er faßte sein Urteil dahin zusammen, daß das Ergebnis keineswegs unterschätzt werden dürfte, denn, sagte er, „die Konferenz hat eine Maschinerie geschaffen (das Haager Schiedsgericht), mit dessen Hilfe eine Großmacht, wenn sie es nicht zum Konflikt kommen lassen will, mit Anstand und ohne Prestige-Verlust sich aus jeder schwierigen Situation wieder herausziehen kann." Rascher Optimismus hat seitdem, und insbesondere seit dem Ende des Weltkrieges, oft geglaubt, die neue Maschine reichte viel weiter und sei viel wirksamer. Skeptiker aber befürchteten wohl mit Recht, daß man sehr viel weiter nicht wird gehen können, als die vorsichtige Formulierung des weisen Schwaben dies umriß.

Unter den Herren, die in der deutschen Delegation eine große Rolle spielten, war Geheimrat Dr. Kriege, eine so typische Figur des besten, was preußischer Beamtengeist hervorgebracht hat, wie sie mir nur je im Leben begegnet ist[285]. Ich hatte mit Kriege oberflächliche Fühlung genommen, als er einen meines Erachtens viel zu großen Einfluß auf die deutsche Formulierung vor der Algeciras-Konferenz genommen hatte. Holstein besaß wenig juristische Ader, und Bernhard Bülow's belletristisches Genie noch weniger. Kein Wunder, daß, wenn es an die Formulierung ging, die Rechtsabteilung nicht nur auf den Guß der Form, sondern auch auf den materiellen Inhalt maßgebenden Einfluß gewann. Die Abteilung III, wie damals die Rechtsabteilung hieß, ist die Schule für viele hervorragende Arbeiter geworden; der jetzige Reichsgerichts-Präsi-

[284] Marie-Luise (1862–1949), geb. Freiin von und zu Gemmingen; seit 1887 verheiratet mit Marschall von Bieberstein.

[285] Johannes Kriege (1859–1937) war seit 1900 als Geheimer Legationsrat in der Rechtsabteilung des Auswärtigen Amtes tätig und fungierte als Zweiter Bevollmächtigter Delegierter des Kaiserreichs auf der Haager Friedenskonferenz. Später diente er unter Kühlmann als Erster Bevollmächtigter Delegierter bei den Friedensverhandlungen von Brest-Litovsk.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

dent Dr. Simon[286] [sic] ist aus dieser Abteilung hervorgegangen. Kriege war auch darin ganz Beamter, daß er die eigenen Kräfte nie schonte und auch von seinen Untergebenen die rücksichtsloseste Hingabe verlangte, so daß unter den jüngeren Beamten der Wilhelmstraße der Refrain eines oft gesungenen Liedes lautete: „Daß er nicht unterliege, der Arbeitslast, der Arbeitslast beim Herrn Geheimrat Kriege."

Die Haager Konferenz hat, obwohl Marschall einen Standpunkt vertreten mußte, der vielfach schroff und militaristisch scheinen konnte, seine europäische Stellung entschieden gestärkt. Er hatte sich aus Constantinopel den vielbewährten Berichterstatter der Frankfurter Zeitung, Paul Weitz, nach Holland mitgenommen, und den weitreichenden persönlichen Beziehungen dieses Journalisten war sicher ein Teil des äußeren Erfolges mit zuzuschreiben.[287]

Im Herbst [1907] wurde in dem Haager Hause unser erstes Kind, eine Tochter, geboren[288]. Auch meine Frau hatte sich in Holland gut eingelebt, so daß ich an sich nur wünschen konnte, unser Aufenthalt möge sich verlängern.

6. London (Dezember 1908 – August 1914)

Die „Daily-Telegraph"-Affaire[289], die so unendlichen Staub aufgewirbelt hat, sollte auch unser friedliches Dasein in Holland beenden[290]. Eines abends – ich saß eben vor dem prasselnden Kamin – wurde mir eine Depesche gebracht, wonach ich zum Botschaftsrat in London ausersehen sei und den Auftrag erhielt, mich umgehend beim dortigen Botschafter zu melden. Die betrübliche Angelegenheit, welche beinahe Wilhelm II. zur Abdankung gezwungen hätte, und welche nicht ohne Schuld des Fürsten Bülow die Wogen der öffentlichen Meinung gegen den Kaiser außerordentlich hoch gehen ließ, machte klar, daß man im Auswärtigen Amt eine Kraft brauchte, die aus eigener Anschauung genau mit den englischen Verhältnissen vertraut sei. Für diese Rolle wurde der damalige Botschaftsrat in London, Wilhelm von Stumm[291], ausersehen. Ich sollte in London sein Nachfolger werden. Ich fuhr – über Hoek van Holland ist es ja nur eine kurze Nacht – wenige Tage nach Empfang dieser Weisung nach

[286] Walter Simons (1861–1937), Präsident des Reichsgerichts 1922–1929.

[287] Paul Weitz (1862–1939), Leiter des Büros der „Frankfurter Zeitung" in Konstantinopel 1896–1918.

[288] Anna Maria von Kühlmann (1907–1934), genannt Reili; sie wurde am 22. Oktober 1907 geboren.

[289] Die Zusammenfassung mehrerer Gespräche des britischen Obersten Edward Montagu-Stuart-Wortley mit Kaiser Wilhelm II. zu einem „Interview" erschien am 28. Oktober 1908 im „Daily Telegraph", sorgte für breite Kritik in beiden Ländern und wuchs sich zu einer veritablen Staatsaffäre im Kaiserreich aus.

[290] Zu diesem Kapitel vgl. auch Kühlmann, Erinnerungen, S. 287–422.

[291] Wilhelm von Stumm (1869–1935) stammte ebenfalls aus der Montan-Unternehmerfamilie und war ein Cousin von Kühlmanns Frau Marguerite, amtierte seit April 1906 als Botschaftsrat in London und machte sich Hoffnung, dort Botschafter zu werden. Kühlmann und Stumm trennten breite außenpolitische Differenzen, die sich auch in eine gegenseitige persönliche Abneigung auswuchsen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

London und meldete mich bei meinem neuen Chef, dem Botschafter Graf Wolff-Metternich[292].

Der Empfang bei ihm war so charakteristisch, daß ich mir nicht versagen kann, ihn auch mit den Details zu schildern. Der Botschafter saß oben in dem großen Zimmer über dem Speisesaal, das ihm als Arbeitszimmer und Aufenthalt in den Morgenstunden diente, an einem kleinen Schreibtisch. Er trug in der häuslichen Intimität eine der in England üblichen Hausjacken, die eng und knapp geschnitten, seine hagere, etwas nach vorn gebeugte Gestalt noch länger und dünner erscheinen ließ. Er muß in diesen Morgenstunden sich körperlich nie recht wohl befunden habe, denn ich fand ihn meist um diese Zeit schlecht gelaunt und wenig aufnahmefähig. Er reichte mir die Hand und sagte: „Das ist doch eine unerhörte Karriere; vor kurzem erst waren Sie bei mir Attaché, und nun sind Sie schon Botschaftsrat." Ich wies bescheiden darauf hin, daß ich während meiner kurzen Gastrolle im Jahre 1904 stellvertretender zweiter Botschafts-Sekretär war. Er sah mich lange nachdenklich an und erwiderte dann in der ihm eigentümlichen sehr betonten Form: „Sie waren Attaché". Dann stellte er sich ans Fenster, sah auf den Park hinaus und sagte eine Zeit lang nichts; da gerade Königin-Geburtstag[293] war, fing eine unter den Bäumen postierte Batterie an, Salut zu schießen. „Jetzt schießt es", sagte er nachdenklich. Ich erklärte, daß dies der Salut für die Königin sei. Wieder eine kurze Pause, dann wurde ich mit einem Händedruck und „Lassen Sie sich's gut ergehen" verabschiedet. Diese Zerstreutheit und Wortkargheit, die meines Erachtens mit irgendwelcher körperlichen Unlust zusammenhing, hat Metternich manchen Feind gemacht. In England, wo diese Eigenschaften häufiger sind als auf dem Kontinent, fiel es nicht so auf, später in Constantinopel, wo der Orientale an Wortschwall und äußere Freundlichkeit gewohnt ist, wurde diese Einsilbigkeit als Hochmut gedeutet und hat viel verdorben.

So bezog ich nun den winzigen Glaskäfig, in dem zu meiner [ersten Londoner] Zeit Bernstorff gearbeitet hatte. Im Sekretärszimmer waren seitdem allerlei Veränderungen vorgegangen. Leopold von Hoesch, der jetzige deutsche Botschafter in Paris[294], lang, schlank, immer gut gelaunt, tüchtig und tätig, war ein höchst erfreulicher Mitarbeiter. Mochte er noch so spät am Abend schöne englische Herzogstöchter im Tanz geschwenkt haben, war er morgens pünktlich zur Stelle, mit klarem Kopf und brennendem Eifer. Im diplomatischen

[292] Kühlmann reiste am 6. Dezember 1908 aus Den Haag ab und trat die neue Stelle am Folgetag in London an; vgl. Müller an AA, 6. Dezember 1908, und Metternich an Bülow, 7. Dezember 1908, beides PA Berlin, P 1/8245, Personalakte Kühlmann, Bd. 3.

[293] Der englischen Königin (Queen Consort): Alexandra (1844–1925), geb. Prinzessin von Dänemark; Gemahlin Edwards VII. (1841–1910); sie hatte am 1. Dezember Geburtstag.

[294] Hoesch arbeitete erst ab März 1912 bis Juli 1914 als 3. Sekretär an der Londoner Botschaft; er gehörte allerdings später auch zu den von Kühlmann angeführten Delegationen bei den Friedensverhandlungen von Brest-Litovsk und Bukarest. Die Zusammenarbeit zwischen den beiden Diplomaten war eng, was gegebenenfalls seine prominente Erwähnung gleich zu Beginn von Kühlmanns Schilderung seiner Londoner Zeit ab 1908 erklärt. Hoesch war seit dem 17. Februar 1924 Botschafter in Paris und wechselte zum 2. November 1932 als Botschafter nach London.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Corps sind die Herren immer selten gewesen, die mondäne Qualitäten mit wirklichem Wissen und harter Arbeitsfähigkeit vereinten. Meist handelte es sich entweder um ausgesprochene Salonlöwen, die beim Notenschreiben zu wünschen übrig ließen, oder um Arbeitsbienen, die bedauerlichen Mangel an Eleganz und Gewandtheit zeigten.

Neben Hoesch arbeitete Carl von Schubert, mir durch seine Mutter, eine geborene von Stumm, halb verwandt, gleichfalls ein weit über den Durchschnitt begabter Diplomat, der seitdem das Staatssekretariat des Auswärtigen Amtes und die Botschaft in Rom mit Erfolg verwaltet hat[295]. Herr von Bethmann[296] gehörte ebenfalls noch einige Zeit der Botschaft an. Er ist später aus der Diplomatie ausgetreten und hat sich gelegentlich auch mit Kunsthandel beschäftigt.

Zwischen meinem Glaskäfig und dem Sekretärzimmer lag die Militär-Kanzlei. Major Ostertag ist die ganze Zeit meiner Tätigkeit in London über Militär-Attaché[297] gewesen. Selbst einer schwäbischen Familie entstammend, hatte er von einer italienischen Mutter auch einen internationalen Zug ererbt, der ihn gegen die professionelle Abgeschlossenheit reinen Soldatentums schützte. Er hatte auch politisch einen freien und vorurteilslosen Blick und war ein außerordentlich angenehmer und zuverlässiger Mitarbeiter. Die Marine war durch Kapitän Wiedemann[298] [sic] vertreten. Tirpitz[299] schickte nach London immer seine besten Köpfe, und so war denn auch dieser ein viel erfahrener Odysseus, mit dem sein Herr und Meister unzufrieden zu sein sicher keine Ursache hatte. Es war höchst bedauerlich, daß man nach der Lage der Dinge zu dem Vertreter der Marine, mit dem man doch schon rein durch die lokale Anordnung der Botschaftsräume täglich und stündlich in Berührung war, kein volles Zutrauen fassen konnte. Das lag aber, wie wir später sehen werden, am System Tirpitz.

Das politische und wirtschaftliche Leben einer Großmacht wie England, welche noch heute[300] ungefähr ein Sechstel der bewohnten Erdoberfläche beherrscht, mehr als eine einzelne Macht jemals in Laufe der Geschichte beherrscht hat, ist zunächst von verwirrender Vielgestaltigkeit. Ein Blick auf die Londoner „Times“, auch heute noch der zuverlässigste Spiegel für das Leben dieses gewaltigen Staatskörpers, belehrt uns über die Weite und die Vielver-

---

295 Schubert kam ebenfalls erst in Herbst 1912 als Zweiter Sekretär an die Botschaft in London. Seine Mutter, Ida von Stumm (1861–1916), war die älteste Tochter des Großindustriellen Carl Ferdinand von Stumm, dessen Bruder Hugo der Vater von Kühlmanns Frau Marguerite war.

296 Dietrich von Bethmann Hollweg (1877–1933), Dritter Sekretär an der Botschaft in London 1906–1909; später Botschaftsrat an der Gesandtschaft in Bern 1916–1918.

297 Roland Ostertag (1869–1916), Hauptmann (1913 Major); Militärattaché in London 1909–1913; Verfechter eines „harten Kurses“ gegenüber England.

298 Widenmann, vgl. oben S. 120, Anm. 49.

299 Alfred von Tirpitz (1849–1930), Großadmiral; Staatssekretär des Reichsmarineamtes 1897–1916.

300 Anfang der 1930er Jahre.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

zweigtheit dieser Beziehungen. Die „Times“ wirklich von einem Ende zum anderen zu lesen, würde den Vormittag füllen.

Es dauert ziemlich lange, bis man sich einerseits eine gewisse Personalkenntnis erworben hat, andererseits lernt, das Wichtige vom Unwichtigen zu scheiden, herauszufinden, wer maßgebend ist, und wer es nur zu sein wünscht. Mein Vater[301], der ein kluger und welterfahrener Mann war, sagte mir, bevor ich den Londoner Posten antrat: „Glaube mir, auch in diesem ungeheuren und unübersichtlichen Getriebe ist es höchstens ein halbes Dutzend Menschen, deren Willen die Dinge tatsächlich gestaltet. Es wird Dir wahrscheinlich Jahre nehmen, bevor Du auch nur herausgefunden hast, wer diese Menschen sind. Hast Du es herausgefunden und verstehst Du es, Dich mit diesen Menschen zu stellen, so ist es möglich, wirklichen Einfluß zu gewinnen.“ Meine Londoner Erfahrungen haben gezeigt, daß er vollkommen im Recht war.

An sich bestand kein in der Geographie oder Geschichte naturnotwendig gegebener Grund für einen politischen Gegensatz zwischen Deutschland und England. England verfolgt unter allen Regierungen bewußt, manchmal nur unterbewußt, eine vollkommen gleichbleibende Politik. Von der Natur geographisch auf die Linie gesetzt, welche, durch die Niederlande, Holland und Belgien laufend, Ost- und West-Europa trennt, mußte die relativ kleine Insel immer darauf bedacht sein, das Gleichgewicht der Vormächte oder der führenden Gruppe auf dem Kontinent soweit herzustellen oder zu erhalten, daß England, das Zünglein an der Wa[a]ge bildend, des entscheidenden Einflusses auch auf die kontinentalen Nationen sicher war, denn der Silberstreifen des Kanals war zwar ein ganz anständiger Festungsgraben, aber bei dem Fortschreiten aller technischen Mittel auch kaum mehr. Wenn man auch jenseits des Kanals oft gern mit dem Gedanken einer „splendid isolation“ spielt, so ist das eben genau wie der Gedanke einer Autarkie für Deutschland, – ein Ziel, von dem man träumen kann, dem aber harte Bedingungen jede Realität versagt haben. England hat im Laufe seiner Geschichte sich immer gegen die übermächtige führende Macht auf dem Kontinent gewendet und hat sie mit Hilfe der Koalition, die sich fast automatisch um bedrückende Übermacht bildet, niedergerungen. Der Kampf Englands gegen das französische Königtum, der sich unter der Revolution und unter Napoleon I. fortsetzte, hat bei Trafalgar, bei Leipzig und Waterloo seinen endgültigen Abschluß gefunden. Niemals ist im Laufe des 19. Jahrhunderts Frankreich wieder so mächtig geworden, daß England sich nachhaltig bedroht fühlte und neue Koalitionsringe um das im Wiener Frieden gebändigte Land zu legen sich genötigt gesehen hätte.

Es ist heute wohl überall vollkommen vergessen, daß zur Zeit Napoleons III.[302], da Frankreich einen erheblichen Aufschwung nahm und die Einführung des mit Dampf angetriebenen gepanzerten Fahrzeuges alle bisherigen Kampfmittel zur See mit einem Schlage zum veralteten Gerümpel machte,

[301] Vgl. oben S. 147, Anm. 154.

[302] Napoleon III. (1808–1873), Kaiser der Franzosen 1852–1870.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

französische Versuche, die Panzerflotte rasch auszubauen, zeitweilig in England das Gefühl hervorriefen, die englische Seeherrschaft sei bedroht, und zu Flotten-Paniken führte, die mit den späteren Flotten-Paniken wegen des deutschen Schlachtschiffbaues eine merkwürdige Ähnlichkeit aufwiesen.

Mit Rußland bestanden auf dem weiten asiatischen Festlande ernste Reibereien. Persien war ein Feld nie endender Rivalität, der Schatten der Kosaken-Lanzen fiel immer drohender auf die indische Nordgrenze. Da Frankreich in Afrika rastlos vordringend ab und zu auch einmal englische Pfade kreuzte, kam es zu harten Zusammenstößen, die, wie im Falle von Faschoda[303], bei unvorsichtiger Behandlung zum Kriege hätten führen können. Es war daher natürlich und entsprach bewährten Grundsätzen der englischen Politik, daß Lord Salisbury[304] die Begründung des Dreibundes in einer Rede als hochwillkommene Nachricht dem englischen Volke verkünden konnte. Heute, nach aufgeschlossenen Archiven, ist es kein Geheimnis mehr, daß Bismarck den Anschluß Italiens an den Dreibund nach Fühlungnahme mit London vornahm. Italien, mit seinen weitgestreckten ungeschützten Küsten, wird immer von der stärksten Seemacht im Mittelmeer abhängig sein und nichts wäre kindischer, als zu glauben, Italien könne mit Erfolg in einen Krieg eintreten, bei dem England auf Seiten der Gegner zu finden wäre.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das von deutscher Seite, außerdem mit nicht allzuviel Takt zu laut in die Welt hinausposaunte Aufblühen von Handel und Industrie im neuen Deutschen Reiche vielen Engländern auf die Nerven fiel, die, bequemen Lebens sich erfreuend, in den Geleisen gewohnter Routine behaglich einherschlenderten. Es wäre aber ein großer Irrtum zu glauben, daß diese Rivalität auf ökonomischem Gebiet hingereicht hätte, um England ins Lager der Gegner zu bringen. Ich war damals der Überzeugung – und nichts, was ich nach dem Kriege in England gesehen, gehört oder gelesen hätte, hat mich in dieser Überzeugung im geringsten wankend gemacht –, daß unter den Faktoren, die England in das Lager unserer Gegner führten, der rasche und, von drüben aus gesehen, bedrohliche Ausbau der Flotte der entscheidende Faktor war.

---

[303] Faschoda am Oberlauf des Nils war seit dem 10. Juli 1898 durch eine französische Expedition, die in Westafrika aufgebrochen war, besetzt. Diese Expedition ins Nilgebiet führte zu politischen Verwicklungen mit England, das aus Ägypten nilaufwärts vorstieß und am 21. September Faschoda ebenfalls erreichte. In Verhandlungen gab Frankreich seine Ansprüche auf Faschoda auf.

[304] Robert Arthur Talbot Gascoigne Lord Cecil, 3rd Marquess of Salisbury (1830–1903), Premierminister und Staatssekretär des Auswärtigen 1885–1892 (mit kurzer Unterbrechung). – Zum folgenden: Der Dreibund zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn und Italien wurde 1883 geschlossen und 1887 erneuert (danach noch mehrere Male). – Salisbury hatte in seiner Rede beim Lord Mayor's banquet am 9. November 1887 den Abschluß des Dreibunds wohlwollend erwähnt. Vgl. Schulthess' Europ. Geschichtskalender 38 (1887) S. 307. – Zum folgenden (Bismarcks Fühlungnahme mit London) vgl. Otto von Bismarck, Gesammelte Werke (NFA), Bd. 7, 1886–1887, bearb. v. Ulf Morgenstern. Paderborn 2018, S. 606–609.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Deutsche See-Rüstung [sic] war bis zur Epoche Kaiser Wilhelms II. relativ unbedeutend gewesen und entsprach nicht dem rasch anwachsenden Volumen des deutschen Handels und der deutschen Schiffahrt. Der Kaiser faßte, wohl beeinflußt von der Marine, die ihn ausgezeichnet zu nehmen verstand, die Idee, was sein Großvater[305] für die deutsche Wehr zu Lande gewesen sei, das sei er von der Vorsehung bestimmt, für die deutsche Macht zur See zu werden. Tirpitz hatte schon sehr früh den Gedanken gehabt, die Engländer zu überbauen. Ich erinnere mich, noch als Student in Berlin[306] zu einer Abendgesellschaft bei dem damals einflußreichen freisinnigen Abgeordneten Dr. Hammacher[307] eingeladen [gewesen] zu sein; Tirpitz, der von Anfang an in der Behandlung der deutschen Parlamentarier bedeutende Geschicklichkeit bekundete, hielt bei diesem Empfang einen Vortrag für die gegenwärtigen Herren, in der [sic] er unter Anführung großen Zahlenmaterials nachwies, daß, wenn gewisse Flottenforderungen bewilligt würden, wir an die damalige englische Flotte schon sehr nahe herankämen. Mir fiel damals diese Argumentation sehr auf, und sie ist mir deshalb so klar im Gedächtnis geblieben.

Schon die geographische Lage Deutschlands bringt es mit sich, daß die deutsche Flotte, im wesentlichen auf Wilhelmshaven basiert, nur wenige Stunden von der englischen Küste entfernt, drüben als ständige Drohung empfunden werden mußte. Der Grundgedanke der Tirpitz'schen Argumentation war die sogenannte Risiko-Theorie, die Fürst Bülow, der als Staatssekretär und Kanzler berufen war, den Flottengedanken nach der politischen Seite hin zu vertreten, mit folgenden Worten schildert: [*Lücke*][308]

Die rastlose Propaganda des Reichs-Marineamtes hat diese Idee von der Richtigkeit des Risiko-Gedankens fest in die damaligen deutschen Köpfe eingehämmert. Man stellte sich dies so vor, daß eine gewisse gefährliche Periode zu durchschreiten sei, nämlich bis zur Fertigstellung der deutschen Flotte in einer Größe, die ausreichend wäre, um den Engländer von einem Angriff abzuschrecken. Diese Vorstellung tritt bei Bülow überall deutlich hervor, sie findet sich auch sonst sehr häufig in zeitgenössischen Auslassungen. Die Vorstellung war falsch, und sie hat den kapitalen Fehler, rein militärisch-technisch gedacht zu sein und nicht politisch. Die rasch ansteigende deutsche Rüstung mußte notwendig in der Nordsee konzentriert sein (seit der Erweiterung des

[305] Kaiser Wilhelm I.

[306] Kühlmann begann sein Jura-Studium im Herbst 1892 in Leipzig, wechselte jedoch nach zwei Semestern im Sommer 1893 an die Universität in Berlin, bevor er für sein letztes Studienjahr 1895 nach München ging; vgl. Kühlmann, Erinnerungen, S. 65–76.

[307] Friedrich Hammacher (1824–1904) war – mit einer kleinen Unterbrechung – von Beginn an bis 1898 Mitglied des Reichstags (und vorher schon des Norddeutschen Reichstags) sowie 1863–1889 auch des Preußischen Abgeordnetenhauses. Allerdings trat er schon 1867, lange bevor diese 1884 zur Deutschen Freisinnigen Partei fusionierte, aus der Fortschrittspartei aus und zur Nationalliberalen Partei über; zuletzt war er Vorsitzender des Zentralvorstands.

[308] Kühlmann füllte die Lücke, die er hier offenkundig für ein geeignetes Zitat Bülows ließ, nicht mehr, sondern strich nur die letzten vier Worte, ohne den verbliebenen ersten Satzteil entsprechend umzuformulieren.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Kieler Kanals[309] konnten ja auch aus der Ostsee etwa dort befindliche Streitkräfte jederzeit herangezogen werden).

Geschichte der Entwicklung des Deutschen Flottenbaues[310].

Es gehörte schon ein großer Optimismus dazu, um zu glauben, daß diese formidable Macht, gegenüber der englischen Küste in der deutschen Nordsee aufgestellt, von England nicht als unerträgliche Drohung empfunden werden würde, denn begreiflicher Weise ist es ein Unsinn, von einem Schlachtschiff zu behaupten, es diene defensiven oder offensiven Zwecken; gerade wenn die Flotte so stark war, daß auch für die stärkste Seemacht ein Angriff auf diese lebensgefährliches Risiko in sich schloß, bedeutete dies doch auf der anderen Seite vollkommen klar, daß umgekehrt diese Flotte selbst mit Glück und guter Führung Aussichten hatte, die gegnerische Flotte ihrerseits zu schlagen.

Das deutsch-englische Verhältnis hat lange unter ungünstigen Sternen gestanden. Zwischen Eduard VII.[311] und seinem Neffen Wilhelm II. bestanden starke persönliche Differenzen, über welche die Memoiren-Literatur der Zeit neuen und ausführlichen Aufschluß gibt. Die Quelle dieser Differenzen lag nicht nur in persönlicher Verschiedenheit von Temperament, Entwicklung, Weltanschauung zwischen Onkel und Neffe, sondern hatte wohl ihren Grund noch tiefer in der manchmal an Haß grenzenden Abneigung der Kaiserin Friedrich, Eduards VII. sehr geliebten Schwester[312], gegen ihren ältesten Sohn. Selten wird wohl eine Mutter in so hoher Stellung ihrem Sohn ein so verderbliches Danaergeschenk hinterlassen, als es die Kaiserin Friedrich durch die posthume Veröffentlichung ihrer Briefe getan hat[313]. Auch die unpsychologische Behandlung des zu seinen Lebzeiten in der Auslandspolitik fast allmächtigen Marquis of Salisbury durch Wilhelm II. belastete das deutsch-englische Verhältnis schwer. Endlich waren die beiden Nationen auch rein stimmungsgemäß in einen fast leidenschaftlichen Gegensatz zu einander geraten.

Die Krüger-Depesche[314] war sicher einer der größten Fehler, den die deutsche Auslandspolitik jemals begangen hat, ein Fehler, der zum größten Teil auf

---

309 Der Nord-Ostsee-Kanal zwischen Kieler Förde und Elbmündung, bis 1948 Kaiser-Wilhelm-Kanal genannt, wurde 1895 eröffnet und 1907–1914 ausgebaut, so daß ihn auch die neueren Großkampfschiffe durchfahren konnten.

310 Hieran schließt sich ebenfalls eine größere Lücke an, die Kühlmann aber nicht mehr mit Text füllte.

311 Eduard VII. (1841–1910) regierte ab 1901 bis zu seinem Tod das Vereinigte Königreich von Großbritannien und Irland.

312 Victoria (1840–1901), Prinzessin von Großbritannien und Irland; Kronprinzessin von Preußen 1858–1888; ab 1888 Kaiserin Friedrich.

313 Frederick Ponsonby (Hrsg.): Briefe der Kaiserin Friedrich. Berlin 1929. Für Kühlmanns Beitrag zur Veröffentlichung dieser deutschen Übersetzung des englischen Originals, siehe oben in der Einleitung, S. 40 u. Anm. 79.

314 Am 3. Januar 1896 sandte Wilhelm II. ein Glückwunschtelegramm an den Präsidenten der Südafrikanischen Republik, Paulus Krüger, anläßlich des Sieges gegen britisch unterstützte Freischärler. Tatsächlich war der Kaiser aktiv an der Entstehung des Telegramms beteiligt und hatte sogar noch die weitergehende Idee, ein Kriegsschiff nach Südafrika zu entsenden, vgl. John C. G. Röhl: Wilhelm II. Bd 2. Der Aufbau der Persönlichen Monarchie 1888–1900, München 2001, S. 871 ff.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

falscher psychologischer Einschätzung der Wirkung beruhte. Über die Entstehung und Geschichte dieses Telegrammes ist durch neuere Veröffentlichungen viel Licht verbreitet worden, ohne daß man sagen könnte, alle Einzelheiten seien restlos geklärt. Soviel jedenfalls dürfte feststehen, daß dieser Wechselbalg in amtlichen Kreisen erfunden und ausgebrütet wurde und daß der Kaiser keineswegs die Anregung gegeben oder auch nur gern und eifrig in dieser Richtung sich engagiert hat. In England ist die Krüger-Depesche der Ausgangspunkt einer sentimentalen Umstellung Deutschland gegenüber geworden. In Deutschland hat der Burenkrieg die Welle sentimentaler Begeisterung für die beiden südafrikanischen Republiken unbegreiflich hoch gehen lassen. Dem kühl abwägenden politischen Verstand konnte keinen Augenblick Zweifel darüber bestehen, daß trotz gelegentlicher Rückschläge und Niederlagen das englische Weltreich mit seinen fast unerschöpflichen Hilfsquellen der Handvoll Buren Herr werden würde, mochten Gelände-Kenntnis, Findigkeit, Beweglichkeit und Unerschrockenheit noch so sehr auf seiten der Gegner sein. Realpolitisch hatte Deutschland so gut wie kein Interesse daran, wer in Südafrika die Vorherrschaft ausüben sollte. Der ganze Burenrummel war eine rein sentimentale Angelegenheit; die hierbei eingeschlagenen Scheiben hat das deutsche Volk teuer genug bezahlen müssen.

Die Flotten-Agitation wird von dem Vorwurf nicht freigesprochen werden können, daß sie die scharfe anti-englische Richtung der deutschen Öffentlichkeit keineswegs ungern sah, konnte sie doch an dem entfachten Feuer mühelos ihre Suppe kochen. Das Mindeste, was man sagen kann, ist, daß von dieser Seite aus nichts geschah, um dem Toben der populären Leidenschaft entgegenzutreten. Wie dies manchmal geht, geriet die Öffentlichkeit in England ihrerseits erst langsam in Bewegung, und die scharfe anti-deutsch eingestellte öffentliche Meinung verharrte noch in einer unversöhnlichen Haltung, auch nachdem die Welle in Deutschland sich gelegt hatte und Einsichtige schon wieder versuchten, beruhigend und versöhnend zu wirken und dem Gefühl diesseits und jenseits des Kanals entgegenzutreten, das den Realinteressen der beiden Großmächte[315] durchaus nicht entsprach. Alles was in England antideutsch war, kristallisierte sich natürlich um den deutschen Flottenbau; dieser wurde zur Agitation und Beunruhigung benutzt, und die Engländer sind sicher nicht von dem Vorwurf freizusprechen, daß, insbesondere die Flottenpanik von [1908/09[316]] mehr oder weniger bewußt insceniert wurde, um die manchmal zweifelhafte Bewilligungs-Freudigkeit der liberalen Unterhaus-Ma-

[315] „so ganz“ gestrichen.

[316] Kühlmann ließ hier eine Lücke für eine Jahreszahl. Der „naval scare“ begann 1908: Im März 1908 verabschiedete der Reichstag auf Drängen von Tirpitz eine Flottennovelle, die den Bau der neuen Großkampfschiffe der „Dreadnought-Klasse“ auf vier statt drei pro Jahr beschleunigte. Daraufhin schlug die britische Regierung im Dezember 1908 vor, mindestens sechs neue Dreadnoughts pro Jahr zu bauen. Es entwickelte sich eine breite Diskussion in der britischen Öffentlichkeit und Politik, ob dieser Ausbau ausreiche, die in einem Mißtrauensvotum im Parlament und schließlich in einer Parlamentsauflösung sowie Neuwahlen im Januar 1910 mündete.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

jorität entsprechend aufzupeitschen. – So ungefähr standen die Dinge, als ich die politische Arbeit in London übernahm.

Die Versuche, der Flotten-Rivalität und dem Wettbau – denn darauf kam es schließlich hinaus – durch ein Agreement ein Ende zu machen, in welchem die gegenseitige Flottenstärke nach einem Schlüssel berechnet werden sollte, sind so alt wie die Flotten-Rivalität selbst. Für wirklich aussichtsreich habe ich sie nie gehalten, denn die gegenseitigen Flottenleitungen trauten sich ohne weiteres zu, daß solche Abmachungen auf vielfache Weise umgangen würden. England hielt offiziell am Zwei-Mächte-Maßstab fest, d. h., es wollte immer so viel Neubauten auf Stapel legen, daß es an großen Schiffen (Schlachtschiffen und Linienschiffskreuzern) den beiden nächst starken Mächten ebenbürtig blieb. Mitunter wurde sogar als Richtschnur aufgestellt, England müsste 10 % mehr als die beiden nächst starken Marinen bauen, doch ist hieran nicht gleichmäßig festgehalten worden. Ein Standard von 3:2 für England : Deutschland ist oft diskutiert worden, ohne daß jemals Übereinstimmung erzielt wurde. Churchill[317] propagierte einmal ein Feierjahr, in dem von keiner Seite neue Großkampfschiffe auf Stapel gelegt werden sollten. All diese Ideen führten zu nichts. Da aber England sein eigenes Bauprogramm eingestandenermaßen vom Bauprogramm in anderen Ländern, insbesondere Deutschland, abhängig machte, wurde natürlich der Druck der steigenden deutschen Seerüstung auch für England äußerst unbequem empfunden.

England hat nun in diesem Stadium der Rivalität einen Schritt ergriffen, der zweifellos, wie die Auswirkungen gezeigt haben, ein Fehler war. In der ganzen Periode bis zum Ausbruch des Krieges bewegte sich die Tonnage der Großkampfschiffe in rasch ansteigender Kurve. Da man die Artillerie-Bewaffnung sowohl im Kaliber wie in der Anzahl schwerer Geschütze beständig steigerte, die Schnelligkeit ebenso, und an Panzerschutz doch nichts Wesentliches verlieren wollte, war es nur natürlich, daß die Schiffskörper sprunghaft größer gemacht werden mußten. Ein neuer Abschnitt im Schlachtschiffbau wurde von England durch die Stapellegung der „Dreadnought“[318] eingeleitet. Sie übertraf alle vor ihr gebauten Schiffe derartig an Kampfkraft, daß automatisch alle früheren Kampfschiffe so gut wie veraltet waren. Auf diese Weise beraubte sich England selbst der großen Überlegenheit in den Kampfmitteln vor der Dreadnought-Ära. Es entstand der Zustand, als trete England erst mit der Dreadnought in den Bau moderner Kampfschiffe ein. Dies gab von selbst und innerhalb einer kurzen Zeitspanne Deutschland die Möglichkeit, in das Wettrennen mit England auf der Dreadnought-Basis mit erheblich verbesserten Chancen einzutreten. Mit der Wasserverdrängung steigerten sich natürlich die Kosten der Schiffe ebenso sprunghaft. Ein Schlachtschiff der King Edward Klasse kostete noch Rm. [Reichsmark] [*Lücke*], die „Dreadnought“ selbst Rm.

[317] Winston Churchill (1874–1965) war 1905–1908 Unterstaatssekretär für die Kolonien, 1908–1910 Handels-, 1910–1911 Innen- und 1911–1915 Marineminister (Erster Lord der Admiralität).

[318] Bauzeit der HMS Dreadnought: Oktober 1905 bis Dezember 1906.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

[*Lücke*][319] die unmittelbar vor dem Kriege in den Dienst gestellten Schlachtschiffe Rm. [*Lücke*]. Daß das deutsche Flottenprogramm, wie es gesetzmäßig verankert war, nur die Zahl der Schiffe nach Klassen anführte, ohne Tonnage oder Kosten irgendwie festzulegen, ergab, daß das Flottengesetz ein Vielfaches von dem an Lasten brachte, sowohl für Deutschland selbst als in noch höherem Grade für England, als ursprünglich berechnet war, zumal die Briten grundsätzlich ungefähr doppelt so viel zu bauen sich gezwungen glaubten als der mögliche Gegner.

So sehr hat die Dreadnought durch ihr bloßes Erscheinen alles bisher schwimmende Kampfmaterial zum alten Gerümpel gemacht, daß für einige Zeit von dem Besitz ganz weniger Großkampfschiffe die Überlegenheit zur See und damit die Weltherrschaft abhing. Es war ein analoger Vorgang wie der, welcher sich um die Zeit des amerikanischen Sezessionskrieges zutrug. Die vorhandene Segelflotte war damals durch die Erbauung des panzergeschützten Dampfschiffes vollkommen überholt. Die Frage der See-Überlegenheit zwischen Nord- und Südstaaten hing vom Kampf zweier damals moderner Schiffe ab, der [Virginia] und des Monitors[320]. Der Sieg der letzteren entschied die maritime Überlegenheit des Nordens. Als Frankreich mit dem Bau gepanzerter Dampfschiffe energisch vorging, entstand in England eine Flottenpanik, da man sich überflügelt glaubte. Ähnliche Wirkungen hat das entschlossene Eintreten Deutschlands in den Bau von Dreadnoughts in England ausgelöst; wie weit solche Wirkungen maßgebenden britischen Marinekreisen willkommen waren, oder zum mindesten nichts geschah, um ihnen entgegenzutreten, mag dahingestellt bleiben.

Fürst Bülow ist seinerzeit mit Begeisterung, soweit er einer solchen fähig war, an den Flottenbau herangegangen. Je weiter aber die Angelegenheit fortschritt, desto weniger konnte er sich verhehlen, daß der Flottenbau in dem von Tirpitz betriebenen Tempo für das deutsch-englische politische Verhältnis eine nicht tragbare[321] Belastung darstellte. Er hat deswegen gegen das Ende seiner staatsmännischen Laufbahn zu immer stärker, wenn auch vergeblich, versucht, die Flotten-Rivalität in ruhigere Bahnen zu leiten; in dem Maße, als er sich nach dieser Richtung hin engagierte, verschlechterte sich auch sein persönliches Verhältnis zum Groß-Admiral von Tirpitz.

Kanzler von Bethmann-Hollweg[322] [sic] hat die Wichtigkeit des politischen Verhältnisses zu England früh eingesehen und ebenso die Notwendigkeit, der Flotten-Rivalität irgendwie ein Ende zu machen. Die Geschichte seiner Kanzlerschaft ist die eines ununterbrochenen Kampfes mit Tirpitz. Tirpitz hat in jedem Konflikt beim Kaiser die Oberhand behalten, weil er geschickter war,

[319] £ 1.785.683.

[320] USS „Monitor“, Panzerschiff der Nordstaaten während des Amerikanischen Bürgerkriegs, das das Panzerschiff „Virginia“ der Südstaaten bei einer Schlacht am 9. März 1862 neutralisierte und einen eigenen Schiffstyp begründete. Kühlmann bezeichnet in seinem Manuskript die Virginia mit einem falschen Namen.

[321] Ursprünglich: „nicht unerhebliche“.

[322] Theobald von Bethmann Hollweg (1856–1921), Reichskanzler 1909–1917.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

den Kaiser besser zu nehmen wußte, und weil nun einmal die Flotte der Punkt war, bei welchem bei Wilhelm II. die politischen Erwägungen in den Hintergrund traten[323].

Ausgehend von dem Leitgedanken, Deutschland soweit wie möglich zu einem seefahrenden Volk zu machen, das die See lieben und kennen sollte, wandte der Kaiser unablässig sein Interesse auch dem Segelsporte zu. An sich bietet die ohnehin beschränkte Entwicklung der deutschen Küste keine übermäßig günstige Voraussetzung. Die Nordsee selbst ist so hafenarm und unwirtlich, daß sich der Segelsport dort wenig entwickelt hat. Günstiger liegen die Verhältnisse an der Ostsee. Hier wurde der neugeschaffene Kriegshafen Kiel zum Mittelpunkt auserwählt. Der kaiserliche Yachtklub, aus bescheidenen Anfängen hervorgegangen, entwickelte sich unter der Ägide seines Schirmherrn rasch, und die Kieler Woche wurde ein glänzendes soziales Ereignis. Der Ehrgeiz des Kaisers ging dahin, eine große rennfähige Schooneryacht zu besitzen. Dieses Riesenspielzeug kostete große Summen, sowohl zu bauen als zu unterhalten. So waren in Deutschland nur zwei, die sich diesen Luxus leisten konnten, der Kaiser mit dem „Meteor“ und Krupp von Bohlen[324] mit der „Germania“. In den kleineren Klassen ließ es sich der rasch ansteigende Reichtum Deutschlands angelegen sein, durch Bauen neuer und immer schnellerer Fahrzeuge sich dem kaiserlichen Wohlwollen zu empfehlen. Ballin, des Kaisers rechte Hand in allem, wo es sich um Schiffahrt und Handel drehte, sandte immer ein oder zwei seiner schönsten Passagierdampfer, die, während der Kieler Woche dort liegend, den von allen Seiten herbeiströmenden in- und ausländischen Gästen als Wohnung dienten.

Für uns auswärtige Diplomaten war die Kieler Woche eine bequeme, willkommene Institution. Meist fiel sie in die diplomatische Ferienzeit. Man konnte rascher und bequemer, als dies in Berlin möglich gewesen wäre, seine Meldung beim kaiserlichen Herrn erledigen und zugleich fast alles auf einem Fleck vereinigt sehen, was politisch oder gesellschaftlich gesehen zu haben wünschenswert schien. Der Kaiser, gütig[325] wie immer, pflegte dann gewöhnlich zum Diner auf die „Hohenzollern“ zu befehlen. Das kurze und für damalige Verhältnisse schon sehr einfache Menu wurde rasch serviert, dann schlossen sich lange, meist anregende Konversationen auf dem Deck an. Manchmal ging ich mit dem Kaiser endlos auf und ab; die Unterhaltungen mit ihm waren immer interessant. Es ging mir aber so wie vielen anderen, er war von dem, was ihn jeweils beschäftigte, ganz erfüllt und sprach meist seinen eigenen Gedankengängen folgend; nichts war schwieriger, als einen Augenblick zu erhaschen, in welchem man das Gespräch auf das Thema umbiegen konnte, über

[323] Die folgenden sechs Absätze sind einer dreiseitigen maschinenschriftlichen Einschaltung entnommen, betitelt: „Der Kaiser und das Rennsegeln“.

[324] Gustav Krupp von Bohlen und Halbach (1870–1950), ursprünglich Diplomat und ab 1899 einer der Vorgänger Kühlmanns als Legationssekretär in Washington; seit 1906 verheiratet mit Bertha Krupp, der Alleinerbin des Konzerns, und Aufsichtsratsvorsitzender der Friedrich Krupp AG.

[325] Ursprünglich: „gut gelaunt“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

welches man vorzutragen gesonnen oder beauftragt war. Nachdem man vom Kaiser gnädig entlassen war, unterhielt man sich mit den Herren in der Umgebung. Der ganze kaiserliche Hof hatte eine bewunderungswürdige Übung im Stehen. Ich war körperlich immer gut trainiert, aber das oft viele Stunden andauernde Stehen in der kaiserlichen Umgebung hat mich doch meist stark ermüdet.

Bei der Kieler Woche fremde Yachts zu Gast zu haben, war einer der Punkte, auf die der Kaiser seinen Ehrgeiz konzentrierte. Amerikaner pflegten ziemlich zahlreich zu kommen, sogar Franzosen fehlten nie; die recht[326] freimütigen Äußerungen, die der Kaiser bei solchen Gelegenheiten fremden Gästen gegenüber, alle politischen und wirtschaftlichen Themen berührend, machte, bildeten häufig die Verzweiflung seiner für die auswärtige Politik verantwortlichen Umgebung.

Die Kieler Woche war, wie so Vieles, was bei uns auf maritimem Gebiet gemacht wurde, doch als Nachbildung englischer Vorbilder gedacht. Die klassische Segelrenn-Woche in Cowes blickt auf eine lange Geschichte zurück. Alter Tradition zufolge beendet sie die Londoner Saison und leitet zum Jagdaufenthalt in Nordengland und Schottland über. Der Kaiser sandte regelmäßig seinen „Meteor", ebenso Krupp die „Germania". Zwar fanden sie in England als Gegnerin ihrer eigenen Klasse nur die „Britannia" des Königs von England, ein viel älteres Boot. Gelegentlich aber sandte Amerika eins seiner schnellen Schooner, dann wurde die Sache interessanter; der Ausgang bewies aber immer nur auf's Neue, daß Amerika im Bau schneller Segelrennschiffe dem alten Kontinent durchaus überlegen ist.

Für uns von der Botschaft war die Cowes-Woche immer besonders festlich und angenehm. Der Kaiser hatte uns[327] liebenswürdigerweise ein für alle Mal als seine Gäste an Bord eingeladen. Wenn immer der Stand der Arbeit es einigermaßen gestattete, rollten wir in dem Expresszug nach Cowes. Kapitän Bégas[328], der den „Meteor" führte, war ein liebenswürdiger Hauswirt, der nur eines übel nahm, wenn man den ausgezeichneten Flaschen des kaiserlichen Kellers nicht ebenso freimütig zusprach wie er selbst. Ein kaltes Bad in der Morgendämmerung in den kühlen Fluten des Solent ließ die manchmal länglichen Abendsitzungen rasch vergessen. Da der Kaiser während meines englischen Aufenthalts niemals persönlich an der Cowes-Woche teilnehmen konnte, wünschte er, es sollten durch uns führende Mitglieder der Londoner Gesellschaft als seine Gäste zu den Wettfahrten eingeladen werden. So waren bei jeder der Regatten prominente Engländer und eine Schaar hübscher und eleganter Frauen an Bord. In langen Reihen saß man im hellen Sonnenschein auf dem blankgescheuerten Deck, während unter einem Gebirge weißer Segel die Schiffe in dem blauen Wasser ihren Weg entlang pflügten. Diese Cowes-Tage waren mit die hübschesten des ganzen Sommers. Nachher kam das graue,

[326] Ursprünglich: „die sehr".

[327] „sehr" gestrichen.

[328] Alfred Begas (1866–1938), Korvettenkapitän 1905–1907; a. D. 1917 als Vizeadmiral.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

staubige, verlassene und nach Benzin stinkende London, die unerfreulichste Zeit des ganzen Jahres. Später einmal, während meiner Staatssekretärzeit, kam ich mit dem Kaiser auf Cowes zu sprechen. „Ihr habt Euch schön benommen", sagte er mir lachend, „Jahr aus Jahr ein hab ich dem Hofmarschall gesagt, vielleicht bringt der ‚Meteor' doch etwas von den großen Vorräten wieder nach Hause, die wir ihm aus den Weinkellern mitgegeben haben. Aber Ihr [sic] verfluchten Kerle habt nicht ein einziges Mal auch nur eine Flasche mit nach Deutschland zurückgehen lassen."

Wie wenig selbst die best unterrichtetsten Kreise in Deutschland an die Gefahr möglicher Verwicklungen dachten, mag daraus hervorgehen, daß auch im Sommer 1914 eine Reihe deutscher Fahrzeuge, an ihrer Spitze „Meteor" und „Germania", nach England gegangen waren, um wie üblich an der Regatta teilzunehmen. Die ganzen Renn-Yachts wurden bei Kriegsausbruch als feindliches Eigentum konfisciert und sind – dies war weder elegant noch gastfreundlich noch großzügig – dann öffentlich verkauft worden und in fremde Hände übergegangen. Nach dem Kriege hat „Meteor" eine Zeit lang einem französischen Großindustriellen gehört[329].

Während der ganzen Zeit meiner Tätigkeit in London ist das Kabinett Asquith[330] am Ruder geblieben. Es scheint deshalb empfehlenswert, auf die Persönlichkeiten und die Zusammensetzung dieses Kabinetts einen Blick zu werfen. Premierminister war Herbert Asquith, ein festes, etwa wie aus Holz geschnittenes Gesicht, von glatten weißen Haaren umrahmt, wie wir es auf den Portraits gelehrter und tatkräftiger Mönche aus dem 15. Jahrhundert sehen. Asquith, wie so viele englische Staatsmänner ursprünglich Jurist, hat eigentlich sein ganzes Leben lang dem Parlament angehört. Ein Mann von großer klassischer Bildung, ausgezeichneter Redner, schlagfertiger Debatter[331], jeder Zoll ein praktischer Staatsmann, wenn auch vielleicht nicht mit der Phantasie begabt, die wohl zu den unentbehrlichsten Requisiten eines schöpferischen Staatsmannes gehört[332]. Mrs. Asquith, die ja schon vor und seit dem Tode ihres Mannes literarisch hervorgetreten ist, war klein und selbst für englische Verhältnisse, wo magere Frauen nicht zu den Seltenheiten gehören, geradezu unwirklich dünn. Ein schmaler, fast raubvogelartiger Kopf mit betonter Nase, ein malerisches Profil, übernahm sie in dem relativ bescheidenen, vom Ruße Lon-

[329] Hiermit endet die Einschaltung. Kühlmanns Angaben sind nicht ganz korrekt: Während Krupps Yacht „Germania" das von ihm geschilderte Schicksal hatte, war der „Meteor V" (1914 frisch in Dienst gestellt) auf dem Weg nach Cowes wegen schlechten Wetters noch in holländischen Gewässern, als das Schiff aufgrund des drohenden Kriegsausbruchs nach Kiel zurückbeordert und 1919 schließlich verkauft wurde; vgl. Klaus Kramer: Max Oertz – Genie, Yachtkonstrukteur, Aeronaut und Erfinder, Aichhalden 2001, S. 46.

[330] Herbert Asquith (1852–1928), Premierminister 1908–1916; verheiratet 1894 in zweiter Ehe mit Alice Margaret (1864–1945), geb. Tennant. Diese veröffentlichte eine Reihe von Büchern, u. a. An Autobiography (1920), My Impressions of America (1922), Places & Persons (1925), More Memories (1933), More or Less about Myself (1934), „Off the Record" (1943).

[331] Ursprünglich: „Debater".

[332] Ursprünglich: „die wohl das unentbehrlichste Requisit des schöpferischen Staatsmannes ist".

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

dons langsam dunkel patinierten Ziegelhause in Downing Street, das seit Generationen die offizielle Wohnung des englischen Premierministers ist, die Pflichten der Repräsentation[333] und Geselligkeit mit Geist und Charme. In späteren Jahren unterstützt von Töchtern, welche die Klugheit des Vaters und die Lebendigkeit der Mutter geerbt hatten, empfing sie Parlamentarier, Diplomaten und Künstler. Downing Street war unter ihr von allen Londoner Salons sicher der, welcher sich dem Ideal der französischen Salons um die Wende des 19. Jahrhunderts am meisten näherte. „Margot", wie sie kurzerhand genannt wurde, war eine der bekanntesten und populärsten Persönlichkeiten Londons. Manchmal war sie etwas excentrisch und nicht ganz so wohl abgewogen, wie dies der englischen Mentalität entsprach, aber darüber sah man hinweg.

Neben Asquith war Sir Edward Grey[334] eine der hervorragendsten Figuren des Kabinet[t]s. Relativ jung für seinen Posten, groß, hoch aufgeschossen, dunkelhaarig, mit dunklen Augen, war Grey sicher eine Persönlichkeit von Format. Gerade, meines Erachtens durchaus ehrlich; den ungeheuren Nachteil, daß er weder fremde Sprachen sprach noch fremde Literatur kannte und England so gut wie nie verlassen hatte, konnten bei Führung der ausländischen Geschäfte die oben erwähnten guten Eigenschaften nicht ausgleichen. Grey war kurze Zeit sehr glücklich verheiratet gewesen, hatte dann die geliebte Frau verloren; dies hat zweifellos auf seinen inneren Menschen nachteilig gewirkt. Er war wohl nicht, was man einen starken Mann nennt, und aus dem weiteren Verlauf dieser Blätter wird man ersehen, daß er von ungewöhnlich fähigen Ratgebern so abhängig war, daß man seine Politik wohl nur sehr bedingt die seine nennen kann.

Eine hervorstechende Figur im Kabinet[t], die im Laufe der Ereignisse steigenden Einfluß gewinnen sollte, bis der hereinbrechende Weltkrieg seine Laufbahn fast zerbrach, war der Kriegsminister Haldane[335]. Wie so viele Engländer in führenden Stellungen, wie auch Asquith selbst, war Haldane Jurist. Ein mittelgroßer rundlicher Mann mit einem glatt rasierten, freundlichen und meist lächelnden Antlitz war Haldane im Kabinet[t] der einzige, der als ehemaliger Göttinger Student deutsch sprach, mit der deutschen Geisteskultur vertraut war und wie so viele, die in Deutschland studiert haben, von aufrichtiger Sympathie für Deutschland erfüllt. Es wäre kindisch zu glauben, daß diese Sympathie jemals Haldanes politisches Handeln beeinflußt hätte. Er war aus seiner Kenntnis von Deutschlands Friedfertigkeit heraus ein aufrichtiger Förderer des Gedankens deutsch-englischer Annäherung. Gerade der Krieg hat aber bewiesen, daß er gleichzeitig das aus deutscher Geschichte und deutschen Quellen geschöpfte Wissen um Heer und Kriegs-Organisation unermüdlich und gewissenhaft verwendet hat, um die englische Armee zu einem wirklich brauchbaren Kampfwerkzeug zu gestalten. Haldane ist wegen seiner offen zur Schau

[333] Ursprünglich: „Representation".

[334] Sir Edward Grey (seit 1916: 1st Viscount Grey of Fallodon) (1862–1933), englischer Außenminister 1905–1916; verheiratet ab 1885 mit Dorothy (1865–1906), geb. Widdrington.

[335] Richard Haldane (1856–1928), englischer Kriegsminister 1905–1912; Lordkanzler 1912–1915.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

getragenen deutschfreundlichen Gesinnung beim Kriegsausbruch den heftigsten Angriffen ausgesetzt gewesen. Trotzdem wird, glaube ich, die Geschichte gerade seine Verdienste um die englische Armee nach Gebühr würdigen.

Neben Haldane stand der gleichfalls noch junge Winston Churchill. Der vielseitige Sohn Randolph Churchills und einer amerikanischen Mutter[336] besaß eine ungewöhnlich glänzende Begabung. Ein unruhiger, um nicht zu sagen abenteuerlicher Geist führte ihn als Offizier, als Zeitungs-Correspondent überall hin, wo in der damals friedlichen Welt geschossen und gefochten wurde. Durch seine Flucht aus burischer Gefangenschaft zu ungeheurer Popularität emporgetragen, errang er sich bald einen Sitz im englischen Parlament, und in relativ jungen Jahren ist er Kabinet[t]smitglied geworden. Sein sprühender, durch Eindrücke beeinflußbarer Geist veranlaßte ihn dazu, lebhaft Partei zu nehmen, alle Facetten einer Frage gleichzeitig zu sehen. So kommt es, daß er ursprünglich der conservativen Partei angehörte, zum Liberalismus überging und viele Jahre lang im liberalen Lager kämpfte. Was sein außenpolitisches Glaubensbekenntnis zur Zeit des Kabinet[t]s Asquiths betrifft, so segelte er damals ausgesprochen im französischen Fahrwasser. Er war so ziemlich das Kabinettsmitglied, auf welches sich Frankreich am meisten verlassen konnte. Es gelang mir infolge dieser Umstände vor dem Kriege nicht, in sehr enge persönliche Fühlung mit Churchill zu kommen, denn je mehr im Laufe der Arbeit eine gewisse Gruppe des Kabinetts sich herauskristallisierte, die offen für den Ausgleich mit Deutschland eintrat, desto mehr konnte man durchfühlen, daß Churchill auf der andern Seite stand[337].

Dies hinderte nicht, daß Churchill persönlich wiederum mit Sir Ernest Cassell [sic] auf ausgezeichnetem Fuße stand. Cassell[338], ursprünglich aus dem Rheinland, aus Köln stammend, hatte es durch Geschicklichkeit und Glück zu

[336] Randolph Churchill (1849–1895), Staatssekretär für Indien 1885–1886; Schatzkanzler 1886–1892; seit 1874 verheiratet mit Jennie (1854–1921), geb. Jerome.

[337] „vor dem Kriege“ ergänzte Kühlmann handschriftlich in den Text. Die engere Fühlung zwischen beiden Politikern datiert aus der Zeit der Abfassung der „Memoiren“. So findet sich in Kühlmanns Nachlaß ein von Churchill im Dezember 1931 für ihn signiertes Exemplar von „The World Crisis, The Eastern Front“. Churchill hatte Kühlmann zudem eine Agentur für Vortragsreisen in die USA empfohlen. Dort trafen sich beide auch (vgl. Telegramm an Kühlmann in das Dorset Hotel New York am 1. März 1932: „Winston Churchill invites you Luncheon next Monday one o'clock William Penn Hotel Pittsburg“). Ökonomisch war die zugrundeliegende Amerikareise jedoch kein großer Erfolg: In einem Brief an Winston Churchill klagte Kühlmann – die ehemaligen Kriegsgegner warnend – „that the agency had gone smash + that he had not been paid for any of his lectures!“ (Austen Chamberlain an David Lloyd George, 25. Juli 1932, einen Brief Churchills wiedergebend, der wiederum ein Schreiben Kühlmanns zitiert, House of Lords Record Office, Historical Collection 192, Lloyd George Papers, G/4/3/10). Kühlmann publizierte mehrfach Artikel über den Briten: Winston Churchill, in: „Berliner Tageblatt“, 13. Juni 1931, und Rezension zu Churchills „Die Ostfront“ in der „Vossischen Zeitung“, 6. Januar 1932. Churchill war zudem das Thema von Kühlmanns erstem und einzigem journalistischen Artikel nach dem Zweiten Weltkrieg – somit auch seine letzte Publikation zu Lebzeiten – in der „Stuttgarter Rundschau“, Nr. 3/1947 (Anfang April 1947), Nachdruck in: „Flensburger Zeitung“, 20. Juni 1947.

[338] Sir Ernest Cassel (1852–1921), englischer Bankier deutscher Abstammung.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

einem für damalige Zeit enormen Vermögen gebracht. Insbesondere die Erbauung des großen Staudammes am oberen Nil bei Assuan, eines gigantischen und überaus nützlichen Werkes, hatte ihm eine führende Stellung in der Weltfinanz verschafft. Wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, entsteht nach erworbenem Reichtum gesellschaftlicher Ehrgeiz; es glückte dem ursprünglich deutschen Finanzmann, zu den intimsten Freunden King Edwards VII. aufzurücken, und so lange sein Gönner lebte, hat Cassell auch außenpolitischen Einfluß gehabt. Neuere Memoiren stellen ihn als deutsch-feindlich dar. Ich habe dafür niemals Beweise gesehen. Es gehört aber wenig Phantasie dazu, um sich vorzustellen, daß er als geborener Deutscher, wenn auch längst englischer Untertan geworden, seine politische Meinung der seines Herrn anpaßte. Ein besonderer Faden lief von Albert Ballin, dem großen Meister der Hamburg-Amerika-Linie, über Cassell zu Churchill. Bei den intimen Beziehungen Ballins zum Kaiser bestand also neben dem offiziellen über die Botschaft führenden Draht immer eine häufig benutzte direkte Verbindung vom Kaiser ins englische Kabinett hinein, ein Zustand, der keineswegs bequem und sicher und, wie sich aus späterem ergeben wird, nie ohne ernste Gefahren war.

Der Kolonialminister Mr. [Lewis] Harcourt[339], der [Sohn] des bekannten Politikers [William] Harcourt, trat in der Öffentlichkeit nie sehr hervor, spielte aber durch seine Arbeitskraft, seinen Eifer und klare Zielsetzung im Kabinett eine nicht unerhebliche Rolle. Mit einer wohlhabenden amerikanischen Frau verheiratet, hatte er es verstanden, seinen wunderbaren Landsitz Nuneham Park ganz nahe bei Oxford unter pietätvoller Beibehaltung des Alten in eines der prächtigsten und bestgehaltenen Schlösser zu verwandeln. Seine besondere Liebhaberei galt Park und Garten, und manche unserer wichtigsten Gespräche haben auf den Parkwegen stattgefunden, die an den Seiten von einem der herrlichsten farbenglühenden alpinen Gärten eingefaßt waren, für die in damaliger Zeit England sich zu begeistern begann. In seiner Eigenschaft als Kolonialminister war Harcourt an meinen Bestrebungen, einen umfassenden Gesamtausgleich zwischen England und Deutschland herbeizuführen, von Anfang an maßgebend beteiligt. Er hat die große Aufgabe mit Feuer aufgenommen und ist uns bis in den Krieg hinein ein eifriger und zuverlässiger Gegenspieler geblieben.

An Gelehrsamkeit, Weisheit und allgemeiner Geistesbildung war wohl Lord Morley[340] der bemerkenswerteste Kopf des Kabinetts. Eigentlich noch unter die sogenannten Riesen der victorianischen Ära zählend, besaß dieser bezaubernde Geist neben einem ausgebreiteten Wissen, das selbst dem eines

[339] Lewis Harcourt (1917: 1st Viscount Harcourt) (1863–1922), Kolonialminister 1910–1915. – Er heiratete 1899 Mary Ethel Burns (1874–1961) aus der US-Bankiersfamilie Morgan. Er war der Sohn von Sir William Harcourt (1827–1904), Innen- (1880–1885) und Finanzminister (1886 und 1892–1895) sowie Oppositionsführer (1896–1898). – Kühlmann schrieb fälschlicherweise „Louis Harcourt, der Neffe des bekannten Politikers [*Lücke*] Harcourt".

[340] John Morley (1908: 1st Viscount Morley of Blackburn) (1838–1923), Indienminister 1905–1910 sowie 1911, zudem Lord President of the Council 1910–1914. – Er verließ im August 1914 aus Protest gegen den Kriegseintritt Großbritanniens das Kabinett.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Mannes wie Harnack in nichts nachstand, als praktischer Staatsmann und Politiker die umfassendsten Erfahrungen[341]. Aus dieser heraus erkannte er mit rascher Intuition die grundlegende Richtigkeit eines deutsch-englischen Ausgleiches. Wenn er auch nicht zur aktiven Gruppe zählte, so konnten wir auf sein reifes Urteil und sein geistiges Schwergewicht bei großen Auseinandersetzungen immer zählen. Ich hatte einige Male allein abends mit ihm in dem diplomatischen Clubhause (St. James'[s] Club) gegessen, und die Konversationen dieser Abende sind mir unvergänglich im Gedächtnis geblieben. Schnelle der Auffassung, Weite des Blickes, Fülle der aus dem ganzen Verlauf der Weltgeschichte sich ergebenden Argumente ist mir nie wieder so lebendig entgegengetreten wie in jenen Gesprächen mit Lord Morley. Er gehörte zu den wenigen, die, als das Unheil hereinbrach, mit der Ruhe und Entschlossenheit des Weisen handelten. Als der Entschluß zum Kriege im Kabinett Asquith zum Durchbruch kam, nahm er seinen Abschied. Er hat die Vorgeschichte dieses Abschiedes und des Kriegsentschlusses auf englischer Seite in einem kleinen Büchlein niedergelegt[342], ein klassisches Meisterwerk der Geschichtsschreibung, das in unnachahmlicher Weise Zug um Zug aufweist, welches in den verschiedenen Phasen die Stellungnahme der maßgebenden Minister war, und wie aus den vielen Kompromissen, Lauheiten und Halbheiten der ungeheure weltgeschichtliche Entschluß zustande kam. Das Büchlein sollte als Vade mecum von all denjenigen Politikern mitgeführt werden, die glauben, daß große Politik stets planvoll nach lange voraus erbrüteten Projekten sich vollzieht.

Ein in der Öffentlichkeit viel besprochenes und viel kritisiertes Mitglied der Regierung war F. E. Smith[343]. Ein bißchen „Enfant terrible", ein Jurist von hohen Graden und ein glänzender Redner. Zum engeren Freundeskreise Churchills gehörend, hat er später unter dem Titel Lord Birkenhead auch weiter eine bedeutende Rolle gespielt. Gleich Winston Churchill schwenkte er in der Nachkriegszeit von seiner früheren ausgesprochenen Abneigung gegen Deutschland ab; bis zu seinem vorzeitigen Tode hat er auf wiederholten Besuchsreisen in Deutschland redlich versucht, seine Kenntnis von deutschem Wesen zu erweitern und in England ein besseres Verständnis für dieses niedergetretene Land zu erwecken. Bei einer Flasche Wein, dem er nicht abhold war, gehörte ein Gespräch mit dem hochgebildeten und originellen Mann zu den Freuden dieser[344] verdüsterten Tage.

---

[341] Ursprünglich: „die ausgebreitetste Erfahrung". Kühlmann änderte im Folgesatz nicht auf den Plural.

[342] Memorandum on Resignation, August 1914. Das Original von 1928 erschien ein Jahr später in deutscher Übersetzung – Lord Morley: Meine Demission. Berlin 1929 –, für die Kühlmann das Vorwort schrieb.

[343] Frederik Edwin Smith (1919: 1st Earl of Birkenhead) (1872–1930) saß seit 1906 für die Konservativen im Unterhaus und war dort ein führender Unionist und streitbarer Gegner des Frauenwahlrechts. Anders als von Kühlmann dargestellt, trat er erst nach Kriegsbeginn in Regierungsdienste, zunächst als Leiter des offiziellen Pressebüros, ab Oktober 1915 als Attorney General.

[344] „ungewöhnlich" gestrichen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Nach den allgemein geltenden und in England stets sorgfältig beobachteten Gebräuchen sollten die Mitglieder des diplomatischen Korps die außenpolitischen Angelegenheiten in erster Linie auf dem ordnungsmäßigen Dienstwege über das Foreign Office erledigen. Eine der unausweichlichen Folgerungen aus dem parlamentarischen System ist, daß der aus dem Unter- oder Oberhaus hervorgegangene Minister normalerweise, insbesondere am Anfang seiner Tätigkeit, mit den Einzelfragen seines Ressorts wenig vertraut ist, sodaß der von parlamentarischen Katastrophen unberührte Beamte, der jahraus, jahrein, oft ein ganzes Leben lang, auf demselben Posten steht, einesteils die Continuität der Politik sichert, andernteils auf die Entschlüsse der maßgebenden Persönlichkeiten den nachhaltigsten Einfluß ausübt. Bei arbeitsamen und an ihrem Ressort interessierten Ministern wird sich dieses Verhältnis um so erträglicher gestalten, je länger sie im Amte sind und je mehr sie Gelegenheit gehabt haben, sich in die einzelnen Fragen hineinzuarbeiten. Da das Ministerium Asquith sehr lange amtierte[345], waren Außenminister, wie Sir Edward Grey, sehr wohl imstande, die Gesamtheit der englischen Politik auch in allen ihren kleineren Verzweigungen zu übersehen und den größten Teil der Konversationen persönlich zu führen, in welchen die diplomatischen Angelegenheiten bearbeitet wurden. Wie oft klagte Grey, daß die kleinen roten Depeschen-Kästen, wo immer er auch sei, sich auf seinem Tisch häuften und ihn selbst in der Stille ländlicher Zurückgezogenheit, wo er sich seinem Lieblingssport, dem Forellenfischen, zu widmen pflegte, aufzustöbern verstanden. Bei uns reisen amtliche Schriftstücke in Briefumschlägen oder allenfalls Mappen. In England ausnahmslos in Kästen aus meist rotem Marokkoleder, auf welchem in Gold entweder die Initialen des Königs mit der Krone oder der Name des betreffenden Ministeriums eingestempelt sind.

Der eigentliche Chef des Auswärtigen Departments des Foreign Office ist der Permanent Under-Secretary, ein aus der diplomatischen Karriere oder der auswärtigen Amts-Laufbahn hervorgegangener Beamter, der für den Gang der gesamten Außenpolitik dem Minister verantwortlich ist[346]. Im Anfang meiner Londoner Tätigkeit war dieser Posten von Sir Charles Hardinge[347] ausgefüllt, einem in vielen Stellungen bewährten Diplomaten, der sich auch besonders der Gunst Edwards VII. erfreute. Aus vornehmem Haus hervorgegangen, trug Sir Charles, der spätere Lord Hardinge of Penshurst, bei aller Höflichkeit ein kaltes und gemessenes Wesen zur Schau; korrekt bis in die Fingerspitzen, aber ohne große Phantasie und Wärme, besaß Sir Charles große Routine, eisernen Fleiß und umfassende Sachkenntnis. Er hat in ausdauernder Arbeit die vielfach veraltete und verrostete Maschinerie des Foreign Office vollkommen um-

345 Der liberale Asquith war vom 5. April 1908 bis zum 5. Dezember 1916 Premierminister.

346 Handschriftliche Notiz im Einband des zweiten Manuskriptbandes: „Charly Harding[e] permanent [Undersecretary des Foreign Office.] Sommer 1908 Besuch Ed[uards] VII. in D[eut]schl[and.] Nicolson 1910 permanent [Undersecretary des Foreign Office]".

347 Charles Hardinge (1910: 1st Baron Hardinge of Penshurst) (1858–1944), Botschafter in St. Petersburg 1904–1906; Permanent Undersecretary im Foreign Office 1906–1910 und 1916–1920; Vizekönig von Indien 1910–1916.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gebaut und erneuert. Für den Außenstehenden ist es nicht leicht, in den inneren Betrieb einer solchen Behörde hineinzusehen; jedenfalls steht fest, daß alle jüngeren englischen Diplomaten, mit denen ich über den Gegenstand sprach, für Hardinge's Arbeit voll des Lobes waren.

Nach Hardinge's Austritt ist der damalige Botschafter in St. Petersburg, Sir Arthur Nicolson, zum Permanent Under-Secretary ernannt worden. Ich war mit dem kleinen Mann, dessen gebeugte Haltung sich seit Tanger noch so akzentuiert hatte, daß man ihn fast für bucklig halten konnte, von Marokko her persönlich auf sehr gutem Fuße, um nicht zu sagen, befreundet, und während unserer mehrjährigen Zusammenarbeit hat es auch nicht einen Augenblick gegeben, in welchem sich unser amtlicher und außer-amtlicher Verkehr nicht in der angenehmsten Weise abgespielt hätte. Politisch leider standen wir in diametral entgegengesetzten Lagern. Während ich mit aller Kraft zunächst einmal den Ausgleich aller materiellen Reibungspunkte betrieb, mit der ausgesprochenen Absicht, diesen Reinigungsprozeß in ein engeres deutsch-englisches Verhältnis ausmünden zu lassen, war Sir Arthur Nicolson durch die seit Tanger erfolgte Entwicklung mit Haut und Haaren der Entente verschrieben. Was die Russen diesem gescheiten, schlauen, vielleicht etwas weltfremden Diplomaten angetan hatten, habe ich nie erfahren; jedenfalls bewährte sich ihre Meisterschaft in der Menschenbehandlung an ihm so, daß er nach den Petersburger Tagen russischer als der Zar war und von der gesamten Entente als ihr Fürsprecher und Schutzheiliger in England betrachtet, verehrt und mißbraucht wurde. Nicolson hat, wie in dem ausgezeichneten Buche seines begabten Sohnes, „Lord Carnock", klar und doch taktvoll gezeigt wird[348], in den entscheidenden Wochen, die zum Ausbruch des Weltkrieges führten, eine ausschlaggebende Rolle gespielt, immer in Sinne des engsten Zusammengehens, insbesondere mit Rußland.

Paul Cambon, von den beiden Brüdern, die zu Frankreichs erfolgreichsten Diplomaten zählten, vielleicht der begabtere[349], pflegte sein persönliches Verhältnis zu Nicolson mit aller denkbaren Sorgfalt. Durch Nicolson erfuhr er alles, was in der englischen auswärtigen Politik vorging; mit Nicolson hatte er diese regelmäßigen ausführlichen Konversationen, welche ein so unschätzbares Mittel diplomatischer Einwirkung sind.

Neben dem Botschafter Cambon, diesem erfahrenen und gewandten Diplomaten, wirkte als Botschaftsrat Monsieur de Fleuriau[350]. Politisch ist er zu meiner Zeit wenig hervorgetreten. Er war eher der Typ eines gelehrten Diplomaten. Was uns häufig zusammenführte, war seine Neigung für Bücher, die er

[348] Vgl. oben S. 124, Anm. 65.

[349] Paul Cambon (1843–1924), französischer Botschafter in London 1898–1920; sein Bruder Jules (1845–1935) amtierte ab 1897 als französischer Botschafter in Washington, ab 1903 in Madrid und 1907–1914 in Berlin.

[350] Dieser Absatz ist einer einliegenden Einschaltung entnommen, betitelt: „Französische Beziehungen in London". – Aimé Joseph de Fleuriau (1870–1938), Zweiter (1908: Erster) Botschaftsrat an der französischen Botschaft in London; zuletzt Botschafter in London 1924–1933. – Zu dieser Zeit schrieb Kühlmann diesen Absatz.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

eifrig sammelte; wie es sich für einen Liebhaber gehörte, waren ihm Papier, Druck und insbesondere Einband Gegenstand ernstesten Interesses. Da die Kunst der Einbände damals in Paris besonders blühte, haben wir uns oft und eingehend über dieses Thema unterhalten. Monsieur de Fleuriau vertritt gemäß dem guten französischen Prinzip, das großen Wert auf Form und Tradition legt, gegenwärtig die französische Republik als Botschafter am Hofe von St. James.

Eine ganz besondere Stellung nahm in der Maschinerie des Foreign Office Sir William Tyrrell[351] ein, der heute als Lord Tyrrell in dem prächtigen Botschaftsgebäude der Rue du Faubourg St. Honorée England als Botschafter in Paris mit Auszeichnung vertritt. Auch heute noch besitzt er zweifellos erhebliche Einwirkung auf den Gang der englischen Außenpolitik. Keineswegs aber mehr, eher wohl weniger[352], als in den langen Jahren, in denen er im Foreign Office auf die Leitung der großen Politik ausschlaggebenden Einfluß ausübte, zu meiner Zeit zunächst als vertrauter Privatsekretär Sir Edward Grey's, später als Nachfolger von Louis Mallet[353]. Der kleine, proportioniert gebaute Mann sprach stets sehr ruhig und blickte einen aus seinen dunklen, wie etwas verschleierten Augen eindringlich an. Mehr als man dies sonst bei einem Engländer gewohnt ist, unterstützte er seinen Vortrag durch Gebärdenspiel. Nur der Eingeweihte vermutete in diesem angenehmen und abgeklärten Causeur den Kopf, der die große politische Orientierung des englischen Weltreiches wohl länger und ausschlaggebender beeinflußt hat als irgend einer der heute noch Lebenden. Sein Verhältnis zu seinem Chef, Sir Edward Grey, war das einer aufrichtigen Bewunderung für seine Geradheit und seinen lauteren Charakter. Er ist mit Sir Edward Grey's diplomatischer Arbeit so vollkommen verbunden, daß der Chef sicher nie, e[he]r selten und wohl nur in unbewachten Momenten, auf den Gedanken kam, daß es nicht Grey's Kopf war, in welchem die Combinationen entstanden. Alles, was Grey fehlte, besaß Tyrrell im höchsten Maße.

Es ist ohne weiteres einleuchtend, daß ein Parlamentarier, der über Nacht dazu berufen wird, die auswärtige Politik eines weltumspannenden Reiches verantwortlich zu leiten, in hohem Grade auf die Mitarbeit sachverständiger und aktenkundiger Räthe angewiesen ist. Hat nun die betreffende Persönlichkeit noch umfassende Kenntnisse fremder Sprachen, fremder – besonders der kontinentalen – Länder, ihrer Sitten und ihrer maßgebenden Männer, so entwickelt sich, besonders wenn gewinnende Persönlichkeit und menschliche Ergebenheit dazu tritt, ein Verhältniß, bei dem der Minister selbst wohl oft außer Stande wäre, scharf zu sondern, ob ein Gedanke sein eigener sei oder dem

[351] William Tyrrell (1929: 1st Baron Tyrrell) (1866–1938), Privatsekretär – als Nachfolger Mallets – von Außenminister Grey 1907–1915; Botschafter in Paris 1928–1934.

[352] Ursprünglich: „wohl weit weniger".

[353] Louis (1912: Sir Louis) du Pan Mallet (1864–1936), Privatsekretär von Sir Edward Grey 1905–1907; Undersecretary of State für den Nahen und Mittleren Osten 1907–1913; Botschafter in Konstantinopel 1913–1914. Die Worte „zunächst" und „später" sind irreführend.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Schatze des Mitarbeiters entstamme. Wie viel weniger ist natürlich ein außenstehender Beobachter im Stande, zwischen den beiden Persönlichkeiten scharf scheiden zu wollen.[354]

Schon Abstammung und Erziehung prädestinierten ihn [= Tyrrell] für internationale Auffassung und weiten Blick. Ein englischer Offizier, Colonel Wakefield, heiratete in Indien eine Inderin von hoher Kaste und hatte mit ihr mehrere Töchter; von denen heiratete die eine den Grafen Radolinsky, Hofmarschall der Kaiserin Friedrich[355], die andere, Julia, einen begabten Iren, Mr. Tyrrell. Die Gräfin Radolinska starb verhältnismäßig früh, und die Tante der beiden Kinder, Mrs. Julia Tyrrell, Mutter des nachmaligen Diplomaten Willie Tyrrell, lebte in Berlin viel im Radolin'schen Hause und leitete ganz die Erziehung der Kinder. Eine bedeutende Persönlichkeit von hervorragender Begabung, spielte sie in der damaligen Berliner Hofgesellschaft eine nicht geringe Rolle. Die nachmalige Kaiserin Friedrich schätzte sie als Freundin hoch, der Londoner Botschafter, Graf Hatzfeldt[356], und der schrullenhafte Leiter des Auswärtigen Amtes, Herr von Holstein, gehörten zu ihren Verehrern. William Tyrrell wurde zusammen mit Graf Alfred Radolinsky erzogen. William Tyrrell machte ein glänzendes Abitur in Bonn, von da ging er nach Oxford, um später ins Foreign Office einzutreten.

Obwohl in England die Rassenvorurteile keineswegs so stark herausgearbeitet sind wie in den Vereinigten Staaten, wo selbst der leiseste Verdacht eines Tropfen Negerblutes ausgesprochene soziale Minderwertigkeit zur Folge hat, gibt es viele Engländer, die auch gegen indische Blutströme starke Vorurteile haben, selbst wenn die Indier [sic] in der Stammreihe den höchsten Kasten angehören. Ich weiß, daß Gegner Tyrrells gegen ihn mit diesem Argument gearbeitet haben und ihn als „touched with a tar-brush" (mit einem Teerpinsel beschmiert) bezeichnet haben[357].

Man sieht, die Rassen-Mischung ist schon interessant: Irisches und indisches Blut; als Milieu des ersten Lebensabschnittes die große Berliner Gesellschaft, in den Zeiten, da Berlin noch der diplomatische Mittelpunkt Europas war. Eine gründliche deutsche Erziehung mit vollkommener Beherrschung der deutschen Sprache, reiche Kenntnisse in Literatur und Geschichte. Da Tyrrell später in Paris nicht weniger zu Hause war als in seiner Jugend in Berlin und das Französische ebenso gut beherrschte wie das Deutsche und Englische, war seine Ausrüstung für den diplomatischen Beruf geradezu ideal zu nennen. Da die Beziehungen zum Hause des damaligen[358] Pariser Botschafters Fürsten Ra-

[354] Dieser Absatz entstammt einer eingelegten handschriftlichen Notiz, betitelt „Memoiren. Verhältniß Grey Tyrrell".

[355] Lucy Catherine Wakefield (1841–1880), Tochter von Lieutenant Colonel Alfred Howard Wakefield (1829–1894), heiratete 1863 Graf Radolin-Radolinski, den späteren Fürsten Radolin. Sie hatten vier Kinder, u. a. den genannten Sohn Alfred (1864–1910). – Vgl. auch oben S. 161 u. Anm. 192.

[356] Paul Graf von Hatzfeldt zu Wildenburg (1831–1901), Botschafter in London 1885–1901.

[357] Dieser Absatz entstammt einer einliegenden Notiz „Zu den Memoiren. Lord Tyrrell".

[358] 1901–1910.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

dolin gleich intim blieben, auch nach dem raschen Aufstieg des vom Glück begünstigten polnischen Grandseigneurs, läßt sich ohne weiteres denken, wie leicht es William Tyrrell war, der stets als gern gesehener Gast im Deutschen Botschafts-Palais in der Rue de Lille weilte, über Absichten, Stimmungen, Verhältnisse der Deutschen Auslandspolitik besser unterrichtet zu sein als vielleicht irgend jemand außerhalb des deutschen diplomatischen Dienstes selbst. Man hat Tyrrell deutsch-feindlich genannt, und viele Leute betrachteten ihn als eine Art politischen „Gott sei bei uns". Diese Anschauung ist zweifellos unrichtig. Tyrrell ist nie etwas anderes gewesen als Engländer, nichts als Engländer.

Vor dem Kriege und auch heute noch wird sehr viel mit dem Schlagwort „deutsch-freundlich" und „deutsch-feindlich" operiert. Von den als deutschfreundlich abgestempelten Persönlichkeiten erwartet man meist viel mehr, als sie auch beim besten Willen zu leisten imstande sind. Bei den sogenannten deutsch-feindlichen Individuen vermutet man ohne weiteres Opposition und Kampfstimmung, ohne es auf einen geduldigen Versuch auch nur ankommen zu lassen. Ich habe für diese mechanische Etikettierung niemals große Vorliebe empfunden. Jeder dient seinem Lande und dessen Nutzen nach Maßgabe seiner Intelligenz und seiner Mittel; es ist töricht, von einem politischen Gegenspieler mehr zu erwarten, als daß er mit klarer Einsicht, offen und ohne Starrheit, die Interessen seines Landes und seine eigenen vertritt. Zufriedenstellende und dauernde Geschäfte sind immer nur die, bei welchen die Belange beider Vertragschließender auf die Länge der Zeit gut fahren[359].

Er [Tyrrell] war sicher durch den geschilderten Werdegang dem größten Teil seiner Landsleute turmhoch überlegen, hatte von Natur einen weiten Blick, der ihm gestattete, lange Entwicklungsreihen in ihrer Bedingtheit und ihrem Zusammenhang zu überschauen; es ist wahrscheinlich, daß er die sogenannte Politik der Entente, Zusammengehen Englands speziell mit Frankreich und anschließend daran mit Rußland, begünstigt und gepflegt hat, weil er zu dem Schluß gekommen war, daß nur eine solche Combination dem ungeheuren Druck des vereinten Deutschland-Österreich gewachsen sein könnte. Später hat ihn wohl die praktische Erfahrung gelehrt, daß bei diesem dreieckigen Verhältnis mit Frankreich und Rußland England einen großen Teil seiner Bewegungsfreiheit einbüßen müßte und in die Gefahr geriet, mehr oder minder willenlos den Launen und Sprüngen einer keineswegs stetigen und logischen russischen Politik folgen zu müssen. Deswegen hat er wohl in den stürmischen Jahren, in denen die über Europa lagernden Kriegswolken immer dunkler und drohender wurden, versucht, das Verhältnis zu Deutschland nachhaltig zu bessern und so auszugestalten, daß England seine politische Aktionsfreiheit zurückgewinnen und wiederum als Zünglein an der Wa[a]ge wirken konnte zwischen den annähernd gleich starken Gruppen Deutschland-Österreich und

[359] Dieser Absatz entstammt einer im Manuskript eingelegten „Einschaltung: London". Zu dieser Einschaltung existiert ein handschriftlicher erster Entwurf auf demselben Zettel mit den Bemerkungen zu Zar Ferdinand, Czernin und Österreich-Ungarn.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Rußland-Frankreich: die traditionelle englische Politik des europäischen Gleichgewichts.

Tyrrell war kein Aktenmensch, und ich erinnere mich niemals, in seinem Zimmer einen Akt gesehen zu haben. Er sammelte sich Informationen und verwirklichte seine Politik durch eine Reihe von Gesprächen. Man sagt mir, daß in der großen englischen Dokumenten-Publikation über die diplomatischen Vorgänge, die zum Krieg geführt haben[360], sein Name selten erwähnt sei. Dies würde vollkommen seiner Methode entsprechen, seiner Abneigung, sich irgendwie festzulegen. Wir werden diesem bedeutenden Staatsmann im Laufe meiner Londoner Tätigkeit noch oft begegnen.

Das Widerspiel Tyrrell's, dessen Einfluß man in mancher Hinsicht mit Holstein's stiller Macht im Auswärtigen Amt vergleichen konnte, war die Seele der amtlichen Bürokratie, der stets in Aktenstößen vergrabene, jeder titanischen Arbeit gewachsene Sir Eyre Crowe[361]. Sein Vater war englischer Konsul gewesen, wenn ich nicht irre, die längste Zeit in Dresden, seine Mutter Deutsche[362]; er war auch wieder mit einer deutschen Frau verheiratet. Der Vater Crowe muss ein gelehrter und kunstsinniger Mann gewesen sein; noch in den Zeiten, wo ich mich in der Münchener Pinakothek um die Anfangsgründe der Kunstgeschichte bemühte, spielte das Handbuch von Crowe-Cavalcaselle immer noch eine bedeutende Rolle unter den einschlägigen Handbüchern[363]. Der bekannte Kunsthistoriker Sir Joseph Crowe wirkte als Handelssachverständiger an der Botschaft in Berlin. Politisch [war er ein] ausgesprochener Gegner Deutschlands, insbesondere alles, was unter dem Begriff „Preußen" zusam-

---

360 British Documents on the Origins of the War. Ed. by George P. Gooch and Harold Temperley, Vol. 1–11. London 1926–1936. – Tyrrells Name wird tatsächlich in den Bänden 6 –10,2 immer wieder erwähnt.

361 Sir Eyre Crowe (1864–1925) war ab 1906 als Senior Clerk im Western Department des Foreign Office tätig. Sein „Memorandum on the Present State of British Relations with France and Germany" vom 1. Januar 1907 klagte deutsches Hegemonialstreben in Europa an, deutete auch die deutsche Kolonialpolitik in diesem Sinne und drang auf eine harte Haltung Englands gegen das Kaiserreich. An dieser Stelle von Kühlmanns Memoiren-Manuskript sind zwei Broschüren von Hermann Lutz eingelegt, der 1919–1937 im Kriegsschuldreferat des AA arbeitete, mit der Widmung „Vom Verfasser ergebenst überreicht": Der gut 40seitige Aufsatz „Deutschfeindliche Kräfte im Foreign Office der Vorkriegszeit, Materialien zu Band VII der ‚Britischen Dokumente'", Berlin 1932, weist etliche Anstreichungen offenbar von Kühlmanns Hand auf, der augenscheinlich einzelne Informationen vor allem bezüglich Tyrrell und Grey entnahm. Der gut 60seitige Aufsatz „Eyre Crowe, der böse Geist des Foreign Office, Materialien zu Band VI der ‚Britischen Dokumente', Stuttgart/Berlin 1931", wurde von Kühlmann hingegen nicht zur Kenntnis genommen, die Seiten kleben noch zusammen.

362 Der Vater, Joseph Archer Crowe (1825–1896), war ab 1860 britischer Konsul zunächst in Sachsen, dann ab 1872 in Düsseldorf, und wechselte 1880–1882 als Handelsattaché nach Berlin. Er verfaßte gemeinsam mit Giovanni Battista Cavalcaselle die mehrbändige „History of Painting in Italy", ein frühes Standardwerk der britischen Kunstgeschichtsschreibung. Die Mutter war Asta von Barby (1841–1908). – Die im folgenden genannte Frau: Clema (1869–1953), geb. Gerhardt.

363 Die folgenden Sätze bis zum Absatzumbruch entstammen einem einliegenden maschinenschriftlichen Blatt, betitelt „Sir Eyre Crowe" mit dem handschriftlichen Zusatz: „Aus Notizen Paul v. Schwabachs".

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

mengefaßt wird. Quelle dieser deutsch-feindlichen (preußen-feindlichen) Einstellung [war] sicher mit der Hof des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und seiner Gemahlin. Sir Joseph Crowe [war] General-Konsul in Leipzig. Intimer Verkehr mit dem Herzog Ernst von Coburg[364], dem Bruder des Prinz-Konsort. Eyre Crowe [ist] in Düsseldorf und Berlin zur Schule gegangen, zuletzt [zum] Wilhelm-Gymnasium in Berlin, vor [dem] Abiturium mit 18 Jahren nach England gegangen, um sich für [eine] Foreign Office Karriere vorzubereiten. [Er] kannte Deutschland weniger gut als gemeiniglich angenommen wird. [Die] Tätigkeit [des] Flottenvereins [und die] Politik Bülow's mußten Mißtrauen erregen.

Ähnlich wie Tyrrell war Crowe in Deutschland erzogen, mit der deutschen Sprache, deutschem Denken und deutscher Bildung aufs innigste vertraut[365]. Crowe sprach das Deutsche ausgezeichnet. Seine Frau, Lady Crowe, die noch lebt, ist eine geborene Gerhardt, Tochter des seinerzeit bekannten Klinikers[366]. Sie war in erster Ehe mit einem Herrn von Bonin verheiratet gewesen und war Crowe's rechte Cousine. Crowe's Mutter und Frau Gerhardt waren Schwestern. Ein Stiefbruder der Mutter Sir Eyre Crowe's war der Admiral von Holtzendorff[367], dessen Bruder der langjährige Direktor der Hamburg-Amerika-Linie. Crowe's jüngste Schwester, Vera, war mit unserem damaligen Marine-Attaché in Paris, Admiral Siegel[368], verheiratet. D[ad]urch war Crowe seinerseits über alles, was in der deutschen Flotte vorging, über die Stimmungen in Offizierskreisen, die Pläne der Flottenleitung und alles, was damit zusammenhing, unmittelbar, besser und gründlicher unterrichtet als wohl die allermeisten Deutschen der damaligen Zeit. Crowe verbrachte gelegentlich seine Ferien in Kiel, und es ist nicht übertrieben zu sagen, daß er manchmal selbst mich durch seine bis ins kleinste gehenden Kenntnisse, vor allem auch der politischen und publizistischen Tätigkeit des Reichsmarineamtes, in Erstaunen setzte.

---

[364] Ernst II. (1818–1893), Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha 1844–1893. – Der im folgenden genannte: Prinz Albert (1819–1861), Prinzgemahl; heiratete 1840 seine Cousine, die britische Königin Victoria (1819–1901), Königin 1837–1901.

[365] Nach diesem Satz aus dem Basistext sind die folgenden Sätze bis zum Absatzumbruch ebenfalls dem erwähnten maschinenschriftlichen Blatt entnommen und in inhaltlich passender Reihenfolge hier eingefügt worden. Diese Ausführungen korrigieren den ursprünglich von Kühlmann formulierten, nicht korrekten Halbsatz „Durch seine Frau, eine Verwandte des Admirals von Siegel, der zeitweise Marine-Attaché in Paris war und später in Kiel lebte, war Crowe seinerseits über alles …".

[366] Carl Gerhardt (1833–1902), Internist und Mitbegründer der Pädiatrie; Direktor der Universitätskliniken zuerst in Jena, dann in Würzburg und schließlich an der Berliner Charité.– Der im folgenden genannte: Eberhardt Bonin († 1903).

[367] Henning von Holtzendorff (1853–1919), Chef des 1. Geschwaders der Hochseeflotte ab 1906; drei Jahre danach übernahm er das Kommando über die gesamte Hochseeflotte und wurde 1910 Admiral. Er lehnte Tirpitz' forcierte Ausbaupläne für die Flotte ab und mußte als Folge dieses Zerwürfnisses Anfang 1913 sein Amt als Flottenchef niederlegen. Während er hier – wie Kühlmann – gegen Tirpitz opponierte, wurde er im Weltkrieg einer der Widersacher des Diplomaten, da er als Chef des Admiralstabs im Dezember 1916 den unbeschränkten U-Boot-Krieg forderte.

[368] Rudolf Siegel (1852–1912), Kapitän zur See; Marineattaché in Paris 1895–1907; a. D. als Vizeadmiral; verheiratet mit Vera Crowe (Lebensdaten nicht ermittelt). – Hiernach wird der Basistext fortgesetzt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Man sieht, in diesen entscheidenden Jahren stand England für deutsche Angelegenheiten ein Informationsapparat zur Verfügung, wie er idealer und vollkommener nicht ausgedacht werden könnte. Wie es so häufig bei Ausländern geht, die mit Deutschland verwandtschaftlich oder sonstwie nahe zusammenhängen, entging auch Crowe nicht der Gefahr, englischer zu sein als die Engländer, um zu beweisen, daß er Deutschland gegenüber seine volle Freiheit bewahrt habe. Crowe bearbeitete in erster Linie die juristisch-technische Seite der Angelegenheiten. Er war im Foreign Office etwa eine Parallel-Erscheinung zu unserem Arbeits-Athleten Dr. Kriege und gehörte zu der kleinen Schar der vollkommen geschulten unermüdlichen Arbeitsbienen, die auf jeder internationalen Konferenz sich wieder trafen und so ein gutes Stück Geschichte am Webstuhl der Zeit vor sich brachten. Ich habe Crowe eben wegen seiner zahlreichen Beziehungen niemals für deutsch-freundlich angesehen, gestehe aber, daß seine schroffe anti-deutsche Haltung, wie sie durch die englische Akten-Publikation hervortritt, mich doch einigermaßen überrascht hat. Crowe war ein schlanker, magerer Mann, mit länglichem Gesicht und rötlich blondem Haar, dessen kurzsichtige, stets leidende, überarbeitete Augen, die einen tonlos, möchte ich sagen, anschauten, seinem Äußeren den entscheidenden Stempel gaben. Unsere persönlichen Beziehungen, insbesondere die der Frauen, waren angenehm und reibungslos. In dem Maße, als die Bearbeitung hochpolitischer deutscher Fragen sich mehr in den Händen Sir William Tyrrells konzentrierte, wurde mein Verkehr mit Crowe weniger häufig, zumal wir auch mit der englischen Rechtsabteilung nicht mehr so viel zu tun hatten.

Dieses[369] war im Kabinett und im Foreign Office unser wichtigster Gegenspieler. Einzelne Figuren werden im Laufe der Verhandlungen bei Detailfragen noch stärker hervortreten. Hier sei zunächst nur versucht, den allgemeinen und großen Rahmen zu ziehen.

Mit König Eduard bin ich persönlich mehrfach zusammengekommen: bei Hoffesten, Diners auf der Botschaft, Empfängen bei ihm. Er gab sich stets als liebenswürdiger Weltmann, sprach deutsch mit mir mit einer rauhen, tiefen Stimme und doch ausgesprochen englischem Akzent. Die Engländer, die ihn am besten kannten und ihm am nächsten standen, behaupteten, die ausschlaggebende politische Rolle, die man ihm auf dem Kontinent allgemein zuschrieb, sei eine Legende. Der König hätte zwar ausgesprochene Sympathien und Antipathien und reagierte auf solche mit der Leidenschaftlichkeit einer Frau. Die angespannte, gleichmäßige Arbeit, ohne welche Führung der Auslandspolitik nicht denkbar sei, läge ihm aber keineswegs. Er gäbe Anregungen, setze auch seine Person durch Reisen und Konversationen für eine gewisse politische Linie ein, das sei aber auch alles. Ich weiß, daß im Laufe der späteren Verhandlungen ein Herr des Foreign Office dem König über die Ostfragen, Bagdad-Bahn und das damit Zusammenhängende Vortrag halten sollte. Er fragte einen der Vertrauten des Königs, was er bei diesem Vortrag als bekannt voraussetzen dürfe, und der Hofmann antwortete ihm: „Absolut gar nichts. Richten Sie Ih-

[369] Gemeint ist wohl: „Dieser“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ren Vortrag so ein, wie für einen jungen Mann, der noch nie von diesen Dingen etwas gehört hat."

König Eduard hat sein Leben lang[370] eine große Schwäche für schöne Frauen gehabt. Er wird, wenigstens soweit meine Kenntnisse reichen, der letzte Monarch gewesen sein, der nach dem Beispiel französischer Könige eine aus der Aristokratie hervorgegangene Maitresse en titre haben zu müssen glaubte, eine Stellung, die allgemein bekannt und allgemein respektiert war. Zu der Zeit, die ich in London war, nahm diese Stellung Lady K. ein, mit deren liebenswürdigen Tochter ich oft tanzte[371]. Als König Eduard VII. auf der Botschaft speiste, hörte ich selbst, als der Monarch der Favoritin beim Abschied sagte: „Also morgen Nachmittag in der Bibliothek." Es galt als selbstverständlich, daß bei allen auch offiziellen Diners, auf Botschaften und dergleichen, die mit der Gunst des Königs beehrte Dame eingeladen wurde. In den Memoiren der damaligen Zeit wird offen, ausführlich und nie ohne Rührung davon gesprochen, daß die Königin selbst die Dame, die damals dem Herzen des Königs nahestand, zum Sterbebett des Monarchen geleitete, ohne daß dieser die Betreffende noch erkannt hat.

Zunächst konzentrierte sich meine Tätigkeit in London darauf, die Maschinerie der Botschaft glatt einzuspielen und mein eigenes Arbeitsfeld herauszuarbeiten. Der Überlieferung zufolge fiel die Bearbeitung der gesamten Presse in mein specielles Gebiet. Es war noch vom Kanzler Bülow her Tradition, daß der Presse sehr große, meiner Ansicht nach vielfach übertriebene Bedeutung beigelegt wurde. So war die englische Presse zwischen mir und den übrigen jüngeren Diplomaten verteilt; jeder begann schon am frühen Morgen mit der Durchsicht seiner Blätter, so daß wir, etwa um 10 Uhr in der Botschaft zusammentreffend, Beschluß fassen konnten, welche Artikel, teils im flüchtigen Auszug, teils in sorgfältiger Übersetzung, dem Auswärtigen Amt als beachtenswert signalisiert werden sollten[372].

Bismarck hat, genau wie Friedrich der Große[373], der selbst häufig journalistisch tätig war, die Bedeutung der Presse als Machtmittel im politischen Kampfe hoch, d. h. richtig, eingeschätzt. Bernhard von Bülow, der, wie jemand einmal gesagt hat, von der Tagespresse und für die Tagespresse lebte, hat dauernde Beobachtung und Berichterstattung über die Presse zu einer der wichtig-

[370] Ursprünglich: „hat eine Zeit lang".

[371] Dieser und der nächste Satz sind eine spätere handschriftliche Ergänzung. Gemeint ist Alice Keppel (1868–1947), Geliebte Eduards VII. von 1898 bis zu seinem Tod 1910. Keppel hatte zwei Töchter. Kühlmann meint vermutlich Violet (1894–1972), verheiratete Trefusis und Langzeitgeliebte der Schriftstellerin Vita Sackville-West, Ehefrau des mit Kühlmann befreundeten Harold Nicolson. In Frage kommt eventuell auch die zweite Tochter Sonia Rosemary Keppel (1900–1986), Großmutter mütterlicherseits von Königin Camilla, Ehefrau von König Charles III.

[372] Der Basistext läßt an dieser Stelle eine größere Lücke. Einliegend findet sich eine neunseitige Ausarbeitung, betitelt: „Presse und Journalisten in London", deren erster Teil über die englische Presse hier eingefügt wird. Der zweite und dritte Teil (über die deutschen Journalisten in London sowie über Thomas Rhodes) folgen weiter unten.

[373] Friedrich der Große (1712–1786), König in (1772: von) Preußen 1740–1786.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sten Aufgaben der Auslandsmissionen gemacht und verlangte von seinen Diplomaten enge Fühlungnahme und unter Umständen Ausübung starken Einflusses auf die Presse des Landes, bei welchem sie akkreditiert waren. Allerdings gingen Bülow's Wünsche seiner ganzen Mentalität nach in erster Linie dahin, in der Auslandspresse über den grünen Klee gelobt zu werden. Wer als Diplomat nach einer der „Großen Reden" des Kanzlers das reichste Bouquet schmeichlerischer Huldigungen telegraphieren konnte, war seiner Gunst sicher, dienten doch diese Auslandsstimmen, zweckmäßig dem Kaiser vorgelegt, in erster Linie dazu, Bülow's Popularität bei fremden Nationen und seine internationale Unentbehrlichkeit dem Monarchen zu beweisen. Bei der überragenden Stellung der englischen Presse war nichts natürlicher, als daß die Londoner Botschaft einen wichtigen Teil ihrer Aufgaben auf dem Gebiet der Presse fand. Das Gebiet war heikel und voller Fußangeln, und mancher meiner Vorgänger in dem engen Glaskasten unter Carlton House Terrace hat auf diesem Gebiet unerfreuliche Erfahrungen gesammelt.

Durch den ungeheuren wirtschaftlichen Vorsprung, den England im 19. Jahrhundert vor dem Kontinent gehabt hat, durch die Verzweigung des Britischen Reiches, des größten, das je die Sonne beschienen hat, über alle Teile der Erdoberfläche verbreitet, war in England eine starke, selbständige, durch einen mustergültigen Nachrichtendienst ausgezeichnete Presse emporgeblüht, zu einer Zeit, da in Deutschland mit wenigen Ausnahmen die Tageszeitungen sowohl an Format wie an Inhalt dünn und armselig waren. Zwei Dinge haben die englische Presse immer ausgezeichnet: Unbestechlichkeit und Selbstbewußtsein, und diese beiden Eigenschaften machten Presse-Beeinflussung[en], wie sie der Berliner Zentrale manchmal vorschweben mochten, von vornherein[374] unmöglich. Die im wilhelminischen Deutschland keineswegs immer abwegige Berechnung, daß der eine oder andre[375] Journalist sich geschmeichelt fühlen müsse, mit einem hochgestellten Minister gesellschaftlich zu verkehren, war in London falsch. Drüben entsprach es nicht den „gottgewollten Abhängigkeiten des Staatslebens", daß solche Freundlichkeiten auf sozialem Gebiet in den Spalten der Tagespresse durch Artikel abgegolten wurden, die der Tendenz der jeweils Mächtigen entsprach[en]. Weit einfacher noch spielten sich die Dinge an der Seine ab, wo wohlorganisierte Syndikate auf Heller und Pfennig angaben, was die Vertretung einer bestimmten Anschauung in der Presse an Geld kosten würde. Man braucht nur Iswolskys[376] Gedanken-Austausch mit Petersburg durchzulesen[377], um klar zu erken-

[374] „absolut" gestrichen.

[375] Die letzten drei Wörter sind eine spätere handschriftliche Ergänzung.

[376] Aleksandr Petrovič Izvol'skij (1856–1919), russischer Außenminister 1906–1910; Botschafter in Paris 1910–1917.

[377] Kühlmann spielt an auf die beiden 1924 in Berlin im Auftrag des AA von Friedrich Stieve herausgegebenen Bände „Der Diplomatische Schriftwechsel Iswolskis 1911–1914. Aus den Geheimakten der russischen Staatsarchive" und „Iswolski im Weltkriege. Der Diplomatische Schriftwechsel Iswolskis aus den Jahren 1914–1917. Neue Dokumente aus den Geheimakten der russischen Staatsarchive".

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nen, wie vortrefflich alles in Paris geordnet war und wie tadellos es funktionierte, wenn nur der Maschine das nötige Öl nicht versagt wurde. Ich war in der Lage, nach dem ersten Weltkriege in Paris wertvolle Erfahrungen in dieser Hinsicht zu sammeln[378].

Der Ursprung der Presse wies klar, wie schon der englische Name „newspaper" besagt, auf Wiedergabe von Nachrichten hin. Ein „Papier, welches Neuigkeiten bringt", war ursprünglich die Zeitung. In Amerika steht merkwürdigerweise noch heute die Presse vorwiegend auf diesem Standpunkt, und der Leitsatz eines führenden Weltblattes wie der „New York Times", „All the news that's fit to print", bekundet klar diese Tendenz. Bei fortschreitender Entwicklung des Zeitungswesens tritt neben die Übermittlung der neuen Nachrichten der Kommentar, die Darlegung, wo die Nachricht in den Fluß des Geschehens einzureihen sei, wie sie sich einreiht, was ihr relatives Gewicht im Gesamtbild ist. In der Blütezeit der englischen Presse, die wohl mit der Victorian Ära zusammenfällt, hielten sich Nachrichtendienst und Kommentar ziemlich die Wa[a]ge. Es war die Zeit, da ein Weltblatt wie die Londoner „Times" auch technisch so vollendet war, daß Exemplare, die einen Druckfehler aufwiesen, begehrte Sammelobjekte wurden.

Die Fehler, die von deutscher Seite in der Behandlung der englischen Presse gemacht worden sein mögen, entsprangen wohl alle der irrigen Auffassung, daß kontinentale Maßstäbe an den Verkehr zwischen Politikern und Publizisten angelegt werden könnten. Ich habe persönlich während der Jahre meiner Londoner Tätigkeit ununterbrochen mit einer großen Zahl englischer Journalisten in Kontakt gestanden, ohne auch nur eine einzige unangenehme Erfahrung gemacht zu haben. Was der Politiker dem Journalisten geben kann, ist manchmal positive Information, manchmal ein Ausblick auf die mögliche oder wahrscheinliche Entwicklung der Dinge, nach welcher der Journalist seine Sprache regeln kann, manchmal auf Grund genauerer Kenntnis der Umstände und der handelnden Persönlichkeiten Beurteilung der Gesamtlage, die den Journalisten vor Irrtümern schützt. Wie in der Diplomatie überhaupt, ist persönliches Vertrauen ungefähr das einzige Kapital, über das ein Auslandsvertreter verfügen kann. Erweist sich durch Erfahrung, daß Voraussagen und Beurteilungen einer Lage im wesentlichen richtig waren, so wird bei dem Journalisten die Neigung steigen, den Anschauungen und Voraussagen des Diplomaten Glauben zu schenken und seine Haltung danach einzurichten.

Während meines Aufenthaltes in London vollzog sich, oder vielleicht genauer gesagt, vollendete sich die große Umwälzung im englischen Zeitungswesen. Mit der zunehmenden Demokratisierung der Massen entstand ein Bedürfnis nach billiger Massen-Journalistik, die Auflageziffern erstrebte und sich soweit als irgend möglich dem Geschmack und den Tendenzen der breiten Masse anzupassen suchte. In Amerika war diese Entwicklung schon weiter vorgeschritten. In England hat sie sich in den zwanzig Jahren vor dem Kriege voll-

[378] Dieser Satz ist eine spätere handschriftliche Hinzusetzung, gegebenenfalls nach 1939 getätigt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

zogen. Repräsentierten „Times“, „Morning Post“, „Daily Telegraph“, um nur wenige zu nennen, den vornehmen, auf die oberen Klassen eingestellten klassischen englischen Journalismus, so hatten rein populäre Blätter wie „Daily Mail“, „Daily Express“, in neuerer Zeit „Evening Standard“, großen pekuniären Erfolg durch ihre Massenverbreitung und ihr Bestreben, den Instinkten der Masse zu huldigen. Mit der Massenverbreitung wuchs der Wert der Annoncen ins Ungemessene, und für die Finanzierung des Blattes waren die Annoncen entscheidender als der Verkauf.

Lange Beobachtung hat mich zu dem Glauben bekehrt, daß der Einfluß der Presse häufig doch überschätzt wird. Während der ganzen Zeit meiner Arbeit in England waren die Liberalen am Ruder und beherrschten die Situation. Das Gros der englischen Presse war unionistisch, die Liberalen verfügten damals über „Daily Chronicle“, „Daily News“, über die als Nachmittagsblatt in relativ kleiner Auflage erscheinende „Westminster Gazette“ und „Manchester Guardian“. Der Herausgeber der „Westminster Gazette“, Mr. Alfred Spender[379], spielte eine bedeutende Rolle im sozialen und politischen Leben. Mit dem Leiter der Auslandspolitik, Sir Edward Grey, persönlich befreundet, galten seine Leitartikel als ziemlich sicherer Gradmesser für die im Kabinett jeweils herrschende Stimmung. Unglücklicherweise war außenpolitisch die populäre Presse, an ihrer Spitze die „Daily Mail“, ausgesprochen deutsch-feindlich eingestellt. Diese Art Zeitungen hat sicher viel dazu beigetragen, in schwierigen Zeiten die Masse des englischen Volkes gegen Deutschland einzunehmen und die Arbeit der auf Verständigung hinzielenden Elemente zu durchkreuzen[380].

Die englische Presse hat immer auf einem sehr hohen Niveau gestanden. Kaum wird in der Zeitungsgeschichte der Welt ein Blatt ein so gleichmäßig hohes Niveau eingehalten haben wie dies z. B. bei der Londoner „Times“ der Fall gewesen ist. Neben der „Times“ war es die conservative „Morning Post“ und der „Daily Telegraph“, welche die Tradition des älteren englischen Journalismus auf das Beste repräsentierten. Die Neuerung, daß auch die Zeitung dem Zug der Zeit folgend sich auf das geistige Niveau der breiten Masse einstellen sollte, war eben im vollen Gang. Harmsworth, der spätere Lord Northcliffe[381], und seine Brüder hatten um das populäre Massenblatt, die „Daily Mail“, einen zahlreichen Konzern anderer Publikationen gruppiert; der „Daily Express“ suchte die Konkurrenz aufzunehmen. War auch die Zeit infolge der heftigen Kämpfe um die Stellung des Oberhauses und um Selbstregierung für Irland innerpolitisch eine bewegte, so wurde doch im großen Ganzen von den führenden Organen eine in der Form gemäßigte und den parlamentarischen Traditionen entsprechende Sprache geführt. Auch die Wochen- und Monatsschriften spielten in der Diskussion eine nicht unwichtige Rolle; die große

[379] John Alfred Spender (1862–1942), Herausgeber der „Westminster Gazette“ 1896–1922.

[380] Hiermit endet der erste Teil der Einschaltung, und der Basistext wird (trotz einer inhaltlichen Wiederholung ungekürzt) fortgesetzt.

[381] Alfred Harmsworth, 1st Viscount Northcliffe (1865–1922), Journalist und Verleger; beherrschte zu Beginn des Ersten Weltkriegs den größten Pressekonzern in Großbritannien.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Politik wurde vielfach in den Monatsschriften behandelt, und zwar merkwürdigerweise in der Regel anonym. Es wimmelte von meist der Antike entnommenen Decknamen, „Junius“, „Aletes“, „Callias“, „Secutator“ etc. füllten die Spalten. Diese Anonymität wurde dazu benutzt, um allerlei fremde Ware einzuschmuggeln, insbesondere aus dem russischen Lager wurde viel in die Monatsrevuen geliefert, meist mit der offensichtlichen Tendenz, Unfrieden zwischen Deutschland und England zu säen und zu fördern.

Neben der aufmerksamen Beobachtung der Presse und der Berichterstattung über die hervortretenden und beachtenswerten Strömungen ging natürlich auch der persönliche Verkehr mit wichtigen Journalisten einher. Vielfach spielte er sich, wie dies der englischen Sitte entspricht, beim Gabelfrühstück ab. Im Gegensatz zu den Pressen anderer Länder war, soweit ich es beobachten konnte, zu meiner Zeit jedenfalls, die englische Presse durchaus unbestechlich. Jeder derartige Versuch würde dem ungeschickten Diplomaten, der ihn unternommen hätte, Geltung und Wirkungsmöglichkeit für alle Zeiten abgeschnitten haben. Das einzig wirksame Mittel, um auf die große englische Presse Eindruck zu machen, war meiner Erfahrung nach, den führenden Köpfen die Überzeugung beizubringen, daß die vertretene These tatsächlich gesund und vernünftig und für beide Teile nützlich war. Im Gegensatz zu der auf den Kontinent weit verbreiteten Anschauung, daß die englische Regierung, vor allem das Foreign Office, in auswärtigen Fragen stark mit der Presse arbeitete, mußte ich feststellen, daß, verglichen mit der Beachtung, welcher der Presse in continentalen Hauptstädten geschenkt wird, und dem Apparat, welcher zu ihrer Verfolgung und Beeinflussung ausgebaut worden ist, die englische Regierung nur sehr spärlichen Gebrauch von den Tageszeitungen machte. Der Korrespondent des Reuterschen Büros war viel unterwegs, um Nachrichten zu sammeln, er wurde auch regelmäßig im Foreign Office empfangen. Die „Times“ in erster Linie, dann aber auch das liberale Nachmittagsblatt, die „Westminster Gazette“, hatten durch gelegentliche Besprechungen Fühlung mit den Außenämtern. Der Herausgeber der „Westminster Gazette“, Mr. Spender, ein kultivierter, geistig hochstehender Mann, der auch gesellschaftlich in weiten Kreisen verkehrte, war durch langjährige persönliche Beziehungen mit Sir Edward Grey befreundet; so konnte man annehmen, daß seine Äußerungen bis zu einem gewissen Grade amtliche Meinungen widerspiegelten.

Verschiedene Erfahrungen lassen mich zweifeln, ob wir nicht die Tendenz haben, den Einfluß der Tagespresse auf die öffentliche Meinung zu überschätzen. Die liberale Partei verfügte zu meiner Zeit über verhältnismäßig wenig Blätter, und auch die konnten sich weder an Verbreitung noch an journalistischer Qualität mit dem conservativen Heerbann auch nur einigermaßen vergleichen. Sie verfügte in London über das Morgenblatt „Daily Chronicle“, „Daily News“ und über die Nachmittagszeitung „Westminster Gazette“ – das war alles, trotz des überwältigenden Sieges der Liberalen, der zu der langen Vorherrschaft des Kabinet[t]s Asquiths führte. Ähnliche Lehren gab meines Erachtens der Wahlsieg Herriots in Frankreich im

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Jahre 1932[382], bei vollkommener Vorherrschaft der nationalistischen Gruppe in der Pariser Presse und ihren stark überwiegenden Provinzzeitungen. Auch die in Deutschland zur Zeit so starke Hitler-Bewegung verfügt jedenfalls über keine Presse, die einigermaßen im Verhältnis zu den enormen Wahlerfolgen steht. Dagegen beherrscht die demokratische Partei, deren parlamentarische Vertretung hoffnungslose Schwundsymptome aufweist, die größten und einflußreichsten Blätter sowohl in Berlin als in den Provinzstädten.[383]

Wichtig waren natürlich für uns auch die in London lebenden Berichterstatter deutscher Blätter, denn unwillkürlich baut sich die Meinung in der Heimat auf der Londoner Berichterstattung der wichtigeren Blätter auf. Durch seine offiziösen Beziehungen und seine große Reichweite war natürlich der Vertreter des Wolff'schen Büros in London für uns am wichtigsten. Ich habe es als ein glückliches Zusammentreffen geschätzt, daß diese Vertretung während meiner Londoner Arbeit in den Händen eines vortrefflichen Mannes lag. Dr. Hans Plehn[384] hatte in Deutschland weit rechts stehenden Kreisen angehört. Er stand dem Bund der Landwirte nahe und hatte gute Beziehungen zur „Kreuzzeitung". Sein Wesen hatte etwas Ruhiges und Abgeschlossenes; ganz ein Mann des deutschen Nordens, ging er mit Vorsicht und vielleicht etwas Mißtrauen an die Dinge heran, prüfte und wog sehr lange, bevor er Stellung nahm, war aber dann in seiner Stellung auch stetig und zuverlässig. Ein runder, schon etwas kahler Kopf, ein brauner Bart, spitz geschnitten in der Art Heinrich IV.[385], kurzsichtige, aber eindringliche, forschende Augen hinter scharfen Brillengläsern – das war das äußere Bild. Plehn kam ungefähr jeden Tag vormittags auf ein paar Minuten zu mir herein, um Nachrichten zu holen oder mitzuteilen, Neuigkeiten zu besprechen und sich für die einzuhaltende Linie Direktiven zu holen. So hat sich im Laufe der Jahre ein vertrauensvolles und freundschaftliches Verhältnis entwickelt. Als mir Plehn sagte, er habe sich entschlossen, die Essenz unseres täglichen Gedankenaustausches in einer Broschüre niederzulegen, stimmte ich ihm freudig bei. Diese Broschüre unter dem Titel „Deutsche Weltpolitik und kein Krieg" ist im Laufe des Jahres 1912 in Berlin anonym veröffentlicht worden und hat in politischen Kreisen vielfach Beachtung gefunden. Der damalige Gesandte Dr. Rosen in Lissabon erwähnt[e] sie in seinem Briefwechsel mit Solf[386] und erkundigt[e] sich, wer wohl der Verfasser sei.

---

382 Édouard Herriot (1872–1957), Politiker der linken Parti radical, Bürgermeister von Lyon 1905–1957 (mit Unterbrechung); Ministerpräsident 1924–1925, 19.–21. Juli 1926, 4. Juni – 14. Dezember 1932.

383 Es folgt der zweite Teil der Einschaltung „Presse und Journalisten in London".

384 Hans Plehn (1868–1918), Journalist; Vertreter des Wolffschen Telegraphenbüros. – Seine im folgenden genannte Broschüre hat 97 Seiten und ist heute auch online verfügbar unter https://ia801905.us.archive.org/8/items/VERSAGERkanzler2/DeutscheWeltpolitikOhneKrieg_text.pdf.

385 Heinrich IV. (1553–1610), König von Frankreich 1589–1610.

386 Wilhelm Solf (1862–1936), Leiter des Reichskolonialamts 1911–1918; Staatssekretär des Auswärtigen Oktober – Dezember 1918. – Der genannte Briefwechsel ist nicht veröffentlicht.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Absicht bei der Publikation ging dahin, die öffentliche Meinung in Deutschland langsam und vorsichtig darauf vorzubereiten, daß ohne Krieg und Gewaltanwendung Deutschland sehr wohl imstande sei, im Einvernehmen mit England seine Weltverhältnisse zu ordnen und sich ein großes Kolonialreich aufzubauen, das ihm für die nächsten Generationen Arbeit und Betätigungsmöglichkeiten bieten würde. Ich glaube, daß die Geschichtsschreibung, welche es sich zur Aufgabe stellt, die Vorkriegsjahre zu beleuchten, an Plehn's Broschüre nicht vorübergehen sollte; sie enthält viel auch heute noch Beachtliches. Der Autor brachte mir die Fahnen; wir haben sie gemeinsam durchgearbeitet, und wenn auch das Verdienst der Fassung und Textierung vollkommen ihm gebührt, so kann ich doch sagen, daß ich mit jedem Satz sachlich einverstanden war.

Plehn hat sich immer tiefer in die Probleme der großen Politik eingearbeitet und beklagte mit mir das merkwürdige Faktum, daß von der für uns entscheidenden wichtigen Bismarck'schen diplomatischen Arbeit nach der Reichsgründung so wenig bekannt geworden sei. Bis zum Kriegsausbruch existierte in deutscher Sprache kein größeres Werk über Bismarck's auswärtige Politik zwischen 1871 und seinem Rücktritt. Plehn widmete sich seiner Aufgabe mit[387] Hingabe und hat eine grundlegende Arbeit über den Gegenstand veröffentlicht[388]. Für ihn, der bei aller Ruhe und Gemessenheit ein glühender deutscher Patriot war, war die Vernichtung[389] der Reichsherrlichkeit und alles dessen, wofür er ein Leben lang gearbeitet hatte, mehr als er ertragen konnte. Der ernste, schwere und schwernehmende Mann ist in den finsteren Tagen, die dem Zusammenbruch der Armee und des Kaisertums folgten, verzweifelnd in die Nordsee hineingegangen und hat dort seinen Tod gefunden.

Fast in allen Punkten bildete einen Gegensatz der Correspondent der „Frankfurter Zeitung", Dr. Gut[t]mann[390]; mit dunklem Haar, schwärzlichem Vollbart und einem Zwicker konnte er seinem Äußeren nach ebenso gut ein Romane sein. Von großer journalistischer Gewandtheit und Erfahrung schien er mir manchmal durch einen allzuweit gehenden Skeptizismus gehemmt. So notwendig es ist, sich gegen Illusionen und Optimismus zu wappnen, so wenig nützlich ist es, für weite Übersicht, die entschlossenem Handeln als Grundlage dient, alles nochmals zerfasern und sezieren zu wollen; mag man von der Mangelhaftigkeit und Schlechtigkeit der menschlichen Natur noch so durchdrungen sein, für ein gewisses eng umrissenes Gebiet muß man auch Vertrauen haben können, sonst ist kein Fortkommen auf dieser krummen Welt. Ich bin Dr. Gut[t]mann, dessen bedeutende Begabung und Verstandesschärfe ich nicht

[387] „größter" gestrichen.

[388] Postum erschien Hans Plehn: Bismarcks auswärtige Politik nach der Reichsgründung. Mit einem Vorwort von Otto Hoetzsch. München/Berlin 1920.

[389] Geändert aus: „der Zusammenbruch".

[390] Bernhard Guttmann (1869–1959) war als promovierter Historiker von 1899–1930 Redaktionsmitglied der „Frankfurter Zeitung", Korrespondent in London 1907–1914, später dann Leiter des Berliner Büros. 1935 erhielt er als Jude Berufsverbot durch die Nationalsozialisten. Er veröffentlichte u. a.: Schattenriß einer Generation, 1888–1919. Stuttgart 1950.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

einen Augenblick verkannt habe, auch nach London öfters wieder begegnet. Er hat die „Frankfurter Zeitung“ zu meiner Zeit im Haag vertreten, und auch in Berlin begegne ich ihm von Zeit zu Zeit wieder.

Das große süddeutsche Organ, die „Münchener Neuesten Nachrichten“, war durch Dr. Gaupp[391] repräsentiert, einen gründlichen, gut beobachtenden realistischen Schwaben, mit [dem] ich mich immer ausgezeichnet verstanden habe. Seine ruhigen, leidenschaftslosen Berichte waren geeignet, dem Leser ein richtiges Bild von den jeweiligen Verhältnissen und Stimmungen zu geben. Dr. Paul Scheffer, der zurzeit eben wieder als Vertreter des „Berliner Tageblatts“ in London tätig ist, hat sich dort zu meiner Zeit die ersten journalistischen Sporen verdient. Von der Philosophie und der Anwartschaft auf akademische Karriere herkommend, brachte er menschlich und wissenschaftlich recht viel in sein neues Handwerk mit. Was er seitdem für den deutschen Auslands-Journalismus geleistet hat und geworden ist, macht mich stolz darauf, ihm bei den ersten Schritten auf der neuen Bahn einige, wenn auch vielleicht rauhe, Beihilfen geleistet zu haben.

Neben englischen und deutschen Journalisten kamen gelegentlich auch Franzosen, um die Gesamtlage in meinem Glaskäfig zu besprechen[392]. Mit dem Korrespondenten des „Temps“ sprach ich am häufigsten; es war mir interessant, in dem gescheiten, sehr gebildeten und vorurteilslosen jungen Mann einen Vertreter der kommenden französischen Generation näher kennen zu lernen. Sein Vater war Generalgouverneur von Algerien gewesen; so wuchs er von Jugend auf in einer politischen und mehr internationalen Atmosphäre auf. Ihm, wie sehr zahlreichen seiner Altersgenossen, lag viel daran, das Kriegsbeil zwischen Frankreich und Deutschland zu begraben, und einen Zustand befestigt[393] zu sehen, der beiden Völkern erlaubte, ohne Sorge vor neuen beständigen Kämpfen ihre nationalen Aufgaben zu erfüllen. Es ist ein Jammer und ein großes historisches Unglück, daß nicht diese heranwachsende Jugend, sondern die damals schon fast überalte[r]te Generation derer, die 1871 noch mit Be-

391 Otto Gaupp (nicht weiter identifiziert). – Der im folgenden genannte: Paul Scheffer (1883–1963), arbeitete nach dem Studium 1913–14 einige Monate als Praktikant an der Deutschen Botschaft in London. Kühlmann kannte Scheffer aus München und hat ihn dann 1915 als Pressebeirat an die Gesandtschaft nach Haag geholt. Durch Vermittlung von Kühlmanns guter Freundin Annette Kolb wurde er Mitarbeiter des „Berliner Tageblatts“; 1920 Reportagen über die Konferenz von Spa; 1921–1930 Korrespondent in Moskau mit engen Beziehungen zu Botschafter Brockdorff-Rantzau; 1932 bis Juli 1933 Korrespondent in London, Chefredakteur 1934–1936, danach Korrespondent in Fernost, ab 1942 im amerikanischen Exil. Vgl. Paul Scheffer: Augenzeuge im Staate Lenins. Ein Korrespondent berichtet aus Moskau 1921–1930. München 1972. Dies ist die um eine biographische Einleitung von Margret Boveri und Zwischentexte sowie Annotation von Gernot Erler erweiterte, in der Auswahl neu zusammengestellte Neuherausgabe von Scheffers Buch „Sieben Jahre Sowjetunion“ (Leipzig 1930), in dem der Journalist eine Auswahl seiner Artikel aus dem „Berliner Tageblatt“ zusammengefügt hatte.

392 Dieser und der folgende Absatz sind einem einliegenden Blatt betitelt „Französische Journalisten in London“ entnommen. – Der im folgenden genannte Korrespondent des „Temps“ wurde nicht identifiziert, ebensowenig der dann genannte Vater.

393 Ursprünglich: „etabliert“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

wußtsein erlebt hatte, in der französischen Politik den ausschlaggebenden Einfluß besaß und diesen durch den ganzen Krieg und bis zum Friedensschluss beibehalten hat.

Gelegentlich kam auch Monsieur André Géraud[394] zu mir, der sich seitdem unter dem Schriftstellernamen Pertinax eine bedeutende Stellung im französischen politischen Journalismus erkämpft hat. Man konnte damals schon sagen, daß Pertinax nicht besonders deutschfreundlich eingestellt war. Von Natur zum Skeptizismus neigend, verwandte er seine zweifellos bedeutende Begabung darauf zu zergliedern, zu negieren und jede Neigung zu einer optimistischen oder konstruktiven Auffassung, die in ihm selbst aufkeimen mochte oder die er beim Gegenspieler entdeckte, sofort mit allen Ätzmitteln das Mißtrauens und Zweifels zu zerstören. Bei ganz entgegengesetzter Einstellung meiner eigenen Natur habe ich mich stets gern mit diesem Mephisto unterhalten, der eine keineswegs zu übersehende Facette des französischen Geistes darstellte.

Ein Diplomat, der in einem Weltzentrum wie London sich darauf beschränken würde, nur die offiziellen Beziehungen zum Hof, zur Hofgesellschaft, zum Kabinett und zum Außenamt zu pflegen, würde, an modernem Maßstab gemessen, ein arger Stümper sein[395]. Seit den Tagen der Fugger sind die Beziehungen zwischen den Mächtigen dieser Welt und denen, die über Gold und Kredit verfügen, immer enger geworden. Speziell König Eduard, der als Prototyp des modernen Monarchen angesprochen werden kann, ließ es sich angelegen sein, den königlichen Kaufleuten, an denen England nie arm war, auch jene gesellschaftlichen Erfolge nicht vorzuenthalten, welche nach errungenem Reichtum das begehrte Ziel zu sein pflegen. Solange der König Prinz von Wales war[396], mochten diese Beziehungen nicht immer ganz uneigennützig sein, denn zwischen der Ausgabenseite eines mit fürstlicher Freigiebigkeit geführten Lebens und den Einnahmen klaffte immer eine gewaltige Lücke, welche nur die Gefälligkeit finanzgewaltiger Freunde überbrücken konnte; aber auch später nach der Thronbesteigung blieb der König seinen alten Freunden treu. Er hat auch während seiner Regierung nichts unversucht gelassen, um die soziale Stellung einflußreicher Finanzleute zu heben. Sicher hatte ein Mann wie Sir Ernest Cassell, ein geborener Deutscher aus dem Rheinland, zur Zeit König Eduards nicht unbeträchtlichen Einfluß. Er hatte es durch glückliche Unternehmungen größten Stils zu gewaltigem Reichtum gebracht, und durch die Vermählung seiner Enkelin[397] mit dem Prinzen Ludwig Franz von Mountbatten (vor dem Kriege Battenberg) war er in nahe verwandtschaftliche Beziehungen mit dem englischen Königshause gekommen.

---

394 André Géraud (1882–1974), Journalist (beim „Écho de Paris“).

395 Dieser und die folgenden zehn Absätze kommen aus einer längeren Einschaltung, betitelt: „Finanz und Finanziers in London“.

396 Bis zum Tod seiner Mutter, Königin Victoria, am 22. Januar 1901.

397 Edwina Ashley (1901–1960) heiratete 1922 Prinz Louis Francis Mountbatten, 1st Earl Mountbatten of Burma (1900–1979), Konteradmiral.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Rothschilds hatten schon von alters her eine gefestigte Position auch in der Gesellschaft, so daß die Verheiratung von Hannah Rothschild mit Lord Roseberry[398], wohl dem glänzendsten Edelmann seines Zeitalters, weiter nicht auffiel. Trotzdem wäre es ein schwerer Irrtum, zu glauben, daß geschäftlich tätige Persönlichkeiten oder geschäftliche Erwägungen auf die große englische Politik maßgebenden oder überhaupt nur nennenswerten Einfluß besäßen. Gerade in Deutschland hat sich an den Ausdruck „Krämervolk" eine ganze Vorstellungsreihe angeschlossen, die von Grund auf falsch ist.

Ich gehe soweit zu behaupten, daß die auswärtige Politik in keinem Staat der Welt von geschäftlichen Erwägungen so vollkommen unabhängig ist als gerade in England. In Deutschland hatten in der kaiserlichen Zeit Einzelpersönlichkeiten wie Ballin, der Schöpfer der Hamburg-Amerika-Linie, beim Kaiser, die Deutsche Bank beim Auswärtigen Amt, viel zu sagen, unvergleichlich viel mehr als ähnliche Persönlichkeiten oder Institute in England. Die Engländer haben richtig erkannt, daß die Führung der auswärtigen Politik von so entscheidendem Einfluß auf die Existenz und das Wohl und Wehe eines Volkes ist, daß wirtschaftliche Gesichtspunkte nur mit äußerster Vorsicht in der Führung der ausländischen Geschäfte mitsprechen dürfen. Erinnert man sich an die sehr höfliche und entgegenkommende Art, in welcher Großbankiers und Großindustrielle in der Wilhelmstraße empfangen und behandelt wurden, so war man erstaunt zu sehen, mit welcher eisigen Schärfe, um nicht zu sagen Grobheit, das sehr selbstbewußte Foreign Office jeden Versuch eines Außenstehenden, Einfluß zu gewinnen, von vorne herein ablehnte. Gerade Sir Ernest Cassell, der auch nach dem Tod des Königs Eduard speziell in türkischen Fragen und in der Frage der Türkischen Staatsbank gewisse Kombinationen zu unterstützen versuchte, ist mit einer Rauheit zurückgewiesen worden, die in Deutschland undenkbar gewesen wäre.

In der City spielten zu meiner Zeit drei Häuser, deren Inhaber ursprünglich aus Deutschland stammten, eine bedeutende Rolle: An der Spitze stand das Bankhaus J. Henry Schröder & Co.; der Inhaber war zu meiner Zeit Baron Bruno Schröder[399], ein geborener Hamburger, der bis zum Kriegsausbruch zäh an seiner deutschen Staatsangehörigkeit festgehalten hatte. Sein ältester Sohn, in England erzogen, genügte seiner Dienstpflicht im deutschen Heer, er fiel als deutscher Soldat im Weltkrieg. Der Aufschwung des Hauses datierte hauptsächlich von der Zeit des alten Barons Henry Schröder, doch waren Einfluß und Reichtum unter der Führung des klarblickenden, einfachen und ritterlichen Baron[s] Bruno Schröder immer noch im Wachsen. Unterstützt von sei-

[398] Archibald Primrose, 5th Earl of Rosebery (1847–1929), Premierminister 1894–1895, heiratete 1878 Hanna Rothschild (1851–1890).

[399] Bruno Freiherr von Schröder (1867–1940), deutsch-englischer Privatbankier; Partner (1910 Senior Partner) des Hauses J. Henry Schröder & Co. – Sein im folgenden genannter ältester Sohn (Vorname nicht ermittelt) wurde bei Kriegsausbruch eingezogen und war seit 1915 an der russischen Front vermißt. – Der dann genannte J. Henry Baronet Schröder (1825–1910), deutsch-englischer Kaufmann und Privatbankier.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nem tätigen Partner Frank Cyril Tiarks[400], der, von einer deutschen Predigerfamilie abstammend, Engländer war und selbst in der englischen Marine gedient hatte, hatte das Bankhaus besonders als Akzepthaus sich zu führender Stellung emporgearbeitet.

Daneben besaß das Haus Kleinwort Sons & Co. bedeutenden Einfluß in der City. Zwei anziehende Töchter aus diesem Finanzhause[401] haben Deutsche geheiratet, die eine den Freiherrn Schenk von Schweinsberg, den Adjutanten des erblindeten Landgrafen von Hessen, die andere verlobte sich kurz vor Kriegsausbruch mit unserem damaligen Militär-Attaché Major Renner; die Hochzeit sollte anfang August stattfinden, die Geschenke waren eingetroffen, alles bis ins Kleinste geregelt, als der Weltkrieg das Brautpaar auseinanderriß. Sie haben sich unmittelbar nach Friedensschluß geheiratet; Renner ist in die diplomatische Karriere übergegangen.

Nicht unbedeutendes Gewicht besaß, nicht über den Hof, aber über das Kabinett, der Chef des Hauses Speyer & Co., Sir Edgar Speyer[402]. Er stand verschiedenen Mitgliedern des Kabinet[t]s Asquith persönlich nahe, gehörte dem Königlichen Geheimen Rat an und war sicher über interne politische Vorgänge mit am besten informiert. Das Haus Lazard Speyer-Ellissen in Frankfurt hatte um die Mitte des 19. Jahrhunderts eine große internationale Rolle gespielt, insbesondere auch bei der Begebung amerikanischer Anleihen während und nach dem Secessionskrieg. An der Spitze der beiden zu großen Unternehmungen gewordenen Speyer'schen Banken in London und New York standen die Brüder Edgar und James Speyer, die sich äußerlich unähnlich waren und sich auch wohl nicht liebten. Der Londoner Edgar war mit einer Gräfin Stosch verheiratet, einer hochbegabten, sehr musikalischen Frau, die neuestens durch einige Bände Gedichte sich in die vordere Reihe der Dichterinnen in englischer Sprache gestellt hat. Das Speyer'sche Haus war ein großer geselliger Mittelpunkt, in welchem insbesondere alles, was an Musik, Oper, Theater Interesse hatte, sich traf. Richard Strauss[403] war dort ein oft und gern gesehener Gast.

London war zu meiner Zeit das Industrie- und Finanz-Zentrum der Welt. Ganz England, damals noch ausgesprochen[es] Freihandelsgebiet, war nichts als ein großer Freihafen, und das englische Bankgeschäft blühte auf dem natürlichen Boden großer Warenumsätze mit der ganzen Welt. Waren in den genannten großen Häusern es aus Deutschland stammende Herren, die maßge-

[400] Frank Cyril Tiarks (1874–1952), Bankier; Partner im Bankhaus J. Henry Schröder; im Ersten Weltkrieg Marineoffizier.

[401] Sophia Louise Kleinwort (1891–1957) und Henrietta Hortense Kleinwort (1893–1980), diese heiratete 1919 Martin Renner (vgl. oben S. 192, Anm. 275). Der dann genannte Adjutant wurde nicht ermittelt. – Der darauf genannte: Alexander Friedrich (1863–1945), Landgraf von Hessen 1888–1925; seit Geburt sehbehindert.

[402] Sir Edgar Speyer, 1st Baronet (1862–1932), Finanzier und Philanthrop; verheiratet 1902 mit Leonora (1872–1956), geb. von Stosch; amerikanische Dichterin und Geigerin; verfaßte mehrere Bücher, u. a.: American Poets, An Anthology of Contemporary Verse, München 1923; war in Briefverkehr mit Gerhart Hauptmann.

[403] Richard Strauss (1864–1949), Komponist.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

benden Einfluß ausübten, so hatten auch die großen Berliner Banken, an ihrer Spitze die Deutsche Bank, nicht unterlassen, in London eigene Filialen aufzubauen, deren Geschäftsumsätze ständig im Wachsen waren.

Das Weltbild eines in London tätigen Diplomaten wäre nicht vollständig gewesen, hätte er nicht mit all den genannten Kreisen ständig in Fühlung gestanden. Mindestens einmal die Woche frühstückte ich bei einem der genannten Häuser in der Londoner City. Schröders hatten damals noch nicht das moderne Bankpalais aufgeführt, in dem sie heute hausen: In kleinen, dunklen, von streng konservativer Gesinnung zeugenden Räumen versammelten wir uns zum lunch in Leadenhall Street, aber die Fülle interessanter Informationen, die aus der ganzen Welt an einem solchen Zentrum zusammenströmten, ließen die gesucht bescheidene Umwelt vergessen. Reizende week-ends auf dem, dem königlichen Windsor Park benachbarten, Landsitz der Schröderschen Familie, ausgezeichnete Fasanenjagden ließen den Gedankenaustausch in angenehmster Form fortsetzen. Auf Sir Ernest Cassell's prunkvolle Diners schauten lebensgroße Portraits van Dycks herab, und im Garten des Speyer'schen Stadthauses wurde musiziert und trompetet, daß die erschreckten Nachbarn protestierten.

Mehrfach habe ich mit Herren aus der Industrie und Finanz über die Unhaltbarkeit der englischen Tradition gesprochen, die im Kriegsfall feindliches Privateigentum dem Staat verfallen erklärt. Damals wurde mir immer wieder versichert, das seien veraltete Dinge, die im modernen Leben nicht angewendet werden könnten, weil sie zu absurd seien. Nichtsdestoweniger sind sie nach Kriegsausbruch mechanisch angewandt worden und haben den Betroffenen unendliches Elend verursacht, ohne den englischen Interessen entsprechend zu nutzen. Nichts ist merkwürdiger und nichts weist eindringlicher darauf hin, wie schnell der Mensch vergißt und buchstäblich nur von einem Tag zum anderen lebt, als die Tatsache, daß trotz der unerhörten Härte gegen fremdes Eigentum im Kriege London heute wieder in so großem Umfang Handels- und Finanz-Zentrum geworden ist. Es ist ja auf die Dauer wohl unvermeidlich, daß die 120 Millionen-Insel Amerika der 40 Millionen-Insel Groß-Britan[n]ien den Vorrang auch in der Finanzwelt rauben wird; aber darüber wird noch viel Wasser die Themse herunterfließen; denn vorläufig fehlen viele Voraussetzungen, um New York zu dem international beherrschenden Finanzzentrum zu machen.

Meinen beiden besten Freunden in der City ist der Kriegsausbruch verhängnisvoll geworden: Edgar Speyer, obwohl Englischer Untertan, Mitglied des Privy Council und mit allen Fasern seiner Interessen England verbunden, hat es mit der stolzen und unabhängigen Art, die ihm eigen war, von anfang an zurückgewiesen, Anhänglichkeit an England durch Angriffe auf Deutschland zu bekräftigen. Er hat vor dem Konflikt nicht zurückgescheut, dem König seine Orden und Titel zurückgegeben und England verlassen, obwohl dieser Schritt seine materiellen Belange auf das empfindlichste schädigen mußte.

Baron Bruno Schröder wurde durch das englische Kabinett, sobald der Kriegsausbruch feststand, durch ein Ultimatum vor eine furchtbar schwere

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Entscheidung gestellt: Entweder er akzeptierte die ihm angebotene Aufnahme in den englischen Staatsverband und rettete dadurch die ungeheuren, ihm anvertrauten Vermögen, indem er in der Lage blieb, das Geschäft weiter zu leiten, oder er lehnte ab, was mit Internierung und dem Ruin[404] aller ihm anvertrauten Interessen identisch war. Er hat sich wehen Herzens für das erstere entschieden, da er dies für seine Pflicht hielt; welch furchtbaren Konflikten er ausgesetzt gewesen sein muß, da sein Sohn in der deutschen Armee diente und während des russischen Feldzuges fiel, ist leicht zu ermessen. Man liest in Büchern, daß Menschen in kurzer Zeit vor Kummer grau werden. Bruno Schröder ist der einzige Fall, den ich selbst erlebt habe. Als ich mich von ihm verabschiedete, war er in zehn Tagen eisgrau geworden, ein um zwanzig Jahre gealterter Mann[405].

Das Bild meiner Londoner Tätigkeit würde unvollständig sein, fände mein Freund Thomas Rhodes[406] keine Erwähnung. Lang, schmal und hager, ein weißes Spitzbärtchen und Brille, nicht übermäßig gesprächig, jeder Zoll ein typischer Engländer, niemals soweit gekommen, um deutsch zu sprechen oder zu lesen. Niemanden habe ich im Inselreich getroffen, welcher der Frage der deutsch-englischen Beziehungen mit so zäher Leidenschaft, mit so vollkommener Hingabe seiner ganzen Person gegenüber gestanden wäre. Den wesentlichen Teil seines Lebens hat ihn seine Stellung als Agent des Norddeutschen Lloyd mit weiten und ganz verschiedenen Kreisen der englischen Gesellschaft, deutscher Wirtschaft und Finanz in Berührung gebracht. Mit einer Ausschließlichkeit, einer Folgerichtigkeit und einer Willenskraft, die in dieser merkwürdigen Kombination wohl nur in einem Engländer zu finden waren, hatte er sich in den Kopf gesetzt, alles zu tun, um deutsch-englische Freundschaft zu fördern. Als Engländer, und nichts als Engländer, felsenfest davon überzeugt, daß in der Pflege dieser Freundschaft für sein Vaterland die einzig richtige Politik liege. Was er vermochte, versuchte er zum Erfolg beizutragen, indem er als Mittler im weitesten Sinne rastlos tätig war. Handelte es sich darum, daß der deutsche Botschafter eine öffentliche Rede zu halten hatte, so trug er unermüdlich an Material zusammen, was dienlich sein konnte, er gab Winke über Persönlichkeiten und Charaktereigenschaften der wichtigeren bei dem Banquett anwesenden Engländer, brachte bei kleinen Frühstücken Herren der Botschaft, bedeutende Vertreter deutscher Schiffahrt oder deutscher Industrie mit interessierten Engländern der gleichen Lebenssphäre zusammen, verfehlte nie, darauf hinzuweisen, wo eine Aufmerksamkeit, ein Glückwunsch, ein Brief stimmungsmäßig günstig wirken konnten, wo durch pflegliche Behandlung in

404 Ursprünglich: „und schwerster Gefährdung“.

405 Die letzten drei Sätze sind in eine spätere handschriftliche Ergänzung. Hiermit endet die Einschaltung „Finanz und Finanziers in London“. Es folgt der dritte und letzte Teil der Einschaltung „Presse und Journalisten in London“.

406 Thomas Rhodes, englischer Journalist (Lebensdaten nicht ermittelt). – Er schrieb: The real von Kühlmann, London 1925; deutsche Ausgabe: Kühlmann, wie er wirklich ist, Berlin 1926, 109 S. (vgl. unten S. 237).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Deutschland reisender wichtiger Ausländer nützliche Eindrücke erweckt werden konnten.

Ein wesentliches Hilfsmittel für all diese Bestrebungen war die Anglo-German Friendship Society, eine Gesellschaft, welche sich die Pflege der deutsch-englischen Beziehungen zur besonderen Aufgabe gemacht hat. Banquette, Vorträge und Versammlungen, Reisen deutscher Journalisten nach England, Besuche von britischen Corporationen in Deutschland waren das Spezialgebiet, auf dem der Verein zu wirken versuchte. Ich weiß, daß unter meinen diplomatischen Kollegen derartige Versuche häufig mit Naserümpfen betrachtet wurden. „Sentimentale Schwätzereien ohne Einfluß" war das absprechende und meines Erachtens durchaus in die Irre gehende Urteil. Der Anglo-German Society gehörten sozial sehr hochstehende Persönlichkeiten an, die bei dem englischen Snobismus weitere Kreise anzuziehen nicht verfehlten. Die Kirchen waren durch ihre glänzendsten Persönlichkeiten vertreten, aus der Welt der City, der Literatur, der Wissenschaft, der Journalistik standen klangvolle Namen zur Verfügung. So wichtig die Verbesserung der allgemeinen politischen Atmosphäre ist, so muß doch jeder auf diesem Gebiet errungene Erfolg steril bleiben und verpuffen, der nicht mit solider diplomatischer Arbeit parallel läuft. Erst als es gelungen war, mit dem Foreign Office und dem Kabinett stetig und vertrauensvoll für gegebene politische Ziele zusammenzuarbeiten, begann auch die Arbeit dieses Komitees wirkliche Früchte zu tragen. Die Öffentlichkeit auf das kommende engere Zusammenrücken Englands und Deutschlands vorzubereiten, wurde eine vielseitige und wichtige Aufgabe.

Der Anglo-German Friendship Society fehlte bei ihrem großen und etwas losen Aufbau Geschlossenheit und Manövrierfähigkeit. Es war deshalb ein glücklicher Gedanke von Mr. Rhodes, als inneres Aktions-Komitee ein „Albert Komitee" zu gründen, das nach dem Prinzen-Konsort benannt[407], demselben Zweck dienen sollte wie die Anglo-German Friendship Society, gleichsam deren geschäftsführenden Ausschuß bildend. Thomas Rhodes zeigte die neue Gründung König Eduard an, und dessen Antwort, in welcher er den Gründer beglück- und dem Komitee Erfolg wünschte, bildete sorgfältig eingerahmt eines der Stücke, auf die Mr. Rhodes am stolzesten ist. Bei meinen Akten befindet sich die Mitgliederli[ste] der Anglo-German Friendship Society aus dem Jahre 1913, vier eng gedruckte Folio Seiten einflußreicher Namen.[408]

Es scheint, daß Mr. Rhodes in meiner Persönlichkeit ein geeignetes Instrument zur Durchsetzung der von ihm mit kühlem Fanatismus betriebenen Ziele

[407] Prinz Albert (vgl. oben S. 220, Anm. 364).

[408] Dieser Satz ist eine spätere handschriftliche Hinzusetzung. Die Liste, überschrieben mit „Confidential. Revised March 25th 1911", übersandte ihm Thomas Rhodes am 11. September 1932 (laut im Manuskript einliegendem Brief). Auf der Liste finden sich insgesamt 599 Personen, darunter 106 britische Unterhausabgeordnete, 95 Bürgermeister britischer Städte (von den größten 20 Städten der Insel sind fast die Hälfte vertreten: Birmingham, Liverpool, Leicester, Coventry, Bradford, Cardiff, Nottingham, Newcastle-upon-Tyne, Southampton sowie einige der damals noch eigenständigen Stadtteile Londons: Battersea, Finsbury, Greenwich, Hampstead, Marylebone, Paddington, Stoke Newington, Westminster, Wimbledon) und 36 Schulleiter von Public Schools.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

zu erkennen glaubte, wenigstens bin ich geneigt, diesem Umstand die gleichmäßige und aufopfernde Freundschaft zuzuschreiben, die der Genannte immer für mich an den Tag gelegt hat. Als bei Kriegsausbruch nach meiner Rückkehr aus Deutschland ich in der Morgendämmerung in meinem großen Haus in Palace Gate saß[409], im Begriff, den Zug zu besteigen, der uns nach Deutschland führen sollte, kam Rhodes herein, trank Tee mit mir und sagte, sich umsehend: „Hier sind aber nicht die geringsten Vorbereitungen zu einem Abbruch getroffen." Ich erwiderte ihm, ich sei seit meiner Rückkehr aus Deutschland jede Sekunde so voll in Anspruch genommen gewesen, daß ich mich auch nicht einen Augenblick meinen Privatangelegenheiten widmen konnte. Die bevorstehenden Entscheidungen seien so ungeheuer, daß man solche Kleinigkeiten nicht tragisch zu nehmen brauche. Er sagte: „Dann erlauben Sie mir wenigstens, für kurze Zeit mich hier einzuquartieren, um zu sehen, daß Verpackung und Aufbewahrung des großen und zum Teil aus unschätzbaren Kunstwerken bestehenden Mobiliars in Ordnung vorgenommen wird." Ich stimmte gern zu, ohne zu wissen, daß der Gute damit sich für mehrere Monate in dem leeren, unbehaglichen Hause einquartierte, unter Aufwand unendlicher Sorgfalt die ordnungsmäßige Verpackung des ganzen Hausgerätes besorgte und darüber hinaus auch die Erlaubnis der englischen Behörde erwirkte, mir noch während des Krieges die ganze Einrichtung zuzusenden. So hatte ich, als ich als Gesandter in Holland ankam[410], die große Freude, auf einem holländischen Dampfer mein ganzes Besitztum anschwimmen zu sehen, so daß ich das schöne Palais im Haag würdig einrichten konnte. Alles war da, bis auf den alten Champagner.

Rhodes begleitete mich zum Bahnhof, begrüßte alle die ihm wohlbekannten Deutschen, die nun auf lange, wenn nicht auf immer, den Boden Englands verließen, und gab jedem mit guten Wünschen ein Zweiglein weißen Heidekrauts mit, das in England als besonders glückbringend gilt. Mit einem Zweig weißen Heidekrautes war seinerzeit die Verlobung des nachmaligen Kaisers Friedrich mit der Prinzessin Victoria von England besiegelt worden.

Rhodes konnte natürlich die ganze Zeit über mir keine Nachricht zukommen lassen, nur als ihm dieser Streich des Möbeltransportes gelungen war, sandte er mir eine Postkarte, auf der er hinter dem letzten abrollenden Möbelwagen seinen Zylinder lüftend stand; darunter stand „Yours sincerely T. R."

Was ich nicht wußte und erst später erfahren habe, ist, daß seine stets offen propagierte Deutschfreundlichkeit zusammen mit der Mühe, die er sich um das Eigentum eines besonders gefährlichen und unbeliebten deutschen Diplomaten gegeben hatte, ihm die ernstesten Schwierigkeiten bereitet haben. Er wurde unter spezielle Aufsicht von Scotland Yard gestellt und hat wohl viel auszustehen gehabt. Er blieb aber stets der Gleiche, erklärte, es sei sein gutes Recht, als Engländer die Meinung zu haben, die er für richtig ansähe, er werde sich jede gewünschte Zurückhaltung auferlegen, aber unentwegt an seiner

[409] Am Morgen des 6. August 1914.

[410] Anfang April 1915 (Übernahme der Geschäfte am 2. April).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Überzeugung festhalten. Als bei Kriegsausbruch und während des Krieges, hauptsächlich unter dem Einfluß Lord Northcliffs, der meiner politischen Tätigkeit Gegnerschaft geschworen hatte, die Legendenbildungen über meine Arbeit in England üppig wucherten, schrieb Rhodes ein kleines Büchlein „The Real von Kühmann", das in England viel gelesen und diskutiert wurde und sicher Manches zum Umschwung der öffentlichen Meinung beigetragen hat. Es ist dann auch ins Deutsche übersetzt worden (Verlag für Kulturpolitik, Berlin) unter dem Titel „Kühlmann, wie er wirklich ist."[411]

Zunächst stand im Mittelpunkt der Ereignisse in London die sogenannte Flottenpanik des Jahres [1909]. Es verbreitete sich der Eindruck, daß Deutschland über das Flottenprogramm hinaus Vorbereitungen zum Bau größerer Schlachtschiffe getroffen habe, und wohl nicht ohne amtliche Mitwirkung und Begünstigung ließ man das englische Volk glauben, daß unter Umständen die Seeherrschaft Englands tatsächlich schon gefährdet sei. Aus dieser Stimmung heraus gelang es, die liberale Majorität des Unterhauses bewilligungsfreudig zu machen. Die Regierung Asquith, in Flottensachen damals durch Mr. MacKenna[412] vertreten, bekam ihr Programm restlos bewilligt. Natürlich gingen diese Dinge nicht ohne erhebliche Reibungen vor sich. Die öffentliche Meinung auf beiden Seiten der Nordsee wurde erhitzt und gereizt und die Politik hatte die undankbare Aufgabe, allmählich wieder Beruhigung und kühler Erwägung zum Siege zu verhelfen.

Innerpolitisch war die ganze Zeit ausgefüllt durch heftige und erbitterte Kämpfe. Im Laufe des 18. Jahrhunderts hatte der englische großgrundbesitzende Adel sich eine überaus einflußreiche, man kann fast sagen allmächtige Stellung ausgebaut. Solange in den endlosen erbitterten Kämpfen mit Frankreich Englands Vorherrschaft ernstlich gefährdet war und es noch unsicher schien, wer die neue Welt, insbesondere Amerika, beherrschen sollte, blieb diese absolute Vorherrschaft der Aristokratie so gut wie unangefochten, zumal diese privilegierte Klasse zweifellos eine Reihe hervorragender Köpfe stellte, denen schließlich der Endsieg Englands zu danken war. Kaum aber war diese außenpolitische Bedrohung verblaßt, da regte sich das durch Manufaktur und Handel erstarkte, selbstbewußt gewordene Bürgertum, und die Angriffe auf die bevorzugte Stellung des Adels begannen. In der Reform-Bill vom Jahre [*Lücke*][413]

---

411 Hiermit endet die Einschaltung „Presse und Journalismus in London". Die Originalausgabe des Buchs von Thomas Rhodes erschien 1925 in London, die deutsche Übersetzung ein Jahr später. Ermittelt werden konnte nur eine englische Rezension im „Times Literary Supplement", Nr. 1224, 2. Juli 1925, mit einer auffallend knappen Zusammenfassung von 16 Zeilen ohne inhaltliche Auseinandersetzung. Die deutsche Übersetzung wurde hingegen mehrfach besprochen: von Hermann Lutz in: „Archiv für Politik und Geschichte" 6 (1926) S. 634–636, von Bruno Jacob in: „Allgemeine Rundschau" 23 (1926) S. 336, und in: „Europäische Gespräche" 4 (1926) S. 165.

412 Reginald McKenna (1863–1943), Erster Lord der Admiralität 1908–1911. – Sein Nachfolger war Winston Churchill.

413 Hier fügte Kühlmann keine Jahreszahl mehr ein. Tatsächlich waren es mehrere Reform Bills der Jahre 1832, 1867 und 1884/5, mit denen das Wahlrecht für das Unterhaus erweitert und Privilegien des Adels beschnitten wurden.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

tritt der englische Adel den Rückzug an. Das ganze 19. Jahrhundert ist ausgefüllt von dem Druck der stetig weiter emporstrebenden unteren Stände. Immerhin hatte aber die im Oberhause verschanzte alte Macht es noch verstanden, wenigstens das Gleichgewicht der beiden Häuser zu erhalten, so daß das House of Lords durch sein absolutes Veto Beschlüssen des Unterhauses die Zustimmung und damit die Gesetzeskraft versagen konnte. In langen Kämpfen gegen das House of Lords und gegen den auf Grundbesitz gestützten hohen Adel war David Lloyd George[414], der Innenminister des Kabinetts Asquith, Rufer im Streit. Lebhaft, wendig, mit feuriger Einbildungskraft begabt, ein Meister des Wortes, verstand es der kleine wallisische [sic] Advokat, die Massen mitzureißen und gegen die Reichen, insbesondere die Großgrundbesitzer, zu entflammen. Nichts ist interessanter zu beobachten, als wie gut[415] es die englische Gesellschaft versteht, bedeutende Talente an sich zu ziehen und zu assimilieren. Lloyd George, der ursprünglich, an unseren Begriffen gemessen, ganz weit links stand, tief in den Gegenden des Sozialismus, hat höfischen Dienst gern getan, ist von der aristokratischen Gesellschaft herangezogen und verwöhnt worden und bewährte sich im Kriege als Munitionsminister im entscheidenden Augenblick als äußerst wertvolle Waffe, um die Öffentlichkeit bis zum Weißglühen zu erhitzen und zum Durchhalten um jeden Preis, trotz furchtbarer Opfer, zu begeistern.

Auf die Dauer mußte das Oberhaus in den Kämpfen unterliegen, denn die Gesamt-Tendenz der ganzen Zeit – darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben – geht darauf hinaus, die Herrschaft der breiten Massen immer fester zu stabilisieren und über die in alten Pergamenten verbrieften Rechte hinwegzugehen. Das liberale Kabinett hatte immer in letzter Linie ein Argument, mit welchem der Trotz des Oberhauses besiegt werden konnte: Der König brauchte nur so viel neue Mitglieder des House of Lords zu ernennen, um dem Kabinett eine sichere Mehrheit zu geben. Es ist natürlich, daß man vor diesem äußersten Mittel zurückschreckte, welches sowohl der Würde des Königs als der des Oberhauses nachhaltigen Abbruch tun konnte. Immerhin mußte aber schon die Drohung eines solchen Peers-Schubs genügen, um den Widerstand des Oberhauses zu brechen.

Mit der Frage der Oberhaus-Reform war die der irischen Selbstverwaltung organisch verbunden, denn gerade um Irland die Selbstverwaltung vorzuenthalten, setzte das Oberhaus seine letzten Reserven ein. Zwischen dem katholi-

[414] David Lloyd George (1863–1945), englischer Handelsminister 1905–1908, Schatzkanzler 1908–1915; von Mai 1915 bis Juli 1916 Munitions-, danach Kriegsminister und ab Dezember 1916 bis 1922 Premierminister. – Als Schatzkanzler führte er 1909 zur Finanzierung von Sozialreformen die progressive Einkommensbesteuerung ein und erhöhte die Erbschaftssteuer erheblich – beides gegen den erbitterten Widerstand des Oberhauses. Der Parliament Act von 1911 nahm dem House of Lords daraufhin die Macht, Gesetzesbeschlüsse des Unterhauses aufheben zu können, zugunsten eines nur noch aufschiebenden Vetos von maximal zwei Jahren. Ähnlich wie zu Churchill ergaben sich persönliche Anknüpfungspunkte zwischen Kühlmann und Lloyd George erst in den 1920er und 1930er Jahren.

[415] Ursprünglich: „wunderbar“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schen Irland mit seinen seit Jahrhunderten unruhigen Köpfen und England hat es von jeher nur Streit und Zwietracht gegeben. Die Iren fühlten sich unterdrückt und geknechtet; rückständige wirtschaftliche Entwicklung, eingefressenes Massen-Elend boten Probleme von fast unüberwindlicher Schwierigkeit. Diese Fragen wurden noch bedeutend komplizierter durch das Faktum, daß frühere englische Regierungen, um in Irland selbst ein zuverlässiges Gegengewicht zu schaffen, im Norden in der Grafschaft Ulster und um Belfast die Niederlassung protestantischer Einwanderer, insbesondere Schotten, ursprünglich begünstigten, so daß dort eine nach Weltanschauung, Sprache und Religion von dem Rest Irlands vollkommen verschiedene Bevölkerung unter eigenen Daseinsbedingungen, eng an England angelehnt und auf dessen Schutz vertrauend, sich entwickelt hat. Der Kampf um die irische Frage füllte mit immer steigender Bitterkeit die ganze Periode aus, und kurz vor Ausbruch des Weltkrieges sah es so aus, als würde in Irland der Haß der Parteien zum Bürgerkrieg führen. In dem Maße, als es klar wurde, daß Widerstand des House of Lords Home Rule auf die Dauer nicht aufhalten könnte, entzündeten sich die Leidenschaften in Ulster. Unter Führung des ausgezeichneten Advokaten Sir Edward Carson[416] wurde eine Ulster-Streitmacht aufgestellt, einexerciert und bewaffnet, die sicher in der Lage war, ihren Mann zu stehen. Auch die nationalen Iren sammelten sich, exerzierten und führten Waffen, sodaß tatsächlich die Möglichkeit militärischer Zusammenstöße gegeben schien. Der Weltkrieg hat all diesen Wirren ein Ende gemacht. Irland hat weitgehende Selbständigkeit erworben; die Gefühle und Traditionen der Ulster-Leute finden bei der heutigen[417] Lösung wenigstens einigermaßen Befriedigung.

In diesem Zusammenhang muß ich einer Legende Erwähnung tun, die sogar zu Anfragen im Unterhaus geführt hat[418] und ein außerordentlich zähes Leben besitzt, denn ich sehe, daß sie von Zeit zu Zeit mit leichten Änderungen der Form immer wieder in England, auch in der Literatur, auftaucht[419]. Ich sei,

[416] Baron Edward Carson (1854–1935) vertrat 1892–1918 als Abgeordneter den Wahlkreis Dublin University im britischen Unterhaus, 1900–1905 war er als Solicitor General von Großbritannien der zweithöchste Anwalt der Krone und ein entschiedener Vertreter des Unionismus. 1912 stellte er im Rahmen der Auseinandersetzungen um das Home Rule eine eigene Miliz auf, die spätere Ulster Volunteer Force, um die britische Herrschaft über Irland abzusichern; Generalstaatsanwalt Mai – Oktober 1915; Erster Lord der Admiralität Dezember 1916 – Juli 1917; Minister ohne Geschäftsbereich Juli 1917 – Januar 1918.

[417] Ursprünglich: „der guten".

[418] In der Parlamentsdebatte vom 8. März 1917 fragte der irisch-nationalistische Abgeordnete John Dillon (1851–1927) im Rahmen einer Attacke auf Carson: „We shall want to know, for instance, what brought Baron Kühlmann over to Ulster on the eve of the war. We shall want to know what were the relations between the leaders of the Ulster party and the chief spy of the Kaiser in Ireland? We shall want to know about the despatch which Baron Kühlmann sent from Ulster to Berlin, and which was seen by a friend of mine in Vienna, where it was sent, and on the receipt of which despatch the Emperor determined to go on with the war"; abgedruckt bei Rhodes, The real von Kühlmann, S. 24.

[419] Kühlmann spielt hier z. B. auf die Autobiographie der Frau des Premierministers an. Vgl. Margot Asquith: The Autobiography. London 1921, S. 138–139: „In May, June and July [1914], within three months of the war, every donkey in London was cutting or trying to cut us, for wishing to settle this very same Irish question. […] All the brains of all the

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

so behauptet die Legende, im Sommer 1914 incognito nach Irland gefahren, habe mich zunächst einmal mit den Ulster-Leuten in Verbindung gesetzt, ihre militärischen Übungen beobachtet und sie nachdrücklich zum bewaffneten Widerstand ermutigt, indem ich zugleich durchblicken ließ, daß der Deutsche Kaiser als Protestant mit seinen Sympathien vollkommen auf Seiten der Ulster-Leute sei. Dies von einem so großen deutschen militärischen Sachverständigen abgegebene Urteil (ich war damals Rittmeister der Reserve im Ersten Ulanen-Regiment) habe Carson und seinen Anhang zu verzweifelten Widerständen ermutigt. Unmittelbar nach der Parade der Ulster-Leute hätte ich mich in wieder anderer Verkleidung zu den nationalistischen Iren begeben; auch hier Truppen-Inspektion, äußerst günstiges Urteil über den Wert der Formationen und Anstachelung, unter keinen Umständen sich den hochfahrenden Ulster-Leuten zu beugen, sondern um jeden Preis die endgültige Befreiung Irlands zu erfechten. Nach dieser segensreichen Tätigkeit sei ich nach Dublin gefahren und hätte von da aus dem Kaiser telegraphiert: „Der Bürgerkrieg in Irland ist gesichert, Sie können in voller Ruhe den Weltkrieg ausbrechen lassen." Der Kaiser, zu dessen Intimen ich gehörte – deshalb hätte er mich auch in seine Pläne eingeweiht, die im Weltkriege gipfelten –, hätte nach Empfang dieser ausgezeichneten Nachricht nichts Eiligeres zu tun, als den Weltkrieg ausbrechen zu lassen.

Diese Geschichte ist in jeder Einzelheit so töricht, daß es kaum zu verstehen ist, wie auch ein ungebildeter Mensch ihr selbst nur für eine Sekunde Glauben schenken konnte. Ich habe nie meinen Fuß auf irischen Boden gesetzt, habe nie auch in London, weder mit den Ulster-Leuten noch den nationalen Iren, Verbindung oder Berührung irgend welcher Art gehabt und habe nie eine Sekunde geglaubt, daß der Fortgang des irischen Streites England in seiner Aktionsfähigkeit als Großmacht oder Weltmacht auch nur einen Augenblick beeinflussen würde. Trotzdem hat diese merkwürdige Seeschlange ein unglaublich zähes Leben gezeigt und bisher allen Dementis[420] und allen Ak-

landlords in Ireland, backed by half the brains of half the landlords in England, had ranged themselves behind Sir Edward Carson, his army and his Covenant. Earnest Irish patriots had turned their fields into camps and their houses into hospitals; aristocratic females had been making bandages for months, when von Kühlmann, Secretary of the German Embassy in London, went over to pay his first visit to Ireland. On his return he told me with conviction that, from all he had heard and seen out there during a long tour nothing but a miracle could avert civil war, to which I replied: ‚Shocking as that would be, it would not break England'."

420 Vgl. etwa „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", Nr. 297, 13. Juni 1918: „Die angebliche Ulsterreise des Herrn von Kühlmann". Dort ist die Zuschrift Sir Edward Carsons an die „Morning Post" vom 30. Mai wiedergegeben, in der dieser „gegenüber Behauptungen, er sei im Sommer 1914 in Ulster mit dem damaligen Botschaftsrat von Kühlmann zusammengetroffen", feststellte, „daß er Herrn von Kühlmann überhaupt niemals in seinem Leben begegnet sei und niemals irgendwelche Beziehungen mit ihm unterhalten habe". Darauf hatte die „Westminster Gazette" bemerkt, „man müsse den Angaben Sir Edwards wohl Glauben schenken. Damit sei aber keineswegs der Beweis geführt, daß Herr von Kühlmann nicht doch in Ulster gewesen sei und dort intrigiert habe. Jedenfalls bestehe kein Zweifel darüber, daß Agenten des Herrn von Kühlmann sich in Ulster aufgehalten hätten." Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" entgegnete mit der Mitteilung „von zuständiger

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

tenpublikationen gegenüber sich zu erhalten vermocht. Höchst merkwürdig hat es mich berührt, daß in der Legendenbildung der deutschfeindlichen Gruppe gerade mir, der ich seit Jahren jeden Nerv anspannte, um einen deutsch-englischen Ausgleich zu Stande zu bringen, beim Ausbruch des ersten Weltkrieges eine entscheidende Rolle angedichtet wurde. Auch in Leo Maxes[421] „National Review" wird meine große Rolle beim Kriegsausbruch ausführlich geschildert[422].

Es gibt auch heute noch viele Leute im Ausland, die überzeugt sind, die irischen Wirren hätten zu dem kriegerischen Entschlusse Deutschlands im Sommer 1914 beigetragen. Niemand, am allerwenigsten der Kaiser, hat bewußt auf den Krieg hingesteuert. Ich bin überzeugt, er hätte freudig Jahre seines Lebens darum gegeben, wenn der Zusammenstoß hätte vermieden werden können. Hätte auf deutscher Seite bewußte Kriegsabsicht vorgelegen, so hätte hierin ein schwerer Mangel an Voraussicht sich offenbart, denn der Krieg, selbst gegen die Koalition, wie sie uns im August 1914 entgegentrat, war für die Zentralmächte immer eine verzweifelte Sache. Also, so schließen die Anhänger der Theorie, daß Deutschland bewußt den Krieg gewollt habe, muß sich Deutschland, bezw. der Kaiser, über die Teilnahme Englands geirrt haben, und dieser Irrtum hinwiederum ist nur erklärlich, wenn man die Auswirkung der irischen Angelegenheit falsch einschätzte.

Sind wir nun schon einmal bei den Legenden, so möge eine andere erwähnt werden, die gleichfalls viel erzählt und viel geglaubt worden ist und z. B. in den Memoiren der Fürstin Daisy Pless[423] einen Niederschlag gefunden

---

Seite", daß Kühlmann „überhaupt niemals in seinem Leben in Irland gewesen [ist], auch die Behauptung, daß Agenten von ihm sich dort aufgehalten hätten, entbehrt jeder Grundlage. Ebenso unwahr wie die Behauptungen über angebliche Intrigen Herrn von Kühlmanns in Ulster sind natürlich die besonders von den Anhängern Sir Edward Carsons verbreiteten Angaben über angebliche Beziehungen der deutschen Regierung zu der Sinnfeinerbewegung."

421 Leopold Maxse (1864–1932), Journalist; Herausgeber der „National Review" 1893–1932.

422 Diese letzten beiden Sätze sind eine spätere handschriftliche Hinzufügung.

423 Daisy von Pless (1873–1943), geb. Mary Theresa Olivia Cornwallis-West; verheiratet 1891 mit Fürst Hans Heinrich XV. von Pless (1861–1938). – Fürstin Pless stellte vor Kriegsausbruch ihre höchsten gesellschaftlichen Beziehungen in beiden Ländern in den Dienst der Verbesserung des deutsch-englischen Verhältnisses. Sie war u. a. eng mit Kühlmanns Vorgesetztem, dem Grafen Wolff-Metternich, befreundet, für den sie bisweilen den Haushalt führte. Kühlmann spielt hier an auf ihr Buch „Tanz auf dem Vulkan, Erinnerungen an Deutschlands und Englands Schicksalswende", Bd. 1, Dresden 1929, S. 323–324: „Jetzt ist, ich weiß nicht was – aber etwas muß passiert sein! Zwei Leute (keine einflußreichen) sind plötzlich einzeln zu mir gekommen und haben gesagt: ‚Bitte, nennen Sie mich nicht, aber Kühlmann ist ertappt worden. […]' Und sie fügten hinzu: ‚Er ist ein ganz gewöhnlicher Spion!' Wenn die das gehört haben, hat es ganz London gehört! Ich lag zu Bett und machte meine Kur, und konnte deshalb nichts Weiteres herausbekommen." Dazu gibt es eine – nicht belegte und auch nicht belegbare – Fußnote, wohl von Herausgeber Major Desmond Chapman-Huston: „Herr von Kühlmann war Sekretär der Deutschen Botschaft in London. Was immer er zu der Zeit getan haben mag, wovon die Fürstin berichtet, später unter seinem Chef, dem Fürsten Lichnowsky, hatte er bestimmt eine geheime Korrespondenz, die der Sache des Friedens abträglich war." Auch in einer weiteren Passage (Tanz auf dem Vulkan, Bd. 2, S. 294–295, nicht im Personenregister verzeichnet) macht Daisy Pless unzu-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

hat. Diese Geschichte ist womöglich noch dümmer als irrig, was nicht verhindert hat, daß viele Leute sie glaubten: Die englische Flotte habe das Geheimnis einer taktischen Evolution besessen, die ihr mit Sicherheit den Sieg in jeder Seeschlacht verschaffen mußte. Ich hätte beschlossen, hinter das Geheimnis zu kommen, hätte mich in einen zerlumpten Matrosenanzug verkleidet, ein Segelboot gemietet und sei beharrlich hinter der englischen Flotte hergefahren, bis ich das Geheimnis herausbekommen hätte, worauf ich sofort nach London geeilt sei, um dem Kaiser ausführlich zu berichten. Dieser hinwiederum, sicher, daß er im Besitze des Geheimnisses nicht geschlagen werden konnte, hätte sich sofort für den Ausbruch des Weltkrieges entschieden. Dieser Unsinn wurde mit allen möglichen Ausschmückungen erzählt, schließlich ging es sogar so weit, daß die Leute mit Namen genannt wurden, die mich in zerlumptem Matrosenanzug unter verdächtigen Umständen an der Südküste gesehen hätten. Ich sei sehr scheu und erschreckt gewesen und sichtlich unangenehm überrascht, daß mein Incognito durchbrochen wurde. Dies sind die Legenden, die mir von englischen Freunden wieder erzählt wurden; es ist aber durchaus nicht ausgeschlossen, daß noch andere Märchen erzählt wurden, über die mir kein Bericht zuging. Wodurch ich zu dem gänzlich unverdienten Ruhm gekommen bin, der allwissende, allgewaltige, finstere Bösewicht im Stück zu sein, ist mir noch heute unerfindlich.

Die Tätigkeit des Botschaftsrates in London hat von jeher im diplomatischen Dienst für einen der anstrengendsten und aufreibendsten gegolten. Nominell führte, wenn er nicht auf Urlaub außerhalb Englands war, der Botschafter die Geschäfte. Der Botschaftsrat trägt ihm vor, entwirft nach seinen Angaben Depeschen und Berichte und ist für den Gang der laufenden Geschäfte verantwortlich. Die Eigentümlichkeit des englischen Lebens bringt es mit sich, daß die Gesellschaft außerhalb der „Season“, die sich auf die Sommermonate beschränkt, wenig in London weilt; vielfach hält man sich in den Mittel-Grafschaften, wo in ausgedehntem Maße der Fuchshetze zu Pferde gehuldigt wird, auf. Im Herbst sind es die Jagden auf Grouse und Hirsch, welche die elegante Welt in die schottischen Berge und Hochmoore ziehen. An der Südküste huldigen viele dem Segelsport, der seinen Höhepunkt in der Rennwoche in Cowes findet. Graf Hatzfeldt war in den letzten Jahren seiner Botschafter-Tätigkeit vielfach krank, weilte fast immer im milderen Klima der Südküste, und daher hatte sich die Tradition entwickelt, daß der Botschafter nicht allzu häufig in London war. Metternich jagte viel und gern zu Pferde in Mittel-England, ging auch im Herbst auf den Hirsch nach Schottland und suchte, gesundheitlich zart und besonders auf den Bronchien empfindlich, in den üblen Frühjahrsmonaten mit ihren eisigen Ostwinden gern die geschützte Südküste auf. So

treffende Behauptungen über Kühlmann, wenn sie mit Bezug auf den uneingeschränkten U-Boot-Krieg schreibt: „Tirpitz, Hindenburg, Michaelis, Ludendorff, Kühlmann und die Konservativen glaubten, er würde England in drei Monaten auf die Knie zwingen.“ Nicht nur war Kühlmann ein ausgewiesener Gegner des U-Boot-Krieges, sondern (ebenso wie Michaelis) noch gar nicht in der Reichsleitung. Der gesamte Absatz stellt falsche zeitliche Zusammenhänge her.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

entstand häufig ein Interimszustand, der für den Botschaftsrat verantwortungsvoll und keineswegs bequem war. Der Botschafter verschwand manchmal auf Wochen unter Hinterlassung einer Mappe, in der, säuberlich geordnet, vorschriftsmäßige Berichts-Bogen mit Blanko-Unterschriften auf jeder erdenklichen Stelle sich befanden. Die durchaus unerfreuliche Aufgabe bestand für mich darin, je nach den Zeitläuften über diese Blanko-Unterschriften Berichte zu verfassen, die aber beileibe keine ausgesprochen politischen Ansichten, keine betonte Stellungnahme enthalten durften, denn ich konnte ja nicht absehen, ob der Botschafter die Dinge so beurteilen würde wie ich selbst, und er deckte sie doch mit seiner vertrauensvoll gegebenen Unterschrift.

Die Veröffentlichung der diplomatischen Aktenstücke nach der Revolution hat wesentlich dazu beigetragen, Metternich's Ansehen als Diplomat zu stärken; Eines ist sicher: er hat zu einer Zeit, wo dies mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit[424] zu kaiserlicher Ungnade führen mußte, stetig und immer wieder darauf hingewiesen, daß die Flottenpläne des Admirals von Tirpitz unser Verhältnis zu England bedrohen, wenn nicht ganz verderben würden. Zivil-Courage hat der Botschafter damit bewiesen. Ich bin in diesen Anschauungen und in den Hauptlinien der Politik mit ihm vollkommen conform gegangen. Bis zum Eintritt der Zwischenfälle, die später erzählt werden sollen, war unser Verhältnis persönlich und politisch ein durchaus ungetrübtes, wenn auch das vollständige Fehlen jeder persönlichen Wärme und jedes persönlichen Interesses an seinen Mitarbeitern ein wirklich freudiges Zusammenarbeiten sehr erschwerten.

Für die erste Zeit der Tätigkeit in London konzentrierte sich alles auf die leidige Flottenfrage. Wir begnügten uns im großen und ganzen, über Vorgänge, Stimmungen und dergleichen zu berichten; es tauchte aber nirgends ein Gedanke auf, wie man organisch und dauernd die Sache in Ordnung bringen könnte. Dabei schwebte über unserem eigentlichen politischen Verhältnis immer noch die Wolke der ungelösten Marokkanischen Frage. Die Algeciras-Conferenz hatte mit einem Kompromiß geendet, der niemanden befriedigte, und es war ohne Weiteres klar, daß die Franzosen mit ihrer Zähigkeit und ihren bedeutenden Aktionsmitteln nie aufhören würden zu versuchen, das Ergebnis von Algeciras im Sinne ihrer Pläne zu corrigieren. Durch fast ein Jahrhundert praktischer Erfahrung in Nordafrika mit den Völkern, ihren Sitten und Anschauungen auf das Engste vertraut, verstanden sie es, ohne daß man sie auf eine tatsächlichen [sic] Übertretung des Vertrages hätte festnageln können, immer wieder das Verfahren erfolgreich anzuwenden, daß sie selbst den „Ölfleck" nannten, d. h. beherrschenden Einfluß Schritt für Schritt in bisher nicht unterworfenen Gebieten vorwärtszutreiben, vor allem durch geschickte Benutzung des Parteiwesens der Eingeborenen, durch Schürung ihrer Zwietracht und Gewinnung einflußreicher Kaids[425].

[424] Ursprünglich: „ziemlicher Sicherheit".

[425] Ein Kaid ist der regionale Führer eines unabhängigen Stammes in Nordafrika.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Nach kurzer Mühe war es mir gelungen, in Palace Gate, einer vornehmen Wohnstraße, nur wenige hundert Meter vom Hyde Park entfernt, ein für Londoner Begriffe großes und bequemes Haus zu ermieten[426]. Im ganzen sind die englischen Häuser schmal und hoch gebaut, haben wenig, meist nur zwei oder drei Zimmer in einem Stock, so daß Eßzimmer, Wohnzimmer und Schlafzimmer auf drei, wenn nicht auf gar vier Stockwerke verteilt sind und man einen großen Teil seiner Zeit auf den Treppen verbringt. Das Haus in Palace Gate, wohl ursprünglich von Amerikanern erbaut, hatte alle Empfangsräume und das Eßzimmer zu ebener Erde, und darüber war ein bequemer Stock, der Schlaf- und Kinderzimmer enthielt. Die Ausmaße der Räume waren für London ganz ungewöhnlich; mein Schreibzimmer war ein hallenartiger Saal, mit sehr viel Eichentäfelung, etwa 14 m lang und 8 m breit, Dimensionen, wie sie in London kaum noch angetroffen werden. Riesige Kamine machten die Räume behaglich. Der Abschluß des Mietkontraktes verschaffte mir einen lehrreichen Einblick in das englische Rechtsleben. Zunächst war einmal der Kontrakt selbst eine Sammlung von Fallstricken aller Art; insbesondere die sogenannten Reparatur-Klauseln, nach welchen man das ganze Gebäude in tadellosem Zustande nach Benutzung wieder zurückliefern sollte, konnten zur Quelle unangemessen hoher Ansprüche werden. Die Honorare der bei solchen Rechtsgeschäften zugezogenen Anwälte war[en] für continentale Begriffe ungeheuerlich. Dazu kam ein merkwürdiger, uns mittelalterlich anmutender Formalismus. Die Kontrakte mußten gesiegelt werden; das Siegel bestand aber lediglich in einer kleinen roten gummierten Oblate, die neben den Namen geklebt wurde. Diese Zeremonie war irgendwie nicht gründlich genug vollzogen worden, kurz, die kleine Oblate hatte sich mit der Zeit abgelöst und fehlte, und es mußte eine andere angeklebt werden. Auch diese uns kindisch anmutende Zeremonie kostete eine Menge Anwaltsgebühren.

Im Gegensatz zum französischen Adel, der unter den Königen, insbesondere seit Ludwig XIV.[427], landfremd geworden war und allmählich zum reinen Hofadel entartete, hat die englische Aristokratie den engen und dauernden Zusammenhang mit dem Grund und Boden keinen Augenblick verloren. Der Hof hat in London niemals auch nur annähernd die Rolle gespielt wie in Frankreich. Wirtschaft, Jagd, Sport haben immer ein lebendiges Verhältnis des Adels zum besessenen Heimatboden gesichert, vor allem [hat] auch die Notwendigkeit, sich in das Unterhaus wählen zu lassen, engere Beziehungen zu allen Zeiten notwendig gemacht. Ohne enge persönliche Fühlung mit den Wahlkreisen konnten auch in Zeiten vorwiegend aristokratischer Einflüsse die Mitglieder des Unterhauses ihre politische Rolle nicht erfüllen. So haben die großen englischen Familien sich von den Verbildungen und Verkümmerungen einer rein höfischen Kaste bewahrt, sind physisch leistungsfähiger und schöner geblieben. Der enge Zusammenhang mit den Realitäten des Landlebens hat

[426] 10 Palace Gate, Kensington. Das Gebäude mußte einem Neubau weichen und existiert nicht mehr.

[427] Ludwig XIV. (1638–1715), König von Frankreich und Navarra 1643–1715.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

stets im Sinne einer ruhigen und überlegenen Auffassung der Weltzusammenhänge gewirkt[428].

Gesellschaftlich sind die Jahre vor dem Krieg in England ungewöhnlich glänzend gewesen. Diese größte, reichste und stolzeste Aristokratie, welche Europa je gekannt, war durch die politische und ökonomische Entwicklung in ihren Grundfesten bereits bedroht, zum größten Teil schon erschüttert, aber die äußeren Zeichen einstigen Glanzes bestanden noch. Noch besaßen die großen Familien fast alle ausnahmslos ihre imposanten Paläste in London; auf dem Lande herrschte noch ein Lebensstil von einer Breite, einem behaglichen und unauffälligen Luxus, der für kontinentale Maßstäbe überwältigend schien. Die Zahl und Pracht der über ganz England zerstreuten Schlösser, die riesigen Parks mit ihren vielen hundertjährigen Bäumen, die Zahl der Angestellten und Dienerschaft übertrafen bei weitem alles, was irgendwo sonst in Europa bestand. Seit vielen Generationen hatte kein feindliches Heer englischen Boden betreten; mit den Kämpfen um Cromwell[429] war praktisch auch auf der britischen Insel selbst Kampf und Krieg erloschen, so hatte denn die große Insel ihre einzigartige geographische Lage voll ausnutzen können und zunächst durch Handel und Schiffahrt, später auch durch eine allen anderen voraneilende Entwicklung des Gewerbefleißes Reichtum auf Reichtum gehäuft und bis in das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts einen ungeheuren Vorsprung vor allen anderen Ländern der Erde behauptet.

Die englische Groß-Aristokratie beruhte im Wesentlichen auf Grundbesitz; teilweise auf städtischem Grundbesitz, wie z. B. der Herzog von Westminster[430], dem ganze Stadtviertel gehören. Da in England Grund und Boden niemals verkauft wird, sondern nur auf lange Zeit verpachtet, so konnte dieses Vermögen durch steten Heimfall kostbarer Grundstücke nach menschlichem Ermessen niemals in Verfall geraten. England, seines erdrückenden, auf den Besitz von Kohle und Eisen begründeten Vorsprungs sicher, entwickelte sein ganzes System auf der Basis des Freihandels. Dies mußte der Landwirtschaft

[428] Dieser Absatz stammt von einem einliegenden Blatt, betitelt: „Memoiren, einschalten bei: englischer Aristokratie, Aufenthalt in London.“ In dem in Fußnote 306 erwähnten handschriftlichen Entwurf zur Einschaltung „Memoiren, Englische Landschaft, einzufügen bei: erste Ankunft in London 1904“ finden sich auch die folgenden beiden Sätze mit der Bemerkung: „Einzuschalten bei englischem Adel: Dieser hat stets den engen Zusammenhang mit dem heimischen Grund und Boden gewahrt. Schon die Notwendigkeit, stets mit den Wahlkreisen in Fühlung zu bleiben, wirkte einer höfischen Entwurzelung entgegen, wie sie unter dem absolutistischen Regiment der französischen Könige den französischen Adel des Zusammenhangs mit ihrem Grundbesitz beraubt hatte.“

[429] Oliver Cromwell (1599–1658) besiegte als entscheidender Feldherr des Parlamentsheeres in den britischen Bürgerkriegen der 1640er Jahre die Royalisten und regierte ab 1653 diktatorisch als Lordprotektor des Commonwealth von England, Schottland und Irland. Sein Sohn Richard Cromwell (1626–1712) konnte sich nach dem Tod des Vaters nur wenige Monate als dessen Nachfolger im Amt halten und ging freiwillig ins französische Exil.

[430] Duke of Westminster ist ein erblicher englischer Adelstitel (benannt nach dem Londoner Stadtteil); der Titel wurde 1874 von Königin Victoria an Hugh Lupus Grosvenor, 3rd Marquess of Westminster (1825–1899) verliehen; sein Nachfolger, der hier in Frage kommt, war: Hugh Richard Grosvenor, 2nd Duke of Westminster (1879–1953).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

verderblich werden und die Rente der Grundstücke immer tiefer herabdrükken. Ein tödlicher, wenn auch nur langsam sich auswirkender Schlag war dem grundbesitzenden englischen Adel versetzt worden, als der Staat, um steigenden fiskalischen Bedürfnissen gerecht zu werden, die Erbschaftssteuer, die kapitalfeindlichste Steuer, die je eine nicht kommunistische Regierung in Kraft gesetzt hat, zu so enormen Sätzen hinaufschraubte, daß bei rasch auf einander folgendem dreifachen Erbgang von der Vermögens-Substanz so gut wie nichts übrigblieb. Erbschaftssteuer und konfiskatarische [sic] Besteuerung überhaupt war die Maßregel, mit der die anschwellende Welle der Demokratie das traditionelle Übergewicht des grundbesitzenden Adels zu brechen sich vornahm. In den damals in London verlebten Jahren knisterte es schon im Gebälk, jetzt nach dem Kriege hat sich diese Entwicklung rasch und schonungslos vollzogen. Ich erinnere mich oft, wenn wir bewundernd durch die prunkvollen Räume ländlicher Schlösser zogen, in denen vergangene Jahrhunderte erst die Bilder holländischer Meister, dann den Raub der französischen Revolutions-Auktionen, prachtvolle Rokoko-Möbel und Bilder französischer Meister aufgehäuft hatten, daß mir der Hausherr, wenn ich ein Bild besonders bewunderte, sagte: „Dies wird nächstes Jahr verkauft werden müssen; ich habe nur die Wahl, entweder die Zahl meiner Gärtner herabzusetzen und den Garten verwildern zu lassen oder jedes Jahr ein Hauptbild zu verkaufen; mich hält es aus“, fügte er lächelnd hinzu, auf die lange Reihe köstlicher Werke hinweisend. „Die nächste Generation wird bescheidener wirtschaften müssen.“

Oft entwickelt sich in den letzten Phasen mächtiger und lebensvoller Gebilde vor ihrem Welken und Verfall noch einmal eine strahlende Blüte, welcher der Vorahnung kommender Schatten etwas besonders Tiefes, Starkes und Melancholisches verleiht, und so war es in den damaligen Jahren auch um die sterbende Pracht des englischen Adels. In den großen Kostümfesten jener Jahre erstrahlte sozusagen diese schon im tiefsten Wesen getroffene Welt in einem Glanze, der alles Vergangene köstlich zurückrief.

Wir auf dem Kontinent verbinden mit dem Begriff des Maskenballes leichte, um nicht zu sagen frivole Heiterkeit. In England sind Maskenbälle, wenigstens diese großen, zeremonielle Staats-Angelegenheiten, denen der König und der ganze Hofstaat beiwohnen, Höhepunkte der gesamten Geselligkeit. Der prächtigste und charakteristischste dieser Bälle fand in dem ungeheuren Kuppelsaal der Albert Hall statt. Der Gedanke war, alle Charaktere aus Shakespeare’s Welt für diesen Abend lebendig erstehen zu lassen, und großartiger in der Tat als dieser Gedanke verwirklicht wurde, hätte man nichts erfinden können. Von fast all den großen Familien, die in Shakespeare’s Dramen eine Rolle spielen, waren authentische Nachkommen auf dem Ball vertreten, häufig in Kleidern, Rüstungen, mit Hauben oder Schmuck, der sich in den Familien aus früheren Jahrhunderten erhalten hatte.

Durchschnittlich sehen die Männer der englischen Aristokratie gut aus, und an schönen Frauen hat es in der englischen Oberschicht nie gemangelt. So war das Bild ein überaus prächtiges und unvergeßliches und wurde allgemein als ein Höhepunkt aristokratischen Glanzes empfunden. Marguerite hatte nach

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Portraits der Periode sich ein Kleid mit einem sehr eigentümlichen, aber gut stehenden Kopfputz zurecht gemacht, fand viel Beifall und fügte sich dem Rahmen dieses unvergeßlichen Festes trefflich ein.

Ein weiteres großes Fest, das demselben Kreis des englischen Hochadels Gelegenheit gab, nicht nur kostbare Waffen, ererbte Rüstungen und Schilde zu zeigen, sondern auch wunderbares Pferdematerial und entwickelte Reitkunst, war das große Turnier in Earls Court (12. Juli). Verschiedene führende Damen der Gesellschaft ritten mit großem Gefolge in die Arena, dann folgten Quadrillen und endlich ein richtiges Lanzenstechen, allerdings in etwas zivilisierterer Form als die Turniere, von denen uns die illuminierte Chronik meldet. Lady Curzon[431], die ziemlich allgemein als eine der schönsten Frauen Englands galt, eröffnete als Schönheits-Königin das Fest, umgeben von einer großen Schar glänzender Ritter. Fürstin Daisy Pless, eine der bezauberndsten und umschwärmtesten Frauen der damaligen Zeit, ritt als Princess Errant, als wandernde Königstochter, an der Spitze einer großen Kavalkade; ich zählte zu ihren Rittern. Die Art, wie sie uns in den Stallungen empfing, als sie ihre Schar musterte, war charakteristisch für das große und verwöhnte Kind, das sie ihr Leben lang gewesen ist. Sie musterte jeden von uns auf das Genaueste, verbesserte hier und da an der Ausrüstung ihrer Getreuen; bei mir fand sie, daß die blonden Locken der Perücke etwas zu lang ausgefallen waren. Ich mußte mich in voller Rüstung auf einen Stalleimer setzen und, mit einer Pferde-Klippschere bewehrt, stutzte die Königstochter die Locken auf das Maß zurück, welches ihr zu gefallen schien.

Das dritte große Fest, das sich aus den anderen weit heraushob, war der Ball „Vor Hundert Jahren", in welchem die Beendigung der Napoleonischen Kriege, die Schlacht bei Waterloo und der große Herzog von Wellington[432] gefeiert wurden. Alles war im Kostüm der Epoche, das kleidsam und sogar elegant ist; immerhin konnte sich dieses Biedermeierfest mit den herrlichen Erscheinungen aus Shakespeare's Traumwelt in keiner Weise messen.

Das glänzendste von allen Festen aber war die Krönung George[s] V.[433], die wir, den Ereignissen vorauseilend, hier gleich vorwegnehmen können. Der Gesundheitszustand König Eduard[s] VII. ließ schon lange Zeit zu wünschen übrig. Wie mir einmal sein Arzt erzählte, waren durch übermäßiges Rauchen Schlund und Bronchen des Königs sehr stark angegriffen. Bei dem offiziellen Besuch in Berlin[434], bei welchem er die ihm besonders verhaßte, ihn bei seiner Korpulenz beengende Uniform tragen mußte, hatte er auf der englischen Bot-

[431] Dies kann nicht die eigentliche Lady Curzon (Mary Baroness Curzon of Kedleston, 1870–1906) gewesen sein, da die Ehefrau von George Curzon, 1st Marquess Curzon of Kedleston, 1899–1905 britischer Vizekönig von Indien, zu diesem Zeitpunkt bereits verstorben war, vermutlich ihre älteste Tochter Irene Curzon, ab 1925 2nd Baroness Ravensdale (1896–1966).

[432] Arthur Wellesley, Duke of Wellington (1769–1852), Feldmarschall; zuletzt Minister ohne Geschäftsbereich 1841–1846.

[433] Georg V. (1865–1936), König von Großbritannien und Irland (1921: von Nordirland). – Die Krönung fand am 22. Juni 1911 in der Westminster Abbey statt.

[434] Kühlmann meint offenbar den Besuch vom 9. Februar 1909.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schaft einen Anfall, der seine Umgebung in große Unruhe versetzte und nichts Gutes ahnen ließ. Als im Jahre [1910] die Nachricht sich verbreitete, daß der König ernstlich erkrankt sei, bemächtigten sich trübe Ahnungen des Publikums, gedrückte schweigende Massen stauten sich vor dem Buckingham Palace. Immerhin deutete nichts darauf, daß es sich um eine tödliche Krankheit handeln könne. Im Laufe des Tages wurde ich auf der Botschaft ans Telephon gerufen, und ein Herr aus der nächsten Umgebung des Königs sagte mir, er habe seinerzeit Kaiser Wilhelm sein Wort gegeben, daß er ihn avertieren würde, wenn das Leben des Königs ernstlich gefährdet schiene. Er hielte es für seine traurige Pflicht, mir mitzuteilen, daß nach Ansicht der behandelnden Ärzte der König die Attacke nicht überwinden könne, es bestünde leider kein Zweifel, daß seine Stunden gezählt seien. Ich beeilte mich, diese Nachricht in Chiffren nach Berlin weiterzugeben, so daß der Kaiser über das unvermeidlich Bevorstehende im Bilde war[435].

König Eduard verschied am [6. Mai 1910]. Die Beisetzungsfeierlichkeiten waren imposant, und man hatte die Empfindung, daß das Volk wirklich von Herzen den dahingegangenen Monarchen betrauerte. Trotzdem er in seiner Kronprinzenzeit nur für einen etwas leichtfertigen Lebemann gegolten hatte, war es ihm gelungen, in der relativ kurzen Zeit seiner Regierung in breiten Schichten Vertrauen zu seiner politischen Führung zu gewinnen, so daß die Masse tatsächlich das Gefühl hatte, sie habe einen zum Herrschen Berufenen verloren. Der Thronfolger, der nachmalige König George V., besaß nicht die ausgeprägte, scharfkantige Persönlichkeit seines Vaters und war, wenn man so sagen darf, als er den Thron bestieg, für die Öffentlichkeit ein noch ziemlich unbeschriebenes Blatt. Alsbald wurden die Zurüstungen für die Krönung des neuen Königs getroffen, mit all der Sorgfalt und Gründlichkeit, welche die sonst so ernsten und geschäftsmäßigen Engländer auf alles zu verwenden lieben, was mit Zeremoniellem zusammenhängt. Ein besonderer Gerichtshof wurde, altem Gebrauch gemäß, eingesetzt, welcher über Ansprüche der merkwürdigsten Art im Zusammenhang mit der Krönung zu entscheiden hatte. Mit einem geradezu erstaunlichen Aufwand von Akten und Gelehrsamkeit begründete der eine, daß seiner Familie das Recht zustehe, bei der Krönung dem König einen Sporen anlegen zu dürfen oder seinen Handschuh zu halten oder wie immer diese merkwürdigen Vorrechte aussehen mochten.

Die ganze Welt sandte ihre Vertreter, fürstliche Häuser voran. Deutschland war durch den Kronprinzen vertreten, ich muß sagen, gut vertreten[436]. Der

[435] Kühlmanns Frau Marguerite notierte am 6. Mai 1910 in ihr Tagebuch: „Ein historischer Tag. Am Morgen plötzliche Ausgabe von ernsten Bulletins – daß der König an einer schweren Bronchitis erkrankt ist. … Dick [= Richard] den ganzen Tag auf der Botschaft telegraphieren. – Um 7 Uhr abends ist scheint's keine Hoffnung mehr – alles für Nachtwachen auf der Botschaft eingerichtet. […] Um 11.45 schon verschied der König – 12.10 ging die Nachricht schon an den Kaiser ab."

[436] Wilhelm (1882–1951), seit 1888 Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen; verheiratet 1905 mit Cecilie (1886–1954), geb. Herzogin zu Mecklenburg-Schwerin. – Ihre Mutter war die Großherzogin Anastasia Romanowa.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Kronprinz, eine große, elegante Erscheinung, war den Engländern verhältnismäßig noch fremd. Der Wunsch des verstorbenen Königs, den Kronprinzen öfters nach England zu ziehen, fiel dem Kaiser stark auf die Nerven. Bülow weiß von zahlreichen hieraus sich ergebenden Friktionen zu berichten. Die Kronprinzessin, durch ihre internationale Abstammung und durch langjährigen Verkehr in der großen Welt, entsprach viel mehr der internationalen Idee einer Fürstin, die zugleich „Grande Dame" ist, als man dies von anderen an winzigen Provinzhöfen aufgewachsenen Fürstentöchtern behaupten konnte. All die großen Adelshäuser öffneten weit ihre Pforten zu glänzenden Diners und Empfängen. Ganz London war tagelang in einem festlichen Aufruhr, alles drängte sich, die herrliche Prozession des Krönungszuges zu sehen; in die keineswegs große Westminster Abbey zur Krönung selbst zugelassen zu sein, war ein Privileg, um welches heiße Schlachten geschlagen wurden. Wir hatten Platz auf der Diplomaten Loge eingenommen, die zwar sehr hoch in den gotischen Dom hineingebaut war, aber einen ungehemmten Blick auf die Throne des Königspaares und die ganze würdige und feierliche, aber höchst mittelalterlich anmutende Scene gestattete. Es war ein höchst eigentümlicher Anblick, der zugleich in die tiefsten Wurzeln englischen Staatslebens hineinschauen ließ, wie die gesamte Aristokratie des Landes, deren moderne Ausdrucksform die der unbetontesten, äußerst einfachen Eleganz ist, bei dieser Gelegenheit, bedeckt mit Gold und Silber, in Kniehosen, mit Hermelinmänteln und goldenen Kronen, die längst versunkene Welt des Mittelalters für diese stolzeste Zeremonie ihres Landes wieder aufleben ließ.

Interessant waren auch die Hoffeste, da sie sich doch nicht unerheblich von den auf dem Kontinent üblichen unterschieden. Für die Herren allein hielt der König sogenannte Levées, meist in St. James'[s] Palace; vor dem König defilierten in größerem Umfang die hierzu befohlenen Herren; während des Defilierens und der Verbeugung vor dem König rief der Zeremonienmeister den Namen des Betreffenden auf. Diese Levées fanden meist gegen Mittag statt; sie waren eine kurze und schmerzlose Zeremonie. Anders bei den Courts, bei welchen Damen und Herren den beiden Majestäten vorgestellt wurden. Da es in England keinen Adel in unserem Sinne gibt und da der Hofzutritt, in der Theorie wenigstens, an keine bestimmten Qualitäten gebunden ist, schwillt die Zahl derer, die durch Vorstellung bei Hofe ihre gesellschaftliche Stellung zu verbessern wünschen, fast ins Ungemessene, und seit Amerika so stark in die englische Geselligkeit hineindrängt, mußten auch gegen die Zahl vorstellungsbedürftiger Amerikanerinnen vom Zeremonienmeister-Amt Schranken und Dämme errichtet werden. Das Königspaar sitzt im großen Ornat, die Königin geschmückt mit den historischen ungeheuren Diamanten, die durch ihre Größe imponieren, aber eigentlich ihren Zweck, Schmuckstücke eines Frauenkörpers zu sein, verfehlen. In einer großen Galerie links werden die Scharen der Vorzustellenden vom Zeremonienmeister geordnet, dann treten die Vorzustellenden aus der Galerie in den Thronsaal, schreiten bis vor die beiden Throne, verbeugen sich vor dem König und der Königin tief und verlassen den Thronsaal durch die gegenüberliegende Tür. Im Augenblick, wo die Galerie

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

verlassen wird, muß die Dame ihre große Hofschleppe, deren Maße genau durch Vorschrift bestimmt sind, fallen lassen. Viele der Vorzustellenden sind durch Nervosität auf das Schlimmste gequält, und allerlei komische Zwischenfälle ereignen sich. Manchmal sogar geschah es, daß der sorgfältig geübte tiefe Hof-Knix zu tief ausfiel und die Betreffende sich dann aus eigener Kraft nicht mehr erheben konnte, bis sie von herzu eilenden Kämmerern unterstützt wurde. Die in unseren Tagen immer noch nachklingende Mode der Prä-Raphaeliten[437] machte sich auch bei dem Anzug und der Herrichtung vieler dieser zu Hofe gehenden Damen bemerkbar. Große, lose im linken Arm getragene Lilienbüschel und ähnliche äußere Kundgebungen kunstliebender Gesinnung gehörten keineswegs zu den Seltenheiten, und manchmal konnte man – es waren immer Ausnahmen – ziemlich grotesque Bilder sehen. König Edward genierte sich nicht im geringsten, herzhaft zu lachen, wenn etwas seine Lachlust reizte, und häufig stieß er noch die Königin mit dem Ellbogen an und zeigte auf verängstigte Frauen, die aus Nervosität irgend etwas besonders falsch gemacht hatten. Das diplomatische Corps hatte das Privileg, auf einer Estrade rechts von den Thronen Platz zu nehmen und das Defilieren mit anzusehen. Gewöhnlich dauerten diese Feste wegen der riesigen Zahl der Angemeldeten bis ziemlich spät in die Nacht und waren recht ermüdend.

Nicht viel anders verliefen die Hofbälle, auf denen einzelne Diplomaten zum Tanze mit der Königin[438] befohlen wurden. Ich habe einige Male Quadrille mit ihr getanzt; sie ist eine gescheite und gebildete Frau, die aber, wie viele Souveräne, stets eine gewisse Scheu überwinden muß, da sie auch an Schüchternheit leidet.

Die ganze Geselligkeit Londons erhält ihr Gepräge durch die ungeheure Zahl von Menschen, die in London zur sogenannten Gesellschaft gehören. Kurz nach meiner Ankunft traf ich eine mir von früher befreundete, hoch in den 70igern stehende Dame, die durch den Rang ihres Gatten und großen Reichtum stets in London eine hervorragende Rolle gespielt hatte. Sie sagte mir, „Nun gehe ich schon an die 50 Jahre in London aus, und wenn ich durchschnittlich ein Drittel der Leute kenne, denen ich begegne, so bin ich schon recht zufrieden." Erschwerend wirkt die fast allgemein verbreitete Gewohnheit, die Menschen einander nicht vorzustellen, so daß man häufig nur mit denen spricht, neben welchen man bei Tische sitzt. Die Unverbundenheit dieser riesigen Geselligkeit und die Sitte, nicht vorzustellen, führt bei großen Bällen und dergleichen dazu, daß sich eine Anzahl befreundeter Paare vorher zum Essen zusammenbestellt oder verschiedene Damen Diners für ihre Freunde geben. Dann begibt sich diese Gesellschaft auf den Ball und hält auch während des Festes mehr oder minder zusammen, da man wenig neue Bekanntschaften macht. Gerade Frauen, die auf dem Kontinent Erfolge hatten

[437] Gruppe englischer Maler, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts wirkte und sich auf die Vorgänger Raffaels berief.

[438] Maria von Teck (1867–1953), seit 1893 verheiratet mit Prinz George, seit 1910 Queen Consort Mary und Kaiserin von Indien.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

und gefeiert wurden, machten in England oft trübe Erfahrungen, wenn sie nicht die Vorsichtsmaßregel getroffen hatten, genügend Bekannte und Tänzer auf ein Fest mitzubringen[439].

Dîners spielten in London eine bedeutende Rolle, und wenn natürlich auch die größten und glänzendsten während der eigentlichen Saison im Sommer gegeben wurden, so war die Zahl der Häuser, die etwa von November bis August Menschen zum Dîner gastlich versammelten, in London groß. Diese Dîners dienen keineswegs lediglich geselligen Zwecken. Im Gegensatz zu unseren kontinentalen Gewohnheiten erheben sich zwar alle Geladenen, nachdem der Nachtisch abgetragen [ist]. Die Damen begeben sich aber sofort in die Empfangsräume, während sich die Herren nochmals zu Tische setzen und bei einem Glase Port- oder Rotwein eine halbe Stunde oder länger geschäftliche und politische Fragen zusammen diskutieren. Diese Nach-Tisch-Unterhaltungen spielen in der geschäftlichen, vor allem aber der politischen Welt eine wichtige Rolle. Manche bedeutende Entscheidung ist bei diesen Konversationen eingeleitet, fortgeführt oder abgeschlossen worden. Im Ganzen fühlt sich der Engländer in bedeutend höherem Maße als der Kontinentale, Frauen und Mädchen seiner Gesellschaftsklasse gegenüber, verlegen und unsicher. Von früher Jugend auf ist der Mann immer nur mit Männern zusammen, und wenn er nach Absolvierung der Universität in der Gesellschaft nun auch Frauen begegnet, bleibt vielen von ihnen Scheu und eine gewisse Eckigkeit. Dies erklärt auch, warum so viele der jüngeren Leute sich unter Künstlerinnen und Schauspielerinnen wohler fühlen als in der eigentlichen Gesellschaft, und warum so viele der schönen Choristinnen aus den führenden Theatern den Herzogstöchtern die viel umworbenen jungen Gardeoffiziere, Erben großer Vermögen, wegschnappen.

Ein wesentlicher Teil des englischen geselligen Lebens spielt sich aber, abgesehen von der Saison, auf dem Lande ab. In den Räumen der nach kontinentalen Begriffen riesengroßen, zum Teil sehr behaglichen und glänzend gehaltenen Landsitze versammelt man Freunde, Verwandte, Bekannte zum Wochenende, das für viele schon am Freitag abend begann und erst am Montag vormittag endete. England ist nicht sehr groß. Die meisten Schlösser kann man von London aus, sei es mit den guten, schnellen Zügen, sei es im Auto, bequem in einem Nachmittag erreichen. Selbst in die entlegeneren Teile Schottlands bringen besonders schnelle Nachtzüge mit Schlafwagen den Gast ohne Zeitverlust. Auch auf dem Lande ist die Welt der Männer und der Frauen mit einer Schärfe geschieden, die uns unbekannt ist. Rauchzimmer, Billardzimmer und Bibliothek sind unbedingt für Männer reservierte Räume. Nie würde es einer Frau einfallen, diese geheiligten Bezirke zu betreten und zu entweihen. Die Domäne der Frau ist der Salon. Man sieht sich kurz vor den Mahlzeiten

[439] Eine folgende Lücke ist mit „Überfüllung“ überschrieben, auf diesen Aspekt wollte Kühlmann offenbar noch eingehen. Die Ausführungen werden auf einem neuen Manuskriptblatt fortgesetzt, an dieser Stelle ändert sich auch das Schriftbild etwas, und die durchgehende Seitenzählung erfolgt nicht mehr rechtsbündig, sondern zentriert; hier hat Kühlmann also beim Schreiben neu angesetzt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

und abends, nachdem die Männer ihre politischen Nach-Tisch-Gespräche beendet haben. England ist durchaus ein Männerland. Der Mann lebt vollkommen zufrieden unter seinesgleichen, und die Frau macht große Anstrengungen, irgendwie an seine Welt heranzukommen, um wenigstens etwas bei ihm sein zu können. Deswegen treibt sie mit solcher Aufopferung Sport, und deswegen betrachtet sie es als selbstverständliche Pflicht, wenn sie mit den Herr[e]n der Schöpfung zusammen ist, die ganze Konversation auf sich zu nehmen und ihn nach besten Kräften zu unterhalten.

Der Kernpunkt fast jeden großen englischen Schlosses ist die sogenannte Hall, ein Raum in Dimensionen und Aufbau einer gothischen Kirche nicht unähnlich. Der wichtigste Schmuck ist das bis oben zum Dach für das Auge frei liegende Gebälk. Mittelpunkt dieser Hall ist gewöhnlich ein Kamin von riesigen Ausmaßen, um den herum das Leben sich abspielt. Der größte und gefürchtetste Feind englischen Landlebens, wenigstens für den Kontinentalen, ist die Kälte. Nur in den allerwenigsten dieser unendlich großen Schlösser haben Wohlhabenheit neuesten Datums oder reiche amerikanische Heiraten zur Einführung moderner Zentralheizungen geführt. An sich haßt der Engländer die Zentralheizung und hält auch bei recht niedrigen Temperaturen die Fenster offen. Die Feuchtigkeit macht die Kälte noch viel empfindlicher, und daß irgendwo in einer Ecke eines Schlafzimmers, das manchmal die Dimensionen einer Reitschule hat, ein Block Kohle mit blauem Flämmchen brennt, ist für den durch[ge]frorenen und leidenden Europäer nur ein schwacher Trost.

Wohl das repräsentativste und schönste aller englischen Schlösser ist das den Sackville's gehörige Knole bei Seven Oaks, ein Gebäudekomplex, an dem viele Jahrhunderte gearbeitet haben, an dessen Einrichtung wohl fünfzehn Generationen gebaut haben, das in fast lückenloser Reihe seit dem sechzehnten Jahrhundert die englischen Könige in seinen Mauern zu Gast gesehen und in dem durch glückliche Verkettung von Umständen bis vor kurzem Kunstschätze, Mobiliar und Atmosphäre unberührt und unverändert erhalten geblieben waren. Die Seele dieses ungeheuren, altertümlichen Wesens war Lady Sackville[440], die mit sicherem Geschmack, seltener Sachkenntnis und einer bis zur Leidenschaft getriebenen Hingabe an das Wohl und die Behaglichkeit ihrer Gäste die schönsten Traditionen dieses herrlichen Schlosses fortführte. Als einziges Kind erwuchs damals in einer eigentümlich strengen präraffaelitisch anmutenden Schönheit ihre Tochter Vita Sackville, die später den als Diplomaten und Schriftsteller gleichbegabten Sohn Sir Arthur Nicolsons (Lord Carnocks), Harold Nicolson, heiratete. Den Hochzeitsfeierlichkeiten, bei denen eine Aufführung des „Sommernachttraums" im Freien den Mittelpunkt bildete, wohnte ich bei.

Doch man könnte Bände füllen mit dem Erleben dieser Vorkriegszeit, in der das alte aristokratische England, das unter der Regierung der weisen Köni-

[440] Victoria Sackville-West (1862–1936). – Ihre im folgenden genannte Tochter: Victoria (Vita) Sackville-West (1892–1962), Schriftstellerin; heiratete 1913 den Diplomaten und Schriftsteller Harold Nicolson (1886–1968).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gin Victoria noch eine schimmernde Nachblüte gesehen hatte, langsam, aber sicher dem Zerfall seiner prächtigen Welt entgegenging. Wir haben in kurzen Strichen zu schildern versucht, zu wie großen Spannungen die Flottenrivalität zwischen England und Deutschland geführt hatte, eine Rivalität, die zum Teil vertieft und erbittert wurde durch das rasche Aufkommen Deutschlands als Handels- und Industriemacht. Kein Wunder, daß es an kurzsichtigen Stimmen in England nicht fehlte, die predigten, wenn erst der deutsche Wettbewerb beseitigt sei, werde jeder Engländer von selber reicher sein. Wie töricht war solche Predigt! Und wie kurzsichtig! Deutschland ist niedergeworfen worden in einer Weise, die damals auch der kühnste englische Chauvinist nicht zu hoffen wagen konnte. Mühsam werden bei Scapa Flow die moosbedeckten versenkten deutschen Schiffe gehoben, um wenigstens aus dem Abwracken noch einen kärglichen Gewinn zu ziehen. Trotzdem ist England nicht reicher als vor dem großen Völkerringen und fühlt sich in seiner Haut nicht halb so wohl als damals. Mit der tiefen Verarmung Deutschlands ist zugleich auch der beste Kunde weggefallen. Das vielleicht Veraltete, Verknöcherte, Versteinerte im englischen Erwerbsleben fängt an, sich auszuwirken, und als ein unwillkommener Mahner ruft der französische Volkswirt André Siegfried[441] die Kunde von der über England gekommenen schweren Krise in die aufhorchende Welt hinaus. Jenseits des Ozeans hat die einstige Kolonie Nordamerika einen Staat aufgebaut, der, mit den gegenwärtigen militärischen Machtmitteln unangreifbar, gegen würgende Blockade gefeit, wenn er auch heute noch von den Fiebern tiefer wirtschaftlicher Depression geschüttelt wird[442], doch schon auf dem Gebiet der Kriegsflotte zunächst einmal die volle Gleichberechtigung angemeldet hat. Der an sich unvermeidliche und unaufhaltsame Aufstieg Amerikas zur führenden Weltmacht ist durch den Großen Krieg erheblich beschleunigt worden. Dies Wenige möge genügen, um aufzuzeigen, wie töricht seinerzeit diejenigen in England waren, die zum Kriege trieben, statt auf dem Wege friedlicher Auseinandersetzung der heraufkommenden Macht Deutschland so viel Ellbogenfreiheit einzuräumen, daß sich die Spannungen in Deutschland selbst vermindern konnten, indem jüngere und unternehmendere Elemente Auslauf genug unter deutschen Farben fanden.

Der allmähliche Zerfall der mohammedanischen Staaten sowohl in Nordafrika als auf der Balkanhalbinsel schuf leere Räume und, da in der Politik wie in der Physik das Gesetz herrscht, welches das Mittelalter den horror vacui zu nennen pflegte, drängten starke nach Ausbreitung dürstende Elemente nach. Aus dem Stoß dieser nachdrängenden Kräfte entstanden gefährliche Spannungen. In Marokko siechte, wie wir weiter oben gesehen haben, das scherifische Reich hoffnungslos dahin. Frankreich bereitete alles vor, um dieses wichtige,

[441] André Siegfried (1875–1959), französischer Soziologe und Wirtschaftsexperte. – Kühlmann spielt wohl auf dessen Werk „America Comes of Age, A French Analysis“, New York 1928, an.

[442] Anspielung auf die „Große Depression“ in den USA nach dem Börsencrash am 24. Oktober 1929, die bis weit in die 1930er Jahre andauerte und sich zur Weltwirtschaftskrise auswuchs.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

strategisch ausschlaggebende, wirtschaftlich reiche Gebiet seinem ungeheuren Kolonialreiche fest anzugliedern. Deutschland, das bei Teilung der Erde übergangene, zu spät zur nationalen Einheit herangereifte Reich, konnte eine so gewaltige Machtverschiebung nicht dulden, ohne diese zu einem Schritt nach vorwärts in seiner eigenen Kolonialentwicklung zu benützen. Aus dieser Erkenntnis heraus hatte ich alles daran gesetzt, um Deutschland zur Anmeldung seines marokkanischen Anspruchs zu veranlassen, hatte dann aber, als dies geschehen war, auch keine Mühe gescheut, um auf dem Wege vernünftiger Kompensation entscheidende koloniale Vorteile für Deutschland herauszuschlagen, ohne die europäische Gesamtsituation auch nur für einen Moment aus dem Auge zu verlieren. Die deutsche politische Führung, in specie Holstein, hat an diesem entscheidenden Wendepunkt versagt. Das klägliche Zwittergebilde von Algeciras war kein Damm, der französische Schlauheit und französische Eroberungslust zu hemmen vermocht hätte. Schritt für Schritt vordringend, sich ausbreitend, unterwerfend, waren die Franzosen schließlich in Fez eingezogen. Es war klar, daß der Pakt von Algeciras nur noch eine leere Formel war.

Man muss es Kiderlen[443] hoch anrechnen, daß er spät am Tage und bei stark verschlechterten äußeren Verhältnissen es doch noch unternahm, aus der endgültigen Liquidation des marokkanischen Abenteuers greifbare Vorteile für Deutschland herauszuholen. Der Gedanke, daß man sich nicht ewig von den Franzosen auf der Nase herumtanzen lassen könne und daß eine neue, entscheidende Demonstration nötig scheine, um eine nochmalige Auseinandersetzung und Generalbereinigung zu erzielen, muß im Auswärtigen Amte schon ziemlich lange bestanden haben; denn schon im Frühjahr, lange [be]vor der Pantherspruna erfolgte, sagte mir ein im Auswärtigen Amte einflußreicher Freund[444]: Wir werden uns diese französischen Aggressionen bestimmt nicht auf die Dauer gefallen lassen, es wird sicher eine Geste erfolgen, die unseren Anspruch unterstreicht. Aus dem Ton der ganzen Mitteilung konnte ich klar ersehen, daß Kiderlen und seine Mitarbeiter keineswegs daran dachten, einen Konflikt oder gar einen Krieg mit Frankreich vom Zaune zu brechen. Es wäre dies ein unverzeihlicher Fehler gewesen, nachdem die englisch-französische Freundschaft während der seit Algeciras verflossenen Zeit eher enger und bindender geworden war und auch Rußland auf alle Fälle, verglichen mit seiner Lage im japanischen Kriege, stärker und aktionsfähiger. Die Nachricht, daß Deutschland den kleinen Kreuzer „Panther“ nach Agadir entsandt habe, schlug wie eine Bombe ein. Agadir, ein Städtchen, da, wo das Atlasgebirge, an den Ozean herantretend, in das Meer abfällt, war gänzlich zer-

[443] Alfred von Kiderlen-Wächter (1852–1912), Gesandter in Bukarest 1900–1910; Staatssekretär des AA 1910–1912. – Seine Entscheidung zur Entsendung des Kanonenboots „Panther“ nach Agadir am 1. Juli 1911 als Reaktion auf die französische Besetzung von Fez am 21. Mai 1911 löste die Zweite Marokkokrise aus.

[444] Falls diese Unterredung in der Heimat erfolgte, käme dafür gegebenenfalls Kühlmanns Deutschlandurlaub vom 24. Mai bis 1. Juni 1911 in Frage; vgl. tabellarischer Lebenslauf, Nachlaß Kühlmann, Familienbesitz.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

fallen, von den Einwohnern fast ganz verlassen, in sich selbst so unbedeutend als möglich. Aber die Entsendung wurde allgemein als ein Schlag auf den Tisch mit der gepanzerten Faust empfunden, und sofort regte sich die Befürchtung, Deutschland wolle in Südmarokko an dieser keineswegs gleichgültigen Stelle einen strategischen Stützpunkt, vielleicht sogar einen Flottenstützpunkt größeren Stils schaffen. Kiderlen hat – leider zieht sich dieses Bestreben durch unsere diplomatische Geschichte wie ein roter Faden – bei Einleitung seiner Marokko-Aktion stark nach den Alldeutschen hingeschielt, alldeutsches Lob und alldeutschen Beifall mit Wohlbehagen eingestrichen, hierdurch aber einmal den diplomatischen Erfolg seiner Aktion aufs schwerste gefährdet und ferner, als endlich doch die Wahrheit bekannt werden mußte, daß Nicht-Festsetzung[445] an der marokkanischen Künste, sondern Compensation das Ziel des Vorgehens gewesen war, die schwersten Angriffe seiner Gegner ausgelöst, sodaß auch innerpolitisch der große positive Erfolg des Kiderlen-Vorgehens ins Wasser fiel.

Wie sehr die Gefahr von Mißverständnissen vorlag, bewies mir das Verhalten meines Chefs, des Grafen Metternich. Am Morgen, als die Zeitungen die Nachricht brachten, ließ er mich zu sich bitten. Ich fand ihn oben in seinem großen, leeren Schreibzimmer sehr ernst. Vor ihm lag das aufgeschlagene Zeitungsblatt. „Was sagen Sie dazu?“, fragte er mich. Ich sagte ihm, ich hielte es für einen spät am Tage unternommenen Versuch, aus dem an sich wohl aussichtslosen Marokko Unternehmen noch in letzter Stunde vor Toresschluß eine angemessene Kompensation herauszuschlagen, und erzählte ihm von den vertraulichen Mitteilungen meines Freundes im Auswärtigen Amte, aus denen ich das Bevorstehen einer Aktion dieser Art entnommen hatte. Ich wendete mich nachdrücklich gegen die Auffassung, als stünden hinter dem Pantersprung etwa Absichten, einen kriegerischen Konflikt vom Zaune zu brechen. Er erwiderte in seiner langsamen und bedächtigen Art: „Sie mögen vielleicht recht haben, aber ich bin doch durchaus nicht sicher, ob unsere Regierung es nicht doch auf einen bewaffneten Konflikt ankommen lassen will.“

Wenn dies schon am grünen Holz geschah, so braucht man sich nicht sehr zu wundern, wenn der Glaube an aggressive, vielleicht sogar kriegerische Absichten Deutschlands in weiten Kreisen in England Fuß faßte. Der entscheidende Fehler Kiderlens war, England gegenüber nach der Entsendung des Kreuzers zu schweigen, so daß allen Interpretationen dieses deutschen Schrittes Tür und Tor geöffnet blieb. Ich drang sogleich darauf, man möge Berlin auf die Gefahr dieser Zweideutigkeit hinweisen und die Ermächtigung erbitten, England unsere Absicht bei der Kreuzerentsendung vertraulich, aber mit aller Offenheit vorzulegen. Metternich, anscheinend selbst im Zweifel über die letzten Absichten Berlins und damals schon durch den unbehaglichen Eindruck gehemmt, daß die unermüdliche Wühlarbeit der Marine seine Stellung vielleicht geschwächt, vielleicht sogar untergraben hätte, ergriff seinerseits keine Initiative, um eine offizielle Erklärung über die deutschen Absichten herbeizu-

[445] Gemeint ist wohl: „nicht Festsetzung“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

führen[446]. Dieses lange Schweigen reizte die englische Politik bis aufs Blut, und sie reagierte in der heftigen Rede Lloyd Georges im Mansion House[447]. Es ist seitdem bekannt geworden, daß diese Rede in Maschinenschrift auf Papier des Foreign Office geschrieben war, und es wurde damals schon kein Zweifel darüber gelassen, daß es sich nicht um Privatäußerungen eines einzelnen Ministers handele, sondern um die Stellungnahme des gesamten britischen Kabinetts. Ich sah in unserem Schweigen bedeutende Gefahren und, als kurz nach der Guild-Hall-Rede während einer Abwesenheit des Botschafters Sir Edward Grey mich zu sich bat in irgend einer laufenden Sache, benützte ich diese Gelegenheit, um über die deutschen Absichten, insbesondere darüber, daß wir eine territoriale Festsetzung in Südmarokko nicht planten, vertrauliche Andeutungen zu geben. Wie mir später im Foreign Office vertraulich gesagt wurde, hat diese Unterredung die an sich bedrohliche Spannung so gut wie vollkommen beseitigt.

Ich bin noch heute der Ansicht, daß Kiderlen durch sein Schweigen die Dinge unnötig kompliziert hat. Durch vertrauliche Mitteilungen aus dem Foreign Office wußte ich, daß dort unmittelbar nach dem Eintreffen der Nachricht von der Entsendung des „Panther" ernstlich der Plan erwogen wurde, englische Panzerkreuzer nach Agadir zu entsenden. Ich wendete alles auf, um diese unglückseligen Pläne im Keime zu ersticken, wies vor allem darauf hin, daß damit die politische Leitung das Heft vollkommen aus der Hand gebe und das Schicksal der Welt in die Hand einiger Matrosen an einen verlorenen Punkt der Marokkoküste lege. Reibungen zwischen betrunkenen Seeleuten am Lande könnten den Funken ins Pulverfaß werfen und unabsehbare Folgen auslösen. Glücklicherweise hat man diesen gefährlichen Gedanken englischerseits alsbald wieder fallen lassen.

Man kann die Marokkokrise, deren Spannung in Lloyd Georges berühmter Rede ihren Höhepunkt erreichte, getrost als einen der Meilensteine in der modernen politischen Entwicklung ansehen. Kiderlens Plan gelang im großen Ganzen. Er hat, offenbar auf die vor der Algeciras Konferenz von mir mit dem Grafen Chérisey in Paris geführten Verhandlungen zurückgreifend, auf Kompensationen im Kongo abgezielt. Viel Wasser war seit jenen Gesprächen unter den Brücken durchgelaufen; die Hoffnung, nachdem die Franzosen einmal in Fez saßen und tatsächlich Herren in Marokko waren, für unsere Zustimmung

[446] Metternichs Berichte zur Marokkokrise sind in: GP XXIX.

[447] Der britische Schatzkanzler Lloyd George war eigentlich pazifistisch eingestellt, deutete in der traditionellen jährlichen Rede des Finanzministers während des „Banker's Dinner" vom 21. Juli 1911 aber an, daß Krieg gegebenenfalls die Ultima ratio der britischen Politik sein könne: „If a situation were to be forced upon us in which peace could only be preserved by the surrender of the great and beneficent position Britain has won by centuries of heroism and achievement, by allowing Britain to be treated where her interests were vitally affected as if she were of no account in the Cabinet of nations, then I say emphatically that peace at that price would be a humiliation intolerable for a great country like ours to endure. National honour is no party question. The security of our great international trade is no party question." Dies wurde als Warnung, wenn nicht gar als Drohung gegenüber dem Kaiserreich aufgefaßt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

zu dem Unwiderruflichen noch denselben Preis herauszuschlagen als zur Zeit, da man in Paris Algeciras mit großem Unbehagen entgegensah, konnte sich natürlich nicht verwirklichen. Kiderlen erhielt nicht mehr, wie damals in Aussicht gestellt worden war, den ganzen französischen Kongo, sondern nur die Fühler zum belgischen Kongo hin, über deren tieferen Sinn man sich damals in Deutschland so viel den Kopf zerbrochen hat. Ohne den Grundgedanken der Pariser Verhandlungen, daß der Zession des französischen Kongo die Abtretung des französischen Vorkaufsrechtes auf den belgischen folgen sollte, war natürlich die ganze Kiderlen'sche Politik schwer verständlich. Immerhin hatte sie, wenn auch viel zu spät einsetzend, der deutschen Expansionspolitik die Richtung auf das mittlere Afrika gewiesen. Bei folgerichtiger und zäher Weiterarbeit in dieser Linie konnte es Deutschland doch noch zu einem Kolonialreiche bringen, welches diesen Namen verdiente. Es ist im wesentlichen das Verdienst [von] Caillaux,[448] jenes klugen und weitblickenden französischen Staatsmannes, der mit stets gleicher Ruhe und stets gleichem Zielbewußtsein einer echten und von Herzen kommenden deutsch-französischen Verständigung die Wege zu bereiten versucht hat, wenn der späte deutsche Vorstoß zum Teil glückte. Ich habe lange nach dem Abschluß dieser aufregenden diplomatischen Kämpfe, die sich im wesentlichen zwischen Kiderlen und Jules Cambon in Berlin abspielten, mit Joseph Caillaux über Kiderlens Persönlichkeit und seine Taktik eingehend und vertraulich gesprochen. Caillaux machte aus seiner Hochachtung für den damaligen Gegner kein Hehl. „Nur muß ich", setzte er mit dem ihm eigentümlichen sarkastischen Lächeln hinzu, „ihn doch als Diplomaten einer an zynische Wurstigkeit grenzenden Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit bezichtigen. Ich hatte ihm während der Marokkokrise einen persönlichen Brief eigenhändig geschrieben, leider aber weder Notiz noch Kopie zurückbehalten. Aus den verschiedensten Gründen hätte ich den Brief gerne wieder in Händen gehabt. Wer beschreibt meine Freude, als ich beim Durchblättern der umfangreichen Schriftstücke, welche Madame Jonin[449], Kiderlens russische Busenfreundin, für ein schönes Stück Geld der französischen Regierung verkaufte, unter den Dokumenten meinen lange und sehnlich vermißten Brief wiederfand."

[448] Joseph Caillaux (1863–1944), französischer Ministerpräsident, Juni 1911 bis Januar 1912. – Er schloß das Marokko-Kongo-Abkommen mit Deutschland zur Beilegung der Zweiten Marokkokrise, was zu seinem Rücktritt führte. Im Ersten Weltkrieg setzte er sich für einen Friedensschluß mit dem Kaiserreich ein, wofür er 1920 zu drei Jahren Haft wegen „Korrespondenz mit dem Feind" verurteilt – und später begnadigt wurde. Kühlmann rezensierte später die „Lebenserinnerungen von Joseph Caillaux", in: „Berliner Monatshefte" 20 (10/1942) S. 465–471 sowie „Gedanken und Aufzeichnungen zu Joseph Caillaux: Agadir", in: „Berliner Monatshefte" 21 (9 u. 10/1943) S. 240–247.

[449] Baronin Marina Jonina (keine weiteren Daten ermittelt). – Der im folgenden genannte Brief ist nicht zu ermitteln. Zur Rolle der russischen Baronin Jonina vgl. Forsbach, Kiderlen II, S. 511–514. – Einer Randbemerkung zufolge wollte Kühlmann noch auf die „Reise Chamonnix" (sic) eingehen. Ein Zusammenhang mit seinem Urlaub in Südfrankreich, 4. bis 16. März 1911, ist zu vermuten; vgl. tabellarischer Lebenslauf, Nachlaß Kühlmann, Familienbesitz.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Auch sonst gingen von dem Panthersprung nach Agadir Wirkungen aus, welche für die Gestaltung der Weltpolitik und die Zusammenballung der schließlich in den Weltkrieg ausmündenden Ereignisse von ausschlaggebender Bedeutung geworden sind.

Den führenden Köpfen im Foreign Office und im englischen Kabinett hat es sicher einen schweren Schock gegeben zu sehen, wie England vermöge seines Entente-Verhältnisses zu Frankreich durch eine akute koloniale Friktion ganz nahe an den Rand eines Konfliktes auf Leben und Tod gebracht worden war. Den wirklich maßgebenden englischen Staatsmännern mag es zumute gewesen sein wie dem Mann, der, ohne es zu ahnen, über den gefrorenen Bodensee geritten war und plötzlich erkennt, welch' ungeheure Gefahr ihn bedroht hatte. Ich glaube, daß die psychologischen Wurzeln des nun bald klar hervortretenden Bestrebens, planmäßig auf eine Besserung des Verhältnisses zu Deutschland hinzuwirken, in der Zeit der Pantherkrise zu suchen sind. Waren dies allgemeine, auf die Führung der englischen Gesamtpolitik sich beziehende Erwägungen, so mochten akute, sich schon scharf in nächster Nähe zeigende Gefahren zur Beschleunigung dieser Annäherungstendenz wesentlich beigetragen haben. Rußland hatte im Agadir-Sommer die Balkanstaaten zu einem Raubkriege gegen die morsche Türkei vermocht[450], und ich kann die Vorstellung nicht von der Hand weisen, daß es die Mitteilungen gewesen sind, die Sasonoff[451] bei seinem Besuche auf dem schottischen Königsschlosse Balmoral den englischen Staatsmännern machte – wie ich vermute, Mitteilungen über die Stiftung des Balkanbundes und das unmittelbare Bevorstehen des Gewitterausbruchs in dieser gefährlichen europäischen Wetterecke –, die Sir Edward Grey veranlaßten, sofort Schutzmaßnahmen in die Wege zu leiten. War man schon Frankreich und der französischen Entente zuliebe nur um Haaresbreite an einem unabsehbaren Kriege vorbeigestreift, so sollte nichts versäumt werden, um nicht durch balkanische Zwischenfälle für die schönen Augen Rußlands in neue unabsehbare Gefahren gestürzt zu werden.

Während einer der Abwesenheiten des Botschafters, als schon die Gewitterwolken am Balkan auch dem Auge der Uneingeweihten sichtbar wurden, ließ mich Sir Edward Grey vormittags zu sich rufen[452]. Schon die Zeit dieses

[450] Dem Satz fehlt eine Prädikaterweiterung wie z. B. „zu verleiten vermocht". Der Balkanbund begann am 13. März 1912 als geheimes Defensivbündnis zwischen Serbien und Bulgarien, das zwei Monate später zu einem Militärbündnis erweitert und um ein Bündnis Bulgariens mit Griechenland ergänzt wurde, dem sich auch Montenegro anschloß. Alle vier Staaten wollten das Osmanische Reich vom Balkan verdrängen. Über die Aufteilung der zu erobernden Gebiete konnte jedoch – trotz russischen Drucks – nur bedingt Einigung erzielt werden, bevor die südosteuropäischen Staaten im Oktober 1912 den Ersten Balkankrieg gegen das Osmanische Reich begannen.

[451] Sergej Dmitrievič Sazonov (1860–1927), russischer Außenminister 1910–1916. Im September 1912, zwei Wochen vor Ausbruch des Balkankriegs, war er für sechs Tage Gast von König Georg V. und Premierminister Grey auf Schloß Balmoral.

[452] Das Gespräch fand am 7. Oktober 1912 statt. Vgl. unten in Teil II, S. 580. – Zu diesem Zeitpunkt fungierte Kühlmann als Geschäftsträger, allerdings nur insofern in Abwesenheit des Botschafters, weil nach dem Tod Marschall von Biebersteins am 24. September Fürst Lichnowsky den Posten in London noch nicht übernommen hatte.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Gesprächs zeigt, daß es sich um etwas Dringendes und Ungewöhnliches handelte; denn ich bin fast niemals während meiner ganzen Tätigkeit in London zu anderen Stunden als am Nachmittag ins Foreign Office gerufen worden. Sir Edward Grey legte dar, daß die Lage vollkommen undurchsichtig sei, daß vielleicht Entwicklungen bevorstünden, deren Auswirkungen niemand zu übersehen vermöge, und daß, wenn Europa, starr in zwei Gruppen geteilt, in diese schwierige Zeit hineingerate, die Gefahr akuter Zuspitzung, eventuell eines Zusammenstoßes zwischen den zwei Mächtegruppen, als dringend angesehen werden müßte. Er rege daher den Gedanken an, ob nicht England und Deutschland gemeinsam ihre Bestrebungen auf Erhaltung des Friedens richten wollten, zu diesem Zwecke in der kommenden Krise eng zusammenarbeiten und sich keine wichtige Nachricht gegenseitig vorenthalten, die sie über die Absichten ihrer jeweiligen Freunde erhalten würden. Hielten wir uns gegenseitig über das [auf dem Laufenden], was Rußland auf einer Seite, Österreich-Ungarn auf der anderen Seite anstrebe und plane, so könnten wir beide hinwi[e]derum mäßigend und regulierend einwirken, so daß immerhin ein Schutz gegen Überraschungen und Konflikte aufgerichtet sei. Ich persönlich begrüßte diese Stellungnahme des Ministers, in der ich einen wesentlichen Fortschritt im Sinne der Auflockerung des starren Entente-Prinzips erblickte, und gab die Anregung sofort befürwortend nach Berlin weiter. Kiderlen ging nicht sofort auf den Vorschlag ein, nahm ihn aber dann nach kurzem Zögern an[453]. Diese vertrauensvolle deutsch-englische Zusammenarbeit hat die beiden Balkankriege überdauert, hat in den Arbeiten der Londoner Botschafterkonferenz ihre praktische Auswirkung gefunden und hat zweifellos im höchsten Grade dazu beigetragen, daß das gefährliche Balkangewitter vorbeizog, ohne Europa und die Welt in Brand zu stecken. Wir werden später noch im einzelnen näher auf die Phasen dieses politischen deutsch-englischen Zusammenwirkens einzugehen haben. Hier sollte nur skizzenhaft die Umrißlinie der Entwicklung gezeigt werden. Es wäre aber ungenügend gewesen, hätte eine auf wirkliche, gründliche und dauernde Aussöhnung mit England gerichtete deutsche Politik sich begnügt, [in] den laufenden, wenn auch hochwichtigen Tagesfragen zusammen zu wirken. Die Dinge mußten tiefer und vom Grund aus angepackt werden.

Bei der enormen, dauernden Belastung, welche mit dem Amte des Londoner Botschaftsrates stets auch in ruhigeren Zeiten verbunden war, die aber in

[453] Vgl. Kiderlen an Kühlmann, 17. Oktober 1912: GP XXXIII, S. 233. Dies geschah, nachdem Kühlmann eine Woche nach seinem ersten Telegramm von zwei zwischenzeitlichen Gesprächen mit Tyrrell und Grey berichtete, die sich enttäuscht über eine bis dato ausgebliebene Antwort aus Berlin zeigten, erneut den „Wunsch nach intimer politischer Kooperation“ während des Balkankriegs betonten und weiter ausführten: „Sei durch diese Kooperation in schwieriger Zeit die Intimität der deutschen und englischen Diplomaten hergestellt, so könnten wir uns über alle politischen Wünsche und Interessen verständigen. Er sei zum allergrößten Entgegenkommen bereit und halte ein Zusammengehen in China, Persien, Türkei und Afrika für aussichtsreich. [… Er lege] Wert darauf zu betonen, daß er dies für einen wichtigen und entscheidenden Schritt halte und wünsche, daß es auch bei uns als ein solcher aufgefaßt werde“; Kühlmann an Bethmann Hollweg, 15. Oktober 1912: unten in Teil II, S. 580.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

so akuten Krisenmonaten sich noch um das Vielfache vermehrte, empfand ich stark das Bedürfnis, von Zeit zu Zeit gänzlich auszuspannen und ein paar Tage fern von Telegrammen, Zeitungen, Verhandlungen und Berichten zu verbringen.

Der Engländer schießt, anders als der Jäger auf dem Kontinent, seine Hirsche nicht in der Brunft, sondern wenn irgend möglich in der Feistzeit. In der englischen Jagdsitte spricht sich vielfach noch ein völlig mittelalterlicher Realismus aus. Der Hirsch wird nur nach seinem Gewicht angesprochen. Was für Geweih er aufhat, spielt eine weit geringere Rolle und wird oft garnicht erwähnt. Dem deutschen Ausdruck, „ein Stück Wild zur Strecke haben" entspricht im englischen „to have in the larder", das heißt, das Stück hängt in der Speisekammer. Die schottischen Reviere, in denen das edle Rotwild gejagt wird, heißen zwar „forests", Wälder. Doch ist nur ein kleiner Teil des Geländes, meist nur die Hänge ganz unten am Berge, mit irgend etwas bestanden, was man Wald nennen könnte. Dann geht der Baumbestand rasch in Busch über, und der allergrößte Teil der Berghänge ist nur mit Farnen und Heidekraut bestanden, so daß das Rotwild keine Deckung hat, sondern stets frei erkennbar ist. Besonders schön ist die Pürsch auf den Rothirsch in den gebirgigen und zerklüfteten Inseln, die der schottischen Westküste vorgelagert sind. Der Golfstrom erhält hier dauernd ein gemäßigtes Klima, und die hoch ansteigenden, fast kahlen Gebirge, die im Sonnenschein gar prächtig gegen die tiefblaue See abstechen, erinnern viel mehr an Inseln des Mittelmeeres als an diese sagenhafte Welt der ultima Thule.

Auf der dem schottischen Hafen Oban vorgelagerten Berginsel Mull besaßen liebe Freunde von mir ein behagliches, schloßartiges Haus und gewaltige Jagdgründe, und so pflegte ich jeden Herbst ein paar Tage da im Gebirge zu pürschen und etliche Hirsche auf die Decke zu legen. Meine Gastfreunde hatten ausgebreitete internationale Beziehungen, und das verhältnismäßig bescheidene Schloß bildete einen Mittelpunkt, in welchem Diplomaten und Staatsmänner sich trafen. Mein Chef, der Graf Metternich, war ein oft und gern gesehener Gast. Zum russischen Botschafter Grafen Benckendorff[454] bestanden freundschaftliche Beziehungen. Einflußreiche Parlamentarier und führende Mitglieder des Außenamtes gingen da häufig aus und ein. Mein allzu kurzer Aufenthalt war zu Ende. Ich wollte langsam von dem Schlosse zur Bucht herabgehen, wo der gemietete Dampfer auf mich wartete. „Ich komme mit", sagte mir ein in der englischen Außenpolitik sehr einflußreicher Mann, Sir William Tyrrell[455]. „Wir können auf dem Wege noch ein paar Worte zusammen reden. Sind Sie mit dem Zustand, wie er zwischen Deutschland und England herrscht, zufrieden?", begann mein Freund die Unterredung. Ich erwiderte: „Nein, durchaus nicht, und jeder vernünftige Mensch sollte alles daran setzen, dieses Verhältnis zu verbessern."

[454] Alexander von Benckendorff (1849–1917), russischer Botschafter in London 1903–1917.

[455] Die letzten drei Worte sind ein späterer handschriftlicher Zusatz, im Basistext beließ es Kühlmann bei der anonymisierten Beschreibung.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„Ich teile vollkommen Ihre Ansicht“, erwiderte der Engländer. Ich legte dar, daß es unbedingt nötig sei, Deutschland auf der Welt mehr Auslauf zu verschaffen. Man müsse Deutschland beweisen, daß es mit friedlichen Mitteln alles erreichen könne, was irgend vernünftigerweise seine Außenpolitik als erwünschtes Ziel sich setze. Habe Deutschland Spielraum und Aufgaben genug, so wird auch die Bereitwilligkeit der parlamentarischen Körper, Unsummen für Rüstungen auszugeben, schwinden, und Deutschland wird sich in der Reihe der anderen Großmächte an der Aufschließung und Kultivierung der Welt beteiligen. – Der andere fragte geradezu: „Was würde der Preis für eine solche Haltung sein?“ – Ich erwiderte: „Meiner Ansicht nach eine Wiederaufnahme und Durchführung des alten deutsch-englischen Vertrages über die portugiesischen Kolonien[456] und eine systematische Aufnahme und Bereinigung aller der schwebenden Streitfragen, insbesondere der türkischen Angelegenheiten, der Bagdadbahn-Frage und dergleichen. Mir schwebe ein analoges Verfahren vor wie das seinerzeit zwischen Frankreich und England eingeschlagene. Man habe im Vertrage vom April 1904 alten Zwist ausgeräumt und freundliche Zusammenarbeit eingeleitet.“[457] – „Ich bin bereit“, sagte mein Gegenspieler, „vollkommen ehrlich und nach besten Kräften an der Erfüllung dieses Programms zu arbeiten, wenn Sie bereit sind, Ihrerseits dasselbe zu tun.“ Ich erklärte mich einverstanden und kehrte noch dieselbe Nacht nach London zurück.

Um diese Zeit machten sich die ersten Anzeichen des heraufziehenden Balkangewitters bemerkbar. Sir Edward Grey versuchte, durch die oben näher geschilderte Mitteilung die allgemeine politische Zusammenarbeit zwischen England und Deutschland einzuleiten.

Die englische Politik hat im Augenblick, da die Offensive des Balkanbundes[458] es klar erkennen ließ, wie hilflos England im Schlepptau Rußlands war, solange das Verhältnis zu Deutschland gespannt blieb, den Entschluß gefaßt, umzuschwenken, ohne sich von den Entente Partnern Frankreich und Rußland zu trennen, die Annäherung an Deutschland so weit zu führen, daß immerhin die Möglichkeit einer alternativen Politik gegeben war. England und Deutschland haben sich während der folgenden Zeit weiter genähert. Das vertrauensvolle Zusammenarbeiten während der gefährlichen Balkankrise und das Fortschreiten des Vertragswerkes über Mesopotamien[459] und Afrika führten eine langsame, aber tiefgreifende Besserung der gegenseitigen Beziehungen herbei. Dann kam aus der Balkanecke über eine Frage, die mit deutsch-englischen Beziehungen an sich nichts zu tun hatte, mit durch das automatische Spiel der Allianzen und Ententen der Krieg. Diese Katastrophe schien in England denen, die, auf deutsche Vernunft vertrauend, sich für die Politik der An-

[456] Vgl. unten S. 269, Anm. 477.

[457] Die letzten beiden Sätze sind im Konjunktiv formuliert, obwohl die Anführungsstriche ein wörtliches Zitat und damit den Indikativ nahelegen.

[458] Der Balkanbund vereinte die Staaten Montenegro, Bulgarien, Serbien und Griechenland gegen die Türkei im Oktober 1912.

[459] Hinsichtlich des Baues der Bagdadbahn.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

näherung eingesetzt hatten, unrecht zu geben. Niemand wollte mit dem Galliläer[460] gewesen sein. Außerdem war es auch dem nun in Not und Tod verbündeten Frankreich gegenüber unbequem, einen recht weitgehenden Flirt mit Deutschland unmittelbar vor dem Kriege zuzugeben. Aus diesen Beweggründen heraus hat eine Fälschung der Geschichte stattgefunden. Man hat die ganze Abbiegung der englischen Politik einfach unter dem Tisch verschwinden lassen und hat eine Konstruktion eingefügt, nach welcher die Entente-Politik geradelinig weiter gegangen war und schließlich im Weltkriege endete[461].

Der Kolonialminister, the Right Hon[onorable] Sir Lewis Harcourt, in der Gesellschaft Lulu Harcourt genannt, den ich oft in Gesellschaft getroffen hatte, ein liebenswürdiger und kultivierter Mann, lud mich ein, bei ihm auf seinem schönen Schlosse Nuneham bei Oxford Fasanen zu schießen. Harcourt, durch seine amerikanische Frau sehr reich[462], hatte seit 1910 das Colonialmin[isterium] inne. Er war ein überzeugter Anhänger einer deutsch-englischen Verständigung und hat bei den im Nachstehenden besprochenen Verhandlungen eine wichtige Rolle gespielt[463]. Wir hatten einen hübschen und anregenden Jagdtag. Als wir abends um das Kaminfeuer saßen, bat er mich einen Augenblick in sein Schreibzimmer. Wie zufällig lag auf dem Tisch eine Karte Afrikas aufgerollt. Er sagte: „Sie haben neulich einem Freunde über Ihnen vorschwebende Möglichkeiten eines Abkommens zwischen uns gesprochen, das sich im wesentlichen auf Afrika beziehen würde. Es sind aber damals keinerlei Einzelheiten berührt worden. Hätten Sie etwas dagegen, mir so im großen Ganzen Ihre Ideen auseinanderzusetzen?“

Ich erklärte, daß ich nicht das geringste Bedenken hätte, und legte dar, daß Deutschland, spät geeint, bei der Verteilung der Welt so gut wie völlig übergangen worden sei. Bismarck habe wohl mit Glück und Zähigkeit und nicht ohne kräftige Friktion mit England das eine oder andere noch erworben. Trotzdem stehe der deutsche Kolonialbesitz in einem schreienden Mißverhältnis zu der Weltstellung des Deutschen Reiches und in einem noch schreienderen Mißverhältnis zu der großen Zahl jugendlicher und tätiger Kräfte, die jetzt keinen Auslauf hätten und keine Betätigungsmöglichkeit für ihre Initiative. Viele von den unruhigsten und vielleicht wertvollsten Elementen seien Deutschland durch Auswanderung verloren gegangen. Das Land gleiche heute einem überhitzten Dampfkessel. Man müsse die Ventile öffnen, natürliche Tätigkeitsgebiete schaffen. Dann wird es gelingen, die momentane, zweifellos auf einen gefährlichen Punkt gestiegene Spannung abklingen zu lassen und eine Explosion zu vermeiden. Harcourt stimmte mir im wesentlichen zu und bat mich,

[460] Jesus. – Gemeint hier: „mit dem Deutschen“ (Anspielung auf die biblische Szene nach der Verhaftung Jesu, als alle Jünger ihn verleugneten).

[461] Der vorstehende Absatz ist einer einliegenden „Notiz zum Aufenthalt als Botschaftsrat in London, Verhandlungen mit England“ entnommen.

[462] Vgl. oben S. 212, Anm. 339.

[463] Die letzten beiden Sätze sowie der Halbsatz über „Lulu Harcourt“ sind spätere handschriftliche Ergänzungen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nun speziell darzulegen, was mir vorschwebte. Ich sagte ihm, wir müßten die Zufallserwerbungen Deutsch-Ostafrika nach Süden erheblich abrunden und an der Westküste Deutsch-Südwest mit Kamerun organisch verbinden. Die Herstellung eines Zusammenhanges zwischen diesen vergrößerten deutschen Gebieten könne spätere Sorge sein und späterem Gedankenaustausch vorbehalten bleiben. Dieses seien in groben Umrissen die Ziele, die mir als wünschenswert vorschwebten. Der Hausherr sah sich die Dinge auf der Karte längere Zeit an und sagte: „Ihre Wünsche sind nichts weniger als bescheiden. Sie würden durch ihre Erfüllung zu einer Kolonialgroßmacht werden. Da ich aber dem Grundgedanken des Gesprächs, der Herbeiführung eines deutsch-englischen Einverständnisses, von Herzen zustimme, sehe ich zunächst einmal in dieser Zielsetzung nichts, was ich von unserem Standpunkt aus von vornherein als unmöglich ablehnen müßte. Es wird sich darum handeln, in enger und vertrauensvoller Zusammenarbeit zunächst einmal in großer Heimlichkeit die Dinge zu besprechen und die Probleme Stück für Stück uns vorzunehmen." Wir schüttelten uns gegenseitig die Hände, und dieses kurze Gespräch war der Ausgangspunkt einer Zusammenarbeit mit Harcourt, die von seiner Seite mit stets gleichbleibendem Eifer, vollem Verständnis für unseren Standpunkt und die deutschen Schwierigkeiten und einer Loyalität geführt worden ist, die ich nur freudig und rückhaltslos anerkennen kann; denn, wie im weiteren Verlauf dieser Blätter dargelegt werden wird, hat der paraphierte Kolonialvertrag alle Schwierigkeiten beseitigt, und er hätte uns, einmal verwirklicht, genau das gegeben, was in jener ersten Unterredung als Ziel umrissen worden ist.

So hatte die akute Krise des Panthersprungs uns unmittelbar nach dem Abklingen der ersten gefährlichen Spannung weitgehende diplomatische Zusammenarbeit mit England in den Tagesfragen und ein Programm für den ersten Teil unserer die ganze Welt umfassenden Auseinandersetzungen gegeben, wirklich alles, was auch ein hochgespannter Ehrgeiz für den ersten Anlauf erhoffen konnte.

Man kann von keinem Angehörigen einer anderen Nation mehr verlangen, als daß er die Rechte und Interessen seines Landes vertrete, aber in einer vernünftigen und aufgeklärten Weise. Wer behauptet, anderes anzustreben, als eben den Vorteil und das Wohl seines eigenen Landes, ist ein Lügner, oder es fehlt ihm jeder Sinn für die Wirklichkeiten, so daß er als Staatsmann überhaupt keine Beachtung verdient. Die Kunst einer schöpferischen Diplomatie besteht darin, Gebiete zu entdecken, auf denen die Interessen zweier Staaten ein langes Stück parallel laufen. Gute internationale Geschäfte sind auf die Dauer nur die, bei denen beide Vertragspartner ihre Rechnung finden[464].

[Die] Grundgedanken meiner Politik gegenüber England [waren: Die] Zeit arbeitete für Deutschland, deshalb [mußte man] alles vermeiden, was zur gewaltsamen Auseinandersetzung führen könnte[;] Bügel an Bügel reiten, aber

[464] Der vorstehende Absatz ist einer einliegenden „Notiz zu Deutsch-Englischen Verhandlungen" entnommen. Der nachfolgende entstammt einer handschriftlichen Notiz, die sich unter einer Reihe von Abschriften aus bis dato veröffentlichtem „Material Agadir Haldane Mission" befindet.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

kein finish[;] die Reise ist weit[;] mittlerweile Deutschlands Basis auf der Welt breiter machen[;] Kolonialreich, wo einzige Möglichkeit in Afrika[;] Bodenständigkeit [der] Buren. Angelsachsen sitzen überall, Vorsprung Englands ungeheuer[;] Insel. Wir von stärksten Festlandsmächten eingeklemmt. Von England aus jeder Zeit unter Druck zu setzen.

Menschliches Tun läßt sich nur aus dem Ziel des Handelnden klar verstehen. Als ich die Pläne für die Verhandlungen mit England entwarf, entsprach es meiner gesamten Auffassung, die Orientierung der deutschen Zukunftspolitik nicht in der Richtung der Bagdadbahn zu suchen. Die Überland-Verbindung mit Kleinasien und Mesopothamien durch die Bahn war ungenügend und durch die dazwischen liegenden, dauernd stärker werdenden Balkanvölker immer bedroht. Der Seeweg führte an der englischen und französischen Küste vorbei, durch den langen Schlauch des Mittelmeeres, in welchem die in den Kriegen vergangener Jahrhunderte erkämpften Positionen durchaus in festen Händen waren. Da mir als Ziel vorschwebte, ein größeres, zusammenhängendes Territorium in Afrika zu erwerben, sollten auch alle Kräfte der Nation auf die Aufschließung und den Ausbau dieses Gebietes konzentriert werden. Die Verträge über die Bagdadbahn waren also im Rahmen des Gesamtplanes Verträge über eine anständige Teilliquidation dieses Unternehmens, das ich durchzuführen dachte, dem aber eine entscheidende Rolle für Deutschlands weltpolitische Entwicklungsrichtung nicht mehr zufallen sollte. Ich erinnere mich, damals im Gespräch mit Freunden meine Auffassung kurz dahin zusammengefaßt zu haben: „Deutschland wird als Kolonialmacht in Afrika groß sein, oder es wird überhaupt nicht groß sein.“[465]

Wir haben oben gesehen, daß neben den Beziehungen der Botschaft, die über das Auswärtige Amt zum Kanzler und zum Kaiser führten, Nebenleitungen bestanden, von denen wohl die wichtigste über Ballin, den Herrn und Meister der Hamburg Amerika Linie, zu Sir Ernest Cassel, einen aus Köln stammenden jüdischen Geschäftsmann großen Stils, naturalisierter Engländer, über diesen und den englischen Minister Winston Churchill direkt ins Kabinett liefen. Wir waren natürlich auf der Botschaft über das auf diesem Draht Hin- und Hergehende so gut wie garnicht unterrichtet. Churchill hielt sich, abgesehen von seiner Intimität mit Cassel, im Ganzen mehr zur französischen Gruppe. Cassel war viel zu klug, um nicht über seine direkte Verbindung mit dem Kaiser sorgfältig zu schweigen, und wenn ich auch mit Albert Ballin persönlich befreundet war und wir in unseren allgemeinen Zielen zusammen stimmten, so hat auch er in allem, was diese geheimen Verbindungen betraf, Vorsicht für der Tapferkeit besseren Teil gehalten.

Ich habe keinerlei Beweise dafür, vermute aber, daß der erste Gedanke, man solle einen englischen Kabinettsminister zu einer vertraulichen Aussprache über die Lage nach Berlin entsenden, wohl auf diesem Wege den Engländern suggeriert worden ist. Die kolonialen Anknüpfungen staken noch zu sehr

[465] Der vorige Absatz ist einer einliegenden „Bemerkung, einzufügen in Londoner Verhandlungen über Bagdad Bahn und Afrika“, entnommen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

in den Kinderschuhen und bewegten sich zunächst noch zu sehr auf rein persönlichem Gebiete, als daß sie zur ausführlichen amtlichen Berichterstattung nach Berlin sich geeignet hätten. Die allgemeinen, zugrunde liegenden Erwägungen hatte ich in einem Bericht formuliert, den ich glaube, hier abdrucken zu müssen, weil er in kurzen Umrissen meine damalige Stellungnahme in voller Deutlichkeit hervortreten lässt[466]. Das englische Kabinett, dessen Gesamtstimmung zweifellos einem gründlichen Ausgleich mit Deutschland geneigt war, beschloß, Haldane nach Berlin zu entsenden[467].

Die akute Marokko-Krise und die Herausforderung, als welche vielfach Lloyd George's Mansion-House-Rede in Deutschland empfunden worden war, hatte auch hier weitreichende Konsequenzen gezeitigt. Während die Erkenntnis, welch' großer, akuten Gefahr man entronnen sei, sowohl beim englischen Kabinett als bei seinen deutschen Gegenspielern – der Botschaft in London, Kiderlen und dem Kanzler Bethmann Hollweg – den Entschluss reifte, die Möglichkeit zu so gefährlicher Verwicklung durch ein aufrichtiges deutsch-englisches Übereinkommen zu beseitigen, faßten Tirpitz und seine Mitarbeiter den Plan, die patriotische Aufwallung, welche diese Vorgänge im deutschen Volke ausgelöst hatten, zugunsten einer Marine-Novelle zu verwerten. Wir haben oben aufgezeigt, wie das deutsche Programm sprunghaft gesteigert worden war, vor allem durch die rasche Entwicklung in der Größe und den Kosten der Kampfschiffe. Wir haben ebenfalls aufgezeigt, wie diese rasche, in England als bedrohlich angesehene Entwicklung immer mehr das politische Verhältnis der beiden Länder gefährlich bedrohte. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß eine Flotten-Novelle nach den Erschütterungen des Agadir-Zwischenfalles nicht nur die deutsch-englische Verständigung ernstlich gefährden mußte, sondern die Verhältnisse noch unleidlicher gestaltete, als sie vorher gewesen waren.

Die Novelle[468] lag bereits in Berlin vor, als Haldane eintraf, und so kam es, daß seine Mission weniger mit rein politischen Fragen und der Herstellung eines besseren Verhältnisses zwischen den beiden Völkern sich zu befassen hatte als mit dem Versuch, das Inkrafttreten dieser Novelle zu verhindern, welche die Rivalität zwischen den beiden Völkern wieder akuter und drohender[469]

---

[466] Eine Abschrift des Berichts oder ein näherer Hinweis liegt dem Memoirenmanuskript nicht bei. Gemeint ist aber wohl der umfangreiche Bericht Kühlmanns an Bethmann Hollweg vom 8. Januar 1912 (unten im Teil II, S. 576 f.), der allerdings zu abfälligen Randbemerkungen des Kaisers und einem zurechtweisenden Telegramm durch den Monarchen führte (GP XXXI S. 92–94.).

[467] Kriegsminister Haldane verhandelte am 8. Februar 1912 in Berlin mit Bethmann Hollweg und am Folgetag mit Tirpitz und dem Kaiser; am Abend des 9. Februar hatte er noch ein Gespräch mit dem Reichskanzler. Nachweis in: Reichskanzler von Bethmann Hollweg II, S. 1256–1258.

[468] Ursprünglich formulierte Kühlmann den Halbsatz „Die Novelle sah vor" und ließ eine Lücke, in die er aber keine Details mehr einfügte. Der Folgesatz nach der Lücke begann mit „Sie lag bereits …". Mit der Flottennovelle von 1912 wollte Tirpitz erreichen, daß das Bautempo nicht, wie in der Novelle von 1908 vorgesehen, wieder von vier auf zwei Großkampfschiffe jährlich sank. Vielmehr wollte er ein Flottenverhältnis zwischen Deutschland und Großbritannien von 2:3 erreichen.

[469] Ursprünglich: „akut und drohend".

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gestalten mußte und alles eben Angeknüpfte gefährden. Gerade um diese Novelle tobte ein heißer Kampf zwischen Tirpitz und Bethmann Hollweg, in welchem, wie stets in allen Zusammenstößen mit dem Großadmiral, Bethmann Hollweg den Kürzeren zog. Die Flotten-Novelle des Jahres 1912 ist mit unbedeutenden Abänderungen Gesetz geworden, und Bethmann hat sich, wie jedes Mal, der kaiserlichen Entscheidung unterworfen.

Haldane konnte kaum Illusionen darüber haben, daß seine Berliner Mission ihren Hauptzweck, die Flotten-Novelle abzubiegen, verfehlt habe. Man hatte in Berlin aber außer der Flotten-Novelle einen anderen Diskussionsgegenstand unterbreitet. Ein Neutralitätsabkommen zwischen England und Deutschland sollte geschlossen werden.

Ich war, als ich zuerst von dieser Anregung hörte, wie vor den Kopf geschlagen. Ich konnte mir von einem solchen Vorschlag nichts Gutes erwarten, befürchtete, er werde auf der englischen Seite manchen Hasen aufjagen, und vermochte mir durchaus nicht zu erklären, wer auf diesen Einfall gekommen sei, der von unserem realen Aktionsprogramm, wie es sich bereits in Umrissen abhob, sehr störend abwich. Ich hatte alle möglichen Leute im Verdacht, einmal die Rechtsabteilung; denn das Ganze schmeckte sehr nach einem juristisch gerichteten Kopfe; dann wieder Herrn Wilhelm von Stumm, dessen grüblerischer Mentalität man eine solche Konzeption wohl zutrauen konnte. Erst spät nach dem Kriege, als ich Kiderlens Memoiren las, entdeckte ich, daß der damalige Gesandte in Bukarest für das Kukuks-Ei [sic] verantwortlich war[470]. Bethmann hatte, in einer merkwürdigen Anwandlung, ihn, als er noch in Bukarest residierte, um einen Vorschlag gebeten, wie die deutsch-englische Konversation am zweckmäßigsten in Gang gesetzt werden könnte. Kiderlen, der England nicht kannte, nie da diplomatisch gearbeitet hatte, der englischen Mentalität ziemlich fremd gegenüberstand und von den tatsächlich bestehenden persönlichen und diplomatischen Anknüpfungen nicht das geringste wußte, schlug aus dem Handgelenk die Fassung eines Neutralitäts-Abkommens vor, ahnungslos, daß er uns damit einen bösen Knüppel in den Weg geworfen hatte. Wie zu erwarten stand, konnte sich kein Mensch in England denken, daß dies sozusagen ein abstrakter Vorschlag war, entstanden aus der Ratlosigkeit, mit welchem Thema die deutsch-englische Konversation nun wirklich eingeleitet werden sollte. Mit ihrem rein praktisch gerichteten Verstand glaubten die Engländer nichts anderes, als daß wir von ihnen eine bindende Neutralitäts-Zusage herauslocken wollten, um dann mit unseren Kräften, die sie für unbedingt überlegen hielten, über das schwächere Frankreich herzufallen und diesem endgültig den Garaus zu machen. Die Engländer erblickten in der mehrfach aufgetauchten Idee eines Neutralitäts-Abkommens einen Beweis für den deutschen Plan, England mit juristischen Zwirnsfäden zu binden, um dann das isolierte Frankreich isoliert abzuwürgen und dann ein

[470] Vgl. Kiderlen-Wächter, Der Staatsmann und Mensch S. 41–78. Ferner ausführlich: Forsbach, Kiderlen-Wächter S. 314–316, 599–631, 759–760.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

seinerseits isoliertes England unter Druck zu setzen[471]. Nichtsdestoweniger kämpfte die starke Partei im Kabinett, die nun einmal den deutsch-englischen Ausgleich auf ihre Fahnen geschrieben hatte, mit allen Kräften dafür, dem vorgeschlagenen Neutralitäts-Abkommen eine Form zu geben, die es für England und Deutschland annehmbarer[472] machte, ohne daß die Preisgabe Frankreich unverhohlen zu Tage trat.

Im Laufe dieser Verhandlungen ergab sich die nachfolgende Episode, die für mein Verhältnis zu den Engländern, noch mehr aber für mein persönliches Verhältnis zu Metternich Bedeutung gewann. Ich war englischerseits von den Versuchen, zu einer tragbaren Formel für den Neutralitäts-Pakt zu kommen, fortlaufend eingehend unterrichtet und unterstützte nach Kräften diese Bestrebungen; nicht, als ob ich mir von dieser Neutralitäts-Formel irgend welche realen Gewinne erwartet hätte, aber um dies von außen in unsere Arbeit hineingeworfene Impedimentum möglichst ohne dauernden Schaden aus dem Wege zu räumen. Da rief mich spät abends Lulu Harcourt[473] zu sich und sagte mir, er befinde sich in äußerst schwieriger Lage. Er hielte es für unbedingt notwendig, mir eine Mitteilung zu machen, die für unsere Bestrebungen von entscheidender Wichtigkeit sei. Er könne mir diese Mitteilung aber nur machen, wenn ich mich ihm gegenüber formell durch Ehrenwort verpflichte, diese Mitteilung nur so zu verwerten, wie wir dies verabreden würden, sonst aber jedermann gegenüber als absolut geheim zu behandeln und unter keinen Umständen die Quelle der Mitteilung zu verraten. Die Persönlichkeit meines Freundes, seine Stellung und erprobte Zuverlässigkeit fielen schwer in die Wa[a]gschale, und mit innerem Widerstreben, aber doch überzeugt davon, daß es unbedingt notwendig sei, gab ich ihm die verlangte feierliche Zusage. Er teilte mir darauf mit, daß die bisherige Arbeit, die in der Suche nach einer akzeptablen Formel die glücklichsten Fortschritte gemacht hätte, zu scheitern drohe; denn der Kaiser habe durch eine persönliche Botschaft, wohl auf dem Wege Ballin – Cassel – Churchill[474], dem Kabinett mitgeteilt, daß, wenn das deutsch-englische Abkommen nicht eine Allianz enthalte, mindestens so eng und so bindend wie es die englisch-japanische Allianz sei, so würde der Kaiser die Sache von vorneherein ablehnen. Mein Gewährsmann war überzeugt, daß diese kaiserliche Mitteilung im klaren Gegensatz zu dem Willen der Reichsregierung stehe. Er bat mich, meinem gegebenen Worte entsprechend, die Mitteilung jedermann gegenüber als vollkommen geheim zu behandeln. Ich solle aber in einem Privatbriefe dem Auswärtigen Amte von dem Vorgang derartig Kenntnis geben, daß der Reichskanzler unmittelbar informiert würde. Auf meine Frage, ob ich dem Botschafter von der Angelegenheit Kenntnis geben

[471] Dieser Satz ist eine spätere handschriftliche Ergänzung. – Zur Sache vgl. GP XXXI, S. 95–227 (S. 201–202 zu Kühlmann). Danach hat der Kaiser abgeleugnet, den Weg über Ballin – Cassel begangen zu haben; er sei im Gegenteil überrascht, daß Cassel Mitteilungen der englischen Regierung überbracht habe.

[472] Ursprünglich: „annehmbar".

[473] Ursprünglich „ein vertrauter politischer Freund" anstelle des Namens.

[474] Dieser Einschub ist eine nachträgliche handschriftliche Ergänzung.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

dürfe, wurde dies auf das nachdrücklichste verneint. Mein Gewährsmann glaubte, Metternich sei zu sehr ein Mann des Kaisers, um in dieser hoch delikaten Angelegenheit mit der Frage befaßt zu werden. Auch dem Botschafter gegenüber sei ich gemäß meinem Worte zu absolutem Stillschweigen verpflichtet. Mein Gewährsmann legte mir beim Abschied dar, daß er sich selbst in einem schweren Gewissenskonflikt befunden habe, aber die glückliche Fortsetzung und Vollendung der unternommenen großen politischen Aktion liege ihm so sehr am Herzen, daß er geglaubt habe, diesen einzig richtigen Weg betreten zu müssen. Er wisse, daß mich seine Mitteilung in eine äußerst schwierige Lage bringe. Ich möge aber selbst beurteilen, ob ein anderes Verfahren möglich gewesen sei.

Am nächsten Tage teilte ich in einem Privatbriefe dem zuständigen Herrn im Auswärtigen Amte, Herrn Wilhelm von Stumm, Direktor der politischen Abteilung, die Angelegenheit mit, genau wie sie sich abgespielt hatte[475]. Ich war, wie mein englischer Gewährsmann, überzeugt, daß es sich um einen jener impulsiven kaiserlichen Schritte handelte, an denen die Geschichte dieses begabten Monarchen leider nicht arm war, und daß es für den Fortgang und das Gelingen unserer Bestrebungen unumgänglich notwendig sei, dem Kanzler von dieser neuen Schwierigkeit direkt Mitteilung zukommen zu lassen. Wer beschreibt mein Erstaunen, als kurz darauf Metternich mir ein chiffriertes Telegramm vorlegte, in welchem der wesentliche Inhalt meines Briefes ihm mitgeteilt und er aufgefordert wurde, zu der Angelegenheit Stellung zu nehmen. Ich befand mich nach allen Seiten hin in einer peinlichen Zwangslage, legte aber dem Botschafter ganz offen dar, es habe sich um eine Mitteilung gehandelt, welche einflußreiche englische Kreise unter Vermeidung offizieller Stellen dem Kanzler über das Amt zugehen lassen wollten. Ich habe mich meinem Gewährsmann gegenüber zur vollkommenen Geheimhaltung ehrenwörtlich verpflichtet und könne ihm deshalb unmöglich weitere Mitteilungen machen. Er beauftragte mich mit dem Versuche, von meinem Gewährsmann zu erreichen, daß er mich von der zugesicherten Diskretion entbinde. Dieser lehnte aber aus begreiflichen Gründen vollkommen ab und sagte, er erwarte von mir, daß ich ohne Rücksicht auf die Folgen meine Zusage halte. So blieb mir nichts übrig, als dem Botschafter von dem negativen Ausgang meines Versuches zu berichten. Begreiflicherweise blieb eine nachhaltige[476] Verstimmung zurück. Ich habe nichts darüber erfahren, ob die englische Meldung zu einer Aussprache des Kanzlers mit dem Kaiser geführt hat. Die Angelegenheit des Neutralitäts-Abkommens versackte ergebnislos.

Die stetige Arbeit der Marine gegen den Grafen Metternich begann allmählich ihre Früchte zu tragen. Metternich stellte sich überzeugungs- und pflichtgemäß in dem Kampfe gegen die Tirpitz-Novelle aufseiten des Kanzlers gegen

[475] Stumms Name und Amtsbezeichnung sind eine spätere handschriftliche Ergänzung; im Basistext blieb der Adressat anonym. Der Brief ist nicht veröffentlicht und nicht zu ermitteln.

[476] Das Adjektiv wurde von Kühlmann später handschriftlich in den Text eingefügt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

den Großadmiral. Mehr und mehr gelang es geschickten Einflüssen in Berlin, Metternichs Stellung zu schwächen und zu untergraben. Waren wir bisher in allen politischen Fragen vollkommen konform gegangen und deckten sich auch bis zum Ende unsere politischen Ziele im allgemeinen, so differierten wir um diese Zeit in einem wesentlichen Punkte. Er stand auf dem Standpunkte, daß nach der Novelle die Tirpitz-Flottenbau-Politik naturnotwendig den Konflikt mit England unvermeidlich mache. Ich war der Anschauung, und sie gründete sich auf eingehende Privatgespräche mit meinen englischen Freunden, daß es von Anfang an klüger gewesen wäre, zunächst einmal die Flottenfrage aus der deutsch-englischen Diskussion auszuscheiden, da ja zunächst auf diesem Gebiete wesentlich nichts zu erzielen sein würde. Man solle also die Flottenfrage und die Versuche, darüber zu einer Verständigung zu kommen, vorläufig ruhen lassen und alle Kraft auf die Bearbeitung der rein politischen Themen verwenden, in erster Linie auf die Modernisierung und, wenn ich mich so ausdrücken darf, Vollstreckbarkeit des alten deutsch-englischen Abkommens über die portugiesischen Kolonien[477], in zweiter Linie auf die Bereinigung der den nahen und mittleren Orient betreffenden Fragen, insbesondere was die Bagdad-Bahn, Schiffahrt und Petroleum betraf. Bei zweckmäßiger Durchführung dieses großen Werkes würde der gegenseitige Kontakt enger werden, das gegenseitige Vertrauen wachsen und der Welt durch die Veröffentlichung dieser grundlegenden Abkommen klar bewiesen, daß das deutsch-englische Verhältnis ein enges und vertrauensvolles geworden sei, so daß Spekulationen auf englisch-deutsche Zwietracht von vornherein entmutigt wurden.

Als Metternich im Frühjahr erkannte, daß er des kaiserlichen Vertrauens nicht mehr so sicher sei als früher, beschloß er, seinen Abschied zu nehmen[478]. Wir schieden in persönlich freundschaftlicher Weise. Ich unternahm es, gemäß den eben entwickelten Gedanken, im Verfolg der mit Harcourt und einflußreichen Kräften im Foreign Office, insbesondere Sir William Tyrrell[479], im

[477] Gemeint ist der geheime deutsch-englische Vertrag über die portugiesischen Kolonien von 30. August 1898, den der damalige deutsche Botschafter in London, Paul Graf von Hatzfeldt, in Zusammenspiel mit Arthur James Balfour maßgeblich ausgehandelt hatte. In dem Abkommen teilten die beiden Vertragsparteien den afrikanischen Besitz Portugals in ökonomische Interessensphären zwischen sich auf. Vorgesehen war ein wirtschaftliches Übergewicht Deutschlands in Angola und Großbritanniens in Mosambik. Dementsprechend sollten diese Gebiete auch aufgeteilt werden für den Fall, daß Portugal seine Kolonien als Gegenleistung für Kredite in einer sich verschlechternden finanziellen Lage des Landes abtreten müßte. Daß dieser Vertrag nicht wirklich umgesetzt wurde, lag zum einen an der Obstruktionspolitik Bülows und seinen deutlich weitergehenden Weltpolitik-Ambitionen – und zum anderen daran, daß Portugal unter diesen Bedingungen keine Anleihe bei Deutschland und England nehmen wollte, sondern sich an Frankreich wandte. Zudem wollte die britische Regierung Portugal, das direkt in London intervenierte, nicht fallen lassen. Beide Seiten schlossen den geheimen Windsor-Vertrag vom 14. Oktober 1899, der den Schlußartikel des englisch-portugiesischen Vertrages von 1661 bestätigte, nach dem sich Großbritannien verpflichtet, „alle der Krone von Portugal gehörenden Eroberungen oder Kolonien gegen alle ihre Feinde, sowohl künftige wie gegenwärtige, zu verteidigen und zu schützen“ (British Documents I, 1, S. 93–95).

[478] Gemeint ist das Jahr 1912. – Dazu vgl. GP XXXI, S. 231–251.

[479] Dieser Einschub ist eine spätere handschriftliche Ergänzung.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Herbste[480] festgelegten Gedankenreihen zunächst die koloniale Angelegenheit zu fördern und zum Abschluß zu bringen. Der Vertrag vom Jahre [1898][481] ging von dem Gedanken aus, falls sich portugiesischer Geldbedarf zeigen sollte, der eventuell zu einer Veräußerung portugiesischen Colonialbesitzes führen sollte, jede gefährliche Rivalität zwischen Deutschland und Großbritannien ausgeschaltet werden solle[482], durch ein deutsch-englisches Einvernehmen über eine gewisse Abgrenzung deutscher und englischer Interessen-Sphären in den portugiesischen Kolonien. Mir schien dieser alte Vertrag als Ausgangspunkt nützlich und zweckmäßig. Doch dachte ich, ihn nach allen Seiten auszubauen: erstens dadurch, daß die Grenzen der gegenseitigen Interessen-Sphären neu und vollkommen genau umrissen wurden, so daß auch der leiseste Zweifel ausgeschlossen wurde; ferner die beiderseitige Interessennahme in den so definierten Einfluß-Sphären sofort aktiv und endgültig in die Hand zu nehmen. In den uns interessierenden Teilen bestanden große chartered Companies, welche durch Konzession von der portugiesischen Regierung weitreichende Verwaltungs- und Hoheitsbefugnisse besaßen: Eisenbahnen bauen, Dampferlinien betreiben, Polizeikräfte besolden konnten, welche, kurz gesagt, alle wichtigen Rechte in dem betreffenden Territorium auszuüben vermochten. Parallel mit den eigentlichen Verhandlungen über Grenzziehung liefen Abreden mit der englischen Regierung, wonach diese auf englische Bank- und Unternehmerkreise freundschaftlich dahin einwirkte, daß Aktienpakete, welche die Kontrolle von Bahnen, Schiffahrtslinien oder solchen Verwaltungsgesellschaften, die innerhalb der deutschen Sphäre fielen, deutschen Interessen[ten] zu vernünftigen Bedingungen verkauft wurden. Der Plan war so gefaßt, daß bei der Publikation des Gesamtabkommens alle diese Transaktionen auf dem Finanzgebiet bereits abgeschlossen vorlagen, mithin die Voraussetzungen für eine friedliche Durchdringung der uns interessierenden Territorien im weiten Maße gegeben war[en].

An dem französischen, sehr gut funktionierenden kolonialen Vorgehen geschult, legte ich zunächst keinen übermäßigen Wert darauf, welche Flagge über dem Gebiet wehte. Das Anstreichen der Grenze mit anderer Farbe auf dem Kolonialatlas lief uns schließlich nicht weg. Die Hauptsache war, daß wir alle lebenswichtigen Dinge in den begehrten Territorien tatsächlich und bedin-

[480] des Jahres 1911.

[481] Für die Jahreszahl ließ Kühlmann eine Lücke. Einliegend finden sich zwei Zettel mit Notizen Kühlmanns: „Biografie Rosen. Bagdad Bahn Stellungnahme m[eines] Vaters. Portugalvertrag Lügen des Diplomaten Rosen“ und „Datum alten portug[iesischen] Vertrages 1898? Amtsantritt Solfs. Marschall Franzosen. Grey“. Außerdem liegen zwei Artikel anbei: „Ein vergessener Kolonialvertrag?“ von Maximilian von Hagen aus der „Berliner-Börsen-Zeitung“ vom 14. Juni 1932 (der anhand der Memoiren Rosens über beide Verträge berichtete) sowie „Die deutschen Siedler in Angola“ von Sofia v. Uhde aus der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“, 13. Februar 1935. Ersteren hatte Kühlmann noch zur Abfassung der „Memoiren“ benutzt, vor allem hinsichtlich der Datierung der Verträge, wie der darauf notierte handschriftliche Vermerk „98“ nahelegt.

[482] Der Einschub von „der eventuell“ bis hierher ist eine nachträgliche handschriftliche Hinzufügung.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gungslos beherrschten. Ich gebe hier zum besseren Verständnis des tatsächlich Geleisteten zunächst den Text des ursprünglichen deutsch-englischen Geheimabkommens und dann den Text des neuen modifizierten Abkommens, wie es am [20. September 1913] von deutscher und englischer Seite paraphiert wurde[483].

Ein sehr wichtiger Passus des Abkommens war der Paragraph [X][484], durch welchen faktisch gegenüber jeder Störungsmöglichkeit von außen eine bündnisähnliche Bindung Deutschlands an England erfolgte. Man braucht sich nur vorzustellen, welchen Eindruck bei der damaligen Lage Europas die Veröffentlichung dieses Paragraphen auf die Weltmeinung gemacht hätte. Das Auswärtige Amt ging, wenn auch mit wenig Enthusiasmus, in der Angelegenheit mit, wenn auch der englische Referent, Herr Wilhelm von Stumm, seiner allgemeinen negativen Einstellung gemäß, mehr hemmend als fördernd tätig war. Hingegen fand ich zum Glück in dem seit [20. Dezember 1911] an [Friedrich von Lindequists] Stelle getretenen Staatssekretärs des Kolonialamtes, Dr. Solf, verständnisvolle und weitgehende Unterstützung für unsere Pläne[485]. Und auch der als Gesandter in Portugal für diese Dinge wichtige Dr. Rosen sah die Größe des Projektes und seine segensreichen Folgen für die Gesamtgestaltung der europäischen Verhältnisse. Dr. Rosen hat in dem kürzlich erschienenen Band seiner Memoiren eingehend auf diese Dinge hingewiesen[486]. Der dort publizierte Briefwechsel beleuchtet eingehend und genau die Verteilung der Kräfte in diesem großen Spiel und beleuchtet auch die vom Auswärtigen Amte kommenden Widerstände.

Die Nachricht, daß der Botschafter in Konstantinopel, Freiherr Marschall von Bieberstein, Metternichs Nachfolger werden würde, erfüllte mich mit ho-

---

483 Kühlmann ließ für das Datum eine Lücke, die er nicht mehr füllte. Er selbst paraphierte den Vertrag am eingefügten Datum zusammen mit Sir Edward Grey und übersandte ihn am 21. September 1913 nach Berlin (vgl. Große Politik XXXVII,1, S. 83, Fußnote). Dem Memoiren-Manuskript liegen die Abkommenstexte nicht bei. Der Abkommensentwurf von 1913 ist im englischen Original abgedruckt als Anlage II des Berichts von Lichnowsky an Bethmann Hollweg, 31. Juli 1913, ebd. S. 66–70. Eine erste deutsche Übersetzung übersandte Kühlmann an Bethmann Hollweg, 19. August 1913, ebd. S. 73–77. Das Auswärtige Amt war jedoch nicht mit allen Formulierungen einverstanden; Staatssekretär Jagow schickte daraufhin am 29. August 1913 eine überarbeitete Version der Übersetzung an Kühlmann (ebd. S. 77–82), die sprachlich-stilistische Änderungswünsche des Auswärtigen Amts enthielt. Die englische Seite akzeptierte (vgl. Kühlmann an Bethmann Hollweg, 8. September 1913, ebd. S. 82–83).

484 Kühlmann ließ eine Lücke für die Zahl, gemeint war aber wohl der zehnte Paragraph, der lautet: „Great Britain and Germany, having regard to the interests of their respective possessions in East and West Africa contiguous to the Portuguese provinces of Angola and Mozambique, which would be materially affected by the intervention of any third Power in those provinces, agree jointly to oppose such intervention, whether by way of loan to Portugal on the security of the revenues of the said provinces, or by way of acquisitions of territory by grant, cession, purchase, lease, or otherwise."

485 Kühlmann ließ Lücken für das Datum und den Namen des Solf-Vorgängers. – Dieser war: Friedrich von Lindequist (1862–1945), Staatssekretär des Reichskolonialamtes 1910–1911.

486 Vgl. Rosen, Wanderleben I, vor allem aber II. Der angesprochene Briefwechsel findet sich in Bd. 2 ab S. 243.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

her Freude[487]. Einmal war Marschall mit meinem Vater von altersher bekannt, und ich hatte während der Friedenskonferenz im Haag mit dem damaligen ersten deutschen Delegierten regen und freundschaftlichen Verkehr gepflogen. Ich war gegen Metternichs gute Eigenschaften keineswegs blind. Er hatte sich aber in seiner Fehde mit der Marine hoffnungslos festgezogen, hatte, wie die Episode beim Neutralitäts-Vertrag bewies, in maßgebenden englischen Kreisen nicht mehr das volle persönliche Vertrauen und war überhaupt, wie ich früher aufzuzeigen mich bemüht habe, für die sich zuspitzende Situation und die immer rascher in Fluß kommenden Verhandlungen nicht tätig, feurig und unternehmend genug. Er war im Grunde mehr eine beschauende und zur negativen Kritik geneigte Natur als ein wagemutiger Erfinder neuer Möglichkeiten umgestellter neuer Verhältnisse. Es mag auch sein, daß schlimme Erfahrungen und zunehmendes Alter seine ohnehin nicht große Unternehmungslust noch stärker reduziert hatten. Sein Hauptnachteil vom Standpunkt der deutschen Politik in London aus bestand eben darin, daß er zu Hause kein großes Gewicht mehr hatte, und auf dieses große Gewicht kam es eben hauptsächlich an[488]. Deswegen begrüßte ich Marschall mit großer innerer Freude. Seine Autorität war im Laufe der Jahre immer weiter gewachsen. Die Friedenskonferenz trug nur dazu bei, sie international zu vergrößern. Die Gewandtheit und Anpassungsfähigkeit, mit der er sich nach dem Sturze Abdulhamids mit den neuen Machthabern[489] rasch zu befreunden wußte, trugen dazu bei, ihn als den bedeutendsten aktiven Diplomaten Deutschlands erscheinen zu lassen. Mit den Engländern konnten wir bei vernünftiger Zielsetzung und einigem Augenmaß wohl fertig werden. Soviel hatte ich in meiner Tätigkeit in London schon mit Sicherheit feststellen können. Was uns mangelte, war ein Mann, dessen politisches Gewicht groß genug war, um die ewigen Hemmungen, Bedenken, kurz die gesamte negative Einstellung in Berlin zu überwinden. Im Auswärtigen Amte wurde diese Einstellung vor allem durch Herrn von Stumm repräsentiert[490], in der Marine durch Herrn von Tirpitz, dem Freundschaft mit England durchaus nicht in seine Flotten-Erweiterungspläne paßte. Marschall konnte durch sein Prestige beim Kaiser und beim Kanzler solche Widerstände einfach niederbügeln.

Ich holte Marschall, als er am [18. Juni 1912] zunächst zu einem kurzen Vorstellungsbesuche in London eintraf, am Bahnhof ab. Wir fuhren gleich nach der Botschaft, und durch ein Spiel jener Kobolde, die gerade in wichtigen

[487] Die Ernennung erfolgte im Mai 1912.

[488] Einliegend findet sich eine handschriftliche Notiz mit Aspekten, auf die Kühlmann noch eingehen wollte: „Metternich kommt zu spät zum Kaiser in den Salon. Schläfe auf Schulter der Kaiserin. Asquith über ihn. Daisy Pless über ihn./Kranker Vogel".

[489] Gemeint ist: Machthaber des Osmanischen Reiches. Abdulhamid II. (1842–1918), seit 31. August 1876 Sultan des Osmanischen Reiches, wurde am 27 April 1909 im Rahmen der jungtürkischen Revolution zugunsten seines jüngeren Bruder Mehmed V. abgesetzt. Marschall von Bieberstein war seit Juli 1897 der dortige Botschafter und hatte enge Beziehungen zum gestürzten Sultan unterhalten.

[490] Ab hier ist der Rest des Satzes eine spätere handschriftliche Hinzufügung.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Augenblicken ihre Tücke erweisen, war der die sämtlichen Schlüssel verwahrende Beamte, der auf sofortigen Besuch nicht gefaßt war, nirgends aufzutreiben, und meine erste politische Unterredung mit dem neuen Chef fand in der Vorhalle der Botschaft statt. Beide saßen wir auf den noch unausgepackten Kisten des Marschallschen Haushalts. Das erste, was mir Marschall sagte in seinem breiten badischen Dialekt, langsam und abgewogen sprechend, wie dies seine Art war, „das muß ich Ihne aber gleich sagen, das mit dem Kongo mach' i nit." Ich wußte aus dieser einleitenden Phrase, daß Marschall in Berlin aufs schärfste bearbeitet worden war und sehr kritisch nach London kam. Diese Einleitung bezog sich darauf, daß ich vertraulich in Berlin angedeutet hatte, daß nach Vollendung und Durchführung unseres Abkommens mit England über die portugiesischen Kolonien die in den Marokko Verhandlungen stecken gebliebene Kongopolitik wieder aufgenommen werden müsse, welche erst den wahren Schlußstein und die Abrundung des jetzt mit England eingegangenen Geschäftes bilden sollte. Ich hatte auf der englischen Seite vorläufig vollkommen vertraulich und persönlich vorgefühlt und festgestellt, daß grundsätzlich ein Gespräch über derartige spätere Entwicklungsmöglichkeiten nicht von der Hand gewiesen wurden. Ich sagte Baron Marschall, das seien curae posteriores (spätere Sorgen). Er werde, wenn er erst einmal das Terrain genauer überblicke – dies wisse ich bestimmt – ganz auf meinen Standpunkt kommen. Er werde als geübter Diplomat sehr rasch sehen, daß wir mit unserer Arbeit auf dem richtigen Wege seien, und nichts könne mir größere Genugtuung geben, als dies später von ihm bestätigt zu erhalten.

Marschall war gerne nach London gekommen. Was in Konstantinopel zu erreichen war, hatte er erreicht. Die wichtigste Errungenschaft, das türkische Bahnnetz in Kleinasien und die Bagdadbahn, hingen aber praktisch in der Luft, solange die erbitterte Opposition Englands gegen das deutsche Projekt bestand. Solange England jeden Schachzug, den Deutschland zur Förderung des Unternehmens machte, durch einen Gegenzug beantwortete, war die Vollendung des gewaltigen Werkes ständig in Frage gestellt. Nirgends anders als in London konnte Marschall das in Konstantinopel begonnene wirklich fest untermauern und zu einer dauernden Errungenschaft gestalten. Mein Verhältnis zu Marschall ist vom ersten Tage bis zum letzten ein ausgezeichnetes gewesen. Mit der Gründlichkeit, die er aus seiner früheren juristischen Laufbahn mitgebracht hatte, studierte er die ganzen laufenden Akten und arbeitete sich in überraschend kurzer Zeit in die komplizierten Materien ein. Er mußte London wieder auf längere Zeit verlassen, um sein Abberufungsschreiben in Konstantinopel zu übergeben und seine Übersiedlung in die Wege zu leiten. Nach seiner Rückkehr nach London nahm er die Geschäfte mit Eifer auf. Es war angenehm, mit ihm zu arbeiten. Er hatte immer Zeit und liebte es, Punkt für Punkt systematisch ausführlich durchzusprechen und zu erläutern. Er hielt auch in London an seinem in Konstantinopel bewährten Verfahren fest, nur wenig fortlaufend zu berichten, von Zeit zu Zeit aber große, zusammenfassende Berichte und Übersichten nach Berlin gelangen zu lassen. Soviel ich weiß, hat er nur zwei oder drei seiner großen Berichte während seiner relativ kurzen Tätigkeit

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

in London nach Berlin gesandt[491]. Als er seine Tournée bei allen maßgebenden Staatsmännern beendet hatte, fragte ich ihn, was seine Eindrücke wären. Er sagte nur: „Ich brauch' Ihne garnix zu erzähle', es ischt wörtlich, wie Sie geschriebe' habe." Schon im [August 1912] kehrte er auf sein geliebtes badisches Gut Neuershausen zurück, wo er sich der Rosenzucht mit Leidenschaft ergab[492].

Baron Marschall's Aufenthalt in London war nur kurz. Er wollte sich orientieren, mit den maßgebenden Leuten die Fühlung herstellen und dann in seinem geliebten Baden etwas der Ruhe pflegen, auf die er nach dem anstrengenden Sommer mit der zweimaligen Reise von Constantinopel nach London reichlich Anrecht hatte. Ich führte während seiner Abwesenheit die Dinge ruhig und stetig weiter.

Mit dem Herannahen der Herbstjagden pflegte ich mehrfach am frühen Morgen nach den Schießplätzen hinauszufahren, welche die großen Waffenfirmen nahe bei London unterhalten. Man schießt auf Tontauben, um sich für die Fasanenjagden größeren Stils wieder etwas gelenkig zu machen. Große Parks sind mit einem auf dem Festlande unbekannten Raffinement hergerichtet, um Mengen von Tontauben in den verschiedensten Winkeln und den verschiedensten Schnelligkeiten dem Schützen vorzuführen. Mitten in der Schießübung kam ein Diener und bat mich nach dem Büro. Die Botschaft hatte angerufen, um mir mitzuteilen, daß der Botschafter auf seinem badischen Heimatgute plötzlich einem Herzschlag erlegen sei[493].

Ich war tief beeindruckt. Abgesehen von dem warmen und herzlichen Verhältnis, welches sich rasch zwischen mir und Marschall hergestellt hatte, empfand ich als Politiker die ganze Schwere des furchtbaren Schlages, der die deutsche Sache getroffen hatte. Freudig hatte ich Marschall's Ernennung begrüßt, weil ich wußte, daß es seiner Erfahrung und seinem Schwergewicht sicher gelingen würde, Eifersüchteleien, Reibungen und kleinliche Schwierigkeiten, an denen es in Berlin niemals fehlte, zu überwinden und niederzubügeln. Jetzt, wo sich unser Werk systematischer Aussöhnung mit England mehr und mehr einem abschließenden Punkte näherte, wäre uns das Prestige seiner Persönlichkeit ganz besonders notwendig gewesen. Er wußte genau, London

[491] Sie sind nicht in GP abgedruckt.

[492] Kühlmann hat hier, ebenso wie zuvor bei der Zeitangabe für Marschalls Eintreffen in London, nur eine Lücke gelassen. Er selbst ging vom 20. Juli bis zum 2. August 1912 auf Urlaub nach Deutschland; vgl. tabellarischer Lebenslauf, Nachlaß Kühlmann, Familienbesitz. – Einliegend finden sich noch neun maschinenschriftliche Seiten mit Abschriften aus den Documents Diplomatiques Français, 3^{e} série (1911–1914), Tome III und IV, die sich mit französischen Reaktionen auf Marschalls Ernennung und Tod sowie mit der Balkankrise Ende 1912 beschäftigen. Teils sind auf den Seiten auch Zusammenfassungen und Deutungen zu finden, die jedoch nicht aus Kühlmanns Feder stammen und offenbar als Recherche für seine Memoiren für ihn angefertigt worden sind. – Der Basistext wird erst auf der nächsten Seite des Manuskripts fortgesetzt, obwohl noch eine halbe Seite frei blieb, zudem ist das maschinenschriftliche Bild verändert, und anderes Papier mit einer ursprünglich eigenen Zählung wurde verwendet. An dieser Stelle setzte Kühlmann offenbar in seiner Arbeit neu an.

[493] Marschall verstarb am 24. September 1912.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

würde sein letzter Posten sein, und hatte historischen Ehrgeiz großen Stils genug, um den Wunsch zu hegen, mit einer großen, weithin sichtbaren Tat seine staatsmännische Laufbahn zu beschließen[494].

Ich halte es sogar für sehr wahrscheinlich, daß, hätte Marschall gelebt, die unglücklichen, in den Weltkrieg ausmündenden Ereignisse eine andere Wendung genommen hätten. Deutschland ist schließlich durch Angst in die Politik hineingedrängt worden, die mit dem großen Zusammenprall endigte. Durch Angst, Österreich könnte in seiner Bundestreue wankend werden, zum Gegner übergehen und bei einem wenig[495] günstig gelagerten Konfliktfall dem dann gänzlich vereinsamten Deutschen Reich die Mitwirkung seiner Armee versagen. Diese Angst und ziemlich bestimmt auch eine falsche Einschätzung der russischen Kriegsbereitschaft, die noch aus der bosnischen Annexionskrise her datierte, hat[496] die Dinge ins Rollen gebracht. Marschall hätte sich nicht so weitgehend ausschalten lassen, als die Berliner Politik Lichnowsky in den kritischen Wochen auszuschalten für gut fand. Er hätte sich stärker auf England gestützt, das damals bestimmt keinen Konflikt wünschte, kurz, ich halte es für sehr wohl denkbar, daß unter seiner festen und erfahrenen Leitung die deutsche Politik glücklicher operiert hätte, als dies unter der Führung zum Teil sehr unfähiger kleiner Geister in der Wilhelmstraße tatsächlich der Fall gewesen ist.

Ich war tagelang nach Empfang der Nachricht von Marschall's Hinscheiden tief niedergedrückt und mutlos, denn ich hatte das Gefühl, daß damit der stärkste Anwalt des von mir eingeleiteten großen deutsch-englischen Verständigungswerkes von uns genommen sei. Gerade der Teil der Arbeit, der noch bevorstand, die Diskussion über die Türkei, die Bagdadbahn, Kleinasien, Schiffahrt und Petroleum, hätten ihn auf Gebiete geführt, mit denen er von seiner langjährigen Tätigkeit in der Türkei her aufs Innigste vertraut war. Diese Verhandlungen hätten, wie oben aus Anlaß seiner Ernennung gezeigt, tatsächlich sein großes türkisches Werk erst richtig untermauert und fundiert. Das Schicksal hatte anders entschieden.

---

494 An den Rand dieses Absatzes schrieb Kühlmann handschriftlich: „Vergl. Asquith". Dies ist als Verweis auf die Memoiren des britischen Premiers zu deuten (Herbert Henry Asquith: The Genesis of the War, London u. a. 1923, S. 104), in denen dieser über Marschall schreibt: „During that short time I saw much of him, and I have always regarded his untimely removal as an international calamity. After the disappearance of Bismarck his was without doubt the most masterful, and in many ways the most acute, mind in the German political world. But for the accident of his being a Badener and not a Prussian (as he once hinted to me), he would in all probability have become Chancellor. In all the essentials of policy and statecraft his point of view was as remote as are the poles from that of an English Liberal Minister. But he was a disciple of *Realpolitik* in its true sense, with whom it was always refreshing to exchange ideas. I am as satisfied as one can be of anything in the domain of conjecture that, if he had remained, there would have been no European war in 1914. He was the only German statesman whose personality and authority were such as might have proved adequate not only to dominate the impetuosities and vagaries of the Kaiser, but to override and frustrate the long-laid and short-sighted plans of the military junta in Berlin."

495 Ursprünglich: „weniger".

496 Grammatikalisch passend hätte Kühlmann hier „hatten" oder „haben" schreiben müssen, offenbar dominierte aus seiner Sicht aber die Angst absolut.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Kaum hatte sich die Kunde vom Tode des Botschafters verbreitet, begann das Rätselraten um den Nachfolger. Ich war nicht weniger erstaunt als die Welt im Allgemeinen, als ich erfuhr, daß die Wahl des Kaisers sich auf den Fürsten Lichnowsky gelenkt hatte. Ich kannte Lichnowsky, Abkömmling eines alten, politisch vielfach hervorgetretenen Geschlechtes, von der Zeit her, da er Personalreferent des Auswärtigen Amtes gewesen war und mit der Familie Bülow, insbesondere der Fürstin[497], auf sehr freundschaftlichem Fuße stand. Er behandelte damals die amtlichen Geschäfte mit jener etwas superieuren Gleichgültigkeit, für welche seine aus dem österreichischen Hochadel hervorgegangenen Kollegen ihm so viele und glänzende Vorbilder geliefert hatten. Er war mittelgroß, sein Gesichtstyp eher slawisch mit wulstigen Lippen, die dunklen Haare steil zurückgebürstet. Das Merkwürdige war ein bis ins Unwahrscheinliche sich fortsetzender Hinterkopf, der die Anfertigung besonderer Hutmodelle für ihn nötig machte. Als ich, zwei Jahre nach dem Weltkrieg, zum ersten Male wieder London betrat und auch den Hutmacher Lock aufsuchte, der seit der Schlacht von Waterloo in seinem in allen Einzelheiten unverändert gebliebenen Ladengeschäft in der St. James'[s] street einen nicht unwesentlichen Teil der männlichen Bewohner Angelsachsens mit Hüten versieht[498], dachte der Tüchtige bei meinem Anblick einige Zeit nach und sagte dann: „Ja, ja, der Fürst Lichnowsky hatte so- und soviele inches Schädellänge – ich habe nie wieder in meinem Leben für einen Herrn so große Hüte gemacht."

Lichnowsky war zweifellos begabt, schnell von Auffassung und hatte den gesunden Menschenverstand eines nicht durch frühe Büffelei und spätere Tretmühlenarbeit in der Bürokratie verbildeten und verdorbenen Geistes. Er hat sich zweifellos in der Londoner Zeit große Mühe gegeben und war viel arbeitsamer als bei der früheren Tätigkeit im Auswärtigen Amt. Juristerei hatte er wohl nicht viel studiert und die wie aus Stahl geschnittene Genauigkeit, an die jahrhundertelange parlamentarische und diplomatische Praxis die Engländer gewöhnt hatte, war ihm gänzlich fremd. Sir Edward Grey sagte einmal mit bedauerndem Achselzucken: „Von allen Botschaftern, mit denen ich je zu tun hatte, ist Fürst Lichnowsky leider der im Ausdruck ungenaueste." Dies ging so weit, daß Herren im Foreign Office mir ihre Gespräche mit dem Botschafter bis ins Kleinste wiedererzählten, in der Absicht, wie sie später auch offen zugegeben haben, durch diese zweite Auflage festzustellen, ob sie das durch den Botschafter Übermittelte wirklich genau und scharf verstanden hatten[499].

---

[497] Maria (ab 1905:) Fürstin von Bülow (1848–1929), geschiedene Gräfin von Dönhoff, geborene Beccadelli di Bologna, hatte Anfang 1886 den späteren Reichskanzler Bernhard von Bülow geheiratet. – Lichnowsky war von 1899 bis 1904 Leiter der Personalabteilung des Auswärtigen Amtes, also auch zur Zeit von Kühlmanns Aufnahme in den diplomatischen Dienst.

[498] James Lock and Company Limited bzw. Lock & Co Hatters, befindet sich seit 1765 in 6 St. James's Street, ist wegen des Gründungsjahres 1676 das ältestes Hutgeschäft der Welt, immer noch in Familienbesitz und gilt als Erfinder des Bowler hats.

[499] Ursprünglich schrieb Kühlmann „Ein führender englischer Staatsmann sagte einmal mit bedauerndem Achselzucken …" und änderte dies später handschriftlich in die Namensnennung Greys. Zudem sind dessen Zitat und der folgende Satz angestrichen sowie mit

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Mit dieser schnellen Auffassungsgabe und geistigen Bewegsamkeit verband sich bei Lichnowsky leider bedeutende Nervosität. Wenn er anfing, sich mit den Fingern durch die aufwärts und rückwärts gebürsteten Haare zu fahren, so war das immer ein Sturmzeichen heraufziehender Nerven. Diese Nervosität, die sich unter der furchtbaren Belastung der Verantwortung in den Tagen bis zum Kriegsausbruch dauernd steigerte, führte zu gefährlichen Mißverständnissen. Das böseste von allem, das auf des Fürsten spätere Laufbahn entscheidenden Einfluß geübt hat, werden wir seinerzeit bei der Geschichte des Kriegsausbruches behandeln. Ich hatte nicht gewußt, daß der Nervenzustand des Fürsten schon vor seiner Ernennung nach London so[500] unbefriedigend gewesen war, daß er es für rätlich hielt, ärztliche Behandlung in Anspruch zu nehmen. Ich erfuhr dieses Faktum erst viel später, als ich während des Kriegs Staatssekretär des Äußeren war. Ich war damals entschlossen, wenn der in dieser Periode gegen den Fürsten drohende Prozeß eine gefährliche Wendung genommen hätte, diese bedeutungsvolle Tatsache nicht unverwertet zu lassen.[501]

Die Gattin des Fürsten, Mechthilde, eine geborene Gräfin von Arco-Zinneberg[502], war eine Jugendbekannte von mir. Zur Zeit als ihr Vater, eine merkwürdige und kernige Erscheinung des bayrischen Adels, sein Palais in der Barerstraße in München baute, ließ ich gerade für meine Mutter in unmittelbarer Nachbarschaft in der Gabelsbergerstraße ein Wohnhaus errichten. So sahen wir die Arcofamilie oft, und ich habe mit den Töchtern viel Tennis gespielt und getanzt. Fürstin Mechthilde ist eine Frau von hervorragender geistiger Be-

---

der Bemerkung „neu diktieren“ versehen, was jedoch nicht mehr geschah. Gegebenenfalls ging es um die von Kühlmann in den Erinnerungen, S. 378, geschilderte Bitte Greys, dem Botschaftsrat seine Aufzeichnungen der Gespräche mit Lichnowsky diskret zur Kontrolle vorlegen zu dürfen.

500 Ursprünglich: „nach London sehr unbefriedigend“.

501 Eine einliegende handschriftliche Notiz: „Text von Lichno Broschüre“ läßt darauf schließen, daß Kühlmann noch auf den Inhalt von Lichnowskys Flugschriften eingehen wollte. Der Fürst verfaßte während des Krieges vier Abhandlungen: „England vor dem Kriege“ aus dem August 1914, „Wahn, nicht Wille“ vom Januar 1915, „Diplomatie und Demokratie“ aus dem Sommer 1917 und insbesondere „Meine Londoner Mission“ vom August 1916. Diese privaten Aufzeichnungen wurden durch Unvorsichtigkeit des Verfassers und Indiskretionen veröffentlicht und mehrfach nachgedruckt. Die darin geäußerten massiven Vorwürfe gegen die deutsche Vorkriegspolitik schlugen publizistisch, politisch und juristisch hohe Wellen in Deutschland. Man stellte offizielle „Untersuchungen gegen den Fürsten Lichnowsky“ an, die mit seinem Ausschluß aus dem Preußischen Herrenhaus am 12. Juli 1918 endeten; vgl. BArch Berlin, R 43, Bd. 1, I Gr. 14, Justizsachen, Aktenband 800. Zusammen mit weiteren Berichten und Erinnerungen veröffentlichte Lichnowsky diese Denkschriften in: Auf dem Wege zum Abgrund. Bd. 1–2. Dresden 1927, darin: „Meine Londoner Mission“. Bd. 1, S. 93–141.

502 Mechthilde Gräfin von und zu Arco-Zinneberg (1879–1958), eine direkte Nachfahrin der österreichischen Erzherzogin Maria Theresia, heiratete am 22. April 1904 den 19 Jahre älteren Fürsten Lichnowsky. Ihr Vater war Graf Maximilian von und zu Arco-Zinneberg (1850–1916). Mechthilde hatte sechs Schwestern. – Kühlmann verfaßte in den Folgejahren zwei Rezensionen zu Büchern der Fürstin: „Mechthilde Lichnowsky, Kindheit“, in: „Berliner Tageblatt“, 27. Mai 1934, sowie „Der Lauf der Asdur“, in: „Deutsche Allgemeine Zeitung“, 23. Dezember 1936.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

deutung, die durch eine Reihe origineller und persönlicher Bücher sich einen angesehenen Namen in der deutschen Literatur geschaffen hat. Ein ungewöhnlich feines und seelenvolles Gesicht (von Snobismus hat sie höchstens den, auf Einfachheit zu posieren) gehörte sie damals und heute noch zu den persönlichsten und gescheitesten deutschen Frauen.

Ich weiß heute noch nicht, welche Erwägungen im Einzelnen den Kaiser und den Kanzler bewogen haben, Lichnowsky nach London zu entsenden. Ich vermute, man wollte, nachdem Metternich, etwas alter Junggeselle, ein bis[s]chen Sonderling und mit Glücksgütern nicht gesegnet, auf geselligem Boden nur eben gerade das Notwendigste getan hatte, durch eine sehr glänzend montierte deutsche Botschaft in London gerade in der „Society" wieder festen Fuß fassen. Der Kaiser hat immer großen Wert darauf gelegt, von der englischen Hocharistokratie als einer der ihren angesehen und behandelt zu werden. So mochte ihm das Lichnowsky'sche Ehepaar, das damals noch über großen Reichtum verfügte, für eine glänzende Repräsentation am englischen Hofe die richtigen Leute erscheinen. Der Fürst tat auch sein Möglichstes, um die in ihn gesetzten Erwartungen zu rechtfertigen. Die Botschaft wurde neu und geschmackvoll montiert, und die ersten Diners, bei denen die Zahl der Aufwartenden, die Pracht der Galalivreen selbst in dem verwöhnten England auffielen, bildeten wochenlang das Tagesgespräch der Gesellschaft. Es fügte sich auch glücklich zusammen, daß in der Zeit zunehmender geschäftlicher und politischer Intimität zwischen uns und England noch eine[503] fürstliche Repräsentation helfend dazukam. Alles entwickelte sich durchaus nach Wunsch.

Admiral Beatty war ein schlanker, sehniger und beweglicher Mann, fast genau in meinem Alter, der mir vom ersten Begegnen an gut gefiel[504]. Mit einer sehr wohlhabenden, liebenswürdigen Amerikanerin aus dem Hause Marschall Field verheiratet, blieb er, wie er mir bei einer unserer ersten Begegnungen erzählte, nur deshalb im Dienst, weil er gern einmal eine große Seeschlacht befehligen wollte und die gesamte politische Lage die Erfüllung dieses Traumes immerhin als möglich erscheinen ließ. Die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit eines englisch-deutschen Krieges war ein häufig zwischen uns diskutiertes Gesprächsthema. „Wäre ich ganz sicher", sagte er, „daß Sie Recht hätten, unser Verhältnis sich schrittweise verbessert und unsere heutigen stolzen Schlachtschiffe dem ruhmlosen Tod des Abwrackens verfallen, so hinge ich den Dienst in der Marine an den Nagel und ritte nur noch hinter der Meute auf Füchse in den Grafschaften Mittelenglands. Das tue ich an sich lieber als

[503] „glänzende" handschriftlich wieder gestrichen.

[504] Mit diesem Satz beginnt eine drei Schreibmaschinenseiten umfassende Einschaltung, betitelt: „Admiral Beatty und der französische Präsidenten-Besuch", die im Manuskript hier einliegt. David Beatty (1871–1936), (ab 1919:) 1st Earl Beatty, seit 1901 verheiratet mit Ethel Tree (1873–1932), geb. Field, Tochter des Millionärs Marshall Field (1834–1906), Gründer einer Warenhauskette in Chicago. Beatty war von Churchill Anfang 1912 zum Naval Secretary ernannt worden, seinem engen Mitarbeiter als First Lord of the Admiralty. Ab März 1913 kommandierte Beatty als Rear-Admiral das 1st Battlecruiser Squadron, dessen Flaggschiff HMS „Lion" war. 1915 erhielt er das Kommando über die Battle Cruise Fleet und 1916–1918 über die Grand Fleet Großbritanniens; 1919–1927 war er First Sea Lord.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Dienstklopfen, wenn nicht eine große und kühne Tat als letzte Möglichkeit dahinter steht. Sie versichern mich immer, der Friede bliebe erhalten, Lord Northcliffe, mit dem ich oft dasselbe Thema bespreche, ist vom Gegenteil überzeugt. Die Geschichte wird lehren, wer von Ihnen beiden Recht hat."

Wir hatten häufig davon gesprochen, ich solle einmal Gast auf seinem Flaggschiff, dem Schlachtkreuzer „Lion" sein. Es traf sich gerade, daß wir uns über einen Tag einigten, als die Schlachtkreuzer und noch einige leichtere Streitkräfte bei der Isle of Wight zusammengezogen waren, um den Präsidenten der Französischen Republik, Poincaré[505], bei seinem offiziellen Besuch in England zu begrüßen. Beatty's Gattin bewohnte eine sehr elegante, ihr gehörende Dampf-Yacht, die häufig dem Kreuzergeschwader nachreiste, so daß sie ihren Mann auch bei Kreuzfahrten gelegentlich sehen konnte. Meine Frau und ich wohnten auf Lady Beatty's Yacht, während wir einen Teil des Tages auf dem „Lion" verbrachten. Beatty zeigte mir alles an Bord dieses Kriegsschiffes, welches damals so ziemlich das letzte Wort der Schiffsbaukunst in der Marine war. Dieser lange, schlanke, vor allem auf Schnelligkeit gebaute Riese zeigte elegante Linien. Ich war zu wenig Fachmann, um von der Schiffsbesichtigung mehr als ganz allgemeine Eindrücke zu gewinnen. Die Räume des Kommandanten lagen auf Deck, waren so weit und hoch wie die Salons in einem großen Hotel. Beatty hatte die Empfangszimmer in luxuriösester Weise mit künstlerischen Möbeln, Stichen und Aquarellen eingerichtet, so daß man eher den Eindruck hatte, auf dem Landhaus eines reichen Mannes als auf einem Kriegsschiff zu sein. Als ich ihm diesen Kontrast vorhielt, meinte er lachend, „wenn wir klar Schiff zum Gefecht machen, geht viel über Bord, da werfen wir dann all diesen Plunder auch mit ins Wasser; entweder wir gehen unter, dann ist der Unterschied nicht groß, oder wir gewinnen die Schlacht, dann richte ich diese Räume noch dreimal prächtiger ein als heute."

Nachmittags hatte der Admiral, der meine Segelpassion kannte, eines der Beiboote mit Segeln vorfahren lassen; er ließ mich den ganzen Nachmittag aus Courtoisie das Steuer führen. Möglicherweise hat diese Spazierfahrt den Kern zu den dummen Legenden gegeben, die ich an anderer Stelle wiedergegeben habe. Abends war das Achterdeck in der üblichen Weise zu einem kleinen Tanz zurechtgemacht; zahlreiche Offiziere des Kreuzergeschwaders kamen auf das Admiralsschiff, und es entwickelte sich bis spät in die Nacht ein sehr angeregtes Bordfest, das meiner Frau in der ungewohnten Umgebung viel Spaß machte. Wir übernachteten auf der Privatyacht. Diese sollte, damit wir Poincarés Empfang besser sehen konnten, dem französischen Geschwader entgegenfahren.

Auf der Yacht trafen wir am nächsten Morgen eine Anzahl Offiziere, die nicht vom Dienst waren; die Konversation war amüsant und charakteristisch. „Heute werden Sie was zu lachen haben", sagte mir einer der bekannten Offi-

[505] Raymond Poincaré (1860–1934), Ministerpräsident 1912–1913; Präsident 1913–1920. – In seinem Bestreben, die Entente gegen Deutschland zu stärken, führte ihn ein viertägiger offizieller Staatsbesuch, begleitet von Außenminister Stéphen Pichon, am 24. Juni 1913 nach Großbritannien.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ziere, „erstens kommen die Franzosen auf schwimmenden Gasfabriken. Sie haben im Leben so etwas nicht gesehen, was diese Leute ein Schiff nennen. Ich kenne den Präsidenten, er ist ein kleiner, fetter Mann und zum Totlachen. Um 11 Uhr vormittags werden Sie sehen, stellt er sich auf die Kommandobrücke in Frack, weißer Kravatte und Zylinder, und so will er in England landen. Ich habe ein großes Glas mitgebracht, damit Sie sich diesen Witz besser ansehen können!“ Ähnliche Redensarten gaben uns viel Grund zur Heiterkeit; tatsächlich tauchten nach einiger Zeit die französischen Schiffe aus dem Nebel auf und entsprachen, wenn auch nicht ganz, so doch annähernd der humoristischen Schilderung. Jedenfalls war der Kontrast gegen die wundervolle gleichmäßige Linienführung der englischen Kriegsfahrzeuge von den Schlachtkreuzern bis zu den Torpedobooten herunter sehr auffallend. Das große Glas wurde hervorgesucht, und tatsächlich stand Poincaré, genau wie er geschildert worden war, mit dem Großkordon der Ehrenlegion oben auf der Kommandobrücke des einen Panzers. Dem Engländer ist die Idee, evening dress, d. h. Abendkleidung, am hellen Tage anzuziehen, etwas durchaus Lächerliches. Bülow erzählt in seinen Memoiren, wie der unglückliche Graf Pückler mit seinen großen, hervorstehenden Märchenaugen um den Londoner Posten kam, weil er, streng der deutschen Vorschrift entsprechend, zu seinem Diplomatengewande am Tage eine weiße Kravatte getragen hatte und in diesem Aufzug unglücklicherweise dem Kaiser in Windsor in die Hände lief[506].

Toilettenfragen scheinen bei diesem Empfang Poincarés eine nicht immer glückliche Rolle gespielt zu haben. Der Prince of Wales[507], damals noch nicht wie heute würdiger Nachfolger seines Großvaters als ‚arbiter elegantiarum‘ für die Männerwelt, scheint zum französischen Empfang zur Uniform braune Halbschuhe (Scotch brogues) getragen zu haben, was ihm ungehaltene Bemerkungen seines königlichen Vaters eintrug.

Abends war auf der Admiralität in Portsmouth ein großer Ball zu Ehren der Offiziere des französischen Geschwaders. Meine Frau und ich hatten durch Beatty's Liebenswürdigkeit Einladungen bekommen. Durch die zahlreichen Bekanntschaften vom Abend vorher konnte man sich über die Stimmung in See-Offizierskreisen ein gutes Bild machen. Die anti-französische Einstellung[508] war stark ausgesprochen. In der Tat stachen die Gäste im einzelnen nicht weniger stark von ihren englischen Gastgebern ab als am Morgen die schwerfälligen französischen See-Ungetüme von den eleganten englischen Kriegsfahrzeugen. Auf den Schultern meistens nicht gut geschnittener länglicher Röcke standen wenig günstig adjustierte Epauletten merkwürdig seitlich ab. Die Franzosen machten keine gute Figur, klebten[509] unter sich in Gruppen

[506] Vgl. Bernhard Fürst von Bülow, Denkwürdigkeiten, Bd. 1, Berlin 1930, S. 307–308.

[507] Edward (1894–1972), Prince of Wales; 1936 kurzzeitig bis zu seiner Abdankung König Eduard VIII.

[508] Ursprünglich: „anti-französische Stimmung“.

[509] Ursprünglich: „standen unter sich“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

flüsternd bei einander und fühlten sich offenbar in dieser Umwelt, deren Kritik sie empfanden, ausgesprochen wenig wohl.

Wo Deutsche und Engländer zusammenkamen, war im Ganzen ein angenehmes und kameradschaftliches Verhältnis; besonders galt dies, wie ich oft hörte, wenn sich die Angehörigen beider Marinen begegneten. Kurz bevor ich zu Kriegsanfang nach Konstantinopel kam, hatte der Admiral eines zu Besuch weilenden englischen Kriegsschiffes diese Empfindung in die lapidare, wenn auch für andere nicht gerade schmeichelhafte Form gekleidet, „Ich trinke auf das Wohl der einzigen beiden weißen Nationen in Europa, der Engländer und der Deutschen."[510]

In dem langen Interim, welches zwischen dem Urlaub des Baron Marschall und der tatsächlichen Übernahme der Geschäfte durch Lichnowsky sich ergab[511], schien es mir zweckmäßig, nachdem die Kolonialangelegenheit so gut wie unter Dach war, das schwierige Problem des Nahen und Mittleren Orients entschlossen bei den Hörnern zu packen.

Der Gedanke, von Konstantinopel aus, quer durch Kleinasien und Mesopotamien das Bagdadgebiet und den Persischen Golf durch eine Bahnlinie aufzuschließen, ist schon sehr alt und reicht in die Mitte des 19ten Jahrhunderts zurück. Lange bevor der geistvolle und unternehmende Herr von Lesseps[512] als Attaché der französischen Mission in Ägypten den Plan faßte, das Mittelmeer mit dem Roten durch einen großen Schiffahrtskanal zu verbinden, hatten schon englische Ingenieure die Möglichkeiten der späteren Bagdadbahn geprüft und Projekte, wenn auch vorläufig nur sehr allgemeine Umrißpläne, ausgearbeitet. Die Türkei hatte ein eminentes Interesse daran, derartige Entwürfe der Verwirklichung näher zu bringen. Wie sich im Weltkrieg wieder gezeigt hat, war die große Schwäche der Türkei die Unwegsamkeit und ungeheure Größe ihres Reiches. Viel war für die Aufschließung durch Bahnen geschehen, noch lange aber nicht genug. Ohne eine Bahnverbindung war das Verhältnis der Zentralregierung in Konstantinopel zu allem, was jenseits des Taurus lag, zu ganz Mesopotamien ein loses. Die Verbindung durch Karawanen war außerordentlich langsam, große Truppen- und Munitionstransporte kaum ausführbar. Die Verbindung zur See, nach dem Persischen Golf und nach Bagdad hing praktisch ganz von der Gnade der Engländer ab.

---

[510] Ende der Einschaltung. Einliegend findet sich noch das Programm der „Kaiserfahrt des ‚Imperator' vom 7. bis 9. Juli 1913" mit dem Verzeichnis der Gäste, unter denen sich auch Kühlmann befand.

[511] Es handelte sich um vier Monate ab August 1912, am 18. November übergab Lichnowsky sein Beglaubigungsschreiben, vgl. Lichnowsky, Meine Londoner Mission, Berlin 1919, S. 7: „Als ich nach London kam im November 1912, hatte […] Sir Ed. Grey […] den Gedanken, mit uns zu einer Verständigung zu gelangen, nicht aufgegeben und versuchte es zunächst auf kolonialen und wirtschaftlichen Gebieten. Durch Vermittlung des befähigten und geschäftskundigen Botschaftsrats v. Kühlmann waren Besprechungen über eine Erneuerung des portugiesischen Kolonialvertrages und über Mesopotamien (Bagdadbahn) im Gange, die das unausgesprochene Ziel verfolgten, sowohl die genannten Kolonien wie Klein-Asien in Interessensphären zu teilen."

[512] Ferdinand Vicomte de Lesseps (1805–1894), Erbauer des Suezkanals 1854–1869.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Einen Augenblick schien sich England für die Erschließung der Türkei durch Bahnen zu interessieren. Eine derartige Aufgabe hätte auch durchaus im Rahmen vernünftiger englischer Wirtschaftspolitik gelegen. England hatte aber so viele Aufgaben in der weiten Welt, daß die spärlichen Anfänge in der Türkei bald stecken blieben. Ein kleines Bähnchen von Skutari, der Konstantinopel gegenüberliegenden Hafenstadt, nach dem Städtchen Ismid in Kleinasien war der dürftige Beginn englischer Bestrebungen in dieser Richtung. Als das nach der Einigung wirtschaftlich und geschäftlich allmählich erstarkende Deutschland sich nach neuen Aufgaben in der Welt umsah, erwarb eine deutsche Gruppe diese unbedeutende und kaum mehr betriebsfähige englische Linie, die später der Anfang erst der kleinasiatischen Bahn werden sollte und weiterhin als erste Strecke der Bagdadbahn ungeahnte Bedeutung gewann. Englischer Botschafter in Konstantinopel war damals Sir William White[513], ein äußerlich anspruchsloser, aus dem englischen Konsulardienste hervorgegangener Diplomat, der aber einen klaren, weiten Blick für künftige Entwicklungen besaß. Bei dem der Erwerbung der kleinen Zweigstreck[e] durch deutsche Banken folgenden Festmahl äußerte er, dieser Tag sei für England von glücklicher Bedeutung, denn es habe für den Widerstand in der Türkei gegen Rußland einen starken Partner in Deutschland gewonnen. Weder Sir William noch die Deutschen waren sich klar, wie groß die Bedeutung dieses Schrittes tatsächlich für alle Betroffenen werden sollte. Deutschland ist mehr und mehr als Karyatide unter das Gebälk getreten, so sehr, daß England schließlich die ganze Last des Widerstandes gegen russisches Vordringen im Nahen Orient ruhig und vertrauensvoll auf den Deutschen konnte lasten lassen, sicher, daß diese ganz allein das nötige Gegengewicht liefern würden. Mehr und mehr hat sich England aus seiner Rolle als Wächter am Bosporus zurückgezogen, diese uns Deutschen überlassend. Deutschlands Vordringen in der Türkei, nicht zuletzt die Ausbreitung der Befugnisse der deutschen Militärmissionen daselbst, war einer der mächtigsten Faktoren, um Rußland mehr und mehr ins Lager unserer Gegner zu treiben.

Der Erweiterung und vollkommenen Umgestaltung der rein lokalen kleinen Linie nach Ismid folgte zunächst der Bau der Bahn Ismid–Angora, durch welche reiche und wichtige Teile Kleinasiens erschlossen und eng mit dem Sitz der Regierung in Konstantinopel verbunden wurden. Etwa von der Mitte dieser Linie, bei Eski–Schehir, wurde später der Schienenweg nach Konia, dem alten Iconium, abgezweigt, und diese Strecke sollte hinwiederum die erste Etappe der Bagdadbahn werden. Deutschland hatte sich in den Bahnbau in der Türkei gründlich verbissen, und je weniger uns auf anderen Gebieten Lorbeeren beschieden waren, desto eifriger wurde dieses Unternehmen gepflegt, bei dem Erfolge winkten. Marschall's diplomatischer Ruhm hing mit der Förderung des Bagdadbahnprojektes eng zusammen.

Man kann der deutschen Politik keinesfalls den Vorwurf machen, daß sie von Anfang an fremde Mitarbeit ausschließen wollte. Französisches Kapital,

[513] Sir William Arthur White (1824–1891), Botschafter in Konstantinopel 1886–1891.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

welches ursprünglich die Verbindungsbahn Europa–Konstantinopel gebaut hatte, interessierte sich, wenn auch in geringem Umfange, für die Bagdadbahn. Der Versuch, auch England heranzuziehen, war aber, dank der schroff-feindseligen Einstellung der öffentlichen Meinung des Inselreiches, gänzlich fehlgeschlagen, trotzdem die offizielle englische Politik, eine Zeit lang wenigstens, einer englischen Beteiligung keineswegs ablehnend gegenübergestanden hätte.

Hauptsächlich dem Einfluß Lord Curzon's war es zu verdanken, daß die Wichtigkeit des Mittleren Orients, vor allem aber die Bedeutung des Persischen Golfes für das Indische Reich in der englischen öffentlichen Meinung klarer erkannt wurde. Nach dem ursprünglich wohl ohne genaue Kenntnis der lokalen Verhältnisse entworfenen Plan sollte der Endpunkt der Bagdadbahn in Koweit [sic] liegen, einer kleinen, am Persischen Meerbusen gelegenen arabischen Stadt, deren Hafen man allerlei gute Eigenschaften nachsagte. Nun war aber der Persische Meerbusen für England ein im höchsten Grade empfindliches Nervenzentrum, und je öfter Koweit als möglicher Endpunkt genannt wurde, umso erbitterter wurde der englische Widerstand. Zwischen Deutschland und England herrschte in Konstantinopel ein förmlicher Schützengrabenkrieg. England tat alles, was es konnte, um die Fortschritte der Bagdadbahn zu hemmen, vor allem durch Abgraben der nötigen finanziellen Hilfsmittel. Deutschland ließ seinen großen diplomatischen Einfluß spielen, um die Fortsetzung des großen Werkes zu ermöglichen. Um die ganze Frage hatte sich schließlich so viel Bitterkeit und so viel Ärger angesammelt, daß niemand mehr den Mut fand, die Dinge zu diskutieren. Es war sogar ein vertrauliches Verbot des Auswärtigen Amtes erfolgt, die Bagdadbahnfrage irgendwie anzuschneiden, aus Angst, es könnten nur neue und unliebsame Reibungen erstehen. Ehe die Bagdadbahnfrage vollkommen bereinigt war, konnte von einer wirklichen Verbesserung des deutsch-englischen Verhältnisses ernstlich keine Rede sein.

Nachdem ich das Terrain sorgfältig abgetastet hatte und von Berlin, wenn auch ohne Enthusiasmus, die Erlaubnis erwirkt, diesem alten Gegenstand des Haders auf den Leib zu rücken, traf ich mich mit meinem englischen Gegenspieler, dem Spezialisten des Foreign Office für alle diese Fragen. Mr. Alwyn Parker[514] war ein typischer Engländer. Als Ganzes weiß die Nation nicht furchtbar viel und hat auch nicht schrecklich viel gelernt, auf jedem Spezialgebiet aber hat sie dann einige Köpfe, welche geradezu erstaunliches Wissen besitzen und eine Kenntnis von Details, die ihnen so leicht keiner nachmacht. Mr. Parker kannte das ganze Gebiet wie seine Tasche, hatte buchstäblich Tausende von Urkunden im Original gelesen und war vielleicht, alles zusammen genommen, der gründlichste Kenner der Frage, der damals lebte.

Erst frühstückten wir angenehm und freundschaftlich zusammen, dann setzten wir uns, auf eine lange Diskussion gerüstet, in meinem winzigen Vogelkäfig in der Botschaft zusammen, um ohne jede Voreingenommenheit den ganzen Fragenkomplex von Grund auf durchzusprechen. Und zwar verfuhren wir

[514] Alwyn Parker (1877–1951), Referent im Foreign Office 1906–1912.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nach einem guten englischen Rezept so, daß wir unsere gegenseitigen Thesen nebeneinander schrieben und dann sahen, wie weit durch Diskussion eine Annäherung in jedem Detailpunkt möglich war. Und siehe da, es ergab sich das Wunderbare, daß nach kaum 4stündiger Arbeit wir uns über ein Protokoll einigen konnten, durch welches diese schwierigste und gefürchtetste aller Fragen praktisch gelöst wurde. Dieses Protokoll wurde noch innerhalb der ersten Sitzung aufgesetzt und hat, vielfach erweitert, in keinem wesentlichen Punkt geändert, die Grundlage des späteren Bagdadbahnvertrages gebildet. Die Grundgedanken waren: Deutschland bzw. die Bagdadbahngesellschaft führt die Bahn nach Basra, der Hafen von Basra wird Endpunkt der Bahn, die Fahrwasserverhältnisse werden so verbessert, daß Basra auch für große Seeschiffe jederzeit zugänglich wird. England gibt nicht nur jeden Widerstand gegen den Bau der Bagdadbahn auf, sondern fördert denselben gemeinsam mit Deutschland und beteiligt sich soweit an der Finanzierung, daß eine alsbaldige Durchführung des gewaltigen Werkes gesichert ist. Ebenso wurde eine Beteiligung Deutschlands an dem Mesopotamischen Ölvorkommen ins Auge gefaßt. Alle mit dem Projekt zusammenhängende Detailfragen wurden, wenigstens in skizzenhaften Umrissen, berührt.

Ich war über den unerwartet günstigen Ausgang der Besprechung sehr erfreut, gab das Resultat sofort nach Berlin weiter[515], und wenn auch dort noch Bedenken und Schwierigkeiten zu überwinden waren, so konnte man damit fertig werden. Es ist mir bei all diesen Arbeiten der damalige Orientreferent im Auswärtigen Amt, Herr von Rosenberg[516], in meiner Ministerialzeit ein geschätzter Mitarbeiter, immer treu zur Seite gestanden.

Es hat dann noch mehrmonatlicher harter Arbeit bedurft, um aus dem ersten Entwurf, der knapp zwei Maschinenseiten umfasste, den dickleibigen Vertrag über Bagdadbahn, Schiffahrt und Ölvorkommen in Mesopotamien entstehen zu lassen, der, soweit deutsch-englische Regelung in Frage kam, im Sommer 1914 paraphiert wurde.[517] Die französischen Interessen in Syrien

[515] Es handelt sich wohl um die Aufzeichnung, die Lichnowsky am 16. Mai 1913 bei seinem Berlin-Besuch persönlich übergab; vgl. GP XXXVII,1 S. 174–175.

[516] Frederic von Rosenberg (1874–1937), Leiter des Orientreferats im Auswärtigen Amt 1910–1918. – In Kühlmanns Staatssekretärszeit wurde Rosenberg zu einem seiner wichtigsten Mitarbeiter. Am 15. Dezember 1917 ermächtigte er ihn, in Brest-Litowsk die Vorverhandlungen mit der russischen Delegation zu führen; Rosenberg unterstützte auch tatkräftig bei den Hauptverhandlungen und war zudem in den Verhandlungen zum Frieden von Bukarest 1918 eine wesentliche Stütze. 1922/23 war Rosenberg dann als Reichsaußenminister quasi einer der Amtsnachfolger von Kühlmanns.

[517] Der Vertrag wurde am 15. Juni 1914 von Lichnowsky und Grey paraphiert, keine zwei Wochen vor dem Attentat von Sarajevo; vgl. Zimmermann an Wedel, 19. Juni 1914: GP XXXVII,1 S. 449–451, und Lichnowsky an Bethmann Hollweg, 22. Juni 1914, ebd. S. 453. Dort ist S. 454–465 auch der Vertragstext abgedruckt. Dem Memoiren-Manuskript liegen noch von Kurt Richter erstellte Abschriften von mehreren Zeitungsmeldungen bei über Persisches Petroleum aus „The Times“ vom 18. Juni 1914 („Oil for the Navy. Government's Anglo-Persian Scheme. Mr. Churchill on war needs. Large Majority for the Proposal“), 20. Juni 1914 („Anglo-Persian Oil. Russian interest in the scheme“) und 30. Juni 1914 („Sir E. Grey on Persia“); sowie aus der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ vom 1. Juli 1914

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

machten ein deutsch-französisches Abkommen notwendig, durch welches Anschlußfragen der gegenseitigen Linien und Ähnliches geordnet werden sollte. Diese Angelegenheiten waren aber weder sehr verwickelt noch sehr strittig. Nach dem deutsch-englischen Übereinkommen hätten sie sich verhältnismäßig leicht lösen lassen. Auch mit Italien wurde verhandelt. Die Italiener hatten damals schon den Dodekanes besetzt und versuchten, in Form von Bahnbauplänen, die sich auf Adalia stützen sollten, in mehr oder minder schamhafter Weise für sich eine Interessensphäre in der südwestlichen Ecke Kleinasiens abzustecken. Diese Verhandlungen, zu denen auch die Türken zugezogen wurden, ergänzten das deutsch-englische Gebilde, vermochten es aber in keiner Weise zu modifizieren. Als der Weltkrieg ausbrach, am 4. August, am Tage, der für die Unterschrift des gesamten deutsch-englischen Vertragswerkes, das bisher nur paraphiert vorlag, in Aussicht genommen war, bildete die Bagdadbahn in ihrem technischen Ausbau immer noch ein Stückwerk. Die Tunnels durch den Taurus und Antitaurus waren noch nicht gebohrt, von der mesopotamischen Strecke so gut wie nichts ausgeführt. Wir werden weiter unten bei der Betrachtung der türkischen Angelegenheiten sehen, welch schwere Hindernisse dieser unfertige Zustand der wichtigsten Bahn der Türkei der Kriegführung in den Weg werfen sollte.

England verlangte, daß das gesamte Vertragswerk, einmal unterschrieben, auch veröffentlicht werden sollte. In Berlin, beziehungsweise bei Herrn von Stumm, bestanden hie[r]gegen die größten Bedenken und diese Bedenken sind in erster Linie mit dafür verantwortlich zu machen, daß das große Werk nicht rascher voranging und früher zum Abschluß gelangte. Als seinerzeit der erste portugiesische Vertrag geschlossen worden war, hatte England, welches von jeher zu Portugal besonders enge Beziehungen pflegte[518], das alte englisch-portugiesische Bündnis erneuert, in welchem England Portugal die Souveränität

(„Internationale Fragen im englischen Unterhause“). Die ersten beiden Artikel sind über Churchills und Greys Reden vor dem Unterhaus am 18. Juni und den Beschluß, 2,2 Mio. Pfund zur Sicherstellung des Ölbedarfs der British Navy in die Anglo-Persian Oil Company zu investieren, sowie über die negativen russischen Reaktionen darauf. Die letzten beiden Artikel sind über die Sitzung des Unterhauses vom 29. Juni, in der Grey über die anglo-persische Oil Company und die deutsch-englischen Beziehungen sprach. Kühlmann strich dort den Satz an: „[Noel] Buxton beglückwünschte im weiteren Verlauf seiner Ausführungen [im Unterhaus] Staatssekretär Grey zu den guten Beziehungen Englands zu Deutschland.“ Anbei auch, mit dem Titel „Kriegsausbruch“ versehen, ein Verweis auf: GP XXVI,1 S. 26–29, Staatssekretär von Schoen an Reichskanzler Fürst Bülow, 5. September 1908, betr. Besuch Aehrental; sowie GP XXXIX S. 634–636, Botschafter von Pourtalès an Reichskanzler von Bethmann Hollweg, in dem dieser am 30. Juni 1914 aus Petersburg meldet, „daß die Begeisterung für die Entente mit England sich hier mehr und mehr abkühlt“, und von einem „Zunehmen von Friktionen zwischen Petersburg und London“ berichtet, „zu welchen die persischen Angelegenheiten Anlaß gaben“.

518 Kühlmann setzt an dieser Stelle den Hauptsatz mit „bei“ und einer Lücke fort. Gemeint ist der Windsorvertrag vom 14. Oktober 1899 zwischen Großbritannien und Portugal, in dem beide Staaten wechselseitig ihren Kolonialbesitz anerkannten. Dies stand in einem gewissen Widerspruch zum wenige Monate zuvor geschlossenen geheimen deutsch-englischen Angolavertrag vom 30. August 1898, der für den Fall einer Zahlungsunfähigkeit Portugals die Aufteilung des portugiesischen Kolonialbesitzes in Mosambik und Angola vorsah.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

über seine Kolonien garantierte. Dieses Faktum war zur Kenntnis des Wilhelmstraße gekommen und hatte wesentlich mit dazu beigetragen, das stets wache Mißtrauen des Herrn von Stumm[519] bis zur Siedehitze zu steigern. Sir Edward Grey gab uns im Laufe der Besprechungen über die Veröffentlichung unserer Verträge vertraulich Kenntnis von diesem englisch-portugiesischen Abkommen und wünschte, das zugleich mit den Verträgen zu veröffentlichen. Hie[r] gegen sträubte sich Berlin mit allen Kräften.

Ich habe dieses Sträuben nie ganz verstanden und auch nicht für berechtigt gehalten. Selbstverständlich konnte man sagen, die englische Politik sei der Zweizüngigkeit anzuklagen, denn der deutsch-englische Vertrag sah Abgrenzung[520] von Einflußsphären in den portugiesischen Kolonien vor, und für den einfachen Menschenverstand geht Garantie von Kolonialbesitz und Absteckung von Einflußsphären nicht zusammen. Andernteils aber sah ich nicht ein, warum wir uns die Köpfe der Engländer zerbrechen sollten, denn dieser Vorwurf der Doppelzüngigkeit traf ja nicht Deutschland, sondern England, und die Garantie der portugiesischen Kolonien hatten nicht wir, sondern England gegeben. Die Angst, daß dieser Garantievertrag uns bei der Durchführung unseres Abkommens hinderlich sein könnte, teilte ich gar nicht, denn Chartered Companies, Bahnbauten, Konzessionen aller Arten hatte ja Deutschland bereits praktisch erworben, beziehungsweise den englischen Inhabern abgekauft[521], wenn die Veröffentlichung erfolgte. Die Veröffentlichung hätte ja natürlich in Portugal eine gewisse Aufwallung hervorgerufen, vielleicht sogar passiven Widerstand gegen die weitere Verwirklichung unserer Pläne. Ich zweifelte aber nicht daran, daß mit der Zeit, bei geschickter und sorgsamer Behandlung der Angelegenheiten, tatsächlich das für unsere Zwecke nötige Maß von Einfluß in unserer Interessensphäre gesichert werden konnte.

Andernteils war vom Standpunkt der großen Politik aus nicht zu verkennen, daß die Veröffentlichung der Abkommen in Europa wie ein Donnerschlag gewirkt hätte. Daß Jahre hindurch so große und komplizierte Vertragsgebilde aufgerichtet werden konnten, ohne daß die Öffentlichkeit Europas hie[r]von erfuhr, war ein sehr deutlicher Beweis für die Enge und Intimität der deutsch-englischen Beziehungen. Daß diese beiden mächtigen Reiche sich über eine Neuteilung Afrikas und die zukünftige Gestaltung Vorderasiens vollkommen geeinigt hatten und in dem Vertragsinstrument sogar offen aussprachen, daß sie von dritter Seite kommenden Widerständen gemeinsam entgegentreten würden, gab natürlich ein vollständig neues Weltbild, bei welchem zukünftig mit einem engen Zusammenwirken Englands und Deutschlands gerechnet werden mußte. Dieses Zusammenwirken war während der Balkankriege tatsächlich schon durchgeführt worden, das Geheimnis wurde aber so sorgfältig gewahrt, daß auch die nächsten Beobachter über Umfang und Tragweite dieses

[519] Im ursprünglichen Text steht statt Stumm: „Holstein und seiner Mitarbeiter“ – ein quasi Freudscher Versprecher beim ersten Diktat, den Kühlmann später handschriftlich korrigierte.

[520] Ursprünglich: „sah für gewisse Fälle Teilung“.

[521] Geändert aus: „würde ja Deutschland … abgekauft haben“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Verhältnisses im Dunklen blieben. England war zweifellos das Nebeneinanderbestehen der Kolonialgarantie an Portugal und des Interessensphären-Vertrages, der an Eindeutigkeit nichts zu wünschen übrig ließ, außerordentlich unbequem. Vielen Engländern mußte dieses Nebeneinander peinlich erscheinen. Sir Arthur Nicolson, der ja während der ganzen Zeit im feindlichen Lager stand, darüber wachend, daß das Verhältnis Englands zur Entente nicht zu Schaden käme, nahm gegenüber dem ganzen Vertragswerk, über dessen Bedeutung der schlaue Ire keinen Moment im Zweifel sein konnte, eine durchaus ablehnende Haltung ein und hat sein Mißfallen mit nicht zu verkennender Deutlichkeit kundgegeben.[522]

Vom Standpunkt derer aus, die mit Sir Edward Grey die gleichzeitige Publikation all dieser Dokumente betrieben, ließ sich immerhin anführen, daß der Begriff der Souveränität und Integrität sich sehr wohl vereinbaren lasse mit weitgehenden Rechten Dritter. Die Diplomaten hatten in einer ganzen Anzahl neuerer Verträge die Biegsamkeit so weit getrieben, daß der erste Paragraph einem Souverän die Souveränität und Integrität seines Landes garantierte, während der zweite Paragraph unmittelbar anschließend die Etablierung eines fremden Protektorats über dasselbe Gebiet anerkannte. Man hätte der Öffentlichkeit gegenüber mit kühler Stirne behauptet, es handle sich überhaupt nicht um einen Teilungsvertrag, die Absicht sei lediglich gewesen, durch Abgrenzung von Interessensphären Friktionen auf dem Handelsgebiete von vorneherein auszuschließen. Ich habe nicht den geringsten Zweifel, daß die Engländer bei richtigem und zweckmäßigem Vorgehen deutscherseits der Ausführung des Vertrages keinerlei Hindernisse bereitet hätten oder zu bereiten beabsichtigten. Mir hätte es, offen gestanden, mit dem Flaggenwechsel keineswegs pressiert. Zunächst wollte ich einmal alles Wesentliche in die Hand bekommen, sodaß tatsächlich deutscher Einfluß in unserer Sphäre maßgebend gewesen wäre. Der Rest konnte Cura posterior sein. Die großen Aufschließungsbahnen, die wir in Afrika bauen mußten, sollte nicht alles nur auf dem Papier stehen, hätten uns ohnehin für eine Reihe von Jahren vor große und kostspielige Aufgaben gestellt.

Unseren Berliner Politikern, die in Holsteins Wänden und auf Holsteins Möbeln Platz nahmen, saß, gleichsam als wäre dies ein Bazillus, der sich verbreitet, Holsteins krankhaftes Mißtrauen in den Knochen. Bestochene Russen

[522] Der Text wird mit „Er sagte:“ und einer Lücke fortgesetzt, in die Kühlmann nur noch handschriftlich „aus dem Buche Harold Nicolsons“ notierte, ohne aber tatsächlich ein Zitat daraus einzufügen. In Nicolsons „Verschwörung der Diplomaten“, S. 406, findet sich die folgende passende Passage: „Gegen das Abkommen bezüglich der portugiesischen Kolonien empfand er [Sir Arthur Nicolson] heftige Abneigung. Er nannte es ‚die zynischste Angelegenheit, die mir während allen meinen diplomatischen Erfahrungen untergekommen ist‘.“ Harold Nicolson zitiert auch aus einem Brief seines Vaters an Lord Hardinge vom 21. November 1912: „Ich finde die ganze Transaktion schändlich und möchte damit so wenig wie möglich zu tun haben. […] Wie schlecht auch immer die Verwaltung Portugals und seiner Kolonien sein mag, so ist mir dennoch unklar, wie man auf einer Basis politischer Ehrlichkeit und Billigkeit mit einer anderen Macht jenen Besitz teilen kann, den zu verteidigen und unversehrt zu erhalten man sich verpflichtet hat.“

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

der Londoner Botschaft lieferten, ohne daß wir in London etwas davon wußten, mehr oder minder authentisches Material an das Auswärtige Amt in Berlin[523], und das Faktum, daß anscheinend kurz vor Ausbruch des Weltkrieges Verhandlungen über eine englisch-russische Marinekonvention schwebten, diente, zusammen mit der Angst vor der Veröffentlichung des Afrika- und Bagdadvertrages, dazu, das stets vorhandene Mißtrauen in die englische Politik aufs Höchste zu steigern.

Nun lag darin eine schwere Verkennung der Tatsachen. Wie wir oben ausgeführt haben, empfand Sir Edward Grey und empfand seine nächste maßgebende Umgebung das Verhältnis zu Frankreich–Rußland als unbequem und bedrohlich. Denn, war das deutsch-englische Verhältnis aussichtslos schlecht, so war England seinen Entente-Freunden gegenüber so gut wie machtlos und mußte auch in die gefährlichsten Abenteuer sich verstricken lassen, weil es keine politische Alternative gab. Aus dieser Erkenntnis heraus beschloß Sir William Tyrrell[524] eine große strategische Schwenkung, die das Verhältnis zu Deutschland so weit bessern sollte, daß deutsch-englisches Zusammenwirken jeden Augenblick möglich war, England wieder das Zünglein an der Wa[a]ge wurde, seine volle Aktionsfreiheit zurückerhielt und, ohne die Entente über Bord zu werfen, gleichmäßig vertrauliche Beziehungen zur Wilhelmstraße pflegte. Interne Verhältnisse im Foreign Office, in welchem, wie wir oben gesehen haben, Sir Arthur Nicolson, fast russischer als der Zar, eifersüchtig über den Beziehungen zu Benkendorff und Paul Cambon wachte, der zu drei Vierteln deutsche Sir Eyre Crowe aus seiner Abneigung gegen Deutschland kein Hehl machte, machten natürlich die Ausführung dieses großen, strategischen Manövers doppelt schwierig. Die zuletzt genannten Kräfte wirkten im Sinne der alten, reinen Ententepolitik weiter und verlangsamten die Ausführung der neuen Absichten schon einfach durch ihr Vorhandensein. So kam es, daß die große englische Politik vom Ausbruch des Krieges mitten in dieser großen Schwenkung getroffen wurde. Der Ausbruch des Krieges führte natürlich alles, was die Freunde einer Annäherung an Deutschland ausgeführt hatten, in brutaler Weise ad absurdum. Als klug und weitsichtig erschienen nunmehr diejenigen, die eine sture, einseitige Ententepolitik durch dick und dünn gepredigt hatten. Die Freunde deutsch-englischen Zusammenarbeitens mußten im Licht der Ereignisse als betrogene Tölpel erscheinen, zudem eifrige Legendenbildung natürlich sofort am Werke war, um den Eintritt Deutschlands in den Krieg, in den es wahrhaftig wie die andern hineingeschlittert war, als eine von langer Zeit her ersonnene, kühl und langsichtig vorbereitete politische Aktion hinzustellen. Männer, die sich in der Öffentlichkeit für eine Entente mit Deutschland herausgestellt hatten, wie Lord Haldane, und Politiker, die im

[523] Es handelt sich um den Botschaftsrat Benno von Siebert, der sich aus dem Schriftwechsel zwischen Botschafter Graf Benckendorff und dem russischen Außenministerium heimlich Kopien aus den Vorkriegsjahren 1908–1918 machte und sie dem deutschen Auswärtigen Amt zur Verfügung stellte. Vgl. dazu: Quellenkunde zur deutschen Geschichte der Neuzeit II, S. 290–291.

[524] Ursprünglich: „beschlossen die Männer um Grey“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Stillen, aber nachdrücklich sich für diese Linie eingesetzt hatten, wie Sir William Tyrrell, hatten sicher keinen leichten Stand, und es sprach für ihre Anpassungsfähigkeit und ihre politische Begabung, daß sie beide heil aus dem Sturm sich retten konnten, der nach Kriegsausbruch gegen alle angeblichen Freunde Deutschlands sich entfesselte.

Jede Politik liebt es, sich als konsequent und geradlinig zu empfinden oder wenigstens hinzustellen; deshalb hat die englische Kriegspropaganda an die Zeiten der schweren Reibung zwischen Neffe und Onkel, an die Zeiten der Unstimmigkeiten zwischen Wilhelm II. und Eduard VII. angeknüpft, Flottenrivalitäten und alte Friktionen wieder hervorgezerrt und die ganze Periode der Ausgleichung, Versöhnung und wachsender Intimität unter den Tisch fallen lassen. Dieses unbehagliche Gefühl, daß der plötzliche Kriegsausbruch zu schlecht zu der Diplomatie der unmittelbar vorausgegangenen Jahre paßte, ist wohl mit dafür verantwortlich zu machen, daß über das große deutsch-englische Vertragswerk niemals im Zusammenhange gesprochen worden ist, niemals dargelegt wurde, daß es sich keineswegs um isolierte Abkommen handelte, wie sie wohl zu allen Zeiten einmal zwischen Großstaaten abgeschlossen werden, sondern um eine planmäßige, grundsätzliche Schwenkung der ganzen großen Politik, in welcher diese Abkommen nur Etappen und Marksteine waren. Die Schwäche dieser Politik war auf deutscher Seite, daß Bethmann sie zwar nach ihrer Tendenz und ihren allgemeinen Zielen billigte, aber nicht Macht und Übersicht genug besaß, um ihre einheitliche und restlose Durchführung zu erzwingen. Genau wie über dem Kanal, im Marmorpalast des Foreign Office Nicolson, Crowe und kleinere Geister phantasielos die herkömmliche Ententepraxis weiterbetrieben, haben gleichgesinnte Seelen in der Wilhelmstraße österreichische Politik à outrance weitergemacht, nur allzu rasch vergessend, daß es das geheime deutsch-englische Zusammenwirken war, das während der Balkankriege den Frieden Europas gewahrt hatte. Der schwerste Vorwurf, der sich gegen die gänzlich verfehlte deutsche Außenpolitik während der kritischen Julitage erheben läßt, ist, daß auch nicht der leiseste Versuch gemacht worden ist, bei Auftauchen der Schwierigkeiten aus den Serajevo-Morden [sic] das geheime Einverständnis mit England wieder zu beleben und mit dessen Hilfe diese Krise abzubiegen, wie die Krise der Balkankriege abgebogen worden ist. Maßgebende[525] Köpfe in Berlin, an der Spitze Herr Wilhelm von Stumm, hofften auf eine unblutige Wiederholung des diplomatischen Sieges über Russland, mit dem, nach deutscher Auffassung, die Annexionskrise beendet worden war. Die Furcht, wir möchten in einer schwierigen Krise Österreich nicht mehr voll an deutscher Seite finden, und diese erstaunliche Fehlkalkulation führender Kräfte im Außenamt sind psychologisch die entscheidenden Momente in Deutschland gewesen, die zum großen Krieg geführt haben. Da der ganze Abschnitt deutsch-englischer diplomatischer Geschichte dem breiten Publikum in Deutschland und in Europa niemals klar

[525] Die Adjektive „wirre und unklare“ hat Kühlmann später wieder gestrichen, dafür den Halbsatz mit der Namensnennung Stumms handschriftlich hinzugefügt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

geworden ist, da auch das deutsch-englische Zusammengehen in den Balkankriegen ein streng gehütetes Geheimnis ganz Weniger geblieben ist, hat man auch in der Öffentlichkeit nicht verstanden, wie nachteilig die wirklich führenden Engländer von der Tatsache berührt sein mußten, daß nicht einmal ein Versuch unternommen wurde, das geheime deutsch-englische Einverständnis auch bei dieser heraufziehenden Krise neuzubeleben. Den Absichten bei Eingehung der geheimen Abreden zu Anfang der Balkankriege hätte eine Neubelebung bei jeder auftauchenden Krisengefahr durchaus entsprochen.

Wie weit der Wunsch, den Fürsten Lichnowsky aus allem auszuschalten, wobei er Berlin unbequem werden konnte, mit dazu beigetragen hat, daß nichts in dieser Richtung unternommen wurde, dafür werden sich positive Belege kaum jemals beibringen lassen. An dem Wunsch einflußreicher Berliner Stellen, die Londoner Botschaft nicht „zu groß werden zu lassen", war nicht zu zweifeln.[526]

Wenn auch der Kolonial-Vertrag paraphiert war, also diplomatischen Rechtes als unterzeichnet angenommen werden konnte, so lag es keineswegs in meinen Absichten, mich mit der bloßen Unterzeichnung zu begnügen. Ich wollte das Errungene aus der Gefahrenzone möglicher Wechselfälle schnellstens auf das feste Land vollzogener Tatsachen retten und arbeitete im engsten Einvernehmen und Zusammenwirken mit den großen deutschen Wirtschaftsinteressen sofort daran, nach dem Geiste und dem Wortlaut des Vertrages alles, was an Konzessionen, Gerechtsamen oder sonst verwertbaren Rechten Engländer in unserer Sphäre besaßen, nunmehr auch tatsächlich unter deutsche Kontrolle zu bringen. Es ist, wenn auch leider nur historisch rückschauend, eine traurige Genugtuung zu wissen, daß alle wesentlichen Stücke bei Ausbruch des Weltkrieges, der ja durch ein tragisches Schicksal mit dem Tage der Ratification zusammenfiel, bereits in deutsche Hände übergegangen waren. Bei der führenden Stellung, welche die Deutsche Bank im allgemeinen damals einnahm, ganz besonders aber einnahm in allem, was Türkei und Vorderasien betraf, war es selbstverständlich, daß die wichtigeren, technischen Verhandlungen über die Bagdadbahn selbst unter enger Mitarbeit des Direktors Arthur von Gwinner[527], des Präsidenten der Bagdadbahn-Gesellschaft, stattfanden. Ebenso wirkte bei Abschluß der Verträge über deutsche Interessen an mesopotamischen Erdöl-Vorkommen Georg von Stauss[528], der Erdöl-Fachmann der Deutschen Bank, in weitgehendem Maße mit. Deterding[529] sollte in der neuen

[526] Mit dem folgenden Absatz ändert sich die Art des Papiers erneut, und die durchgängige Seitenzählung wird wieder aufgenommen; außerdem beginnt hiermit (eher zufällig) der fünfte Manuskriptband. Kühlmann setzte also an dieser Stelle mit dem Schreiben neu an.

[527] Arthur (1908: von) Gwinner (1856–1931), Sprecher des Vorstands der Deutschen Bank 1910–1919.

[528] Emil Georg (1918: von) Stauß (1877–1942), Mit-Initiator und Direktor der Europäischen Petroleum-Union 1905, ab 1906 zuständig für die Ölgeschäfte der Deutschen Bank, in deren Vorstand er 1915 aufstieg.

[529] Henri Deterding (1866–1939), niederländischer Industrieller und Hauptaktionär des Shell-Konzerns.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Erdölgesellschaft erster Vorsitzender werden, stellvertretender Vorsitzender Herr von Stauss. Auch bei der Realisierung der afrikanischen Dinge hat sich die Deutsche Bank voll Unternehmungsgeist an führender Stelle mit beteiligt. Ebenso verdankten wir dem Hause Warburg, Hamburg[530], bei seiner engen Verbundenheit mit der Hamburg-Amerika-Linie und deren weltweiten Interessen, manchen wichtigen Dienst.

Auch sonst war es mein stetes Bestreben, alles, was eine lange, keineswegs immer friedliche Entwickelung an Zündstoff zwischen uns und England aufgehäuft hatte, Stück für Stück systematisch vorzunehmen und mit dem Foreign Office in gleichmäßiger, sachlicher, leidenschaftsloser Weise zu zergliedern und zu regeln. Es würde zu weit führen, auf diese langwierige, wegen der zahllosen Einzelheiten mühsame Bereinigungstätigkeit einzugehen. Ein Beispiel möchte ich anführen, da es sich für die damaligen Verhältnisse als besonders charakteristisch erwies. Die Grenzen der deutschen Kolonie Kamerun, insbesondere in den Gegenden des großen Fischflusses, hatten zu unangenehmen Reibungen an Ort und Stelle Anlaß gegeben. Umfangreiche Schriftwechsel der Regierungen hatten sich angeschlossen. Auch hier war im Laufe der Jahre eine solche Masse gegenseitiger Verärgerung und Bitterkeit zusammen gekommen, daß die Herren in Berlin beschlossen, die Dinge aufs genaueste schriftlich auszuarbeiten, so daß nicht nur unsere These, sondern jeder denkbare englische Einwand mit sämtlichen dagegen anzuführenden Gesichtspunkten in ungewöhnlich umfangreichen Ausarbeitungen, die Monate dauerten, niedergelegt waren. Zuletzt kam unsere Kommission, unter deren Mitgliedern mir Major von Stephani[531], ein energischer, feueriger Afrikaner, vielleicht nicht immer ein Muster maßvoller Diplomatie, aber jedenfalls ein ganzer Kerl, in Erinnerung geblieben ist. Ich ließ mir in Vorbesprechungen zunächst einmal von unseren Herren die ganze Materie eingehend vortragen und bat sie, mir in einem gedrängten Résumé diejenige Grenzlinie mitzuteilen, mit deren Erreichung unsere Interessen vernünftig gesichert wären, und ferner noch zur Benützung in der Diskussion eine Maximallinie, die alles nur irgend zu Wünschende in sich begriff. An dem für die Sitzung angesetzten Tage verabredete ich mit dem Obmann der englischen Gegenkommission, den ich persönlich kannte und schätzte, uns eine Stunde vor der Hauptsitzung zu treffen, in der Hoffnung, es möchte durch vorherige unverbindliche Fühlungnahme eine Reihe von Fragen sich soweit regeln lassen, daß man füglich in der Hauptbesprechung nicht mehr darauf zurück zu greifen brauchte. Nach einigen einleitenden Worten sagte mir mein englischer Gegenspieler, die Angelegenheit sei furchtbar verwickelt und könne uns Schwierigkeiten ohne Ende bereiten. Er fragte mich, ob ich ihm streng vertraulich gegen sein Versprechen, keinen Gebrauch davon zu machen, mitteilen könnte, mit welcher Linie ich allenfalls zufrieden wäre. Ich

[530] M. M. Warburg & Co., Hamburger Privatbank seit 1798.

[531] Franz von Stephani (1876–1939), Oberleutnant bei der Kaiserlichen Schutztruppe in Kamerun 1904; 1905 bei der Schutztruppe in Deutsch-Südwest; an verschiedenen Expeditionen in Kamerun beteiligt; 1912 Kompanie-Führer in der dortigen Schutztruppe.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

las ihm die mir als Minimallinie mitgeteilte vor. Er machte sich Notizen, kontrollierte alles auf der Karte ausführlich und sagte mir schließlich zehn Minuten vor Beginn der offiziellen Sitzung, unser Standpunkt wäre vernünftig, er sei bereit, im Namen der englischen Kommission anzunehmen. Als darauf die Herren im Sitzungssaal erschienen, hatte ich nichts weiter zu tun, als ihnen mitzuteilen, daß die Engländer unsere Minimallinie ohne Diskussion annähmen, somit nichts zu veranlassen sei, als die Protokolle ins reine zu schreiben, zur Feier des Einverständnisses zu frühstücken und nach dem Frühstück die Protokolle zu unterschreiben. Ich brauche nicht hinzu zu setzen, daß dieser Ausgang der so mühsam vorbereiteten Verhandlung keineswegs bei allen Herren der deutschen Delegation Beifall fand. Gerade, so wurde argumentiert, der Umstand, daß die Engländer unsere Minimallinie glatt und ohne Diskussion angenommen hätten, sei ein klarer Beweis dafür, daß sie bei nötigem Druck auch noch allerlei aus unserer Maximal-Wunschkarte zugegeben hätten. Ich erwiderte den Herren, daß wir an einem Detailpunkte einer großen Generalbereinigung stünden. Gelänge es so glatt und in vollem Einverständnis, alte verfilzte Streitfragen aus der Welt zu schaffen, so schiene es mir überflüssig, dem einen oder anderen kleinen Spezialvorteil nachzuweinen, den man mit Druck und Kampf allenfalls noch hätte herausholen können.

Durch die bedeutende Beteiligung meiner Frau sowohl an Erzgruben in Lothringen, als an den Stahlwerken in der Saar war ich zu häufigen Reisen in diese Gegenden gezwungen[532]. Unser Geschäftsjahr schloß im April, und im Juli pflegte in Neunkirchen an der Saar die wichtige Generalversammlung stattzufinden, welche über Ausschüttung der Dividende und Verteilung der vorhandenen Mittel Beschluß faßte. Die Saarwerke standen damals wirtschaftlich in hoher Blüte, die Dividenden flossen reichlich, und die Arbeit wurde, alter Tradition gemäß, auf Schloß Halberg mit einem feierlichen Dîner abgeschlossen, bei welchem Direktion und Aktionäre sich gegenseitig zu den erzielten Ergebnissen beglückwünschten. Dem Manne, dem das neuerliche Aufblühen der Stahlindustrie in der Saar großenteils mit zu verdanken war, Freiherrn Carl von Stumm-Halberg, im Volksmunde „König Stumm“ genannt, ein

[532] Der Familienstamm Hugo Freiherr von Stumm war mit einem Viertel am Gesellschaftskapital der Firma Gebrüder Stumm beteiligt. Der Umfang der Kapitalbeteiligung betrug 3,6 Millionen Reichsmark. Nachdem sowohl Marguerites Vater Hugo von Stumm (1845–1910) als auch ihr einziger Bruder, der ebenfalls Hugo hieß (1887–1910), beide im Jahr 1910 verstarben, verblieben neben Kühlmanns Frau nur noch ihre Mutter Ludovica von Stumm (1866–1945), geb. v. Rauch, und ihre jüngere Schwester Helga von Stumm, die in den Genuß der Erträge kamen. Testamentarisch hatte Hugo von Stumm die Gründung eines Fideikommisses verfügt, der Besitz ging also unteilbar, unverkäuflich und als Ganzes (in Ermangelung eines männlichen Erben) an Marguerite von Kühlmann als Fideikommiß-Inhaberin. Ihr standen eigentlich zwei Drittel der Einkünfte zu, ihre Schwester bekam den Rest; allerdings erhielt ihre Mutter Ludovica die Hälfte von Marguerites Anteil als Nießbrauch (sowie das gesamte Drittel von Helga). Im Geschäftsjahr 1913 betrug, bei 25 % Dividende, Marguerites Anteil am Gewinn der „Gebrüder Stumm“ sowie der Zeche „Minister Achenbach“, an der die Stumms 80 % hielten, insgesamt 583.333,33 Mark; vgl. „Bericht über die Gewinnverteilung der Firma Gebrüder Stumm GmbH, Neunkirchen, in der Gesellschafterversammlung vom 28. Juni 1913“, Nachlaß Kühlmann, Familienbesitz.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Freund des Fürsten Bismarck, und, alles in allem genommen, eine bedeutende Erscheinung seiner Zeit, war vor mehreren Jahren aus dem Leben geschieden.[533] In seinem auf einem Berge bei Saarbrücken erbauten Schlosse Halberg führte seine Gattin die Traditionen großzügiger Gastfreundschaft weiter. Hier waren wir an einem heißen Sommertage alle fröhlich und in guter Laune nachmittags auf der Terrasse versammelt, als der zum Dîner eingeladene Direktor eines Nachbarwerkes atemlos ankam und uns mitteilte, nach eben am Bahnhof angeschlagener Meldung seien Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich und seine Gattin[534] einem Attentat in Sarajewo zum Opfer gefallen[535]. Der Kaiser, der gerade auf seinem „Meteor" an einem Segelwettkampf in der Kieler Bucht teilnahm, habe, von dem Unglück verständigt, sofort das Rennen abbrechen lassen.

Wenn auch die Einzelheiten des Mordes, insbesondere der rein politische Charakter und der enge Zusammenhang mit groß-serbischen Treibereien, den erst spätere Untersuchungen enthüllt haben, damals aus der ersten lakonischen Meldung nicht zu entnehmen waren, so erregte die Nachricht, die wie ein Donnerschlag aus heiter[e]m Himmel wirkte, doch vage Befürchtungen vor

[533] Carl Ferdinand (ab 1888: Freiherr von) Stumm(-Halberg) (1836–1901), heiratete 1860 seine Cousine 2. Grades, Ida Böcking (1839–1918), und machte zur Jahrhundertwende die „Gebrüder Stumm" zum Marktführer in der deutschen Montanindustrie. Stumm war Mitbegründer der Freikonservativen Partei, für die er bis 1881 im Reichstag und danach im Preußischen Herrenhaus saß; ab 1889–1901 war er dann für die Deutsche Reichspartei wieder im Reichstag.

[534] Franz Ferdinand (1863–28. Juni 1914), Erzherzog; verheiratet 1900 mit Sophie (1868–28. Juni 1914), geb. Gräfin Chotek.

[535] Demnach fand die Sitzung am 28. Juni 1914, dem Tag des Attentats von Sarajevo, einem Sonntag, statt – nicht „im Juli", wie Kühlmann zu Beginn dieses Absatzes schreibt. In seinen ein Jahrzehnt später abgefaßten „Erinnerungen", S. 382, spricht er gar von „den letzten Julitagen", so daß der Aufenthalt an der Saar „den Schluß meines Urlaubs" gebildet habe, was überhaupt nicht in Einklang zu bringen ist mit den historischen Abläufen. Aber auch so ergeben sich Fragen, denn laut seiner Personalakte war Kühlmann vom 1. bis 6. Mai 1914 in München im Urlaub und nahm vom 16. bis 18. Mai an einer Sitzung des Aufsichtsrats der Gebrüder Stumm in Neunkirchen/Saar teil. Eine Beurlaubung für eine weitere Gesellschafter-Sitzung des Montankonzerns Ende Juni zur Zeit des Sarajevo-Attentats findet sich nicht in der Personalakte. Vielmehr amtierte Kühlmann wegen des Heimaturlaubs von Botschafter Lichnowsky seit dem 25. Juni bis zum Beginn seines eigenen Sommerurlaubs am 6. Juli als Geschäftsführer der Londoner Botschaft; vgl. PA Berlin, Personalakte Kühlmanns, P 1/8247 und 8250, Bd. 5 und Bd. 8, Notizen vom 26. Juni, 7. und 15. Juli 1914. Einerseits lassen sich diese Quellen nicht mit einer Reise an die Saar (inklusive Zusammentreffen dort mit Wilhelm von Stumm) Ende Juni in Einklang bringen. Auf der anderen Seite stehen Kühlmanns zweifach überlieferte, detaillierte inhaltliche Schilderungen der angeblich dort abgehaltenen Gespräche über den gerade bekanntgewordenen Mord an Thronfolger Franz Ferdinand – und der Umstand, daß etliche Gesprächspartner und Familiengesellschafter, die dort zusammentrafen, Kühlmanns Veröffentlichungen leicht hätten Lügen strafen können. Gleichwohl erscheint es merkwürdig, daß – trotz der Anwesenheit des Dirigenten der Abteilung IA (Politik) des Auswärtigen Amtes, Wilhelm von Stumm, und seiner eigenen Geschäftsträgertätigkeit – Kühlmanns Aufenthalt nicht (oder zumindest heute nicht mehr nachweisbar) offiziell in Berlin angemeldet und bekannt war; zumal wenn Kühlmann, wie er im weiteren schreibt, von der Saar erst nach „kurzem Aufenthalt in Frankreich" wieder Richtung London reiste.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

möglichen politischen Verwicklungen, die auf die heitere Stimmung unseres Kreises einen tiefen Schatten warfen. Unter uns war, als einer der Aktionäre, Wilhelm von Stumm, der Leiter der englischen Abteilung und Dirigent des politischen Departements im Auswärtigen Amte, mein Vorgänger auf dem Londoner Posten, der wohl mit Recht als einer der einflußreichsten Räte des Auswärtigen Amtes galt. Er beteiligte sich, gegen seine Gewohnheit – denn in der Regel schwieg er sich gründlich aus –, an der entstandenen Diskussion über die möglichen politischen Folgen dieses Attentats und führte aus, der Ermordete sei, abgesehen von der menschlichen Sympathie, welche man ihm schuldig sei, politisch für uns immer eine Gefahr gewesen. Er sei sprunghaft und autokratisch gewesen, durch die schiefe Stellung seiner morganatischen Gattin verbittert. Die Aussicht, er könne einmal den Thron der Habsburger besteigen, sei für uns keine verlockende Perspektive gewesen. Rein politisch also brauchten wir ihm nicht nachzutrauern. Er glaube nicht, daß nennenswerte Verwicklungen entstehen würden; denn wie solle der selbst so oft und nachhaltig bedrohte Zar[536] gemeinen Meuchelmördern öffentliche Sympathie bezeugen. Er glaube also nicht, daß sich aus diesem menschlich bedauerlichen Vorkommen ernste Komplikationen ergeben könnten. Aus diesen unmittelbar nach Bekanntwerden des Ereignisses gemachten Bemerkungen des in unseren auswärtigen Dingen ziemlich maßgebenden Diplomaten glaubte ich bestimmt entnehmen zu können, daß die deutsche Politik jedenfalls nichts tun werde, um Öl ins Feuer zu gießen, falls österreichische oder ungarische Hitzköpfe versuchen sollten, die Ermordung des Erzherzogpaares zum Ausgangspunkt weitreichender politischer Schritte zu machen.

Als ich die Nachricht hörte, fiel mir ein Gespräch ein, welches ich wenige Wochen vorher auf einem Bankett in London mit einem österreichischen Aristokraten hatte, von dem manche Leute behaupteten, er stamme zur linken Hand von den Habsburgern ab, der aber jedenfalls irgend welche geheimnisvollen Beziehungen nach dieser Seite zu haben schien. Wir sprachen damals über die Persönlichkeit des Erzherzogs, die viel diskutiert wurde, und mein Tischnachbar versicherte mich, über Franz Ferdinand seien von mächtigen Kreisen endgültige Beschlüsse gefaßt worden. Er werde unter keinen Umständen den Kaiserthron besteigen. Dies stehe so fest, daß ich bestimmt mit dieser Tatsache rechnen könne. Diese Mitteilung und die Art, wie sie mir gemacht worden war, beeindruckten mich so sehr, daß ich am nächsten Tage auf der Botschaft mit meinen Freunden davon sprach und mich näher nach der Persönlichkeit des jungen Aristokraten erkundigte. Da alle die Sache auf die leichte Achsel nahmen und behaupteten, es könne sich nur um eine leere Wichtigtuerei handeln, verlor ich die Sache aus dem Gedächtnis, bis sie die schaurige Nachricht plötzlich wieder in die Erinnerung rief.

Nach den Darlegungen des Herrn Wilhelm von Stumm herrschte auch in unserem Kreise wieder die Tendenz, die Dinge nicht so tragisch zu nehmen, und selbst ein wenig von der Heiterkeit des so erfolgreich abgeschlossenen

[536] Nikolaus II. (1868–17. Juli 1918), Zar des russischen Reiches 1894–1917.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Geschäftsjahres kam wieder an die Oberfläche. Die gleichfalls anwesende Witwe des verstorbenen Botschafters Ferdinand Freiherrn von Stumm[537], eine Dame, die sich viel mit mystischen Angelegenheiten beschäftigte und mit bekannten hellseherischen oder prophetischen Persönlichkeiten in Kontakt war, prophezeite für die allernächste Zeit schon furchtbare Kriegswirren und entsetzliches, über Deutschland hereinbrechendes Unglück. Wir waren nicht allzu geneigt, so düsteren Voraussagungen Glauben zu schenken.

Nach kurzem Aufenthalt in Frankreich reiste ich von der Saar[538] nach London zurück, wo man im Ganzen gleichfalls eine ruhige und keineswegs alarmierte Haltung einnahm. Der Abscheu vor dem feigen Morde, insbesondere auch dem Attentat auf eine wehrlose Frau, war weit verbreitet und allgemein. Nichts schien zunächst auf eine tragische Zuspitzung der Angelegenheit hinzudeuten.

Der Botschafter muß, will er persönlich wirken, dem R[h]ythmus des sozialen Lebens in dem Lande, wo er akkreditiert ist, folgen. Der Schlußpunkt der offiziellen London-Season war die Cowes-Woche. Nach Abschluß der Regatten stob die englische Gesellschaft auseinander. Die meisten eilten nach Schottland, wo kühlere Sommertage und Jagden auf Moorhühner lockten. Andere gingen in die Seebäder, manche nach dem Kontinent. Da in England Hof, Parlament und Gesellschaft enge zusammenhängen, trat in der ersten August-Woche eine weitgehende Unterbrechung diplomatischer und politischer Arbeit ein, die sich bis Anfang Oktober hinzog. Dies war die Periode, in welcher der Botschafter seinen großen Urlaub zu nehmen pflegte. Ich war durch die unablässige, anstrengende Arbeit an dem Abkommen und alles, was damit zusammen hing, recht müde und abgearbeitet und mußte mit Sicherheit damit rechnen, daß ich von Anfang August bis Anfang Oktober ziemlich allein in dem heißen, unbehaglichen London als Geschäftsträger die Botschaft zu führen haben würde. So war es jedes Jahr gewesen, und nichts deutete darauf hin, daß 1914 eine Ausnahme bilden würde. Als deshalb das Bagdad-Abkommen am 15.6.[539] endgültig paraphiert war, verabredete ich mit meinen Freunden im Foreign Office, man solle nach meiner Rückkehr die feierliche Unterzeichnung des Gesamtwerkes vornehmen. Während der stilleren Zeit im Herbste wollten wir dann noch durchprüfen, ob die Harmonisierung der deutschen und englischen Interessen im fernen Osten, einmal durchgearbeitet, noch in einem besonderen Instrument niedergelegt werden solle.

---

[537] Ferdinand Eduard (ab 1888: Freiherr von) Stumm (1843–1925) war mit seinen drei Brüdern Carl (Firmenleiter und Großvater von Carl von Schubert), Hugo (Kühlmanns Schwiegervater) und Friedrich (Vater von Wilhelm von Stumm) Teilhaber der „Gebrüder Stumm". Im Diplomatischen Dienst war er 1885 Gesandter in Kopenhagen und 1888–1892 Botschafter in Madrid. 1879 heiratete er Pauline Freiin von Hoffmann (1858–1950). Die Worte „Witwe des verstorbenen" sind nur mit Blick auf die Zeit der Abfassung des Memoirenmanuskripts zutreffend, nicht aber für das Jahr 1914.

[538] „direkt" gestrichen.

[539] Kühlmann schrieb „Juli" und ließ eine Lücke für das Datum, die Paraphierung fand jedoch genau 13 Tage vor den Schüssen von Sarajevo statt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Keiner meiner engeren Freunde im Foreign Office erwartete ernste Komplikationen. Es fällt schwer, da dem Menschen die Neigung natürlich innewohnt, aus späteren Ereignissen rückwärts zu konstruieren, sich vorzustellen, daß noch wenige Wochen vor Ausbruch des furchtbarsten Krieges der Weltgeschichte auch diejenigen, die den politischen Ereignissen am nächsten waren, nicht entfernt an eine bedrohliche Lage dachten. Der deutsche Botschafter in Petersburg, Graf Pourtalès[540], den man vielleicht nicht für ein besonderes diplomatisches Genie ansprechen kann, der aber doch immerhin Rußland kannte und vielseitige Fühlung besaß, schrieb noch im Juli einen Bericht über Sommerreisen des Zarenhofes, zunehmendes Abflauen des politischen Lebens. Die Überschrift des Elaborats hätte ruhig lauten können: „Rußland versinkt in Sommerstille." Die letzten Tage vor meinem Urlaub weilte Herr Krupp von Bohlen in London. Weder er, der doch wahrhaftig über weitgehende und vielseitige Informationsquellen verfügte, noch auch Kaiser Wilhelm, von dem man dasselbe sagen kann, unterließen es, ihre kostbaren großen Rennyachten, die Millionenwerte repräsentierten, für die in der ersten Woche August stattfindenden Wettkämpfe nach Cowes zu entsenden. Beide Fahrzeuge sind, nebenbei bemerkt, bei Kriegsausbruch von den Engländern beschlagnahmt worden, später versteigert[541]. Es hat in internationalen Sportkreisen keinen angenehmen Eindruck gemacht, daß die englischen Yacht-Klubs keinen Finger gerührt haben, um ihren Gästen nach beendeten Feindseligkeiten wieder zu ihrem Eigentum zu verhelfen.

Ein Freund von mir, aktiver deutscher Diplomat, bereitete seine Ausreise nach Südamerika vor und hielt sich zu diesem Zweck viel in diplomatischen Kreisen in Paris auf. Die Weltlage wurde in diesen Sphären im ganzen optimistisch beurteilt. So traurig auch vom menschlichen Gesichtspunkt die Attentate in Sarajevo seien, so abwegig schiene es, ihnen übertriebene politische Bedeutung beizumessen. Gerade die um diese Periode unternommene ausgedehnte Reise der Staatsoberhäupter – Kaiser Wilhelm befand sich damals auf seiner Nordlandsreise, der Präsident der französischen Republik auf seiner Besuchsfahrt an Zarenhofe in St. Petersburg – bewiesen aufs Unwiderleglichste, wie ruhig und kaltblütig gerade in bestunterrichtetsten Kreisen die Situation aufgefaßt wurde. Die bosnische Annexionskrise[542] habe allerdings um balkanischer Probleme willen Europa nahe an den Rand eines Krieges geführt. Gerade aber die glückliche Überwindung dieser ungewöhnlich gefährlichen und bösartigen Krise durch die Mäßigung und Weisheit der verantwortlichen Staatsleiter mache es so gut wie sicher, daß die jetzige, nicht annähernd so unheilvolle Spannungsperiode in Serbien erfolgreich überbrückt werden müsse. Diese optimistische Stimmung hielt an, bis das Ultimatum Österreich-Ungarns an Ser-

[540] Graf Friedrich von Pourtalès (1853–1928), Botschafter in St. Petersburg 1907 – August 1914. – Das folgende Urteil gilt nur eingeschränkt; vgl. Pourtalès, Meine letzten Verhandlungen, S. 20, 105 und 136.

[541] Vgl. oben S. 209 und Anm. 329.

[542] Von 1908.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

bien, dem ersten Donnerschlag gleich, die wahre Situation der Welt deutlich machte[543].

Selbst der deutsche Reichskanzler Bethmann Hollweg kann sich erst sehr spät über den wirklichen Ernst der Lage klar geworden sein[544]; denn es wird aus seiner nächsten Umgebung vertrauenswürdig berichtet, er habe sich, als er am [*Lücke*] Juli von Hohen-Finow nach Berlin zurückkehren sollte, eine Autofahrt von kaum mehr als einer Stunde, heftig gesträubt, dies zu tun mit dem Beifügen, die aufgeregten Diplomaten sehen immer Gespenster, schließlich zögen sich die Dinge dann doch immer wieder zurecht. Wenn all' dies am grünen Holze geschah, Kaiser, Kanzler, prominente Botschafter und führende Großindustrielle das Gewitter nicht kommen sahen, ist es weiter nicht zu verwundern, wenn das breitere Publikum von dem Zyklon überrascht wurde. Man hatte allgemein in den letzten Jahren vor dem Kriege so oft „Wolf" geschrieen, daß eine gewisse Abhärtung eingetreten war und die Neigung allgemein sich verbreitete, alarmierende Gerüchte mit Achselzucken abzutun.

Ich fuhr, froh ein wenig ausspannen zu können, am [6.7.1914][545] abends aus London ab, und von Hoek van Holland aus entführte uns das Automobil nach Deutschland. Die erste Station machten wir in dem herrlichen Schlosse Middachten bei Arnheim, welches dem Grafen Wilhelm Bentinck gehörte[546]. Gutsverwaltungsangelegenheiten, Besuche bei Freunden und Verwandten ließen uns einige Tage in unstetem Umherfahren verbringen. Endlich landeten wir in dem bescheidenen, aber geliebten Berghause in Ohlstadt, hoffend, noch ein paar ruhige Tage zu haben, bis mich die Cowes-Woche wieder nach Eng-

543 Dieser Absatz entstammt einem einliegenden Blatt, betitelt: „‚Memoirs' – Insertion, period between the Sarajevo murder and outbreak of the World War". Darauf findet sich auch eine alternative Version des folgenden Absatzes: „Der Reichskanzler Bethmann Hollweg lehnte es, wie ich auch aus seiner nächsten persönlichen Umgebung weiß, noch um den 20. Juli herum ab, seinen Sommersitz Hohen-Finow mit dem Palais in Berlin zu vertauschen, wozu ihn die jüngeren Herren seiner Umgebung zu drängen versuchten, da, wie er sich ausdrückte, die Diplomatie immer von Zeit zu Zeit von Pessimismus befallen werde und sich die Wolken im letzten Augenblick dann doch wieder verteilen. Sein uns schwer begreiflicher Optimismus ist zum mindesten entschuldbar, wenn man sich daran erinnert, daß unser Botschafter in Petersburg, Graf Pourtalès, noch im Juli einen Bericht verfaßt hat, der das allmähliche Versinken der russischen Hauptstadt in den üblichen politischen Sommerschlag [sic] eingehend schildert." Einliegend findet sich noch eine Abschrift eines Artikels aus der Londoner „Times" vom 28. Juli 1917, S. 7: „July 5, 1914. Fateful Potsdam Meeting. Herr Haase's Speech. – The Origin of the War", der sich mit den ersten öffentlichen Andeutungen im Reichstag über die deutsch-österreichischen Besprechungen rund um den „Blankoscheck" beschäftigt.

544 Vgl. dagegen die Tagebuchaufzeichnungen seines engsten Ratgebers: Riezler, Tagebücher, S. 181–191.

545 Kühlmann ließ eine Lücke für ein Datum, das er nicht mehr einfügte. Laut Notiz vom 7. Juli 1914 begann sein Urlaub am Vortag, so daß der 6. der wahrscheinlichste Abfahrtstag ist; vgl. PA Berlin, P 1/8247, Personalakte Kühlmanns, Bd. 5.

546 Wilhelm (ab 1912: 7.) Reichsgraf von Bentinck und Waldeck-Limpurg (1880–1958), war Leutnant des preußischen Gardekorps und 1911–1914 zur Kaiserlichen Botschaft in London (seiner Geburtsstadt) kommandiert. Middachten ist nach wie vor im Besitz der Familie.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

land zurückrufen würde[547]. Wir gingen eines Abends im kleinen Garten des Berghauses auf und ab, mit dem Blick gegen Westen auf die im Abendglanze liegende, gewellte Landschaft der Vorberge. Da brachte uns ein Diener das Abendblatt der „Münchener Neuesten Nachrichten“ mit dem Wortlaut des österreichischen Ultimatums an Serbien[548]. Ich las das Telegramm aufmerksam durch und, tief erschüttert, sagte ich zu meiner neben mir stehenden Frau: „Wenn nicht ein Wunder des Himmels geschieht, ist dieses Ultimatum der Krieg.“ Wir waren beide über eine so ungeheure Perspektive tief erregt, und meine Frau rief mir ins Gedächtnis, was sie mir, aus Berlin zurückkehrend, im Winter erzählt hatte. Bei einem zufälligen Aufenthalt in Berlin hatte sie den Kronprinzen getroffen, einen ihrer Tänzer aus den Mädchentagen, und er hatte sie zu einem gerade stattfindenden Balle im Kronprinzen Palais eingeladen (damals noch dem alten Kronprinzen Palais, das heute die National Galerie birgt). Er hatte den Kotillon mit ihr getanzt und während der ganzen Zeit, gegen seine Gewohnheit, nur Politik gesprochen. Er wollte von ihr hören, wie ich über die Lage dächte, ob ich glaubte, daß die Westmächte neutral bleiben würden, wenn es zu einem deutsch-russischen Kriege käme, die russischen Rüstungen wüchsen bedrohlich an. Meine Frau erwiderte damals, sie hätte nicht speziell über diesen Punkt mit mir gesprochen. Ich hätte aber in Gesprächen oft die Anschauung vertreten, daß, wenn in Europa zwei Großmächte in Krieg verwickelt würden, auch die Westmächte eingreifen würden. Der Kronprinz schien über diese Auskunft wenig erbaut und erwiderte kurz: „Da hat man mich im Generalstab anders unterrichtet.“ Der Kronprinz arbeitete gerade damals im Generalstab. Offenbar hatte er dort den Eindruck gewonnen, wir könnten einen isolierten Waffengang mit Rußland ausfechten, ohne daß Frankreich und besonders England eingriffen.

Der Wortlaut des Ultimatums[549] hatte mir plötzlich eine Perspektive von furchtbarer Schwere entrollt. Ich hatte die Kriegsgefahr seit Jahren über unserem Haupte gesehen und leidenschaftlich alles in meiner Macht gelegene getan, um sie zu bannen.[550] Ich war überzeugt, daß, wenn es zum deutsch-franzö-

[547] Auf das beschauliche bayerische Bauerndorf Ohlstadt, zwischen Murnau und Garmisch-Partenkirchen gelegen, war Kühlmann vier Jahre zuvor aufmerksam geworden, als er (mit dem damals gerade neu erworbenen Auto) während seines Sommerurlaubs 1910 dort den Maler Friedrich August Kaulbach und die Schriftstellerin Annette Kolb, eine enge Freundin des Ehepaars Kühlmann, besuchte (vgl. Tagebucheinträge Marguerite von Kühlmanns vom 17., 24. und 25. Juli 1910). Bereits den folgenden Sommerurlaub 1911 verbrachte er teilweise auf dem Raunerhof in Ohlstadt; während des Krieges erwarb er dann dieses Anwesen.

[548] Unter der Überschrift „Die Note Österreich-Ungarns an Serbien“ veröffentlichte das Abendblatt der „Münchner Neueste Nachrichten“ am 24. Juli 1914 (als Vorabendblatt bereits auf den nächsten Tag datiert) den Text des Ultimatums auf der Titelseite.

[549] Der Wortlaut ist u. a. in: Die Deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch IV, S. 93–96.

[550] Schon am 7. Dezember 1905, als Bülow und Holstein seine Ausgleichsbemühungen mit Frankreich während der Ersten Marokkokrise abgelehnt hatten, schrieb Kühlmann seiner künftigen Frau, Marguerite von Stumm, „betrübt, daß unser liebes alte Deutschland augenblicklich in politicis mit wenig Glück und Geschick verwaltet wird[,] und mit der geheimen Sorge, daß für die vielen Fehler einst anders als mit Druckpapier wird gezahlt werden

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sischen Konflikt käme, England nicht beiseite stehen würde. Nach meinen historischen Studien konnte ich nicht glauben, daß gegen eine so gewaltige amphibische Macht, überlegene englische Flotte unterstützt von gewaltigen Heeren zu Lande, Deutschland mit Österreich, beides rein kontinentale Mächte, irgend begründete Aussicht auf entscheidenden Sieg besäßen. Ich kannte Österreich besser als die meisten meiner Landsleute. Zahlreiche und freundschaftlich verwandte Bande verknüpften mich mit dem alten und in vieler Beziehung sympathischen Lande, aber, wie ich während meiner Londoner Zeit im Rahmen meiner Möglichkeiten stets bestrebt war, dem Überwiegen österreichischen diplomatischen Einflusses in Deutschland mit der Feder entgegen zu treten, so hatte ich jetzt kein Zutrauen weder zur militärischen Leitung noch zur Leistungsfähigkeit dieser aus feindseligen Elementen vielfarbig, vielsprachig und buntscheckig zusammen gewürfelten Armee. Ich telegraphierte sogleich nach London, ob nicht meine Rückkehr erwünscht sei, erhielt aber zu meinem Erstaunen die Antwort, der Botschafter wolle meinen wohl verdienten Urlaub nicht unterbrechen[551].

Ich habe nachher versucht festzustellen, wie dieses immerhin auffallende Telegramm zustande gekommen ist. Es scheint, daß sowohl dem Fürsten Lichnowsky als Carl von Schubert[552], meinem Vetter und alten Freunde, der Eindruck unwillkommen war, als sei ich im gefährlichen Augenblick unentbehrlich, als ginge es sozusagen ohne mich nicht. Aus dieser Erwägung heraus scheint das Telegramm entstanden zu sein. Ich war dadurch schließlich der Verantwortung ledig und schloß daraus, daß man an maßgebender Stelle doch besser informiert, als ich es auf dem Lande, abgeschnitten von allen vertraulichen Berichten, sein konnte, die Dinge weniger tragisch ansah als ich.

müssen […], ich habe meine Pflicht getan, das Blut komme auf das Haupt derer[,] die verantwortlich sind"; Nachlaß Kühlmann, Familienbesitz.

551 In seinen „Erinnerungen", S. 385, führt Kühlmann als weitere Motivation für sein Telegramm an, daß sein jüngster Bruder Charlie (eigentlich: Carl Erich von Kühlmann, 1883–1923, Bankdirektor) in Ohlstadt zu Besuch gewesen sei und aus Wiener Bank- und Geschäftskreisen „ziemlich wirre und in hohem Grade beunruhigende Nachrichten" mitgebracht habe, daß die Donaumonarchie „die Gelegenheit benützen [wolle], in dieses Wespennest einzugreifen und der Belgrader Verbrecherclique das Handwerk gründlich zu legen. Österreich-Ungarn bereite scharfe Maßregeln vor, das Ganze sei aber außerordentlich geheim", denn „die deutschen amtlichen Kreise müßten in der Lage bleiben, glaubwürdig zu versichern, daß sie über die geplanten österreich-ungarischen Schritte nicht unterrichtet gewesen seien, damit auch nicht ein Teil der Verantwortung auf die deutsche politische Führung falle." Es ist auffällig, daß Kühlmann diese die deutsche Politik belastende Darstellung lediglich in seinen während des 2. Weltkriegs verfaßten „Erinnerungen" erwähnt, nicht jedoch im vorliegenden „Memoiren-Manuskript", das für die Publikation Anfang der 1930er Jahre inmitten der noch nicht abgeschlossenen Reparationsfrage vorgesehen war. Die Interpretation erscheint plausibel, daß der ehemalige Diplomat Mitte der 1940er Jahre glaubte, nun keine diesbezüglichen Rücksichten mehr nehmen zu müssen, während ihm dies ein Jahrzehnt zuvor offenbar noch opportun erschien. Demnach wäre, wenn seine Darstellung zutrifft, Kühlmanns Informationsstand in der Julikrise 1914 ziemlich hoch gewesen und käme den tatsächlichen, absolut geheimen Abläufen um den deutschen „Blankoscheck" an Österreich-Ungarn vom 5./6. Juli durchaus nahe.

552 Schubert war 1912 – August 1914 Zweiter Sekretär an der Botschaft in London.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ich habe mir später wohl die Frage vorgelegt, ob ich besser daran getan hätte, nicht auf Urlaub zu gehen, und ob meine Anwesenheit in London in den kritischen Tagen irgend etwas hätte ändern können. Nach der Ansicht meiner besten Freunde im Foreign Office wäre dies aber keineswegs der Fall gewesen. Auf die Absendung des Ultimatums an[553] Österreich und auf die Behandlung der sehr entgegen kommenden serbischen Antwort durch die Wiener Instanzen hätten sie, so sagten meine Freunde, ebenso wenig Einfluß gehabt als der Fürst Lichnowsky und als wir alle im Foreign Office. Dieses waren die beiden entscheidenden Punkte. Nach der Abreise des österreichischen Gesandten aus Belgrad und nach dem Entschluß der Wiener Regierung, die „Strafexpedition gegen Serbien" zur Wirklichkeit werden zu lassen, war alles andere vollkommen zwangsläufig, und keine Macht der Welt hätte von London aus hieran wesentliches ändern können.

Am Freitag, den [31. Juli], empfing ich ein zweites Telegramm aus London, der Botschafter möchte sich gerne mit mir über die Lage unterhalten. Ich solle baldtunlichst nach London zurückkehren.[554] Ich beschloß, den Morgenzug am Sonnabend, den [1. August], zu benützen, und wir fuhren, meine Frau und ich, bereits mittags nach München, um Reisevorbereitungen zu treffen. Nachmittags wurde die drohende Kriegsgefahr verkündet. Wir aßen zusammen mit einigen Bekannten in einem Restaurant und gingen dann zu Fuß zum Hotel Marienbad zurück. Die Volksmenge war schon sehr erregt, Versammlungen hatten stattgefunden, Umzüge bildeten sich, welche patriotische Lieder sangen und demonstrierten. Die Massen machten einen merkwürdig unheimlichen Eindruck, und man hatte zum ersten Male die Empfindung, die ich später während der Ereignisse mehrfach bei mir selbst festgestellt habe, daß es wohl sehr leicht sei, die Masse anzufeuern und in Erregung zu bringen, daß es dann aber wohl kein Mittel gäbe, um den in Fluß gebrachten Lavastrom wieder einzudämmen.

Ich verließ München mit dem Frühzuge am Sonnabend. Meine Frau kehrte nach dem Berghause [in] Ohlstadt zurück. Die Fahrt ging an einem wolkenlosen Tage durch das herrliche deutsche Land. Alles lag im tiefsten Frieden, nirgends das geringste Anzeichen von fieberhafter Tätigkeit oder Vorbereitung zu dem furchtbaren Kampfe, den nach der gestern erlassenen Erklärung nur ein Wunder des Himmels noch abwenden konnte. Ich überdachte während der Fahrt die Lage nochmals aufs eingehendste. Das wichtigste für Deutschland war, um jeden Preis zu versuchen, England wenigstens zeitweilig noch aus dem Getümmel heraus und neutral zu erhalten. Im Kriege gegen die zwei

[553] Gemeint ist wohl: „durch".

[554] Kühlmann ließ Lücken für die beiden Datumsangaben, die er nicht mehr einfügte. In den Personalakten findet sich lediglich ein Telegramm von Unterstaatssekretär Zimmermann vom 30. Juli 1914, das lautete: „Ihre sofortige Rückkehr [nach] London in dienstlichem Interesse geboten." Kühlmann antwortete tags darauf: „Weisung erhalten. Reise sofort"; PA Berlin, P 1/8247, Personalakte Kühlmanns, Bd. 5. Die Zeitangaben in Kühlmanns „Erinnerungen", S. 386, er sei erst am Samstag (1. August) nach München gereist, um dann Sonntagmorgens (2. August) nach London abzufahren, sind unzutreffend.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Mächte, Rußland und Frankreich[555], schienen mir unsere Aussichten nicht schlecht. Der Zwei-Fronten-Krieg hatte so viele Jahre lang fast ausschließlich das Denken unserer Militärs beschäftigt, daß da sicher gute Vorarbeit geleistet war. Gelang es, wider alles Verhoffen, England noch heraus zu halten, so war wenigstens eine starke, unabhängige Macht vorhanden, die nach den ersten großen Schlachten, gleichsam als Sekundant, einspringen konnte und Frieden gebieten mit der Drohung, sein Schwergewicht gegen den der Kämpfenden in die Wa[a]gschale zu werfen, welcher ablehnte, den Kampf abzubrechen. Trat England von Anfang an in den Krieg ein, so gab es in Europa überhaupt keine neutrale Großmacht ersten Ranges mehr, und ein langes, blutiges Morden bis zur wirklichen Erschöpfung war die fast unvermeidliche Folge.

In Köln wurde gerade, als unser Zug im späten Nachmittag einlief, die Kriegserklärung an Rußland bekannt gegeben. Alles riß sich um Zeitungen und Extrablätter. Jeder hatte das Gefühl, daß ein ungeheures Verhängnis nun hemmungslos seinen Lauf nähme. Auf dem Kölner Bahnhof türmten sich in wenigen Minuten die Gepäckstücke der Reisenden zu Gebirgen auf; denn, wie ich erst viel später erfuhr, hatte eine Geheimorder die Beschlagnahme sämtlichen Reisegepäcks verfügt. In Köln sah man an den großen Rheinbrücken schon Soldaten beschäftigt, Fliegerabwehrgeschütze anzubringen. Der Zug fuhr fahrplanmäßig weiter. Wir überschritten die holländische Grenze. Überall in Deutschland waren Menschenmengen auf den Bahnhöfen versammelt, die demonstrierten und „Deutschland, Deutschland über alles“ sangen. In meinem Abteil waren einige Engländerinnen, die als Sprachlehrerinnen und Gouvernanten in der Kölner Gegend tätig gewesen waren und nun vor dem heraufziehenden Unwetter schleunigst nach Hause eilten. Die Nacht war hereingebrochen, und an jeder der großen holländischen Brückenbauten sahen wir beim Schein unzähliger Fackeln Pioniere damit beschäftigt, die Sprengladungen in die Brückenpfeiler zu senken und alles vorzubereiten für das, was innerhalb weniger Tage eine schreckliche Realität geworden war: der Krieg!

Die Verspätungen wurden immer größer. Statt abends, kamen wir erst in der Morgendämmerung nach Hoek van Holland. Ich schlief totmüde während der ganzen Überfahrt. Bei der Landung in Harwich war alles ruhig wie gewohnt, nichts Auffallendes zu bemerken. Zufällig traf ich aber auf dem Bahnperron eine mir befreundete Dame der englischen Gesellschaft, die mir nur kurz sagte, die Dinge ständen äußerst schlecht, die englische Flotte kreuze auf hoher See. Winston Churchill hatte die Zusammenziehung der englischen Flotte, die schon monatelang vorher beschlossen und angekündigt war, beim Eintreffen schlechterer Nachrichten dazu benützt, um auch nach Abschluß der Übungen die Geschwader nicht wieder auseinandergehen zu lassen. So hatte er, ohne allzu viel Aufsehen zu erregen, die englische Seemacht zu jedem Schlage bereit in der Hand.

[555] Im Manuskript steht „England“, das zwar (wohl durch einen Korrekturleser) unterstrichen und mit einem Fragezeichen versehen wurde, ohne daß Kühlmann aber diese Korrektur übernommen hätte. Aus dem Zusammenhang geht dennoch hervor, daß definitiv Frankreich gemeint ist.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Statt frühmorgens, traf ich erst kurz vor Mittag in London ein und war unangenehm überrascht, mein Gepäck zu vermissen. Erst viel später erfuhr ich, daß es mit allem andern Auslandsgepäck in Köln zurückbehalten war. Monate später sollte ich nach vielen Fährlichkeiten wieder in den Besitz desselben kommen.

Mein erster Weg führte in die Botschaft, wo mich Schubert, mein Vertreter während des Urlaubs, empfing und mit wenigen Worten ins Bild setzte. Es stünde schlecht, sagte er mir, aber entschieden sei noch garnichts. Das englische Kabinett tage sozusagen in Permanenz. Die Minister seien fast ständig in Downing Street. Von Zeit zu Zeit werde die Beratung unterbrochen. Dann sei die einzige Aussicht, des einen oder anderen Kabinett[s]mitgliedes habhaft zu werden. Anscheinend sei die Sache noch in der Schwebe. Man müsse aber die Lage als äußerst kritisch ansehen. Der Botschafter fahre fort, an einen gewissen Optimismus sich anzuklammern, und werde hierin von der Fürstin aufs lebhafteste unterstützt. Sie sei ganz unter dem Einfluß ihrer englischen mondänen Freunde. In diesen Kreisen halte man es für ausgeschlossen, daß es zum Kriege zwischen England und Deutschland kommen könne.

Dem Botschafter sei eine böse Geschichte passiert. Er habe mit Sir Edward Grey telephoniert und glaubte zu verstehen, dieser habe zugesagt, England werde nicht in den Krieg eingreifen, falls Deutschland Frankreich nicht angreife. Ohne sich nochmals über die Richtigkeit seiner Auffassung zu vergewissern, habe Lichnowsky sofort ein Telegramm nach Berlin losgelassen, welches anscheinend dort große Hoffnungen erweckte, andernteils aber auch gewaltige Verwirrung hervorrief[556]. Der Kaiser habe daraufhin sofort an König Georg telegraphiert, und erst aus des Königs Mitteilung an Sir Edward Grey habe dieser von dem Mißverständnis erfahren. In der darauf folgenden mündlichen Unterhaltung zwischen Grey und Lichnowsky sei der Irrtum aufgeklärt worden. Natürlich werde man dem Botschafter diese unrichtige Meldung in so gefährlicher Zeit nicht so leicht vergessen. Diese Episode habe sehr dazu beigetragen, die Nervosität des Chefs zu steigern.

Nach dem Frühstück meldete ich mich bei Lichnowsky, fand ihn erregt, aber im Grundton optimistisch über die Teilnahme Englands am Kriege. Es lag ein Berliner Telegramm vor, wonach französische Meldungen [die] Überschreitung der Landesgrenze durch deutsche Truppen berichteten. Ich wurde vom Botschafter beauftragt, Grey aufzusuchen und ihm amtlich die Unrichtigkeit dieser Meldungen mitzuteilen. Ich ging bald nachher zum Foreign Office. Die Botschaft liegt ja im St. James's Park, kaum einen Flintenschuß weit vom englischen Außenamt, erfuhr aber zu meinem Leidwesen, daß die Minister wieder im Kabinett wären und nur Aussicht bestünde, Grey zu sehen, wenn man ihn zufällig in einer der kurzen Beratungspausen fassen könne. Man sagte mir, Grey wohne, um dem Foreign Office stets nahe zu sein, in Queen Anne's Gate

[556] Vgl. Lichnowsky an Auswärtiges Amt, 1. August 1914, in: Die Deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch III, S. 60–61 und S. 65, sowie den Telegrammwechsel der Monarchen, ebd. S. 68–69 und 97.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

in Haldanes Haus. Dort sei am ehesten Aussicht, seiner habhaft zu werden. Ich ging eine Weile in der stillen und altmodischen Queen Anne's Gate auf und ab und hatte bald die Freude, Haldane zu treffen, der eben von Downing Street kam. Unser persönliches Verhältnis hatte sich im Laufe der langen Verhandlungen wegen des deutsch-englischen Übereinkommens freundschaftlich gestaltet. Er begrüßte mich mit Wärme und fing gleich an, von den furchtbaren Zeiten zu sprechen, die über uns hereingebrochen wären. Ich sagte ihm, ich müsse Grey sprechen, um ihm eine amtliche Mitteilung zu machen, hätte aber, eben aus Deutschland angekommen, außerdem auch das dringende persönliche Bedürfnis, mit dem Leiter der englischen Außenpolitik die entstandene Lage zu erörtern. Haldane lud mich ein, mit ihm in sein Haus zu kommen. Dort wollten wir gemeinsam Grey erwarten, der jeden Augenblick kommen müsse. Wir gingen die schöne Treppe mit den gewundenen gedrehten Säulen, die für den Anfang des XVIII. Jahrhunderts in England so charakteristisch sind, hinauf in den geräumigen Bibliotheksraum. Der sah mit einem großen Fenster nach St. James's Park hinaus und war bis an die Decke hinauf angefüllt mit Haldanes Handbibliothek. Gerade in diesem Raume trat es so recht zu Tage, daß er ein geistiger Buchmensch und Forscher war.

Nach wenigen Momenten trat Grey herein. Ich kannte ihn so gut, daß ein Blick auf sein Gesicht genügte, um festzustellen, daß er schwer bedrückt, aber im Innern auch ernst und entschlossen war. Erst machte ich ihm Mitteilung von dem offiziell mir Aufgetragenen. Er hörte schweigend zu und bemerkte dann, die von uns dementierten Nachrichten seien ihm bisher nicht zugegangen, aber die Lage sei doch außerordentlich ernst. Ich sagte ihm, ich sei eben aus Deutschland angekommen. Dort bestehe allgemein die Hoffnung, England werde in diesen aus den Morden von Serajewo hervorgehenden Konflikt nicht eingreifen, und legte ausführlich dar, wie England, falls es wenigstens bis nach den ersten Schlachten neutral bliebe, als arbiter mundi jederzeit eingreifen und den Frieden eventuell bald wieder herstellen könne. Stürze es sich jetzt gleich anfangs in das Kampfgetümmel, so sei in Europa überhaupt keine am Krieg unbeteiligte Großmacht vorhanden, infolgedessen auch niemand, der, gleichsam die Pflichten des Sekundanten übernehmend, im geeigneten Moment einspringen und dem Ringen Halt gebieten könne. Werfe sich England in das Getümmel, so sei ein unabsehbarer langer Krieg zu erwarten, der nur mit der Vernichtung der einen Partei enden könne. Grey hörte mich schweigend und finster an, während Haldane Zeichen lebhafter Zustimmung gab und mehrfach bemerkte: „Das sind gewichtige Argumente, das müßte im Kabinett gesagt werden." Grey erwiderte: „Ich würdige Ihre Argumente, aber wir haben Ehrenverpflichtungen gegen Frankreich." Daraufhin verabschiedeten wir uns. Ich habe ihn seitdem nicht wieder gesehen.[557] Haldane brachte mich noch bis

[557] Offensichtlich erfolgte die Niederschrift dieser Passage vor Greys Tod am 7. September 1933; vgl. auch die folgende, abweichende Formulierung über den 1919 verstorbenen Lalaing.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

zur Treppe, und sein ganzes Verhalten drückte Zustimmung zu dem von mir Gesagten aus.

Mein Eindruck war, daß in diesem Augenblick, das heißt Sonntag nachmittag[558], Grey persönlich zum Kriege gegen Deutschland entschlossen war, daß im Kabinett selbst aber noch keineswegs Einstimmigkeit in diesem Sinne herrsch[t]e. Ich begab mich sofort zum Botschafter, um diesen von meinen Eindrücken zu verständigen, fand aber bei der starren Einstellung Lichnowskys auf leider nicht mehr zeitgemäßen Optimismus wenig Gegenliebe.

Zahlreiche Publikationen, insbesondere das außerordentlich aufschlußreiche Werk Lord John Morleys „Memorandum on Resignation. August 1914", Macmillan and Co. Ltd., London 1928[559], gestatten uns heute einen klaren Einblick in die bisher vom Kabinettsgeheimnis verschleierten Vorgänge. Grey, seiner persönlichen Zusagen an Paul Cambon eingedenk, war zum Kriege entschlossen, sobald er den Krieg zwischen Deutschland und Frankreich als unvermeidlich ansah. Haldanes Haltung bei dieser wichtigen Unterredung entspricht nicht den Schilderungen, die ihn als früh dem Kriegsgedanken gewonnen bezeichnen. Er hatte keinen Grund, mir gegenüber Komödie zu spielen. Mein klarer Eindruck aus der Unterredung zu dritt war, daß Haldane an diesem Nachmittag einer vorläufigen Neutralität Englands zuneigte.

Gegen Abend wurde ich nochmals nach dem Foreign Office entsandt, um eine dringliche Mitteilung an einen der dortigen Herrn zu erledigen. Als ich unten, nahe der Glastüre, durch den ziemlich dunklen Gang ging, traf ich auf den mir persönlich befreundeten belgischen Gesandten Comte de Lalaing[560]. Ich versuchte, an ihm vorbei zu gehen. Er rief mich aber gleich an und sagte: „Gott, was sind das für schreckliche Zeiten. Wie unerwartet bricht das alles herein. Sagen Sie mir, stehen Ihre Truppen schon auf belgischem Boden?" Ich erwiderte ihm, ich glaubte es nicht, müßte aber befürchten, daß es sich nicht lange werde aufschieben lassen. „Mein Gott", erwiderte er, „was glauben Sie denn, das wir tun sollen?" Ich sagte ihm, ich könne selbstverständlich keinen Rat geben, aber wenn ich Belgier wäre, würde ich, da ja niemand bei uns daran denke, gegen Belgien Krieg zu führen, für die Ehre der Flagge ein Vorpostengefecht führen und dann alles auf Antwerpen zurückziehen, ohne den Versuch zu machen, den Durchmarsch zu hindern oder aufzuhalten. „Früher wäre so etwas vielleicht möglich gewesen", antwortete Lalaing. „Jetzt ist für ein solches Verfahren die Armee zu stark." Wir verabschiedeten uns schweigend mit einem Händedruck. Ich habe den klugen, klaren und vornehmen Mann, mit dem ich immer ausgezeichnete Beziehungen gehabt habe, nicht wiedergesehen.

Mit nicht geringerer Spannung als wir hing in seinem Palais am Hyde Park der französische Botschafter Paul Cambon an dem Barometer, der, auf- und

[558] 2. August 1914.

[559] Kühlmann schrieb das Vorwort zur deutschen Ausgabe, Lord Morley: Meine Demission, Berlin 1929.

[560] Comte Charles VI de Lalaing (1856–1919), belgischer Gesandter in London 1903–1914.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

abschwankend, die Stimmungen des englischen Kabinetts registrierte. Paul Cambon hatte sich in London, obwohl er vom ersten bis zum letzten Tage es konsequent ablehnte, auch nur ein Wort englisch zu sprechen, eine hervorragende Stellung verschafft. Stets ruhig, abgemessen, nie empressiert, war es ihm gelungen, die „Entente Cordiale“ anzubahnen. Mit steigender Beunruhigung hatte dieser kluge Beobachter die Symptome verfolgt, welche darauf hinwiesen, daß England, einen Ausgleich mit Deutschland beharrlich anstrebend, sich von der „Entente Cordiale“ so weit lösen wollte, als durch allzu enge Beziehungen die englische Bewegungsfreiheit hätte leiden können. Seine Versuche, die Entwicklung zu verhindern oder abzubiegen, blieben erfolglos, und wenn er auch durch seinen Busenfreund, Sir Arthur Nicolson, mit dem er täglich stundenlang zusammensaß, vertraulich über jede Phase unterrichtet wurde, so äußerte er doch im Mai 1914 zu einem Intimen: „Ich weiß, ich habe die Partie in London verloren.“ Trotz seiner alten und engen Beziehungen im Foreign Office war Paul Cambon und war die gesamte französische Diplomatie über die Haltung, die England schließlich einnehmen würde, im unklaren. Sie hat Stunden furchtbarster Beklemmung erlebt. Der frühere spanische Botschafter in Berlin[561], den ich für einen durchaus zuverlässigen Gewährsmann halte, erzählte mir, wie Jules Cambon, der Bruder des Londoner Botschafters, in den kritische Tagen wieder und wieder versuchte, den englischen Botschafter zu sprechen, dieser aber, ohne Nachricht über [die] endgültige Stellungnahme seiner Regierung, unter der Ausrede, er sei krank, es ablehnte, Cambon zu empfangen. Schließlich habe dieser wutentbrannt seinem spanischen Kollegen gesagt: „Der englische Botschafter vermeidet es systematisch, mich zu sehen. Wir sind in der größten Unruhe. Wenn diese Schweine von Engländern uns in letzter Stunde sitzen lassen, ist Frankreich verloren.“ Auch aus de[n] in der „Times“ veröffentlichten Erinnerungen Paul Cambons ergibt sich klar, daß er die Stunden, in denen er beim Ausbruch des Weltkrieges auf Englands Entscheidung wartete, zu den furchtbarsten seines ganzen Lebens rechnete[562].

[561] Luis Polo de Bernabé Pilón (1854–1929), spanischer Botschafter in Berlin 1906–1918. – Sein englischer Amtskollege Sir William Edward (ab 1916: 1st Baronet) Goschen (1847–1924), Botschafter in Berlin 1908–1914.

[562] Einliegend findet sich eine Abschrift des Artikels „M. Cambon’s Farewell. A last message to England. Entente Secrets. The War Crisis“ aus der „Times“ vom 22. Dezember 1920, S. 11–12, sowie Abschriften aus E. D. Morel, The Secret History of a Great Betrayal, London, Published by Foreign Affairs, S. 29; Peter Rassow, Lloyd George und Paul Cambon zum Kriegsausbruch, in: „Die Deutsche Nation“, Februar 1921, S. 136–141; B. W. von Bülow, Die Krisis, Die Grundlinien der diplomatischen Verhandlungen bei Kriegsausbruch, Berlin 1922, in denen der „Times“-Artikel verwertet wird. In dem anonym von einem „friend“ in Form eines rückblickenden Interviews mit dem scheidenden französischen Botschafter in London verfaßten Beitrag äußerte dieser u. a.: „Those were the only three days of real difficulty in all the years I have spent in London – the 1st, 2nd, and 3rd of August, 1914. […] We had relied on the support of three or four Ministers […] but not until the evening of Sunday, August 2, could he [Grey] give me the assurance that the British Fleet would protect our unguarded northern coast. I felt that he was with us at heart. I knew that Mr. Asquith and Mr. Winston Churchill were with us, too. But could they carry with them their colleagues, and could they command the support of the House of Commons? […] But it was not until Grey spoke in the House of Commons on the after-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Meine Nachrichten aus der französischen Botschaft bewiesen gleichfalls klar, daß man dort über Englands Haltung in peinlicher Ungewissheit schwebte.

Irgendein erfindungsreicher Kopf unter den Franzosen ist wohl auf die Idee gekommen, man müsse der Lethargie der öffentlichen Stimmung in London nachhelfen. Man hat, scheint es, Schiffsladungen französischer Camelots kommen lassen. Es war ein grotesker Eindruck, diese nach Haltung und Äußerem sofort als Franzosen kenntlichen Boulevardvögel in geschlossenen Zügen in London sich umher bewegen zu sehen. Da sie kein Wort englisch konnten, bestand die Beeinflussung der Stimmung lediglich darin, daß sie nach der alten Weise der „Lampions" immer wiederholten „à Berlin, à bas la Prusse." Die Engländer verstanden kein Wort und sahen diesen Spuk mit erstaunten Augen an.

Lichnowsky hatte mich gebeten, mit ihm zu Abend zu essen, um die Lage noch eingehender mit mir zu besprechen. Die Fürstin, sehr mitgenommen von den Aufregungen dieser bösen Tage, wollte uns nicht Gesellschaft leisten. Ich konnte feststellen, daß sie nach wie vor den Botschafter im Sinne einer hoffnungsfreudigen Auffassung beeinflußte. Nach dem Essen saßen wir auf dem kleinen erhöhten Balkone auf der Carlton House Terrasse, als sich ein merkwürdiger Vorfall zutrug. Offenbar wollten die Camelots einen Angriff auf die Botschaft machen, der dann als Angriff des empörten englischen Volkes sich hätte frisieren lassen, eventuell auch als diplomatischer Zwischenfall den Abbruch der Beziehungen zwischen Deutschland und England hätte beschleunigen helfen. Plötzlich, in der tiefen Stille dieses abends menschenleeren Stadtviertels, hörten wir draußen rasche Schritte und Laufen sowie einige Schreie. Alsbald tauchten aus den Verstecken tiefer Torbögen geschlossene Kolonnen der riesengroßen „bobbies" [auf], und man hörte die kurzen, trockenen Schläge, welche die Holzknüttel der Polizisten auf Schädeln und Schienenbeinen erzeugen, den dumpfen Lärm eines kurzen, heftigen Handgemenges. Flüchtende strömten über die Duke-of-York-Treppe gegen den Park zu, schwere Schritte der Polizei und knallende harte Schläge hinterher. Es hatte nur wenige Sekunden gedauert, dann war alles wieder still. Nirgends habe ich über diese Vorgänge irgend eine Erwähnung gefunden, weder über die Demonstrationsmärsche der französischen Camelots noch über diesen Ansturm auf die Botschaft. Der Plan muß der Polizei offenbar verraten worden sein. Sonst hätte sie nicht so rasch und nachdrücklich eingreifen können.

Zwischenfälle hervorzurufen, die zu diplomatischen Verwicklungen führen konnten, scheint ein Gedanke gewesen zu sein, der damals in irgend welchen übel beratenen Gehirnen Platz griff; denn schon am nächsten Tage, als ich aus der Botschaft kam, sprach mich ein Mann im Strohhut auf der Straße an und stellte sich als ein Detektiv von Scotland Yard vor. Man hielte es für denkbar, daß irgend ein Angriff auf mich gemacht würde. Deswegen sei er von

noon of Monday, August 3, that we could breathe. […] Powerful influences were still at work for neutrality. The late Lord Rothschild told me that he was called to No. 10, Downing-Street, while the Cabinet was sitting on the morning of the 2nd. He assured me afterwards that he had worked for intervention, but I was not quite reassured."

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

der Polizei beauftragt, um mich zu sein und mich gegen einen eventuellen Überfall zu schützen. Ich möchte so freundlich sein, bei Ortsveränderungen ihn über meine Pläne auf dem Laufenden zu halten, damit er mir immer auf der Spur bleiben könne und in meiner Nähe sein. Ich sagte ihm dies zu, auch auf die Gefahr hin, daß neben dem Schutz meiner Person der Wunsch mitgespielt haben mag, sich auch genaue Rechenschaft darüber zu geben, was ich trieb, und mit wem ich spräche. Ich hatte nichts zu verbergen, daher auch gegen die Polizeibegleitung nichts einzuwenden.

In manchen englischen Köpfen muß eine kuriose Vorstellung darüber geherrscht haben, was ich machte, und wie ich als geheimnisvolles und gefährliches Element allgegenwärtig an verschiedenen Orten zugleich wirkte. Maxses „National Review" schreibt hierüber in ihrer Nummer vom [*Lücke*] wie folgt: [*Lücke*][563]. Auch die viel gelesene populäre Tageszeitung „Daily Mail", damals das Hauptorgan Lord Northcliffs, trieb es so weit, daß in den letzten Tagen vor Kriegsausbruch jeden Tag mein Bild veröffentlicht wurde mit einer Textkolonne „Kühlmann day by day", in welcher mit allen Details erzählt wurde, was ich getrieben, wen ich gesprochen und anderes mehr.[564] Es war also klar, daß außer Scotland Yard noch andere Interessenten jede meiner Bewegungen aufs sorgfältigste überwachten.

Nach der Unterredung mit Grey hielt ich den Krieg zwischen Deutschland und England für so gut wie beschlossen und versuchte nun, im Rahmen des Möglichen alles zu tun, was in meiner Macht stand[565]. Ich habe diese letzten

---

563 Kühlmann ließ hier in seinem Manuskript Lücken, die er nicht mehr mit Inhalt füllte.

564 Thomas Rhodes druckte in seinem Buch „The Real von Kühlmann", S. 22–23, einen dieser Artikel – von ihm als „offending report" charakterisiert – erneut ab. Das etwas ausführlichere Original findet sich in der „Daily Mail" vom 4. August 1914, direkt unter dem Bericht über Sir Edward Greys entscheidende Unterhausrede vom Vortag. Auch nach Kriegsausbruch brachte die „Daily Mail" entsprechend reißerische Artikel, z. B. am 21. September 1914 mit Foto unter der Überschrift: „Kuhlmann Abroad. Manufacturing news in Sweden": „Baron von Kuhlmann, the imaginative Counsellor of the German Embassy in London, who has pulled the leg of so many English newspaper men and has been bragging in Berlin about it ever since, has been moved to a new sphere of activity. ‚The funny man of Carlton House Terrace', as Baron von Kuhlmann is now universally known, has been entrusted by his Government with the dishonourable mission of manufacturing news for Swedish consumption. It is certain that the fertility of imagination he displayed in London, together with his nice talent for intrigue, must have commended itself very highly […] to look after the Swedish Press in the interests of the great German lie campaign."

565 Ein Beispiel dieser Arbeit findet sich auf einem einliegenden Blatt, betitelt „Zur Frage der englischen Neutralität", die abschriftlich einen Artikel des „Daily News & Leader" vom 4. August 1914, betitelt „In return for our neutrality. What the Germans would guarantee", enthält: „Baron Kuhlmann, Councillor of the German Embassy in London, made the following statement yesterday: ‚The maintenance of British neutrality would in no way injure France. On the contrary it might be argued that by remaining neutral Great Britain could give France exactly as much strategic assistance and a good deal more effective diplomatic help, as, according to all reliable information, there is no intention of sending British troops to the Continent, and as a few British divisions, considering the enormous numbers engaged, could hardly alter the balance of power. All Britain can do for France is to protect her North Sea coast from invasion and to prevent the neutral ports of Belgium and Holland

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Tage in London vom frühen Morgen bis in den späten Abend in meinem winzigen Glaskäfig in der Botschaftskanzlei verbracht. Die Zahl der Hereinströmenden, die tausenderlei Gesuche und Anliegen hatten, war so riesig, daß die abgehetzten und übermüdeten Diener vollkommen außer stande waren, die herkömmliche Ordnung zu erhalten. Gänge, Vorzimmer, alles war voll Menschen gepackt. In meinem winzigen Raume standen immer mindestens ein Dutzend. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mit mönchischer Geduld jeden Einzelnen, wie er eben herankam, anzuhören und abzufertigen. Da dies den ganzen Tag ohne Pause ging, war ich so ermüdet, daß ich abends kaum mehr zu denken imstande war.

In London lebte eine Menge Deutscher. Wieviel, wußte niemand genau, aber 80.000 bis 100.000 waren es mindestens. Viele davon hatten ihre deutsche Staatsangehörigkeit bewahrt und waren militärpflichtig. Eine wichtige und dringende Aufgabe bestand darin, so viele dieser Leute als irgend möglich noch nach Deutschland zu schaffen. Das Generalkonsulat hatte mit anerkennenswerter Tatkraft eine Reihe von Schiffen gechartert, welche Wehrpflichtige nach der Heimat bringen sollten. Es ist anzuerkennen, daß mit stillschweigender Genehmigung des Foreign Office solche Transporte abgefertigt werden konnten bis zum Augenblick der Kriegserklärung. Nachher allerdings wurden die Transporte gestoppt. Immerhin ist es auf diese Weise gelungen, eine ganze Anzahl Wehrpflichtiger noch nach Deutschland zurück zu befördern.

Im Laufe des Montag[s][566] hatte ich noch eine Besprechung mit Sir William Tyrrell, den ich schwer niedergeschlagen und gedrückt fand. Wir sprachen die Ereignisse durch, wie sie gekommen waren, insbesondere auch die Frage, ob meine Anwesenheit in London an der Entwicklung irgend etwas Wesentliches hätte ändern können. Er verneinte dies aufs nachdrücklichste. Sir Edward Grey, er selbst und alle Mitglieder des Kabinetts hätten ihr Möglichstes getan, um Europa vor dieser furchtbaren Katastrophe zu bewahren. Nach Absendung des österreichischen Ultimatums und der Verwerfung der serbischen Antwort sei aber alles automatisch gekommen. Kein Halbgott hätte das Abrollen der furchtbar zwangsläufigen Ereignisse hemmen können.

Am selben Tage hatte ich auch eine Unterredung mit Sir Eyre Crowe. Ich berührte zwei mir wichtig scheinende Punkte mit ihm. Ich sagte ihm, es schiene wenig Aussicht auf Erhaltung des Friedens zwischen Deutschland und

---

being used as bases of aggression against France. Germany would be disposed to give an undertaking that she will not attack France by sea in the north, or make any warlike use of the sea coast of Belgium or Holland if it appeared that Great Britain would make this undertaking a condition of her neutrality for the time being. Thus Britain, without going to war herself, could render to France the maximum of assistance she would give by going to war. That Britain, as a neutral Power, maintaining an armed neutrality, would diplomatically be a greater asset for France for the termination of hostilities at an early moment than if herself involved in war is self-evident.'" Der „Evening Standard and St. James's Gazette" vom 3. August 1914 veröffentlichte einen gleichlautenden Artikel mit der Überschrift „German Declaration – Evident anxiety for Britain to remain neutral", dem eine Meldung der „Press Association" zugrunde lag.

[566] 3. August 1914.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

England zu bestehen. Deswegen wolle ich vorsorglicherweise die Fortdauer der Abtransporte deutscher Nichtcombattanten aus England besprechen. Es seien eine Menge Deutscher in England, und für den Fall des Krieges sähe ich unendliches Elend voraus, besonders wenn man später eventuell zu Internierungen in Konzentrationslagern übergehe. Crowe wies den Gedanken des Krieges zwischen Deutschland und England weit von sich und wiederholte immer, man dürfe ein so furchtbares Ereignis erst in Rechnung stellen, wenn es unwiderruflich eingetreten sei. Niemals in der englischen Geschichte seien Nichtcombattanten in Konzentrationslagern untergebracht worden. Er halte meine Befürchtungen für unbegründet und sähe keine Veranlassung, deutsche Nichtcombattanten nach einer eventuellen Kriegserklärung über neutrale Länder – ich hatte Holland oder Schweden vorgeschlagen – abzutransportieren. Ebenso wenig Glück hatte ich mit meiner zweiten Anregung, man solle, wozu internationale Handhaben nicht fehlten, ganz Afrika, auf alle Fälle das tropische Afrika, für die Kriegsdauer als neutral erklären. Ich führte aus, daß der Krieg doch ausschließlich auf europäischen Schlachtfeldern und Meeren entschieden würde, daß lokale Kämpfe in Afrika nichts zur Hauptentscheidung beitragen könnten, daß aber die Bewaffnung der Schwarzen und der Zwang, gegen Weiße Krieg zu führen, später für alle Kolonial-Nationen gefährliche und schwierige Probleme aufrollen würden. Auch hier zeigte sich Crowe wenig geneigt.

Am selben Tage besuchte mich eine Abordnung englischer Schriftsteller und Parlamentarier, an ihrer Spitze der Kolonialpolitiker Mr. Morel[567], um mich zu beschwören, ob es nicht möglich sei, den deutschen Aufmarsch und Operationsplan dahin zu ändern, daß wir uns Frankreich gegenüber im wesentlichen defensiv verhielten und den Hauptstoß gegen Rußland richteten; denn, so führten sie aus, wenn unser Durchmarsch durch Belgien Tatsache würde, so bestehe wenig Aussicht, England aus dem Kriege herauszuhalten. Das Eintreffen der Nachricht vom deutschen Einmarsch in Belgien werde ein vernichtender Schlag für die englischen Friedensfreunde sein. Ich mußte den Herren erklären, daß ich keinerlei Möglichkeit habe, auf die Entschließungen Berlins in dieser Richtung einzuwirken. Ich glaubte aber nicht, daß überhaupt Alternativpläne vorlägen. Soweit ich unterrichtet sei, könne die einmal angeordnete Mobilmachung nicht abgeändert werden, das Uhrwerk laufe automatisch ab, und jeder Versuch der Abänderung würde nur unsagbare Verwirrung und militärisches Unheil herbeiführen.

Der langjährige Chef des Generalstabes der Armee, Generaloberst Helmuth von Moltke, schreibt in seinen „Erinnerungen“: „Diese Operation wurde dadurch begründet, daß es so gut wie ausgeschlossen schien, ohne die Verletzung

[567] Edmund Dene Morel (1873–1924) war ein entschiedener Kritiker der belgischen Herrschaft im Kongo, der durch seine publizistische Arbeit und die von ihm gegründete „Congo Reform Association“ wesentlich dazu beitrug, daß die Mißstände öffentlich wurden und der belgische König Leopold II. seinen Privatbesitz Kongo 1908 an den belgischen Staat verkaufte. Im August 1914 kämpfte er gegen den Kriegseintritt Großbritanniens, da er es nicht von Deutschland angegriffen sah.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

der belgischen Neutralität das französische Heer im freien Felde zur Entscheidung zwingen zu können. Alle Nachrichten schienen es gewiß zu machen, daß die Franzosen hinter ihrer starken Ostfront einen Defensivkrieg führen würden, und man mußte darauf gefaßt sein, einen lange währenden Positions- und Festungskrieg vor sich zu haben, wenn man frontal gegen diese starke Front vorging. – Graf Schlieffen[568] wollte sogar mit dem rechten Flügel des deutschen Heeres durch Südholland marschieren. Ich habe dies abgeändert, um nicht auch die Niederlande auf die Seite unserer Feinde zu zwingen, und lieber die großen technischen Schwierigkeiten auf mich genommen, die dadurch verursacht wurden, daß der rechte Flügel unseres Heeres sich durch den engen Raum zwischen Aachen und der Südgrenze der Provinz Limburg hindurchzwängen mußte. – Um dieses Manöver überhaupt ausführen zu können, mußten wir uns möglichst rasch in den Besitz von Lüttich setzen. Daraus entstand der Plan, sich dieser Festung durch Handstreich zu bemächtigen."[569]

Nachmittags war Sitzung des Unterhauses, bei welcher Sir Edward Grey seine große Rede hielt[570]. Während derselben kamen einige Beobachter zu uns auf die Botschaft, behauptend, die Rede schiene gemäßigt und lasse alle Türen offen. Als mir der Wortlaut im Zusammenhang vorlag, war es vollkommen klar, daß Grey eine Kriegsrede gehalten und, wie ich am Abend vorher schon festgestellt [hatte], persönlich zum Kampfe entschlossen sei.

Mein stetes Bestreben ging dahin, Lichnowsky zu vermögen, auch in dem, was er nach Berlin gab, die überwiegende Wahrscheinlichkeit der englischen Kriegsbeteiligung hervorzuheben. Bei seiner und der Fürstin starken Abneigung, der furchtbaren Wahrheit ins Gesicht zu sehen, bin ich nur sehr teilweise durchgedrungen.

Unsere jüngeren, der Armee angehörigen Herren waren bereits zu ihren Truppenteilen abgerückt. Ich mußte, angesichts der Wahrscheinlichkeit, daß ich, nach Deutschland zurückgekehrt, ebenfalls bei meinem Regiment einrükken sollte, etwas an meine Equipierung denken. Ich stellte mir vor – und dies erwies sich später als richtig –, daß Feldstecher, Revolver und ähnliches in Deutschland wohl unerschwinglich und unerreichbar geworden waren, und kaufte mir beides in London, wo es in Menge und guter Qualität noch zu bekommen war. Zugleich schien es mir nützlich, einen größeren Goldvorrat mitzunehmen, schon um Pferde, Sattelzeug und dergleichen bezahlen zu können; denn in London wurde es, sobald der Krieg sichtbar am Horizont auftauchte, schwierig, mit Papiergeld zu bezahlen. In den letzten Tagen wollte niemand auch nur noch eine 5 Pfund Note nehmen. Ich fuhr deshalb zu einem mir befreundeten Großbankier der City, bei dessen Hause ich gewisse Papiere depo-

[568] Alfred von Schlieffen (1833–1913), Generalfeldmarschall; Chef des Generalstabs 1891–1905.

[569] Dieser Absatz entstammt einem einliegenden Blatt, betitelt: „Memoiren". – Generaloberst Helmuth von Molke „der Jüngere" (1848–1916), Chef des Generalstabs 1906 – 14. September 1914. – Das Zitat stammt aus seinen posthum herausgegebenen Erinnerungen, S. 16–17.

[570] Am 3. August 1914: Schulthess' Europ. Geschichtskalender 55 (1914) S. 551–555.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

niert, und bei dem ich immer Kredit hatte[571]. Montag war Bankfeiertag und alles geschlossen. Ich traf ihn aber in seinem Büro, ganz niedergedrückt und zerstört durch die schrecklichen, ihn als deutschen Untertan besonders bedrückenden Nachrichten. Seine Bank war geschlossen. Er gab mir, was er an barem Gelde gerade bei sich hatte. Wir trennten uns, aufrichtig betrübt. Am nächsten Tage gab mir jemand den Wink, die Filiale der Deutschen Bank werde nach erfolgter Kriegserklärung doch sofort unter Zwangsverwaltung genommen. Die Herren seien gerade dabei, ihr Metallgeld zu zählen, und da ich doch größere Guthaben dort hätte, sollte ich so viele Gold-Pfunde dort abheben, als mir zweckmäßig schiene. Ich folgte diesem Rat und sah zu meinem Erstaunen, wie groß das Gewicht verhältnismäßig kleiner Summen Gold war. Ich konnte den Gegenwert von etwas über M. 10.000.– abheben. Das Gewicht war aber so groß, daß es drohte, die Nähte meiner Taschen zu zerreißen. Ich nahm deshalb einen alten Kodak[572] und füllte ihn mit den Goldstücken. Auf diese Weise haben sie mich treulich bis nach Deutschland begleitet. Wie aber oft das Unvorhergesehene geschieht, fand ich, daß in Deutschland jedermann in vollster Seelenruhe Papiergeld annahm und für ausländisches Gold kein besonderes Interesse bestand. Ich habe deshalb den ganzen Nibelungenschatz bei der Deutschen Bank einbezahlt und gegen deutsche Noten umgewechselt.

Die Szene, die sich zwischen dem großbritannischen Botschafter in Berlin und dem Reichskanzler von Bethmann Hollweg bei Übergabe der englischen Kriegserklärung abspielte, ist allgemein bekannt[573]. Bethmann Hollweg hatte, scheint es, vollkommen die Fassung verloren und war einem Nervenzusammenbruch nahe. Es ist schwer verständlich, daß ihn die englische Kriegserklärung so vollkommen überraschen konnte, wenn er auch nur einigermaßen auf seine Londoner Botschaft gehört hätte. Offenbar war er aber von seinen Hilfsarbeitern im Auswärtigen Amte dauernd falsch unterrichtet worden, hatte sich in die Idee verrannt, England werde neutral bleiben. Nur so ist der sonst ganz unverständliche Zusammenbruch bei der Démarche Goschens erklärlich. Die Vorgänge der Kriegserklärung in London und das dabei vorgekommene groteske Versehen hat Harold Nicolson in seinem ausgezeichneten Buche „Lord Carnock“ ausführlich dargelegt.

Der Kriegszustand trat in der Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch (vom 4. auf den 5. August) ein. Die Vorbereitungen für den Abtransport der Botschaft konnten aber nicht so rasch getroffen werden. So befanden wir uns nach erklärtem Kriege den ganzen Mittwoch über noch in London, und erst am Donnerstag, den 6. früh, sollten wir per Schiff über Holland nach Deutschland zurückkehren. Der ganze Mittwoch war mit Verhandlungen über diese Reise vollkommen ausgefüllt. Ein höherer Seeoffizier, der die Admiralität vertrat, führte die einschlägigen Besprechungen mit mir. Er war zuvorkommend, höflich, fast

[571] Laut Kühlmanns Erinnerungen, S. 410, handelte es sich um Baron Bruno Schröder des gleichnamigen Bankhauses.

[572] Gemeint ist wohl das Etui eines Fotoapparats, vgl. Erinnerungen, S. 411.

[573] Nachweis der Szene in: British Documents XI, S. 351–352.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

allzu höflich, und die ihn verfolgende Sorge, irgend und sei es auch nur der kleinste Punkt beim Zeremoniell des Abtransportes der Botschaft könne übersehen oder falsch behandelt werden, machte diese Verhandlungen ungewöhnlich kompliziert und mühsam. Das einzige Schiff, das für den Transport des Botschafters zur Verfügung stand, hieß „St. Petersburg". Hierob nun große Angst, der Botschafter könne in der Wahl dieses Namens eine Unhöflichkeit oder eine bösartige Anspiegelung erblicken. Es sei Befehl gegeben worden, so wurde mir ausgeführt, an allen sichtbaren Stellen: am Schiffsrumpfe selbst, an den Rettungsgürteln, kurz wo es irgend möglich sei, den Namen „St. Petersburg" auszutilgen, aber auf der Wäsche und dem Porzellangeschirr im Innern ließe sich dies nicht so schnell bewerkstelligen. Schließlich mußte ich dem Engländer mein Wort geben, daß ich meinerseits dem Botschafter die Lage erklären würde und persönlich dafür einstünde, daß er keinen Anstoß an dem Namen nähme. Der Offizier, welcher mit so viel Höflichkeit die Verhandlungen über unseren Abtransport aus London führte, war Winston Churchill's Privatsekretär, Admiral Hood. Er hat in der Schlacht am Skagerak seinen Tod gefunden[574].

Der Zug sollte früh von Liverpool [Street] Station abgehen, so daß das erste Frühstück dem Botschafterpaar im Zuge serviert würde. Erstes Frühstück ist bei den Engländern auch beim Ausbruch eines Weltkrieges eine Angelegenheit, die Gründlichkeit und Nachdenken erfordert, und, während Europa dem furchtbarsten Abgrunde zueilte, mußte bis ins kleinste festgestellt werden, ob die Botschafterin weiche Eier oder etwa Eier mit Speck, kalten Schinken oder geröstete Würstchen zum Frühstück vorziehen würde. Eine Frage blieb zu klären, die, wie die Ereignisse zeigten, doch immerhin nicht ohne praktische Bedeutung war. Die Frage, unter welcher Flagge unser Fahrzeug die Überfahrt machen sollte. Das natürlichste wäre eine Parlamentär-Flagge gewesen. Die gibt es aber anscheinend zur See nicht. Schließlich schlug die Admiralität vor, das Fahrzeug solle achtern die St.Georgs-Flagge, die englische Kriegsflagge, führen und am Hauptmast die Flagge des Botschafters. Dies sei die würdigste und der Lage angemessenste Lösung. Sämtliche Kommandanten der englischen Kriegsfahrzeuge sollten von der Reise und dem getroffenen Arrangement verständigt werden. So sei kein Mißverständnis zu befürchten. Neben diesen mühsamen Detailverhandlungen, die mich tief traurig stimmten, da neben dem furchtbaren Ernst der herannahenden Tragödie alle diese Kleinigkeiten reichlich unbedeutend erschienen, verhandelte ich noch mit dem Foreign Office wegen des Sonderzuges, der Botschaft und Generalkonsulat nach Harwich bringen sollte, von wo die Abfahrt erfolgte. Ich muß sagen, daß die Herren vernünftig und entgegenkommend waren. Die Zusammenstellung des Zuges ergab, daß über die abreisenden Diplomaten und Konsuln hinaus noch mehrere Dutzend freier Plätze vorhanden waren. Es wurde mir eingeräumt,

[574] Die letzten beiden Sätze entstammen einer einliegenden „Einschaltung". – Admiral Sir Horace Hood (1870–1916) war gerade erst im Juli 1914 zum Naval Secretary des First Lord of the Admiralty, Winston Churchill, ernannt worden.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

von in London wohnenden Deutschen so viele mitzunehmen, bis sämtliche Plätze besetzt waren. Zwar sollte das so vor sich gehen, daß ich mit einem englischen Beamten zusammen an der Sperre stünde. Wenn ein nicht zum diplomatischen oder Konsularkorps gehöriger Deutscher herankomme, und ich mit dem Kopfe nickte, so sollte er passieren, andernfalls aber zurückgehalten werden. Dies war nun eine schwere und unangenehme Verantwortung. Von einer öffentlichen und selbst vertraulichen Bekanntgabe dieser Ermächtigung konnte keine Rede sein; denn bei der riesigen Anzahl Deutscher wäre das immer nur ein Tropfen auf den heißen Stein gewesen, und der Zudrang hätte alles verdorben. So verabredete ich im Einvernehmen mit dem Generalkonsul[575], daß einige Herren, deren militärische Reservestellung dies erwünscht erscheinen ließ, und vor allem auch einige leitende Ärzte benachrichtigt wurden, um von diesem Privilegium Gebrauch zu machen. Es schnitt mir schwer ins Herz, daß ich so viele Landsleute zurück lassen mußte, wie ich befürchtete, schweren moralischen und physischen Leiden ausgesetzt. Aber man mußte selbst für dieses beschränkte Entgegenkommen nach erklärtem Kriege dankbar sein.

Seit meiner Ankunft am Sonntag mittag hatte ich buchstäblich keine Minute für mich selbst gehabt. Wenige Stunden Schlaf nach den furchtbaren Anstrengungen dieser überarbeiteten Tage, das war alles gewesen. So traf es sich, daß ich um 5 Uhr morgens in meinem Hause in Palace Gate am gedeckten Frühstückstische saß, im Begriffe, das Haus zu verlassen, als ginge ich auf die Botschaft, in Wirklichkeit aber im Begriffe, auf unabsehbare Zeit das nunmehr feindliche England zu verlassen. Da erschien mein alter Freund Thomas Rhodes, trank mit mir Tee und erklärte mir, nachdem ich offenbar keine Gelegenheit gehabt habe, meine Privatgeschäfte zu ordnen, erbitte er die Erlaubnis, mein Haus zu beziehen, um die Abwicklung sämtlicher Angelegenheiten in die Hand zu nehmen. Mit seltener Treue und Aufopferung hat dieser wahre Freund mehrere Monate das Haus bewohnt, die Möbel, Kunstgegenstände, Bilder und Bücher sorgfältig verpacken lassen und schließlich einen Beschluß des Foreign Office erwirkt, nach welchem mir noch mitten im Kriege meine gesamte Habe zurück gegeben wurde. So hatte ich, zum Gesandten in Holland ernannt, die Freude, alles, wovon ich bei Kriegsausbruch mich getrennt, wohlbehalten im Haag ankommen zu sehen, so daß ich in kurzem unser schönes Gesandtschafts-Palais würdig einrichten und ausstatten konnte[576].

---

[575] Hermann Johannes (1857–1932), Generalkonsul in London 1906–1914.

[576] Einliegend findet sich ein Brief vom 23. Mai 1932, der offensichtlich eine Antwort von Rhodes auf eine Anfrage Kühlmanns darstellt, als Hilfe für die Abfassung der „Memoiren" seine eigenen Erinnerungen an die ersten Augusttage aufzuschreiben. Rhodes rekapituliert: „My dear Baron Kühlmann […]. You arrived on Sunday August 2nd. On Monday […] when we met (in your uncomfortable little room at the Embassy) you said: ‚And this after all our work. Oh those fools in Berlin, those fools in Berlin. And that fellow Stumm, he will die in a madhouse. There will be a terrible day of reckoning for this.' A remark you made when we met at the Amstel Hotel after the Peace, which seems to belong to the above was: ‚If they (Berlin) had only given us a chance', referring to the fact that the London Embassy was never consulted. We lunched at Scot's with Plehn and Schubert. I learnt afterwards from Scotland Yard that we were watched. […] The following morning (Tuesday

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Wir fuhren von meinem Hause aus noch einen Augenblick auf die Botschaft, die ja bei unserer Abreise von den Amerikanern übernommen werden sollte, und dann direkt nach der Station. Ich wollte zeitig da sein, um meines schwierigen Amtes walten zu können. Die Abfahrt des Botschafters war geheim geblieben. So fand keinerlei Ansammlung statt. Es vollzog sich alles in genauester Ordnung und tiefer Stille. Allmählich trafen die Beamten der Botschaft und des Generalkonsulats ein, ebenso die Herren, die wir nach ihrer Wichtigkeit für den Dienst in der Heimat für die Mitfahrt ausersehen hatten. Nur wenigen war ich gezwungen, den Zutritt zum letzten Zuge zu verweigern, der England mit der Bestimmung nach Deutschland verließ. Es hat mir dies schwer ins Herz geschnitten; denn ich sah wohl klarer, als die Betroffenen selbst, welch‘ harten Prüfungen das Verbleiben in England sie aussetzen würde. Die Herren der österreichischen Botschaft – England befand sich mit Österreich noch im Friedenszustande – hatten sich zur Verabschiedung eingefunden. Ganz zuletzt erschienen der Botschafter und die Fürstin, er gedrückt und tiefernst, sie mit rot geweinten Augen, begleitet von einem Vogelkäfig und ihrer geliebten Katze, die selbst oder auf dem Umwege über ihre Nachfolgerinnen in den Büchern der Fürstin eine Rolle spielt. Der Zug fuhr, mit der englischen Formlosigkeit und Geräuschlosigkeit abgefertigt, ab. Ein kleiner Kreis setzte sich sofort mit dem Botschafterpaare zu dem mit Empressement servierten und durch so umständliche Verhandlungen vorbereiteten Frühstück.

Nachher vertiefte ich mich in die damals außerordentlich geheimen Akten über die Vorgeschichte des nunmehr zur Tatsache gewordenen Krieges. Ein österreichischer Freund hatte mir das ganze Material in Abschrift übergeben. So wußte ich von der Mission des Grafen Hoyos[577], den Verhandlungen über das Ultimatum an Serbien, kurz, ich kannte damals als Einziger die sämtlichen

August 4th) when I came to your house […] the conversation consisted almost entirely of your comment on the discussion with Grey and Haldane. The latter you said was not unsympathetic but Grey was utterly so. I asked if you had anything you wished to attend to and you replied that you wanted to buy a Kodak, which astonished me not a little but you explained that it was an American idea to carry valuable articles inside a camera because railway thieves and other gentry of the kind would never think of stealing a camera. I spared you the trouble of getting one by giving you mine. […] We spent Wednesday (August 5th) making a list of the pictures for insurance purposes and other matters connected with your house at Palace Gate. While you were pricing the pictures Mrs. J. A. Spender telephoned to express her regret that she could not call to say Good-bye. On Thursday morning at about six o’clock you came to my rooms and we walked back to your house and later drove to Liverpool Street station. As we drove along the Mall from Buckingham Palace you exclaimed more than once ‚Oh you lucky people to live in an island and not know what it is to have fighting in your streets.‘ As we passed the Nelson Column you said: ‚Sir Edward Grey was very nice with the Ambassador. He said ‚Remember that we shall be always ready to negotiate‘ and he hopes to be able to avoid declaring War against Austria so as to retain the Austrian Embassy as a channel of communication.‘ At the station you were busy with Mr. Selby from the F. O. checking the passes for the special train.“

577 Alexander Hoyos (1876–1937), Legationsrat im k. u. k. Ministerium des Äußern und Kabinettschef von Außenminister Berchtold 1912–1917. – Hoyos war vom 5. bis 6. Juli 1914 auf Sondermission in Berlin, um Unterstützung vom deutschen Verbündeten in der serbischen Frage zu bekommen. Er erhielt schließlich den berühmten „Blankoscheck“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sehr viel später nach dem Kriege zur allgemeinen Kenntnis gekommenen Tatsachen. Sie haben in nichts dazu beigetragen, meine an Verzweiflung grenzende Stimmung zu verbessern oder zu erhellen. Ich sah klar, daß die Abhängigkeit der Berliner Politik vom Wiener Ballplatz, gegen die ich bei aller Freundschaft zu Österreich stets so leidenschaftlich angekämpft hatte, uns in eine Katastrophe hinein gezogen hatte, deren Umfang und Ende nicht mehr abzusehen war. Noch vor wenigen Tagen hatte eine Depesche des Auswärtigen Amtes, die an Naivität wirklich nicht zu übertreffen war, dem Botschafter anheimgestellt, die Unterschrift des großen deutsch-englischen Vertrages, wenn irgend möglich, doch noch zu vollziehen, damit wenigstens dieses Werk vor dem Zusammenbruch bewahrt bliebe, als wenn irgend eine Unterschrift gegenüber der zermalmenden Gewalt des Krieges noch irgend etwas zu bedeuten gehabt hätte[578]. Im Augenblick, wo man hoffen konnte, das deutsch-englische Verhältnis endgültig auf bessere Bahnen gebracht zu haben, und wo sich für Deutschland ohne Kampf und ohne Blutvergießen nur auf dem Wege friedlicher Arbeit die Perspektive eröffnete, eine wirklich große Kolonial- und Überseemacht zu werden, mußte durch das Ungeschick der heimischen Führung, die zum mindesten den Gegnern das Spiel leicht machte, Deutschland in den Abgrund eines furchtbaren Kampfes gestoßen werden. Nach historischen Analogien habe ich nicht einen Augenblick an die Möglichkeit unseres Sieges glauben können. Selbst wenn ich annahm, die deutsch-österreichischen Armeen – und mein Vertrauen zu den letzteren war gering – könnten sich erfolgreich der Übermacht erwehren, welche die verbündeten Heere Rußlands, Serbiens, Frankreichs und Englands darstellten, so war angesichts des ganzen Stärkeverhältnisses die Aussicht, die englisch-französische Flotte vernichtend zu schlagen, nicht vorhanden, und wir mußten von Anfang an, dank der geographischen Lage, mit der Sicherheit einer würgenden Blockade rechnen.

Merkwürdig war die Stimmung gewesen, in der man London verließ. Jedenfalls hatte es nichts von der Stimmung beim Verlassen eines Landes, mit dem man am Tage darauf in einen vernichtenden Krieg eintritt. Bekannte in den Klubs versicherten einem, man würde Mitglied bleiben. Auf der Botschaft drängte sich Auto an Auto. Jeder kam mit Blumen, um sich, teils unter Tränen, mit allen Zeichen der Rührung und des Bedauerns zu verabschieden. Die Frau eines der führenden Kabinett[s]minister kam noch nach erfolgter Kriegserklärung in ihrem Auto im Park direkt beim Eingang der Kanzlei vorgefahren, ließ mich zu sich in ihren Wagen bitten und sagte mir, sie könne nach eingetretenem Kriegszustand die Botschaft nicht mehr betreten, wolle sich aber persönlich von mir verabschieden. Ich hörte aus anderer Quelle, daß die meisten Mitglieder des Kabinetts, aus dem in entscheidender Stunde vier der besten Köpfe zurück getreten waren[579], tagelang verstört und niedergeschlagen um-

[578] Jagow an Lichnowsky, 27. Juli 1914, in: GP XXXVII,1, S. 137–138.

[579] Am 6. August 1914 traten von ihren Ämtern zurück: John Morley, Lord President of the Privy Seal; John Burns, Handelsminister; Charles Trevelyan, Parlamentarischer Unterstaatssekretär. Lloyd George, der zurücktreten wollte, änderte seine Meinung.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

hergingen. Asquith soll über das hereinbrechende Unglück Tränen vergossen haben. Kein Mensch hatte die Empfindung eines deutsch-englischen Konflikts, der nun, zum Brechen gespannt, mit den Waffen ausgetragen werden sollte. Alle hatten das Gefühl, daß schicksalhafte Verkettungen, die mit anderen uns kaum berührenden Fragen zusammen hingen, uns in einen furchtbaren Kampf hineinzogen, der nach dem ersten Kanonenschuß automatisch ein Kampf zwischen den beiden stärksten Mächten England – Deutschland wurde.

Im schroffsten Gegensatz zu diesen bedrückenden Erwägungen stand die morgenfrische, sonnige englische Landschaft, ein Bild tiefsten Friedens! Weidende Herden, senkrecht aus moosigen Cottages aufsteigender Rauch, nirgends auch nur das leiseste Zeichen von Beunruhigung oder Hast. Unser Zug hielt in Harwich. Wir gingen an Bord des Dampfers, auf dem tatsächlich mit übermenschlicher Sorgfalt jede Spur des anstößigen Namens „St. Petersburg“ ausgetilgt war. Auf dem Pier war eine Kompagnie aufgestellt, die, während die Flagge des Botschafters am Maste hochging, im Augenblick, wo wir vom Lande stießen, die militärischen Ehrenbezeigungen erwies. Der Botschafter nahm, auf Deck stehend, mit entblößtem Haupte diesen letzten Achtungsbeweis entgegen. Dann begab er sich mit der Fürstin nach unten, um während der ganzen Fahrt nicht mehr unter uns zu erscheinen. Er war durch den jähen Zusammensturz aller seiner Hoffnungen wie innerlich gebrochen.

Es muß anerkannt werden, daß die englische Regierung peinlich bemüht gewesen war, in allen Einzelheiten unserer Reise die höchste Courtoisie an den Tag zu legen. Dies gereicht ihr zur Ehre. Bei der Abreise der feindlichen Botschafter aus Berlin hat es leider an unerfreulichen und peinlichen Zwischenfällen nicht gefehlt, und man kann nicht sagen, daß diejenigen Beamten unseres auswärtigen Dienstes, welchen die Bearbeitung dieser Angelegenheiten unterstand, es verstanden hätten, in diesen Fragen alles so zu regeln, wie es der Würde und Gastlichkeit des deutschen Volkes entsprach.

Der Tag war sonnig, es wehte eine leichte Brise, das Meer lag blau und fast ohne Bewegung. Mir fiel auf, daß unser Schiff einen äußerst kuriosen Kurs nahm, bald nahe an der Küste sich entlang quetschte, bald plötzlich merkwürdige Haken schlug. Ich hatte mich mit unserem Militär-Attaché Major Renner und einigen der jüngeren Herren, darunter Baron Albert Goldschmidt-Rothschild[580], oben auf das Achterdeck gesetzt, und, so bedrückt wir alle waren, genossen wir doch die Fahrt auf dem besonnten Meere und die Aussicht, in wenigen Stunden auf befreundetem, holländischen Boden der Heimat nahe zu sein. Weit und breit war kein Fahrzeug zu sehen. War das durchfahrene Land eben ein Bild des Friedens gewesen, so schien das Meer erst recht von den Schrecken des eben ausgebrochenen Krieges unberührt.

[580] Albert (ab 1911: Freiherr von) Goldschmidt-Rothschild (1879–1941), Attaché an der deutschen Botschaft in London; später Bankier. – Kühlmanns zweite Frau Marie-Anne von Friedlaender-Fuld (1892–1973), geschiedene Mitford, heiratete 1923 nach der Scheidung von ihm (Kühlmann) noch im gleichen Jahr Alberts jüngeren Bruder, den Maler Rudolf von Goldschmidt-Rothschild (1881–1962), geschieden 1938.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Da erblickte ich plötzlich am Horizont dunkle Punkte. Es waren Torpedoboots-Zerstörer, die in hoher Fahrt heraneilten. Alsbald hörte ich über unseren Köpfen ein leises Zwitschern. Es waren über uns weg gefeuerte Granaten, und fast im selben Augenblick deutete eine Wassersäule voraus an, daß die Zerstörer eine Granate vor unseren Bug gelegt hatten. Nun hörte man auch den Knall der Schüsse. „Das sind scharfe Granaten", sagte ich zu unserem Militär-Attaché, und einer unserer diplomatischen Begleiter sank bleich und wortlos in sich zusammen, als er erfuhr, was dieses pfeifende Zwitschern zu bedeuten hatte. Der Kapitän, offenbar über diese heftige Begrüßung erstaunt, drehte bei, so daß die Torpedoboote die englische Kriegsflagge am Heck des Schiffes sehen konnten. Sie kamen mit hoher Bugwelle in rasender Fahrt heran, bis die Verständigung durch Sprachrohr möglich war. Es stellte sich heraus, daß trotz aller Verhandlungen und aller Versicherungen des höflichen englischen Admirals diese Flottille von unserer Reise nicht unterrichtet worden war. Man kann sich denken, Torpedoboots-Kommandanten in den ersten Tagen des Weltkrieges, ein verdächtiges Schiff, das die deutsche Flagge am Maste führte. Es ist ein wahres Wunder, daß wir noch so glimpflich davon gekommen waren. Konnte man annehmen, ein Torpedoboots-Kommandant werde in den ersten Tagen des großen lang ersehnten Krieges ein bißchen aus dem Häuschen geraten, so hatte gerade diese Flottille, die uns einen so heißen Empfang bereitete, jede Entschuldigung für überreizte Nerven. Die Deutschen hatten – dies habe ich erst sehr viel später erfahren[581] – schon am ersten Morgen mit dem Bäderdampfer der Hamburg-Amerika-Linie „Königin Luise" einen überraschenden Minenangriff auf die Themse-Mündung versucht. Unmittelbar nach Bekanntwerden des Kriegszustandes mit England gab die Flottenleitung am 4. August 7.30 Uhr nachmittags funkentelegraphisch die Anweisung zum Auslaufen. Da die „Königin Luise" ein in der Nordsee bekanntes und durch seine Form leicht erkennbares Schiff war, vermied der Kapitän nach Möglichkeit die allgemeine Fahrstraße, fuhr dicht unter der holländischen Küste entlang, um den Kings Channel durch Streuminen zu sperren. In See wurde der Schiffsanstrich nochmals geändert, um das Fahrzeug den zwischen Harwich und Hoeck van Holland verkehrenden englischen Dampfern möglichst ähnlich zu machen. Zunächst war die Täuschung gelungen. Das Schiff ging im Schutze einer Regenböe in voller Fahrt gegen die Themse-Mündung vor. Als der Regen vorüber war, wurde etwa 11.40 Uhr vormittags eine feindliche Zerstörerflottille „Amphion" mit 16 Booten der L-Klasse mit südlichem Kurs gesichtet. Der Kommandant des deutschen Schiffes, Korvettenkapitän Biermann[582], berichtet, er habe südlichen Kurs mit voller Fahrt genommen und dabei Minen geworfen. Die verfolgenden Zerstörer holten, an Schnelligkeit bedeutend überlegen, auf, ohne die Minen zu berühren. Die „Königin Luise" wurde beschossen und

[581] Einliegend findet sich eine Zusammenfassung, auf die sich die folgende Darstellung stützt, aus: Der Krieg zur See 1914–1918, herausgegeben vom Marine-Archiv (E. v. Mantey), Der Krieg in der Nordsee, bearbeitet von O. Groos, 1. Band: Von Kriegsbeginn bis Anfang September 1914, Berlin 1920, S. 65–72.

[582] Karl Biermann (1876–1948), Korvettenkapitän.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sank. Der überlebende Teil der Besatzung wurde von den Engländern gut aufgenommen und ritterlich behandelt. Nach dem Gefechte machte die englische Flottille einen Vorstoß in Richtung der deutschen Bucht. Auf der Rückkehr nach Harwich lief der Kreuzer „Amphion“ auf die Minensperre und ging nach wenigen Sekunden mit Verlust von 150 Mann und 15 Geretteten der „Königin Luise“ unter. Die genaue Lage der Sperre blieb den Engländern auch weiter unbekannt.

Wir waren, wie mir gleichfalls nachträglich erzählt wurde, in Harwich auf wenige Meter an den Lazaretten vorbeigegangen, in denen sich gerettete und verwundete deutsche Seeleute von der „Königin Luise“ befanden.

Nichts lag näher für die englischen Fahrzeuge, als zu glauben, es könne sich bei dem verdächtigen Dampfer mit der deutschen Flagge am Mast wieder um ein derartiges Unternehmen handeln. Nachdem die englischen Zerstörer sich von der Harmlosigkeit der „St. Petersburg“ vergewissert hatten, machten sie kehrt, und bald verschwanden die dunklen Meerungeheuer am Horizont. Von da ab ging die Reise ereignislos bis zu unserer Landung in Hoeck van Holland vonstatten. Neben dem Pier häuften die Holländer arbeitsam und bedächtig ganze Pyramiden dickbauchiger Seeminen, mit denen offenbar die Flußmündungen und Häfen gesichert werden sollten. An dem bereitstehenden Extrazuge empfing uns der deutsche Gesandte im Haag, Herr von Müller[583], wie immer ein Bild von vollendeter Eleganz, die Blume im Knopfloch. Zunächst war nur für unseren Transport bis Amsterdam gesorgt. Von da sollte weiter disponiert werden. Jedenfalls wurde telegraphisch in Amsterdam das Essen bestellt. Der Plan, der Botschafter und seine Begleitung solle in der deutschen Grenzstation Bentheim in dem dortigen Schlosse übernachten, wurde ventiliert. Genaues war aber noch nicht festzustellen, da man bei der Überlastung deutscher Bahnen mit Mobilmachungs-Transporten anscheinend noch nicht übersah, wann es möglich sein würde, den Zug des Botschafters nach Berlin durchzuführen.

Auch das schöne holländische Land, das ich vor wenigen Tagen auf der Reise nach England im nächtlichen Dunkel, von militärischen Vorbereitungen beunruhigt, gesehen hatte, bot heute beim Durchfahren am sonnigen Tage das gewohnte Bild tiefen Friedens. In Amsterdam wurde eine kurze Mahlzeit eingenommen und beschlossen, zunächst bis Bentheim weiter zu fahren. Der Militär-Attaché hatte unterwegs allerlei Nachrichten erhalten, die ihn, einen genauen Kenner Belgiens, da er ja früher den Posten des Militär-Attachés in Brüssel bekleidet hatte, traurig und nachdenklich stimmten. Ein deutscher, Proklamationen verlesender, Offizier sollte aus der Menge heraus erschossen worden sein. Alles deutete darauf hin, daß die Bevölkerung den einrückenden Truppen Widerstand zu leisten versuchte. Das Bevorstehen eines erbitterten, blutigen Franktireur-Krieges schien unvermeidlich.

[583] Felix von Müller (1857–1918), Gesandter in Den Haag 1908 bis zum 11. Mai 1915; er war damit Kühlmanns Vorgesetzter zum Ende von dessen Dienstzeit 1908 als Legationsrat in Den Haag – und sein Vorgänger als dortiger Gesandter.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Abends, es war schon dunkel, trafen wir in der Grenzstation Bentheim ein. Auf dem Bahnhof wurde der Zug des Botschafters – die Kunde, daß wir eintreffen würden, hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet – von der Menge mit Jubel und dem Absingen patriotischer Lieder begrüßt. Sobald man die schwarzweiß-roten Grenzpfähle überschritten hatte, schlug einem eine begeisterte und freudige Welle entgegen, die etwas Mitreißendes und Erhebendes hatte. Es stellte sich heraus, daß trotz der großen Schwierigkeiten der Botschafterzug, wenn auch langsam, nach Berlin durchgeführt werden sollte, so daß wir, die Nacht durchreisend, hoffen konnten, am späten Nachmittag des nächsten Tages, Freitag den 7. August, in der Hauptstadt einzutreffen[584].

Meine Aussichten auf unsere Chancen bei dem Beginn dieses ungeheuren Krieges konnten keineswegs rosig sein. Von früher Jugend auf hatten mich glückliche Umstände belehrt, alles möglichst objektiv sozusagen historisch zu sehen und sowohl geographischen Grundlagen als geschichtlicher Erfahrung den maßgebenden Einfluß auf mein Denken einzuräumen. Schon auf dem Gymnasium hatten vortreffliche Lehrer bei jedem Abschnitt des Geschichtsunterrichts uns die geographischen Karten der Schauplätze immer wieder in die Hand gezwungen. Später, in der Zeit, da ich als Attaché im Auswärtigen Amte arbeitete, war ich auf die grundlegenden Schriften des genialen Amerikaners Mahan[585] über den Einfluß der Seemacht auf die Geschichte gestoßen. Kaum ein historisches Werk hat mein politisches Denken so nachhaltig beeinflußt. In Lichte der Mahan'schen Lehren mußten die Aussichten einer noch so starken Kontinentalmacht einer amphibischen Macht gegenüber, die zur See die Oberhand besaß, zu Lande erheblicher Machtentwicklung fähig war, ungünstig scheinen[586]. Mein Eindruck war – ich habe ihn damals im engsten Kreise zu Freunden auch ausgesprochen –, daß wir dasselbe noch einmal versuchten, was um die Jahrhundertwende dem Genie des ersten Napoleon mißlungen war.

In der Tat, nachdem unsere Unterlegenheit zur See von Anfang an feststand, hat der Krieg in seinen Grundzügen die napoleonische Episode in der Hauptsache wiederholt. Verzweifelte Versuche, durch Siege zu Lande die Seemacht niederzuringen, Angriffe auf den Suezkanal und Ägypten, Studien zu

[584] Die folgenden vier Absätze sind zwei einliegenden Einschaltungen entnommen, betitelt: „Kriegsbeginn Berlin" (die ersten drei Absätze) und „Einzufügen in Kriegsausbruch" (letzter Absatz). Letztere ist zudem auf einem Zettel handschriftlich skizziert, auf dem sich auch ein Verweis auf einen Ausspruch Enver Paschas über den Krieg findet, den dieser bei der Eröffnung einer Ausstellung des Roten Kreuzes tat (siehe unten S. 338). Dazu ist zudem notiert: „Krieg, seine innere Unnützigkeit". Darunter findet sich noch die offenbar nicht hierzu gehörige Notiz: „Chicago wegen Ost Vorträge" sowie weiter unten Wiedergegebenes zu Zar Ferdinand, Czernin und Österreich.

[585] Alfred T. Mahan (1840–1914), Konteradmiral der US Navy und Marineschriftsteller, dessen Werke „The Influence of Sea Power upon History 1660–1783", New York 1890, sowie „The Influence of Sea Power upon the French Revolution and Empire, 1793–1812", Boston 1892, sehr großen Einfluß hatten – vor allem auch auf das militärpolitische Denken von Tirpitz und Wilhelm II.

[586] Ursprünglich: „unterlegen scheinen".

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

einem gewaltigen Alexanderzuge, um durch Persien Indien anzugreifen und zu erobern, endlich der Versuch, den seegewaltigen Gegner in seinem Handel zu treffen, damals durch die Kontinentalsperre, zu unserer Zeit durch den U-Boot-Krieg. Die aus diesem Versuch erwachsenen Konflikte mit entscheidenden Großmächten führen den Sturz herbei. Damals war es Rußland, welches, durch die Kontinentalsperre der Zahl der Gegner angereiht, den Ausschlag gegen Napoleon gab, dieses Mal waren es die Vereinigten Staaten, welche ohne den U-Boot-Krieg voraussichtlich nicht in den Kampf eingetreten wären.

Dies alles sah ich klar, so sehr das Ergebnis dieser Erwägungen auch meinen innersten Wünschen und Wollen widerstrebte, das leidenschaftlich auf die Größe Deutschlands gerichtet war. Ich habe es in jenen Tagen, da meine nächsten Freunde vor Kriegsbegeisterung glühten und alles um mich von einer Welle rosigen Optimismus getragen war, tief schmerzlich empfunden, daß in einer so großen und entscheidenden Stunde der deutschen Nation ich so wenig mit allem, was um mich war, mitfühlen, mitempfinden, mitglauben konnte.

Krieg ist dem modernen Empfinden etwas Unnatürliches. Die Art des heutigen, ganz unpersönlichen Maschinenkrieges, der auf ungeheure Entfernung zerstörend wirkt, Millionen von Leben vernichtet, erhöht dieses Gefühl. Ich erinnere mich, wie eine hochgebildete Frau, die im Burenkrieg als Krankenschwester tätig war, mir ihre Eindrücke berichtete. Wenn die verwundeten, verstümmelten, halb zerfetzten Menschen abgeliefert wurden, habe sie immer das Gefühl gehabt, Opfer einer Eisenbahn-Katastrophe oder eines Gerüsteinsturzes vor sich zu haben. Der Gedanke, daß diese Zerstörung absichtlich von anderen Menschen angerichtet sei, sei ihr immer absurd erschienen.

Am Freitag morgen ganz früh trafen wir die ersten entgegenkommenden deutschen Truppenzüge. Fröhlich, mit Birkenbäumchen geschmückt, mit allerlei komischen Kreideinschriften und Witzen bedeckt, gaben die endlosen Waggonreihen Zeugnis von dem frohen, frischen Geist der ausziehenden Truppen. Wenn unsere Züge sich auf den Stationen gegenüberlagen, konnte man die lachenden Gesichter der braven Musketiere sehen, die allerlei Scherzworte zu uns herüberriefen. Der Gegensatz zwischen meiner tiefen und hoffnungslosen Niedergeschlagenheit, da ich die furchtbare Lage Deutschlands, von außen kommend, vollkommen übersah, und der heiteren, siegesgewissen Unbesorgtheit, die einem aus all' diesen jungen Gesichtern anlachte, das Bewußtsein, daß von diesen vielen Tausenden, die heiter an uns vorbei westwärts rollten, nur wenige lebend und unverstümmelt die Heimat wiedersehen würden, überwältigten mich so, daß ich zum ersten und einzigen Male im Großen Kriege vollkommen zusammenbrach und mich in meinem Abteil einschloß, um meine Bewegung den Mitreisenden nicht zu zeigen.

War mir schon bei der Ausreise nach England am Tage nach Verkündigung drohender Kriegsgefahr die Ruhe, der Mangel jeder lauten Geschäftigkeit bei der Fahrt durch Deutschland aufgefallen, so wiederholte sich, trotzdem die Mobilmachung in vollem Gange war, dieser Eindruck auch jetzt. Auf einem der Bahnhöfe sah ich einen alten Mann, der mit einem spitzen Eisenstocke Papierfetzen, Zündholzschachteln und ähnliches im weiten Umkreise des

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Bahnhofes aufspießte und in einem Sack verwahrte. Auf meine Frage, was er da mache, erwiderte er, bei der Mobilmachung müsse alles ganz besonders sauber und ordentlich sein und, da er nicht anders helfen könne, wolle er wenigstens dazu beitragen, daß der Bahnhof tadellos aussehe. Als wir an die Elbe kamen, saß ein Husar in voller Uniform auf einem Balken am Ufer und angelte, die Augen auf den Schwimmer im stillen Wasser fest gerichtet.

Endlich trafen wir Freitag am späten Nachmittag in Berlin ein. Ich hatte mir schon telegraphisch ein Zimmer in meinem alten Stammhotel, dem „Esplanade", bestellt. Das Hotel ist noch heute dasselbe wie damals. Zu jener Zeit aber hatte es einen Portier, einen behaglichen, beleibten Mann mit spitzem Vollbart, bei weitem der beste Hotelportier, dem ich je im Leben begegnet bin, eine Vorsehung für alle Gäste. Ich weiß nicht, was der Mann nicht gekonnt hätte. Jetzt soll er, wie ich höre, seine Muße auf einem wohl erworbenen Rittergute verbringen. Die beiden großen Hotels „Esplanade", „Adlon" und bis zu einem gewissen Grade auch das „Bristol" glichen summenden Bienenkörben. In Zeiten großer Ereignisse bilden sich erfahrungsgemäß immer Zentren, in denen man sich trifft, in denen alles besprochen, vieles abgeschlossen wird. Ich aß an diesem Tage mit Renner und einigen Freunden. Renner hatte schon seine Kriegsverwendung bekommen und war, wie alle Offiziere, die Jahre und Jahre auf den „Ernstfall" studiert, gearbeitet, gewartet hatten, in glänzender Stimmung. Er versicherte mich, nach dem, was er im Großen Generalstabe gehört habe, sei mein Pessimismus vollkommen unbegründet. Man rechne mit einem sicheren Erfolge. Viele glaubten, es werde ein rascher Feldzug sein, nicht unähnlich dem Siebziger Kriege, und vielleicht konnte man schon kurz nach Weihnachten wieder auf Rückkehr in die Heimat rechnen. Nach Tisch stürzten wir uns in das Getriebe der großen Halle. Von allen Seiten waren die Leute nach Berlin geströmt. Die im Reserveverhältnis der Armee angehörten, erhielten allmählich Kriegsverwendungen. Die Diplomaten aus den nun zu Gegnern gewordenen Ländern versuchten, etwas über ihre unmittelbare Zukunft zu erfahren. Die einen suchten Mitarbeiter und Hilfskräfte, die anderen besprachen Verwendungsmöglichkeiten. Für mich, der ich als Rittmeister der Reserve dem I. Bayerischen Ulanen Regimente in Bamberg angehörte, war der nächstliegende Gedanke, einfach bei meinem Regiment einzurücken, und in dessen Reihen den Feldzug mitzumachen. Dies voraussehend, hatte ich mir, wie bereits erzählt, aus London Gold zur Equipierung, Schießeisen und Feldstecher mitgebracht.

Schon am ersten Abend aber wurden mir allerlei diplomatische Verwendungsmöglichkeiten vorgeschlagen. Exzellenz Dernburg[587], der frühere Kolonialsekretär, sollte für propagandistische Tätigkeit nach Amerika fahren. Er stellte mir den Antrag, ob ich nicht mitgehen wolle. Meine Kenntnis englischer Verhältnisse und Beherrschung der englischen Sprache könnten von großem Nutzen sein. Eine Verwendung unter der Ägide Dernburgs blieb in den nächsten Tagen ziemlich im Vordergrunde. Ich habe in diesem Zusammen-

[587] Bernhard Dernburg (1865–1937), Staatssekretär des Reichskolonialamtes 1907–1910.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

hang den früheren Kolonialsekretär in seiner Villa im Grunewald aufgesucht und die Sachlage ausführlich mit ihm durchgesprochen. Auch Graf Bernstorff, der Botschafter in Washington, äußerte den Wunsch, mich als Hilfsarbeiter an die Botschaft zu bekommen.

Daneben schwebte ein Projekt, ich solle als eine Art diplomatischer Beirat dem Hauptquartier des Kronprinzen Rupprecht von Bayern[588] angegliedert werden. Der frühere Botschafter in Petersburg, von Schön[589], ein alter Bekannter von mir, wollte im Auto reisen und mich nach München mitnehmen. Durch Vermittlung eines Herrn der bayerischen Gesandtschaft wurden auf alle Fälle zwei Pferde in München für mich bereit gestellt.

Ich hatte mich natürlich gleich nach der Ankunft im Auswärtigen Amte bei dem damaligen Personalreferenten Grafen Botho Wedel[590] gemeldet. Der war unter der Flut drängender Fragen sich meldender, Verwendung suchender Diplomaten abgekämpft und verzweifelt, hielt sich in seinem Arbeitszimmer wie in einer Burg, versuchte, alles möglichst abzuhalten, und guckte nur von Zeit zu Zeit verstohlen aus der Ritze seiner Türe, ob sich denn die Flut verwendungssüchtiger Diplomaten noch nicht verlaufen habe. Von ihm konnte ich garnichts Endgültiges erfahren und beschloß daher, am frühen Morgen des Samstag mit dem erfindungsreichen Hotelportier zunächst einmal die Frage meiner Equipierung zu beraten; denn die überwiegende Wahrscheinlichkeit schien doch für eine militärische Verwendung zu sprechen, sei es nun Regiment oder eine noch schlecht definierte Stellung im Hauptquartier des bayerischen Kronprinzen. Ich besaß nur grüne Friedensuniformen; im Felde mußte man in dem neuen Grau erscheinen. Der Portier, der durch seine vielen, der Armee angehörigen Gäste mit den einschlägigen Fragen vollkommen vertraut war, präzisierte die Lage kurz dahin: „Sind Sie alter Kunde von Breitsprecher[591], kriegen Sie auch jetzt das Nötige von ihm gemacht." Für Militäruniformen nannte er mir einen Unter den Linden wohnhaften größeren Schneider, der rasch und befriedigend gearbeitet habe. Mit Breitsprecher war ich im Handumdrehen handelseinig. Alles Nötige an Schuhen, Stiefeln und Lederzeug sollte sofort geliefert werden. Nach Rücksprache mit dem Chef der Schneiderfirma schien es mir am geratensten, zwei der besten Leute direkt zu mir ins Hotel zu nehmen, damit ich sie dort sicher hatte. Sie wurden umgehend in eine Droschke verpackt, ein Zimmer wurde frei gemacht, und so ha-

[588] Kronprinz Rupprecht von Bayern (1869–1955), Generaloberst; seit dem 2. August 1914 Oberbefehlshaber der 6. Armee, die in Lothringen aufmarschierte.

[589] Wilhelm (ab 1909: Freiherr von) Schoen (1851–1933), Gesandter in Kopenhagen 1899–1905; er war bei der Tanger-Landung Wilhelms II. in der Entourage des Kaisers dabei; Staatssekretär des AA 1907–1910; Botschafter in St. Petersburg 1905–1907; Staatssekretär des AA 1907–1910; Botschafter in Paris 1910 – 3. August 1914. Kühlmann schreibt den Namen mit Umlaut.

[590] Botho Graf von Wedel (1862–1943), Vortragender Rat im AA 1910–1916; Botschafter in Wien 1916–1919.

[591] Wilhelm Breitsprecher, Schuhmachermeister um 1914 (keine Lebensdaten ermittelt).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ben diese Braven in kurzer Zeit mir die benötigten Uniformstücke im „Esplanade“ zusammen gestichelt.

Es war eine merkwürdige Zeit. Schwung und Begeisterung durchdrang alle Schichten der Bevölkerung. Jeder Mensch war in einem Zustand höherer Spannung. Alltagsarbeit, Alltagssorgen waren vergessen und weggewischt. Jeder wußte und fühlte, es stand etwas Ungeheures bevor. Und alles, was sonst das bürgerliche Leben ausgefüllt, bestand nicht mehr. Von der Dauer und lastenden Schwere des Krieges hatte niemand eine Vorstellung. Geld spielte keine Rolle mehr, da keiner wußte, ob er nicht in wenigen Wochen irgendwo in französischer Erde modern würde. Daß es einmal an irgend etwas mangeln könnte, davon fehlte in dem durch rasch gestiegenen Wohlstand berauschten Deutschland jede Vorstellung. Nur um einen Begriff zu geben, wie üppig man damals disponierte, sei folgendes erwähnt. Meine beiden Brüder standen, der eine als aktiver Offizier, der andere als eben zur Übung eingerückter Reserveoffizier, mit der bayerischen Kavallerie Division vom ersten Tage an im Feld[592]. Ich ließ ihnen mehrere Monate lang zu Kriegsbeginn wöchentlich je eine Ausstattung an seidener Unterwäsche durch ein Berliner Spezialhaus zusenden. Bei einbrechendem Herbste wurde mit Nachsendung von Wolle, Strümpfen, Kniewärmern, Handschuhen, ähnlicher uns heute fast sinnlos scheinender Luxus getrieben.

Der plötzliche Übergang der Civilgewalt auf militärische Behörden hatte vielfach Störungen und Reibungen im Gefolge, die überreizte Stimmung weiter Bevölkerungskreise führte zu zahlreichen unerfreulichen Vorkommnissen. Vor allem brach eine an Geisteskrankheit grenzende Spionenfurcht aus. Jeder irgendwie etwas absonderlich aussehende Mensch wurde verhaftet oder auf der Straße von der Menge angehalten und verprügelt. Sterne wurden für Lichter von Luftschiffen angesehen, Landungen von geheimnisvollen Aeroplanen aus den verschiedensten Gegenden gemeldet. Zu welcher Sinnesverwirrung damals die Zustände manchmal führten, dafür will ich nur einen Fall anführen: Der nach Stockholm ernannte Marine-Attaché[593] fuhr in voller Uniform mit einem Chauffeur des Kaiserlichen Automobil-Clubs, um sich vom Kraftwagen auf seinen Posten zu begeben. In der Nähe des Lockstädter Lagers wurde er verhaftet; es hatte sich ein Gerücht verbreitet, daß ein gefährlicher russischer Spion in deutscher Marine-Uniform im Kraftwagen sich umher begeben würde. Zu allem Unglück stammte der Offizier noch aus Ostpreußen und sprach, wie viele Ostpreußen, mit einem Anklang an baltischen Dialekt. Er wurde in einem Keller festgesetzt, vor ihn ein Posten gestellt mit dem Befehl, ihn zu erschießen, wenn er sich bewege oder spräche. Ein eingehendes Verhör führte noch zu keinem Ziel, endlich wurde dem Betreffenden erlaubt, unter

[592] Hans von Kühlmann (1878–1962), Oberstleutnant, und Carl von Kühlmann (1883–1923), Rittmeister der Reserve.

[593] Hans von Krohn (*1871), Korvettenkapitän; Marineattaché in Stockholm September 1914 – September 1916.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Kontrolle von Offizieren mit dem Prinzen Heinrich[594] am Telephon zu sprechen. Dieser klärte sofort den Irrtum auf, und dem Offizier wurde gestattet, seine dienstliche Reise weiter fortzusetzen. Wenn das am grünen Holz geschah, kann man sich vorstellen, daß es am dürren an beträchtlichen Mißgriffen nicht fehlte. Leider wurden von manchen Seiten, in der Absicht, wie die betreffenden Herren sich ausdrückten, das Volk aufzuwecken, aufreizende Parolen ausgegeben. Es war nicht schwer, die Öffentlichkeit gegen auswärtige Namen und Firmenbezeichnungen mobil zu machen; wie mit einem Zauberschlag verschwanden die internationalen Bars, die Hotels „Bristol", „d'Angleterre" und dergleichen, an manchen Stellen wurden noch als anstößig erachtete Inschriften auch gewaltsam zerstört. Noch schlimmer war der Unfug der sogenannten Geld-Automobile. Es wurden Gerüchte ausgesprengt, wonach Personenwagen Gold von Frankreich nach Rußland quer durch Deutschland schmuggelten. Ein in jeder Beziehung unsinniges Gerücht, denn Rußland war über seine nördlichen Häfen mit Frankreich und England in steter Berührung; außerdem wäre das Gewicht an Gold, was ein Personenwagen nach erklärtem Kriege quer durch Deutschland nach Rußland bringen könnte, wahrhaftig nicht der Rede wert. Diese törichten Gerüchte waren, wie ich fürchten muß, absichtlich ausgesprengt und regten die Leute, vor allem auf dem Lande, unsinnig auf; zahlreiche peinliche Zwischenfälle ereigneten sich, harmlose Automobilisten wurden verwundet, einige sogar getötet.

Ich war eben mit Prinz Albert von Schleswig-Holstein[595], den ich von London her gut kannte, im Hotel Adlon, als ich eine Depesche von einer amerikanischen Freundin aus Bamberg erhielt, sie sei dort festgehalten und bitte dringend um Intervention, um ihre Reise fortsetzen zu können. Die junge Dame, eine große Schönheit, deren goldenes Haar Lenbach zu manch prachtvollen Porträts begeistert hatte[596], war vollkommen harmlos. Ich gab die Depesche dem Prinzen, der alsdann die Freilassung erwirkte.

7. Stockholm (August – Oktober 1914)

Nach mehreren Tagen Wartens und peinlicher Ungewißheit, was aus mir werden sollte, rief mich ein eiliges Telegramm ins Auswärtige Amt, und Graf Wedel eröffnete mir, ich müsse innerhalb 24 Stunden nach Stockholm abreisen[597]. Der dortige Gesandte habe ihm vertraulich mitgeteilt, daß infolge eines

[594] Heinrich Prinz von Preußen (1862–1929), jüngerer Bruder von Kaiser Wilhelm II.; Großadmiral; Generalinspekteur der Marine 1909–1918.

[595] Albert Prinz von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (1869–1931) war als zweiter Sohn der dritten Tochter von Queen Victoria eng mit dem britischen Königshaus verwandt, aber Oberstleutnant der preußischen Armee.

[596] Franz (1882: Ritter von) Lenbach (1836–1904), Münchener „Malerfürst", bekannt für seine zahlreichen Porträts.

[597] Kühlmann wurde er am 10. August 1914 der Gesandtschaft in Schweden zur Unterstützung zugeteilt und gebeten, schon am nächsten Morgen nach Stockholm zu reisen; vgl. Wedel an Gesandtschaft Stockholm, Abschrift, PA Berlin, P 1/8247, Personalakte Kühl-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

früher in den Tropen erlittenen Sonnenstiches er nicht für die Tragfähigkeit seiner Nerven unter der ungeheuren Beanspruchung des Kriegsausbruches einstehen könne. Diese Nachricht versetzte das Personal-Referat in ziemlichen Schrecken; ich sollte als Stütze des Chefs nach Stockholm gehen; wenn ich den Eindruck gewönne, daß er dem Druck der Geschäfte nicht gewachsen sei, sollte ich darüber berichten und die Leitung der Gesandtschaft übernehmen. Ein sehr unangenehmer und mir persönlich widerwärtiger Auftrag, aber es war unmöglich, in der ersten Woche des Weltkrieges Aufgaben zurückzuweisen, die amtlich gestellt wurden.

Ich suchte gleich am nächsten Morgen, da ich nie in Schweden gewesen war, weder die Sprache noch das Land kannte, den damaligen Gesandten Grafen Taube[598] auf, mit dem ich bisher nur gesellschaftliche Berührungspunkte hatte, legte ihm meine Situation dar und bat ihn, mir in kurzen Umrissen die außen- und innerpolitische Lage Schwedens zu zeichnen und mir eventuell einen guten Rat zu geben, wie ich verfahren sollte. Der Gesandte tat dies in der liebenswürdigsten und klarsten Weise; seine Darlegungen ließen sich dahin zusammenfassen, daß in Schweden die unseren Sozialdemokraten entsprechende Partei bedeutenden Einfluß besäße. Conservative d[eutsch]freundlich, Schweden-Sozialist Branting ententefreundlich[599]. Im Auslande herrsche allgemein der Verdacht, die deutschen Sozialdemokraten hätten sich nur unter schwerem Druck der Kaiserlichen Regierung bequemt, äußerlich den Krieg gutzuheißen. Wenn es gelänge darzulegen, daß diese Ansicht falsch sei und daß die deutschen Sozialdemokraten freiwillig und ohne Druck sich für ihre Stellung entschieden haben, so wäre in Schweden inner-politisch viel für uns gewonnen. Der Gesandte riet, falls dies möglich sei, mir ein Schreiben eines führenden deutschen Sozialdemokraten mitzunehmen, mit welchem ich auf die schwedischen Parteien einwirken könne.

Nach diesem langen Gespräch frühstückte ich allein im Adlon und überdachte das Gehörte. Der Gedanke des Briefes gefiel mir nicht, denn, sagte ich mir, ein Brief hat schließlich auch nichts besonders Überzeugendes, auch ein Brief kann unter moralischem Druck zustandegekommen sein. Viel besser würde mein Zweck erfüllt, wenn ich einen in der Sozialdemokratischen Partei angesehenen Abgeordneten bewegen könnte, mit mir nach Schweden zu kommen; dessen mündliche Mitteilungen würden ganz anderes Gewicht besitzen als irgend welches Schriftliche. Ich war von den deutsch-englischen Kolonialverhandlungen her mit dem damaligen Staatssekretär Dr. Solf auf freundschaft-

---

mann, Bd. 5. – Der im folgenden genannte: Franz von Reichenau (1857–1940), Gesandter in Stockholm 1911 – März 1915. – Zum folgenden Kapitel vgl. auch: Kühlmann, Erinnerungen, S. 423–439.

598 Arvid Graf Taube von Odenkat (1853–1916), schwedischer Gesandter in Berlin 1900–1909 und 1912–1916; in der Zwischenzeit amtierte er als Außenminister und vertrat eine dezidiert deutschfreundliche Politik.

599 Dieser Satz findet sich auf einem hier eingeklebten handschriftlichen Notizzettel. – Karl Hjamlar Branting (1860–1925), 1889 Gründungsmitglied der Sozialdemokratischen Partei in Schweden, für die er ab 1897 im Reichstag saß und deren Vorsitzender er ab 1908 war.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

lichem, vertrauensvollem Fuße, ging direkt vom Adlon zu ihm in seine Wohnung in der Wilhelmstraße und fragte ihn, wer nach seiner Meinung für eine solche Mission in Frage kommen könne. Erst stellten wir fest, wer von geeigneten Abgeordneten in Berlin weile, und einigten uns schließlich, daß Dr. Südekum alles in allem als die beste Wahl erscheinen würde[600]. Ich rief ihn sogleich an, fand ihn zu Hause und sagte ihm, ich würde umgehend zu ihm kommen. Er wohnte ziemlich weit irgendwo in Zehlendorf; nachdem ich ihm die Sachlage vorgetragen, sagte er rasch entschlossen, er sähe die Wichtigkeit und Nützlichkeit meines Vorschlages ein, er persönlich stimme zu, müsse sich nur noch die Erlaubnis der Fraktion einholen. Ich solle einstweilen für Pässe, Papiere und dergleichen sorgen, denn in den ersten Kriegstagen war es mit größter Schwierigkeit verknüpft, ins Ausland zu gehen.

Mir hat die Klarheit und Entschlossenheit Dr. Südekums sehr gut gefallen. Ich fuhr sofort auf die Reichskanzlei und machte Dr. Wahnschaffe[601] Mitteilung sowohl von meiner Mission nach Schweden als von meinem Entschluss, Dr. Südekum für einige Tage mitzunehmen, bat zugleich, die für diesen nötigen Papiere ausfertigen zu lassen. Der Chef der Reichskanzlei war über meinen Plan reichlich entsetzt, suchte mich zu überzeugen, daß es auf die Königin von Schweden, eine badische Prinzessin[602], einen schlechten Eindruck machen müsse, wenn der nach Kriegsausbruch ankommende Diplomat von einem Sozialdemokraten begleitet sei. Ich bat Wahnschaffe, die Sache dem Kanzler vorzuschlagen, sagte ihm aber zugleich, die Aufgabe in Schweden sei so schwierig und mir in vieler Beziehung wenig sympathisch, daß ich nicht abreisen würde, wenn man mir bei ihrer Durchführung in den Einzelheiten nicht freie Hand ließe. Die Abreise war für den nächsten Morgen festgesetzt. Während ich im Esplanade zu Abend aß, rief der Kanzler persönlich an, die Nachricht wurde mir aber mit Verspätung zugestellt. Als ich gegen 10 Uhr wieder zu Wahnschaffe kam, bestätigte er mir, daß der Kanzler gegen mein Vorhaben die lebhaftesten Bedenken geäußert habe, aber Befehl gegeben, die Papiere auszustellen, wenn ich die volle Verantwortung persönlich übernehme. Ich erklärte mich gern hierzu bereit, verständigte Südekum, daß wir uns am Bahnhof treffen, aber weiter nicht zusammen sprechen wollten, die Papiere würde ich ihm bei der Fahrt einhändigen. So geschah es; die Fahrt verlief ereignislos. Landsturmmänner mit Wachstuch überzogenen Tschakos, Bilder, die an die Befreiungskriege erinnerten, bewachten den einsamen Ostseestrand; weit und breit war kein Fahrzeug zu sehen; ein kleiner Dampfer brachte uns nach Schweden

[600] Albert Südekum (1871–1944), MdR (SPD) 1900–1918, profilierte sich als reformorientierter Vertreter der Parteirechten und stand maßgeblich hinter der Bewilligungserklärung der Kriegskredite durch die SPD am 4. August 1914. – Südekum hatte 1904 eine Nichte von Fritz von Friedlaender-Fuld geheiratet, dessen Tochter Marie-Anne von Friedlaender-Fuld (1892–1973), geschiedene Mitford, wiederum 1920–1923 Kühlmanns zweite Ehefrau werden sollte.

[601] Arnold Wahnschaffe (1865–1941), Chef der Reichskanzlei 1909–1917.

[602] Viktoria (1862–1930), Königin von Schweden 1907–1930; sie hatte 1881 den späteren König Gustav von Schweden geheiratet.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

und der Nachtzug nach Stockholm. Dr. Südekum hat seine Aufgabe, der schwedischen [Sozial-]Demokratie die Lage im Reichstag und die Stellungnahme seiner Partei zu erläutern, trefflich ausgeführt und uns damit in Schweden einen wesentlichen Dienst geleistet. Wie ich später hörte, soll der günstige Ausgang seiner Schwedenmission noch verschiedene ähnliche halb-diplomatische Sendungen zur Folge gehabt haben[603].

Ich wohnte in einem großen Hotel, von dessen Zimmern aus ich den Hafen, das Schloß und die gegenüberliegenden Höhen gut übersehen konnte. Auf der Gesandtschaft, wo ich mich sofort meldete, traf ich meinen neuen Chef, Herrn von Reichenau, einen liebenswürdigen, etwas nervösen Mann. Wie so viele andere Gesandtschaften in kleineren europäischen Städten, hatte auch in Stockholm ziemliches Stilleben geherrscht. Pflege der höfischen und gesellschaftlichen Beziehungen, ein gelegentlicher Bericht über die keineswegs aufregenden politischen Verhältnisse des Landes konnte mit beschränktem Personal in aller Seelenruhe geleistet werden. Nun hatte der hereinbrechende Weltkrieg die Arbeit plötzlich verhundertfacht, jede Sekunde tauchten neue Fragen auf, die ohne Rückfragen in der Heimat sofort erledigt werden mußten. Auf den Tischen der Kanzlei häuften sich die unerledigten Akten zu Gebirgen; der bestehende Apparat kam mit den täglich wachsenden Anforderungen absolut nicht mit. Der Gesandte gab mir völlig freie Hand, und es gelang bald, den Strom wieder in ein geordnetes Bett zu leiten. Meine persönliche Bekanntschaft mit dem [sic] jüngsten Sprossen der Dynastie Wallenberg[604] kam mir sehr zu statten. Einer der Brüder war Außenminister, die anderen besaßen als Großbankiers bedeutenden Einfluß in allen Gebieten schwedischen Lebens. Victor Wallenberg ging mir mit rührender Liebenswürdigkeit an die Hand, besorgte mir technisch völlig durchgebildete und durchaus zuverlässige schwedische Stenotypistinnen, mit deren Hilfe ich, von morgens bis abends durcharbeitend, zunächst einmal die laufenden Geschäfte wieder in Gang brachte.

Ich konnte kein Wort schwedisch, stand deshalb beim Morgengrauen auf und ackerte mit einer klugen, sehr fleißigen schwedischen Journalistin zunächst einmal 1½ Stunden morgens sämtliche Zeitungen und Telegramme durch. Es gelang mir in kurzer Zeit, soweit zu kommen, daß ich wenigstens die Telegramme in den Zeitungen ziemlich fließend lesen konnte.

Die allgemeine Stimmung in Schweden war durchaus deutschfreundlich. Ich konnte mich kaum in Hasselbacken oder einem anderen populären Restaurant zeigen, ohne daß ich erkannt wurde, Unbekannte mir zutranken und gute Wünsche über die Tische herüberriefen. Die ausgeglichene schwedische Kul-

[603] Südekum übernahm im Auftrag des AA noch ähnliche Missionen in Italien und Rumänien.

[604] Victor Wallenberg (1875–1970), Teilnehmer der Olympischen Spiele 1912 als Sportschütze; jüngster Sohn mit 20 (Halb-)Geschwistern des Bankiers, Industriellen, Politikers und Zeitungstycoons André Oscar Wallenberg (1816–1886, Gründer der Enskilda Banken). Victors älterer Halbbruder Knut Wallenberg (1853–1938) war seit 1907 Mitglied der ersten Kammer des schwedischen Parlaments und seit Anfang 1914 schwedischer Außenminister (bis 1917).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

tur mit einer starken Betonung des volkstümlichen und bodenständigen, wie sie in dem Naturpark Skausen [sic][605] sich so überaus glücklich ausspricht, fiel mir vom ersten Tage an auf, und die allenthalben zu spürende warme Sympathie für unsere Sache brachte das Land meinem Herzen noch näher. Am Morgen des zweiten Tages, als ich in der Kanzlei saß, rief mich eine Damenstimme am Telephon an und sagte, sie freue sich so sehr zu hören, daß ich gut in Schweden angekommen sei. Nachdem das Gespräch einige Minuten gedauert hatte, fragte die Stimme, ob ich wisse, mit wem ich spräche. Ich verneinte dies, worauf die Stimme sagte, „Ich bin die Königin und möchte Sie sobald als möglich sehen. Kommen Sie morgen früh zu mir. In der Ecke des Schloßhofes finden Sie eine Wendeltreppe, gehen Sie die herauf und klopfen Sie an die Tür im ersten Stock, so kommen Sie in meinen Salon; ich werde mich freuen, Sie dort zu sehen." Ich befolgte pünktlich die Weisungen dieser für höfische Sitten ungewohnten Audienz-Ansage, fand in der Tat das Appartement der Königin und hatte ein halbstündiges, sehr interessantes und lebendiges Gespräch mit dieser klugen und temperamentvollen Fürstin, die als Königin von Schweden keinen Augenblick vergessen hatte, daß deutsches Blut in ihren Adern rollte. Die Königin forderte mich auf, mit ihr Fühlung zu halten, und ich versprach, mich bei sich bietender Gelegenheit wieder zur Audienz zu melden.

Mir schwebte schon in diesen ersten Kriegswochen der Gedanke vor, Deutschland sollte die damals noch unberührt vorhandenen Importmöglichkeiten der umgebenden kleinen neutralen Staaten dazu benutzen, um sich mit Roh-Materialien aller Art reichlich, ja überreichlich zu versehen. Ich kannte die Engländer genau genug, um zu wissen, daß sie sehr rasch ihr mächtigstes Druckmittel, die würgende Blockade, Deutschland gegenüber zur Anwendung zu bringen entschlossen wären. Schwedische Handelskreise, in denen ich vorgefühlt hatte, hätten damals gern noch große Geschäfte gemacht und ihre einstweilen intakte Importmöglichkeit in diesem Sinne ausgenutzt. Ich stieß in Deutschland aber auf geringes Verständnis. Die Irrlehre von dem kurzen Kriege war in den Köpfen noch fest verankert, und mit Rohstoffen, so behauptete man, seien die Mittelmächte reichlich versehen. Wie wenig Verständnis man im allgemeinen bei uns noch aufbrachte, möge folgender kleiner Vorfall beweisen: An der Grenze Finnlands konnte man gegen schwedisches Papier noch recht bedeutende Mengen finnisches Gold aufkaufen. Ich ließ dies für eine größere Summe tun und schickte das Gold nach Berlin; es kam die Rückfrage, was wir eigentlich mit dieser Operation bezweckten. Ich erklärte, wie günstig es sei, daß man für deutsches Papier noch im Kriege russisches Gold hereinziehen könne, und bat um Ermächtigung, dies in größerem Maßstabe fortsetzen zu dürfen. Die Sache hat aber keinen Fortgang genommen, weil kein solcher Auftrag von Berlin kam[606].

[605] Gemeint ist das 1891 eröffnete Stockholmer Freilichtmuseum „Skansen", das die vorindustrielle schwedische Architektur exemplarisch dokumentiert.

[606] Laut Akten der Gesandtschaft Stockholm erfolgte diese Anfrage wenige Tage, nachdem Kühlmann die Stockholmer Gesandtschaft bereits verlassen hatte. Vgl. Reichenau an AA, 16. Oktober 1914, der zu konkreten Preisen anbot: „Hier erhältlich Gold und zwar etwa

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Sympathien für Deutschland nahmen manchmal ganz amüsante Formen an. Ein schwedischer Großbankier besaß eine kostbare Waffensammlung und in dieser als sein wertvollstes Stück einen Ehrendegen des jungen Generals Desax[607], auf dessen Klinge die Inschrift eingraviert war „Je combats pour la liberté et pour l'amour." Der treffliche Schwede klingelte mich eines Morgens an und erzählte mir, er habe geträumt, der Kronprinz habe seinen Säbel in einer großen Schlacht getragen und damit einen Sieg erfochten. Er frage an, ob ich es wohl übernehmen würde, dem deutschen Kronprinzen sein Schwert zu übersenden als ein Zeichen seiner Bewunderung für die deutsche Armee und seinen aufrichtigen Wunsch für ihren Sieg. Ich habe freudig zugestimmt; das Prunkstück ging tatsächlich dem Kronprinzen zu und er soll den Säbel in einer der lothringischen Schlachten wirklich getragen haben[608].

Nach dem ersten Ansturm der Arbeit fing es an, ein bißchen ruhiger zu werden. Die neu eingestellten schwedischen Hilfskräfte arbeiteten ausgezeichnet, meine Kenntnis der Sprache nahm rasch zu, so daß ich weniger Zeit auf das Lesen von Zeitungen und Zeitschriften verwenden mußte. Alles fing an, allmählich in geordnetere Bahnen einzulenken. Der günstige Fortschritt der deutschen Armee in Frankreich bot der Sympathie des schwedischen Volkes neue Nahrung.

Hie und da an einem stillen Tage fuhr ich mit Victor Wallenberg heraus in die Schären; mit seinem Motorboot am Schilf entlang streifend, schossen wir Enten oder fischten die in diesen Wassern sehr zahlreichen Hechte. Dann rasteten wir auf einer der kleinen sonnenbeschienenen Felsenklippen, zwischendurch schwimmend. So gewann ich einen, wenn auch flüchtigen, Eindruck von dem frischen, naturnahen Lande, welches dem schwedischen Volk dazu verholfen hat, seine Ursprünglichkeit in so trefflicher Weise zu bewahren. Gelegentlich wurde auch eine Fahrt über Land gemacht und das eine oder andere der herrlichen Schlösser besehen, wie z. B. das an einem See gelegene Sku Kloster[609]. Alle diese großen Adelsbesitze sind angefüllt mit aus Deutsch-

tausend Pfund […]. Erbitte Drahtantwort, ob ich kaufen soll." Antwort Matthieu an Stockholm, 19. Oktober 1914: „Da Reichsbank verzichtet, nicht kaufen"; PA Berlin, Akten der Gesandtschaft Stockholm Nr. 58: Politisches im Krieg, 172.

607 Gemeint ist vermutlich Johann Georg, Chevalier de Saxe (1704–1774), illegitimer Sohn Augusts des Starken und kursächsischer General im Ersten und Zweiten Schlesischen Krieg, ab 1763 Oberkommandierender des sächsischen Heeres und Gouverneur von Dresden.

608 In Kühlmanns Nachlaß findet sich noch der Durchschlag eines Briefes von ihm aus Konstantinopel vom 4. November 1914 an den „Hochwohlgeborene[n] Herr[n] Schultz, Stockholm. Lieber Herr Schultz. Vor einigen Tagen ist mir ein Dankbrief des Kronprinzen für Ihren schönen Säbel zugegangen, den ich Ihnen anbei mit seinen schönsten Grüßen übersende. Ich ersehe daraus, daß Ihre hochherzige Spende dem Kronprinzen große Freude gemacht hat. Hoffentlich bringt der Säbel seinem Träger, wie wir alle hoffen, Glück." Außerdem berichtet Kühlmann in dem Brief über die türkisch-deutschen militärischen Erfolge, „Sie und Herr Wallenberg werden wohl mit erheblichem Vergnügung [sic] davon gelesen haben", und sendet Grüße an Wallenberg.

609 Gemeint ist das Schloß Skokloster in der Provinz Uppsala, dessen Einrichtung z. T. auf dem Prager Kunstraub von 1648 zurückgeht.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

land stammenden Kunstwerken, meist aus dem 16. und 17. Jahrhundert, Erinnerungen an die gewaltige Beute, welche die Schweden im Dreißigjährigen Kriege aus Deutschland nach Hause geschafft haben. In der liebenswürdigsten Weise werden einem all diese Dinge nicht ohne Stolz gezeigt, unter dem Beifügen „All dies ist gerettet aus Deutschland." Der zu Grunde liegende Gedanke ist hierbei, daß, hätten die schwedischen Heerführer und Offiziere nicht all diese Dinge nach Hause geschickt, so wären sie in der damals in Deutschland herrschenden Verwirrung doch sicher zu Grunde gegangen.

8. Konstantinopel (Oktober 1914 – März 1915)

Kaum hatte ich angefangen, in der geschilderten Weise in Schweden allmählich politisch, geschäftlich und auch sozial Fuß zu fassen, bekam ich aus Berlin die dringende Mitteilung, ich solle als Stütze dem deutschen Botschafter in Konstantinopel beigegeben werden und mich mit der tunlichst größten Beschleunigung über Berlin direkt nach Konstantinopel begeben[610]. Es tat mir leid, Schweden und die neuen Freunde zu verlassen, immerhin war aber Konstantinopel ein Punkt von entscheidender Bedeutung; außerdem hatte ich von früher her Beziehungen dort, kannte das Land und die Einwohner. Ich meldete mich in Berlin und ersah aus den Darlegungen, die mir da gemacht wurden, daß auch Freiherr von Wangenheim[611] unter dem Druck der Arbeitslast und der Verantwortung seinen Geschäftskreis sich rasch erweitern sah, so daß Berlin es für angezeigt hielt, ihm eine jüngere Kraft beizugeben[612]. Die Türkei war vorläufig noch neutral, die Entente, besonders Rußland, machten große Anstrengungen, ihren traditionellen Einfluß am Goldenen Horn gegen die Mittelmächte auszubeuten; es schien dringend erwünscht, daß Deutschland diesem Intriguenspiel ein Ende machte durch Herbeiführung klarer Verhältnisse. Ich verabredete mit den Herren in Berlin, daß ich auf dem Wege sowohl in Wien als in Sofia und Bukarest kurzen Aufenthalt nehmen würde, um meine politi-

[610] Vgl. Zimmermann an Reichenau, 29. September 1914: „Gesandter von Lucius nach Stockholm unterwegs. Botschaftsrath von Kühlmann bitte sofort via Berlin nach Constantinopel abreisen." Reichenau an AA, 30. September 1914: „Herr von Lucius mit Depeschen angekommen. Werde Herrn von Kühlmann anweisen, sofort Berlin zu reisen, sobald er Herrn von Lucius in wichtigste laufende Geschäfte eingeführt hat." Zimmermann an Reichenau, 1. Oktober 1914: „Bitte Herrn von Kühlmann sofort abzureisen." Reichenau an AA, 2. Oktober 1914: „Herr von Kühlmann abreist heute." PA Berlin, P 1/8247, Personalakte Kühlmann, Bd. 5. – Zu diesem Kapitel vgl. auch Kühlmann, Erinnerungen, S. 440–468.

[611] Hans Freiherr von Wangenheim (1859–1915), Botschafter in Konstantinopel 1912 – Oktober 1915.

[612] Vgl. Zimmermann an Staatssekretär Jagow im Hauptquartier, 28. September 1914: „Erfahre zuverlässig, daß Verhältnis Botschafter Freiherrn von Wangenheim zu Militär und auch Marine ungünstig ist und daß Botschafter sich hierdurch und in physischer Müdigkeit befindet. Habe auch selbst Eindruck erlahmender Thätigkeit. Darf zu erwägen geben, bei großer Bedeutung dortiger Vorgänge Entsendung Botschaftsraths von Kühlmann nach Constantinopel. Derselbe hat in Stockholm sehr rührig und erfolgreich gewirkt"; PA Berlin, P 1/8247, Personalakte Kühlmann, Bd. 5.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sche Information zu vervollkommnen. Hiervon abgesehen, sollte ich bei der gespannten Lage in der Türkei so rasch wie möglich reisen. In Wien suchte ich mich vor allem über die Person des österreichisch-ungarischen diplomatischen Vertreters in Konstantinopel[613] zu erkundigen. Mit echt österreichischer Nonchalance sagte mir einer der führenden Herren am Ballplatz: „Da werden Sie halt dann dort unseren Botschafter, den Markgrafen Pallavicini, treffen; wann Sie ihn zuerst kennen lernen, werden Sie sagen, ein netter alter Herr, aber schon ein bißchen ein Trottel. Wann Sie ihn aber näher kennen lernen, werden Sie sagen, doch noch ein sehr feiner Kopf, und ein guter Orient-Kenner."

In Sofia trat ich zum ersten Male in persönliche Berührung mit dem Zaren Ferdinand von Bulgarien[614], den ich früher bei Hoffesten in London flüchtig gesehen hatte, eine in jeder Richtung pittoreske Persönlichkeit, in welcher sich die traditionelle politische Begabung des Hauses Coburg mit alter Kultur, klarem Sinn für kalte Realpolitik und einer großen Dosis Schlauheit mischte[615]. Sein Vater, Prinz August von Sachsen-Coburg, war ein Abkömmling der mit der Kohary-Heirat beginnenden katholisch-ungarischen Linie der Familie Sachsen-Coburg-Gotha. Seine Mutter, Prinzessin Clementine von Orleans, [war die] jüngste Tochter des Königs Louis Philipp von Frankreich. Ferdinand war das fünfte Kind dieser Ehe, war der begabteste der Söhne und der Liebling der Mutter; ihrer Unterstützung verdankte er es größtenteils, daß es ihm ermöglicht wurde, die Regierung in Bulgarien anzutreten. Am 7. Juli 1887 von der bulgarischen Nationalversammlung zum erblichen Fürsten gewählt, als solcher am 2. März 1896 von der Hohen Pforte bestätigt, erklärte er sich zum König (Czaren) von Bulgarien und wurde am 22. September [1908] von den Großmächten anerkannt.

In seinem Äußeren ist der Typus der Bourbonen klar erkennbar; das Profil mit der stark betonten Nase ist bourbonisch, ebenso die Neigung zu einer ge-

---

613 János Markgraf von Pallavicini (1848–1941), österreichisch-ungarischer Botschafter in Konstantinopel 1906–1918.

614 Ferdinand (1861–1948), Fürst (1908: König) von Bulgarien 1887 (aus dem Hause Sachsen-Coburg und Gotha). – Der im folgenden genannte Vater: August (1818–1881), Prinz (1831: Herzog) von Sachsen-Coburg und Gotha; Generalmajor; verheiratet 1843 mit Clémentine d'Orléans (1817–1907), Prinzessin von Frankreich. – Deren Vater: Louis-Philippe (1773–1850), französischer König 1830–1848.

615 Es folgt die Wiedergabe von drei maschinenschriftlichen Einschaltungen zu Zar Ferdinand, zu der es auch knappe handschriftliche Notizen gibt. Es existiert zudem eine Ausarbeitung von fremder Hand mit genealogischen Bemerkungen zu Zar Ferdinand, auf die sich Kühlmann offenbar stützte. Auf diesem Zettel hat er zudem notiert: „Namen der Orte bei Sofia. Foto Ferdinand Zar". Außerdem finden sich dort noch etliche Bemerkungen zu Österreich-Ungarn und den Grafen Czernin, die weiter unten wiedergegeben werden. Schließlich liegt noch ein Sonderdruck aus den „Preußischen Jahrbüchern" 223 (3/1931) S. 245–270 anbei, mit dem Aufsatz „König Ferdinand von Bulgarien. Von Stambuloff zum Weltkrieg", von Hans Roger Madol mit der handschriftlichen Widmung versehen: „S. Exc. dem Herrn Staatssekretär v. Kühlmann in hoher Verehrung gewidmet vom Verfasser". Madol veröffentlichte zwei Jahre später sein Buch „Gespräche mit Verantwortlichen", Berlin 1933.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

wissen Körperfülle. Von den Coburgs hat er das etwas näselnde Organ, die Neigung zur Beschäftigung mit den Naturwissenschaften; er kann in Ornithologie, Botanik und Insektenkunde als Sachverständiger gelten. Coburgisch ist auch unzweifelhaft seine große politische Begabung, seine Fähigkeit für weit ausschauende Pläne und seine an Geschäftigkeit grenzende Tatenlust auf politischem Gebiete. Die Hände sind besonders schön und liebevoll gepflegt, mit wenigen, aber auserlesenen Edelsteinen geschmückt. Edelsteine sind überhaupt seine Passion. Sachverständige Juweliere suchen für ihn beständig nach ausgefallenen Stücken, und einzelne Steine pflegt er gern lose in der Tasche zu tragen, um gelegentlich damit zu spielen und sich an dem geheimnisvollen Glanz zu erfreuen.

Der Czar vermählte sich am 8. April 1893 mit der Prinzessin Marie Louise von Bourbon-Parma (geboren am 17. Januar 1870, gestorben 19. Januar 1899), einer begabten und hoch gebildeten Fürstin, die dem Czaren 4 Kinder schenkte: Den Kronprinzen, heutigen Czaren Boris[616], geboren 1894, den Prinzen Kyrill, geboren 1895, und die Prinzessinnen Eudoxia und Nadesche[617].

Prinzessin Marie Louise war das älteste Kind des Herzogs von Parma[618], aus dessen erster Ehe mit Prinzessin Maria Pia von Bourbon-Sizilien. Nachdem seine erste Gemahlin im 12. Wochenbett verstorben war, heiratete der Herzog von Parma in zweiter Ehe die Prinzessin Antonia von Braganza, Prinzessin von Portugal, die ihm weitere 11 Kinder gebar. Eins dieser Kinder war die Gemahlin des Kaisers Karl von Österreich[619], Kaiserin Zita, ein anderes der Bruder der Kaiserin, der vielgenannte Prinz Sixtus von Parma. So war Czar Ferdinand durch seine erste Frau Schwager des Kaisers Karl von Österreich. Diese Beziehung ist aber wohl nicht voll zur Auswertung gekommen durch das tiefe Zerwürfnis mit der streng katholischen Familie Parma-Bourbon, welches der Übertritt des bulgarischen Kronprinzen zur griechisch-orthodoxen Kirche herbeiführte.

Vielleicht hebt das Amt eines Kaisers oder Königs seinen Träger zu weit aus der übrigen Menschheit heraus, als daß er ohne Schauspielerei seine Rolle völlig ausfüllen könnte. Ferdinand hatte den Muth zum Pathos, [dadurch] wirkte er manchmal barock und schauspielerisch, aber sein Pathos entbehrte

[616] Boris Sakskoburggotski (1894–1943), ältester Sohn von Zar Ferdinand I. von Bulgarien und seiner Ehefrau Marie Louise von Bourbon-Parma. Er folgte 1918 seinem Vater als Boris III. auf dem bulgarischen Thron nach.

[617] Zar Ferdinand hatte zwei Töchter, Eudoxia (1898–1985) und Nadeshda (1899–1958), ab 1924 verheiratetet mit Albrecht Eugen Herzog von Württemberg) und den zweitgeborenen Sohn Kyrill (1895–1945).

[618] Robert I. (1848–1907), Prinz von Bourbon-Parma, ab 1869 verheiratet mit Maria Pia (1849–1882), Prinzessin Beider Sizilien; in zweiter Ehe 1884 verheiratet mit Maria Antonia (1862–1959), Infantin von Portugal aus dem Haus Braganza.

[619] Karl I. (1887–1922), Kaiser von Österreich und (als Karl IV.) König von Ungarn 1916–1918; verheiratet mit Zita (1892–1989), geb. Prinzessin von Bourbon-Parma; Kaiserin von Österreich 1916–1918 und Königin von Ungarn 1916–1921. – Der dann genannte Bruder Zitas: Sixtus (1886–1934), Prinz von Bourbon-Parma.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

auch der Großartigkeit nicht. Diese Wirkung ist denen, die nur in der englischen abgeschliffenen geräuschlosen Form sich verkünden, versagt[620].

Ich werde im Laufe dieser Blätter noch mehrfach mit diesem weit über dem durchschnittlichen Niveau gekrönter Häupter stehenden Monarchen mich zu befassen haben. Schon die Art, wie er mich empfing, war ganz König Ferdinand, eine Mischung von moderner Welt und mittelalterlicher Romantik, für die er stets eine merkwürdige Neigung gehabt hat. Ich wurde am späteren Nachmittag ins Palais befohlen. Es dämmerte schon fast. Der König saß an einem flachen Tisch, auf dem in einem prunkvollen, kirchenartigen Renaissance-Leuchter eine große Wachskerze brannte. Das feine, mehr dem siebenzehnten als dem neunzehnten Jahrhundert angehörige Gesicht mit der großen, durchaus nicht störenden, Klugheit und Instinkt verratenden Nase war nur vom Kerzenlicht erleuchtet. Er gab mir die Hand, an der er Filethandschuhe trug. Ob dies eine Vorsichtsmaßregel war, um sich vor dem Kontakt irgend welcher Keime beim Händedruck zu schützen, kann ich nicht sagen. Ein persischer Prinz, mit dem ich bei meiner Mission in Teheran öfter zu tun hatte, trug, wenn er Ungläubigen Audienz erteilte, weiße Filethandschuhe, wie sie bei uns Lohndiener früher zum Servieren trugen, und sein Hofmarschall erzählte mir, daß nach jeder Audienz die durch den Kontakt mit Ungläubigen beschmutzten Handschuhe alsbald verbrannt wurden. Auch die Art des Königs, die Audienz zu eröffnen, wich durchaus von dem an Höfen gebräuchlichen Schema ab. Mit seltener Beherrschung der Sprache und einer Stärke der Betonung, die wir sonst fast nur auf der Bühne noch kennen, sagte der Zar: „Da ist sie ja die Stimme, die Stimme meines erfahrenen Beraters und großen persönlichen Freundes. Wie habe ich Ihren Vater verehrt, und welch' weise Ratschläge hat er mir gegeben." Die Konversation dauerte über 1½ Stunden, und ich muß sagen, es war auch nicht eine Sekunde, in welcher das Interesse abgeflaut wäre. Ein unermüdlich tätiger Geist, dessen Bildung im eigentlichsten Sinne des Wortes zu einer virtuosen Beherrschung der Sprache geführt hatte, ein Geist entfaltete sich vor mir, der mich frappierte, weil in ihm die Klarheit des großen Machiavelli[621] enge zusammen wohnte mit Wünschen, denen Eitelkeit nicht fremd war, Ressentiments eines sehr stolzen und oft gedemütigten Menschen, dabei Mißtrauen, was so stark war, daß es sogar die Klarheit des Urteils trüben konnte. Immerhin ein seltener Genuß, mit einem solchen Herrscher zu sprechen. Erinnere ich mich an die Unbedeutendheit des Zaren Nikolaus II., der, mit einem Botschafts-Attaché sprechend, aus Nervosität sich fast die Litzen von den Uniformhosen zupfte, und dachte ich, was ein Mann wie

[620] Während die vorherigen Absätze der ersten (zweiseitigen) Einschaltung entstammen, sind in diesem Abschnitt die beiden weiteren, kürzeren Einschaltungen zu Ferdinand zusammengefaßt. Der erste Satz ist maschinenschriftlich auf einem einliegenden Zettel notiert, die übrigen stammen von einem eingeklebten handschriftlichen Zettel. Dort steht noch „Latein Rede in Nisch. Sabalkanski" sowie die Notizen: „Edelsteine Sammlungen Menagerie". Hiernach wird der Basistext weitergeführt.

[621] Niccolò Machiavelli (1469–1527), Florentiner Staatsphilosoph; besonders bekannt für sein Buch „Il Principe", das die Macht eines Fürsten analysiert.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

dieser Coburger aus dem armen, eben vom Türkenjoche befreiten Bulgarenvolke gemacht hat, so konnte man Trauer darüber empfinden, wie ungleich das Schicksal die Lose verteilt[622].

Österreich war der König nicht sehr grün. Der österreichischen Politik mißtraute er. Für den Kaiser legte er ungemessene Bewunderung und Verehrung an den Tag. Die Lage Bulgariens war damals schwierig und gefährlich. Infolgedessen bewegte sich unser Gespräch, soweit es die Tagespolitik betraf, nur in vorsichtigen Andeutungen. Ich wurde vom König sehr gnädig entlassen und reiste gleich nach Bukarest weiter[623], wo mein alter Freund aus Amerika, Baron Bussche, die Gesandtschaft guérierte [sic][624]. Er schilderte mir kurz die Lage. Der König, im Herzen an dem Verhältnis zu den Mittelmächten hängend[625], die Stimmung im Lande aber gegen diese ablehnend, wenn nicht feindselig eingestellt. Ich habe in Bukarest von Rumänen niemand gesehen und fuhr meinen Weisungen gemäß sofort nach Konstantinopel weiter. Ich

622 Die Hochachtung für den bulgarischen Monarchen und spätere Kontakte mit ihm ergeben sich aus Kühlmanns Briefwechsel mit dem Publizisten Karl Friedrich Nowak, den er an den Ex-König vermittelte. Kühlmann an Nowak, 9. Dezember 1929: „Ich speiste heute mit Ferdinand von Bulgarien, der, wie immer, ein bezaubernder Causeur bleibt. Er fragte mich nach Ihnen, insbesondere auch, ob ich glaube, daß man sich auf Ihre Diskretion verlassen könne. Ich bestätigte diese dem Könige aufs nachdrücklichste und hatte den Eindruck, daß er geneigt sei, Sie bei sich bietender Gelegenheit persönlich zu empfangen. Der König wohnt im Hotel Bristol und soll, dem Vernehmen nach, noch einige Tage bleiben. Ich würde an Ihrer Stelle jede sich bietende Gelegenheit benützen, um diese unvergleichliche Geschichtsquelle auszuschöpfen. An Gedächtnis und Kunst pointierter Formulierung hat er nicht seinesgleichen.“ Nowak antwortete vier Tage später: „Bei König Ferdinand war ich gestern über 2½ Stunden. Natürlich war die Unterredung von höchstem Interesse und Reiz. Nochmal vielen Dank.“ BArch, Nachlaß Nowak, N 2213, Nr. 15, AS 66 f. In dem 1929 in Berlin erschienenen Werk Nowaks „Das dritte deutsche Kaiserreich“ sind Mitteilungen Ferdinands I. von Bulgarien eingearbeitet, vgl. S. 243.

623 Kühlmann vertauscht hier die zeitliche Reihenfolge seiner Zwischenstopps. Tatsächlich reiste er von Berlin über Wien und Kronstadt nach Bukarest und danach erst nach Sofia und Konstantinopel; anders ergibt die Reiseroute auch geographisch keinen Sinn. Vgl. seine Reisekostenabrechnung, Kühlmann an Bethmann Hollweg, 15. Oktober 1914, PA Berlin, P 1/8250, Personalakte Kühlmann, Bd. 8. Dort sind allerdings die angegebenen Daten offenbar versehentlich z. T. um einen Tag nach hinten verschoben, wie ein Vergleich mit den zitierten Abfahrts- und Ankunftstelegrammen der Botschafter in Stockholm und Konstantinopel und mit Kühlmanns Briefen an seine Frau während der Balkanfahrt ergibt. Legt man diese Daten zugrunde, kam Kühlmann (zusammen mit seiner Frau und in Begleitung von zwei Dienern) am 3. Oktober in Berlin an, reiste von dort alleine in Begleitung eines Dieners am Folgetag ab, war am 6. Oktober den Tag über in Wien, übernachtete am 7. Oktober in Kronstadt und am 8. Oktober in Bukarest, traf am 9. Oktober in Sofia ein und reiste am Folgetag weiter bis nach Konstantinopel.

624 Hilmar von dem Bussche-Haddenhausen hatte am 18. September 1914 als kommissarischer Leiter in außerordentlicher Mission die deutsche Gesandtschaft in Bukarest übernommen, im Dezember 1915 erfolgte die offizielle Ernennung. Als Staatssekretär traf Kühlmann dann Bussche in Berlin wieder, wo er ab November 1916 als 2. Unterstaatssekretär tätig war.

625 Kühlmann traf in den letzten Lebenstagen von Karl von Hohenzollern-Sigmaringen, seit 1881 König Carol I. von Rumänien (1839–1914), in Bukarest ein, der König starb am 10. Oktober. Ihm folgte sein Neffe (1865–1927) als König Ferdinand I. nach, unter dem Rumänien dann 1916 in den Krieg gegen die Mittelmächte eintrat.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

kam mit dem fahrplanmäßigen Zuge gegen Abend an und begab mich gleich in das Pera Palace Hotel. Die Botschaft weilte noch in Therapia, dem Sommersitz am nördlichen Bosporus. So konnte ich erst am nächsten Tage mich beim Botschafter melden[626]. Von meinem Zimmer aus überschaute ich ein Stück des Goldenen Hornes und des zwischen dunklen, hohen Cypressen eingefaßten Stambuls. Allerlei Kindheits- und Jugenderinnerungen wurden in mir lebendig. Zum letzten Male hatte ich hier gewohnt, als ich später mit einigen Herren der anatolischen Bahn zu Pferde ein Stück der Strecke abritt, auf dem heute die Züge nach Angora und Konia rollen[627].

Den Botschafter Freiherrn von Wangenheim kannte ich aus gesellschaftlicher Berührung oberflächlich. Seine Frau[628], die Tochter der in Berliner Kreisen sehr bekannten und beliebten Freifrau von Spitzemberg, hatte seit meinem Debut als Attaché im Auswärtigen Amte zu dem engsten Kreise meiner Berliner Bekanntschaften gehört. Freifrau von Spitzemberg, früh verwitwet, bewohnte in der Magdeburger Straße in Berlin ein verhältnismäßig bescheidenes Appartement. Durch ihren fast männlich klaren Geist, eine langjährige enge Freundschaft zum Fürsten Bismarck und ungewöhnliche, weit verzweigte Beziehungen in politischen und diplomatischen Kreisen spielte sie stets eine bedeutende Rolle. Ihr Empfangszimmer kam dem, was man im Auslande einen politischen Salon nennt, in Berlin am nächsten. Zu meiner Zeit gehörte ihre damals heranwachsende Tochter zu den gefeiertsten Schönheiten der Berliner Hofgesellschaft. Bedeutend jünger als der Botschafter, der schon Kinder aus erster Ehe hatte, war sie auch zur Zeit meines Eintreffens in Konstantinopel eine Erscheinung, die auch im größten Kreise aufgefallen wäre. Ich fuhr am nächsten Morgen zur Meldung nach Therapia. Im Auto betrug die Entfernung ungefähr eine halbe Stunde. Der Botschafter empfing mich freundlich, aber nicht ohne eine gewisse Reserve, lud mich zum Frühstück ein und bemerkte, mein Ankommen treffe sich gut; denn zum Frühstück würden die drei führen-

[626] Vgl. Wangenheim an AA, 11. Oktober 1914: „Botschaftsrat von Kühlmann gestern nacht hier eingetroffen"; PA Berlin, P 1/8247, Personalakte Kühlmann, Bd. 5.

[627] Richard Konstantin Leonhard Ludwig Kühlmann (der Vater wurde erst im Dezember 1888 ad personam geadelt, die Nobilitierung im Juni 1892 erblich) wurde in Konstantinopel geboren, am 3. Mai 1873 im Haus der Familie, Rue d'Aléon (heute: Gazeteci Erol Dernek Sokagi) Nr. 9, nur wenige Schritte von der Grande Rue de Pera (heute: Istiklal Caddesi) entfernt. Im europäisch geprägten Stadteil Pera (heute: Beyoglu), wo die meisten Botschaften ihren Sitz hatten und haben, verbrachte Kühlmann den Großteil seiner ersten sechs Lebensjahre, da der Vater seit Ende 1871 Direktor der damals noch französisch kontrollierten „Betriebsgesellschaft der Orientalischen Eisenbahnen" war und bis fast zur Jahrhundertwende im Eisenbahnwesen auf dem Territorium des Osmanischen Reiches leitend tätig blieb. Für Richard Kühlmanns Einschulung erfolgte dann der Umzug der Familie (ohne den Vater) nach München; vgl. Kühlmann, Erinnerungen, S. 1–26.

[628] Wangenheims zweite Frau war Johanna Freiin von Spitzemberg (1877–1960), Tochter der als „Baronin Spitzemberg" bekannten Berliner Salonnière Hildegard Freifrau von Spitzemberg (1843–1914), die Kühlmann zu Beginn seiner diplomatischen Karriere protegiert hatte. Vgl. Baronin von Spitzemberg, Tagebuch 1859–1914, hrsg. v. Rudolf Vierhaus, Göttingen ^{3}1963, S. 397–398, 434, 438 und 449–450.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

den Männer der Türkei erscheinen, und ich könnte den Herren gleich frische Eindrücke aus Deutschland und Europa übermitteln.

Die Erklärung für die mir im ersten Moment nicht ganz erklärliche kühle Nuance bei meinem Empfang ist mir später durch den Markgrafen Pallavicini gegeben worden. Die Wiener Diplomatie hatte oft sehr gute Informationen. So hatte der Markgraf aus Wien die Nachricht bekommen, ich solle als Stütze der Hausfrau nach Konstantinopel entsandt werden. Er gratulierte Wangenheim zu dieser Ernennung. Dieser erwiderte, es müsse sich um eine Ente handeln; denn weder habe er um einen derartigen Mitarbeiter gebeten, noch sei ihm ein solcher von Berlin aus avisiert. Nach meiner Konversation am Ballplatz kam Pallavicini erneut auf die Sache zurück und versicherte nicht ohne Malice Wangenheim ganz ausdrücklich, an meiner Ernennung sei nicht zu zweifeln. Ich habe schon in Wien mit den Herren Fühlung genommen. Wangenheim lehnte erneut und etwas verärgert ab. Kurz darauf traf meine Depesche aus Sofia ein, welche meine Ankunft meldete. Durch irgend ein unbegreifliches Versehen des Amtes erhielt der Chef die amtliche Mitteilung von meiner Entsendung erst einige Tage, nachdem ich in Konstantinopel angekommen war. Man kann sich denken, daß dieser Vorgang bei dem ohnehin etwas mißtrauischen Wangenheim für die erste Zeit meine Mission erschwerte. Je länger wir aber zusammen arbeiteten, desto mehr verschwanden diese Hemmungen. Wir haben während der ganzen Zeit meiner Tätigkeit in Konstantinopel niemals die geringste Meinungsdifferenz gehabt.

Schwierigkeit machte gleich die Frage meiner Unterbringung. Die großen Hotels, in denen man sonst in dem eleganten Therapia wohnte, waren sämtlich beschlagnahmt und mit Truppen belegt, infolgedessen ganz verlaust und durchaus unbrauchbar. Das Botschaftsgebäude selbst war viel zu klein, um Unterkunft zu bieten. Im Bosporus, mit nach der kleinasiatischen Seite zu, lag der schöne Dampfer „Corcovado“ der Hamburg-Südamerika-Linie, den irgend ein Zufall nach Konstantinopel verschlagen hatte. Er war schon als Standquartier dem Admiral von Usedom[629] überwiesen, der in der Türkei verwendet werden sollte. Dort sollte ich, solange die Botschaft in Therapia bliebe, Quartier nehmen.

Beim Frühstück lernte ich die damals führenden Männer der Türkei kennen. Da war Tala[a]t Pascha, damals Minister des Innern[630], Enver Pascha, der Kriegsminister[631], und Gemal Pascha, der Marine-Minister. Man kann sich kaum verschiedenere Typen und verschiedenere Charaktere vorstellen. Geistig

[629] Admiral Guido von Usedom (1854–1925) war zu Kriegsbeginn aus dem Ruhestand geholt und als Leiter eines Sonderkommandos nach Konstantinopel entsandt worden. Mit Erlaubnis der dortigen Regierung wurde er zum Oberbefehlshaber der Meerengen ernannt und sollte diese gegen einen befürchteten Angriff der Ententemächte sichern.

[630] Talât Pascha (1874–1921), Anführer der jungtürkischen Bewegung, Innenminister 1911–1912 und 1913–1917, Großwesir 1917–1918. Er war hauptverantwortlich für den Völkermord an den Armeniern. Kühlmann veröffentlichte den Nachruf: Erinnerungen und Gedanken, Talaat Pascha, in: „Berliner Tageblatt“, 1. Januar 1922.

[631] Die beiden weiteren führenden Vertreter der jungtürkischen Bewegung: Enver Pascha (1881–1922), Kriegsminister 1914–1918; – Ahmed Djemal [Cemal] Pascha (1873–1922),

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

der bedeutendste war zweifellos Tala[a]t Pascha, der spätere Großvezier. Nach dem Kriege ist er in Berlin auf der Straße von einem Armenier niedergeknallt worden. Ein Mann von etlichen Vierzig, hatte er ein energisches, gut geschnittenes Gesicht, kohlschwarzes Haar, dunkle Augen, einen kleinen Schnurrbart. Jeder seiner Züge verriet Energie, nicht die geistige, zupackende, kurzfaserige, sondern die Energie, die von langer Hand mit stets gleichmäßigem Druck auf das Gewollte losgeht. Dabei hatte er ein Lächeln und ein fröhliches Lachen, welche eine gewinnende Einfachheit des Charakters erkennen ließen. Wir waren nach einer Stunde Zusammensein Freunde, und niemals während unserer Zusammenarbeit unter schwierigen Umständen ist auf dieses angenehme persönliche Verhältnis auch nur der leiseste Schatten gefallen. Wir sprachen zusammen mit absoluter Offenheit. Jeder legte dem anderen seine Ziele und Schwierigkeiten dar, und wir haben uns jederzeit verstanden und geeinigt.

Ganz verschieden war Enver, der allmächtige Kriegsminister, der, mit einer Prinzessin des kaiserlichen Hauses verheiratet, bald auch äußerlich eine halb souveräne Stellung einnahm und dadurch zwischen sich und den alten Kameraden der Revolution von Salonik einen Trennungsstrich zog. Envers Mutter soll Polin gewesen sein[632], und dieses Blut könnte manches an seinem Wesen erklären. Er war nicht groß, sein Gesicht fein geschnitten, überraschend blaß und wenig beweglich. Nie habe ich einen Militär gesehen, der auf sein Äußeres solche Sorgfalt verwendete. Er war immer tadellos gekleidet, als sei er eben aus der Hand seines Schneiders und Kammerdieners hervorgegangen. Hätte man nur nach dem ersten Eindruck geurteilt, hätte man gesagt, ein in Äußerlichkeiten aufgehender, sehr eleganter Rittmeister eines Garde-Regimentes. Dabei ist kein Zweifel, daß Enver einiger Züge wirklicher Größe keineswegs entbehrte. Sein Fatalismus war so groß, daß daraus eine Einfachheit und Monumentalität der Entschließungen hervorging, die uns denkenden, wägenden, oft zweifelnden Menschen fast unbegreiflich schien. Sein Vorbild war Napoleon. Ihm suchte er auch im Stile der Führung nachzustreben. Dabei ging es ihm aber, wie es so oft begabten Orientalen geht, daß der Flug des Gedankens der äußersten Mangelhaftigkeit des zur Verfügung stehenden Materials keine Rechnung trägt. Vorstöße, Umgehungen werden im napoleonischen Stile entworfen und befohlen, ohne daran zu denken, daß die Truppen weder Verpflegung noch Schuhwerk haben, daß klimatische Verhältnisse hemmend einwirken, daß vor allem ungeheure Entfernungen und Weglosigkeit hochfliegende Pläne von vorneherein zum Scheitern verurteilen. Mit dem weiteren Fortgang der Ereignisse hat Deutschland eine ganze Anzahl ausgezeichneter Offiziere nach der Türkei entsandt, und deutsche Arbeit hat sicher viel zur Konsolidierung der türkischen Armee und Marine beigetragen. Aus diesen hochfliegenden orientalischen Ideen und der vollkommen realen, zahlenmäßigen Einstellung unserer Offiziere hat es viel Reibungen und Mißhelligungen

Marineminister 1914–1916, 1917–1918; im Weltkrieg auch Militärbefehlshaber von Syrien (Damaskus) 1915–1917.

632 Envers Mutter war Albanierin: Ayşe Dilara.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gegeben. Die Türken waren eifersüchtig, bedacht zu zeigen, daß sie auch allein allerlei könnten. Nicht allen deutschen Herren ist es vielleicht immer gelungen, ihre durch große Schulung und Erfahrung errungene, tatsächliche Überlegenheit nicht zu Tage treten zu lassen.

Als ich mit Enver Pascha eine Ausstellung des Roten Kreuzes eröffnete, welche die Türken in Pera nach dem Vorbild der verbündeten Mächte organisiert hatten, sagte mir der türkische Oberkommandierende in seiner trockenen Weise und in seinem kuriosen Deutsch: „Ist sich Mensch sehr komisch, gibt sich viele Millionen aus, um ein kleines Loch in andere Menschen zu schießen, gibt sich wieder viele Millionen aus, um kleines Loch wieder zuzumachen.“[633]

Ganz verschieden hinwi[e]derum war Gemal Pascha: ein wohlgenährtes Gesicht mit einem Spitzbart, ein Mann, der viel mehr in französischen Ideen, französischer Sprache groß geworden war, lange Zeit auch dafür galt, daß er der Entente zuneigte, der aber in der entscheidenden Krise sich fest an die beiden anderen anschloß und jedenfalls beim Kriegsentschluß der Türkei aktiv mitwirkte. Ich berichtete den Herren ausführlich von der gehobenen Stimmung und der Siegesgewißheit in Deutschland. Über die Vorgänge im Felde waren ja die Türken aufs genaueste informiert. Beim Kaffee, als die Herren allein waren, wurde über die Haltung der Türkei gesprochen. Es ergab sich, daß der Großvezier von ägyptischer Abstammung, Prinz Said Halim[634], eine abwartende Haltung einnahm, jedenfalls gegen den Eintritt der Türkei in den Krieg sei, [und] daß die Türkei, falls sie neutral bliebe, nach beendetem Feldzug das Gebiet sein werde, aus dem alle anderen sich Riemen schnitten. Insbesondere die Russen würden versuchen, ganze Arbeit zu machen, sich Konstantinopel[s], der Meerengen und des nordöstlichen Kleinasiens bemächtigen. Französische Aspirationen auf Syrien waren alt und bekannt. England würde sich nicht bitten lassen, in Mesopotamien seine Ansprüche zur Geltung zu bringen. Für die Türkei böte sich keine Aussicht auf Rettung und Erhaltung als souveräner, nationaler Staat als Anschluß an die Mittelmächte.

Von jeher hatte die Türkei ihre maritime Ohnmacht höchst drückend empfunden. In einer Aufwallung des stets klarer erwachenden türkischen Nationalgefühls hatte eine öffentliche Sammlung genügende Mittel bereit gestellt, um einen auf englischen Werften befindlichen Dreadnought, ursprünglich für Südamerika [bestimmt,] zu erwerben[635]. Eine Anzahlung war gemacht. Je klarer sich die Kriegsgefahr am Horizont zusammenballte, desto mehr schwand

[633] Dieser Absatz, betitelt „Einschaltung: Constantinople“, stammt von einem einliegenden maschinenschriftlichen Blatt. Es ist nicht eindeutig, ob sich die Schilderung auf diese (erste) Zeit Kühlmanns in Konstantinopel während des Weltkriegs bezieht oder in seine spätere Zeit als Botschafter dort zu datieren ist.

[634] Said Halim Pascha (1863–1921), Großwesir 1913–1917.

[635] Tatsächlich handelte es sich um zwei Schlachtschiffe, die „Sultan Osman I“ (1911 von Brasilien in Auftrag gegeben, später dann als HMS „Agincourt“ in die britische Flotte eingruppiert) und die „Reshadieh“ (vom Osmanischen Reich direkt in Auftrag gegeben und dann zu HMS „Erin“ geworden), die in britischen Werften für 6 Mio. Pfund beinahe fertiggestellt waren und die Churchill bei Kriegsausbruch für Großbritannien requirierte, wofür

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Englands Bereitwilligkeit, das kostbare Kampfschiff herauszugeben. In demselben Maße stieg in der Türkei die Wut gegen England. Nun waren, wie durch ein Wunder, (die Einzelheiten werden wir später erzählen) die beiden ganz modernen deutschen Kampfschiffe, der mächtige Panzerkreuzer „Goeben“ und der Schnellkreuzer „Breslau“, in die Meerengen eingelaufen. Was lag näher, als diese beiden ausgezeichneten Schiffe für die türkische Flotte zu erwerben. Dies wurde auch durchgeführt, und das Vorhandensein dieser beiden Schiffe hat zweifellos wesentlich dazu beigetragen, der Türkei den Kriegsentschluß zu erleichtern. Typisch für Enver war seine Haltung bei dieser sehr wichtigen Unterredung. Er äußerte kaum ein Wort, nahm einen kleinen Schluck aus seiner Kaffeetasse und sagte dann ganz unbetont und nebenher, als handele es sich um eine nebensächliche[636] Zwischenbemerkung, in seinem komischen Deutsch: „Gut, also machen wir Krieg.“ Damit hatten die leitenden Männer des Komite[e]s sich für die Beteiligung der Türkei an dem großen Völkerringen entschieden. Es dauerte aber noch eine ganze Weile, bis dieser Entschluß in die Tat umgesetzt wurde.

Großvezier war der ägyptische Prinz Said Halim. Von auffallend kleiner Statur, mit weißem, in die Höhe gebürsteten Haar, war er, wie körperlich kleine Leute das manchmal sind, empfindlich und leicht verletzt; ein gebildeter, liebenswürdiger Mann, der glänzend französisch sprach, war ihm alles Abenteuerliche und Gewaltsame in der Politik unheimlich und zuwider. Er hatte gute Beziehungen zu den Entente-Botschaftern und gehörte zum engeren Kreise des Comités, dessen führende Köpfe, wie dargelegt, bei dem entscheidenden Frühstück bei Wangenheim für Beteiligung der Türkei am Kriege optiert hatten.

Objektiv gesehen, haben die drei Führer des Comités „Einigkeit und Fortschritt“ recht gehabt: Wäre die Türkei im Kriege neutral geblieben, hätte nichts sie vor einer completten Zerstückelung retten können; so ist sie von allen, die am Bund der Mittelmächte teilgenommen haben, verhältnismäßig am glimpflichsten bei der Schluß-Bereinigung davon gekommen. Sie hat – dies wäre ihr ohne Beteiligung am Kriege niemals gelungen – ihre Kernlande bewahrt und steht heute im Rate der Völker geachteter[637] und mächtiger dar als vor dem Kriege.

Nichtsdestoweniger wäre es töricht und ungerecht, diejenigen türkischen Staatsmänner zu verurteilen, die vor dem Entschluß, an dem großen Völkerringen teilzunehmen, zurückschreckten. Man darf nicht vergessen, daß das ottomanische Reich seit Jahren in erschöpfenden Kriegen stand. Der Tripolis-Krieg hatte im Jahre 1911 eingesetzt, und wenn er auch von Italien aus begreiflichen Gründen mehr als lokaler Krieg geführt wurde, so zehrten doch die fortwährenden Sendungen von Geld, Munition und Mannschaften – Envers Bruder[638]

er dem Osmanischen Reich 1.000 Pfund täglich als Kompensation anbot, solange es neutral bliebe.

636 Ursprünglich: „kleine Zwischenbemerkung“.

637 Ursprünglich: „stärker und mächtiger“.

638 Vermutlich Nuri Pascha (1889–1949), Generalleutnant.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

hat in diesem Feldzug eine große Rolle gespielt – am Mark des ohnehin nicht allzu starken türkischen Staatswesens. Kaum war in Lausanne am 18. Oktober 1912 der Friede mit Italien unterzeichnet, so brach das von Rußland begünstigte Gewitter des großen Balkankrieges aus. Die Türkei erlitt Niederlage auf Niederlage und wochenlang stand die bulgarische Armee an der Linie von Tschataldscha[639], nur wenige Kilometer von der Hauptstadt entfernt. König Ferdinand war seinem Ideal, sich als Kaiser von Byzanz im Sofiendom[640] krönen zu lassen, näher als je. Die von so langen und harten Kämpfen erschöpfte Türkei nun in den Hexenkessel des Weltkrieges hineinzuführen, war ein kühner Entschluß.

Die Leistungen der Türkei im Weltkrieg haben alles übertroffen, was die Zuversicht ihrer Freunde erwartet hatte. Zwar hat sie an Außenfronten wie in Mesopotamien und Palästina, gehemmt vor allem durch die Unterlegenheit ihres Verkehrs-Systems, an Boden verloren, auf dem wichtigsten und entscheidenden Kriegsschauplatze aber, dem der Dardanellen, wo ihr die erdrückende Übermacht feindlicher Flotten und die Elite der Truppen des englischen Weltreiches gegenüberstanden, hat sie in der großen Abwehrschlacht ruhmreich gesiegt und dem alliierten Versuch, die Meerengen zu forcieren, widerstanden.

Die ersten Tage in Konstantinopel waren der Aufgabe gewidmet, einen Überblick über die diplomatische Lage zu gewinnen und mich mit den Persönlichkeiten vertraut zu machen.

Der Aufenthalt auf der „Corcovado“ war angenehm. Excellenz von Usedom, ebensoviel Hofmann als Seeoffizier, gab dem ganzen einen kultivierten, formvollen Charakter. Wir waren nur zu Zweit auf dem großen Passagierdampfer und hatten deshalb mehr Raum, als man sich wünschen konnte. Von morgens an war ich auf der Botschaft. Der Druck schwerer Verantwortung und übermäßiger Arbeitslast war an Wangenheim, der eine sensible, nervöse, eher intuitive Natur war, nicht spurlos vorübergegangen. Man merkte ihm an, daß seine Nerven stark angespannt waren. Es war rührend für mich, wie er sich an mich klammerte, um gleichsam aus mir Sicherheit und Zuversicht zu saugen. Zwischen dem Wohngebäude der Botschaft und dem kleinen Nebentrakt, in welchem Kanzleien und früher Legationssekretäre untergebracht waren, erstreckte sich ein großes Rasenrondell. Der Botschafter faßte mich unter den Arm, und endlos umkreisten wir den grünen Fleck. Immer und immer wieder mußte ich ihm die Gründe auseinandersetzen, aus denen ich auf die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit eines deutschen Endsieges schloß, immer wieder ihm klarmachen, daß der Eintritt der Türkei in den Krieg eine absolute Notwendigkeit sei, nicht nur im Interesse der Mittelmächte, sondern auch im Interesse des Landes selbst.

[639] Çatalca.

[640] Gemeint ist die unter Kaiser Justinian 532–537 errichtete Hagia Sophia von Konstantinopel, Krönungskirche der byzantinischen Kaiser und zentrale Kathedrale der Orthodoxie, ab 1453 Hauptmoschee der Osmanen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Wie in Stockholm hatte ich die Organisation des laufenden Geschäftes bald in Ordnung gebracht; der Chef war hierfür rührend dankbar. Manchmal zog ich mich, um in Ruhe arbeiten zu können, in irgend ein abgelegenes Stübchen zurück. Meist schlugen aber diese Isolierungsversuche fehl, der Botschafter wußte mich aufzustöbern: „Nur eine Frage wollte ich eben noch besprechen", sagte er beim Hereintreten, und alsdann begannen erneut die endlosen Wanderungen um den Rasenplatz, die ich, um Abwechslung zu gewinnen, von Zeit zu Zeit nach dem Quai verlegte. Von da aus hatte man den herrlichen Blick über den Bosporus, die gegenüber liegende kleinasiatische Seite und den Ausgang der Engen gegen das Schwarze Meer zu. Es war mir dies alles ein wohlbekannter Anblick, Kindheitserinnerungen, noch fast an der Grenze der Träume stehend, hatten mir schon dasselbe Landschaftsbild gezeigt. In der Bucht von T[h]erapia hatte ich an Bord des englischen Kriegsschiffes „Antelope" meinen ersten Schwimmunterricht erhalten, kaum auf Büchsenschußweite von der Botschaft war ich als kleiner Junge in den Bosporus gefallen und von englischen Matrosen herausgezogen worden.

Ich wurde bald mit den leitenden Persönlichkeiten auf deutscher Seite bekannt. General Liman von Sanders[641] bildete die höchste militärische Spitze. Seine Ernennung hatte seinerzeit viel Staub in Europa aufgewirbelt und ist zweifellos eines der Ereignisse gewesen, welches in Rußland die Bereitschaft zum Kriege wesentlich gefördert hat.

Seit Iswolski's unglücklichen Verhandlungen in Buchlau und London[642] hatte der Gedanke, sich der Dardanellen eventuell mit einem Handstreich zu bemächtigen, in Rußland wieder festen Fuß gefaßt. Das von inneren Feinden schwer bedrohte Czarentum dachte, schlechten Ratgebern folgend, äußere Verwicklungen könnten innere Spannungen ableiten und lösen, während gerade bei dem furchtbaren Charakter des modernen Krieges die nicht in sich gefestigte russische Staatsmaschine zuerst dem Verhängnis des Zusammenbruchs anheimfallen mußte.

Wie es bei der komplizierten Lage der Verhältnisse fast unausweichlich war, bestand zwischen Botschaft, Militärmission und Militär-Attaché allerlei Rivalität, die manchmal zu Konflikten ausartete; als noch die Flotte in Gestalt von „Goeben" und „Breslau" dazu kam, wurde die Lage nicht einfacher. Gene-

641 Otto Liman von Sanders (1855–1929), General der Kavallerie (in der Türkei Marschall); Leiter der Deutschen Militärmission im Osmanischen Reich 1913–1919; während des Weltkriegs u. a. Oberbefehlshaber bei der Verteidigung der Dardanellen und (1918) Chef des Deutschen Asienkorps.

642 Im September 1908 schloß Izvol'skij im Vorfeld der Bosnienkrise mit dem österreichisch-ungarischen Außenminister Aehrenthal das Geheimabkommen von Buchlau, das zum einen die Anerkennung der Oberherrschaft Österreich-Ungarns über Bosnien, zum andern die Unterstützung der Doppelmonarchie bei der Durchsetzung von erweiterten Durchfahrtsrechten russischer Kriegsschiffe durch die Dardanellen erbrachte. – Unmittelbar nach dem Abkommen von Buchlau besuchte Izvol'skij die europäischen Hauptstädte – darunter London –, um die Zustimmung der anderen Großmächte für die Änderungen am Meerengenstatut zu erhalten. – Wenig später wurde Izvol'skij von der eigenen Regierung für seine Verhandlungen desavouiert.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ral Liman stand im Geruch, empfindlich und leicht verletzt zu sein. Auch zwischen ihm und der Botschaft hatte es an Reibungen und Spannungen nicht gefehlt. Ich muß sagen, ich habe mit diesem ausgezeichneten Offizier niemals die geringste persönliche Schwierigkeit gehabt. Seine späteren Leistungen an den Dardanellen reihen sich den Waffentaten deutscher Generäle auf anderen Kriegsschauplätzen ebenbürtig an. Admiral S[o]uchon[643] lernte ich gleichfalls in den ersten Tagen kennen. Er war ein ausgezeichneter Mann, gerade, ehrlich, zuverlässig, wenig Worte machend, eine sehr innerliche und feste Natur; aus dieser Innerlichkeit heraus tapfer und entschlossen. Deutschland hätte sich für die schwierige Stellung, in welche die Verhältnisse S[o]uchon brachten, keinen besseren Mann wählen können. Er hat dem Namen der jungen deutsche Marine mit den beschränkten Kräften, die ihm zur Verfügung standen, hohe Ehre gemacht.

Vom diplomatischen Corps besuchte ich natürlich zuerst den österreichischen Botschafter, den Markgrafen Pallavicini. Ein alter Herr, mit weißem Haar, sehr natürlich, alles mit jenem etwas cynischen Freimut behandelnd, der in Österreich ein Privileg der herrschenden Kaste des Hochadels war. Langjährige Erfahrungen und eine gute Dosis angeborener Schlauheit und erworbener Menschenkenntnis machten sein Urteil über Konstantinopel und Konstantinopler Dinge besonders wertvoll. Was aus ihm sprach, war ausgeglichener, ruhiger Menschenverstand. Alles, was die Österreicher „vorgenommen“ und „Krampf“ nannten, war ihm völlig fremd. Eine seiner Lieblingsgeschichten, die für ihn charakteristisch war, sei erzählt. „Man redet so oft“, pflegte er zu sagen, „vom Schwert des Damokles. Den einzigen Wert, den das Damoklesschwert hat, ist, daß es an einem Roßhaar hängt und droht, herunterzufallen. Wenn es einmal heruntergefallen ist, ist es ein Stück altes Eisen, was keinen Menschen mehr schreckt.“ Während meiner Tätigkeit in Konstantinopel habe ich den alten Markgrafen immer gern gesehen; sein weiter, auf das Allgemeine gehender Blick machte Diskussionen mit ihm auch über allgemeine europäische Probleme interessant und fruchtbar.

Die Aufzählung diplomatisch wichtiger Persönlichkeiten würde unvollständig sein, unterließe man, den damaligen Vertreter der „Frankfurter Zeitung“, Paul Weitz, zu nennen. Rundlich und wohlbeleibt, tafelfreudig und einer guten Flasche nicht abgeneigt, war der unermüdliche Mann mit den etwas zusammengekniffenen Augen seit Menschengedenken eine wichtige Hilfskraft der Botschaft am Bosporus gewesen. Marschall schätzte ihn besonders hoch, verwöhnte ihn nach Kräften und „P. W.“, wie er in der Konstantinopler Gesellschaft hieß, vergalt ihm dies mit aufrichtiger Ergebenheit. Er hat dem Botschafter nicht nur am Goldenen Horn, sondern insbesondere auch bei der Friedens-Konferenz im Haag wertvolle Dienste geleistet. In der Türkei, wie überhaupt im Orient, beruht alles auf persönlichen Beziehungen. Presse gab es damals so gut wie nicht, alles wurde in der Heimlichkeit kleiner Cliquen vorbereitet und

[643] Wilhelm Souchon (1864–1946), Konteradmiral (1915: Vizeadmiral); Befehlshaber der Mittelmeerdivision 1913–1917; Oberbefehlshaber der türkischen Flotte 1914–1917.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ausgekocht. So war ein Mann wie Weitz, der im Laufe langer Jahre jedem türkischen Staatsmann eine Aufmerksamkeit hatte erweisen können, allgemein gern gesehen, beliebt und wegen seiner intimen Beziehungen zur Botschaft geschätzt. Jeden Morgen früh fuhr er nach Stambul, unermüdlich einflußreiche Persönlichkeiten, leitende Männer der Ministerien besuchend, und abends kam er, wie die fleißige Biene, reich beladen mit Nachrichten nach Hause. Meist sagte der Botschafter, „Jetzt muss P. W. bald ankommen, wir wollen hören, was er mitbringt." Man ging auf dem Bosporus-Quai auf und ab, bis der untersetzte Mann mit eiligen Schritten vom Bootssteg herbei kam und Neuestes, Allerneuestes erzählte. Die umfangreichen Tagebücher P. W.'s müssen besonders für die Zeit Marschall's in Konstantinopel viel wertvolles historisches Material enthalten[644].

Am Abend des 26. Oktobers[645] aß Admiral S[o]uchon mit Usedom und mir auf der „Corcovado". Ich merkte ihm an, daß er irgendwie bewegt war; es lag eine Spannung in seinem ganzen Wesen. Als ich ihn in der Dunkelheit ans Fallreep begleitete, drückte er mir beim Abschied besonders fest die Hand und flüsterte mir zu: „Es ist streng geheim, wir laufen aus."

„Goeben", „Breslau", „Hamidieh"[646] und einige Torpedoboote verließen auf Geheimbefehl Envers den Bosporus zu einer offensiven Recognoszierung im Schwarzen Meer. Die Russen hatten verschiedentlich aufklärend gegen die Bosporus-Mündung vorgestoßen, und auch an Versuchen, den Bosporus mit Minen zu sperren, soll es nicht gefehlt haben. An einem der nächsten Morgen wurden Usedom und ich schon beim Frühstück durch die Nachricht überrascht, die türkische Flotte hätte russische Küstenbefestigungen bombardiert, russische Fahrzeuge versenkt und einen Dampfer als Prise mitgebracht. An Bord befänden sich allerlei Gefangene, aus deren Verhör man wichtige Information zu entnehmen hoffte.

Ich habe aus den zahlreichen Unterhaltungen mit Admiral S[o]uchon und den Offizieren seiner Flotte später mir über deren Taten und Abenteuer allerlei gemerkt und lasse dies am besten im Zusammenhang hier folgen: Nach dem allgemeinen Kriegsplan sollte das Mittelmeergeschwader, bestehend aus dem Panzerkreuzer „Goeben" und dem kleinen Kreuzer „Breslau", beide sehr schnelle Typen und zurzeit des Kriegsausbruches sicher die schnellsten Fahrzeuge des Mittelmeeres, als Verbindungsglied dienen zwischen den verbündeten Flotten Italiens und Österreichs. Es ist eine Tatsache, die auf den Weitblick unserer Diplomaten bezw. auf das mangelhafte Zusammenarbeiten zwischen

644 Tagebücher von Paul Weitz sind nicht veröffentlicht (und befinden sich auch nicht in seinem Nachlaß im Bundesarchiv Koblenz).

645 Kühlmann fügte „27. Oktober" im Nachhinein handschriftlich hier ein, dies ist aber offenbar einen Tag zu spät datiert. Seiner Frau schrieb Kühlmann am 27. Oktober 1914: „Vielleicht wird der [sic] Datum eine gewisse Bedeutung haben; heute früh ist die deutsch-türkische Flotte ins Schwarze Meer gefahren." Besagtes Abendessen fand also wohl am Vorabend statt. Am 28. Oktober beschossen die „Goeben" und die „Breslau" ohne Vorwarnung russische Schwarzmeerhäfen, woraufhin Rußland dem Osmanischen Reich am 2. November 1914 den Krieg erklärte; die übrigen Ententemächte folgten in den nächsten Tagen.

646 Hamidiye.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Diplomatie und Wehrmacht hinweist, daß sowohl der Generalstab als der Admiralsstab beim Kriegsausbruch mit einer Teilnahme Italiens auf Seiten der Mittelmächte rechneten. Ich weiß aus mündlichen Mitteilungen, daß in Baden und im Elsaß für italienische Kavallerie Quartier gemacht worden ist und daß der als Verbindungsoffizier designierte Major Ostertag, unser früherer treffliche Militär-Attaché in London, Sohn einer italienischen Mutter, bei Kriegsausbruch bis Mailand reiste, um die Verbindung mit dem angeblich Verbündeten aufzunehmen. S[o]uchon hatte Befehl, den „alliierten" Italienern die deutschen Geheimkodes und Chiffre-Mittel mitzuteilen, fand aber beim Ausbruch des Krieges die Stimmung in Messina, wo er lag, so wenig ermutigend, daß er diese Mitteilungen unterließ. Nach dem Bombardement der Städte Bona und Philippeville an der Algerischen Küste kehrte S[o]uchon nach Messina zurück, da er um jeden Preis Kohlen einnehmen mußte. Da erfuhr er, daß die englische Flotte alle Maßregeln getroffen hätte, um ihm jeden Rückzug abzuschneiden und die kleine deutsche Streitmacht zu vernichten. Er hatte nur die Wahl, entweder nach Pola durchzubrechen oder nach Konstantinopel, wo bei der noch andauernden Neutralität der Türkei die Erlaubnis zum Einlaufen in die Dardanellen[647] zweifelhaft erschien. Durch eine Finte täuschte er die Übermacht der Engländer, die als sicher annahmen, daß er Kurs auf Pola nähme, und dampfte, so schnell wie seine Maschinen es gestatteten, ostwärts. Dank seiner Schnelligkeit gelang es ihm, die englischen Verfolger abzuschütteln. Zunächst wurde der Einlaß in die Dardanellen verweigert, dann aber gewährt. Damit waren die beiden Fahrzeuge nach furchtbarer Nerven-Anspannung in den Meerengen zunächst in Sicherheit.

Vom Augenblick an, wo man in Konstantinopel durch funkentelegraphische Meldungen wußte, daß das deutsche Geschwader die Dardanellen ansteuere, entbrannte ein heftiger diplomatischer Kampf. Der deutsche Botschafter Wangenheim ließ nichts unversucht, um die Erlaubnis zur Einfuhr zu gewinnen, die Entente-Vertreter übten den äußersten Druck aus, um einen Schritt zu verhindern, den sie als Neutralitäts-Verletzung bezeichneten. Nachdem Wangenheim stundenlang mit dem türkischen Ministerrat gerungen hatte und derselbe ohne Beschluß auseinander gegangen war, saß er noch einen Augenblick mit dem Kriegsminister Enver zusammen, der während der ganzen Beratung kaum den Mund aufgemacht hatte. Als der Botschafter versuchte, wenigstens den allmächtigen Kriegsminister durch seine Argumente zu überzeugen, sah ihn dieser lächelnd an und sagte: „Warum reden sich so viel, ist sich schon seit heute morgen drin." Er hatte aus eigener Machtvollkommenheit am Morgen das Einlaufen der Schiffe gestattet und damit dem Schicksal der Türkei eine entscheidende Wendung gegeben, schien es aber offensichtlich für überflüssig zu halten, seine Ministerkollegen von der vollzogenen Tatsache zu informieren[648].

[647] „höchst" gestrichen.

[648] Einer handschriftlichen Randnotiz zufolge wollte Kühlmann an dieser Stelle noch auf die „Übernahme der Fahrzeuge d[urch] d[ie] Türkei" eingehen, die der Einlaufgenehmigung folgte und dem Angriff auf die russische Schwarzmeerküste voraufging.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Nach dem Geheimbefehl Envers zu einer offensiven Rekognoszierung in das Schwarze Meer auszulaufen, steuerte die „Goeben“ Sebastopol, die „Breslau“ Novorossisk, die „Hamidieh“ Feodosia an. Torpedoboote waren auf Odessa angesetzt. Da das ganze Verhalten der Russen dem Admiral mehr als verdächtig schien, eröffnete er in der Morgendämmerung das Feuer auf die Festung Sebastopol. Es ist wohl in der Kriegsgeschichte beispiellos dastehend, daß ein einziges Fahrzeug eine große und wohl armierte Seefestung angreift. Die Russen, durch drahtlose Meldungen von dem Angriff auf Odessa benachrichtigt, erwiderten alsbald das Feuer, und die „Goeben“ war in kurzer Zeit in Berge von Schaum eingehüllt. Die Russen schossen aber mangelhaft, wahrscheinlich war ihre Beobachtung gerade durch die Menge der einschlagenden Geschosse gehemmt. Als Brände in der angegriffenen Festung zeigten, daß das Feuer der „Goeben“ gewirkt hatte, zog sie sich allmählich aus der Reichweite der russischen Geschütze zurück; sie war wie durch ein Wunder unversehrt geblieben, nur ein am Vordermast angebrachter Taubenschlag war durch den ungeheuren Luftdruck aufgerissen worden, und die Tauben flatterten beunruhigt im Geschoßhagel umher. Auch „Breslau“ und „Hamidieh“ hatten ihre Aufträge erfolgreich ausgeführt. Die große bei Novorossisk befindliche Petroleum-Tankanlage wurde in Brand geschossen, und Ströme brennenden Napht[h]as ergossen sich auf die unglückliche Stadt. Auf der Rückreise wurde der russische Minenleger „Pruth“, der offenbar den Bosporus-Ausgang wieder mit Minen verseuchen sollte, durch Geschützfeuer versenkt, ein Dampfer „Olga“ als Prise genommen. Auf dem Dampfer wurden die Gefangenen nach dem Goldenen Horn gebracht.

Ich ging gerade mit Wangenheim den Bosporus entlang; neben uns marschierte zufällig eine Abteilung türkischer Infanterie, als die gewaltige „Goeben“ in langsamer Fahrt mit ihrer großen blutroten Halbmondfahne vom Schwarzen Meer kommend in den Bosporus einlief und an uns vorbei glitt. Dumpfe Gerüchte von dem Erfolg gegen die Russen hatten sich schon in der Bevölkerung verbreitet, die Leute eilten alle herbei, die Truppen machten Front und präsentierten das Gewehr. Der Augenblick war eindrucksvoll. Wenn wir auch damals noch keine Einzelheiten hatten, so wußten wir, daß nach dem Vorgefallenen die Türkei auf Seiten der Mittelmächte in den Krieg eingetreten war. In der Tat erklärte Rußland sofort den Krieg, und die Entente-Botschafter verließen am ersten November Konstantinopel.

Wegen des mangelhaften Bahnnetzes und der schlechten Wegeverhältnisse mußten sowohl Truppentransporte als [auch] Nachschub für die an der nordöstlichen Front kämpfenden türkischen Truppen großenteils zur See befördert werden. „Goeben“ und „Breslau“ hatten sehr oft die gefährliche und undankbare Aufgabe auszulaufen, um solche Transporte zu decken.

Der Eintritt der Türkei in den Krieg war für die Mittelmächte von großer Bedeutung, hauptsächlich wegen der Beherrschung der Meerengen. Wäre Rußland imstande gewesen, durch freie Meerengen seinem großen Mangel an Ausrüstung, Munition und zum Teil auch Führern leicht und sicher mit Hilfe der überlegenen Transportflotte der Alliierten abhelfen zu können, so wäre voraus-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sichtlich weder der Zusammenbruch Rußlands noch der Rumäniens erfolgt. Es wäre also den Zentralmächten nicht gelungen, wie es tatsächlich später der Fall gewesen ist, den Krieg im Osten praktisch zu Ende zu bringen, um jeden verfügbaren Mann und jedes Geschütz auf der Westfront einzusetzen. Da das ottomanische Reich an den Suezkanal angrenzte, mußte der Gedanke, diesen wichtigen Schiffahrtsweg nach dem Osten zu sperren, von Anfang an verlokkend erscheinen. Es ist verschiedenes in dieser Richtung versucht worden – wir werden darauf weiter unten zurückkommen –, ohne zu einem entscheidenden Ergebnis zu führen.

In die Periode der Neutralität der Türkei fielen allerlei wilde Unternehmungen, zu denen – ich bedauere, es sagen zu müssen – die Initiative von deutscher Seite kam. Schon [be]vor ich in Konstantinopel eingetroffen war, hatte die sogenannte erste Afghanistan-Expedition[649] ein höchst unrühmliches Ende genommen. Ohne irgend sachverständigen Rat, zum Teil wohl auch durch parlamentarische Kulisseneinflüsse, hatte es eine heterogene Schar Deutscher aus den verschiedensten Kreisen erreicht, reichlich mit Gold, zum Teil auch mit kostbaren Geschenken für den Emir von Afghanistan versehen, die Ausreise dahin anzutreten. Das Unternehmen blieb aber in Konstantinopel stecken. Verschiedene Teilnehmer skandalierten in Konstantinopel durch höchst ungebührliches Auftreten. Bald verkrümelte sich das ganze Unternehmen. So schlecht man früher in Berlin Propaganda vorbereitet hatte, so üppige Blüten trieb nun dieser Gedanke, nachdem er einmal in Schwung gekommen war und das Reich mit der Verschwendung, welche die erste Phase charakterisierte, Millionen mit vollen Händen spendete.

Auf der „Goeben“ war ein Offizier von zweifelloser Begabung, aber so großer Nervosität und Heftigkeit, daß er sich sogar zu tätlichen Mißhandlungen seiner Leute hinreißen ließ. Ihm schwebte der Gedanke eines Vorstoßes gegen den Suez-Kanal vor. Vor meiner Ankunft hatte Wangenheim, der vielfach die Anschauung hegte, im Kriege müsse man alle vorhandenen Energien entfesseln, dem betreffenden Seeoffizier zu einer Expedition verholfen. Mit großen Kosten waren edle, großenteils englische und irische Pferde, die in Konstantinopel für die Schleppjagden gehalten wurden, zusammen gekauft, und mit diesen, dem „Hunter-Geschwader“, zog der Betreffende los, um sich dann in Syrien, gleichfalls aus Reichsgeldern, ein „Araber-Geschwader“ aus einheimischen Pferden zur Ergänzung zuzulegen[650]. In den ersten Wochen nach meinem Eintreffen bildeten die bogenlangen Berichte dieses Seeoffiziers die

[649] Es handelt sich um die sogenannte Niedermayer-Henting-Expedition nach Afghanistan. Anders als Kühlmann im folgenden schreibt, endete sie nicht in Konstantinopel, sondern gelangte tatsächlich am 26. September 1915 nach Kabul, erreichte aber nicht den Kriegseintritt Afghanistans gegen die englische Herrschaft in Indien. – Der im folgenden genannte: Habibullah Khan (1871–1919), Emir von Afghanistan 1901–1919.

[650] Diese „Expedition“ wird in der Fachliteratur nicht erwähnt. Selbst der damals führende deutsche Offizier, Friedrich Freiherr Kreß von Kressenstein, der seit 1913 Mitglieder der Deutschen Militärmission in der Türkei war und Ende 1914 eine Expedition zum Suezkanal vorbereitete, würdigt das Abenteuer des Offiziers von der „Goeben“ mit keinem Wort. Vgl. Kreß von Kressenstein, Bayerischer General.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Abendunterhaltung auf der Botschaft. Sie waren in der Tat recht komisch, ließen aber leider keinen Augenblick Zweifel darüber, daß man es mit einem überreizten, geistig keineswegs normalen Manne zu tun hatte, der viel eher, als auf den Kriegspfad, in eine Heilanstalt gehört hätte. Mitteilungen, wie die, daß der Betreffende türkische Untertanen unter Vereidigung auf das Evangelium in den deutschen Staatsverband aufgenommen hätte, mußten genügen, um den Geisteszustand dieses Führers zu zeigen. Als die vereinigten Geschwader die türkische Grenze erreichten, widersetzten sich die Behörden der damals noch neutralen Türkei dem Versuche, ottomanisches Gebiet als Basis für einen Vorstoß gegen den Suez-Kanal zu benützen. Der Anführer drohte mit Gewalt. So kam es zu einem regelrechten Gefecht, in dem deutsche und türkische Soldaten verwundet wurden und der betreffende Offizier gefangen genommen. Er wurde von den Türken nach Konstantinopel zurückgebracht und hat dort, offenbar in einem lichten Momente sehend, wieviel Unheil er angerichtet, sein Leben selbst beendet.

Man konnte Bände füllen mit all' den Ungereimtheiten, mit denen eine fieberhaft tätige Abteilung für panislamitische Propaganda in Berlin den Orient überzog. Die Türken in ihrer gewohnten fatalistischen Geduld ließen all' dies über sich ergehen, schüttelten aber zu diesen kuriosen Seitensprüngen der deutschen Freunde mißbilligend die Köpfe. Es war natürlich unvergleichlich viel angenehmer, alle Taschen voll Gold, auf einer „Mission" im Orient tätig zu sein, als in den flandrischen Schützengräben vor dem Feinde zu liegen. Kein Wunder, daß auch in Deutschland die Zahl der auch zu „Missionen" sich berufen Glaubenden reißend anschwoll. Auch die Türken machten in „Heiligem Krieg". Dem sehr zu panislamitischen Ideen neigenden Enver lagen diese Gedankengänge außerordentlich. In Konstantinopel wirkte sich das dahin aus, daß von der Polizei organisierte große Aufzüge vor den Botschaften der Mittelmächte Sympathie-Kundgebungen veranstalteten, während Entente-Läden und Entente-Restaurants von der aufgeregten Menge zum Teil schwer zu leiden hatten. Die Versuche, Afghanistan in den Krieg zu ziehen, sind später von einzelnen fähigen Offizieren tatsächlich unternommen worden, haben aber zu keinem Resultat geführt. Auch alle Versprechungen, man werde Ägypten und den Sudan revolutionieren und dergleichen, sind unerfüllt geblieben. Ich hatte mir von der Bewegung nie viel versprochen. Der Glanz des Kalifates war unter den türkischen Sultanen stark verblaßt, und alle mohammedanischen Völker sind viel zu stark politisiert, als daß ein Appell an ihr religiöses Empfinden durchschlagende Wirkungen auf die Staaten haben könnte.

Abends nach dem Dîner kamen prominentere mit dem Expreß angekommene Persönlichkeiten noch zur Vorstellung auf die Botschaft. Ich erinnere mich einer besonders komischen Szene. Ein Major von X, dunkel und sehr martialisch, wird der Botschafterin[651] vorgestellt: „Nun, mein lieber Herr von X, welche Mission führt Sie zu uns?" „Ich werde mich", antwortete der Gefragte mit dröhnender Stimme, „übermorgen bei Trommelschall unter Vor-

[651] Johanna von Wangenheim, geb. Freiin von Spitzemberg (vgl. oben S. 335, Anm. 628).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

antragung der grünen Fahne von einem mohammedanischen Chodja[652] beschneiden lassen. Dies ist der einzig mögliche Weg, um hier im Lande wirksam für die Propaganda arbeiten zu können.“ Der etwas kühlen und außerordentlich korrekten Botschafterin drohte ob dieser martialischen Antwort einen Augenblick die Fassung zu entgleiten. Sie konnte nicht mehr sagen, als „Ach, dies ist aber außerordentlich interessant.“

Da nun die Türkei tatsächlich in den Krieg eingetreten war, rückten die rein diplomatischen Verhandlungen für einige Zeit ziemlich in den Hintergrund. Die Aufgabe der Botschaft beschränkte sich zunächst darauf, zwischen den Türken und den verschiedenen deutschen Formationen und Organisationen ein leidliches Zusammenarbeiten herzustellen. Diese Aufgabe war nichts weniger als leicht und hielt den Chef und mich ständig in Atem. Die Türkei war, wie oben gezeigt, in jeder Beziehung durch lange und schwere Kriege erschöpft, in diesen neuen, furchtbaren Kampf eingetreten, ohne auch nur im entferntesten für denselben gerüstet zu sein. Auf industriellem Gebiet bedenklich rückständig, hatte das Ottomanen-Reich weder Stahlwerke noch irgend welche Vorrichtung, um auch nur Feldgeschütze herzustellen. Ebenso fehlte es an einer Munitionsfabrik, und erst während des Krieges wurde durch die unermüdliche Tätigkeit des Generals Piper[653] wenigstens die Herstellung von Gewehrmunition möglich gemacht. Man muß sich vorstellen, gegen welche phantastischen Schwierigkeiten die Kriegführung in der Türkei unter diesen Umständen anzukämpfen hatte. Jede Granate und jede Kugel, die an der Suez-Kanal- beziehungsweise Palästina-Front oder dem unteren Mesopotamien verfeuert wurde, rollte von Spandau über Österreich, Rumänien, Serbien und Bulgarien, mußte zu Schiff den Bosporus überqueren, dann mit der eingleisigen anatolischen Bahn bis an den Taurus, diesen, da die Durchstoßung des großen Tunnels noch keineswegs fertig war, mit Lastautomobilen überschreiten, dasselbe nochmals beim Anti-Taurus. Von da ging der Transport teils auf winzigen, eingleisigen Bahnen, teils auf Maultieren und Kamelen wochenlang großenteils durch Gebirge und Wüste, bis das Geschoß endlich seine Batterie erreichte. Man sieht, Kriegführen war unter diesen Umständen wahrhaftig kein Kinderspiel, besonders wenn man bedenkt, daß die Gegner, in diesem Falle die Engländer, vom Staats-Arsenal in Woolwich ihre Munition ohne Umladung mit den größten Dampfern direkt an die Suez-Kanal-Front beziehungsweise nach Basra bringen konnten. Dieses eine Bild genügt, um die Schwierigkeiten der verbündeten Mittelmächte zu charakterisieren.

Bald kam Feldmarschall Colmar von der Goltz[654] nach Konstantinopel. Der hochbegabte, umfassend gebildete Mann hatte es nicht verwinden können,

652 Hodscha oder Chodscha, Titel für einen islamischen Religionsgelehrten.

653 Waldemar Pieper Pascha (1871–1945), Konteradmiral und osmanischer Generalmajor der Artillerie; Chef des Waffenamtes in Konstantinopel 1915–1917.

654 Colmar Freiherr von der Goltz (1843–1916), Generalfeldmarschall und Militärschriftsteller; hatte 1883–1895 die osmanische Armee reorganisiert und war seit 1913 im Ruhestand. Auf Betreiben Wangenheims kam er am 12. Dezember 1914 zurück nach Konstantinopel, zunächst als militärischer Berater des Sultans und ab Ende März 1915 als Oberbefehls-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

daß sein Kaiser für ihn, körperlich und geistig noch in voller Kraft stehend, keine andere Verwendung gefunden hatte als die ruhmlose Aufgabe, hinter der vorstürmenden Armee das Etappengebiet in Belgien zu verwalten. Von der Goltz war einer der großen Soldaten, den zu verwenden das kaiserliche Deutschland nicht verstanden hat, einer der wenigen, der frühzeitig erkannt hatte, daß Kriege heute nicht mehr von Armeen geführt werden, sondern von der Gesamtheit des Volkes einschließlich der vielen Millionen, die in den Werkstätten und Arsenalen der Heimat am Siege arbeiten. Sein Buch „Ein Volk in Waffen“[655] war ein verdienstvoller Versuch, diese wichtige Einsicht in die weite Masse zu tragen. Aber von der Goltz war dem Verdacht nicht entgangen, Demokrat zu sein und, obwohl bis zum Ende ein passionierter und trotz seiner Kurzsichtigkeit kühner Parforcereiter, mißfiel wohl an hoher Stelle sowohl sein manchmal sarkastischer Freimut als seine Neigung zur Wohlbeleibtheit. Mit meinem Vater war der Feldmarschall befreundet gewesen und, während er als Chef der Pioniere in Berlin garnisoniert war, habe ich als junger Attaché manchen genußreichen Abend im Gespräche mit dem ungewöhnlich geistvollen Soldaten verbracht. Jetzt sollte er nach Mesopotamien, um dort die türkischen Streitkräfte gegen die zu erwartenden Angriffe der Engländer zu organisieren, eine an sich interessante, aber für eine Führernatur von so überragender Bedeutung lächerlich unbedeutende Aufgabe. Des Feldmarschalls Erzählungen über die ersten Kämpfe in Belgien, die Okkupation und die Verhältnisse im Etappengebiet waren für uns, die wir in erster Linie nur von den zensurierten und ziemlich farblosen Zeitungsberichten der Heimat zehrten, außerordentlich interessant, zumal von der Goltz die Dinge mit einem manchmal verblüffenden Freimut behandelte. Wichtig war mir, daß er die allgemein verbreiteten Greuelgeschichten aus Belgien so ziemlich restlos in das Reich der Fabel verwies. Sowohl die von deutschen Soldaten und Offizieren ermordeten Frauen und Mädchen als die geblendeten Einwohner und die Kinder mit den abgehackten Händen erklärte er für Produkte überhitzter Kriegsphantasie. Er habe, so erzählte er mir, strengen Befehl gegeben, daß jeder derartige Vorgang ihm sofort persönlich berichtet werden müsse. Nach Orten, von wo gerüchtweise solche Dinge gemeldet wurden, habe er sofort einen Vertrauensmann zur Berichterstattung entsendet. Nicht ein einziger Fall habe einwandfrei nachgewiesen werden können. Stets hieß es, es sei nicht hier, sondern in einem Nachbarorte passiert. Nie hatte der angebliche Zeuge es selbst gesehen, immer es von einem unauffindbaren Gewährsmanne gehört. Es war erquikkend, diesen großen Soldaten und freien Geist selbst mitten im Gewühle dieses furchtbaren Krieges ebenso frei, gescheit und leidenschaftslos reden zu hören wie im Frieden in Berlin. Vor er noch in Mesopotamien Wesentliches leisten konnte, hat ihn der Flecktyphus hinweggerafft. Die Enttäuschung dar-

haber der 1. Armee in Konstantinopel. – Kühlmann widmete von der Goltz zu dessen 20. Todestag einen Gedenkartikel: „Der Feldmarschall, Erinnerungen an Colmar Freiherrn von der Goltz“, in: „Berliner Tageblatt“, 19. April 1936.

655 Colmar Freiherr von der Goltz: Das Volk in Waffen, Ein Buch über Heerwesen und Kriegführung unserer Zeit, Berlin 1883 (mehrere Auflagen).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

über, daß das Ziel seines Lebens, an leitender Stelle fechten zu können, ihm versagt blieb, hat ihm offenbar den Wunsch eingegeben, wenigstens den Soldatentod zu suchen. Herren, die mit ihm in Belgien waren und andere, die in Mesopotamien zu seiner unmittelbaren Umgebung zählten, sagten mir, er hätte sich ohne Not jederzeit derartig sinnlos exponiert, daß es nur durch ein Wunder zu erklären sei, wenn ihn die Kugel, die er suchte, nicht getroffen hat.

Weihnachten ging ich auf kurzen Urlaub nach Deutschland, um mit den Berliner Stellen wieder einmal persönlich Fühlung zu nehmen.[656]

Die Engländer, die wohl von den Ereignissen überrascht worden sein mochten, brachten mit gewohnter Langsamkeit, aber auch mit Sicherheit ihre Angriffsbewegungen gegen die mesopotamische und Palästina-Front in Gang. Vor allem aber häuften sich die Anzeichen, daß gegen die Dardanellen ein großer Schlag erfolgen solle. Der Marineminister Winston Churchill, ein hochbegabter, etwas flackernder Geist, der sich in England eigentlich niemals ganz die Stellung zu verschaffen vermocht hat, auf die ihm seine ungewöhnliche Begabung Anspruch zu verleihen schien, hat zwei Mal während des Großen Krieges bewiesen, daß es ihm nicht an strategischem Weitblick fehlte; es ist nicht zu viel behauptet, daß er darin alle Soldaten vom Fach übertroffen hat. Gleich zu Anfang des Feldzuges wies er kräftig und leidenschaftlich darauf hin, daß der Schlüssel in Antwerpen liege. Er hat mit bunt zusammen gewürfelten Truppen, über die man sich in England mokierte, versucht, seinem Standpunkt praktischen Nachdruck zu verschaffen. Der Erfolg mußte aber dank der ungenügend eingesetzten Mittel ausbleiben. An sich war der Gedanke, von Antwerpen aus die Nachschublinie der gesamten Operation in Frankreich zu bedrohen und eventuell zu unterbrechen, außerordentlich fruchtbar. Mit genügenden Mitteln unternommen, hätte sich hier wahrscheinlich der Verlauf des Feldzuges schon entscheidend beeinflussen lassen. Ebenso richtig war seine Argumentation, der Dardanellen-Durchbruch werde entscheidende Wirkung ausüben. Die Mittelmächte bildeten eine Kette, die von den flandrischen Niederungen quer durch Europa bis in die Gegend von Bagdad reichte. Gelang es, diese Kette an irgend einer Stelle im Zentrum zu durchbrechen, so schieden große Abschnitte automatisch aus dem Kampfe aus. Das Dardanellen-Unternehmen ist mit nicht unbeträchtlichem Einsatz von den Alliierten versucht worden, scheiterte aber daran, daß der Einsatz doch nicht der Wichtigkeit des Zieles entsprach. Gibt man sich Rechenschaft davon, wie sowohl beim Flottenangriff als bei den Kämpfen zu Lande wirklich der Siegespreis den Alliierten zum Greifen nahe war, so ist es ohne weiteres klar, daß es nur ein klein wenig mehr gebraucht hätte, um Churchills Entwürfen zum Erfolg zu verhelfen. Es darf nicht vergessen werden, daß die alliierte Salonik-Armee, welche schließlich den Niederbruch Bulgariens herbeiführte und dadurch den Weltkrieg entschied, nur um ein klein Weniges westlich den Stoß zum Durchbruch ansetzte und daß schließlich die Salonik-Armee sich um den Kern der Truppen grup-

[656] Kühlmann reiste am 18. Dezember 1914 nach Berlin ab und traf am 6. Januar 1915 wieder in Konstantinopel ein, vgl. Nachlaß Kühlmann, dreiseitiger Lebenslauf (in Familienbesitz).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

pierte, die nach mißlungenem Dardanellen-Angriff nach Salonik verschifft wurden.

Es war ein großer und weitausschauender Plan, der durch die Forcierung der Dardanellen verwirklicht werden sollte. Rußland verfügte über praktisch so gut wie unerschöpfliche Reserven an Menschen, was fehlte, war Ausrüstung und vor allem Munition, deren Verbrauch im Krieg alle Berechnungen vollkommen über den Haufen warf. Das Schwarze Meer und die Ostsee waren während des Krieges verriegelt, und so blieben [sic] für die Bedürfnisse des Riesenreiches nur die Einfuhr über das Nordmeer offen[657].

Die von Bagdad bis Flandern reichende Kette der Mittelmächte zu durchbrechen, Rumänien und Bulgarien auf Seiten der Entente in den Krieg zu reißen, Rußland ausgiebig und regelmäßig mit Schießbedarf und Kriegsmaterial zu versorgen und so zu neuen Anstrengungen zu galvanisieren, all dies hätte die Bezwingung der Dardanellen den alliierten Mächten gebracht, damit sicher aber auch eine Abkürzung des furchtbaren Ringens und zuverlässige Siegesaussichten für die Entente. Der erste Entwurf des Planes stammt wohl von Col. Thomson, dem späteren Lord Thomson of Cardington[658], der von Lord Kitchener als englischer Militär-Attaché nach Bukarest entsendet wurde, um den Entwurf durch die Hineinziehung Rumäniens in den Krieg zur Ausführung zu bringen. Winston Churchill's feuriger und weitblickender Geist nahm den Gedanken mit Begeisterung auf und setzte alle Hebel in Bewegung, um seine erfolgreiche Durchführung zu sichern.

---

[657] Dieser und der folgende Abschnitt entstammen einem einliegenden Blatt, betitelt: „Einzufügen in Kapitel Constantinople: Angriff auf die Dardanellen". Außerdem liegen mehrere Zeitungsartikel anbei, die Kühlmann gegebenenfalls für eine Überarbeitung seines Textes nutzen wollte: zwei Artikel von Carl Mühlmann – „Die Landung an den Dardanellen" („Völkische Beobachter", 27. April 1935) und „Das Dardanellen-Abenteuer" („Berliner Tageblatt", 7. August 1935) – sowie von Admiral Lorey („Der erste Angriff auf die Dardanellen", „Völkischer Beobachter", 8. März 1935), D. G. von Janson („Der Kampf um die türkischen Meerengen", „Deutsche Allgemeine Zeitung", Nr. 136/1935) und Thea von Puttkamer („Die Erinnerungsfeier der Orientkämpfer der Marine", „Deutsche Allgemeine Zeitung", 22. März 1935). Anbei ist auch eine Rezension aus der Londoner „Times" über Antonio Salandras „Italy and the Great War" mit einer Datierungsskizze Kühlmanns darauf: „Dardanellen-Kämpfe seit Dez. 1914, besonders zwischen 18. März 1915 + 8. Januar 1915. Am 18.III.15 Kampf unter Kapt. von Janson. Italiens Kriegserklärung an Österreich-Ungarn 23. Mai 1915." Schließlich ist noch eine Zeitungsmeldung über den Beschluß der australischen Regierung vorhanden, das Messingschild des Kreuzers „Emden", welches nach der Zerstörung des Schiffes am 9. November 1914 nach Melbourne gebracht und im Parlament ausgestellt worden war, an Deutschland zurückzugeben. Kühlmann wollte diese Nachricht offenbar noch für sein Manuskript verwerten, denn er schrieb „Memoiren" darüber.

[658] Christopher Thomson, 1st Baron Thomson of Cardington (1875–1930), Erster Generalstabsoffizier 1914–1915; im Palästinakrieg 1917/1918 eingesetzt; Luftfahrtminister 1924 und 1929–1930. – Der im folgenden genannte: Herbert Kitchener, 1st Earl of Kitchener (1850–1916), Oberbefehlshaber der englischen Streitkräfte in Indien 1902–1909; Vizekönig von Ägypten und Sudan 1911–1914; Kriegsminister 1914–1916.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Eine lebendige und erfreuliche Persönlichkeit in der damaligen deutschen Welt Konstantinopels war der Botschaftsprediger Graf Lüttichau[659]. Ich habe nie einen Kanzelredner gekannt, der, mit dem Rüstzeug umfassender, moderner, auch literarischer Bildung ausgerüstet, aus einem echten, warmen Gefühl heraus so wirksam gesprochen hätte wie er. Seine Predigt hatte die Gabe, nicht nur den Gebildeten zu begeistern, sondern auch den einfachen Mann mitzureißen. Seine Sonntagspredigten, seine Ansprachen an die an die Front hinausziehenden Truppen waren klassische Musterbeispiele geistiger Beredsamkeit.

An sich ist nach den natürlichen Bedingungen die Meerenge der Dardanellen eine relativ leicht zu verteidigende Position. Die beiden Gestade, das europäische und das asiatische, nähern sich bis auf einen Abstand von [1,3] km, und das zu passierende défilé ist reichlich lang. Wäre die Meerenge auch nur einigermaßen nach modernen Grundsätzen ausgebaut und mit modernen Verteidigungsmitteln ausgerüstet gewesen, so hätte ein Flottenangriff von vorne herein nicht die leiseste Aussicht auf Erfolg gehabt. Die Verteidigungsmittel waren aber äußerst mangelhaft; moderne, weittragende Geschütze waren überhaupt nicht vorhanden, und schlimmer als alles, der Verteidiger hatte von anfang an mit einem würgenden Munitionsmangel zu rechnen. Zurzeit des Dardanellen-Angriffes war Serbien noch nicht niedergeworfen, so daß der Weg zwischen den Mittelmächten und der Türkei nur über Rumänien führte. Die rumänische Neutralität hatte von anfang an die ausgesprochene Neigung zur Entente, und gerade im Hinblick auf das bevorstehende Dardanellenunternehmen wurde die Munitionsdurchfuhr von den Mittelmächten nach der Türkei wohl ganz besonders scharf beaufsichtigt. Bei der vollkommenen Unmöglichkeit, Artillerie-Munition in der Türkei selbst herzustellen, kann man ohne weiteres ersehen, wie prekär die Lage der Verteidiger war. Nach mündlichen Mitteilungen sollen für manche der Geschütze nicht mehr als 1½ bis zwei Dutzend Schuss vorhanden gewesen sein.

Die Entente hatte mit der Zeit, sich auf die dem Dardanelleneingang gegenüber liegende Insel stützend, eine stattliche Flotte zusammengezogen, darunter Schiffe des modernsten Typs wie der englische Dampfer „Queen Elizabeth“. Es war ohne weiteres klar, daß früher oder später mit dem Versuch eines bewaffneten Flotten-Durchbruches durch die Meerenge gerechnet werden mußte, und systematische Bombardements der beiden Außenforts, welche diese veralteten Werke allmählich in Trümmerhaufen verwandelten, ohne daß die Festungs-Artillerie bei einer verhältnismäßig geringen Reichweite wirksam antworten konnte, bewiesen, daß der Augenblick des Angriffes immer näher heranrückte. Beim Vorhandensein genügender Minen hatte[660] man trotz der Strömung die Dardanellen mit Minenfeldern so sperren können, daß ein Durchbruchsversuch von vorne herein tollkühn erscheinen mußte; aber auch daran fehlte es. Minensuchboote fischten russische Minen auf, die vor den

[659] Siegfried Graf von Lüttichau (1877–1965), Militärseelsorger und Prediger an der Botschaft in Konstantinopel 1907–1918.

[660] Gemeint ist wohl: „hätte“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Bosporus-Eingang gelegt waren. Diese wurden in den Dardanellen wieder verwendet. Aber alles war eben behelfsmäßig und konnte bei der Abdrosselung der Türkei von dem übrigen Europa den Ansprüchen der modernen Kriegführung nicht entsprechen. Bewegliche Morse[661]-Batterien wurden auf beiden Seiten der Meerenge in Stellung gebracht und haben sicher mit zu dem Erfolg beigetragen. Immerhin war die Stimmung in Konstantinopel angesichts der erdrückenden Übermacht der alliierten Flotten-Streitkräfte keineswegs rosig, und sowohl die Regierung wie die Botschaft hatten, mit der Möglichkeit eines schlimmen Ausganges rechnend, alles so vorbereitet, daß für den Fall des Durchbruchs sowohl das Türkische Ministerium wie der Botschafter mit einem kleinen Stab nach Kleinasien übersetzen würden, um nötigenfalls von dort aus den Widerstand neu zu organisieren und fortzusetzen. Die großen räumlichen Entfernungen hätten hier wohl die Führung eines hinzögernden Krieges gestattet, doch war es ohne weiteres klar, daß die asiatischen Provinzen der Türkei, vollkommen von Europa abgeschnitten, den Widerstand nur eine zeitlang hätten fortsetzen können.

Wangenheim war, was bei der Lage wohl erklärlich, vielfach bedrückt, häufig nervös. Diese Stimmungen nahmen an Intensität zu, je mehr der Tag des vereinten Angriffs heranrückte. Eines Morgens[662] kam von den Dardanellen die telegraphische Meldung, die alliierte Flotte rücke in Schlachtformation gegen die Dardanellen vor. Nachher kam lange keine Meldung durch, und auf Anfragen kam auch keine Antwort zurück. Der Tag der Entscheidung war also angebrochen. Ich sagte Wangenheim, um ihn zu zerstreuen, es hätte gar keinen Wert, daß wir hier in der Botschaft säßen und mit Warten die Zeit verderben. Ich schlug vor, einen schönen langen Ritt ins Thal der Süßen Wasser zu machen[663]; wenn wir nach Hause kommen, sei es immer noch Zeit, die nötigen Anordnungen zu treffen. Kämen sie nicht durch, wie ich hoffte, so tränken wir zum Abendessen eine gute Flasche Sekt, und kämen sie durch, brauchten sie mindestens sechs Stunden, bis sie vor Konstantinopel einträfen. Alle Vorbereitungen seien getroffen, wir könnten in wenigen Stunden mit Sack und Pack auf dem Asiatischen Ufer sein. Der Botschafter stimmte zu, und wir ritten zusammen auf unseren guten Pferden in die malerischen Täler der sogenannten Süßen Wasser. Die Wiesen an den Ufern boten Raum für lange Gallops, zwischen dem fetten, jungen Grase blühten Narzissen und allerlei Frühlingsblumen, die von den Hufen zermalmt einen merkwürdig scharfen Duft von sich gaben. Die schnelle Bewegung im Freien, der Aufenthalt in den Hügeln, die an so viele gute Stunden der Jagdfreuden erinnerten, gaben Abspannung und Ausgeglichenheit, und der Botschafter war viel freier und heiterer, als wir uns

[661] Gemeint ist wohl: „Mörser".

[662] Der große Flottenangriff auf die Meerengen fand am 18. März 1915 statt. Am selben Tag wurde auch Kühlmanns Ernennung zum Gesandten und bevollmächtigten Minister sowie seine Betrauung mit der Leitung der Gesandtschaft im Haag nach Konstantinopel telegraphiert; vgl. PA Berlin, P 1/8248, Personalakte Kühlmann, Bd. 6.

[663] „Tal der süßen Wasser Europas": Naherholungsgebiet und Ausflugsziel in Konstantinopel, an dem zwei kleine Flüsse in die Spitze des Goldenen Horns münden.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

dem hoch gelegenen Pera wieder näherten. Schon einige hundert Meter vor der Botschaft sahen wir eine große Fahne, die von dem Balkon schwenkte, und als wir ganz nahe herangerückt waren, entdeckten wir, daß es unser trefflicher Militär-Attaché, Herr von Leipzig[664] war, der, auf dem Balkon uns erwartend, diese Manifestation vorbereitet hatte. „Sieg auf der ganzen Linie, der Angriff ist abgeschlagen", rief er uns schon von Weitem zu, und alle nun in Massen einlaufenden Meldungen bestätigten die Mitteilung. Die Verteidiger hatten sich vorbildlich geschlagen, und Allah, der in entscheidenden Momenten den Türken häufig Gnade zu zeigen schien, hatte den Sieg verliehen. Zwei französische Panzerschiffe waren gesunken, zahlreiche alliierte Kriegsfahrzeuge hatten Beschädigungen erlitten; jedenfalls war der erste Angriff gescheitert, die Frage war nur, ob weitere nachfolgen würden. Wir waren geneigt, auf solche zu rechnen; tatsächlich ist nach diesem ersten Versuch, die Meerengen mit Seestreitkräften zu forcieren, kein ernstlicher Flottenvorstoß mehr versucht worden. Hingegen war es sehr bald klar, daß die englische Zähigkeit sich bei dieser Niederlage nicht beruhigen würde. Tatsächlich begann alsbald nach dem gescheiterten Flottenangriff die Vorbereitung, die Meerenge zu Lande zu bezwingen.

9. Haag (April 1915 – Oktober 1916)

Verschiedene Andeutungen waren mir aus der Heimat zugegangen, daß meines Bleibens in Konstantinopel nicht mehr allzu lange sein sollte. In der Tat erhielt ich am 18.3.1915[665] die amtliche Mitteilung, daß ich zum Gesandten in Holland ernannt sei, wo der mittlerweile mit größerem Nachdruck geführte Unterseebootkrieg die Stimmung weiter Kreise der Bevölkerung in bedenklichem Maße gereizt hatte. Nur schwer schied ich von dem Kreise der Freunde und Bekannten und von dem Botschafterpaar. Unter den Konstantinoplern, wo die europäische Gesellschaft immer eine winzige Minderheit gebildet hatte, war man natürlich im Kriege noch viel enger zusammengerückt. Man sah sich täglich, bei der Arbeit, bei den Mahlzeiten, und die gemeinsam verlebten schweren Augenblicke hatten einen menschlich näher gebracht.

In Berlin holte ich mir noch die nötigen Informationen. Holland war, wie gesagt, durch Versenkung einer Reihe von Schiffen, die nur von deutschen Unterseebooten veranlaßt sein konnte, sehr erregt, und meine wichtigste Aufgabe würde sein, einmal die Gesandtschaft technisch zu reorganisieren, da der

[664] Erich von Leipzig (1860–1915), Oberst; Militärattaché in Konstantinopel 1915 (dort verstorben).

[665] Im Manuskript ist in die für das Datum vorgesehene Lücke mit Bleistift „14.3.15 ?" eingefügt. Die korrekte Terminierung ergibt sich aus dem Telegrammentwurf Jagows an Wangenheim, 9. März 1915, das den Botschafter vom Vorhaben der Ernennung Kühlmanns für Den Haag unterrichtet; durch Bethmann Hollwegs Vorschlag an den Kaiser vom 11. März und die Ernennung durch Wilhelm II. vom 14. März, wovon die Botschaft in Konstantinopel am 18. März 1915 offiziell unterrichtet wurde; PA Berlin, P 1/8248, Personalakte Kühlmann, Bd. 6.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Dienst unter dem bisherigen Gesandten, dem Herrn von Müller, manches zu wünschen übrig gelassen hatte. Dann, zu versuchen, beruhigend auf die holländische Öffentlichkeit einzuwirken, so daß Verwicklungen nach Möglichkeit vermieden würden. Ich kam gegen Abend im Haag an, stieg in dem altgewohnten Hotel [ab][666]. Während ich beim Abendessen saß, hörte man draußen allerlei Tumult; ich kümmerte mich aber wenig darum und ging, von der Reise und der Arbeit in Berlin ermüdet, früh zur Ruhe. Wie man mir am nächsten Morgen meldete, hatte es sich um eine feindselige Demonstration gegen meine Person gehandelt. Die Entente war in Holland nicht müßig gewesen, hatte sich auf das maßgebende Blatt, der „Telegraaf", überwiegenden Einfluß verschafft, und die Hetzer hatten alles getan, um mich schon vor meinem Amtsantritt zu verdächtigen. Eine Karikatur des geschickten Zeichners Raemaeker[s][667] stellte mich als junkerlichen Offizier dar, der mit zerhacktem Gesicht, mit ungeheuren Kürassierstiefeln alles niederzutrampeln gekommen sei[668].

Am nächsten Morgen ging ich nach der Gesandtschaft. Jeder Baum, jedes Haus waren mir im Haag bekannt und vertraut; ich hatte das Gefühl, fast in eine alte Heimat zurückgekehrt zu sein. Unterwegs traf ich einige alte Freunde, die mich freudig begrüßten, wobei sie aber doch etwas Zurückhaltung zu verbergen suchten. Die Hetzereien gegen alles, was deutsch war, hatten tiefen Fuß gefaßt. Auf der Gesandtschaft traf ich Herrn von Müller, den ich von unserer früheren Tätigkeit her gut kannte, außerdem war er ein entfernter Verwandter meiner Frau. Er war ein sehr eleganter Mann, der, wie so viele unserer früheren Diplomaten, den Schwerpunkt seiner Tätigkeit auf höfische und gesellschaftliche Fragen konzentrierte; ein feiner und gebildeter Musiker, selbst ein Klavierspieler von Geschmack, lag ihm die große und vielseitige Tätigkeit, die der Krieg der Gesandtschaft im Haag verursacht hatte, wenig. Insbesondere das Vorwiegen rein wirtschaftlicher und journalistischer Fragen, beides Angelegenheiten, welche dem älteren Typ unserer Diplomaten fern lagen, hatten ihn zu dem Entschluß gebracht, seine an sich nicht sehr feste Gesundheit zu schonen und sich ins Privatleben nach München zurückzuziehen.

Mutatis Mutandis war der Zustand, den ich vorfand, ein bißchen ähnlich dem in Stockholm. Zwar hatten wir nun fast ein Jahr Krieg hinter uns; infolgedessen war der Apparat der Gesandtschaft schon viel größer und besser eingespielt; es fehlte aber an Raum. Die Gesandtschaft, vielleicht das schönste Haus im Haag, liegt gegenüber dem Binnenhof, der malerischen Gebäudegruppe am Vyfer[669]. Das Haus war als Patrizier-Herrschaftshaus gebaut unter fast aus-

[666] Kühlmann kam am 1. April 1915 in Den Haag an und übernahm am Folgetag die Geschäfte.

[667] Louis Raemaekers (1869–1956), niederländischer Maler und Karikaturist für „De Telegraaf", der einen Kriegseintritt der Niederlande auf Seiten der Alliierten befürwortete. Im November 1915 übersiedelte er nach London und kooperierte sehr erfolgreich mit dem britischen War Propaganda Bureau.

[668] „De Telegraaf", 11. März 1915, Avondblad, S. 5. Zu diesem Zeitpunkt war allerdings noch nicht veröffentlicht, wer Müllers Nachfolger werden würde. Erst zwei Tage später konnte das Blatt Kühlmanns Namen vermelden.

[669] Der Hofvijfer ist ein rechteckiges Gewässer im Zentrum von Den Haag.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schließlicher Betonung eines prunkvollen Repräsentations-Charakters, wie dies dem herrschenden Geschmack im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts entsprach. Größtenteils hatte seinerzeit bei dem glücklichen und geschickten Kauf das Reich die Einrichtung mit übernommen. Manches stammte noch aus der Zeit der Möblierung nach der Erbauung. Offenbar hatte gegen Ende des 19. Jahrhunderts und dann noch einmal in der Empire-Zeit eine Ergänzung des Mobil[i]ars stattgefunden. In der guten Friedenszeit, wo wenig Kanzleimäßiges zu tun war, hatte sich der einzige Legationssekretär in einem dieser prunkvollen Salons niedergelassen. Im Laufe des Krieges war die Anzahl der Mitarbeiter gestiegen. Zwar war für die Wirtschaftsabteilung, die sich ungeahnt auswuchs, ein eigenes Gebäude nahe dem Gesandtschaftspalais gemietet worden, doch auch in der Gesandtschaft selbst waren viele untergebracht worden, und in die gelben und grünen Prunksalons, ohne viel Plan und Ordnung, waren Schreibtische gestellt, die kostbaren Parkette wiesen Tintenflecke auf; alles war provisorisch und unharmonisch und keineswegs einer glatten geschäftsmäßigen Arbeit günstig. Ich sah sofort, daß nur die Schaffung geeigneter Büroräume diesem Übelstande abhelfen konnte, und setzte mich mit einem geschickten Architekten in Verbindung. Wie alle alten Herrschaftshäuser war der aus einem Haupttrakt und zwei Flügeln bestehende Bau nach rückwärts durch ein angefügtes Stallgebäude abgeschlossen. Wie zum Teil auch in London, lief hinter eleganten Wohnvierteln eine Straße her, die nur von Stallungen und Remisen ausgefüllt war. Da weder Pferde noch Wagen zu halten waren, wurde unverweilt der Umbau dieses Gebäudes in brauchbare Büros in die Hand genommen. Auf diese Weise verschaffte man sich auch einen separaten Geschäftseingang, so daß nicht mehr, wie bisher, der stets steigende Andrang von Besuchern über die Haupttreppe des Gebäudes auf und ab strömte. Auch größere Geheimhaltung des Geschäftsbetriebes, die in dem mit fremden Spionen durchsetzten Holland wichtig war, ließ sich durch die Neu-Einrichtung erreichen. Zuerst waren meine Mitarbeiter über das nun einsetzende Klopfen und Hämmern, über Staub und Schmutz nicht erbaut. Als aber alles fertig war und Bequemlichkeit und Schnelligkeit der amtlichen Geschäfte gesichert war, drückten mir alle ihren Dank und ihre Freude über die Beseitigung der unleidlichen Zustände aus.

Auf keinem Gebiet war uns die Entente so weit voraus als auf dem der Bearbeitung und Beeinflussung der öffentlichen Meinung. Bei dem an sich so mißtrauischen Charakter des Holländers wäre es ein großer Fehler gewesen, hätte ich mich selbst oder hätte die Gesandtschaft den Versuch gemacht, in dieser Beziehung Versäumtes nachzuholen. Es wurde deshalb eine besondere Stelle errichtet, die den Namen „Hilfsstelle“ erhielt. Diese war in einem besonderen Gebäude untergebracht und hatte zur Aufgabe, alles was mit Zeitungen, Zeitschriften, Literatur, öffentlicher Meinung zu tun hatte, sorgfältig zu registrieren und zu beobachten und in taktvoller Weise durch Richtigstellung des Falschen, regelmäßige Herausgabe von Nachrichten und dergleichen, mit allen Faktoren, die in Holland von Wichtigkeit sein konnten, allmählich persönliche und vertrauensvolle Fühlung zu gewinnen. Im Ministerium stand der frühere

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Bürgermeister Jongherr [sic] von Karnebeek an der Spitze des Außenamtes[670]. Aus einer mit Indien vielfach verwachsenen Familie war er ein Mann von hoher und weiter Bildung und großer Übersicht, der die erdrückend schwierige Aufgabe hatte, das verhältnismäßig schwache Holland, das mit seinem ungeheuren Kolonialreich zahlreiche Angriffsflächen bot, während des ganzen Krieges mit Vorsicht, Würde und Festigkeit auf dem Boden strikter Neutralität zu erhalten. Deutschland hatte keinen anderen Wunsch und kein anderes Bestreben, als die holländische Neutralität gewahrt zu sehen, und so habe ich sowohl mit dem Außenminister als mit seinen Mitarbeitern, meist persönliche Freunde aus der Zeit meiner früheren Tätigkeit in Holland her, nur angenehme courtoisievolle Beziehungen gehabt. So schwierig die zwischen den beiden Ländern schwebenden Probleme manchmal sein mochten – und gerade die Wechselfälle des schärfer entbrannten U-bootkrieges gaben uns manchmal harte Nüsse zu knacken auf –, vermochten sie in nichts die persönlich sympathische, auf gerechte Lösung bedachte Art der holländischen Regierung im geringsten zu beeinflussen.

Das wichtigste Element einer stolzen und selbstbewußten Neutralität war die Königin Wilhelmine selbst. In ihrer Person vereinigten sich viele der Eigenschaften, welche dem Hause Nassau-Oranien eine so große Stellung unter den Herrscherhäusern Europas verschafft hat, und es schien, als habe sie die Devise ihres großen Ahnherrn, Wilhelms des Schweigsamen[671], neu zur Geltung bringen wollen, den im tobenden Meer ruhig stehenden Fels mit dem Motto „Saevis tranquillus in undis"; wie ich es damals im Scherze öfters formulierte, „Der stärkste und aufrechteste Mann in Holland ist die Königin." Die breiten Massen des Volkes hatten ein feines Gefühl für diese Verhältnisse, und die traditionelle Anhänglichkeit des holländischen Volkes an das Haus Oranien hat sicher in diesen harten und gefahrvollen Kriegstagen Vertiefung und Festigung erfahren.

[670] Dies ist ein Irrtum Kühlmanns. Tatsächlich wurde Herman Adriaan Jonkheer van Karnebeek (1874–1942) erst zwei Jahre nach seiner Gesandtenzeit in den Niederlanden Außenminister, nämlich am 9. September 1918, und blieb dies bis zum 1. April 1927. Vermutlich handelt es sich um eine Ungenauigkeit, bedingt durch den Charakter des Texts als aus der Erinnerung geschriebenes Manuskript ohne Endredaktion. Zugleich kann dies aber auch als Zeichen und Spätfolge der engen Kontakte Kühlmanns zu Karnebeek und der vergleichsweise größeren Distanz zu dem tatsächlichen niederländischen Außenminister vom 27. September 1913 bis 3. August 1918, John Loudon (1866–1955), gewertet werden. Aus den Nachlässen der beiden Politiker ergibt sich, daß Kühlmann engen Kontakt zu Karnebeek unterhielt, während in Loudons Hinterlassenschaft sich keinerlei Briefwechsel mit dem deutschen Gesandten findet. Unklar bleibt somit, wem die folgenden Aussagen über die „courtoisievollen Beziehungen" gelten. Diese sind zum deutsch-freundlichen Karnebeek nachweisbar, nicht jedoch zu Loudon. Das Verhältnis zu diesem scheint auf formaler Ebene verharrt zu haben.

[671] Wilhelm I., genannt Wilhelm der Schweiger (1533–1584), Statthalter von Holland, Seeland, Utrecht und Friesland.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Prinz Heinrich, der Gemahl der Königin[672], hatte es als Deutscher in der an sich undankbaren Rolle des Prinzgemahls doppelt schwer. Er widmete sich mit Aufopferung den Fragen des Roten Kreuzes. Sein Herz war natürlich ganz auf deutscher Seite, waren doch all seine Verwandten und Freunde im Heer oder in der Heimat für die deutsche Sache tätig. Er hat es aber in diesen mühevollen Jahren stets mit Glück verstanden, seine schwierige Stellung mit Takt auszufüllen.

Wie jeder Einsichtige vorausgesehen hatte, mußte die Torpedierung größerer holländischer Fahrzeuge die Öffentlichkeit in gefährlichem Grade erregen. Vor meiner Ankunft in Holland hatte die Versenkung der [Katwijk] die Bevölkerung bis zur Siedehitze erregt. Bald folgte die Zerstörung der [Tubantia][673], offenbar durch einen Torpedoschuß. Der Fall war um so unangenehmer, als anscheinend, um das Fahrzeug vor Unterseebootgefahr zu schützen, man den

672 Heinrich (1876–1934), Herzog zu Mecklenburg; Prinz der Niederlande und Prinzgemahl von Königin Wilhelmina 1901–1934. – Dem niederländischen Königspaar waren Richard und Marguerite von Kühlmann seit seiner Tätigkeit als Erster Sekretär der deutschen Gesandtschaft in Den Haag vom März 1907 bis November 1908 verbunden. Auch danach riß der Kontakt nicht ab, wie aus dem Tagebuch Marguerite von Kühlmanns hervorgeht: Am 20. Januar 1910 machte sie auf der Reise zum neuen Londoner Posten ihres Mannes in Den Haag Zwischenstation und frischte ihre gesellschaftlichen Kontakte auf: „Morgens wollte ich ausschlafen – da wurde der Prinz ter Niederlande für ½ 11 angesagt! Er unterhielt sich lange mit mir + er war sehr freundlich."

673 Kühlmann ließ zwei Lücken für die Namen der Schiffe. Die „Katwijk" wurde im Frühjahr 1915 versenkt. Am 16. März 1916 torpedierte dann das deutsche U-Boot „UB 13" die „Tubantia", einen Passagierdampfer des „Königlich Holländischen Lloyd" und machte ihn zum größten neutralen Schiff, das im Ersten Weltkrieg versenkt wurde. Daraufhin entbrannte ein deutsch-britischer Propagandakrieg in den Zeitungen mit gegenseitigen Schuldzuweisungen, wer für die Versenkung verantwortlich sei. Kühlmann beklagte sich bei Bethmann Hollweg unmittelbar am Folgetag: „Diese Zwischenfälle spielen nur unseren Gegnern in die Hände" und sprach von „einer bitter antideutschen Stimmung", die in den Niederlanden aufgekommen sei (Kühlmann an Bethmann Hollweg, 17. März 1916, vgl. unten S. 599). Zwar konnten sich alle Passagiere und Besatzungsmitglieder retten, doch hatten einige von ihnen die Luftblasenspur des Torpedos beobachtet, zudem konnten Reste davon in einem Rettungsboot gesichert und eindeutig Deutschland zugeordnet werden. Für große Empörung in Holland sorgte die deutsche Seite, als sie zuerst ein (wie sich schnell herausstellte) gefälschtes Logbuch von „UB 13" präsentierte, um zu beweisen, daß das U-Boot nicht in der Nähe der „Tubantia" gewesen sei, und dann wenig glaubhaft behauptete, der Torpedo sei auf ein britisches Kriegsschiff abgefeuert worden und dann zehn Tage in der Nordsee umhergeirrt, bevor er quasi unabsichtlich das niederländische Schiff getroffen habe. Um von dieser Blamage abzulenken, begann Berlin daraufhin am 30. März einen „propaganda coup" (Hubert van Tuyll van Serooskerken: The Netherlands and World War I: Espionage, Diplomacy and Survival. Leiden 2001, S. 169), indem es den niederländischen Botschafter über eine angeblich bevorstehende britische Invasion informierte. Von der Gesandtschaft in Den Haag, in Kühlmanns Abwesenheit, versehentlich initiierte diesbezügliche Gerüchte führten tatsächlich zu einer Panik in der Öffentlichkeit, die Kühlmann wiederum Minister Loudon gegenüber ausnutzte. Die gesamte Entwicklung zwang die niederländische Regierung zum Ergreifen von militärischen Ausnahmemaßregeln, die einige Tage gültig blieben; vgl. Kühlmann an AA, 31. März 1916, und Kühlmann an Bethmann Hollweg, 8. April 1916, abgedruckt in: Bescheiden, S. 52–55. Kühlmann bilanzierte gegenüber dem Reichskanzler: „Im ganzen hat der Zwischenfall eine stark englandfeindliche Stimmung ausgelöst und uns so indirekt genützt." Siehe unten S. 604–605.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Namen in mannshohen Lettern auf die Seitenwände gemalt hatte und das Schiff auf beiden Seiten eine größere Anzahl brennender elektrischer Lampen führte. Unsere Verteidigung war nicht glücklich und geriet in eine doppelt schiefe Lage, nachdem Bruchstücke des Torpedos unwiderleglich bewiesen, daß es sich um deutsches Fabrikat handelte. Die Situation des Diplomaten in solchen Fällen ist eine schwierige und durchaus nicht beneidenswerte. Er hat sich auf das Peinlichste an die Instruktionen zu halten, die er erhält, schon damit seine Sprache sich genauestens mit dem deckt, was im Ministerium in Berlin den fremden Vertretern gemeldet wird. Das Auswärtige Amt selbst ist in solch rein technischen Fragen vollkommen auf die Auskünfte angewiesen, welche ihm vom Heer und der Marine geliefert werden, und manchmal mag wohl bei solchen Auskünften der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen sein. Die Holländer waren klug und objektiv genug, diese Verhältnisse zu durchschauen und mein persönliches Vertrauenskonto nicht mit Dingen zu belasten, von denen sie wußten, daß sie Berliner Ursprungs waren.

In dem Maße, als die Bauarbeiten fortschritten, konnte auch die Organisation des Dienstes systematisch durchgeführt werden, so daß ich bald ein reibungslos arbeitendes Instrument in der Hand hatte. Der einzige Diplomat in dem großen Stabe mit größerer geschäftlicher Erfahrung war mein Vetter Ferdinand von Stumm[674], der Sohn des früheren deutschen Botschafters in Madrid. Sonst bestand der ganze Stab aus Freiwilligen, größtenteils Herren, denen körperliche Mängel nicht erlaubten, in der Front zu dienen. Da war Köster[675], der heutige Personalchef des Auswärtigen Amtes, der als Flieger-Offizier sein Herz überanstrengt hatte. Mit der holländischen Sprache, mit Land und Leuten auf das Innigste vertraut, konnte er ausgezeichnete Dienste leisten. Die Welt der Künste und der Literatur hatte allerlei beigesteuert: Da war Franz Düllberg[676], der temperamentvolle Dramatiker, da war vor allem Dr. Fritz Wichert[677], der heutige Direktor des Kunstgewerbe-Museums in Frankfurt am Main. Als Gatte

[674] Ferdinand Carl Freiherr von Stumm (1880–1954), kommissarisch beschäftigter Erster Sekretär an der Gesandtschaft Den Haag Oktober 1914 – Dezember 1917; zuvor als Botschafts- bzw. Gesandtschaftssekretär in Washington, Konstantinopel, Belgrad und Rom tätig. Er war ein Vetter von Kühlmanns Frau Marguerite. – Sein im folgenden genannter Vater: Ferdinand Eduard (ab 1888: Freiherr von) Stumm (1843–1925), Botschafter in Madrid 1887–1892.

[675] Roland Köster (1883–1935), Legationssekretär an der Gesandtschaft Den Haag 1915–1919; zuletzt Botschafter in Paris 1932–1935.

[676] Franz Dülberg (1873–1934), Kunsthistoriker und Dramatiker. – Kühlmann plante an dieser Stelle, wie eine dreizeilige Lücke und eine handschriftliche Bleistiftnotiz anzeigen, offenbar noch einzugehen auf: „Herr von Dircksen [sic], unser gegenwärtiger Botschafter in Moscow. Alberti“. Diese handschriftliche Notiz erfolgte offenkundig vor dem Herbst 1933, als Herbert von Dirksen von seinem Moskauer Posten nach Tokio wechselte.

[677] Fritz Wichert (1878–1934), Kunsthistoriker; Leiter der Hilfsstelle für Pressepropaganda und Berichterstattung in Den Haag September 1914 – August 1917; persönlicher Referent Kühlmanns zur Kontaktpflege mit Presse und Parlamentariern September 1917 – Dezember 1918; verheiratet mit Margareta, geb. Brower. Die Beurlaubung Wicherts als Direktor der Frankfurter Städelschule (deren Fusion mit der dortigen Kunstgewerbeschule er vorangetrieben hatte) durch die Nationalsozialisten 1933 lag offenbar noch in der Zukunft, als Kühlmann dies schrieb.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

einer Holländerin besaß er Sprachkenntnisse und Verbindungen, die uns sehr nützlich gewesen sind. Er war der unermüdliche, feurige, ideenreiche Leiter des sogenannten Hilfsdienstes; ihm oblag die Fühlungnahme mit der Presse und den anderen Organen der öffentlichen Meinung.

Selbst in Kriegszeiten, wo die Zensur unbeschränkten Spielraum hat, entgehen ihr doch täglich, besonders in der kleineren Provinzpresse, Einzelheiten, die, systematisch zusammengefügt, vollständige und richtige Bilder ergeben. Ich organisierte auf Grund meiner genauen Kenntnis Englands und der englischen Presseverhältnisse ein englisches Bureau, welches auf eine sehr große Anzahl englischer Zeitungen und Zeitschriften abonniert war und diesen gewaltigen Stoff täglich aufs genaueste durchsiebte, um dann die gewonnenen Ergebnisse in Berichten zu verarbeiten. Auf diese Weise gelang es nicht nur, zahlreiche militärische Einzelheiten festzustellen, sondern auch über Politik, Wirtschaft, Stimmung so richtige und zuverlässige Bilder zu gewinnen, daß die Engländer sich nicht vom Glauben abbringen ließen, so eingehende Kenntnisse hätten sich nur mit Hilfe von Spionage gewinnen lassen. Ähnliche Organisationen sind auch in anderen Staaten eingerichtet worden. So z. B. erzählte mir der hervorragende Germanist der Pariser Universität, Lichtemberger[678], daß er in Paris während des Krieges ein analoges Bureau für Deutschland geschaffen habe und mit der Ausbeute aus systematisch durchforschten deutschen Blättern recht zufrieden gewesen sei[679].

Baron Eduard von der Heydt[680] konnte, von zarter Konstitution, auf die Dauer die Strapazen des Feldzuges – er gehörte zur Garde-Kavallerie-Division – nicht aushalten. Dank seiner vielseitigen Tätigkeit in London hat er das englische Referat mit Auszeichnung geführt. Eine systematische Durchforschung der in Holland ohne weiteres zugängigen englischen Presse bis in ihre kleinsten und geheimsten Winkel gestattete ihm, über die Gesamtlage, Englands Politik, Wirtschaft und Militär vorbildliche Berichte zu geben, welche sogar die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich zogen. Auf gegnerischer Seite war man überzeugt, daß so genaue Information nur durch ein ausgebreitetes Spionagenetz eingeholt werden konnte. Ich weiß aber auf das Bestimmteste, daß lediglich die bis ins Kleinste durchgeführte Aussiebung der Pressenachrichten ein solches Ergebnis erlaubte.

Es hat mich höchlich unterhalten, von Professor Lichtemberger [sic] in Paris, dem geistvollen Vertreter für deutsche Literatur an der Sorbonne, in einem Nachkriegsgespräch zu hören, daß er während des Feldzugs für den Quai

---

678 Henri Lichtenberger (1864–1941), französischer Germanist; Professor für Literatur und Deutsche Philologie an der Sorbonne 1907–1934.

679 Dieser Absatz entstammt einer einliegenden Notiz, betitelt „Journalistische Tätigkeit während meiner Gesandtenzeit in Holland.“, die auf einer Schreibmaschine ohne Umlaute, ggf. im Ausland (Paris ?), verfaßt wurde. Die Einfügung erfolgte trotz punktueller Doppelungen mit dem Folgetext.

680 Eduard von der Heydt (1882–1964); gründete 1909 in London mit Beteiligung des Elberfelder Bankhauses seines Vaters die Bank „E. von der Heydt & Co.“; als Rittmeister an der Westfront 1914–1915; Legationsrat in Den Haag 1915–1918.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

d'Orsay dieselbe Arbeit zu leisten gehabt hat. Auch bei ihm haben sich die aus genauester Sichtung veröffentlichter Nachrichten ergebenden Gesamt-Dispositionen allen Agentenberichten weit überlegen gezeigt.

Die sogenannte Spionage spielt in der Phantasie der Öffentlichkeit eine sehr große Rolle. Was ich im Kriege an Agentenberichten, confidenten Mitteilungen und dergleichen gesehen habe, gab mir eine traurige Vorstellung von den Ergebnissen dieser Bemühungen. Ich war dazu verurteilt, sowohl auf meinem diplomatischen Posten als später in der Wilhelmstraße Hunderte und Tausende dieser Berichte durchzulesen und zu prüfen. Besonders die Schweiz wimmelte von derartigen zweifelhaften Persönlichkeiten und produzierte allein ungefähr so viel geheimes Berichtsmaterial wie das ganze übrige Europa zusammen. Ich kann mich offengestanden nicht an eine einzige wirklich brauchbare oder wichtige Meldung erinnern; vielfach handelt es sich um zweifelhafte Existenzen, denen es lediglich auf Geldgewinn ankommt; sie dienen meist beiden Seiten und verwenden von dem, was sie von anderen hören, gerade nur eben so viel, um die Zahlungen nicht in Stockung geraten zu lassen. Meist handelt es sich auch um Leute, deren politische und militärische Vorbildung auf einer zu niedrigen Stufe steht, um wirklich nützliche und wichtige Beobachtungen zu erlauben. Ich erinnere mich an einen Fall, daß ein solcher Agent sich in einem neutralen Lande an unseren Militär-Attaché heranmachte, ihm sagte, er müsse für den russischen Generalstab Berichte schreiben, bekäme sehr viel Geld dafür, wisse aber zu wenig Bescheid, um einigermaßen wahrscheinlich klingende Berichte abliefern zu können. Ob der Militär-Attaché ihm nicht behilflich sein wolle, es komme gar nicht darauf an, daß das Gemeldete richtig sei, sondern nur, daß es genügend möglich erscheine, um ihm die Fortführung seiner Tätigkeit zu erleichtern. Vom Militär-Attaché befragt, ermutigte ich ihn, zur Versorgung des russischen Generalstabes mit zuverlässigen Nachrichten beizutragen, und dieses kuriose Verhältnis hat eine ganze Weile gedauert. Ob den Russen mit diesen „Geheimberichten" gedient war, mag eine andere Frage bleiben.

Wirklich gefährlich und rentabel ist nach meinen Erfahrungen nur jene Spionage großen Stils, die darin besteht, Angehörige der feindlichen Mächte, die selbst in wichtigen und entscheidenden Stellungen sind, im Frieden schon zu gewinnen. Der flagranteste Fall solcher Spionage, der wohl je in der Geschichte vorgekommen ist, ist der des Obersten Redl in der österreichischen Armee[681], der, in entscheidend wichtiger Generalstabsstellung tätig, österreichische Aufmarschpläne, kurz, alles, was an österreichischen Kriegsvorbereitungen wesentlich und wichtig war, an die Russen verkauft hatte. Mir haben österreichische Generäle gesagt, daß selbst im Weltkrieg die österreichisch-un-

[681] Alfred Redl (1864–1913), ab 1907 zunächst als Leiter des Kundschaftsbüros Österreich-Ungarns für die nachrichtendienstliche Überwachung des Auslands zuständig, dann stellvertretender Leiter des militärischen Nachrichtendienstes (Evidenzbüro), ab 1912 Generalstabschef des Prager Armeekorps. Er verriet über lange Jahre umfangreiche Geheimunterlagen vornehmlich an den russischen, aber auch den französischen und italienischen Geheimdienst – bis zu seiner Enttarnung und seinem Selbstmord im Mai 1913.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

garische Armee durch die Redl'sche Schurkerei noch schwer im Nachteil gewesen sei. Leider scheint es auch der englischen Spionage, die anscheinend gut und geschickt geleitet war, gelungen zu sein, sich einen gut unterrichteten Vertrauensmann in Wilhelmshaven zu sichern. Jahrelang in den Krieg hinein hat diese düstere Angelegenheit weiter gespielt; schließlich ist man anscheinend dem Verbrecher auf die Spur gekommen, hat ihn aber, wie mir vertraulich erzählt wurde, im entscheidenden Augenblick an der Flucht nicht verhindern können.

Auf politischem Gebiet, und nur die politischen Berichte der Agenten waren uns Diplomaten in der Regel zugängig, muß ich sagen, war es schade um jeden Taler, der auf diese Informationen verwendet wurde.

Deutschland war unter Hintenansetzung aller Grundsätze, die vor dem Kriege als sakrosankt proklamiert worden waren, einer vollkommenen Blokkade-Sperrung unterworfen worden; diese Blockade hat, mehr vielleicht als der ganze andere militärische Aufwand des Feldes, dazu beigetragen, Deutschland so zu schwächen, daß es schließlich zusammenbrach. Blockade ist das wichtigste Zwangsmittel überlegener Seemacht. Langsam, geräuschlos, ohne Aufsehen, würgt es den Staat ab, dem die Blockadeschlinge um den Hals geworfen ist. Durch die Blockade waren die Mittelmächte eine belagerte Festung. Schließlich konnte man neutrale Länder wie Holland nicht offiziell blockieren. Der Ententedruck war aber so stark, daß die Niederlande, um ihre eigene Ernährung und Einfuhr sicherzustellen, sich gezwungen sahen, Kontrollorganisationen zu schaffen, welche verhindern sollten, daß übersee eingeführte Güter ihren Weg nach Deutschland fanden. Ein rigoros durchgeführtes System schwarzer Listen war eines der wirksamsten Zwangsmittel. Für einen holländischen Kaufmann bedeutete, auf die schwarze Liste zu kommen, den ziemlich sicheren Ruin. Die schwarze Liste schnitt ihn automatisch von jedem Import ab, erschwerte ihm auch bei der Abhängigkeit der Geldmärkte von Paris und London Kredit und Finanzierung. Holland befand sich England gegenüber in einer Zwangslage. Wir mußten dem Rechnung tragen; immerhin muß ich sagen, daß die betreffenden Bestimmungen mit Einsicht und Weitherzigkeit, wo es tunlich war, sogar mit Wohlwollen, gehandhabt wurden.

Angesichts dieser Verhältnisse war die Leitung der Handelsabteilung der Gesandtschaft, die sich selbst schon wieder zu einer stattlichen Organisation ausgewachsen hatte, von entscheidender Bedeutung. Unter Felix von Müller hatte als Freiwilliger ein Herr von Hartogensis[682], einer ursprünglich holländischen Familie angehörend, ehrenamtlich die Handelsabteilung übernommen. Die Last wurde ihm aber allmählich zu schwer, und ich entdeckte unter den von der Marine für Chiffredienst an die Gesandtschaft abgegebenen Flottenan-

[682] Hartogensis, Handelsattaché an der Gesandtschaft in Den Haag November 1914 bis September 1915 (keine weiteren Daten ermittelt). Er mußte unter Kühlmann seinen Posten räumen und äußerte sich in der Folge mehrfach negativ über diesen, vgl. Wolff, Tagebücher S. 257 und 535.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gehörigen den Direktor der Deutschen Bank, Dr. Bergmann[683]. Ich habe ihn alsbald an die Spitze der Handelsabteilung gestellt und konnte mich zu seiner Wahl nur beglückwünschen. Der Genannte, ausgezeichnet durch ein ruhiges, klares Urteil und ein psychologisches Verständnis für ausländisches Denken, hat in raschem Anstieg noch während des Krieges im Reichs-Finanzministerium wichtige Aufgaben erfüllt und in den auf Versailles folgenden Verhandlungen über die Reparationen eine wichtige Rolle gespielt. Auch bei der Lausanner Konferenz wurde Manches von ihm ausgehenden Anregungen verdankt. – Einer der zuverlässigsten Mitarbeiter in der Handelsabteilung war der nachmalig zu so großem Einfluß und Reichtum gekommene jetzige Partner des Hauses Mendelssohn, Herr F. Mannheimer[684].

Viele Fäden verband[en] das damalige Holland mit dem benachbarten Belgien. Ich machte deshalb dort sehr bald meinen Antrittsbesuch und während meiner Tätigkeit in Holland führte mich mein Weg häufig nach Brüssel[685]. Über dem besetzten Belgien waltete, fast hätte ich gesagt, thronte, General von Bissing[686], der General-Gouverneur. Ein gut aussehender, schneidiger Soldat, hatte er viel von einem geborenen Grandseigneur, war immer tadellos in der Form und betont höflich, selbst wenn, was wohl meist der Fall war, er politisch mit meinen Anschauungen nicht übereinstimmte. In Brüssel war alles wunderbar „aufgezogen“. Man erwartete den General-Gouverneur in seinem Palais in der Stadt; er selbst wohnte irgendwo außerhalb. Des Gebieters harrend, waren in langen Reihen Soldaten und Zivilisten mit Mappen aufgebaut, das Auto rauschte herein, und während Bissing mit kurzem Gruß die Reihen durchschritt, neigte sich alles wie ein Ährenfeld. Wenn es der Kaiser selbst gewesen wäre, hätte es kaum tiefer und devoter sein können.

Deutschland hat in dem besetzen Belgien Ausgezeichnetes geleistet und überall wurde mit deutscher Gründlichkeit, auch nicht ohne deutsche Pedanterie, regiert und verwaltet; und, wie es gleichfalls im deutschen Geiste liegt, verliebte sich jeder rasch in seinen Wirkungskreis, und die Idee, daß wir Belgien irgendwie behalten mußten, sproß alsbald in vielen Köpfen. Daß England bis zum letzten Mann und zur letzten Patrone für die unbedingte Freiheit der Niederlande im weiteren Sinne[687] kämpfen würde, war jedem halbwegs Einsichtigen klar. Die Ideen einer dauernden Besatzung [sic] oder gar Einverlei-

[683] Carl Bergmann (1874–1935), Stellvertretender Direktor der Deutschen Bank (seit 1911); während des Ersten Weltkriegs in Den Haag tätig; später u. a. Berater der Reichsregierung für Reparationsfragen.

[684] Fritz Mannheimer (1890–1939), deutsch-niederländischer Bankier und Kunstsammler. – Eine handschriftliche Anmerkung belegt, daß noch die „Rolle Paul Schaeffers [sic] im Telegraphen-Büro-Dienst“ beschrieben werden sollte, was nicht mehr erfolgte. – Zu Scheffer vgl. Bußmann: Kühlmann und die Niederlande, S. 147.

[685] Darüber hinaus verbrachte Kühlmann, laut seines dreiseitigen tabellarischen Lebenslaufs, zudem vom 23. bis 26. Mai 1915 einen Urlaub in Belgien.

[686] Moritz von Bissing (1844–1917), General der Kavallerie; Generalgouverneur von Belgien 1914–1917.

[687] Im Sinne der Burgundischen und Spanischen Niederlande sind hier die Staaten Niederlande und Belgien, gegebenenfalls noch Luxemburg gemeint.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

bung Belgiens bildete[n] deshalb ein ernstes Friedenshindernis; in den Köpfen des Heeres, noch mehr der Marine, welche durch ein besonderes flanderisches Corps auch auf dem Festlande sich betätigte, war der Gedanke der Annexion Belgiens tief eingewurzelt.

Von den unter Bissing tätigen Herren hielt ich natürlich die engste Fühlung mit seinem diplomatischen Beirat, dem Freiherrn von der Lancken[688], früherer Botschaftsrat in Paris; ein gemäßigter, ruhiger und vernünftiger Mann, wußte er unseren Verkehr stets angenehm und fruchtbar zu gestalten. Auch er hatte sich eine Reihe von künstlerischen und literarischen Persönlichkeiten für die Arbeiten seiner Abteilung gewonnen. Besonders nahe standen mir der seit früheren Zeiten befreundete Meister deutscher lyrischer Dichtung, Rudolph Alexander Schröder[689], der sich um die Kenntnis flämischen Denkens und flämischer Dichtung in Deutschland große Verdienste erworben hat. Während seiner Kriegs-Arbeit in Brüssel vertiefte er sich in die Schätze der flämischen Sprache und Dichtung und hat selbst aus diesem ehrwürdigen Urquell sprachlich schöpfend durch meisterliche Übersetzungen viel dazu beigetragen, neue Brücken zwischen vlämischem [sic] und deutschem Denken zu schlagen. Auch der Bildhauer Graf Harrach[690] gehörte zu Lancken's Stab.

Eine diplomatisch bedeutende Persönlichkeit war der spanische Botschafter, Marquis von Villalobar[691]. Er war das merkwürdigste Beispiel dafür, was menschliche Willenskraft vermag, welches mir je in meinem Leben vorgekommen ist. Die Natur hatte ihn von seiner Geburt an stiefmütterlich behandelt. Er kam ohne Haare, ohne Zähne, ohne Füße auf die Welt und hätte normalerweise sein Leben lang elend im Rollstuhl vegetieren müssen. Mit eiserner Energie hat er all diese Nachteile zu überwinden verstanden. Er ging, tanzte sogar, mit komplizierten Prothesen, die sein als Mechaniker ausgebildeter Kammerdiener jeden Tag zurecht schraubte; eine von ersten Künstlern geformte Perücke, der tadelloseste immer elegante Anzug machten aus dem gescheiten und liebenswürdigen Mann einen der einflußreichsten internationalen Diplomaten, der, hätte ihn nicht ein früher Tod hinweggerafft, voraussichtlich noch Großes für Spanien hätte leisten können. Er spielte als Botschaftsrat in London eine bedeutende Rolle und war für Deutschland auf seinem Brüsseler Posten eines der wenigen Fenster nach der Welt zu, die uns geblieben waren. Das Urteil über Villalobar hat in Deutschland stark geschwankt. Die einen hielten ihn

[688] Oskar von der Lancken-Wakenitz (1867–1939), Gesandter; Leiter der Politischen Abteilung beim Generalgouvernement für Belgien, Brüssel, 1914–1918. – Handschriftlich notierte Kühlmann zudem „Edith Cavell" neben diese Ausführungen, auf sie ging er später im Text noch ein.

[689] Rudolf Alexander Schröder (1876–1963), Schriftsteller. Beide kannten sich aus Kühlmanns Elternhaus in München kurz vor der Jahrhundertwende und blieben lebenslang in teils engem Kontakt. – Der folgende Satz entstammt einer eingelegten handschriftlichen Notiz, betitelt „Rud. Alexander Schröder".

[690] Hans Albrecht Graf von Harrach (1873–1963), Bildhauer; Leiter der deutschen Pressestelle beim Generalgouvernement für Belgien, Brüssel, 1915–1917.

[691] Rodrigo de Saavedra, Marquis de Villalobar (1864–1926), spanischer Gesandter in Brüssel 1913–1926.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

für „deutsch-freundlich“, die anderen für „deutsch-feindlich“. Beides ist sicher falsch. Er war vor allem Spanier und persönlich beseelt von einem Ehrgeiz großen Stils. Er wollte seinem Lande dienen und an hervorragender Stelle eine europäische diplomatische Rolle spielen. Der Posten als Botschafter in Berlin mag ihm verlockend erschienen sein, solange Deutschland Aussicht hatte, mit Ehren aus dem furchtbaren Krieg hervorzugehen. Fiel die Schale des deutschen Einflusses zu tief, mögen sich seine Wünsche wieder mehr auf London gerichtet haben. Jedenfalls hat er, wie sich aus diesen Blättern ergeben wird, in einem entscheidenden Augenblick seine Haut für die deutsche Sache zu Markte getragen. Dies und seine unermüdliche Tätigkeit während seiner Mission in Brüssel sollten ihm von Deutschland dankbar gedacht sein. Ich kannte ihn schon von London her persönlich, und unsere Beziehungen sind vom ersten Augenblick an die freundschaftlichsten gewesen.

Die große Frage, die mich während meiner Haager Tätigkeit ständig beschäftigte, war die flämische. Das heutige Belgien besteht aus zwei nach Rasse, Gewohnheit, Weltanschauung und Sprache verschiedenen Nationen, den Flamen und den Welschen. Wie das 19. Jahrhundert an so vielen anderen Stellen das Bewußtsein der Nationalitäten neu erweckt und neu befestigt hat, so wurden sich auch die Flamen ihrer Eigenart immer mehr bewußt. Fest organisiert, immer enger zusammenhaltend, waren sie schon vor dem Kriege im steten Vordringen; Jahr um Jahr gelang es ihnen, für ihre Sprache und ihr Wesen neue Gebiete zu erobern. Kein Wunder, daß diese Flamen bald nach der deutschen Okkupation den Augenblick für günstig hielten, weitgehende flämische Wünsche der Erfüllung näher zu bringen, indem sie sich hierzu der deutschen Behörden bedienten. Sie fanden eifrige, vielfach zu eifrige, Gegenliebe; kein Wunder, daß all die, die von belgischen Annexionen träumten, hofften, sich auf das flämische Element hierbei stützen zu können. Ich persönlich brachte der flämischen Bewegung warme Sympathie entgegen. Soviel des Köstlichen in Literatur und Malerei wies auf flämischen Ursprung hin; mit Holland verband mich, mehr vielleicht als mit irgend einem anderen fremden Land, ein Gefühl innerer Zusammengehörigkeit, vielleicht eine durch die Jahrhunderte unbewußt erhaltene Erinnerung, daß unsere Familie ursprünglich aus Friesland stammt und später den Rhein heraufwandernd, nach dem südlichen Deutschland gekommen ist[692]. Ich konnte auf Grund geschichtlicher Überle-

[692] Für diese Theorie lassen sich keine Belege finden. Richard von Kühlmanns Ur-Ur-Urgroßvater väterlicherseits, Constantin Kühlmann (1682–1756), ist der erste urkundlich mit Beruf nachweisbare Vorfahre in der männlichen Linie; er lebte als Leinenwebermeister mit Bürgerrecht in Königsberg/Franken. Von den drei Generationen zuvor sind nur die (leicht abgewandelten) Namen Hans, Bastian und Johann Külman sowie bis ins 16. Jahrhundert reichende Lebensdaten bekannt, außerdem die Tatsache, daß sie in dem kleinen Ort Gellershausen südwestlich von Kassel wohnten, von wo aus Constantin Kühlmann nach Königsberg/Franken zog; vgl. Nachlaß Kühlmann, Sippen- und Ahnenbuch Kühlmann (1944 von Joseph Schmitt im Auftrag Richard von Kühlmanns erstellt) mit Kopien der Tauf- und Heiratsurkunden. Darüber Hinausgehendes beruht auf Vermutungen von Kühlmanns Onkel Max (Kommandant der bayerischen Division in Nürnberg 1870/71), der „sich nach seiner Pensionierung mit Familiengeschichte abgegeben“ habe. „Seine Theorie, die ziem-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gung und meiner Beobachtungen auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen nicht an [den] sogenannten Endsieg glauben, vor allem nicht an die endgültige Besiegung und Niederwerfung Englands. Zur See waren wir den Alliierten hoffnungslos unterlegen. Selbst wenn jedes deutsche Fahrzeug ein gleichartiges auf der Gegenseite vernichtete, blieb immer noch eine Macht übrig, auskömmlich hinreichend, um dem Gegner die Seeherrschaft zu sichern. Da ich Englands Standpunkt in der niederländischen Frage kannte, wiegte ich mich keinen Augenblick in der Illusion, wir würden jemals erfolgreich genug sein, um irgend etwas, was einer Annexion ähnelte, gegen Belgien durchsetzen zu können. Ich glaube, daß im heutigen Europa jeder Gedanke an Unterwerfung oder Absorption eines in Rasse, Kultur und Sprache fremden Volkes undurchführbar ist und daß jeder solche Versuch nur dazu führen würde, Verwirrung und Kampf zum Dauerzustand zu machen. Deshalb habe ich mich zu der sogenannten annexionistischen Flamenpolitik stets ablehnend verhalten, und diese Auseinandersetzungen bildeten den Hauptinhalt meiner Diskussionen mit den Brüsseler Gewalthabern.

In Holland bestand sowohl in akademischen Kreisen als in den jüngeren intelligenten Adelsschichten sehr warme Sympathie für die flämische Sache; ein reger Gedankenaustausch hin und her fand über die Grenze statt. Mir wäre es sympathischer und zweckmäßiger erschienen, alles zu tun, um die flämisch-holländischen Beziehungen zu stärken und auszubauen. Wenn wir Deutsche doch nicht in Belgien bleiben können, so argumentierte ich, ist es klüger, solange die Dinge im Fluß sind, Flamen und Holländer eng mit einander zu verflechten, so daß in späteren Zeiten das flämische Element sich dauernd auf Holland stützen könne, Unterdrückung und Mißhandlung derselben in Belgien bedeutender Rückwirkungen in Holland nicht entbehren würden.

Einzelne Flamen haben wegen ihrer Fühlung mit der Besatzungsmacht nach der Wiederherstellung Belgiens Verfolgungen und schwere persönliche Unbilde[n] über sich ergehen lassen müssen. Im Ganzen aber scheint die flämische Bewegung stark und hat es jedenfalls verstanden, auch im Nachkriegsbelgien sich einen gebührenden Platz im Staatsleben zu erobern.

War schon das Personal der Gesandtschaft bunt und vielseitig aus begabten, geistig tätigen Männern zusammengesetzt, so ließ ich es mir angelegen sein, auch aus Deutschland Herren als Gäste heranzuziehen, die belebend und anregend wirken konnten. Guter Stil hat für mich immer fascinierend gewirkt.

---

lich viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, ist die, daß die Familie ursprünglich aus Niederdeutschland bezw. Holland stammt – wo der Name Kuhlmann, wie mir in Holland erklärt wurde, die Bezeichnung für einen unter der Düne Angesessenen ist – den Rhein heraufgekommen ist und von da nach Bayern eingewandert"; Kühlmann an Stephan Kekule von Stradonitz, 13. Oktober 1918, Nachlaß Kühlmann. Entsprechende Nachweise existieren jedoch nicht, dennoch basieren hierauf wohl die (zweifelhaften) Angaben im Genealogischen Handbuch des in Bayern immatrikulierten Adels, Bd. 1, Schellenberg 1950, S. 508, „das Geschlecht stammt ursprünglich aus Westfalen"; ähnlich noch ebd. Bd. 21, Neustadt an der Aisch 1996, S. 487 und 797.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Als ich die Antwortrede des Berliner Historikers Professor Meinecke[693] bei seiner Aufnahme in die Akademie las, frappierte mich die Klarheit und innere Schönheit seiner Diktion so, daß ich ihm ohne vorangehende persönliche Bekanntschaft schrieb, ein längerer Besuch in Holland wäre mir erfreulich und willkommen. Meinecke kam; auf endlosen Spaziergängen an der donnernden Nordsee entlang tauschten wir unsere Ansichten über den Krieg, und wie er in die großen historischen Zusammenhänge einzugliedern sei, eingehend aus; Übereinstimmung wurde festgestellt, und seit dieser Zeit war ich dem gescheiten, selbstlosen und sachlichen Gelehrten dauernd freundschaftlich verbunden. Noch heute ist es mir eine Freude und ein Bedürfnis, von Zeit zu Zeit zu sehen, ob mein Weltbild mit dem seinen zusammengeht; immer ist es mir ein reiner Genuß, zu sehen, wie er von der hohen Warte unvergleichlicher Geschichtskenntnis aus ein Verhältnis zum Geschehen des Tages zu gewinnen sucht[694].

Am 8. Mai 1915 wurde ich am frühen Morgen schon mit der Nachricht überrascht, daß die „Lusitania" von einem deutschen U-Boot versenkt worden sei, wobei eine große Anzahl Menschen, weit über tausend Besatzung und Passagiere, das Leben verloren. Ich war über die Nachricht tief betroffen und erschüttert, wollte niemand sehen und sprechen[695]. Ich übersah sofort die für die deutsche Sache verheerenden Folgen dieses Schrittes; als ein bekannter Deutscher hereinkam und mir mit strahlender Miene zu diesem stolzen Erfolg unserer Marine gratulierte, übermannte mich die Erregung. Ich antwortete dem Manne nicht, sondern ließ sofort meinen Wagen vorfahren, fuhr allein nach Nordwijk und habe den ganzen Tag am Strande mit einigen Büchern verbracht. Ich ließ das Auto vorfahren und vergrub mich in dem um diese Jahreszeit leeren und stillen Nordwijk, um einigermaßen mit dem furchtbaren Eindruck fertig zu werden. Die Rechtslage schien mir durchaus klar. Die „Lusitania" hatte

693 Friedrich Meinecke (1862–1954), Historiker; Professor in Berlin 1914–1928. – Sein Festvortrag in der Öffentlichen Sitzung der Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin am 27. Januar 1916 (unter dem Titel: Germanischer und romanischer Geist im Wandel der deutschen Geschichtsauffassung) in: Friedrich Meinecke, Werke. Bd. 4. Zur Theorie und Philosophie der Geschichte. Hrsg. v. Eberhard Kessel. Stuttgart 1959, S. 154–172.

694 Meinecke weilte ab dem 5. August 1915 in Scheveningen, wie er Walter Goetz in einem Brief vom 30. Juli mitteilte, worin er auch erwähnt, daß „Kühlmann, der einen Hunger nach historischem Umgang" habe, den Kontakt über Friedrich Wichert hergestellt hatte. Für den Historiker war dies „eine merkwürdige und überraschende Einladung", wie er Alfred Dove schrieb; Friedrich Meinecke: Ausgewählter Briefwechsel, hrsg. von Ludwig Dehio und Peter Classen, Stuttgart 1962, S. 64. Beide blieben sich bis zu Kühlmanns Tod 1948 freundschaftlich verbunden.

695 Kühlmann schildert die Lusitania-Versenkung in seinem Memoirenmanuskript nach der Darstellung der Skagerrak-Schlacht; aufgrund der Chronologie werden diese Ausführungen aber hierher vorgezogen. Der Diplomat hat die Lusitania-Versenkung zweifach beschrieben: relativ knapp im Basistext und nochmals ausführlicher auf zwei eingelegten Blättern, betitelt: „Memoiren: Versenkung der ‚Lusitania' – Zeit der Gesandtschaft im Haag". Aus dieser ausführlichen Einschaltung stammt der aktuelle Absatz – mit Ausnahme der beiden folgenden Sätze, die aus dem Basistext hier eingefügt wurden. Sie schließen sich dort an den einleitenden Satz an: „Eines Tages, meine Kanzlei betretend, fand ich in der Frühe das Telegramm, welches die Torpedierung der ‚Lusitania' meldete."

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Munition an Bord, war auch, wie mir neuerdings von dem Mayor von Philadelphia[696], der damals viel mit Schiffahrtsfragen zu tun hatte, aufs Bestimmteste versichert wird, bewaffnet, beides Gründe, welche einen deutschen Tauchboot-Angriff an sich rechtfertigen könnten. Tatsächlich hatten auch Botschaft und Generalkonsulat in New York alles getan, um durch Warnungen amerikanische Reisende von Benutzung des bedrohten Dampfers abzuhalten. All diese Argumente sind mir von deutschen Landsleuten bei der Besprechung der Frage immer wieder entgegen gehalten worden. Es berührte mich von jeher eigentümlich, daß im Vaterlande der Glaube so weit verbreitet ist, es komme nur darauf an, ob man Recht habe, etwas zu tun, wobei sie meist vollkommen übersehen, daß es sich nicht darum handelt, ob man im Recht ist, sondern ob die Handlung auf die Dauer den eigenen Interessen nützt oder schadet. Mehr als irgend etwas anderes hat die Lusitania-Affaire dazu beigetragen, den Haß gegen uns in England zu entflammen und Amerika zum späteren Krieg gegen Deutschland zu bewegen. Durch Amerikas Teilnahme am Krieg ist das Schicksal unseres Vaterlandes besiegelt worden. Diese unentrinnbaren Folgen der Versenkung standen mir klar vor Augen, als ich die Nachricht empfing.

So wenig ich nach meiner kühlen Beurteilung der Gesamtlage von anfang an an einen vollen Erfolg der Mittelmächte glauben konnte, so sehr hatte ich an der Hoffnung festgehalten, daß, wie einst Friedrich der Große im Siebenjährigen Krieg durch eine glückhafte Konstellation der sicheren Vernichtung entging, es auch Deutschland gelingen könnte, durch geschickte Diplomatie die Partie remis zu machen, so daß es weder Sieger noch Besiegte geben würde. Dazu war es aber unbedingt notwendig, daß die Vereinigten Staaten neutral blieben. Warf dieser junge Riese, der über unbeschränkte Hilfsmittel verfügte, in seiner eigenen Geschichte während des Sezessionskrieges glänzende Vorbilder ungeheurer militärischer Improvisation besaß, sein Gewicht in die Wa[a]gschale, so war das Schicksal der Mittelmächte besiegelt. Das höchste diplomatische Ziel ist mir während des ganzen Krieges gewesen, Amerikas Neutralität zu erhalten. Ich war mir vollkommen klar darüber, daß, wie der Fall der Miss Cavell[697], von England geschickt ausgebeutet, uns unschätzbare Weltsympathien gekostet hatte, so die Versenkung der „Lusitania“ die Neutralität der Vereinigten Staaten im höchsten Grade gefährdete, so daß es nur noch einer Kleinigkeit bedürfte, um durch den Eintritt Amerikas in den gigantischen Kampf die Niederlage der Mittelmächte unvermeidlich zu machen[698].

Bei zwei typischen Fällen, die auf die Weltmeinung, auf die Stimmung gegen Deutschland von entscheidendem Einfluß gewesen sind, der Versen-

[696] Vermutlich J. Hampton Moore (1864–1950), Oberbürgermeister von Philadelphia 1920–1924, 1932–1936.

[697] Edith Cavell (1865 – 12. Oktober 1915), in Belgien tätige englische Krankenschwester; sie verhalf während der deutschen Besetzung Belgiens zahlreichen alliierten Soldaten zur Flucht über die belgisch-holländische Grenze und wurde dafür nach einem Kriegsgerichtsurteil hingerichtet (durch Erschießen).

[698] Dieser Absatz stammt aus dem Basistext, während der folgende das Ende der Einschaltung zur „Lusitania“ darstellt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

kung der „Lusitania“ und der Erschießung der Miss Cavell, konnte man mit Fug behaupten, Deutschland sei zu seinem Vorgehen berechtigt gewesen. Trotzdem waren diese beiden an sich vielleicht berechtigten Handlungen, außer dem wohl kaum vermeidlichen Einmarsch in Belgien bei Kriegsbeginn, die beiden Handlungen, welche deutsche Interessen am schwersten geschädigt haben und schwerer gegen uns wogen als eine verlorene Hauptschlacht. Auch in Holland hat trotz unserer sofort mit Nachdruck einsetzenden propagandistischen Gegenwirkung die Versenkung der „Lusitania“ der deutschen Sache moralisch enorm geschadet.

Ich hatte, da die Bauarbeiten noch lebhaft und lärmend im Gang waren, schon sehr früh Quartier im Palace Hotel in Scheveningen genommen; jetzt wohnten auch die Herren, die als meine Gäste aus Deutschland kamen, dort; abends aßen wir in der großen Glashalle mit dem Blick auf die Nordsee, in der, einer glühenden Kugel gleich, die sommerliche Sonne zu versinken pflegte. Das Meer lag still und geheimnisvoll da, nur belebt von den Seglern der Scheveninger Fischerkutten[699][sic], ab und zu nur die schwachen Rauchsäulen eines fern vorüberziehenden Dampfers. Manchmal ruhte mein Blick nachdenklich auf der unendlichen Wasserfläche, mußte da doch eines Tages der große Kampf zur See zum Austrag kommen. Wieder saß ich mit dem „Musenhof“, so hatten die jüngeren Herren scherzhaft unsere Tafelrunde getauft, beim Essen, da erzählte ein hastig herbeigekommener Herr, nach aufgefangenen Funktelegrammen müsse am späten Nachmittag eine gewaltige Seeschlacht entbrannt sein[700]. Jede Stunde brachte neue Nachrichten, ohne daß man sich aus der wirren Fülle ein irgendwie klares Bild hätte machen können. Die beiden Kampfflotten, die deutsche und die englische, hatten sich am Skagerak getroffen, und das ungeheure Geschehen der größten Seeschlacht der Weltgeschichte hatte sich in wenigen Stunden abgespielt. Vorläufig hörten wir nur phantastische Einzelheiten von den in die Luft gegangenen Schlachtkreuzern der Engländer, von Schiffen, die in hoher Fahrt in dunkler Nacht die Nordsee durchpflügt hatten, von einem Kreuzer, der weißglühend gesehen worden war, bis er in den Fluten versank. Erst allmählich konnte man aus den amtlichen Mitteilungen langsam ein Bild gewinnen, was sich tatsächlich zugetragen hatte[701].

Mir war es klar, daß dies die Entscheidungsschlacht zur See gewesen war. Die junge deutsche Marine hatte sich mit großem Schneid und großer Tapferkeit geschlagen, das deutsche Material hatte sich bewährt, aber weder Tüchtigkeit noch Material-Überlegenheit im einzelnen konnten gegen die niederdrük-

699 Gemeint ist vermutlich: Fischerkutter.

700 Die Schlacht am Skagerrak fand am 31. Mai 1916 statt.

701 Hieran plante Kühlmann, wie handschriftlich vermerkt, „2 ½ Seiten für [die] Beschreibung der Schlacht“ anzuschließen, was jedoch nicht mehr geschah. Einliegend findet sich ein Zeitungsartikel von Korvetten-Kapitän a. D. G. G. Freiherrn von Forstner über „Lord Kitcheners Tod – Im Verfolg der Skagerrak-Schlacht am 5. Juni 1916“ aus dem Juli 1937, der möglicherweise als Material für diese Schilderung, die nicht mehr erfolgte, herangezogen werden sollte. Einer handschriftlichen Notiz zufolge wollte Kühlmann auch noch auf die „Rolle Beatties u. der Schlachtkreuzer bei Gefecht an der Doggerbank u. Skagerrak Schlacht“ eingehen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

kende Übermacht des seegewohnten Englands aufkommen. Die Unmöglichkeit, die englische Hochseeflotte so entscheidend zu schlagen, daß eine Wendung im Kriegsverlauf eintreten könnte, war mir von anfang an klar gewesen. Es hätte keineswegs der Bestätigung durch die Skagerak-Schlacht bedurft, um meine Überzeugung zu bestärken. Damit war der Lebenstraum des Groß-Admirals von Tirpitz gescheitert; es stand zu befürchten, daß man nun, nachdem die Erzwingung der Überlegenheit mit Hilfe der Großkampfschiffe mißlungen war, in einer erneuten Verschärfung des U-Bootkrieges ein Mittel sehen würde, die Flotte zu rehabilitieren.

Bei Kykduin, einige Kilometer von Scheveningen, wurden die Leichen deutscher Matrosen, die in der Skagerak-Schlacht umgekommen waren, angespült, und wir hatten die traurige Aufgabe, diese Helden in holländischer Erde zur letzten Ruhe zu betten. Es war ein regnerischer Morgen, als wir zur Beisetzung herausfuhren. Traurige Gedanken bewegten mich, und ich mußte an die melancholische Beisetzung des russischen Popen in Tanger denken, der bei der Ausreise des Roschestwenski-Geschwaders getötet worden war.[702]

Eine Episode ist mir noch lebhaft in Erinnerung, die zeigt, auf wie schwankendem und gefährdetem Boden wir uns befanden. All mein Arbeiten war darauf konzentriert, Holland neutral zu erhalten, und alle maßgebenden holländischen Stellen, von der Königin abwärts, waren von dem gleichen Wunsche beseelt. Wir besaßen zahlreiche Anhaltspunkte dafür, daß die in Flandern stehenden deutschen Heeresteile ständig sich eines englischen Einfalls in Holland gewärtig waren und daß Pläne bestanden, für diesen Fall die deutschen Truppen in Holland einrücken zu lassen, bevor der hereinbrechende Feind sich genügend entwickeln konnte, um den in Belgien aufgestellten deutschen Streitkräften direkt in den Rücken zu fallen. An einem Vormittag meldeten mir verschiedene Telephongespräche aus Amsterdam, es herrsche in der Stadt eine gewisse Unruhe, allerlei Gerüchte liefen um, wonach die Engländer die Landung in Vlissingen beabsichtigten. Ich schrieb diese Gerüchte der damals noch gesteigerten allgemeinen Nervosität zu und ritt, wie ich gewohnt war, kurz nach dem Frühstück in die Dünen, um zwischen der Vormittags- und der Abendarbeit mir den Kopf wieder freizumachen. Als ich gegen die Teezeit zum Gesandtschaftspalais zurückkehrte, fiel mir auf, daß das Ganze unruhig war wie ein aufgestöberter Ameisenhaufen; kaum hatte ich mein Arbeitszimmer betreten, kam einer meiner Mitarbeiter herein und meldete mir, blaß und sichtlich aufgeregt, es seien so viele Gerüchte über die Möglichkeit einer englischen Landung in Vlissingen kolportiert worden, daß er sich für berechtigt gehalten habe, mit meiner Unterschrift diese Nachrichten sowohl nach Berlin als an die Oberste Heeresleitung in Belgien zu richten. Ich ließ mir die Telegramme sofort vorlegen und stellte fest, daß die Form ihrer Abfassung die Gerüchte noch alarmierender machte, ja, was nur als Gerücht cirkuliert hatte, schon fast als

[702] An den Rand schrieb Kühlmann handschriftlich „vergl. Asquith“, offenbar erneut ein Verweis auf die Memoiren des britischen Premiers, jedoch ist angesichts der Placierung unklar, ob der Vermerk sich auf Asquiths Sicht auf die Lusitania-Versenkung oder die Skagerrak-Schlacht bezieht.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Tatsache meldete. Ich ließ sofort Eiltelegramme hinterhergehen, wonach die Meldungen ohne mein Wissen und meine Ermächtigung gemacht seien und ich mich von ihrem Inhalt durchaus distanzierte. Ich fuhr sofort zum Außenminister; auch er hatte von solchen Gerüchten gehört, maß ihnen aber keinerlei Bedeutung bei, da bei der Menge in Holland tätiger Agenten aller Nationen das Aussprengen solcher Falschmeldungen zu den alltäglichen Ereignissen gehörte. Er versicherte mich, daß weder bei den holländischen Küstenschutztruppen noch bei der Marine die geringsten Anzeichen für ein solches englisches Vorgehen gemeldet worden seien. Mein Schreck war so groß gewesen, da ich bei der Nervosität, die bei unseren flandrischen Truppen herrschte, befürchten mußte, es könnte beim Einlaufen solcher Meldungen aus Holland von unserer Seite ein übereilter Schritt getan werden, der die holländische Neutralität verletzt und unsere Lage außerordentlich schwierig gestaltet hätte. Glücklicherweise kam mein Dementi rasch genug an die maßgebende Stelle, so daß Unheil verhütet wurde und ich das Gefühl des Reiters über den Bodensee hatte. Ich bin der Sache später nachgegangen: Es waren in der Tat diese Gerüchte von Agenten ausgesprengt worden und bei der allgemeinen Ängstlichkeit und Unsicherheit bei der Armee auf fruchtbaren Boden gefallen.

So angespannt die Arbeit in Holland war, so harmonisch das Zusammenarbeiten so vieler freudig und mit Hingabe dem gemeinsamen Werk dienender Männer, die Stimmung eine feste und gehobene und so vollkommen der Krieg jeden Gedanken an Festlichkeit ausschloß, so boten ruhigere Tage doch Gelegenheit, Besuche bei befreundeten Holländern zu machen und mit holländischem Wesen in enge Verbindung zu treten. Im Haag selbst waren es zwei große Kunstgelehrte, Dr. Abraham Bredius und Hofstedt De Groot[703], die zu meinem engeren Bekanntenkreise gehörten. Es ist nicht übertrieben, Bredius als den Biographen Rembrandt's zu bezeichnen, überhaupt als den Mann, der mehr als irgend ein Lebender dazu beigetragen hat, das Wissen um die holländische Kunst des 17. Jahrhunderts zu erweitern und zu vertiefen. Von wohlhabender holländischer Familie stammend, besaß er im Haag ein herrliches Patrizierhaus, von oben bis unten angefüllt mit Schätzen, teils ererbten, teils in lebenslanger Sammlertätigkeit gewonnenen. Auf allen Gebieten ein hochkultivierter Europäer, war der Umgang mit ihm eine reine Freude. Was ich von der holländischen Malerei weiß, verdanke ich größtenteils ihm. Er und Hofstedt de Groot zusammen haben das Kunstsammeln und den Kunstgeschmack ihrer ganzen Generation maßgebend beeinflußt. Hofstedt de Groot, ein alter Junggeselle, besaß weder die liebenswürdige Intuition noch die geselligen Talente, die Bredius zierten; dafür hatte er aber mit echt friesischer Zähigkeit ein gigantisches Material an Notizen, Photographien, Zeichnungen und Reproduktionen aufgehäuft, so daß er an wissenschaftlichen Hilfsmitteln für Bestimmung eines holländischen Bildes oder einer Zeichnung von keinem Lebenden übertroffen wurde.

[703] Abraham Bredius (1855–1946), niederländischer Kunsthistoriker. – Cornelis Hofstede de Groot (1863–1930), niederländischer Kunsthistoriker.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Unter den damaligen holländischen Ministern habe ich am meisten Herrn Kröller gesehen.[704] Aus der Geschäftswelt hervorgegangen, durch verwandtschaftliche Beziehungen Chef des großen Hauses Wilhelm Müller & Co. geworden, umfaßten seine Transaktionen die ganze Welt; Inhaber von Schiffahrtslinien, einer der größten Erzhändler der Welt, gingen die Fäden seiner Verbindungen um den ganzen Erdball. Persönlich ein Mann von gewinnender Liebenswürdigkeit, war sein Haus zugleich ein Museum moderner Kunst, denn seine Gattin sammelte in höchst persönlicher Weise Modernstes und Allermodernstes und hat von den Werken Vincent van Gogh's[705], der eigentümlichsten Manifestation neueren holländischen Genies, wohl die bedeutendste existierende Privatsammlung zusammengebracht. In Honderloo hatte er auf einem für holländische Verhältnisse ungeheuren großen eingefriedeten Privatbesitz von dem eigenwilligen Architekten, der die Amsterdamer Börse gebaut hatte[706], ein einfaches Landhaus errichten lassen, das in vollendeter Schmucklosigkeit dem etwas asketischen Geschmack der Moderne entsprach. Dieser Quadratmeilen umfassende Besitz bot sowohl auf Rot- wie auf Schwarzwild gute Jagd, und manch ausruhsame Tage habe ich mit dem vielgereisten und vielbewanderten holländischen Minister draußen verbracht.

Einer anderen Welt gehörten die Grafen Bentinck an, die, auch in Deutschland angesehen und begütert, zu den Spitzen der holländischen Aristokratie gehörten. Mehrfach war ich in Amerongen zu Gaste, in dem gewaltigen herrschaftlichen Wasserschloß, ohne jemals zu ahnen, daß diese stolze Burg, die der Große Kurfürst im wesentlichen hatte erbauen lassen, einst das Asyl des nach dem Zusammenbruch landflüchtigen deutschen Kaisers werden sollte[707]. Ein Bentinck war damals holländischer Gesandter in Berlin gewesen[708]; Lud-

[704] Anthony G. Kröller (1862–1941) war kein Minister, sondern mit der Erbin des ursprünglich Düsseldorfer Handels- und Reedereiunternehmens „Wm. H. Müller & Co." verheiratet, übernahm dessen Rotterdamer Unternehmenszweig, war führendes Mitglied des „Nederlandsche Overzee Trust Maatschappij" und besaß ab 1915 die Den Haager Zeitung „Het Vaderland". Seine deutsche Frau Helene Müller (1869–1939) und er sammelten in großem Stil Kunstwerke, brachten u. a. die weltweit zweitgrößte van-Gogh-Sammlung zusammen und stellten sie aus. Sie erwarben den heutigen Nationalpark De Hoge Veluwe als Jagdrevier; dort ließen sie ab 1914 mit dem Jachthuis Sint Hubertus das erste Gebäude errichten, das zum Nukleus des heutigen Kröller-Müller-Museums wurde.

[705] Vincent van Gogh (1853–1890), niederländischer Maler.

[706] Hendrik Petrus Berlage (1856–1934), niederländischer Architekt.

[707] Schloß Amerongen war der Besitz des Grafen Godard van Aldenburg-Bentinck (1857–1940). Er nahm dort im November 1918 den Kaiser auf. Seine Tochter Elisabeth heiratete später den kaiserlichen Adjutanten Sigurd von Ilsemann. Wilhelm II. siedelte 1920 von Schloß Amerongen nach Haus Doorn bei Utrecht um.

[708] Kühlmanns Angaben sind nicht ganz zutreffend. Sie beziehen sich auf Godard Adriaan Baron van Reede (1621–1691), bis 1685 niederländischer Gesandter im Kurfürstentum Brandenburg und Schloßherr auf Amerongen, als es 1672 von französischen Truppen in Brand gesetzt wurde. Sein Sohn Godard van Reede-Ginkel heiratete die Erbtochter von Middachten, Ursula van Raesfelt, so daß sich seitdem Middachten und Amerongen im Besitz von Brüdern oder Neffen der van Reedes befanden. Erst als die van Reedes männlicherseits Mitte des 19. Jahrhunderts ausstarben, erbte Carl Anton Ferdinand von Bentinck (1792–1864). – Der im folgenden genannte: Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

wig XIV. ließ ihm befehlen, seinen Posten zu verlassen und nach Holland zurückzukehren. Als der Diplomat, selbstverständlicher Pflicht gehorchend, dies ablehnte, ließ der Sonnenkönig Schloß Amerongen niederbrennen. Der Große Kurfürst schenkte Bauholz und allerlei sonst für die Wiedererrichtung Nötiges, zuletzt sein und seiner Gemahlin lebensgroße Ölportraits. Beide hingen noch zu meiner Zeit in der Halle des schönen Adelssitzes. Nahe bei Amerongen war noch aus früherer Zeit stammend das romantische Schloß Zuylesteyn, von einem anderen Zweige der gräflichen Familie Bentinck bewohnt.

In dem schönsten der Bentinck'schen Schlösser, Middachten, einem herrschaftlichen, gleichfalls als Wasserschloß ausgebildeten Prunkbau aus der Zeit Ludwig XIV., hauste Graf Wilhelm Bentinck[709], ein alter Freund, der vor dem Kriegsausbruch als Attaché der Londoner Botschaft angehört hatte. Mehrfach rollten wir an stilleren Sonntagen durch die alten Buchenalleen, wohl die schönsten der Welt, durch das stattliche Arnheim, nach diesem schönen Schloß. Es war damals im diplomatischen Corps communis opinio, daß die Friedensverhandlungen in Holland stattfinden würden. Für diesen Fall verabredeten wir mit Bentinck, halb im Scherz, daß der Hauptsitz der deutschen Delegation nach Middachten verlegt werden sollte, und wir malten uns im Stile des 18. Jahrhunderts die Feuerwerke aus, die nach dem Friedensschluß abgebrannt werden sollten. Fast alle großen Frieden der großen Koalitionskriege waren in Holland geschlossen worden. Dickleibige Stichwerke verewigen die prunkvollen Feste, die in glücklicheren Zeiten solch diplomatischen Transaktionen folgten.

Mit der Zeit konsolidierte sich unser Verhältnis zu Holland; wenn auch mitten im Weltkrieg schwierige Fragen überraschend auftauchten, so hatte sich doch im Laufe der Zusammenarbeit ein Vertrauensverhältnis herausgebildet. Jeder kannte die Absichten des Gegenspielers, wußte, daß er keine geheimen oder unehrlichen Nebenziele verfolgte; so entstand eine Atmosphäre, in der man hoffen konnte, auch schwierigerer Fragen Herr zu werden.

Mit Berlin war ich in ständiger Fühlung. Dort kämpfte der Kanzler, Bethmann Hollweg, noch immer gegen die Verkündung des unbeschränkten U-Bootkrieges. Ich teilte seinen Standpunkt vollkommen, daß die politischen Gefahren dieser Kriegsführung alle etwa möglichen militärischen Vorteile, die

(1620–1688), Kurfürst von Brandenburg und Herzog in Preußen 1640–1688; in zweiter Ehe 1668 verheiratet mit Herzogin Dorothea von Braunschweig und Lüneburg (1636–1689).

709 Wilhelm Graf von Bentinck und Waldeck-Limpurg war ein Neffe des eben genannten (vgl. Anm. 707) Grafen Godard van Aldenburg-Bentinck. – Kühlmann und seine Frau trugen sich mehrfach in das Gästebuch des Schlosses ein: Sowohl zu Ostern (22.–25. April) als auch über Pfingsten (10.–13. Juni) 1916 waren sie dort zu Gast. Richard von Kühlmann hinterließ noch ein weiteres Mal „auf der Reise nach Constantinopel, 23. 24. Oktober 16" einen Eintrag in dem Gästebuch: „Einmal ließ man's noch auf Enten knallen / Abschied nehmen von den Freunden allen / Viele gute Hasen ungeschossen / Goldne Herbstestage ungenoßen / Sind mir heute schon aufs Herz gefallen". Vom 13. bis 15. Dezember 1916 war dann Marguerite von Kühlmann noch einmal alleine auf Middachten zu Gast, bevor sie ihrem Mann nach Konstantinopel folgte; vgl. Gästebuch Schloß Middachten, Privatbesitz von Franz Graf zu Ortenburg.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sie bringen konnte, bei weitem überwogen. Ich hatte am eigenen Leibe erfahren, wie gefährlich die Stimmung in Holland gewesen war, als ich die Geschäfte übernahm, und wieviel Mühe und Geduld es gekostet hatte, einen halbwegs leidlichen modus vivendi herzustellen.

Es ist heute, da die Welt schnell lebt und noch schneller vergißt, den meisten gänzlich entfallen, welch' phantastische Versprechungen im Brustton der Überzeugung von den Anhängern des U-Boot-Krieges gemacht wurden, um ihr schädliches Vorhaben durchzusetzen. Gewisse angebliche Getreidespezialisten rechneten auf Tag und Stunde aus, wann England durch die Hungerblokkade der U-Boote zum Erliegen kommen würde. Insbesondere ein Dr. [*Lücke*][710], der sowohl in der Kaiserlichen Umgebung als beim Großen Hauptquartier bedeutenden Ansehens sich erfreute, glänzte in diesen Berechnungen und trägt für den Endentschluss zum rücksichtslosen U-Boot-Krieg zweifellos einen Teil der Mitverantwortung. [Auch Erich] Hossenfelder, Verbindungsgenosse von Staatssekretär Zimmermann[711], hat dazu beigetragen, bei Zimmermann unrichtige Anschauungen über [die] Wahrscheinlichkeit [eines] amerikanischen Kriegseintritts hervorzurufen[712].

Anfang Februar 1916 erhielt ich vom Kanzler telegraphische Weisung[713], ich möchte in Form eines ausführlichen Berichtes meine Stellungnahme zum unbeschränkten U-Boot-Krieg niederlegen, unter besonderer Berücksichtigung des deutschen Verhältnisses zu Holland. Ich benutzte einen stillen Sonntag, um in einem Zuge den Bericht zu entwerfen und durchzuarbeiten, den ich alsbald nach Berlin sandte. Ich lasse ihn, da er von grundlegender Bedeutung ist und meine Anschauung über die Frage ausführlich darlegte, hier im Wortlaut folgen.

Haag, 6. Februar 1916.

DENKSCHRIFT ÜBER DEN U-BOOTKRIEG.

Die sich in neuester Zeit häufenden Anzeichen dafür, daß die deutsch-amerikanischen Beziehungen augenblicklich eine schwere Krise durchmachen, haben in den politischen Kreisen Hollands die größte Aufmerksamkeit erregt und werden allseitig besprochen.

Man glaubt in diesen Kreisen, zwischen Deutschlands Haltung in der Lusitania-Frage und dem in einem großen Teile der deutschen Presse laut gewor-

[710] Nicht ermittelt.

[711] Arthur Zimmermann (1864–1940), Staatssekretär des AA November 1916 – August 1917.

[712] Dieser Absatz gibt zwei eingelegte Notizzettel wieder, betitelt „Anmerkung zu ‚Memoiren'" und „Memo. Meinungskampf vor Ausbruch des unbeschränkten U-Bootkrieges". Letzterer ist angeheftet an den Nekrolog zu Erich Hossenfelder (1875–1935) aus der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" vom 22. Februar 1935. Dieser gehörte – wie Arthur Zimmermann, allerdings ein Jahrzehnt danach – als Student der Albertus-Universität Königsberg dem Corps Masovia an und war 1906–1917 im deutschen Generalkonsulat in New York tätig, ab 1912 als Konsul.

[713] Der Erlaß datiert vom 28. Januar 1916, in: Reichskanzler Bethmann Hollweg I, S. 638–639; ferner unten S. 389–393.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

denen Wunsche nach einer erneut einzusetzenden rücksichtslosen Führung des Unterseebootkrieges einen gewissen Zusammenhang annehmen zu dürfen. Dieser Wunsch ist an vielen Stellen hervorgetreten und besonders an solchen, von denen man in Pressekreisen anzunehmen pflegt, daß sie Wünschen und Anschauungen des Reichsmarineamtes häufig als Sprachrohr dienen. So ist als besonders charakteristisch hier ein Artikel der Kölnischen Volkszeitung, datiert Berlin, den 31.I., betrachtet worden, der den Satz enthält: [„]Deutschland hat sich vorbehalten, die U-Bootwaffe so zu verwenden, wie es den Kriegszwecken Deutschlands am besten entspricht, ohne Rücksicht auf Wünsche und Empfindlichkeiten dritter.[“] Dies heißt wohl in das gewöhnliche Deutsch übersetzt, der Unterseebootkrieg soll geführt werden ohne Rücksicht auf die Neutralen.

Die in diesen Presseäußerungen zutagetretenden Absichten sind von so einschneidender Bedeutung für den Verlauf des Krieges, die Gestaltung der künftigen Weltpolitik und das Schicksal des Deutschen Reiches, daß es für einen gewissenhaften und vaterländischen Politiker eine unabweisbare Pflicht ist, sich mit diesem Gedanken und seinen Folgen ausführlich auseinanderzusetzen und die wahrscheinlichen Wirkungen eines solchen Vorgehens zu beleuchten.

Zur Befürwortung eines derartigen Vorgehens würde wahrscheinlich etwa folgendes ausgeführt werden:

Von den uns gegenüberstehenden feindlichen Großmächten ist England für uns am schwersten verwundbar. Es bietet uns Landgrenzen in Ägypten, Mesopotamien und Indien. Ägypten und Mesopotamien sind der Sitz wichtiger Interessen, aber keine absolut vitalen Teile Englands selbst. Ein vollkommener Sieg der mit Deutschland verbundenen Waffen auf diesen beiden Kriegsschauplätzen würde keinen absoluten Zwang für England zum Friedensschluß bedeuten. Schwerer würde eine gefährliche Bedrohung Indiens in die Wa[a]gschale fallen. Diese ist aber nach den geographischen Umständen in absehbarer Zeit schwer zu verwirklichen.

Die Möglichkeit, England mit unserer Schlachtflotte anzufallen, ist bei der erheblichen Überlegenheit der englischen Flotte n i c h t gegeben.

Das einzige Mittel, was wir gegen England haben, ist Handelskrieg mit Hilfe der Unterseeboote. Diese vollkommen neue Kriegführung ist genau vor einem Jahre eingeführt worden. Sie hat England bis zu einem gewissen Grade Schaden getan. (Über die tatsächliche durch U-Boote versenkte Tonnenzahl sind auch nicht annähernd zuverlässige Zahlen zu erhalten. Zeitungsmeldungen zufolge soll Admiral von Holtzendorff in einem Preßgespräch für Unterseeboote und Minen einen Verlust von 1.300.000 t in Anspruch genommen haben. Eine englische offiziöse Äußerung (Reuter telegraphiert aus London vom 2.II.) gibt dem gegenüber als amtliche englische Ziffern für die Zeit bis 1. Oktober 1915 als verloren: Kauffahrteiflotte 355.744 t und Fischerflotte rund 10.000 t, Gesamtverlust 365.840 t. Der Abstand zwischen beiden Ziffern ist so groß, daß er sich auch nicht einigermaßen erklären läßt). Im großen ganzen hat der Unterseebootkrieg nicht gehalten, was seine Befürworter sich davon ver-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sprochen hatten. Als Hauptgrund wird angeführt, daß der Flaggenmißbrauch, die Bewaffnung der Handelsschiffe und die Rücksicht auf die Neutralen eine vollkommene Ausnutzung aller Möglichkeiten bisher verhindert haben. Immerhin wird von der erheblichen Steigerung der Frachten, die wiederum von einer Verteuerung zahlreicher Lebensbedürfnisse in England begleitet ist, ein gewisser Teil von den Befürwortern des Unterseebootkrieges für diesen in Anspruch genommen.

Nun ließe sich denken, daß überzeugte Anhänger des Gedankens, nur eine endgültige Niederringung Englands könne den Krieg zu Ende führen, diese auf dem Wege des U-Bootkrieges versuchen möchten, und zwar, wie der Berliner Korrespondent der Kölnischen Volkszeitung sagt: „Ohne Rücksicht auf Wünsche und Empfindlichkeiten dritter", d. h. Schiffe, von denen nicht ohne weiteres zweifelsfrei erkennbar ist, daß sie neutrale sind, sollen rücksichtslos abgeschossen werden. Bei dem jetzt im Schwange gehenden Mißbrauch von Flaggen und Kennzeichen der Neutralen durch die Kriegführenden kann man im allgemeinen sagen, daß dies bei keinem einzigen auf See schwimmenden Schiffe zweifellos feststeht.

Es wäre nun zu untersuchen, welches die Wirkungen eines solchen Vorgehens wären; in erster Linie in Bezug auf den wichtigsten Kriegführenden: England; dann in Bezug auf die wichtigsten Neutralen: Amerika, Holland, Belgien, Rumänien und Skandinavien.

Nehmen wir an, ein Verteidiger des unentwegten U-Bootkrieges führe aus: England leidet in hohem Grade unter dem Mangel an Schiffsraum. Gelingt es, durch einen durchaus rücksichtslosen Unterseebootkrieg diesen Schiffsraum noch weiter zu verringern – nähmen wir z. B. äußerstenfalls an, es gelänge der deutschen U-Bootflotte innerhalb der nächsten 6 Monate, 4 Mill. t zu versenken (eine nach den bisherigen Erfahrungen ganz unwahrscheinlich hohe Zahl!) –, so zwingen wir dadurch England auf die Knie und nötigen es, einen Frieden auf Gnade und Ungnade mit uns abzuschließen.

Untersuchen wir erst einmal rein technisch die Frage, ob nach den vorhandenen Verhältnissen dies tatsächlich der Fall sein würde, um weiter ausholend dann zu betrachten, welches die politischen Wirkungen für England wären.

Die englische Tonnage wurde nach sämtlichen englischen Angaben bei Ausbruch des Krieges auf rund 20 Mill. t geschätzt; dazu sind gekommen 650.000 t an Neubauten im Jahre 1914. Nehmen wir an, was von England bestritten wird, daß unsere Unterseeboote tatsächlich 1,3 Mill. t versenkt haben, so würde das eine noch vorhandene Tonnage von 19¼ Mill. t ergeben. Von diesen 19¼ Mill. t sind nach den zuverlässigsten Angaben von Militär und Marine 6,5 Mill. t für militärische Zwecke requiriert. Der Rest von rund 12½ Mill. t versieht die Bedürfnisse Englands und seiner Verbündeten – wie man aus den steigenden Frachtraten schließen kann – mit ziemlicher Mühe. Dabei darf man aber nicht übersehen, daß die Schwierigkeit durchaus nicht ausschließlich im Mangel an Schiffsraum liegt, sondern daß das Arbeiter-Problem auf den Eisenbahnen und in den Häfen nach der Anschauung der besten

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

objektiven Beurteiler, z. B. der Amerikaner, ein fast ebenso wichtiger Faktor der entstandenen Verkehrsstockung und Teuerung ist wie der Mangel an Schiffsraum selbst.

Ich verweise in dieser Hinsicht auf den Artikel des Iron Age vom 30. Dezember 1915.

Diese Kalamität kann zweifellos durch Zufuhr von Arbeitskräften von außerhalb, z. B. von Amerika, und durch bessere Organisation zum Teil gemildert werden.

Nehmen wir an, es würden 4 Mill. t versenkt, so hätte die englische Regierung die Wahl, entweder diese 4 Mill. t von den noch für Handelszwecke zur Verfügung stehenden etwa 12½ Mill. t zu nehmen, oder aber aus den für Heereszwecke requirierten 6,5 Mill. t. Die 6½ Mill. t werden benötigt, in erster Linie für die Aufrechterhaltung der großen überseeischen Expeditionen nach Saloniki, Ägypten, Ostafrika und Mesopotamien; von diesen ist Saloniki bei weitem die größte[714], sowohl was die engagierten Streitkräfte als die dafür gebundene Tonnage anlangt. Schon jetzt machen sich in der englischen Presse, besonders auf liberaler Seite, gewichtige Stimmen geltend, die darauf hinweisen, daß die Expeditionspolitik so viel wie möglich eingeschränkt werden sollte, und insbesondere die Expedition nach Saloniki, die in englischen militärischen und politischen Kreisen von jeher sehr unpopulär war, aufgelöst werden sollte (vergl. Leitartikel des Londoner Economist vom 5. Februar 1916).

Es würde eine reine Vermutungsrechnung sein, den durch Aufgeben der Expedition freiwerdenden Tonnenbetrag zu berechnen. Ich glaube, daß man aber nach der Zahl der dort aufgestellten Mannschaften, verglichen mit denen der anderen Expeditionen, wohl auf 3 Mill. t rechnen kann. Die politische Wichtigkeit der Saloniker Expedition ist nach dem Niederbruch Serbiens außerordentlich zweifelhaft, besonders für England, und es unterliegt m. E. nicht dem leisesten Zweifel, daß England, sobald es die Tonnage wirklich notwendig braucht, Saloniki aufgeben wird, wie es die Dardanellen aufgegeben hat.

Auf englischen Schiffswerften befanden sich nach Ziffern, die auch in holländischen eingeweihten Kreisen für glaubwürdig gehalten werden, anfangs Januar 1.362.000 t Handelstonnage im Bau. Falls das Schiffsproblem durch einen verschärften Unterseebootkrieg zu dem Problem des großen Völkerringens gemacht werden sollte, könnte wohl die Hälfte dieser Tonnage innerhalb des nächsten Halbjahres für Handelszwecke freigemacht werden. Man könnte also einen Zuwachs von etwa 600.000 t zur englischen Handelsflotte annehmen.

Über die Größe der in amerikanischen Häfen liegenden deutschen Tonnage habe ich authentische Zahlen nicht bekommen können. Ein holländischer Sachverständiger schätzte sie auf rund 1 Mill. t. Ebenso liegt in portugie-

[714] Die Salonikifront war von 1915 bis 1918 ein Nebenkriegsschauplatz. Dort landeten die Alliierten im Herbst 1915 Truppen, um gegen die Eroberung Serbiens durch die Mittelmächte vorzugehen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sischen Häfen für England im Fall der Not erreichbar eine erhebliche deutsche Tonnage fest, über die ich nicht einmal annähernde Schätzungen besitze.

Bei Aufgabe der Saloniki Expedition und Hereinziehung Nordamerikas und Portugals in den Weltkrieg könnte England an bisher requirierter Tonnage 3 Mill. t für Saloniki, an möglichen Neubauten 600.000 t, amerikanische und portugiesische (bisher deutsche) Tonnage 1,1 Mill. t, also eine Ziffer von Tonnage freimachen, die die ganz außerordentlich hohe durch den verschärften U-Bootkrieg zu erreichende Zahl auch bei vorsichtiger Berechnung übertreffen würde. Ich nehme aber keinen Anstand, als meine Überzeugung auszusprechen, daß die Ziffer von 4 Mill. t versenkter Handelstonnage innerhalb 6 Monate auch durch einen außerordentlich verschärften U-Bootkrieg nicht erreicht werden wird. Es läßt sich bei einer solchen Rechnung das Einsetzen hypothetischer Zahlen nicht vermeiden. Ich glaube aber nachgewiesen zu haben, daß selbst bei günstigstem Verlaufe für uns England mit großen Unbequemlichkeiten und unter Anspannung aller organisatorischen Fähigkeiten Tonnage freibekommen kann, die die versenkte ungefähr aufwiegen würde. Eine entscheidende Wirkung des U-Bootkrieges in dem Sinne, daß England dadurch auf die Knie gezwungen würde, steht selbst zahlenmäßig nicht zu erwarten.

Um die politische Seite vom englischen Standpunkte der Wichtigkeit der Frage entsprechend zu beleuchten, mag etwas weiter ausgeholt werden.

Nach der Vernichtung der napoleonischen Macht hat sich England den größten Teil des neunzehnten Jahrhunderts hindurch einer verhältnismäßig unbestrittenen Ruhe und Sicherheit erfreuen können. Der russische Druck auf Asien und die, wenn auch entfernte, Bedrohung der indischen Besitzungen ergaben einen natürlichen englisch-russischen Gegensatz. Es gelang aber England mit zweckmäßiger Ausnutzung guter Gelegenheiten mit geringen eigenen Opfern, Rußland schwere Präventivschläge zuzufügen und russische Erfolge zu konterkarieren. Es sei erinnert an den Krimkrieg, den russisch-türkischen Feldzug vom Jahre 1878 und den folgenden Berliner Kongreß und den russisch-japanischen Krieg. In dem, was England wesentlich war – seiner Seeherrschaft –, hat es sich das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch niemals bedroht gefühlt. Eine kurze Episode französischer Rivalität unter Napoleon III., die in England stark überschätzt wurde, verdient kaum der Erwähnung.

Mit dem Zusammenbruch des ersten napoleonischen Kaiserreiches fühlte sich England zum ersten Male bedroht, als das machtvoll emporgewachsene junge Deutsche Reich seiner erdrückenden Überlegenheit zu Lande die Schaffung einer mächtigen Flotte beifügte, deren Zweck es nach Äußerungen in der Presse und anderweitig sein sollte, England die Seeherrschaft streitig zu machen. Getreu seiner seit dem 17. Jahrhundert traditionsmäßig ausgebauten Politik versuchten die englischen Staatsmänner durch Bildung einer Koalition gegen die sie, wie sie glaubten, bedrohende deutsche Gefahr sich Rückversicherung zu verschaffen. Die ideale Koalition, die allen englischen Staatsmännern als heiß ersehntes Ziel vorschwebte, war ein Bündnis mit Amerika. Diese beiden großen, überwiegend von Angelsachsen bewohnten Inseln mit reichen

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Naturschätzen, einer hochentwickelten und tätigen Bevölkerung, bildeten eine Koalition, deren Stärke zur See in der Geschichte noch niemals erreicht worden wäre. Diese Koalition hätte gegenüber jeder anderen für England die Annehmlichkeit, von jedem Risiko so gut wie frei zu sein und jede mögliche Bedrohung der englischen Seeherrschaft durch eine kontinentale Macht vollkommen auszuschließen. Die Umstände, insbesondere die öffentliche Meinung in Amerika und die in Washington befolgte Politik ließen ein solches Ideal so unerreichbar erscheinen, daß es in England nie öffentlich erwähnt wurde und kein englischer Staatsmann an seine Verwirklichung in absehbarer Zeit glauben konnte.

Die englische Politik entschloß sich widerwillig und durchaus nicht ohne Schwanken zu der Annäherung an das russisch-französische Bündnis und zu der Politik der sogenannten Triple-Entente, der man (wohl mit Unrecht) den Namen „Politik König Eduards“ gegeben hat. Soweit diese Politik die Erhaltung Frankreichs als unabhängige Großmacht und die Verhinderung einer deutschen Festsetzung an der belgischen oder französischen Nordseeküste zum Ziele hatte, fand sie in England einstimmige Unterstützung. Beides sind dauernde nationale Grundzüge. Die Schwäche dieser Politik lag in den Beziehungen zu Rußland. Die englisch-russische Rivalität in Asien konnte durch schlechte Instrumente, wie das russisch-englische Persienabkommen, vorübergehend verkleistert werden, blieb aber stets latent vorhanden, wie die dauernden Reibungen beider Kabinette über persische Fragen beweisen. Die russische Bedrohung vitaler englischer Interessen in Asien hat nicht einen Augenblick aufgehört. Im Falle eines Konfliktes zwischen Deutschland-Österreich und Rußland wäre ein russischer Sieg sofort eine schwere Gefahr für England gewesen, das dann vorübergehend seine Sorgen wegen der deutschen Flotte losgewesen wäre, um sofort wieder gegen eine russische Bedrohung seiner asiatischen Interessen Front machen zu müssen. Diese Schwierigkeiten haben in die englische Politik bis unmittelbar vor Kriegsausbruch stark hineingespielt.

Das englische Ideal war aus diesen Gründen immer die Allianz mit dem angelsächsischen Nordamerika, das ihm auf unabsehbare Zeit die Fortdauer der Seeherrschaft und die Niederhaltung Deutschlands verbürgte. Kein unparteiischer Beobachter wird bestreiten können, daß ein rücksichtslos geführter U-Bootkrieg, bei dem sich Fälle wie Arabic und Lusitania wiederholen werden, unter Umständen auch amerikanische Schiffe versenkt würden, zum Abbruch der Beziehungen und sehr bald zur Kriegserklärung Amerikas führen würden. Dann hätte England durch Deutschlands Mithilfe sein höchstes politisches Ziel erreicht.

Die Amerikaner sind geistig so veranlagt, daß sie der Massensuggestion in allerhöchstem Grade zugänglich sind. Wäre Amerika erst in den Krieg gegen uns hineingezogen, so würde die dortige gesamte öffentliche Meinung in kurzer Zeit fanatisch deutschfeindlich werden und für lange Zeit hinaus so bleiben. Rein nur auf den gegenwärtigen Krieg angesehen, würde England aus dem Eintreten Amerikas in den Krieg materiell enormen Nutzen ziehen. Amerika

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

könnte eine ganze Anzahl Soldaten stellen. Zieht man die Kontingente in Betracht, welche die verhältnismäßig menschenarmen Kolonien Australien, Neu-Seeland und Kanada[715] England zur Verfügung gestellt haben, so halte ich es für eine durchaus nicht übertriebene Schätzung, daß Amerika in 6 Monaten 600.000 – 800.000 Mann brauchbarer Truppen auf die europäischen Kriegsschauplätze schaffen könnte. Bei entsprechenden Werbegeldern sind insbesondere im mittleren und fernen Westen abenteuerliche Gesellen genug, die sich anwerben lassen würden, und der Amerikaner hat in großen Bürgerkriegen gezeigt, daß er die Kunst der Improvisierung bedeutender Heere mindestens ebenso gut versteht wie das alte Europa.

Außerdem könnte Amerika England eine ungeheure Zahl gelernter Arbeitskräfte zur Verfügung stellen. Gerade daran fehlt es zum Teil in England, und der Arbeiter ist heutzutage in vielen Betrieben ebenso wichtig wie der Soldat.

Amerika könnte seine nicht unbeträchtlichen Hilfsquellen im Schiffsbau England zur Verfügung stellen, wodurch die oben angegebene Ziffer für Neubauten sich ganz erheblich erhöhen würde. Ein Transportsteamer primitivster Art ist sehr schnell zusammengeklopft.

Die Munitionserzeugung Amerikas könnte noch ganz bedeutend gesteigert werden, so daß England einen Teil seiner eigenen Munitionsarbeiter wieder für Eisenbahn- und Do[ck]arbeiter freibekommen könnte.

Endlich, und das wäre das wichtigste, würden die ganz ungeheuren Reserven an Gold, die Amerika jetzt besitzt, der Kriegführung der Entente zur Verfügung gestellt werden. Dieser eine Faktor allein wird, je länger der Krieg dauert, desto mehr in die Wa[a]gschale fallen und würde m.E., ohne die anderen in Betracht zu ziehen, schon die Gefahr eines amerikanischen Eingreifens als außerordentlich bedenklich erscheinen lassen.

Noch größer ist die Gefahr für die Zukunft nach dem Kriege. Deutschlands Zukunft liegt, nach dem Worte unseres Kaisers, das aus tiefster Erkenntnis der deutschen Lebensnotwendigkeiten gesprochen ist, auf dem Wasser und jenseits des Wassers. Deutschland muß auf dem Wege, den es in den letzten 20 Jahren gegangen ist, als Handelsmacht und Kolonialmacht weiterschreiten, soll es nicht der Verkümmerung einer rein kontinentalen Entwicklung anheimfallen. Gegen das festgeschmiedete Bündnis der beiden gewaltigen angelsächsischen Inseln wird der Weg in dieser Richtung Deutschland für absehbare Zeit verschlossen sein. Deutschland höchstes politisches Ziel muß es

[715] Zwar haben Kanada und Neuseeland erst 1926 bzw. 1931 mit der Balfour-Formel und dem Westminster-Statut die völlige politische Unabhängigkeit im Rahmen des „British Commonwealth“ erlangt und sind deshalb zurecht hier als Kolonien bezeichnet. Dieser Status ist aber im Falle Australiens angesichts des staatlichen Zusammenschlusses der australischen Kolonien zum „Commonwealth of Australia“ bereits im Jahre 1901 unpräzise. Die faktische Unabhängigkeit zeigte sich auch nach Kriegsende in den Vorortverträgen von Paris, wo Australien als eigene Signatarmacht auftrat, in der Vollmitgliedschaft im Völkerbund und in der Mandatsübertragung deutscher Kolonien.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

bleiben, England und Amerika auseinander zu halten und die Entstehung eines Bündnisses zwischen beiden zu verhindern.

Gehen wir nun über auf eines der kleineren kriegführenden Länder:

Belgien, an dessen Schicksal wir besonders stark interessiert sind. Ein Konflikt mit Amerika würde das sofortige Aufhören der Versorgung durch die Relief Commission zur Folge haben; eine Eventualität, der, insbesondere bei der dann noch stärker sich fühlbar machenden Abschließung der Zentralmächte von der See, denkende Leute in Belgien und, soviel ich weiß, auch maßgebende Kreise im Kaiserlichen General-Gouvernement nur mit ernster Sorge entgegensehen könnte[n]. Die in Bearbeitung begriffene Errichtung ähnlicher Anstalten zur Versorgung der polnischen Zivilbevölkerung mit amerikanischer Zufuhr würde unmöglich und dadurch die Deutschland aufgelegte Last schwerer werden.

Wenden wir uns nun zu den Neutralen nach ihrer relativen Bedeutung, so liegt Holland als unmittelbarer Grenznachbar Deutschlands und wichtige Versorgungsquelle für Bedürfnisse aller Art, insbesondere Nahrungsmittel, am nächsten. Holland ist fest entschlossen, in diesem großen Konflikt neutral zu bleiben, solange es mit seiner Sicherheit und seiner Würde einigermaßen erträglich ist. Wer sich aber der tiefgehenden Erregung erinnert und der in manchen Augenblicken nicht ungefährlichen Situation, die im Frühjahr 1915 durch eine Reihe von Zwischenfällen zur See, zuletzt durch die Torpedierung der „Katwijk", hervorgerufen wurde, der kann sich keiner Illusion darüber hingeben, daß die Versenkung holländischer Dampfer durch deutsche U-Boote, insbesondere wenn damit Menschenleben verloren gehen, sehr bald die Volksleidenschaft zur Siedehitze steigern würde.

In dem Falle des Frühjahrs 1915 hat die Kaiserliche Regierung durch rasche Aufklärung und Zusage von Schadenersatz beruhigend eingegriffen. Dies wäre aber bei einem U-Bootkrieg der gedachten Art nicht möglich. Ich glaube daher, daß, sobald in Holland klar erkannt würde, daß es sich um eine wohlüberlegte und konsequent durchgeführte Politik handeln würde, es dem Ministerium äußerst schwer gemacht würde, dem Druck der öffentlichen Meinung auf Kriegserklärung an Deutschland zu widerstehen.

Schon das Aufhören der Zufuhr aus Holland nach Deutschland würde eine sehr ernste Erschwerung der inneren Lage bei uns bewirken. Es wäre kindisch, sich verhehlen zu wollen, daß eine Ausfuhr von 100–140 Millionen Mark im Monat im zweiten Jahre des Krieges in einem in vieler Hinsicht arm gewordenen Deutschland nicht fühlbar empfunden werden würde.

Holland könnte im Fall des Krieges gegen Deutschland etwa 250.000 Mann ins Feld stellen, die zusammen mit etwa landenden Ententetruppen in der langen Linie von Maastricht bis zur Nordseeküste unserem rechten, in Belgien und Nordfrankreich operierenden Flügel direkt im Rücken stehen würde. Ob sich dieser Flügel bei einem Angriff zu Lande und bei offener Schelde auf die Dauer halten ließe, vermag ich als Laie nicht zu entscheiden; wahrscheinlich sieht es nicht aus. Würde aber durch eine Teilnahme Hollands die Zurückziehung des rechten Flügels bis hinter die Maas notwendig, so hätte Deutsch-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

land mit einem Schlage die wertvollsten Faustpfänder verloren, die einen ehrenvollen und nutzbringenden Abschluß des Kampfes jetzt noch als möglich und wahrscheinlich erscheinen lassen.

Im ganzen glaube ich nicht, daß Holland sich von England, so lange es mit Deutschland in Frieden lebt und friedlich auszukommen hofft, so mißbrauchen lassen wird, wie dies Griechenland getan hat. Die Holländer, die ein gut Teil nordgermanischer Starrköpfigkeit besitzen, würden einem englischen Drucke in vieler Hinsicht tapfer standhalten, solange noch einige Aussicht besteht, daß Deutschland sich halten kann. Würde hier die Überzeugung allgemein, daß Deutschland verloren ist, dann könnte man auch von den Holländern kaum erwarten, daß sie ihr Schicksal an unseres schmieden und gegen England auftreten würden, selbst im Falle einer englischen Landung in Flandern oder auf Seeland.

Die holländischen Politiker haben, wie am Eingang bemerkt, die Entwicklung der deutsch-amerikanischen Beziehungen mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt, und es ist keine Übertreibung zu sagen, daß unsere warmen Freunde, deren wir gerade unter den führenden politischen Köpfen Hollands eine ganze Anzahl zählen, über die Möglichkeit, auch Amerika könne zu den Reihen unserer Gegner treten, geradezu zerschmettert sind und sich absolut weigern, an die Möglichkeit eines solchen Ereignisses zu glauben. Selbst wenn es Deutschland gelingen sollte, sagen sie, nach anderthalb Jahren Krieges, der mit seinen furchtbaren Opfern und Strapazen doch nicht spurlos an dem Volke vorbeigegangen sein kann, auch das Hereinwerfen der frischen amerikanischen Kräfte noch direkt auszuhalten, so würde doch dadurch der Krieg mindestens mit England auf unabsehbare Zeit verlängert und die Aussicht für Deutschland, ehrenvoll und mit gesicherter Zukunft aus dem gewaltigen Kampfe hervorzugehen, so gut wie vollkommen vernichtet.

Die Wirkung auf die übrigen kleinen neutralen Staaten kann mit wenigen Worten erledigt werden. Bei Skandinavien möchte ich mir ein sicheres Urteil nicht zutrauen. In Rumänien, dessen Wichtigkeit nicht unterschätzt werden kann, würde ein Hineinziehen Amerikas in den Kampf alle Elemente neu beleben und stärken, die seit Kriegsbeginn auf ein Losschlagen Rumäniens gegen Österreich hinarbeiten.

Um das Gesagte nochmals zusammenzufassen: Der Entschluß, die U-Bootwaffe zu verwenden „ohne Rücksicht auf Wünsche und Empfindlichkeiten dritter“, würde, wie dargelegt, auch den günstigsten Erfolg angenommen, die für England verfügbare Tonnage nicht bis zu dem Punkte schwächen, daß eine Niederzwingung Englands erreicht wäre. Es würde vielmehr ein englisch-amerikanisches Bündnis zur Folge haben, das den Krieg unberechenbar verlängern, unsere Aussichten auf erfolgreiche Beendigung bedeutend verschlechtern und Deutschlands zukünftige Entwicklung als Handels- und Seemacht dauernd unterbinden würde, auch in benachbarten und blutsverwandten Staaten, deren engere Angliederung ein wichtiges deutsches Zukunftsziel bleiben muß – wie Holland – Erbitterung und Feindschaft säen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Es ist einer der folgenreichsten Entschlüsse, der seit Begründung des Reiches gefaßt worden wäre. Auch nach gewissenhaftester und sorgfältigster Prüfung vom politischen Standpunkte aus stehen die Gefahren und Nachteile, die er bringen muß, in keinem Verhältnis zu dem erreichbaren militärischen Gewinne.

Aufzeichnung, die ich vor meiner Versetzung als Gesandter im Haag dem General Renner als Fixierung unserer Gespräche übergeben habe.[716]

Der gegenwärtige Krieg ist aus Balkangegensätzen hervorgegangen. Seine nennenswerte Ursache war der russisch-österreichische Balkangegensatz. Diese Rivalität ist uralt und in neuerlicher Zeit dadurch akut geworden, daß der Berliner Kongreß auf dem Balkan selbständige Staaten geschaffen hat. Rußland sollte für das relative Zurückschieben auf dem Berliner Kongreß dadurch entschädigt werden, daß Deutschland ihm in Bulgarien eine besondere Stellung zugestand. Österreich bekämpfte dies. Daraus sind mehrfach akute Krisen entstanden, die nicht zu Konflikten führten, da Bismarck es ablehnte, für Österreich einzutreten und zwischen Österreich und Rußland den ehrlichen Makler spielte.

Als Rußland sah, daß Bulgarien stärker würde, als ihm angenehm war, und Bulgarien durch seine Haltung verriet, daß es selbständige Politik zu treiben gewillt sei und im Balkan sogar einmal zu einem gefährlichen Gegner Rußlands erwachsen könnte, wandte sich Rußland von Bulgarien ab und Serbien zu. Der russische Einfluß in Serbien ist die unmittelbare Ursache des gewaltigen Krieges. Beschleunigt wurde er dadurch, daß Deutschland mehr und mehr in austro-russischen Balkanstreitigkeiten sich hinter Österreich stellte, besonders aber dadurch, daß Rußland den Eindruck erhielt, Deutschland wolle selbst in Konstantinopel festen Fuß fassen und dem traditionellen russischen Drang nach dem Mittelmeer einen dauernden Riegel vorschieben. Zusammengefaßt: der österreichisch-russische Balkangegensatz, verschärft durch die Aktivität der neueren deutschen Orientpolitik ist die eigentliche Kriegsursache.

Deutsch-englische Reibereien oder Rivalitäten haben bei Ausbruch des Krieges so gut wie gar nicht mitgespielt. Akute Interessengegensätze waren kaum vorhanden. Manche Anzeichen deuteten darauf hin, daß England unter

[716] Versehen mit den Zusätzen „Zu den Akten ‚Memoiren'. Wichtiges Original" findet sich einliegend noch eine zweite Denkschrift Kühlmanns, diesmal angefertigt für General Renner, der von Juni 1915 bis September 1917 Militärattaché in Den Haag war. „Vor meiner Versetzung" bedeutet also offensichtlich nicht, daß Kühlmann diese Aufzeichnung vor seiner Versetzung in die Niederlande April 1915, sondern vielmehr, daß er sie noch als Gesandter im Haag, bevor er nach Konstantinopel versetzt wurde, Renner gab, also vor Ende Oktober 1916. Sonst könnte Kühlmann auch nicht davon sprechen, daß der serbische Feldzug den „gesicherten Weg nach Konstantinopel und Kleinasien eröffnet" habe, dieser fand Oktober/November 1915 statt, aber er erwähnt nur eine „deutsch-österreichisch-türkische Landmacht" (ohne Bulgarien zu nennen), die zu Beginn dieses Feldzuges am 14. Oktober in den Krieg eintrat. Zudem schreibt Kühlmann in der Denkschrift von „Kitcheners Anwesenheit im Südosten", so daß von einer Abfassung nach dem Herbst 1915 und vor Kitcheners Tod am 5. Juni 1916 auszugehen ist.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Umständen wegen seiner persischen und zentralasiatischen Interessen sogar eine schärfere Tonart gegen Rußland anzuschlagen gewillt war. Anscheinend haben maßgebende Stellen, selbst als der Krieg mit Rußland und Frankreich unvermeidlich schien, noch an die Möglichkeit einer englischen Neutralität geglaubt. Auch in London fiel die Entscheidung für den Krieg erst in letzter Stunde und gegen erhebliche Widerstände – sowohl im Ministerium als in der öffentlichen Meinung.

Dieser Vorgeschichte und Anlage entsprechend hat der Krieg, soweit England und Deutschland und ihr gegenseitiges Machtverhältnis in Betracht kommen, auch so gut wie keinerlei Ergebnisse gezeitigt. Das relative Machtverhältnis der englischen und deutschen Flotte wird dem vor dem Kriege wahrscheinlich ziemlich genau entsprechen. Die Entwicklung der Unterseebootwaffe, die Deutschland gelungen ist, schwächt einigermaßen die absolute Seeherrschaft ab, ohne sie, wie Optimisten behauptet haben, zu zerstören. Von den wichtigeren deutschen Kolonien hat England nur Südwestafrika erobert mit Hülfe der südafrikanischen Union. Demgegenüber hält Deutschland Nordfrankreich und Belgien als Faustpfänder, deren künftiges Schicksal für England von ausschlaggebender Bedeutung ist.

Der Krieg in Frankreich und Rußland ist zu einem vorläufigen Abschluß gekommen, und der serbische Feldzug hat den gesicherten Weg nach Konstantinopel und Kleinasien eröffnet. Beides hat eine Entscheidung, d. h. einen Sieg, auf Grund dessen man den Frieden diktieren kann, nicht gebracht. Das eigentliche Hindernis dieses Sieges ist England. Englands Stärke ist seine ungebrochene Herrschaft zur See; damit entsteht von selbst die Frage: Kann die deutsch-österreichisch-türkische Landmacht der Seeherrschaft Englands einen entscheidenden Stoß versetzen? Das Problem ist nicht neu. Das größte Feldherrngenie der neueren Zeit – Napoleon – hat sein ganzes Leben daran gearbeitet. Auch die Mittel zu seiner Lösung sind dieselben geblieben. Napoleon wollte England in Egypten [sic] treffen (übrigens ein Gedanke, der von Leibnitz[717] in einem ausführlichen und lesenswerten Memorandum für Ludwig XIV. schon durchgearbeitet worden ist). Als zweites mögliches Ziel, um England zu Lande zu schlagen, schwebte Napoleon Indien vor. Beide Operationen sind von uns vor dem Kriege wohl kaum jemals ernstlich erwogen worden, sonst hätten die Vorarbeiten und gewisse Vorbereitungen – z. B. Anhäufung von Schmalspurbahnmaterial zur Wüstendurchquerung in Palästina – gemacht worden sein müssen. Ebenso hätte man in diesem Falle dem Ausbau der Bagdadbahn bis zum Anschluß an das syrische Netz und der Tracenführung dieses syrischen Netzes, insbesondere in der kritischen Ecke Adana-Alexandrette, ganz andere Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Das Ausbautempo

[717] Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716), Mathematiker und Philosoph. – Leibniz reiste 1672 nach Paris und wollte dort König Ludwig XIV. einen Plan zur Eroberung von Ägypten vorlegen, um diesen von den geplanten Eroberungen in Europa, gegen die Niederlande und das Reich, abzulenken. Wortlaut dieses Plans in: Gottfried Wilhelm Leibnitz, Sämtliche Schriften und Briefe, hrsg. v. d. Preußischen Akademie d. Wiss. […], Reihe 4, Politische Schriften, Bd. 1, Berlin 1983, S. 215–410.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

der Bagdadbahn war dazu in den letzten Jahren vorwiegend von finanziellen Gesichtspunkten geleitet.

Eine Operation gegen Egypten ist möglich und durchführbar, wenn es gelingt, mit artilleristischer und numerischer Überlegenheit am Suezkanal aufzutreten. Da die Vorbereitung und Ausführung der türkischen Vorexpedition in den Händen bewährter deutscher Generalstabsoffiziere lag, so müssen deren Berichte alle nötige Auskunft darüber geben.

Die Vorteile einer Eroberung Egyptens sind nicht zu unterschätzen. Man könnte den ganzen Südraum des Mittelmeers durch Waffenzuführung an die einheimischen Stämme revolutionieren. Die Italiener würden Tripolis ganz, die Franzosen zum mindesten die südlichen Teile ihrer mittelländischen Kolonien verlieren. Ostafrika könnte entsetzt werden und zur Basis weiterer Angriffe auf Engländer und Belgier werden. Den weit verbreiteten Glauben, daß die Eroberung Egyptens einen Stoß ins Herz der englischen Weltmacht bedeute, vermag ich aber nicht zu teilen. Die Wichtigkeit des Suezkanals kann leicht überschätzt werden, und England war eine Großmacht lange vor seiner Festsetzung in Egypten und würde es auch nach dem Verluste Egyptens bleiben. Mich macht Kitcheners Anwesenheit im Südosten bezüglich der Aussichten eines egyptischen Feldzuges skeptisch, wenn man ihn nicht sehr beschleunigen kann.

Eine Expedition – auf Mesopotamien gestützt – quer durch Persien gegen Indien ist wahrscheinlich ausführbar. Bei dem Mangel an Eisenbahnen und Straßen dürfte sie aber für größere Truppenmengen ganz außerordentliche Schwierigkeiten bieten. Eine Eroberung Indiens wäre für England ein unendlich schwererer Schlag als der Verlust Egyptens. Aber eine Vernichtung Englands würde auch dies nicht bringen – abgesehen von der Wahrscheinlichkeit des Erfolges für ein so weitaussehendes [sic] Unternehmen nach dem gewaltigen Kriege, der schon hinter uns liegt.

Von beiden Expeditionen kann wohl gelten, was ein schlauer österreichischer Diplomat einmal gesagt hat: „Die egyptische Expedition ist das Schwert des Damokles. Die Drohung besteht darin, daß dieses Schwert zwar an einem Faden hängt, aber nicht herunter fällt." Darin liegt wohl etwas Wahres. So unerfreulich es auch für uns Deutsche ist, es anzuerkennen: Die Aussichten, daß es uns gelingt, was Napoleon nicht gelungen ist – die Seemacht England zu Lande zu schlagen –, sind verschwindend gering. Wir werden England geschlagen haben am Tage, wo wir seine Flotte in einer Seeschlacht besiegen. Vorher nicht!

Kurze Zeit darauf wurde ich in das Große Hauptquartier nach Pless berufen, um mit den beiden damals eben ernannten Führern der Obersten Heeresleitung, Generalfeldmarschall von Hindenburg und General Ludendorff, die U-Boot-Frage zu besprechen[718].

[718] Paul von Hindenburg (1847–1934), Generalfeldmarschall; Oberbefehlshaber aller Truppen an der Ostfront November 1915–August 1916; Generalstabschef August 1916–1919; Reichspräsident 1925–1934. – Erich Ludendorff (1865–1937), General der Infanterie; Gene-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ganz Deutschland hatte mit einem Seufzer der Erleichterung die Berufung der bisherigen Führer von Ober-Ost in die verantwortliche Leitung des Feldzuges begrüßt. Ludendorff hatte wegen seines kühnen Handstreiches in Lüttich die Sympathie und Bewunderung der breiten Massen, Hindenburg's monumentale Persönlichkeit flößte Vertrauen ein. Pless, einer der Hauptsitze des Fürsten Hans Heinrich Pless[719], das heute in dem abgetretenen Teil Schlesiens in Polen liegt, war, wie so manches Schloß des deutschen hohen Adels, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von französischen Architekten vollkommen neu erbaut worden. Großräumig, prunkvoll, würdig, wenn auch vieles im einzelnen der Dekoration das an die Feinheit des 18. Jahrhunderts gewohnte Auge nicht voll befriedigte. Pless wurde wahrscheinlich gewählt, da es der österreichischen und russischen Grenze nahe war und die zentrale Lage vor allem die persönlichen Beziehungen zum österreichischen Hofe und Hauptquartier zu pflegen erlaubte. Erst später, in dem Maße als die Westfront überragende Bedeutung gewann, wurde das Kaiserliche Hauptquartier nach Kreuznach, und dann nach Spa, verlegt.

Da die modernen Monarchen alle die Chefs der Armeen und Marine waren, ergab sich automatisch, daß sie auch im Kriege den Oberbefehl führten. Dieser konnte bei der ungeheuer komplizierten modernen Kriegführung niemals ein anderer als rein nomineller Oberbefehl sein. Man hatte, auf Manöver-Erinnerungen fußend, vielfach befürchtet, der Kaiser werde auch im Kriegs-

ralstabschef beim Oberbefehlshaber Ost 1914–1916; Erster Generalquartiermeister August 1916–Oktober 1918. – Kühlmann greift hier den Ereignissen vor, was sich schon daran erkennen lässt, daß die beiden genannten Generäle erst ab Ende August 1916 die 3. OHL bildeten. Die folgenden Schilderungen stehen also nicht mehr in direkter Verbindung mit der zuvor abgedruckten Denkschrift Kühlmanns gegen den U-Boot-Krieg vom 6. Februar. Daran knüpfen sich die weiter unten von Kühlmann geschilderten Besprechungen in Berlin an (vgl. unten Anm. 724). Diese hatten Ende Februar 1916 zur Wiederaufnahme eines (etwas abgeschwächten) verschärften U-Boot-Kriegs „nur" gegen bewaffnete Handelsschiffe geführt. Nachdem in der Skagerrak-Schlacht Ende Juni die britische Blockade nicht durchbrochen werden konnte, drängte die Marineführung erneut darauf, den uneingeschränkten U-Boot-Krieg wiederaufzunehmen und die im Februar beschlossene bedingte Zurückhaltung aufzugeben – und versuchte die neu gebildete OHL für diese Position zu gewinnen. Im Rahmen dieser Auseinandersetzung weilte Kühlmann vom 25. September bis 6. Oktober 1916 zu dienstlichen Besprechungen und Urlaub in Deutschland (vgl. Nachlaß Kühlmann, dreiseitiger Lebenslauf). In diesem Kontext fand die Audienz in Pless statt; vgl. Jagow an Grünau für Wilhelm II., 14. November 1916, der dem Monarchen meldete, „daß Herr von Kühlmann nach der Audienz in Pless alsbald nach dem Haag gereist ist zur Abwicklung damals schwebender wichtiger wirtschaftlicher Abmachungen und wegen der erforderlichen Abschiedsaudienzen. Vom Haag ist er am 11. Oktober nach München gefahren, wo seine Frau am 18. niedergekommen ist. Herr von Kühlmann hatte mir gemeldet, daß Euere Majestät ihm hierzu in Pless allergnädigst Erlaubniß ertheilt hätten." PA Berlin, P 1/8248, Personalakte Kühlmann, Bd. 6. Anlaß war die Geburt von Kühlmanns einzigem Sohn: Knut von Kühlmann (ab 1918: Freiherr von Stumm-Ramholz), 1916–1977. Der Urlaub dauerte bis zum 21. Oktober (vgl. Nachlaß Kühlmann, dreiseitiger Lebenslauf). Danach reiste er noch einmal nach Den Haag, denn die eigentliche Abschiedsaudienz bei der Königin fand erst am 26. Oktober statt (vgl. unten Anm. 731). Deutschland erklärte den uneingeschränkten U-Boot-Krieg letztendlich am 1. Februar 1917.

719 Hans Heinrich XV. (1861–1938), 3. Fürst von Pleß; Oberst à la suite; Mitglied des Preußischen Herrenhauses 1902–1918.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

falle selbst zu führen den Ehrgeiz haben, und an diese Erinnerungen hatten sich ernste Besorgnisse geknüpft. Sie erwiesen sich als unbegründet; der Kaiser hat während des Feldzuges dem Ober-Kommando weitgehendst freie Hand gelassen, so sehr, daß manche ihn darob wieder tadeln zu müssen glaubten, behauptend, so ganz darf der Monarch nun doch wieder sich nicht des Einflusses auf die Führung der militärischen Angelegenheiten entschlagen.

Die Kriege des 19. Jahrhunderts waren im wesentlichen Bewegungskriege gewesen; sowohl in den Napoleonischen Kriegen und [18]66 und [18]70 war der Monarch mit dem Großen Hauptquartier und dem Generalstab der Bewegung der Armeen gefolgt. Die Unzulänglichkeit der Nachrichten-Übermittlung und die Kürze der Feldzüge ließen dieses Verfahren als natürlich und angemessen erscheinen. Im Weltkriege lag alles anders: Zunächst war es ein Krieg mit zwei Fronten; es war im Anfang schwer zu sagen, welche von beiden die überwiegende Wichtigkeit erlangen würde. An der Westfront kam nach der Marne-Schlacht das Ganze zum Stehen. Es entwickelte sich der Schützengrabenkrieg, welcher der ganzen Kriegführung ein vollkommen neues Gesicht gab, bei welchem aber die Fronten, von relativ geringen Verschiebungen abgesehen, vom Ende des Jahres 1914 bis zum Zusammenbruch im Jahre 1918 ziemlich festgefroren blieben. Hindenburg und Ludendorff hielten, wenn sie am Standort des Kaiserlichen Hauptquartiers waren, regelmäßig um Mittag einen etwa einstündigen Generalstabs-Vortrag beim Kaiser. Hier wurde die Kriegslage vorgetragen und [wurden] die allenfalls zu treffenden Entscheidungen besprochen. Waren die führenden Generäle nicht am Sitze des Hauptquartiers, so wurde durch einen Herrn der Umgebung, meistens ein Flügel-Adjutant, die Meldung über die Kriegslage erstattet. Im letzten Teil des Feldzuges, während der Kaiser in Spa war, lag das Ober-Kommando in Avesnes, nur durch Telephon mit dem Kaiserlichen Hauptquartier verbunden. Daß bei einem so lange dauernden Kriege es schwere politische Nachteile hatte, den Herrscher so lange von der Hauptstadt fernzuhalten, ist ohne weiteres klar. Für die Nachrichten-Übermittlung spielten Entfernungen überhaupt keine Rolle mehr. Mit Hilfe besonders verlegter leistungsfähiger Leitungen konnten wir z. B. von Brest-Litovsk störungsfrei mit dem Ober-Kommando auf dem westlichen Kriegsschauplatz telephonisch sprechen. Der Aufenthalt im Hauptquartier isolierte den Monarchen beträchtlich, stellte ihn ganz ausschließlich unter den Einfluß seiner militärischen Umgebung und beraubte ihn der Gelegenheit, sich öfters persönlich dem Volk zu zeigen, was für die Aufrechterhaltung eines gefühlsmäßigen Zusammenhangs wichtig ist.

Kaum in meinem Zimmer in Pless angekommen, suchte mich ein mir bekannter höherer Marine-Offizier auf und drang in mich, ich möchte doch gegen den Gedanken des unbeschränkten U-Bootkrieges nicht zu heftig opponieren, das Armee-Ober-Kommando sei für den Plan so gut wie gewonnen. Die Sache komme doch, es habe keinen Zweck, sie aufhalten zu wollen. Ich erklärte, ich hätte meine Anschauungen in einem ausführlichen Bericht niedergelegt und sei zu meinem Bedauern nicht in der Lage, hiervon abzuweichen. Nach dem Generalstabsvortrag empfing mich der Kaiser unten in dem großen

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gewölbten Raum, an dessen Wänden die fabelhaften Geweihe der Pless'schen Hirsche prangen. Er war, wie immer, gütig und gnädig, sagte mir, er habe meinen Bericht gelesen und fügte in seiner raschen, temperamentvollen Art hinzu: „Ich bin ganz Ihrer Ansicht, Kühlmann, glauben Sie mir, ich würde mir lieber die Hand abhacken lassen als diesen Unsinn, den man mir zumutet, unterschreiben." Der Kaiser ließ durchblicken, daß der Feldmarschall und Ludendorff für den Gedanken des unbeschränkten U-Boot-Krieges weitgehend gewonnen seien und bat mich, ich möchte nachmittag[s] mit der Obersten Heeresleitung sprechen und mündlich nochmals die Gründe darlegen, welche vom Standpunkt unserer Beziehungen zu Holland aus gegen den U-Boot-Krieg sprechen.

Beim Frühstück saß ich neben dem Kaiser; er war guter Laune und erzählte mir viel Anerkennenswertes und Lobendes von einem bayerischen Landsmann, dem Forstrat Escherich[720], der als Verwalter des gewaltigen Forstes von Bialowies Mustergültiges leiste; auch sonst ein treuer und aufrechter Mann sei. Der Kaiser amüsierte sich höchlich darüber, daß ich einen so ausgezeichneten bayerischen Landsmann nicht persönlich kenne, und regte an, ich solle einmal zu Escherich fahren, irgend etwas schießen und mir den ganzen Betrieb ansehen. Ich war über diese kaiserliche Anregung sehr beglückt; leider ist es aber niemals dazu gekommen; immer war ich, wenn mich mein Weg in die östlichen Gefilde führte, durch dringende Geschäfte aller Art gehetzt[721].

---

[720] Georg Escherich (1870–1941), Forstrat und Forschungsreisender; Leiter der Militärforstverwaltung Bialowiez 1915–1918; Führer der „Organisation Escherich" (Wehrorganisation in Bayern 1919–1921).

[721] Diese Episode verarbeitete Kühlmann vermutlich nur Monate nach Niederschrift dieses Manuskripts auch in einer Besprechung unter der Überschrift „Der alte Jäger" für die „Deutsche Allgemeine Zeitung", Nr. 585, 15. Dezember 1934, die beginnt mit: „Es war zur Zeit, als in der ersten Hälfte des Weltkrieges das kaiserliche Hauptquartier sich in Schloß Pleß befand. Dienstliche Besprechungen führten mich dahin. Beim ersten Frühstück saß ich in dem riesigen Eßzimmer, welches durch zwei Stock geht, neben dem Kaiser, der lebhaft und gesprächig war wie immer. ‚Sie kennen doch den Forstrat Escherich?', begann er das Gespräch. Als ich verneinte, schlug er sich, wie das seine Art war, mit der flachen Hand auf den Oberschenkel und rief: ‚Das ist doch unglaublich! Da ist ein Bayer, der unseren Escherich nicht kennt.' Und mit der sprudelnden Lebhaftigkeit seines Wesens erging sich der Monarch in hohen Lobsprüchen über den Mann, der den ungeheuren Forst von Bialowies nach modernen Grundsätzen musterhaft verwalte, die Jagd dort nach Möglichkeit in Ordnung halte und dergleichen mehr. Ich habe den vom Kaiser gerügten Mangel später abgestellt, und aus einer flüchtigen Bekanntschaft ist eine jahrelange freundschaftliche Verbundenheit geworden. Als mir Escherich diesen Sommer schrieb, er müsse den gewohnten Besuch im Hochgebirge verschieben, weil ihm die Korrekturbögen eines neuen Buches auf den Fingern brennen, war meine Neugierde aufs höchste gespannt. Ungeduldig nahm ich den starken Band ‚Der alte Jäger' zur Hand, von dessen Umschlag der kernig festgefügte, gescheite Kopf des Verfassers einen ansieht (Verlag von Paul Parvey, Berlin). Escherich ist sehr vielseitig: eine internationale Autorität auf dem Gebiete des Forstwesens; ein guter Deutscher, dessen warme Heimatliebe ihn, als alles in der roten Flut zu versinken drohte, für eine Weile in die Politik führte. In diesem Bande spricht mit weiser Selbstbeschränkung nur Escherich, der Jäger, sicher einer der passioniertesten und wohl auch einer der erfahrensten Jäger, die heute die Büchse führen." Auf diese einleitenden Worte, die auf der Oberfläche (im Dritten Reich wenig überraschend, aber auch aus Kühl-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Nachmittag[s] begab ich mich in das Armee-Oberbefehls-Kommando, das im Gebäude der Pless'schen Verwaltung, nicht weit vom Schlosse, untergebracht war. Zuerst empfing mich General Ludendorff; ich gebe viel auf erste äußere Eindrücke; der Schädel war wohlgebaut und stark gewölbt, die Stirn gut herausgearbeitet. Unsere Konversation verlief sachlich; ich wiederholte im Wesentlichen die schon schriftlich niedergelegten Argumente. Der Gesamteindruck war, daß die Armee, nicht mehr sicher, den erhofften entscheidenden Sieg zu Lande zu gewinnen, geneigt war, den Versprechungen der Marine ein williges[722] Ohr zu leihen, und die Marine versprach ungefähr alles, vorzüglich ein rasches Niederkämpfen Englands und eine luftdichte Abschnürung Frankreichs gegen Zufuhr von Munition und Mannschaften. Als ich Ludendorff verließ, sagte er mir, er wolle die Sache noch einmal überlegen und sich noch mit anderen militärischen Stellen in Beziehung setzen. Kurz darauf sah ich den Generalfeldmarschall: Der von ihm benutzte Raum war erheblich kleiner als der Ludendorff's. Man hatte mir schon gesagt, ich solle meine Argumente möglichst kurz zusammenfassen, um den Generalfeldmarschall nicht zu ermüden. Er saß in einem großen Lehnsessel, eine Art Großvaterstuhl, den, wie ich hörte, ihm Verehrerinnen aus dem Kreis deutscher Frauen gestiftet hatten. Sein Äußeres hat sich gegenüber dem heutigen Tage kaum verändert, vielleicht war er damals noch etwas elastischer und weniger schwer als heute[723]. Er ging auf Einzelheiten nicht ein, sondern beschränkte sich auf einige allgemeine Bemerkungen. Der Eindruck, daß Ludendorff das aktive Element in der Obersten Heeresleitung sei, drängte sich sofort auf.

Kurze Zeit nach dem Empfang im Pless'schen Schloß wurden mein Freund, Graf Brockdorff-Rantzau, der Gesandte in Copenhagen, und ich zusammen eingeladen, nach Berlin zu kommen[724]. Wie ich erfuhr, war auch

---

manns Einstellung heraus) Escherichs Patriotismus und Persönlichkeit loben, ihn aber andeutend politisch tadeln, folgt eine positive Rezension des Buchs.

722 Ursprünglich: „ein geneigtes Ohr".

723 Hindenburg starb am 2. August 1934, die Niederschrift dieser Passage erfolgte offenkundig vor diesem Datum.

724 Hier irrt Kühlmann hinsichtlich der Chronologie: Der Berlin-Aufenthalt datiert nicht aus der Zeit nach der Audienz in Pless (Herbst 1916), sondern fand bereits einige Monate zuvor statt. Dies ist auch anhand der im folgenden abgedruckten Denkschrift vom 26. Februar erkennbar. Kühlmann wurde per Telegramm vom 22. Februar 1916 (ebenso wie Graf Brockdorff-Rantzau) schnellstmöglich nach Berlin beordert, wo er zwei Tage später eintraf; vgl. Wedel an Kühlmann, 22. Februar 1916; Kühlmann an AA, 23. Februar 1916, PA Berlin, P 1/8248, Personalakte Kühlmann, Bd. 6. Die folgenden Besprechungen fanden im Kontext der ersten Phase der innerdeutschen Auseinandersetzungen um eine mögliche Wiederaufnahme des unbeschränkten U-Boot-Kriegs im Februar 1916 statt, nicht während der zweiten Phase im Herbst und Winter desselben Jahres. Schon wenige Monate nachdem der U-Boot-Handelskrieg – vor allem infolge amerikanischen Drucks nach der Versenkung der „Lusitania" – im Sommer 1915 eingestellt worden war, hatte die Marineführung unter Tirpitz auf die Wiederaufnahme gedrungen und konnte die Militärführung unter General Falkenhayn für diese Idee gewinnen. Die Reichsleitung versuchte gegenzusteuern, nutzte dafür zunächst die dafür eigens angeforderten Denkschriften von Kühlmann und Brockdorff-Rantzau, die nachdrücklich gegen die Wiederaufnahme argumentierten – und ließ die beiden Diplomaten zusätzlich noch als Unterstützung nach Berlin kommen. Die fol-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Brockdorff-Rantzau vom Kanzler aufgefordert worden, vom Standpunkt unserer Beziehungen zu Dänemark aus Stellung zum U-Boot-Krieg zu nehmen, und hatte gleichfalls seine Anschauungen in einem grundlegenden Bericht fixiert.

Wir sollten beide in Berlin nochmals mit der Marine und dem Auswärtigen Amt Fühlung nehmen, um uns dann endgültig über unsere Stellungnahme auszusprechen. Der Bruder des Admirals von Holtzendorff[725] gehörte in leitender Stellung der Hamburg-Amerika-Linie an, ich hatte schon lange vor dem Kriege zum Generaldirektor Ballin die allerbesten Beziehungen gehabt, besuchte ihn auch während des Krieges einmal auf seinem Landhaus, das nahe am Sachsenwald lag. Er war von dem hereingebrochenen Unglück und der drohenden Zerstörung seines ganzen Lebenswerkes tief niedergeschlagen. Ich konnte schon damals mich des Eindrucks nicht erwehren, daß irgend etwas in den innersten Federn seiner Widerstandskraft zerbrochen sei[726].

Holtzendorff war ein liebenswürdiger, umgänglicher und gastfreier Mann, der sich bemühte, die Diskussion zwischen Rantzau, mir und seinem Bruder äußerlich und formell wenigstens so angenehm und reibungslos zu gestalten als es die tiefgehende sachliche Differenz gestattete. Ich mußte bei meinem wohlerwogenen Standpunkt verharren und habe denselben in einer kurzen, im Auswärtigen Amt diktierten Zusammenfassung nochmals unterstrichen. Auch diese Zusammenfassung lasse ich der Vollständigkeit halber hier folgen:

A.S 724. Berlin, den 26. Februar 1916.

Die Frage, wie wird sich Holland zu einer Verschärfung des U-Bootkrieges stellen, beantworte ich wie folgt:

Die neuerdings getroffenen Anordnungen, nach welchen bewaffnete Handelsschiffe wie Kriegsschiffe zu behandeln, d. h. ohne Warnung zu versenken sind, werden voraussichtlich auf holländische Verhältnisse keine bedeutende Rückwirkung ausüben. Holland besitzt selbst keine bewaffneten Handelsschiffe, und die Wahrscheinlichkeit, daß holländische Reisende in nennenswerter Zahl sich bewaffneter feindlicher Handelsschiffe zur Reise bedienen sollten, scheint nicht groß.

---

genden Ausführungen knüpfen also an die oben abgedruckte Denkschrift Kühlmanns vom 6. Februar 1916 an. Am Ende der Berliner Beratungen votierte Wilhelm II. dann für den von Bethmann Hollweg vorgeschlagenen Mittelweg eines „verschärften" U-Boot-Krieges ab dem 29. Februar 1916 nur gegen bewaffnete Handelsschiffe. Diese Entscheidung bedeutete ein lediglich partielles Eingehen auf die Bedenken von Kühlmann und Rantzau, das in der Folge u. a. zur bereits erwähnten Versenkung der „Tubantia" am 16. März 1916 führte.

725 Arndt von Holtzendorff (1859–1935), Vorstandsmitglied der Hamburg-Amerika-Linie bis 1924.

726 Dies ist eine Anspielung auf den Selbstmord Albert Ballins am 9. November 1918 in Hamburg. Einliegend findet sich ein handschriftliches „Extract from Memoirs. Ballin v. Huldermann". Gemeint ist das Buch „Albert Ballin v[on] B. Huldermann, Berlin 1922", wie Kühlmann auf dem zweiten Notizzettel als Überschrift vermerkte. Bernhard Huldermann (1872–1922) war ein Mitarbeiter und Freund Ballins, der dessen Reederei übernahm, den Nachlaß ordnete und diese Biographie verfaßte (Reprint: Hamburg 2018). Da Kühlmann lediglich daraus exzerpierte, wird auf eine Wiedergabe der Notizen verzichtet.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Es wird aber auch erwogen, für die Zukunft der holländischen Schiffahrt zum Verkehr mit der Außenwelt nur eine bestimmte Reiseroute nördlich um die britischen Inseln herum anzuweisen, hingegen jeden Verkehr Hollands mit England, außer durch Dampfer zur Personenbeförderung am Tage, zu verbieten. Holland, welches bisher streng an der Politik festgehalten hat, daß die kleinen Staaten unter allen Umständen auf dem Boden des bestehenden Völkerrechtes bleiben müssen, wird einem solchen Ansinnen von deutscher Seite seine Zustimmung versagen. Ich möchte dringend davon abraten, ihm derartige Vorschläge diplomatisch überhaupt zu unterbreiten, da mit deren Ablehnung sicher gerechnet werden kann. Sollten bei Durchführung eines rücksichtslosen Unterseebootkrieges holländische Schiffe durch deutsche U-Boote versenkt werden, entsteht insbesondere hierbei ein großer Verlust an Menschenleben, der holländische Untertanen trifft, würde in Holland eine solche Erregung der öffentlichen Meinung hervorgerufen werden, daß ein deutsch-holländischer Krieg voraussichtlich unvermeidlich wäre.

Die bisher im Verlauf des Krieges zwischen Deutschland und Holland durch die Versenkung holländischer Schiffe entstandenen Zwischenfälle haben eine sehr gefährliche Erregung der öffentlichen Meinung gegen Deutschland zur Folge gehabt. Diese ist von einer kleinen, aber rührigen Partei der Kriegshetzer geschürt und von England geschickt ausgenutzt worden, so daß besonders im Frühjahr 1915 eine ernste Gefährdung des Friedens vorlag. Nur durch rasche diplomatische Beilegung der Zwischenfälle unter loyaler Anwendung der geltenden Grundsätze des Völkerrechts hat sich die öffentliche Meinung Hollands allmählich wieder beruhigen lassen. In neuester Zeit ist durch Häufung englischer Übergriffe und Schikanen zur See und andere Einflüsse Holland deutsch-freundlicher geworden.

Bei Durchführung des rücksichtslosen Unterseebootkrieges würde sich die Versenkung holländischer Dampfer als von Deutschland gewollt und beabsichtigt darstellen; eine diplomatische Beilegung durch Gewährung von Genugtuung und Entschädigung wäre nach Sachlage untunlich.

Ein Losschlagen Hollands gegen uns unter den oben gekennzeichneten Bedingungen ist dann besonders vorauszusehen, wenn gleichfalls durch die verschärfte U-Boot-Kriegführung Amerika Deutschland den Krieg erklärt hätte. Aufrichtig deutsch-gesinnte Holländer sind der Anschauung, daß ein Eingreifen Amerikas den Krieg ins unendliche verlängern und die Aussichten des Erschöpfungskrieges für Deutschland so ungünstig gestalten würde, daß sie damit rechnen, Deutschlands Aussichten, den Krieg zu gewinnen und zu einem ehrenvollen Frieden zu gelangen, seien damit begraben. Diese Kreise fürchten, es könne England in einem solchen Falle gelingen, die ganze Welt, vor allem die jetzt noch neutralen Staaten, zu einem Kesseltreiben gegen das als „Feind des gesamten Menschengeschlechts“ hingestellte Deutschland zu vereinigen. Deutschland muß im Verkehr mit befreundeten neutralen Staaten unbedingt das geltende Völkerrecht zur Grundlage seines Verhaltens machen.

Ein Krieg mit Holland ist für Deutschland in seiner jetzigen Lage als nationales Unglück zu betrachten, und zwar aus folgenden Gründen:

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

1. militärische.

Die holländische Armee kann sofort 300.000 Mann, bei Einberufung aller Reserven erheblich mehr, frische Truppen ins Feld stellen. Durch die seit Kriegsbeginn durchgeführte Einberufung und Übung dürften diese Truppen nicht zu niedrig eingeschätzt werden. Die holländische Armee steht dem rechten deutschen Flügel größtenteils im Rücken. Sie kann sich, auf umfangreiche Überflutungsgebiete gestützt, gegen Osten defensiv verhalten und das besetzte Belgien auf der langen Linie von Maastricht bis Knocke überall bedrohen. Selbst den günstigsten Fall angenommen, würde die Bekämpfung der holländischen Armee bedeutende deutsche Streitkräfte auf lange Zeit hinaus binden. Die Gefahr einer englischen Landung in der Schelde halte ich für dringend.

2. wirtschaftliche.

Holland hat Deutschland durch Einfuhr von Lebensmitteln dauernd wertvolle Dienste geleistet und wird uns dieselben auch in Zukunft leisten können. Die monatlichen Zufuhren aus Holland stellen einen Wert von 100–150 Millionen Mark dar. Für die Versorgung von [sic] Milch, Butter, Eiern, Käse, Fleisch, Fischen und Kartoffeln sind die Industriezentralen des Westens und die rheinischen Städte zum größten Teil auf Holland angewiesen. Als im vorigen Frühjahr die Kartoffelnot im Westen kritisch zu werden drohte, konnte durch Einfuhr von 5.000 Waggons aus Holland im kritischen Moment die Not behoben werden. Augenblicklich herrscht im Westen Deutschlands wieder drohender Kartoffelmangel. Wir unterhandeln eben mit der Holländischen Regierung über Lieferung eines Quantums bis zu 20.000 Waggons. Für Belgien sind 3.000 Waggons bereits abgegangen, 3.000 sind für Deutschland im Verladen begriffen. Wer die Wichtigkeit der Kartoffel gerade für die Arbeiterbevölkerung kennt, wird den Einfluß solcher Maßnahmen nicht unterschätzen. – Krieg zwischen Holland und Deutschland würde das Weiterarbeiten der belgischen „Relief Commission“[727] unmöglich machen;

3. politische

Holland ist ein Deutschland stammverwandtes Volk, durch tausend Bande mit Deutschland verknüpft. Gemäß der vom Schicksal bestimmten Entwicklung kann bei geschickter Führung der deutschen Politik Holland in ein näheres Verhältnis zu den germanischen Mittelmächten gebracht werden, so daß das Schwergewicht Hollands mit der Zeit dem deutschen Blocke zuwächst. Was dies maritim, strategisch und handelspolitisch für uns bedeuten würde, bedarf keiner Darlegung im einzelnen. Unterbricht Deutschland jetzt die naturgemäße Entwicklung der Beziehungen mit Holland durch einen Krieg, so wird alles bereits Gewonnene zerstört und eine Saat des Hasses gesät, deren verderbliche Wirkung für Deutschlands Zukunft auch nicht annähernd zu übersehen ist.

[727] „Commission for Relief in Belgium“: eine internationale (zum größten Teil amerikanische) Organisation, die den deutschbesetzten Teil Belgiens und Nordfrankreichs mit Nahrungsmitteln versorgte. Ihr Vorsitzender war Herbert Hoover, später Präsident der USA.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ich fasse meine Anschauung dahin zusammen, daß eine rücksichtslose Führung des Unterseeboot-Krieges in der oben dargelegten Art uns in Krieg mit Holland verwickeln wird und daß ein solcher Krieg sowohl für den Ausgang des jetzigen Kampfes als für die fernere Ausgestaltung der gesamten deutschen Politik ein schweres nationales Unglück darstellen würde.

(gez.) v. Kühlmann.

Der weitere Verlauf war der, daß zu den Faktoren, die den unbeschränkten U-Boot-Krieg vertraten, Flotte und neuerdings auch Armee, gewonnen durch die rastlose und geschickte Agitation der Marine, der Reichstag hinzutrat, indem er sich in einer Resolution gleichfalls für den unbeschränkten U-Boot-Krieg einsetzte, sobald die Oberste Heeresleitung den unbeschränkten U-Boot-Krieg für notwendig halte[728]. Obwohl der Kaiser, wie so oft, instinktiv seiner Umgebung überlegen, innerlich keineswegs überzeugt war, blieb ihm kein anderer Ausweg, als endlich seine Zustimmung zu geben. Am 1. Februar [19]17 wurde der Beschluß zum unbeschränkten U-Boot-Krieg vom Kanzler im Hauptausschuß des Reichstags verkündet und von der Öffentlichkeit vielfach freudig begrüßt, da man den Versprechungen der Marinefachleute Glauben schenkte und eine günstige Wendung des Feldzuges von dem Schritt erhoffte.

Helfferich[729], der in seiner Stellungnahme vielfach geschwankt hatte und den ich im Auftrag Bethmann Hollwegs mehrfach bei der Stange zu halten versuchte, war schließlich ganz unter die Unterseeboot-Fanatiker gegangen. In dem kleinen Privat-Speisezimmer in der Deutschen Gesellschaft, die damals noch in der Wilhelmstraße ihr Heim hatte, schmückte noch monatelang ein Unterseeboots-Modell den Eßtisch. Der U-Boot-Krieg hat, wie zu erwarten stand, denjenigen Kräften in Amerika, die die Vereinigten Staaten gegen uns in den Kampf führen wollten, die entscheidenden Argumente hierfür geliefert und dadurch die erdrückende Niederlage der Mittelmächte erst ermöglicht.

Bethmann Hollweg hat die Gefährlichkeit des Experimentes klar erkannt und sich mit dem ganzen Schwergewicht seiner Persönlichkeit und seines Amtes der Erklärung des unbeschränkten U-Boot-Krieges widersetzt. Viele seiner besten Freunde haben es für einen schweren Fehler gehalten, daß er, als der Kaiser notgedrungen für die Gegenseite entschied, nicht freiwillig aus dem Amt ging. Er hat zwar dem Kaiser sein Entlassungsgesuch eingereicht, dieser hat aber, indem er an den Patriotismus des Kanzlers appellierte, ihn dringend gebeten, zu bleiben, und Bethmann glaubte, aus Pflichtgefühl sich diesem kaiserlichen Wunsche nicht versagen zu dürfen. Seine Gegner, die ihre Haupt-

[728] Der letzte Nebensatz ab „sobald …“ ist eine spätere handschriftliche Ergänzung; ebenso wie das Datum und die Worte „vom Kanzler im Hauptausschuß des Reichstags verkündet“ im übernächsten Satz, die dort das ursprünglich geschriebene Wort „gefasst“ ersetzten.

[729] Karl Helfferich (1872–1924), Staatssekretär des Reichsamts des Innern 1916–1917; Vizekanzler 1917–1918. – Das folgende Urteil Kühlmanns über Helfferich trifft für 1915/16 keinesfalls zu. Vgl. u. a. Reichskanzler Bethmann Hollweg II, S. 1501 (sub Helfferich/Ubootkrieg). Seit der Entscheidung zum rücksichtslosen U-Boot-Krieg Anfang Januar 1917 befürwortete er dann allerdings denselben.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

stütze in der Armee und Marine fanden, führten am [13. Juli 1917] den Sturz des verhaßten Staatsmannes herbei. Also war es doch nur eine kurze Gnadenfrist im Amt, die sich Bethmann durch seine Nachgiebigkeit erkaufte. Für sein Bild in der Geschichte wäre es wohl besser gewesen, wenn er seine klare Erkenntnis von der Verderblichkeit des gefaßten Entschlusses durch den Rücktritt nach außen hin bekundet hätte.

Ich war wieder einmal bei Minister Kröller auf seinem Landsitz; wir hatten in der Morgendämmerung auf Rehböcke gepirscht, ohne Ergebnis. Als wir langsam durch die Heide dem Hause zustrebten, zeigte sich eine seltene Konstellation an dem kaum von der ersten Dämmerung erhellten Himmel: Haarscharf das Zeichen des Halbmondes und daneben der leuchtende Morgenstern, so daß das Wappen der Türkei klar zu erkennen war. Manchmal hat man Anfälle kuriosen Aberglaubens, und ich sagte meinem Gastfreund, dies schöne Himmelzeichen beeindrucke mich unheimlich. Ich hätte das Gefühl, Veränderungen stünden bevor. Er lachte mich aus, und wir setzten uns in dem gastlichen Landhaus zum Frühstück. Da tönte schon das Telephon aus dem Haag mit der Mitteilung, es läge ein dringendes Telegramm aus Berlin vor, ich solle sobald als möglich dahin kommen. Allerlei Gerüchte aus Konstantinopel hatten es mir deutlich gemacht, daß Graf Metternich, mein früherer Chef in London[730], dort nicht ganz glücklich abgeschnitten habe und aus verschiedenen Anzeichen glaubte ich entnehmen zu dürfen, daß man in Pless an mich als Nachfolger dachte. So mußte ich mich sehr wider Willen an den Gedanken gewöhnen, das sympathische Holland mit dem viel exponierteren und verantwortungsvolleren Posten am Bosporus zu vertauschen. Ich erzählte Kröller von meinen Befürchtungen und Ahnungen und schlug ihm vor, wenigstens diesen einen Tag noch unverstellt und fröhlich zu genießen, indem wir mit seinen guten Pferden, ohne um Zeit und Raum uns zu kümmern, über die Heide reiten wollten. Er ging gern auf meinen Vorschlag ein, und so galoppierten wir stundenlang in der flimmernden sonnigen Luft über die duftende Heide und kamen erst gegen Nachmittag nach Hause.

Ich eilte nach dem Haag zurück, wo ich meine Vermutungen bestätigt fand. Alles schien mit meiner bevorstehenden Versetzung nach Konstantinopel als Tatsache zu rechnen. In Berlin wurde mir dies bestätigt, und ich wurde gebeten, zunächst zur Meldung beim Kaiser nach Pless zu gehen, dann mit höchster Beschleunigung mein Abberufungsschreiben im Haag zu überreichen, und alles so aufzulösen, daß ich in kürzester Zeit die Reise nach Konstantinopel antreten könne[731]. In Pless traf ich das Große Hauptquartier ziem-

[730] Paul Graf Wolff Metternich zur Gracht war vom 19. November 1915 bis zum 3. Oktober 1916 Botschafter in Konstantinopel.

[731] Am 26. Oktober 1916 hatte Kühlmann seine Abschiedsaudienz bei der niederländischen Königin, der er die ihm von „Seiner Majestät dem Kaiser anlässlich meines Besuches im Großen Hauptquartier aufgetragenen persönlichen Grüße“ bestellte; Kühlmann an Bethmann Hollweg, 26. Oktober 1916, abgedruckt in: Bescheiden, Nr. 68, S. 103. „Darauf ist Herr von Kühlmann einige Tage in Berlin gewesen, um sich über die verschiedenen die Türken betreffenden politischen u. anderen Fragen (Capitulationen, geistliche Anstalten,

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

lich in derselben Lage und Stimmung wie bei meinem vorigen Besuch[732]; der Kaiser freundlich und gnädig und sichtlich erfreut, mir die Mission in der Türkei anvertrauen zu können. Der Türkische Staatsminister Halil Bey[733] weilte gleichfalls in Pless, und ich stellte ihn, in Ausübung meiner neuen Funktion, dem Kaiser vor. Seine joviale Persönlichkeit gefiel allgemein. Mit guten Wünschen, ohne besondere politische Aufträge, wurde ich entlassen.

10. Konstantinopel (November 1916 – Juli 1917)

Am [5. November 1916] erfolgte die Proklamation der Errichtung Polens, ein unglücklicher Schritt, zu dem Bethmann Hollweg sich unter allerlei Pression hatte drängen lassen. Gerade von der Armee-Seite her war der Druck keineswegs unbeträchtlich gewesen, da man sich über die Kräfte, welche man allenfalls für den Kriegsdienst gewinnen konnte, offenbar Illusionen hingegeben hatte. Als sich das polnische Experiment als Fehlschlag entpuppte, sind allerdings die meisten, die ihm das Wort geredet hatten, abgerückt und wollten von ihrer Vaterschaft nichts mehr wissen.

Am Tage darauf kam ich in Wien an und sprach mit dem eben ernannten Premierminister von Koerber[734]. Ein eher untersetzter Mann, lebhaft, große parlamentarische und diplomatische Schulung. Das erste Wort, als er mich empfing, war, „Sagen Sie nur, mein Lieber, wer hat denn diese Riesendummheit mit den Polen gemacht?“ Ich entgegnete, so viel ich aus der Zeitung ersehen hätte, hätte er selbst für Österreich-Ungarn unterschrieben. – „Nun, natürlich habe ich es unterschrieben“, war die Antwort. „Was blieb mir denn anderes übrig; ich halte es aber für eine monumentale Dummheit, die wir alle noch bereuen werden.“

Ich führe dieses Gespräch nur an, um zu zeigen, daß einesteils die Österreicher dank ihrer alten Erfahrung mit den Ostvölkern in dieser Frage viel klarer sahen als die Herren in Berlin und daß die Unterhaltung zwischen Alliierten mit einem erheblichen Maß von Freimut geführt wurde.

Ich sprach die Herren am Ballplatz, diskutierte die Situation mit unserem Botschafter, dem früheren Personal-Referent[en] Graf Botho Wedel, der in Wien eine gute Figur machte, wo er offenbar sich wohler und heimischer

Schulen etc.) genau zu informieren. Am 2. November ist er auf seinen neuen Posten abgereist u. hat unterwegs in Wien Baron Burian, in Budapest Graf Tisza u. in Sofia S. M. dem König Ferdinand seine Aufwartung gemacht. Euer Majestät Botschafter ist gestern in Constantinopel eingetroffen und hat die Geschäfte übernommen“; Jagow an Grünau für Wilhelm II., 14. November 1916, PA Berlin, P 1/8248, Personalakte Kühlmann, Bd. 6.

732 Ein zweiter Besuch Kühlmanns in Pless im Jahr 1916 ist anderweitig nicht nachweisbar; es handelt sich wohl um den zuvor geschilderten Aufenthalt, bei dem der Diplomat auch erstmals mit der 3. OHL (Hindenburg und Ludendorff) zusammentraf; vgl. oben S. 389.

733 Halil Bey Menteşe (1874–1948), osmanischer Außenminister 1915–1917; Justizminister 1917–1918.

734 Ernest von Koerber (1850–1919), österreichischer Ministerpräsident 1900–1904, 31. Oktober–13. Dezember 1916.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

fühlte als in seinem Büro in der Wilhelmstraße. Unser Verhältnis zu Österreich-Ungarn war eine Kette von Schwierigkeiten und Reibereien, und es gehörte von beiden Seiten Geduld und guter Humor dazu, um die großen und vitalen Gesichtspunkte, die unsere Zusammenarbeit für beide zu Lebensfragen machten, nicht aus dem Auge zu verlieren.

Die österreichische Armee hatte – was niemand, der sie aus eigener Anschauung näher kannte, überraschte – nicht das geleistet, was die hochgespannten Berliner Erwartungen von ihr erhofft hatten, und Berichte von Militär-Attachés hatten im Frieden offenbar ein zu günstiges Bild gegeben, die tiefe nationale Zerrissenheit der Doppel-Monarchie, die Hemmungen der Vielstämmigkeit und Vielsprachigkeit nicht genügend stark eingeschätzt. Der österreichische Ober-Kommandierende, Conrad von Hötzendorff [sic], war zweifellos ein bedeutender Feldherr[735]. Manche sind geneigt, zu glauben, der bedeutendste Feldherr auf Seiten der Mittelmächte. Einfach, schlicht, gerade, von einer spartanischen persönlichen Anspruchslosigkeit, verkörperte er noch einmal vor dem Ende die Zusammenfassung aller derjenigen menschlichen und soldatischen Tugenden, die seit Radetzky[736] die Armee zum eigentlichen Rückgrat der Doppel-Monarchie gemacht hatten. Bei aller Einfachheit hatte sein weiter und hochfliegender Geist doch Ehrgeiz größten Stils. Sein Verhängnis war, daß er großangelegte strategische Kombinationen mit einem Instrument durchzuführen versuchte, das ihm immer wieder in den Händen zusammenbrach. Während die Deutsche Armee im Westen und Osten Siege erfocht, deren Namen sich den stolzesten der Geschichte anreihen werden, konnte die österreichische Armee den Ansturm der Russen nicht abwehren, nicht einmal die Serben niederwerfen, und schon früh begann, was dann durch den ganzen Feldzug eines der Leitmotive blieb, die Notwendigkeit, die österreichische Ar-

[735] Franz (ab 1910: Freiherr, ab 1918: Graf) Conrad von Hötzendorf (1852–1925), General der Infanterie; Chef des österreichisch-ungarischen Generalstabs 1906–1911, 1912–1916; Feldmarschall 1916. – Einliegend findet sich zudem der Zeitungsartikel „Marschall Conrad – Ein Gedenkblatt“ von Alfons von Czibulka, der nach dessen Tod erschien. – Insbesondere der mit Kühlmann befreundete Karl Friedrich Nowak vermittelte in seinen Werken ein sehr positives Bild Conrads. Inwiefern Kühlmann dieses Urteil vollumfänglich teilte, läßt seine diplomatische Formulierung offen. Immerhin war der Generalstabschef vor 1914 ein entschiedener Vertreter des Präventivkrieg-Gedankens, in der Julikrise eine treibende Kraft der Kriegspartei sowie ein Verfechter sehr weitreichender Kriegsziele. Daß der Österreicher jeweils konträre Ziele verfolgte, war Kühlmann bewußt; handschriftlich notierte er in den Einband des zweiten Manuskriptbandes: „Hötzendorff für Krieg“ (wobei unklar ist, ob sich diese Bemerkung auf eine rechts daneben befindliche Datenübersicht des Jahres 1908 oder auf links daneben stehende Notizen zu 1913 bezieht; in beiden Fällen wäre sie zutreffend). Offenbar imponierten Kühlmann aber sowohl die Persönlichkeit wie die militärischen Leistungen Conrads, so daß er 1924 über Nowak ein Treffen mit diesem arrangierte: „Es war mir eine große Freude, den Feldmarschall und Gräfin Conrad kennen zu lernen, und ich werde mich immer wieder freuen, mit dem geistvollen und feurigen alten Herrn zusammen zu treffen, wenn ihn seine Wege nach Bayern oder München führen“; Kühlmann an Nowak, 12. Juli 1924, BArch Berlin, Nachlaß Nowak, N 2213, Nr. 15, AS 12. Dazu sollte es aufgrund von Conrads Tod im Folgejahr nicht mehr kommen.

[736] Josef Wenzel Radetzky von Radetz (1766–1858), Feldmarschall; Heerführer; zuletzt Generalgouverneur von Lombardo-Venetien 1846–1857.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

mee mit deutschen Truppen und deutschen Offizieren zu verstärken, bei großen Unternehmungen, wie dem Durchbruch bei Gorlitzä[737] größere deutsche Truppenmassen und deutsche Felderfahrung mit in die Wa[a]gschale zu werfen. Bald begann es, bei der geringeren Straffheit der Verwaltung und der inneren Behörden, in Österreich auch am notwendigsten zu fehlen. Neben der militärischen Unterstützung wurden immer häufiger Zuschüsse an Lebensmitteln erbeten; beides wurde unter dem Druck der Notwendigkeit gewährt, nicht immer mit Freundlichkeit und manchmal wohl mit der Überheblichkeit des größeren und stärkeren Bruders gegen den ärmeren und schwächeren.

Ungarn hatte seit längerer Zeit in Wien eine fast maßgebliche Rolle gespielt; seine ungleich günstigere Ernährungslage gab ihm im Kriege eine weitere Überlegenheit über die zisleit[h]anische Reichshälfte. In Pest frühstückte ich mit dem Grafen Tisza[738], dem stärksten Mann der Doppel-Monarchie und seit Jahren dem unbestrittenen Beherrscher Ungarns. Groß und stark, machte er trotz seiner Brille einen festgefügten, fast martialischen Eindruck, und man glaubte es ihm ohne weiteres, daß er ebenso bereit wäre, mit dem schweren ungarischen Säbel dem Gegner im Duell auf den Leib zu gehen, als ihm in der parlamentarischen Arena zu begegnen. Tisza, ein Staatsmann größeren Formats, hatte dem leichtherzigen Va-Banque-Spiel des Grafen Berchtold[739] und seiner jugendlichen Ratgeber starken Widerstand entgegengesetzt, war aber von denen überzeugt worden, die, wie Conrad von Hötzendorff und andere, unter Umständen glorreichen Untergang auf dem Schlachtfelde für ein besseres Ende der Schwarz-Gelben Monarchie hielten als langsame Zersetzung und Hinsiechen. Ungarn hatte von jeher neben England die glänzendste, am meisten politisierte, in Parlament und Leben wirklich herrschende Aristokratie. Es war von einem schönen Patriotismus befeuert, aber auch von einem Nationalismus, der unbeugsam war, keiner Anpassung und keiner Konzession fähig. Für die unglückliche Ausgestaltung des Verhältnisses zu Serbien, das Keime gefährlichen Konflikts in sich barg, war die Starrheit des ungarischen Nationalismus in dem Dezennium vor dem Kriege zweifellos mitverantwortlich.

Man kann es den Ungarn nicht verübeln, wenn sie auf ihre Hauptstadt stolz sind. Die Donau ist dort zu einem wirklichen Strom entwickelt. Unten dehnt sich mit breiten Straßen und dem etwas neuen Glanze von Palästen die moderne Stadt aus. Oben auf der Höhe ist die Burg, schließen sich lange winzige Gassen an, in denen in bescheidenen, aber vornehmen Herrenhäusern manche der allerersten Familien hausen. Ich frühstückte mit Tisza oben in dem Palais, das dem ungarischen Minister-Präsidenten als Amtswohnung dient, und er zeigte mir die Treppe, welche Graf Szandor[740], um eine Wette zu gewinnen, zu Pferde hinabritt. In der Türkei hatten wir mit Österreich-Ungarn keine Reibungspunkte; den dortigen Vertreter, den Markgrafen Pallavicini,

[737] Durchbruchsschlacht bei Gorlice-Tarnów Anfang Mai 1915 an der Ostfront.

[738] István Tisza (1861–1918), ungarischer Ministerpräsident 1903–1905 und 1913–1917.

[739] Leopold Graf Berchtold (1863–1928), Minister des k. u. k. Hauses des Äußern 1912–1915.

[740] Graf Moritz Sándor von Szlavnicza (1805–1878), Reiter und Pferdezüchter.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

kannte ich von meiner Tätigkeit im Anfang des Krieges her. So ging unsere Konversation mehr ins Allgemeine, auf die Möglichkeit, den Konflikt zu beenden, und resigniert kam man zu keinem anderen Ergebnis, als daß man eben ausharren müsse, bis neue Ereignisse neue Möglichkeiten boten.

In Sofia durfte ich wieder an einer sehr langen Konversation mit dem Czaren Ferdinand mich ästhetisch erfreuen. Auch hier war augenblicklich kein neuer und dringender Gesichtspunkt zu erörtern.

Abends kam ich in Konstantinopel mit dem üblichen Expreßzug an und fuhr gleich nach der Botschaft. Metternich war schon abgereist. Graf Waldburg-Wolfegg[741], der Sohn eines großen schwäbischen Geschlechts, ein alter Bekannter von mir aus der Zeit, da wir noch als Studenten fleißig mit den reizenden Münchner Komtessen tanzten, war Botschaftsrat. Seine behagliche österreichisch-süddeutsche Art, fern von aller Hast und Wichtigtuerei, tat mir vom ersten Tage an wohl; er ist mir diese ganze schwere Zeit über[742] ein lieber, in vieler Beziehung ebenso nützlicher als angenehmer Mitarbeiter gewesen. Abends ging ich noch lange auf dem Balkon der Botschaft auf und ab, von dem man einen unvergleichlichen Blick genoß. Über das zu Füßen liegende Häusermeer umfaßte die Aussicht das Goldene Horn; dahinter Stambul mit den majestätischen Moscheenkuppeln und dem Wald himmelan strebender schlanker Minaretts. Die Prinzeninseln, im Blau des Marmara-Meeres fast verschwindend, zur Linken der Bosporus mit aufblitzenden Lichtern, die asiatischen Stadtteile der großen Kaiserstadt mit Heida Pascha[743], der Kopfstation der Anatolischen und Bagdad-Bahn. Ich dachte der merkwürdigen Führung des Schicksals nach, die mich in dieser Stadt, in der ich geboren war, jetzt mitten im größten Krieg der Weltgeschichte zu einem schweren und verantwortungsvollen Amte berufen hatte. Die Figur Marschalls, gemeinsame Erinnerungen von der Friedens-Konferenz im Haag und von seiner leider nur allzu kurzen Wirksamkeit in London traten mir vor die Augen.

Am nächsten Morgen begann gleich eine fieberhafte Tätigkeit, um all die Fäden in die Hand zu bekommen und möglichst rasch Herr der Situation zu werden. Alles wurde mir erleichtert dadurch, daß noch dieselben Männer am Ruder waren wie zu Beginn des Weltkrieges, als ich mit Rat und Tat mit den Häuptern des Komitees dem Eintritt der Türkei in den ungeheuren Kampf beiwohnte. Die militärische Situation hatte sich während der 1½ Jahre, die ich fern von Konstantinopel geweilt hatte, auf dem Nebenschauplatz der Kaukasischen Front, Mesopotamien und Palästina nicht zu Gunsten der Türkei entwikkelt; dagegen konnte die türkische Oberste Heeresleitung auf dem wichtigsten Schauplatze, den Dardanellen, einen vollen Erfolg buchen. Nachdem das

741 Heinrich Graf von Waldburg zu Wolfegg (1874–1949), Erster Sekretär an der Botschaft in Konstantinopel Dezember 1916–Oktober 1918.

742 Diese Bemerkung kann, neben dem Hinweis auf die politischen Umstände des Ersten Weltkriegs, gegebenenfalls auch persönlich gemeint sein, denn während seiner dortigen Amtszeit verstarb Kühlmanns Frau Marguerite in Konstantinopel am 25. Juni 1917 mit gerade 33 Jahren.

743 Haydarpaşa.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Scheitern des Flottenangriffs am [18. März 1915] die Engländer für immer von einer Wiederholung dieses schwere Opfer erheischenden Experiments abgeschreckt hatte, waren ausgezeichnete Streitkräfte des englischen Weltreiches auf beide Seiten der Meerenge angesetzt worden, um zu Lande zu erzwingen, was die Flotte nicht vermocht hatte, – den Weg durch die Meerenge zu öffnen. Unter dem konzentrierten Feuer der Kriegsschiffe gelang die Landung bedeutender Truppenabteilungen auf beiden Seiten der Meerenge. Die Verteidiger verfügten nicht über die nötige Artillerie, um die Landung zu verhindern, und auch während des ganzen Abwehrkampfes blieb der Mangel an Munition eines der schwersten Hemmnisse erfolgreicher Verteidigung. Bald brachte der türkische Soldat, der sich stets im defensiven Grabenkampf als besonders geschickt und zähe erwiesen hat, das feindliche Vorgehen zum Stehen, und obwohl immer wieder mit echt englischer Zähigkeit neue Kräfte herangeführt wurden, gelang es der ausgezeichneten Führung des Generals Liman von Sanders, der den Oberbefehl an den Dardanellen innehatte, verbunden mit den vorzüglichen soldatischen Eigenschaften des türkischen Infanteristen, die stets mit Todesverachtung wiederholten Anstürme der englischen Kolonialtruppen, unter denen sich die Italiener auszeichneten, erfolgreich standzuhalten.

Mittlerweile veränderte sich die Situation in Südost-Europa grundlegend: Österreich allein hatte sich beim Beginn des Feldzuges außerstande erwiesen, Serbien niederzuwerfen; die österreichischen Truppen hatten wenig glücklich gefochten, und Serbien, der Urheber der furchtbaren Verwicklung, stand mit seiner Armee noch immer unbesiegt auf heimischem Boden. Bulgarien war von anfang an in einer schwierigen Lage, nicht unähnlich der der Türkei. Abgesehen davon, daß Czar Ferdinand sich bei den Ententeländern keiner großen Beliebtheit erfreute, wiesen Tradition und Volksstimmung Bulgarien auf eine Ausbreitung seines Gebietes in Mazedonien; der Traum des Bulgarischen Volkes war von dem Augenblick an, wo es dem türkischen Joch entronnen war, ausschließlich auf Mazedonien gerichtet, und in Mazedonien trafen die bulgarischen Bestrebungen mit gleichgerichteten Aspirationen der Serben und der Griechen zusammen. Nach den Schilderungen der besten Kenner gab es in Mazedonien Bulgaren, Griechen und Serben, die unzweifelhaft als solche angesprochen werden konnten. Daneben aber waren die großen Massen der Bevölkerung, welche keiner der drei Nationalitäten ausgesprochen angehörten; diese durch Schule, Propaganda, wo es nötig war durch Drohung und Terror, für eine der drei Nationalitäten zu gewinnen, bildete das wesentliche Ziel zahlloser Organisationen und Komitees. Offiziell waren das alles private und unabhängige Unternehmungen. Tausend Fäden führten aber ober- und unterirdisch von den Beratungszimmern der Komitees in die Kanzleien und Ministerien. In Mazedonien wühlte ohne Unterlaß ein Krieg aller gegen alle, und es war schwer zu sagen, wessen Konto mit Gewalttat, Erpressung und Mord am schwersten belastet war. Im ersten Balkankrieg dauerte die Einigkeit der Verbündeten genau so lange, bis die Beute der Türkei sicher entrissen schien. Dann kam bei dem Streit um die Verteilung der Beute der Haß und die Eifersucht der Balkanstaaten gegen einander zum Durchbruch, und es kam zu dem

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

zweiten Balkankrieg, der mit der Niederlage und Demütigung Bulgariens endete.

Die Haltung, welche die Regierung des Czaren Ferdinand im Weltkrieg einnahm, war ihr praktisch schon durch das Ergebnis des Friedens von Bukarest vorgezeichnet[744]. Bei der Intimität der serbischen Beziehungen zur Entente, bei der Wahrscheinlichkeit einer Allianz zwischen Rumänien und den Westmächten bestand für Bulgarien praktisch keine Aussicht, mit der Entente sich auch nur über diskutable Zugeständnisse in der Dobrudscha und in Mazedonien zu einigen. Czar Ferdinand war ein viel zu kluger Diplomat, um nicht zu sehen, daß für Bulgarien ein Anschluß an die Mittelmächte bei der Unsicherheit über den Ausgang des Krieges ernste Gefahren in sich barg. Anderenteils aber befand er sich, genau wie die Türkei, in einer Zwangslage, welche ihm nur eine Möglichkeit offen ließ, den Anschluß an die Mittelmächte. Als bei der deutschen Obersten Heeresleitung der Entschluß reifte, den Weg nach Osten freizumachen, Serbien zu schlagen und die türkischen Bundesgenossen auf diese Art zu entlasten, kam das Bündnis mit Bulgarien zustande, in welchem sich Czar Ferdinand verpflichtete, mit einer Armee von [*Lücke*] Mann an der Operation gegen Serbien sich zu beteiligen[745]. Die Serben, die sich bis dahin gegen die Österreicher gut gehalten hatten, brachen vor der Übermacht und der Überlegenheit der Führung vollkommen zusammen. Die Reste der Armee und ein Teil der Bevölkerung retteten sich, ein haltlos fliehender Menschenhaufen, durch die verschneiten Balkanpässe nach der Adriatischen Küste zu. Der Weg nach dem Orient war [für die Mittelmächte] frei, und es leuchtete ohne weiteres ein, daß [für die Entente] mit der Möglichkeit, die Dardanellenfront mit Menschen, Geschützen und Offizieren zu versehen, nicht zu rechnen war und die Aussichten des Vorstoßes in dieser Richtung sich in nichts auflösten. Das Dardanellen-Unternehmen wurde liquidiert, und trotz der Wachsamkeit der Verteidiger gelang es der Geschicklichkeit der Engländer, ohne wesentliche Verluste sich vom Feind zu lösen und die Wiedereinschiffung der Truppen zu bewerkstelligen. Eine ungeheure Beute fiel den Türken in die Hände; diese vermochte aber die Enttäuschung über das geglückte Entrinnen des Gegners kaum zu mildern.

Die Grundursachen des Erfolges der Revolution gegen den Sultan Abdul Hamid lagen im nationalen Selbstgefühl des türkischen Volkes. Abdul Hamid war zweifellos ein befähigter Herrscher, dessen Stärke auf dem Gebiet der Außenpolitik lag. Es ist ihm nicht gelungen, und es wäre wohl niemandem gelungen, das allmählich immer weiter fortschreitende Abbröckeln der Türkei zu verhindern. Die Türkei war durch ihr stehendes Heer allen anderen Mächten überlegen, erobernd bis unter die Mauern Wiens vorgeflutet, hatte die Völker

[744] Der Friede von Bukarest vom 10. August 1913 stand am Ende des Zweiten Balkankrieges, in dem Bulgarien, das diesen Krieg begonnen und verloren hatte, gegenüber Serbien, Griechenland, Montenegro und Rumänien deutliche Gebietsverluste hinnehmen mußte, in der Folge im Vertrag von Konstantinopel auch gegenüber dem Osmanischen Reich.

[745] Einliegend findet sich ein Artikel aus der „Vossischen Zeitung“ vom 10. Juni 1933 „Der Feldherr Falkenhayn“ über die militärischen Operationen des Jahres 1915.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

des Balkans, Griechen, Bulgaren, Wallachen und Serben überrannt, vermochte aber vermöge ihrer Religion und gesellschaftlichen Organisationen keineswegs die unterworfenen Völker zu amalgamieren. Über gedrückte, durch Abgaben ausgesogene Rajas[746] herrschte eine dünne türkische Oberschicht, die Militär und Verwaltung in der Hand hatte. Als nach der Brechung der türkischen Flut bei Wien der Gegenstoß des christlichen Abendlandes einsetzte, Österreich Schritt für Schritt erobernd ostwärts vordrang und von Norden her die junge russische Macht auf ihr ideales Ziel, Konstantinopel, und die Meerengen vordrang, war es nur eine Frage der Zeit, wie lange sich das der nationalen Homogenität vollkommen entbehrende türkische Reich gegen diesen doppelten Ansturm würde halten können. Die ganze Geschichte des 19. Jahrhunderts ist angefüllt mit immer neuen Krisen, die regelmäßig damit enden, daß die Türkei neues Gebiet verliert, in welchem sich die lange unterdrückten, aber doch vital erhaltenen christlichen Volksstämme zu neuen Staaten organisieren. Wut und Entrüstung über diese ewigen Demütigungen hatten der Revolution des Komitees „Einheit und Fortschritt" zum Erfolg verholfen. Auf die Dauer hat aber auch der Patriotismus des Komitees und die zweifellose Begabung der leitenden Persönlichkeiten weiteres Abbröckeln der außerhalb liegenden Landesteile nicht zu verhindern vermocht. Erst jetzt, wo nach Amputation des Fremdländischen und Fremdstämmischen die Türkei viel mehr als früher ein auch national homogener Staat ist, scheint ihre Widerstandsfähigkeit und Lebenskraft erfreulich vermehrt.

Die an den Dardanellen zurückgeschlagenen Ententetruppen wurden auf den dringenden Rat Aristide Briands[747] nach Salonique gebracht und bildeten dort unter französischem Kommando die sogenannte Salonique-Armee, deren Vorstoß, in nördlicher Richtung auf das völlig erschöpfte Bulgarien treffend, die Verteidigungsketten der Mittelmächte durchbrach und damit den Zusammenbruch des Jahres 1918 einleitete. Gerade der Erfolg dieses Vorstoßes bewies, wie recht Churchill hatte, als er auf die Dardanellen-Expedition als entscheidende strategische Bewegung im Feldzug mit so großem Eifer drängte. Im Westen war bei der relativen Ausgeglichenheit der Kräfte und der stetig zunehmenden Kräfte der Defensive auf einen durchschlagenden und entscheidenden Erfolg nicht zu rechnen. Die Durchbrechung des Systems der Mittelmächte näher der Mitte der Kette war zweifellos der Plan, bei welchem sich mit unvergleichlich geringeren Mitteln ungleich größere Möglichkeiten für eine Entscheidung ergaben.

Mit Herstellung einer leichten und geordneten Verbindung zwischen der Türkei und den Mittelmächten konnten auch mehr deutsche Offiziere in der Türkei Verwendung finden. Auch deutsche geschlossene Abteilungen übernahmen gewisse Aufgaben. Die Oberleitung der Operation in der Gegend des

[746] Raja ist die serbokroatische Umschreibung des türkischen Reaya und arabischen Reâyâ (wörtlich: „behütete Herde"), der Bezeichnung für die christlichen Untertanen im Osmanischen Reich.

[747] Aristide Briand (1862–1932), französischer Außenminister 1914–1917; Ministerpräsident 1915–1917.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Suez-Kanals übernahm der Bayer General von Kreß[748]. Alle Versuche gegen den Suez-Kanal waren von vorne herein zum Scheitern verurteilt. Die Schwierigkeit, Kriegsgerät und Munition auf den Operations-Schauplatz zu bringen, haben wir früher berührt. Der Engländer konnte den ganzen Kanal als Festungsgraben benutzen, ihn durch verankerte Kriegsschiffe mit ausgiebigem Sperrfeuer belegen. Um an den Kanal selbst zu kommen, mußten die angreifenden Truppen acht Tage ohne Deckung durch die Wüste marschieren. Es wäre für die feindlichen Flieger ein Kinderspiel, Stärke und Anmarschrichtung der Truppen zu erkunden. Bald mußten die aussichtslosen Versuche, den Kanal zu überschreiten oder wenigstens ihn nachhaltig zu sperren, aufgegeben werden. Die Engländer drängten mit überlegenen Kräften die ottomanischen Truppen langsam zurück, nachhaltig unterstützt von Beduinen und Araberstämmen, die sie zu gewinnen verstanden hatten und die gegen den Türken immer zu haben waren. So wurde, langsam aber stetig, in Palästina dauernd Terrain verloren. Nicht besser ging es in Mesopotamien, wo die Engländer, gleichfalls auf ihre bequeme Seeverbindung basierend, mit ständig wachsenden Kräften vordrangen und den Türken schließlich das wichtige Bagdad entrissen. Im Kaukasus war nach Envers höchst unglücklichem Vorstoß, der noch in die Zeit meiner ersten Tätigkeit in Konstantinopel fiel, nicht furchtbar viel geschehen. Damals hatten Fleckfieber und Winterkälte die türkische Armee vernichtend dezimiert. Hätten die Russen diesem Kriegsschauplatz mehr Beachtung geschenkt, wären da wohl allerlei Lorbeeren zu holen gewesen, aber auch sie schienen nicht mit wirklicher Energie gearbeitet zu haben.

Trotz dieser Schwierigkeiten an so vielen Punkten hatten es Enver und seine Freunde, in kluger Einsicht, daß das Schicksal der Türkei mit dem der Mittelmächte auf Gedeih und Verderb verbunden sei, doch noch ermöglicht, türkische Einheiten an die galizische Front gegen die Russen zu schicken, wo sich die Truppe stets brav und erfolgreich geschlagen hat.

Große Erbitterung herrschte in den nationalen Kreisen der Türkei gegen das sogenannte System der Kapitulation. Der Ausländer unterstand so gut wie gar nicht der Jurisdiktion der Türkei. Er hatte sein Sonderrecht und seine Sondergerichte. Praktisch war der Ausländer in allem geschützt, der Eingeborene war ein Untertan zweiter Klasse. Das Bestreben der auf den Nationalismus der Bevölkerung basierten Komitee-Regierung mußte dahin gehen, sich von den Fesseln der Kapitulation freizumachen. Es war natürlich, daß die Mittelmächte, mit der Türkei in einem Schicksalskrieg eng verbündet, bei der Abschaffung der Kapitulation mit gutem Beispiel vorangehen mußten. Die sachlichen Bedenken waren natürlich keineswegs gering, und der Widerstand der in der Türkei ansässigen und geschäftlich tätigen Europäer war sehr stark[749].

[748] Friedrich Freiherr Kreß von Kressenstein (1870–1948), Mitglied der „Deutschen Delegation in der Türkei“ als Oberstleutnant; Leiter der türkischen Expedition gegen den Suezkanal 1915–1917; „Chef der Deutschen Kaukasusdelegation“ Mai–Dezember 1918; zuletzt General der Artillerie; a. D. 1929.

[749] Dies war Kühlmann schon in seiner ersten Zeit in Konstantinopel im Herbst 1914 deutlich geworden; vgl. PA Berlin, Botschaft Konstantinopel, Bd. 290, Die Kapitulationen 1914–

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Sachlich konnte man ihnen diese Haltung nicht verübeln, denn es bestand nicht der geringste Zweifel, daß politische und Rechtspflege noch nicht annähernd auf der Höhe stehen, um für sachliche, der Billigkeit entsprechende Entscheidung die geringste Gewähr zu geben. Ein großer Teil meiner Verhandlungen während der Botschafterzeit ging in dieser Richtung[750]. Ich bin stets bestrebt gewesen, dem Wunsch der Türkei soweit als möglich entgegenzukommen. Grundsätzlich habe ich das Kapitulations-System als einen verlorenen Posten aufgefaßt, für den zu kämpfen sich nicht lohnte.

Mitte Januar 1917 wurde bekannt gegeben, daß das Deutsche Reich und die Türkei fünf Verträge abgeschlossen hätten, nach welchen beide Staaten die Rechtsverhältnisse ihrer Untertanen auf dem Fuße der Gleichheit und Gegenseitigkeit ordneten. Die sogenannten „Kapitulationen", welche im Ottomanischen Reich die Angehörigen fremder Staaten der Landesjustiz entzogen und ihnen eigene Gerichtsbarkeit vorbehielten, wurden von Deutschland aufgegeben. Die fünf Verträge regelten[751]:

l.) Die Konsulatsverhältnisse
2.) Den gegenseitigen Rechtsschutz
3.) Die Niederlassungsverhältnisse
4.) Die Auslieferung von Verbrechern
5.) Die Zuführung von Wehrpflichtigen und Fahnenflüchtigen.

Die Türkei, [für] deren Stolz das Bestehen der Kapitulationen stets drükkend gewesen war, empfand über das bundesfreundschaftliche Vorgehen Deutschlands große Freude. Der Außenminister Halil gab diesem Gefühl in der türkischen Kammer Ausdruck, indem er ausführte: „Die glänzende Waffenbrüderschaft beider Völker ist bekräftigt. Eine neue Zeit der Wohlfahrt beginne für unser Land, in der Türkei gilt nunmehr nur das allgemeine Völkerrecht. Für die Genehmigung dieses großen Werkes gebührt dem Kaiser unser ehrfurchtsvoller Dank."[752]

Eine Frage hat mich gleichfalls viel beschäftigt: Bald nach meiner Ankunft lernte ich den jüdischen Groß-Rabbiner[753] kennen. Er hatte meine Bekanntschaft gesucht. Der kenntnisreiche und scharfsinnige Mann interessierte mich. Die Juden der Türkei waren schwer beunruhigt über die Sympathie, welche die deutsche Regierung den zionistischen Bestrebungen entgegenzubringen schien. Er legte mir unter Anführung zahlreicher geschichtlicher Daten ausführlich dar, wie zwischen Juden und Türken seit Jahrhunderten ein durchaus gangbarer Modus vivendi sich herausgebildet habe. Beide Teile seien mit dem bestehenden Zustand vollkommen zufrieden, keiner hätte zu klagen. Die zio-

1916, Bl. 43 ff.: etliche Beschwerden von verschiedenen deutschen Konsulaten über die türkische Nichtachtung der bisherigen Sonderrechte, mit Paraphen Kühlmanns.

750 Vgl. Konsulat Aleppo an Kühlmann, 9. Juli 1917, PA Berlin, Botschaft Konstantinopel, Bd. 291, Die Kapitulationen 1917–1918. – Vgl. auch unten in Teil II, S. 613–617 u. 639–641.

751 Text in: CTS 222 (1916/17) S. 105–154.

752 Dieser Absatz entstammt einer nachträglich eingeklebten Einschaltung, betitelt „Jahr 1917".

753 Chaim Nahum Efendi (1872–1960), Großrabbiner im Osmanischen Reich 1909–1920.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nistischen Bestrebungen aber, die offenbar in Deutschland Gegenliebe fanden, erregten in den stets krankhaft mißtrauischen Türken den Eindruck, als strebten die Juden auf Kosten des Ottomanischen Reiches und auf Kosten der arabischen Bevölkerung nach der Vorherrschaft in Palästina. Dies drohe das durch enge diplomatische Beziehungen befriedigend ausgestaltete Verhältnis der jüdischen Bevölkerung zur Hohen Pforte ernstlich zu gefährden. Er bat mich, diesen Gesichtspunkt in Deutschland zur Geltung zu bringen und darauf hinzuweisen, daß die zionistischen Bestrebungen, die wesentlich nur den russischen Juden zugute kommen könnten, Leben und Eigentum der zahlreich seit Jahrhunderten eingesessenen ottomanischen Juden in ernste Gefahr bringen könnten. Ich habe nicht verfehlt, diesen Gesichtspunkt berichtlich nach Berlin weiterzugeben, da es mir vom politischen Standpunkt unwillkommen gewesen wäre, türkisches Misstrauen durch deutsche Begünstigung zionistischer Ziele rege zu machen. Die zionistischen Pläne sind ja später unter Englands Ägide in weitgehendem Maße verwirklicht worden[754]; ob mit einem auf die Dauer glücklichen Erfolg, kann nur die Geschichte lehren.

In der Gestaltung des türkischen Ministeriums traten Veränderungen ein; der Groß-Vezier fühlte sich allmählich amtsmüde und wurde im Frühjahr durch Talaat Pascha als Groß-Vezier ersetzt[755]. Sachlich änderte dies nicht viel, denn der kleine, lebhafte Prinz Said Halim war doch mehr ein Aushängeschild gewesen; die Macht ruhte fest in den Händen der Komitee-Vorsitzenden, und Talaat's Ernennung sanktionierte eigentlich nur den schon tatsächlich bestehenden Zustand. Halil gab das Außenministerium an Nessimy Bey[756] ab und widmete sich ganz dem Justizministerium, das mit der praktischen Durchführung der Kapitulations-Beseitigung dringende und wichtige Aufgaben bot.[757]

Talaat Pascha war einer der merkwürdigsten und sympathischsten Staatsmänner, die mir in meiner Laufbahn begegnet sind. Schwarzes, rückwärts gekämmtes Haar, dunkle Augen, die häufig ein wenig spöttisch schauen konnten, häufig lachten, schneeweiße Zähne, wie von einem Raubtier, unter einem kurz gestutzten Schnurrbart. Es war in seinem Wesen, wie oft bei festen Männern, noch etwas vom Buben geblieben. Wenn er sich wohl fühlte und gehen ließ, war er ein heiterer, stets zu Scherzen aufgelegter Gesellschafter. Es wäre

[754] Durch die sogenannte Balfour-Deklaration vom 2. November 1917 erklärte sich England mit dem 1897 festgelegten Ziel des Zionismus einverstanden, in Palästina eine „nationale Heimstätte" des jüdischen Volkes zu errichten.

[755] Der Wechsel von Said Halim Pascha zu Mehmed Talaat Pascha als Großwesir erfolgte am 4. Februar 1917.

[756] Ahmed Nessimi Bey (1876–1958), türkischer Handels- und Landwirtschaftsminister 1914–1917; Außenminister 1917–1918.

[757] Einer in den Umschlag dieses Manuskriptbandes eingeklebten handschriftlichen Notiz zufolge wollte Kühlmann noch eingehen auf: „Cospoli Djavid Dunmeh Charakter Hinrichtung". Gemeint ist wohl Dschawid Beg bzw. Cavid Beğ (1875–1926), ebenfalls Mitglied des „Komitees für Einheit und Fortschritt", Finanzminister 1909–1911, 1914 und 1917–1918. Er gehörte zu der Gruppe der Dönme, d. h. Juden, die nur nach außen hin den Islam angenommen hatten, und opponierte gegen den Völkermord an den Armeniern. 1926 beteiligte er sich an einem Attentat auf Mustafa Kemal Atatürk und wurde dafür hingerichtet.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

aber verfehlt gewesen, sich durch diese heitere Außenseite darüber täuschen zu lassen, daß hinter dieser Fassade eine breite Konzeption, Gescheitheit, Schlauheit und gewaltige, unbeugsame Willenskraft sich verbargen. Talaat hatte als kleiner Telegraphenbeamter in Salonique angefangen; die Demütigungen, denen das alte Sultanreich fortgesetzt sich unterwerfen mußte, verletzten seinen türkischen Stolz, und er beschloß, mit einem engen Kreis von Freunden die Revolution, den Sturz Abdul Hamids, hoffend, daß es dem Komitee „Einheit und Fortschritt" gelingen werde, eine gesündere und stärkere Türkei aufzubauen. Abdul Hamid, dessen Spionage-System an vortrefflicher Organisation und Wirksamkeit wohl kaum jemals übertroffen worden ist, wurde von der Bewegung überrascht und mußte schließlich ins Exil gehen. Er wurde in einer Villa in Salonique interniert.

Um von der Kühnheit, mit welcher die Verschworenen vorgingen, ein Bild zu geben, genüge eine Episode: Enver ritt mit einem Adjutanten und wenigen Kavalleristen unbemerkt und ungehindert von der Kavallerie-Kaserne zum Gebäude der Hohen Pforte, wo gerade ein Minister-Rat einberufen war. Er und sein Begleiter drangen, den Revolver in der Faust, bis zu dem Saal vor, in welchem der Ministerrat tagte. In der Tür trat ihm der Kriegsminister entgegen und suchte ihm den Eingang zu verwehren. Enver schoß ihn nieder, erklärte den fassungslosen Ministern, sie hätten sofort ihre Demission einzureichen, anderenfalls hätten sie ihr Leben verwirkt; der Eingang zur Hohen Pforte sei von seinen Soldaten besetzt. Die Minister fügten sich, durch Angst und Überraschung außer Fassung gebracht. Enver ließ den Adjutanten im Ministerrat zurück, mit der Weisung, jeden über den Haufen zu schießen, der auch nur Miene machte, seinen Platz zu verlassen, kam aus dem Ministerium heraus, nahm die Hälfte seiner Reiter zu sich und ritt nach dem Kaiserlichen Palais, wo er sich sofort beim Sultan meldete, ihm die Demission der Minister übergab und die Bildung eines neuen Kabinetts verlangte. Die Geschichte klingt wie ein Räubermärchen, tatsächlich wurde aber, da der Boden lange vorbereitet war, mit so lächerlich geringen Mitteln der Umsturz in der Türkei vollzogen[758].

Talaat war von einer rührenden Bescheidenheit und Einfachheit. Dies war ein großer Teil seines unwiderstehlichen, persönlichen Charmes. Wie der sagenhafte Bischof Willegis von Mainz[759] schämte er sich, zur höchsten Würde im türkischen Reich gelangt, keineswegs seines bescheidenen Ursprungs. Manchmal spielten wir nach Diners Karten. Im Orient ist, wie dies bei uns im 18. Jahrhundert Sitte war, ein Kartenspiel nach dem Diner unvermeidlich, und da ich im Leben kein anderes Kartenspiel gelernt hatte, spielten wir wohl oder übel Poker. Wenn, trotzdem das Spiel nicht hoch war, ein größerer Haufen Gold- und Silber-Münzen vor Talaat lag, sagte er einmal: „Mir ist es unheim-

[758] Während der „Jungtürkischen Revolution" im Juli 1908.

[759] Willigis (ca. 940–1011), gelegentlich auch Willegis geschrieben, aus nichtadeliger Familie stammend, ab 971 Kanzler am Hof der Kaiser Otto I. und Otto II., Erzbischof von Mainz 975–1011, 991–994 faktisch Regent des Reiches.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

lich, so viel Geld zu sehen, ich weiß noch gut die Zeit, wo ich einmal im Spiel fünf Piaster (ungefähr eine Mark) verloren hatte und es mir schwere Bedrängnis und Kopfzerbrechen machte, wie ich diesen Betrag zusammenbringen konnte."

Ein anderes Mal erzählte er mir, die Sorgen seines hohen Amtes hielten ihn oft in der Nacht wach. Da sei er auf den Gedanken verfallen, sich in sein Schlafzimmer einen altmodischen Morse-Apparat einbauen zu lassen, wie er ihn in jungen Jahren in Salonique bedient habe. Könne er nicht schlafen, so stehe er auf und schriebe in Morse-Schrift alles, was ihm durch den Kopf ginge und was ihn bedrückte. Diese altgewohnte mechanische Tätigkeit entspanne ihn und er könne nachher wieder ausgezeichnet schlafen. Bei aller Schlauheit war Talaat klug genug, um absolut und bis ins Kleinste zuverlässig zu sein. Wir hatten keinen besseren und treueren Bundesgenossen.

Nach dem Krieg hat dieser hoch begabte Mann in bescheidenen Verhältnissen in Berlin gelebt, wo er von einem Armenier auf offener Straße niedergeschossen wurde. Aus der törichten Sentimentalität heraus, mit welcher die armenische Frage in manchen deutschen Kreisen behandelt worden ist, hat ein deutsches Gericht den feigen Meuchelmörder freigesprochen[760], eine Tatsache, die dem deutschen Begriff des politischen Asyls keine Ehre macht und im Orient den ungünstigsten Eindruck hervorgerufen hat.

In der durch Anerkennung der Kapitulationsverträge besonders günstigen Stimmung, die noch durch den Abschluß einer größeren deutsch-türkischen Anleihe verbessert wurde, machten nacheinander alle maßgebenden Mitglieder der Regierung in Deutschland und im Hauptquartier offizielle Besuche, die reibungslos und angenehm verlaufen sind.

Ich sprach manchmal mit meinen türkischen Freunden auch über die Gründe, warum meinem Vorgänger, Graf Metternich, nicht gelungen sei, in Konstantinopel festen Fuß zu fassen. Nach den Darlegungen der Türken scheint Metternich, wie dies seiner Art entsprach, sich keineswegs an den Orient angepaßt zu haben, sondern genau so gelebt und gehandelt, als befände er sich noch in London. Seine allerdings für den orientalischen Reichtum an blumenreichen Redensarten besonders unangenehme, eisige Schweigsamkeit scheint ihm Feinde gemacht zu haben; dann ließ er auch die Großzügigkeit und offene Hand in Geld ausgeben vermissen, die nach den Anschauungen des Ostens unbedingt zu einem großen Herrn gehören. Uns lächerlich erscheinende Kleinigkeiten wurden dort zu Staatsereignissen aufgebauscht. Der Botschafter, darin echt englisch, tat immer, unbekümmert um die Außenwelt, was ihm gerade beliebte. Ich erinnere mich sehr wohl, ihn an einem Sonntag vormittag im Windsor Park spazierengehend getroffen zu haben, ohne Hut, die silberweißen Haare im Winde wehend; da es warm war, hatte er den Rock über den Arm

[760] Vor dem Landgericht Berlin-Moabit befanden die Geschworenen im Juni 1921 den angeklagten armenischen Attentäter Soghomon Tehlirjan (1897–1960) für den am 15. März 1921 begangenen Mord an dem 1919 in Abwesenheit in der Türkei zum Tode verurteilten Talaat Pascha einstimmig für nicht schuldig aufgrund von Unzurechnungsfähigkeit, da der Angeklagte seine komplette Familie in dem Genozid verloren hatte.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gelegt und ging in Hemdsärmeln. Er glaubte, dies sei auch im Orient möglich; der Gedanke, der deutsche Botschafter sei auf den Prinzeninseln in Hemdsärmeln spazieren gegangen, war für die sehr formalen Türken anstößig. Ein weiteres Verbrechen gegen die geheiligten Sitten war, daß Metternich, als ihm einmal ein Spaziergang zu weit wurde, auf der Trambahn bis nahe an die Botschaft fuhr. Ein vollkommen unerhörter Vorgang, daß ein so großer Herr wie ein Botschafter ein so proletarisches Mittel benutzte!! Der tiefste Grund der mangelnden Harmonie wird wohl gewesen sein, daß die Türken mit ihrem sehr fein entwickelten Instinkt durchfühlten, daß er weder besondere Hochachtung noch Neigung für sie empfand.

Bei den täglichen Fahrten zwischen Pera und Therapia hatten wir schon lange beobachtet, daß in mäßigen Abständen von der Chaussee zahlreiche Arbeitertrupps einen Weg aushoben und Sand anführten. Mir fiel dies auf, aber keiner der Befragten wußte irgend etwas über den Zweck der Arbeiten, die von der Regierung befohlen waren. Das Ganze war um so unverständlicher, als die neue Anlage ein großes Stück Weg mit der bestehenden Straße parallel lief. Eines Tages teilte mir Talaat Pascha mit wichtiger Miene mit, alle großen Städte Europas besäßen einen vornehmen und exclusiven Club, der Jockey Club hieße und sportlichen Veranstaltungen diene. Sie hätten beschlossen, auch in Konstantinopel einen Jockey Club zu gründen, dem nur die ersten Männer der Stadt angehören sollten. Es sei geplant, den Markgrafen Pallavicini und mich, als Vertreter der Diplomatie, einzuladen; zur Einweihung sollten die Mitglieder des Clubs einen gemeinsamen Ausflug zu Pferde machen. Wenn auch vorläufig im bescheidenen Rahmen, werde der Club auch Pferde-Rennen veranstalten. Eines Nachmittags waren wir in das Kasino eines türkischen Kavallerie-Regimentes gebeten; dort versammelten sich die Minister, hervorragende Mitglieder des Kabinet[t]s, der alte Markgraf und meine Wenigkeit. Pallavicini war von der Originalität der Idee außerordentlich amüsiert und ließ seiner sarkastischen Laune in boshaften Bemerkungen freien Lauf. Nach einigen Erfrischungen bestiegen wir die Pferde, und es ging teils im Trab, teils im Galopp der offenen Gegend zu. Plötzlich war auch klar, wozu die monatelangen Erdarbeiten gedient hatten: Ein Reitweg von etwa 6 km Länge war angelegt worden, auf dem wir, ohne die plebejische Chaussee zu berühren, galoppierend ein wundervolles Kiosk des Sultans erreichten, in welchem mit echt orientalischer Üppigkeit ein Riesentee aufgebaut war. Nachdem man gegessen und getrunken hatte, zogen die Minister gewaltige Brownings und Selbstlade-Pistolen hervor, die jeder Tag und Nacht bei sich führte; das ständige Vergnügen war, dann mit diesen Waffen nach irgend einer Scheibe zu schießen, sei es ein Baumstamm, an Schnüren aufgehängte Flaschen oder dergleichen. Talaat versicherte mich, indem ein breites Lächeln seine schneeweißen Zähne freilegte, auf 70 Schritt hielte er jeden sicher. Er würde auf diese Entfernung umlegen, bevor er auch nur Zeit gehabt hätte, sein Schießeisen zu ziehen. Nachdem uns die Minister erstaunliche Proben ihrer in so unruhigen Zeiten wohl nützlichen Schießfertigkeit gegeben hatten, galoppierten wir auf dem Reitweg zur Stadt zurück. Alles war über den gelungenen Ausflug sehr erfreut, und es wurde verabredet,

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

weitere sollten stattfinden. Es ist aber niemals dazu gekommen. Der mit ungeheurer Mühe und Kosten hergestellte Reitweg war in einem ganz verarmten Land mitten im schwersten Kriege eben nur erbaut worden, um den Paschas einen angenehmen Nachmittag zu verschaffen.

Eines Nachmittags las ich in den Telegrammen die Nachricht von der Zimmermann'schen unglücklichen Mexico-Depesche[761]. Paul Weitz, der sich in Konstantinopel einer ganz exceptionellen Stellung erfreute, lag wegen irgend einer Geschichte am Fuße zu Bett. Bekannte und Freunde machten es sich zur angenehmen Pflicht, ihn zu besuchen, und er empfing gnädig wie ein Fürst Diplomaten und schöne Frauen, die bei ihm vorbei defilierten. Ich war durch die Nachricht von der Mexico-Depesche tief niedergeschlagen; Weitz merkte es mir sofort an, fragte mich, was ich hätte, und ich erwiderte ihm: „Lesen Sie das Telegramm." Auf seine weitere Frage, warum es mich so beeindrucke, antwortete ich ihm: „Ich fürchte, Zimmermann wird die Folgen dieses diplomatischen Mißgriffs kaum überleben, tritt er zurück, so ist die Auswahl nicht groß, und ich habe die akute Befürchtung, man kann in Berlin etwa dann an mich denken; das letzte, was ich wünschte, wäre in diesem Augenblick zur Leitung des Auswärtigen Amtes berufen zu werden." Er versuchte mich zu trösten. Ich wurde aber den Gedanken nicht los. Meine Ahnung hat mich nicht betrogen.

Nachdem Bethmann Hollweg am [13. Juli 1917], hauptsächlich dem Druck der Armee nachgebend, gestürzt war, übernahm Michaelis[762] das Reichskanzleramt und es dauerte nicht lange, so besuchte mich der alte Markgraf Pallavicini mit seinem gewohnten, halb freundlichen, halb sarkastischen Lächeln und fragte mich: „Nun, mein Lieber, haben Sie schon neue Nachrichten aus Berlin?" Ich verneinte dies, und er sagte mir: „Sie werden der Nachfolger von Zimmermann, ich weiß es schon." Ich versicherte ihm, nichts derartiges gehört zu haben und eine solche Entwicklung auch durchaus nicht zu wünschen. „Nun", erwiderte er, „ich habe Ihre Berufung nach Konstantinopel auch lange vor Wangenheim gewußt, und er wollte nicht daran glauben, Sie können es mir ruhig glauben, meine Nachrichten aus Berlin sind absolut zuverlässig." Kurze Zeit darauf bestätigte ein Telegramm, das mich nach Berlin rief, die Mitteilungen des Markgrafen[763]. Ich war sehr gedrückt; kaum hatte ich mich in den neuen Wirkungskreis in Konstantinopel eingearbeitet; aus dieser immer-

[761] An dieser Stelle begann Kühlmann noch einen nächsten Satz mit „Der Staatssekretär hatte …", ließ danach jedoch eine Lücke und vollendete den Satz nicht mehr. – Zimmermann hatte am 16. Januar 1917 ein verschlüsseltes Telegramm an Graf Bernstorff, Botschafter in Washington, geschickt – zur Weiterleitung an den Botschafter in Mexiko, Heinrich von Eckardt. Das Telegramm bot Mexiko ein Bündnis an für den Fall, daß die USA ihre Neutralität aufgeben sollten, und versprach dem Land Unterstützung bei der Rückgewinnung von Territorien, die Mexiko 1848 hatte an die USA abtreten müssen. Das Telegramm wurde vom britischen Marinegeheimdienst abgefangen und war ein wesentlicher Anlaß für die USA, an der Seite der Entente in den Ersten Weltkrieg einzutreten.

[762] Georg Michaelis (1857–1936), Reichskanzler 14. Juli – 1. November 1917.

[763] Vgl. den einschlägigen Telegrammwechsel zwischen Kühlmann und Zimmermann vom 15./16. Juli 1917 in: Reichskanzler Bethmann Hollweg II, S. 1041–1042.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

hin übersehbaren und sympathischen Umwelt zur Leitung der deutschen Auswärtigen Politik berufen zu werden, lockte mich nicht im geringsten. Ich sprach diese Empfindung bei unserem freundschaftlichen Verhältnis Talaat ganz offen aus, der mir entgegnete: „Ich verstehe Sie vollkommen, würde an Ihrer Stelle das gleiche Gefühl haben; ich brauche Sie nicht zu versichern, daß es für uns schwer ist, Sie hier zu vermissen; aber man kann sich im Leben die Dinge nicht aussuchen und muß auf alle Fälle glücklich sein, seinem Lande zu dienen, nicht wann man will, sondern wann man kann."

Mit dem alten Markgrafen, der sich über die Richtigkeit seiner Information riesig freute, hatte ich mehrfach noch vor meiner Abreise interessante Gespräche. Ich fragte ihn, ob er mir sagen könne, wie die Denkschrift zustandegekommen sei, die damals Anfang Juli 1914 der Graf Alexander Hoyos nach Berlin überbrachte, diese Denkschrift[764], die der Ausgangspunkt der zum Weltkrieg führenden diplomatischen Aktion war. Der Markgraf erzählte, er sei nach dem Friedensschluß von Bukarest, der den zweiten Balkankrieg im wesentlichen auf Kosten Bulgariens beendete, nach Wien gefahren, habe dargelegt, daß seiner Ansicht nach die so geschaffene Situation für Österreich-Ungarn nicht tragbar sei, sondern daß als Grundlage für eine künftige diplomatische Aktion zunächst einmal ein Memorandum aufgesetzt werden soll. Dieses Memorandum habe nachher im wesentlichen der „Schielende Flotow"[765] verfaßt, und als er wieder nach Wien gekommen sei, sei ihm das Elaborat vorgelegt worden. Es habe durchaus nicht seinen Intentionen entsprochen und er habe seinen Eindruck am Ballplatz dahin zusammengefaßt, daß er sagte: „Aber, meine Herren, das ist ja viel zu scharf, das kann so nicht bleiben." Es sei ihm aber erwidert worden, jetzt sei es nun schon einmal so und solle so bleiben. All dies liegt eine ganze Zeit vor der Ermordung des Erzherzogspaares. Diese sehr bedauerliche Episode sei dann in das vorliegende Memorandum sozusagen noch hereingearbeitet worden.

Ich sagte dem Markgrafen, daß an vielen Berliner Stellen, nicht zuletzt im Auswärtigen Amt und bei Zimmermann, der Eindruck vorgeherrscht habe, wenn wir Österreich in dieser Krise nicht durch Dick und Dünn unterstützten, bestehe die Gefahr einer Lockerung des Bundes und einer vollkommenen Isolierung Deutschlands. „Wenn", fragte ich ihn, „der Kaiser seinem ersten persönlichen Impuls gefolgt wäre und dem durch Hoyos übergebenen Memorandum gegenüber ablehnend geantwortet hätte, was wäre dann passiert?" Der alte Diplomat erwiderte, „Gar nichts wäre passiert, es wäre alles eben noch genau geblieben wie vorher."

[764] Text (mit dem Anschreiben Franz Josephs) in: Österreich-Ungarns Außenpolitik von der Bosnischen Krise 1908 bis zum Kriegsausbruch 1914, Diplomatische Aktenstücke des österreichisch-ungarischen Ministeriums des Äußern, Ausgewählt v. Ludwig Bittner [u. a.], Bd. 8, Wien 1930, S. 250–261.

[765] Ludwig Freiherr von Flotow (1867–1948), Leiter des 1. Referats der politischen Sektion des Ministeriums des Äußern ab November 1913, später Erster Sektionschef; Minister des Äußern November 1918.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Pallavicini beglückwünschte mich sehr aufrichtig zur Berufung nach Berlin und versicherte mich, ich würde mit Czernin[766] ganz gut auskommen, er sei ein gescheiter Mann und nichts weniger als verbissen und doktrinär.

Der Abschied von Konstantinopel fiel mir schwer. Die monumentale Schönheit der Stadt und die Milde des Himmels ließen viel vergessen, was nach europäischer Auffassung mangelhaft war. Mit den türkischen Machthabern verband mich aufrichtige Freundschaft, mit den Mitarbeitern auf der Botschaft war das Verhältnis warm und erfreulich. Daß allerlei Intriguen spukten, deren auch Liman von Sanders öfters Erwähnung tut[767], war mir nicht entgangen; aber Intriguen gehörten nun einmal zu den unvermeidlichen Zutaten des Orients. Ich habe sie sachlich keineswegs tragisch genommen.

Ich verabschiedete mich von den Militärs, besonders [von] dem General Liman von Sanders und [von Admiral] Suchon, den ich ganz besonders schätzen gelernt hatte. Die „Goeben“ lag in der stillen Bucht von Stenia; sie und die wackere, kleine „Breslau“ hatten noch manchen Sturm erlebt, waren immer wieder wie durch ein Wunder aus Kämpfen mit zahlenmäßig erdrückender Überlegenheit hervorgegangen; russische Minen hatten der „Goeben“ beinahe den Untergang bereitet. Ihre zerfetzten Platten wurden, eine Bravourleistung der Ingenieurkunst, ohne das Schiff zu docken – denn ein solches Dock gab es in Konstantinopel nicht – durch an die Seiten angepresste Caissons wieder vollkommen aktionsfähig gemacht. Die „Breslau“ ging bei einem Unternehmen vor den Dardanellen durch feindliche Minen zu Grunde. Die „Goeben“ hat aber wie durch ein Wunder alle Gefahren und auch das Kriegsende überstanden und dürfte noch heute einen Teil der ottomanischen Marine bilden[768].

Eine meiner ersten Aufgaben in Berlin war die Ernennung meines Nachfolgers in Konstantinopel. Die Wahl fiel auf den Grafen Bernstorff, den früheren Botschafter in Washington. Bernstorff war bei meinem ersten Debut in London als Botschaftsrat mein Vorgesetzter gewesen. Ich schätzte den ruhigen, abgeklärten und mit den diplomatischen Geschäften sehr vertrauten Staatsmann aus der Zeit unserer gemeinsamen Arbeit. Ich habe auch von meinen türkischen Freunden über seine Tätigkeit am Goldenen Horn nur Günstiges gehört. – Früher als ich dachte, sollte ich, wenn auch nur zu flüchtigem Besuche, das schöne Konstantinopel wiedersehen. Nicht lange nach meinem Amtsantritt als Staatssekretär begleitete ich den Kaiser bei einem Staatsbesuch an den Sultanshof, doch davon wird später ausführlicher zu sprechen sein.

[766] Ottokar Graf Czernin (1872–1932), österreichisch-ungarischer Gesandter in Bukarest 1913–1916; Minister des Äußern 1916–1918.

[767] Kühlmann spielt an auf das Buch Otto Karl von Liman von Sanders: Fünf Jahre Türkei, Berlin [1919].

[768] Die „Goeben“ war noch bis 1955 im türkischen Dienst und wurde erst 1973–1976 abgewrackt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Telegramme aus Berlin waren dringend gewesen, und so mußte ich Hals über Kopf abreisen[769]. Wenn auch nicht in dem Umfang wie in der Haager Gesandtschaft, so hatte ich doch sowohl im Botschaftspalais in Pera als im Sommerhaus in Therapia allerlei bauliche Veränderungen und Verbesserungen vorgenommen, insbesondere auch die Möblierung des Sommerhauses, die stark zu wünschen übrig ließ, ergänzt und modernisiert. Es war eine Ironie des Schicksals, daß ich den Pier vor der Botschaft abschiednehmend verließ, als auf der anderen Seite ein Schlepper festgemacht wurde, der die letzten Möbel zur Ausstattung des Gebäudes landen sollte. – Bald entführte mich der Zug westwärts, und mit Wehmut ruhten meine Augen auf den Mauern und Zinnen der Sieben Türme, des letzten Wahrzeichens von Byzanz, das der europawärts Eilende erblickt.

11. Staatssekretariat (Juli 1917 – Juli 1918)

Ankunft in Berlin und Übernahme des Auswärtigen Amtes[770]

Ich hatte Konstantinopel ungern verlassen. Die Rückkehr in die schwere, gedrückte und sorgenvolle Kriegsatmosphäre, welche über Deutschland lagerte, fiel mir auf die Seele, die Wahrscheinlichkeit, daß es sich nicht vermeiden lassen werde, das verantwortungsvolle Amt zu übernehmen, drückte mich. Ich sah unfrohen Herzens das Häusermeer Berlins vor mir auftauchen. Wie verabredet, ging ich [am] nächsten Morgen früh zum neu ernannten Reichskanzler, Dr. Michaelis, der bereits von dem Palais Besitz ergriffen hatte[771]. Es war ein sonniger Tag; in der Wilhelmstraße waren Straßenkehrer und Arbeiter noch mit der Morgentoilette des Geheimratsviertels beschäftigt. Der Kanzler Michaelis hatte sich ein provisorisches Schreibzimmer zurecht gemacht, die Louis-Seize-Uhr, die wohl zum ursprünglichen Inventar des Palais gehörte und jetzt auf dem Tisch an der Treppe gelandet ist, gab dem papierbedeckten Schreibtisch etwas von Tradition und patrizischer Vornehmheit. Ich kannte Michaelis von einem Besuch, den er während meiner Botschaftertätigkeit in Konstantinopel gemacht hatte, ein nicht sehr großer Mann mit rundem, etwas kahlen Kopf, dunklen Augen, der auf den ersten Blick den Eindruck von Geradheit und redlichem Wollen machte[772]. Er begrüßte mich

[769] Kühlmann reiste am Morgen des 24. Juli aus Therapia ab und traf am Abend des 26. Juli mit dem Balkanzug in Berlin ein; vgl. Kühlmann an AA, 29. August 1917, PA Berlin, P 1/8244, Personalakte Kühlmann, Bd. 2.

[770] Mit dieser Überschrift beginnt der achte Band des Memoirenmanuskripts, der mit „Staatssekretariat“ betitelt ist. – Vgl. auch: Kühlmann, Erinnerungen, S. 469–581.

[771] Kühlmanns erster Morgen wieder in Berlin war der 27. Juli 1917, Michaelis amtierte bereits seit dem 14. Juli als Reichskanzler.

[772] Ursprünglich: „redlichem, guten Willen machte“. Beide waren im November 1916 gemeinsam mit demselben Zug von Sofia nach Konstantinopel gereist: Kühlmann zu seinem Dienstantritt als Botschafter und Michaelis als damaliger Unterstaatssekretär im Preußischen Finanzministerium und Leiter der Reichsgetreidestelle, um die Reorganisation der türkischen Agrarproduktion nach deutschen Vorbild zu initiieren; vgl. Bert Becker: Georg

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

mit Wärme, nötigte mich, Platz zu nehmen und stellte mir sofort die Frage, ob ich bereit sei, unter ihm die Leitung des Auswärtigen Amtes zu übernehmen. Ich legte ihm die Bedenken dar, die ich hegte, sagte ihm, ich sei überzeugt, daß geeignetere Kandidaten vorhanden seien, und bat ihn, wenn irgend möglich, von dieser Ernennung abzusehen. Er drang weiter in mich und sagte schließlich: „Wollen Sie den Kaiser in die unangenehme Situation bringen, Sie persönlich um die Übernahme des Amtes zu bitten?" Ich erwiderte ihm, wir seien im Kriege und die Lage daher eine ungewöhnliche. Der Kaiser könne mich als Offizier auf jeden auch noch so verlorenen Posten stellen, ein kaiserliches Wort sei in einer solchen Zeit für mich Befehl, es sei politisch das schwerste Opfer, das ich bringen könne. Wenn der Kaiser es verlange, bliebe mir nichts übrig, als mich zu beugen.

Ich empfand es in der Tat als außerordentlich drückendes[773] Opfer, in diesem Augenblick die Leitung der auswärtigen Politik zu übernehmen[774]. Ich hatte den Krieg kommen sehen und die ganzen Jahre in London mit allen Mitteln ihn zu vermeiden gesucht. Ich hatte die überspannte Flottenbaupolitik bekämpft, da sie unser Verhältnis zu England dauernd erschwerte und vergiftete, ich hatte ein großes machtpolitisches Abkommen zwischen den beiden rivalisierenden Mächten angeregt und bis zur Unterzeichnung durchgeführt. Ich hatte immer wieder davor gewarnt, unsere Politik in das Schlepptau der Österreicher geraten zu lassen. Meiner[775] Auffassung zufolge waren wir durch zu weitgehende Nachgiebigkeit gegen Österreich in den Krieg geraten; während des Krieges hatte ich alles versucht, um den m. E. entscheidenden Eintritt Amerikas in den Kampf zu vermeiden. Auch hier war unter dem Einfluß der Marine und der Armee der unbeschränkte Ubootkrieg erklärt worden, mit dem vorausgesehenen Ergebnis, daß die Vereinigten Staaten sich dem übermächtigen Ring unserer Gegner anschlossen und dadurch jede Friedenshoffnung vernichteten. Es war meine feste, aus historischen Analogien gewonnene Überzeugung, daß, falls es nicht gelingen würde, einen Vergleichsfrieden zustande zu bringen, beim Erschöpfungskampf bis zum bitteren Ende die Mittelmächte-Koalition, in welcher drei schwächere, keineswegs ganz konsolidierte Staaten sich befanden – Österreich-Ungarn, die Türkei und Bulgarien – die Gegner länger aushalten könnten als wir und die würgende Blockade schließlich ihre Wirkung tun würde. Es schien mir eine unbillige Zumutung, daß ich nun, nachdem in jeder entscheidenden Frage der Entwicklung das Gegenteil von dem getan worden war, wozu ich riet, ich im dritten Jahr des Krieges zur Li-

Michaelis, Preußischer Beamter, Reichskanzler, Christlicher Reformer, 1857–1936, Eine Biographie, Paderborn u. a. 2007, S. 314 ff.

773 Ursprünglich: „außerordentlich schweres".

774 Die offizielle „Bestallung als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes … unter Verleihung des Charakters als Wirklicher Geheimer Rat mit dem Prädikat ‚Exzellenz'" durch Kaiser Wilhelm II. datiert vom 6. August 1917, vgl. Abschrift in PA Berlin, P 1/8244, Personalakte Kühlmann, Bd. 2.

775 „damaligen" gestrichen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

quidation[776] dieser schwer belasteten Erbschaft berufen werden sollte. Ich mußte von vorne herein mit der grundsätzlichen Gegnerschaft derjenigen Kreise rechnen, bei welchen meine Politik und meine entschiedene Stellung gegen den unbeschränkten Ubootkrieg eine tiefgehende persönliche Verstimmung hervorgerufen hatten, im wesentlichen bei Tirpitz und seiner Umgebung und bei weiteren alldeutsch eingestellten Kreisen. Die einzige schwache[777] Möglichkeit eines Erfolges bestand im eventuellen Abschluß eines Kompromißfriedens, bevor die Überlegenheit der gegnerischen Hilfsmittel sich voll ausgewirkt hatte.

Englands Lage im Falle eines erdrückenden Sieges der Entente war keineswegs beneidenswert oder rosig. In Asien bestanden die Gegensätze zu Rußland trotz der zeitweiligen Bundesgenossenschaft weiter. Es war ohne Weiteres klar, daß England nach beendetem Weltkrieg den Kampf auf dem asiatischen Schachbrett mit dem siegreichen und gestärkten Rußland unter unvergleichlich viel ungünstigeren Voraussetzungen hätte wieder aufnehmen müssen als vor dem Beginn des großen Ringens.

Nicht minder ungünstig mußte das Kräfteverhältnis für das Inselreich in Europa werden. Keinem Kenner der Geschichte konnte es zweifelhaft sein, daß das siegreiche und gestärkte Frankreich die bourbonischen und napoleonischen Aspirationen auf unbeschränkte Beherrschung des europäischen Kontinents wieder aufnehmen und dadurch Englands Stellung bis ins Unerträgliche erschweren würde.

Natürlich konnte das in allen Staaten gleichmäßig stark vorhandene Bedürfnis nach Aufrechterhaltung guter Stimmung in der Öffentlichkeit Erwägungen der vorstehenden Art nicht äußerlich hervortreten lassen, aber die sorgfältige Beobachtung des mir gut bekannten Englands ließ mich doch vermuten, daß unabhängige und leitende Köpfe ähnliche Erwägungen anstellten und gleichfalls zu dem Schluß kommen mußten, daß ein Vergleichsfriede, bei dem es weder Sieger noch Besiegte gäbe, den wahren Interessen Englands gemäßer sei als eine vollkommene Niederkämpfung und bedingungslose Waffenstreckung der Mittelmächte. Friedrich der Große stand im Siebenjährigen Kriege einem Ring übermächtiger Feinde gegenüber, die Lage war der deutschen im Jahre 1917 nicht unähnlich; durch Glück und Geschick gelang ihm ein Vergleichsfriede ohne sichtbaren Gewinn. Dieser Friede ist zum Ausgangspunkt der preußischen Größe geworden.

Sobald ich mich zur Übernahme des Amtes entschlossen hatte, gab es also für mich nur eine Aufgabe, zunächst festzustellen, ob beim Gegner irgend welche Bereitschaft zum Frieden vorhanden sei und jede sich bietende Friedensmöglichkeit mit größter Energie zu verfolgen.

Meine Unterredung mit dem Kanzler hatte nicht lange gedauert; nun [da] die Entscheidung gefallen war, wollte ich auch sofort über die augenblickliche Lage Klarheit gewinnen und einen Aktionsplan entwerfen. Ich setzte mich mit

[776] Ursprünglich: „zur Fortführung“.

[777] Ursprünglich: „einzige relative“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

einem alten Bekannten, Herrn von Rosenberg, in Verbindung, der schon in den Tagen der Londoner Verhandlungen als Referent für den Orient eine wertvolle Hilfskraft gegen die Verschleppungspolitik anderer Herren im Auswärtigen Amt gewesen war und neben Diego von Bergen[778] wohl der politischste von den Räten der politischen Abteilung war.[779]

Rosenberg hatte sich durch alle Stürme des Krieges und der Überarbeitung politische Frische und guten Humor bewahrt, er stand mir während des ganzen Jahres meiner Tätigkeit im Amt stets getreulich zur Seite und ich erinnere nicht, daß wir jemals über entscheidende Fragen eine Differenz gehabt hätten. Ich unterrichtete ihn vertraulich über mein Gespräch mit Michaelis und sagte ihm, daß ich leider keine Möglichkeit sähe, mich dem durch den Kanzler ausgesprochenen kaiserlichen Wunsche zu versagen. Ich wolle aber das Amt nur antreten, wenn ich sicher sei, daß der Kanzler meinen Anschauungen über die wichtigsten schwebenden Fragen beiträte, und erörterte sofort die Möglichkeit, meine Grundanschauungen in einem kurzen Memorandum niederzulegen. Von der Genehmigung dieses wollte ich meine endgültige Stellungnahme abhängig machen. Ich sprach die einzelnen Punkte mit Rosenberg durch und sandte das Elaborat an Michaelis. Er hatte keine grundsätzlichen Bedenken.

Mein Abberufungsschreiben sollte, da eine Rückkehr nach Konstantinopel nicht in Frage kam, durch meinen Nachfolger übergeben werden. Ich befürwortete, den bisherigen Botschafter in Washington, Grafen Bernstorff, zu ernennen, einen ruhigen, geschulten, zuverlässigen Fachmann, auf den man bauen konnte.

Meine Amtswohnung sollte ich in der sogenannten Villa nehmen, einem in verschiedenen Perioden zusammengebauten, verhältnismäßig bescheidenen Hause in dem herrlichen Garten des Auswärtigen Amtes. Der Eingang zu der sogenannten Villa war von der häufig umgetauften, heutigen Friedrich-Ebert-Straße her. Ursprünglich war das heutige Auswärtige Amt ein Teil der Decker'schen Druckerei gewesen. Das ehemalige Decker'sche Landhaus bildet auch

[778] Diego von Bergen (1872–1944), Legationssekretär (später Vortragender Rat) in der Abteilung IA des AA 1911–1919; Botschafter in Rom 1920–1943.

[779] In einer an diese Stelle eingelegten Notiz, betitelt „einzufügen bei Besprechungen wegen Übernahme des Auswärtigen Amtes", formuliert Kühlmann zum einen hinsichtlich der hinter den Widerständen steckenden Person explizit und korrigiert zum anderen seine vorherige Darstellung insofern, als demnach die Aufzeichnung für Michaelis bereits vor dem Gespräch mit Rosenberg formuliert war: „Nachdem meine Morgenunterhaltung mit dem Reichskanzler Michaelis praktisch bereits die Entscheidung wegen meiner Übernahme des Auswärtigen Amtes gebracht hatte, setzte ich mich sogleich mit Herrn von Rosenberg in Verbindung, der als Referent für den Orient in der politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes eine einflußreiche Stellung inne hatte. Während der in London geführten Verhandlungen über die Bagdadbahn und verwandte Themata hatte ich mit Rosenberg häufig schriftlich und mündlich in Gedankenaustausch gestanden. Er hatte stets klares und gesundes Urteil bewiesen. Während der langwierigen deutsch-englischen Orientverhandlungen war er mir gegen Verzögerungen und Quertreibereien des politischen Dirigenten Wilhelm von Stumm eine wertvolle Stütze. Mit Rosenberg besprach ich in Umrissen unsere gesamte auswärtige Politik, und ihm zeigte ich die für Michaelis gemachte Aufzeichnung, welche in Form einer kurzen Skizze meine Einstellung zu den wichtigsten Tagesfragen darlegen sollte."

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

heute noch den Kern der sogenannten Villa. Der kurze Weg von meinem Hause durch den Garten an den zum Teil hundertjährigen Bäumen entlang gehörte mit zu den reizvollsten Minuten meines dornenvollen amtlichen Daseins. Das Memorandum, welches ich Michaelis einreichte, lautete wie folgt[780]:

„Es ist bei der gegenwärtigen Weltlage möglich, daß unsere Gegner, vor allem der wichtigste derselben: England, vor Beginn des Winters die Zweckmäßigkeit auf Frieden abzielender Besprechungen auch für sich selbst einsehen. Ein ‚Niederzwingen' Englands, bezw. der gesamten Verbündeten, einschließlich Amerikas, durch militärische oder maritime Machtmittel halte ich für ausgeschlossen. Erfahrungsgemäß kommt ein solches Niederzwingen kaum vor, auch bei Erringung eines viel vollständigeren militärischen Erfolges, als er im vorliegenden Falle möglich ist. Selbst das gewaltige britische Weltreich konnte der Handvoll versprengter Buren den Frieden nicht diktieren, sondern mußte sich zu einem vertragsmäßigen Abschluß bequemen.

Die wirklichen Kriegsziele Englands, im Gegensatz zu den für die Beeinflussung der öffentlichen Meinung künstlich vorgeschützten, sind:

Erhaltung Frankreichs als bündnisfähige und unabhängige Großmacht,

Erhaltung Belgiens als selbständiger Staat,

Verhinderung einer deutschen Festsetzung an der belgischen Küste.

Der Grundsatz, in den Niederlanden (Belgien und Holland) keinen mächtigen, für England bedrohlichen Staat Fuß fassen zu lassen, ist einer der ältesten der gesamten englischen Politik. Der auf dem Wiener Kongreß gefundene Kompromiß hat, modifiziert durch die Abspaltung Belgiens, bis zu diesem Kriege gehalten. Ich halte es für aussichtslos, wenn man eine baldige Beendigung des Konfliktes will, eine Festsetzung an der belgischen Nordseeküste oder die Bewegungsfreiheit des belgischen Staates stark bindende Hypotheken unter unseren Friedensbedingungen in Aussicht zu nehmen. Aus taktischen Gründen würde es zweckmäßig sein, inbezug auf Belgien sehr weitgehende Forderungen zu stellen. Man müßte sich aber von vorneherein darüber klar sein, daß ihre Durchsetzung so gut wie ausgeschlossen ist.

Was militärisch notwendig ist, um uns im Falle eines späteren Krieges etwas weniger schlecht zu stellen, als wir am Anfang dieses Krieges standen – insbesondere die Erwerbung von Lüttich – müßte mit starkem Druck versucht werden. Zur conditio sine qua non wird man es bei der heutigen öffentlichen Meinung in Deutschland schwer machen können.

Den Kongostaat soll und kann Belgien kaum behalten. Er würde bei der Neuverteilung von Afrika wertvolle Dienste leisten können. Vielleicht ließe sich in der Richtung einer ‚Entschädigung' zugleich ein Abkommen über den Kongostaat mit hereinnehmen.

Die Wiederherstellung eines selbständigen Serbiens ist von England immer gleichfalls unter die Friedensbedingungen aufgenommen worden. Ich bin nicht unterrichtet, wie die offizielle österreichische Politik darüber denkt. Maßgebende ungarische Politiker waren jedenfalls noch im Herbst für die

[780] Es folgt die eingelegte Abschrift. Nachweis unten in Teil II, S. 652–653.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Schaffung eines solchen Gebildes; schon deshalb, weil schwer abzusehen ist, was mit den Serben geschehen soll.

Was die Kolonialfragen betrifft, so hat England vor dem Kriege auf dem Standpunkt gestanden, daß ein geschlossenes deutsches Kolonialreich in Afrika mit englischen Interessen wohl vereinbar ist. Es kann sein, daß ein Teil von Südwestafrika der Kapkolonie überlassen werden muß. Denn es scheint dort in dieser Hinsicht eine annektionistische Strömung zu bestehen. Aus den Erfahrungen früherer Verhandlungen steht fest, daß die Zentralregierung in London ihren selbstregierenden Kronkolonien gegenüber gänzlich willen- und hilflos ist.

Das Vorliegen des deutsch-englischen Kolonialvertrages[781], der zum Glück auch während des ganzen Krieges außerhalb der Diskussion geblieben ist, würde in dieser Hinsicht manches erleichtern. M.E. ist die Gewinnung von afrikanischem Kolonialgebiet in größerem Umfange eines der wichtigsten Ziele.

Mit Frankreich schwebt eigentlich nur eine Frage: die Zukunft Elsaß-Lothringens. Gesprächsweise hat viel über Pläne verlautet, wonach eine Verteilung des elsaß-lothringischen Gebietes unter verschiedene Bundesstaaten stattfinden soll. Die Durchführung derartiger Pläne kann, obwohl es sich um eine innerdeutsche Angelegenheit handelt, den Frieden unter Umständen vereiteln.

Ich habe vor dem Kriege mich sehr häufig mit politisch einflußreichen Franzosen über die elsaß-lothringische Angelegenheit unterhalten. Damals überwog, besonders unter der jüngeren Generation, die Ansicht, daß Frankreich die elsaß-lothringische Frage auf sich beruhen lassen könne, sobald die losgetrennten Provinzen sich vollkommen mit ihrem neuen Schicksale ausgesöhnt hätten und von dort keine Not- und Hilfeschreie mehr nach Frankreich drängen. Deswegen wurde in diesen Kreisen die von Herrn von Bethmann Hollweg eingeleitete Verfassungsreform für die Reichslande als ein aussichtsreicher Schritt in der Richtung begrüßt, welche zu einem langsamen Einschlafen der Frage führen mußte.

Aus diesem Gesichtspunkte heraus und auch aus dem Gesichtspunkt eines gewissen Selbstbestimmungsrechtes der Völker, der sich bei den Verhandlungen stark durchsetzen wird, ist eine Aufteilung des Landes nach den Methoden des Wiener Kongresses untunlich. Vielleicht sind schon große Hoffnungen erweckt worden, deren Enttäuschung Schmerz bereiten wird.

Das Erzbecken von Briey wäre von ungeheurem Werte für unsere Eisenindustrie und damit für unsere Rüstung. Bei dem gegenwärtigen Stande des Krieges und der öffentlichen Meinung ist eine größere territoriale Abtretung von Seiten Frankreichs an uns kaum in Aussicht zu nehmen, falls man noch vor Herbst den Frieden will. Ob es diskutabel wäre, eine Abtretung von Briey durch territoriale Kompensationen unsererseits an Frankreich zu erkaufen, wage ich nicht zu entscheiden.[782]

---

[781] Vom 20. Oktober 1913 über die portugiesischen Kolonien. Text: GP XXXVII,1, S. 66–83.

[782] Eingelegt findet sich ein Brief von Oskar Freiherr von den Lancken-Wakenitz an Kühlmann vom 26. November 1932, offensichtlich die Antwort auf eine Anfrage Kühlmanns

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Von Luxemburg ist wenig die Rede gewesen. Eine vollkommene Enklavierung dieses Gebietes durch preußisches Gebiet im Falle französischer Abtretungen in dieser Gegend wäre ein erstrebenswertes Ziel. Die Abschaffung der bestehenden internationalen Verträge über Luxemburg würde im Lande selbst sehr unpopulär sein, aber doch die Grundlage für ein engeres Verhältnis zwischen dem deutschen Reiche und dem Großherzogtum schaffen.

Im Osten können territoriale Wünsche wohl kaum über eine bessere Sicherung Ostpreußens und gegebenenfalls Vergrößerung Oberschlesiens hinausgehen, so daß der polnische, gegen Deutschland vorgeschobene Keil noch stärker sackartig abgeschnürt würde.

Die Schaffung des Königreiches Polen war vielleicht eine durch die Umstände gebotene taktische Notwendigkeit; seine Erhaltung zu einem Teile der deutschen Politik zu machen, wäre im höchsten Grade selbstmörderisch. Sobald in Rußland wieder einigermaßen geordnete Zustände und eine verhandlungsfähige Regierung vorhanden sind, müßte die deutsche auswärtige Politik wenigstens die M ö g l i c h k e i t haben, über Polen mit Rußland einig zu werden. Zu einem derartigen Arrangement kommt es früher oder später doch. Also besser früher als später! Gerade die polnische Frage könnte das Terrain werden, auf dem sich ein deutsch-russisches Verhältnis wieder aufbauen ließe.

Auf die zahllosen anderen Fragen hier im Detail einzugehen, hat keinen Zweck, da diese Aufzeichnungen [sic] nichts anderes soll, als die Punkte bezeichnen, in denen die deutsche auswärtige Politik freie Hand haben muß, soll ein Verständigungsfriede im Laufe des Herbstes oder Winters möglich erscheinen. Die Hauptpunkte sind nochmals zusammengefaßt:

Keine Festsetzung an der belgischen Seeküste;

Keine sehr schweren Hypotheken auf den belgischen Staat; militärische Annektionen im Hinterlande auf das unbedingt notwendige beschneiden;

Keine Teilung Elsaß-Lothringens, vielmehr Inaussichtnahme einer Weiterentwicklung des Landes auf Grund seiner bisherigen Verfassung im Rahmen des deutschen Reiches.

Im Osten kein starres Festhalten am Königreich Polen; keine Festlegung insbesondere der Kaiserlichen Autorität in diesem Sinne, sondern Insaugefas-

bezüglich der Elsaß-Lothringen-Politik der Vorgängerregierung: „Lieber Herr von Kühlmann! Daß ‚Bethmann wie Ludendorff im Jahre 1917 mit der Abtretung Elsaß-Lothringens einverstanden' gewesen seien, ist natürlich falsch. Wahr ist, daß bei der bewußten Konferenz zwischen AA und OHL in Kreuznach im April 1917 die Möglichkeit einer Abtretung einzelner Teile der Reichslande ins Auge gefaßt wurde, evt. gegen Überlassung des Briey-Beckens an uns. Bethmann und Ludendorff führten dabei hauptsächlich das Wort. Ich habe in diesem Sinne auch vor dem Parlamentarischen Untersuchungsausschuß – es war wohl 1920 oder 1921 – ausgesagt. Victor Margueritte ist von mir, als er im Mai d. J. in Berlin war, in einer eingehenden Unterhaltung auf die zahlreichen großen und kleinen Irrtümer in seinem Buche hingewiesen worden, und er sagte mir Richtigstellung, soweit ihm dies möglich sein würde, zu. Gewiß würde auch ich mich sehr freuen, Sie bei Ihrem nächsten Hiersein wiederzusehen. Wahrscheinlich bleibe ich bis zum 3. Dezember in Berlin und bitte Sie, mal bei mir anzurufen." (Vermutlich ist Marguerittes 1932 in deutscher Übersetzung in Berlin erschienenes Buch „Aristide Briand" gemeint.)

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sen der Möglichkeit, später mit Rußland über Polen zu einer Separatverständigung zu gelangen.

Berlin, am 27. Juli 1917."

England war offiziell wegen unseres Einmarsches in Belgien in den Krieg eingetreten. Immer wieder tönten englische Stimmen über den Kanal, die betonten, Deutschlands belgische Politik sei der entscheidende Faktor für die großbritannische Haltung. Ich beschloß daher, auf dem kürzesten und sichersten Wege festzustellen, ob deutsche Konzessionen in der belgischen Frage, weitgehend genug um jedem vernünftigen Verlangen Englands entgegenzukommen, Downing Street veranlassen könnten, ein zunächst nur offiziöses Gespräch über den Frieden einzuleiten. Konnten Konzessionen in Belgien zum Frieden führen, so war ich fest entschlossen, diese Konzessionen zu erhalten oder abzugehen [sic]. Erwies sich, was wir damals nicht sicher wußten, daß die Rückgabe Elsaß-Lothringens den Franzosen schon bindend versprochen sei, daß also ohne diese Konzession der Friede nicht zu haben war, so standen, wie ich weiter unten zeigen werde, wir einer absoluten Unmöglichkeit gegenüber und mußten eben im Kampfe ausharren, bis sich eine günstigere Möglichkeit bot.

Es handelte sich zunächst darum, eine Persönlichkeit zu finden, die einerseits genügenden Einfluß und Prestige in der diplomatischen Welt besaß, anderenteils einer neutralen Nation angehörte. Die Auswahl war nicht groß. Ich hatte vom ersten Augenblick, in welchem ich diesen Plan faßte, nur an den Marquis von Villalobar gedacht. Seine Beziehungen in England waren aus der Zeit seiner diplomatischen Tätigkeit in London die intimsten, er hatte sich, was nur wenigen glückte, in der englischen Gesellschaft eine hervorragende Stellung zu schaffen gewußt. Die Geschicklichkeit, mit welcher er seine äußerst klippenreiche Mission in Brüssel erfüllte, trug nur dazu bei, sein internationales Ansehen zu erhöhen. Villalobar besaß Ehrgeiz größten Formats. Es war klar, daß er nach beendetem Krieg Anspruch auf eine der ersten europäischen Botschaften besaß. Ich nahm an, daß damals sein Wunsch auf Berlin zielte; die Annahme war richtig. Als ich ihn wegen einer vertraulichen Mission sondieren ließ, sagte er zu. Der nächste Schritt war, unsere eigene Politik so zu klären, daß ich die belgische Karte mir ins Spiel stecken konnte, d. h. in der Lage war, ohne weitere Rückfragen und Verhandlungen die Wiederherstellung der belgischen Souveränität und Integrität offiziell zusagen zu können, sobald festgestellt war, daß auf dieser Basis Friedensgespräche eröffnet werden konnten. Die Kompliziertheit der zu diesem Zweck zu führenden Verhandlungen beleuchtet deutlich, wie sehr die politische Macht damals in Deutschland verteilt war, nicht nach dem Geist der Verfassung, aber nach den Realitäten.

Ich faßte meine Erwägungen und Anregungen in einer Aufzeichnung für den Kanzler Michaelis zusammen, die ich hier im Wortlaut folgen lasse, da sie wohl den unmittelbarsten Eindruck meiner damaligen Anschauungen und Bestrebungen vermittelt[783].

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

In früheren Abschnitten ist meine grundsätzliche Stellungnahme zum Ubootkriege dargelegt worden. Ich habe zu den entschiedenen Gegnern dieser Maßregel gehört, weil mir der mögliche oder wahrscheinliche politische und militärische Gewinn in keinem Verhältnis zu stehen schien zu dem größten aller Übel, das uns damals befallen konnte, dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg. Am [31. Januar 1917] war der uneingeschränkte Ubootkrieg proklamiert worden. Alle diejenigen, welche mit einem an Fanatismus grenzenden Eifer für diese Maßregel gekämpft hatten, sahen sich in ihren Erwartungen und Voraussagen getäuscht. Die Dinge entwickelten sich, wie sie maßgebende Kenner der internationalen Schifffahrt, zum Beispiel Albert Ballin, vorausgesehen hatten. Zwar waren die Versenkungsziffern imposant, keineswegs aber genügend, um England in die Knie zu zwingen, wie es die Apostel der Uboote bestimmt versprochen hatten. Es wiederholte sich die alte Erfahrung aller Kriege, daß vollkommen neue Kampfmittel bedeutende Wirkungen erzielen, solange das Moment der ersten Überraschung mitspricht, daß aber die menschliche Erfindungsgabe bald wirksame Gegenmittel bereitstellt. Das Heruntergehen der Versenkungen gerade in der Nordsee bestärkte meinen stets vorhandenen Zweifel in die Wirksamkeit dieser Kriegsart. Der Eintritt der amerikanischen Union in den Kampf stellte uns über hundert Millionen unangreifbarer frischer und enthusiastischer Menschen entgegen, deren natürliche Hilfsmittel unbeschränkt waren.

Die Entscheidung für den unbeschränkten Ubootkrieg war in der Hauptsache gefallen, als die hohe Generalität sich für diese Art der Kriegsführung entschied, weil sie vom Ubootkrieg die Herbeiführung der eigentlichen Kriegsentscheidung erwartete.

Österreich hat den Schritt nur widerwillig und halb gezwungen mitgemacht; in Österreich war, wie mehrfach gezeigt, die Friedensstimmung, allmählich fast die Stimmung Frieden um jeden Preis, vom Hofe ausgehend in immer weitere Kreise gedrungen. Als in Deutschland durch das Nicht-Eintreten der versprochenen und erhofften Wirkungen des Ubootkrieges sich ein tiefgehender Rückschlag in der öffentlichen Meinung abzeichnete, war es wohl natürlich, daß zwischen dem Ballplatz, dem Palais Parma und deutschen Abgeordneten-Kreisen Fäden gesponnen wurden. Der Vorstoß Erzbergers[784] in der Hauptausschußsitzung[785] vom [6. Juli 1917] hat nur deswegen so großen Eindruck gemacht und so tiefgehende Wirkungen ausgeübt, weil eben die Enttäuschung über die ausbleibenden durchschlagenden Erfolge der Unterseebootswaffe Zuversicht und Hoffnungsfreudigkeit in weiten Kreisen des deutschen Volkes herabgestimmt hatte. Als Wirkung dieses Vorstoßes beschloß der Reichstag am [19. Juli 1917] die sogenannte Friedensresolution. Die Herren der

[783] Kühlmann schrieb noch „Einschaltung“ ins Manuskript, ohne aber den Text selbst beizufügen. – Nachweis unten in Teil II, S. 655, (Aufzeichnung vom 3. September 1917).

[784] Matthias Erzberger (1875–1921), MdR (Zentrum) 1903–1918; Reichsfinanzminister 1919–1920.

[785] Kühlmann schrieb „Reichstagssitzung“, doch ist die 166. Sitzung des Hauptausschusses des Reichstags gemeint. Für die beiden folgenden Daten ließ er Lücken.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Obersten Heeresleitung hatten durch den Mund des Reichskanzlers Bethmann Hollweg ihr grundsätzliches Einverständnis mit dieser Resolution ausgesprochen. Immerhin blieb zwischen der für diese Resolution eintretenden Reichstagsmehrheit und den Deutschnationalen, sowie den weiten Kreisen im Lande, die mit ihnen sympathisierten, eine tiefe Kluft. Gegen die Friedensresolution, gegen die ganze Politik, die auf einen Vergleichsfrieden abzielte, wurde damals die Deutsche Vaterlandspartei gegründet. Der später zu ephemerem Ruf gelangte Landschaftsdirektor Kapp[786] und Großadmiral von Tirpitz haben bei dieser Gründung Pate gestanden. Bei der Berliner Eröffnungsfeier lagen Saalschutz und Zettelverteilung in Händen von Matrosen. Damals hat die Vaterlandspartei, deren eingeschriebene Mitglieder zeitweise die Zahl von drei Millionen erreichten, heftig agitiert und insbesondere auch in der belgischen Frage jeder Kompromißlösung erbitterten Widerstand entgegengesetzt. Als sie von ihren Vätern für nicht mehr nötig angesehen wurde, ist diese Partei so sang- und klanglos im Orkus verschwunden, daß heute die meisten der schnelllebigen Menschen bei dem Namen sich nichts mehr denken können.

Der Ernennung des Kanzlers Michaelis scheint eine vertrauliche Fühlungnahme mit den Parteiführern vorangegangen zu sein, bei welcher sich Michaelis gegen die politische Unterstützung durch die Majorität des Parlaments grundsätzlich mit der Friedensresolution einverstanden erklärte. Der später gemachte Zusatz „wie ich sie auffasse“[787] wurde von vielen Anhängern der Resolution als ein Versuch des stark rechts eingestellten Kanzlers aufgefaßt, dieser grundsätzlichen Zustimmung die Bedeutung zu rauben. Es kam im Reichstagsausschuß wegen dieser Haltung des Kanzlers zu einem sehr erregten Zusammenstoß[788], bei dem ich zum ersten Mal Fritz Ebert[789], den Führer der Sozialdemokraten, in hellem Zorn sah. Da schwollen ihm die Adern im Genick und er sah wie Jupiter tonans aus. Den Künsten geübter parlamentarischer Techniker gelang es, den Riß zu verkleistern, nicht ohne daß Mißtrauen gegen Michaelis und gegen seine Eignung zur Führung des Parlaments zurückgeblieben wäre[790].

---

[786] Wolfgang Kapp (1858–1922), Generallandschaftsdirektor der Provinzen Preußen und Ostpreußen 1906–1920, führte den nach ihm benannten konterrevolutionären Putschversuch gegen die Weimarer Republik vom 13. bis 17. März 1920 mit an.

[787] Michaelis machte diese Einschränkung in seiner Rede vor dem Reichstag am 19. Juli. Eine Kopie des Abdrucks aus der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ Nr. 198 vom 20. Juli 1917 hatte Kühlmann in das Manuskript eingelegt.

[788] Kühlmann spielt hier auf die Sitzung des Hauptausschusses vom 22. August an, in der es Michaelis ausdrücklich ablehnte, sich „pure auf den Boden der Resolution zu stellen“; vgl. Hauptausschuß des Deutschen Reichstags 1915–1918 III, S. 1639. Dies führte zu erregten Diskussionen und breiter Ablehnung des Kanzlers bis zu Überlegungen, ihn möglichst rasch wieder loszuwerden; vgl. IFA I, S. 138–155.

[789] Friedrich Ebert (1871–1925), MdR (SPD) 1912–1918 (1916 Vorsitzender der Fraktion); Reichskanzler 1918–1919; Reichspräsident 1919–1925.

[790] Eingelegt findet sich eine Abschrift aus der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ Nr. 232 vom 23. August 1917 mit den Ausführungen Kühlmanns vor dem Hauptausschuß vom Vortag, der ersten Rede des Staatssekretärs vor Reichstagsabgeordneten. Kühlmann wollte sie offenbar noch in seine Memoiren einarbeiten. Nachweis unten in Teil II, S. 653.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Eine Koalition ist wie eine Kette; ihre Widerstandskraft ist nur gleich der des schwächsten Gliedes. Die Widerstandskraft des Vierverbandes war nur gleich der Resistenz seines schwächsten Gliedes, und dies war wohl Bulgarien. Es war kein Zufall, sondern in den Verhältnissen begründet, daß die ungeheure Linie von Mesopotamien bis Flandern gerade an der bulgarischen Front durchbrochen wurde[791].

Die Tatsache, daß wir eine Koalition waren, als Koalition fochten und als Koalition zusammen siegen oder untergehen mußten, ist während des Krieges dem deutschen Volke nie recht klar zum Bewusstsein gekommen. Auch heute noch ist dieser entscheidende Punkt in der Art, den Weltkrieg zu betrachten, noch keineswegs allgemein gewertet. Deutschland war so weitaus die stärkste der Koalitionsmächte an Geschlossenheit, Menschen- und Offiziersmaterial, industriellen und finanziellen Hilfskräften, daß die Hauptsorge eines für Führung der auswärtigen Politik Verantwortlichen sein mußte, die Koalition soweit als möglich zu stärken, die Verbündeten bei der Stange zu halten und ihnen bei sich bietender Gelegenheit auch so große Vorteile zukommen zu lassen, daß etwaige Versuchungen, aus der Reihe zu tanzen, niemals gefährliche[792] Proportionen annehmen konnten. Solange der greise Kaiser Franz Joseph mehr oder minder diktatorisch die Zügel der Doppelmonarchie führte, war die Gefahr in dieser Richtung nicht groß. Anders wurde es mit einem Schlage, als der junge, unerfahrene Kaiser Karl den Thron bestieg und auf dem Umweg über seine reizvolle und ehrgeizige Gattin das Palais Parma einen, um nicht zu sagen, den, entscheidenden Einfluß darstellte.

Ein von Kaiser Karl im Mai 1917 geschriebener Brief an den Grafen Czernin gibt ein charakteristisches Bild seiner Denkungsart. Es seien nur einige markante Sätze herausgehoben: „So wie ich jede militärische Konvention mit Deutschland auf das Entschiedenste zurückgewiesen habe, so muss ich auch jeden Handelsvertrag, der uns in intimere Beziehungen zu Deutschland als zu jedem anderen Staate bringt, perhorreszieren.“ „Militärisch arbeiten sie (die Deutschen) aber immer weiter, um uns zu knechten.“ „Ein eklatanter militärischer Sieg Deutschlands wäre unser Ruin.“ „Resümierend glaube ich, daß für Österreich die einzige Möglichkeit, gut aus dieser Schlamastik herauszukommen, ist, ein Frieden ohne Annexion und nach dem Krieg außer Deutschland als Gegengewicht ein Bündnis mit Frankreich.“ Es erhellt ohne Weiteres, daß ein Monarch, der diesen politischen Grundanschauungen huldigte, nicht gerade der Verbündete war, den Deutschland in dem schwersten Existenzkampf seiner Geschichte brauchte[793].

---

[791] Im September 1918. – Bei diesem Absatz handelt es sich um eine kurze „Einschaltung betreffs Deutscher Koalitionskrieg.“ Sie wird gefolgt von einer acht maschinenschriftliche Seiten umfassenden Einschaltung betitelt: „Mein Staatsbesuch am österreichischen Hofe“.

[792] Ursprünglich: „niemals starke“.

[793] Der letzte Absatz stellt eine Einschaltung in der Einschaltung dar, überschrieben mit: „Einzufügen in Besuch in Wien und im österreichischen Hauptquartier. Charakter und Politik Kaiser Karls.“ Auf einem weiteren Notizzettel notierte Kühlmann auch seine Quelle: „Zu verwenden: ‚Rückblick‘, mit Originalbrief Kaiser Karls, der Schlaglichter auf seine politi-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Das lose österreichische Ländergefüge, „zusammengeheiratet“, aber niemals wirklich amalgamiert oder in eins verschmolzen, zeigte schon vor dem Krieg deutliche Symptome des Verfalls, die Jugoslawen im Süden, gestützt auf das benachbarte Serbien, die Tschechen im Norden, sehnsuchtsvoll ausblikkend nach dem großen Bruder Rußland, waren gefährliche Fermente der Zersetzung im Habsburgischen Reiche. Während des Feldzuges wirkte sich dies so aus, daß tschechische Truppenteile geschlossen zum Feind überliefen und daß auf einen großen Teil der aus der heutigen Tschechei stammenden Truppen überhaupt kein Verlaß war. Die Ungarn, Ober- und Unter-Österreich und vor allem die Alpenbevölkerung haben die hauptsächlichste Last des Krieges getragen und auch bei weitem die schwersten Blutopfer gebracht. Es fehlte Österreich an äußeren Erfolgen, die in Deutschland so lange dazu beitrugen, den Kampfwillen zu erhalten. Die Ernährungs- und Vorrats-Lage war, man kann wohl ohne Übertreibung sagen, elend schlecht, und auch hier war die Anleihe beim großen Bruder an der Tagesordnung.

Das Ausland, die ausländische Einschätzung der Kriegslage und der Sieges-Aussichten der Mittelmächte waren in der Wiener Hofburg bei dem Hineinreichen ausländischer Verbindungen in das Innerste des kaiserlichen Hauses ganz anders angesehen als dies etwa an dem streng abgeschlossenen kaiserlichen Hofe in Berlin der Fall war. Der Bruder der Kaiserin Zita, Prinz Sixtus von Bourbon, diente als Offizier in der französischen Armee; monarchistische Kreise in Frankreich dachten an ihn als möglichen Kandidaten auf den französischen Königsthron; kein Wunder, daß solche Hoffnungen und Aussichten im Hause Parma nicht leicht gewertet wurden.

Der österreichisch-ungarische Gesandte in Bukarest, Graf Ottokar Czernin, galt[794] mit Recht in der diplomatischen Welt der Doppelmonarchie als besonders glänzende Erscheinung. Wohl auf Betreiben des Thronfolgers, Erzherzog Ferdinand, als dessen Kandidat Czernin immer gegolten hatte, wurde er, wie er mir erzählte, zu seiner eigenen Überraschung am [22. Dezember 1916] an die Spitze des Ballplatzes berufen[795]. Czernin war in vielem ein typischer österreich-böhmischer Grandseigneur, nicht verarbeitet und verbüffelt und nicht durch lange Kämpfe mit Akten und widerstrebenden Ressort-Einflüssen ermüdet oder verbraucht. Er erzählte mir lachend, wie er sofort nach Empfang des kaiserlichen Handschreibens sich nach dem Ballplatz begeben habe, zunächst Vortrag über Personalien befohlen und 48 Stunden nach seinem Amts-

sche Stellung wirft. (Cramon, ‚Schicksalsbund mit Österreich-Ungarn‘).“ Gemeint ist A. von Cramon und P. Fleck: Deutschlands Schicksalsbund mit Österreich-Ungarn, Berlin 1932. Dieses Buch erschien, bzw. las Kühlmann, also erst nach der Abfassung seines Memoirenmanuskripts. Danach wird die Einschaltung „Mein Staatsbesuch am österreichischen Hofe“ fortgesetzt.

794 „wohl“ gestrichen.

795 Kühlmann ließ eine Lücke für das Datum. Czernin war zwar ab 1905 ein wichtiger politischer Berater und auch persönlicher Freund des Thronfolgers Franz Ferdinand gewesen, ernannt wurde er aber erst über zwei Jahre nach dessen Ermordung durch den neuen Kaiser Karl, der sich bewußt aus der Riege ehemaliger Berater des Thronfolgers eine eigene Hausmacht in Wien aufzubauen suchte.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

antritt mehr als vier Dutzend Auslandsbeamte, die er für minderwertig hielt, durch einen Federstrich aus dem Dienst beförderte. Ich kannte Graf Czernin nicht; unser erstes ausführliches Gespräch fand im Auto statt, denn Kaiser Karl hatte sein Hauptquartier in dem Schlößchen [„Blauer Hof" in Laxenburg] aufgeschlagen und wir mußten, um zur Audienz und Mittagstafel rechtzeitig dort einzutreffen, sehr bald nach meiner Ankunft in Wien die Fahrt antreten[796].

Graf Czernin hatte sofort nach Übernahme seiner Amtsgeschäfte die gesamte Kriegslage unter die Lupe genommen und sich ein Bild zu machen versucht, wie lange die Doppelmonarchie allenfalls noch aushalten könnte; auf diese Resultate wollte er seine Außenpolitik aufbauen. Er kam zu dem betrüblichen, durch den geschichtlichen Verlauf als zu pessimistisch erwiesenen Ergebnis, daß über den Herbst 1917 heraus die österreichische Monarchie nicht durchhalten könne, also vor dem Winter 1917 vom Standpunkt der österreich-ungarischen Interessen aus die Einleitung von Friedensverhandlungen unter allen Umständen geboten sei, sonst bräche das schon in den Fugen krachende Gebäude rettungslos zusammen. Diese Anschauungen legte Czernin in einem Memorandum für den Kaiser Karl nieder[797]. Dieses Memorandum sollte, das ergibt sich ohne Weiteres, das Geheimste vom Geheimen bleiben; es wurden nur drei Abschriften angefertigt: Eine für den Minister selbst, eine für den Kaiser und eine für das Hausarchiv. Nun war kurz vor unserer ersten Unterredung ein größerer Skandal passiert. Der junge, ehrgeizige, manchmal bis zum Übermaß geschäftige Zentrumsabgeordnete Matthias Erzberger hatte in einer geschlossenen Versammlung von Vertrauensmännern der Zentrumspartei den Wortlaut von Czernin's Memorandum verlesen. Der Wortlaut war mitstenographiert oder aus dem Gedächtnis mit ziemlicher Genauigkeit wiedergegeben, auf Umwegen in die Hände der Entente gelangt, und hatte dort, wie sich ohne Weiteres ermessen läßt, furchtbare Verheerungen angerichtet. Hatten sich, wie wir an anderer Stelle noch ausführlicher darlegen werden, bei den Ententemächten im Frühsommer 1917 gewisse Neigungen zu Verhandlungen und Fühlungnahme gezeigt, die ihren konkreten Ausdruck in der päpstlichen Friedensnote fanden, so mußte natürlich das Bekanntwerden eines vertraulichen Gutachtens des österreich-ungarischen Außenministers an seinen Kaiser, in dem dieser die amtliche Überzeugung aussprach, Österreich-Ungarn könne unmöglich über den Herbst hinaus den Krieg fortsetzen, jeden Gedanken an

[796] Kühlmann kam am 1. September 1917 zu seinem Antrittsbesuch bei Kaiser Karl und Czernin nach Wien. Im Manuskript ließ er eine Lücke für den Namen des Schlößchens. Der österreichisch-ungarische Monarch hatte kurz nach seiner Thronbesteigung auch den Oberbefehl übernommen, siedelte Anfang Januar 1917 das Armeeoberkommando nach Baden bei Wien um und zog selbst mit seiner Familie am 15. März 1917 von Schloß Schönbrunn nach Laxenburg in die Nähe der Militärs. Dort fand diese Audienz Kühlmanns bei Kaiser Karl jedoch nicht statt, denn dieses Hauptquartier lag nur wenige Kilometer außerhalb der Hauptstadt und nicht in der Steiermark. Vielmehr handelte es sich um die Villa Wartholz in Reichenau an der Rax; vgl. unten in Teil II, S. 654–658.

[797] Das Memorandum ist abgedruckt in: Czernin, Im Weltkriege, S. 198–204. Ferner in: Scherer/Grunewald II, S. 103–108 (vgl. dort auch S. 104 Anm. 2 wegen der Verwendung des Memorandums durch Erzberger).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Frieden und Ausgleich im Keim ersticken. Die Wirkungen der Bekanntgabe der geheimen Czernin-Denkschrift auf jede etwa aufkeimende Friedensmöglichkeit war vernichtend, und ist m.E. bei Darstellung der Vorgänge in den Jahren 1917–18 auch nicht annähernd genügend in Berücksichtigung gezogen worden.

Czernin schäumte vor Wut; die ganze lange Reise ins österreichische Hauptquartier[798] setzte er mir auf das Schärfste zu, unter Appell an meine persönlichen kameradschaftlichen Gefühle, an die deutsche Bundestreue, an unsere unlösbare Verbundenheit, ich solle, sobald ich nach Berlin zurückkehre, Erzberger verhaften lassen und mit allen Mitteln einer Kriminaluntersuchung feststellen, wie denn der Zentrumsabgeordnete in den Besitz dieses ungeheuer geheimen Dokuments gekommen sei, dessen Publikation bestimmt ungeheuren Schaden anrichten mußte. Hier läge ein Vertrauensbruch der schlimmsten Art vor und ich dürfe vor keinem Mittel zurückscheuen, dieses unerklärliche Geheimnis aufzudecken. Mir war der Gedanke[799], mitten im Krieg gegen den tatsächlich führenden Mann des katholischen Zentrums, welches für die Reichsregierung eine feste und zuverlässige Stütze war, mit Verhaftung und kriminellen Daum[en]schrauben vorzugehen, äußerst unsympathisch, und ich suchte Czernin zu beruhigen und versprach, alles zu tun, was ich zur Aufklärung der Sache irgend vermöchte.

Endlich waren wir im kaiserlichen Hauptquartier angelangt, einer einfachen ländlichen Villa in gebirgiger Umgebung, von der traditionellen Pracht des apostolischen Hofes war auch nicht das Geringste zu merken. Ich wurde alsbald in das Schreibzimmer des Kaiser[s] Karl geführt; ein blasser, etwas verlegener junger Mann empfing mich, nötigte mich zum Sitzen und übergab mir sofort in einem Lederetui das Großkreuz des Leopoldordens, wofür ich mich geziemend bedankte. Erst rollte unsere Konversation über den Krieg, Kriegsaussichten, Verpflegungslage und ähnliche, naheliegende Gegenstände. Ich erzählte dem Kaiser eine Anekdote aus seinem Reiche. Zwischen Bozen und Meran steht auf einem Felskegel die Ruine der sogenannten Sauburg. Die belagerten Ritter waren schon in äußerster Not, die Lebensmittel gingen zur Neige, nur ein Schwein war als letzte Reserve noch am Leben. Statt dies aber zu schlachten und zu verzehren, ließ es der Ritter frisch zum Fenster herauswer-

[798] Vgl. unten in Teil II, S. 654. Einliegend findet sich die maschinenschriftliche „Notiz: Reise zum Österreichischen Kaiser ins Österreichische Hauptquartier in [der] Steiermark. Czernin [ist] auf [der] Fahrt leidenschaftlich, dringt auf Verhaftung Erzbergers. Ich ablehne. Verlauf der Audienz beim Kaiser Karl. – Frühstück – Rückfahrt im Auto – Czernin der Versucher.“ Außerdem liegt ein Blatt mit etlichen handschriftlichen Kurznotizen (u.a. über Czernin und Zar Ferdinand) anbei, von denen sich die Bemerkung „Reichenau zweistünd[ige] Autofahrt“ auf die besagte Fahrt beziehen könnte; allerdings liegt auch Schloß Reichenau in Reichenau an der Rax nicht in der Steiermark, sondern in Niederösterreich (wenngleich nahe an der Grenze zur Steiermark) – und war kein kaiserliches Hauptquartier. Jedoch befindet sich hier die „Kaiservilla“, die Franz Joseph als Sommersitz nutzte und die nach dem Tod des Kronprinzen „Rudolfsvilla“ genannt wurde.

[799] Kühlmann formulierte „bei dem Gedanken“, was jedoch grammatikalisch nicht zur folgenden Satzstruktur paßt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

fen, so daß es ins Lager der Feinde kollerte. Als diese sahen, daß die Belagerten noch Schweine den Berg hinunterwerfen konnten, gaben sie jede Hoffnung auf, jemals durch Aushungerung der Feste Herr zu werden, zogen ab, und der heroische Entschluß hatte die Sauburg gerettet. Ähnlich, sagte ich, müssen wir auch verfahren. Je mehr wir auf unsere unerschöpflichen Hilfsmittel pochen, desto eher werden die Feinde den Glauben verlieren, daß wir durch Hunger oder Mangel niedergezwungen werden können, und desto eher werden sie geneigt sein, ein Gespräch zu eröffnen. Ich führte die verschiedenen Punkte an, welche ohne fehlerhaften Optimismus gestatteten, auf eventuelle Verhandlungsbereitschaft der Gegner zu rechnen.

Als dies Thema durchgesprochen war, fragte mich der Kaiser plötzlich, „Sie kennen doch den Abgeordneten Erzberger?" Ich erwiderte, ich kennte ihn sehr gut, er habe viele schätzenswerte Eigenschaften, denen auch Nachteile gegenüberstünden. „Was halten Sie", fuhr der Kaiser fort, „von seinem Charakter? Glauben Sie, er ist ein Mann, der ein Geheimnis unter allen Umständen zu wahren versteht?" Ich entgegnete, ich könne darüber kein abschließendes Urteil abgeben, wenn er aber Verschwiegenheit zugesagt habe, müsse man bis zum Beweise des Gegenteils annehmen, daß er sein Wort halten werde.

„Geht es Ihnen auch so", meinte der Kaiser, „mir geht es manchmal so, ich habe so furchtbar viel Papiere auf meinem Schreibtisch und da tue ich oft allerlei in ein Couvert und da geht es Ihnen sicher auch so, daß Sie manchmal etwas in ein Couvert tun, was Sie eigentlich gar nicht hineintun wollten." Ich versicherte, daß ich die größte Sorgfalt auf meine Korrespondenz verwendete und hoffte, derartige unglückliche Verwechslungen würden mir nicht unterlaufen. Darauf setzte sich der Kaiser an seinen Schreibtisch, auf welchem allerdings zahlreiche Papiere in ziemlicher Unordnung umherlagen, und demonstrierte mir, wie beim Hineinquetschen dieser unordentlichen Papiermassen in einen großen Umschlag man leicht verführt sei, ein Schriftstück mit hineinzuschieben, welches nicht für den Adressaten bestimmt sei. Anschließend an die Frage des Kaisers nach Erzberger berichtete ich ihm, daß der schwere Verdacht gerechtfertigt schien, Erzberger habe die streng geheime Denkschrift des Grafen Czernin, wenn auch vertraulich, in einer Versammlung bekanntgegeben und daraus sei die Sache weiter durchgesickert. Czernin habe in mich gedrungen, sofort Erzberger verhaften zu lassen und eine kriminelle Untersuchung einzuleiten, um den Ursprung des Dokumentes aufzuklären. „Aber gehn's", warf der Kaiser ziemlich lebhaft ein, „so was Kriminelles, das kann ich schon gar nicht leiden, geben Sie mir sofort Ihr Wort, daß Sie gar nichts Solches erlauben werden, es darf durchaus nicht Erzberger verhaftet oder kriminell untersucht werden. Das würde in katholischen Kreisen einen ganz schlechten Eindruck machen. Sie müssen mir bestimmt Ihr Wort geben, daß nichts Derartiges passiert." Ich versprach dem Kaiser, in diesem Sinne zu handeln, und bat ihn, eventuell auch persönlich in der gleichen Richtung auf Czernin einzuwirken. „Sagen Sie es lieber dem Grafen Czernin", sagte der Kaiser, „ich werde es ihm dann noch später sagen."

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Wie ich durch Rückfragen in Wien feststellte, war der Abgeordnete Erzberger tatsächlich in der österreichischen Hauptstadt gewesen, war vom Kaiser Karl in Audienz empfangen worden, im Palais Parma gefeiert, und Kaiser Karl hatte ihm vor seiner Abreise durch Spezialkourier eine umfangreiche Mappe mit Material ins Hotel übersandt. Es war mir vollkommen klar, daß das Haus Parma in der Czernin'schen Denkschrift eine starke Waffe in dem Kampf für den Frieden erblickte und daß Kaiser Karl es selbst gewesen war, der das ominöse Dokument angeblich irrtümlich unter die übersandten Aktenstücke eingeschmuggelt hatte. Damals mochte das kurios erscheinen. In dem Lichte, welches spätere Veröffentlichungen auf diese ganzen Vorgänge werfen, war es klar, daß Erzberger's Campagne als unterstützende Seitenbewegung für die geplante Mission des Prinzen Sixtus von Bourbon gedacht war.

Auf dem Gang, bevor wir zum Frühstück gingen, hatte ich nur Zeit, Czernin zuzuflüstern, „Ich weiß jetzt, wo das Dokument hergekommen ist, seien Sie um Gottes Willen in dieser Frage vorsichtig."

Das Frühstück wurde im kleinen Kreise eingenommen; ich saß neben der Kaiserin. Sie rechtfertigte den Ruf einer schönen Frau und erinnerte auffallend an die Prinzessin Marie Gabriele von Bayern, die leider zu früh verstorbene Gemahlin des Kronprinzen Ruprecht[800]. In ihrer Art, sich zu geben und zu sprechen, ähnelte sie ihr so sehr, daß man sie für Schwestern hätte halten können. Es war schwer zu glauben, daß diese zarte, sich mit größter Zurückhaltung ausdrückende Frau so weitgehenden politischen Einfluß auf den Kaiser und dadurch auf die ganze Doppelmonarchie ausübte. Wie weit sie selbst Pläne entwarf oder von anderen hinter ihr stehenden Kreisen gebraucht und vorgeschoben wurde, war schwer zu sagen. Die hohe Frau war damals in schonungsbedürftigem Zustande. Nichts war ihr so verhaßt als der Rauch von Tabak und Zigaretten; so mußten bei der Kleinheit der Villa die Herren des Hofes sich zum Rauchen in den Park begeben. Bald nach Tisch nahm ich Abschied von den Majestäten und fuhr mit Czernin denselben Weg nach Wien zurück. Hatte er auf der Herreise hauptsächlich sich mit Erzberger und seiner verhängnisvollen Indiskretion beschäftigt, so ließ er jetzt, nachdem ich ihm meine Audienz im Detail berichtet hatte, dieses Thema fallen. Er, wie ich, gewann die Überzeugung, daß es der Kaiser gewesen war, der Erzberger das geheime Schriftstück in die Hände gespielt hatte, in der Erwartung, damit einen Bundesgenossen für den mit allen Mitteln geführten Friedensfeldzug zu gewinnen.

Der österreich-ungarische Außenminister erzählte mir ausführlich von seinen Bestrebungen, mit französischen Staatsmännern Fühlung zu gewinnen, um womöglich eine persönliche Zusammenkunft mit einem derselben zu erzielen. Soweit ich mich erinnere, war es damals besonders Painlevé[801], mit welchem gewisse Anknüpfungen stattgefunden hatten. Czernin sah damals

[800] Marie Gabriele (1878–1912), Herzogin in Bayern; verheiratet 1910 mit Rupprecht (1869–1955), Kronprinz von Bayern.

[801] Paul Painlevé (1863–1933), französischer Ministerpräsident 12. September – 13. November 1917 und 17. April – 22. November 1925; Kriegsminister 20. März – 13. November 1917.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

diese Dinge so hoffnungsvoll an, daß er innerhalb der nächsten Wochen eine persönliche Begegnung, wahrscheinlich in der Schweiz, in Aussicht nahm. Ich hatte keinen Grund, mich diesen Bestrebungen zu widersetzen. Hätte ich es getan, so hätte ich nur erreicht, daß diese Dinge weiter gegangen wären, aber hinter unserem Rücken, wie ja auch die historische Mission des Prinzen Sixtus von Parma hinter unserem Rücken vorbereitet und durchgeführt worden ist. Ich verhehlte Czernin nicht, daß ich mir von der französischen Seite nichts Ersprießliches versprechen könne. Frankreich habe sich in die Idee der Rückgewinnung Elsaß-Lothringens verbissen und sei vorläufig nicht bereit, davon abzugehen. Die Elsaß-Lothringen-Frage sei in Deutschland für alle Parteien, einschließlich der Sozialdemokratie, ein noli me tangere, könne also überhaupt nicht zum Verhandlungsgegenstand gemacht werden, am allerwenigsten aber bei einer österreichisch-französischen Verhandlung. An anderer Stelle werden wir ausführlicher auf die damals klar hervortretende Notwendigkeit zurückkommen, zwischen uns und der österreich-ungarischen Diplomatie eine klare und eindeutige Flurbereinigung vorzunehmen, wie ich dies auch nachher getan habe. Mir schien damals, dies legte ich meinem Reisegefährten dar, der Weg über England aussichtsreicher. England hatte nur ein vitales Interesse, die Freiheit der Niederlande, im weitesten Sinne verstanden, und da ich entschlossen war, bei einer eventuellen Konversation die Wiederherstellung Belgiens im vollen Umfange anzubieten, falls dadurch der Weg zu Friedensverhandlungen geöffnet wurde, lag für England, bei dem gemäßigtere Stimmen gelegentlich an die Öffentlichkeit drangen, eine erhebliche Versuchung vor, bei gesicherter Räumung Belgiens Friedensmöglichkeiten zu erwägen. Wir waren [uns] um diese Zeit nicht klar darüber, ob und bis zu welchem Grade Englands Diplomatie gebunden sei, für Rückerwerb Elsaß-Lothringens bis zum bitteren Ende zu fechten.

Czernin liebte es, mit ganz großen Perspektiven zu spielen, er pflegte das „laut oder ins Unreine denken“ zu nennen und benutzte gern dieses Mittel, wenn er auf etwas heikles Terrain vorfühlen wollte. Er entwarf mir in glühenden Worten eine Schilderung von Möglichkeiten einer Donauföderation großen Stils, die außer Österreich-Ungarn auch Serbien, Bulgarien und Rumänien umfassen würde, und ließ deutlich den Gedanken anklingen, das katholische Süddeutschland könne bei einem solchen Gebilde mehr Einfluß ausüben und eine glücklichere Endlösung finden, als dies bei dem jetzigen Gebilde des Deutschen Reiches, um das protestantische nordische Preußen gruppiert, der Fall sei. Mir als katholischem Bayern müsse ein solcher Gedankengang verständlich sein. Ohne es zu präzisieren, ließ er durchschimmern, daß eine solche Kombination auch glänzende Möglichkeiten staatsmännischer Betätigung für mich herbeiführen könnte. Ich war innerlich amüsiert über meinen Freund vom Ballplatze, der gleich bei unserer ersten längeren Zusammenkunft den Versucher auf dem Berg zu spielen für gut fand, stellte mich aber dumm und verstand ganz und gar nicht, auf was diese Darlegungen eigentlich hinaus wollten. So ließ Czernin den Gedankengang fallen. Er ist nie wieder zwischen uns zur Sprache gekommen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Art, wie Kaiser Karl regierte, erschien seinem Außenminister unverständlich und gefährlich. Der Chef des kaiserlichen Kabinetts, Herr von Poltzer[802], war, scheint es, ziemlich allmächtig und betrieb eine verschwommene Politik allgemeiner Aussöhnung und Annäherung, im Innern den rebellischen Nationen, vor allem den hoch verräterischen Tschechen, gegenüber, im Äußeren durch die immer wieder versuchte Anbiederung an unsere Kriegsfeinde. Die Lage im Innern, sowohl was Wille zum Durchhalten als Verpflegung und Ernährung betraf, schilderte Czernin in den schwärzesten Farben. Ich glaube nicht, daß er übertrieb; das Volk war aber so an das Geführtwerden und Kommandiertwerden gewohnt, daß eine entschlossene Oberschicht es noch lange bei der Stange halten konnte.

In Wien sah ich noch unseren Botschafter und setzte ihn in großen Zügen über die Erfahrung und Eindrücke dieses Tages ins Bild. Mit dem Nachtzug kehrte ich nach Berlin zurück[803].

Daß wir nicht mit voller und unbedingter Sicherheit auf Österreich-Ungarn als Verbündeten uns verlassen konnten, war klar. Nach dem Tode Franz Josephs war weder der Charakter des Monarchen noch der seiner wichtigsten Ratgeber so, daß man sich mit blindem Vertrauen[804] darauf hätte stützen können. Nur lagen die Dinge so, daß ein Separatfriede[n] für Österreich praktisch vollkommen unmöglich war. Der Londoner Pakt vom 26. April 1915 zwischen [der Tripleentente und Italien] sah die Aufteilung der Monarchie vor[805]. Nachdem im Februar 1917 durch russische Veröffentlichungen der volle Text dieses Instrumentes den österreich-ungarischen Staatsmännern bekannt worden war, hatten sie keinen Zweifel mehr darüber, daß bei dem starren Festhalten Italiens an diesem Pakt von seiten der Entente keinerlei Gnade zu hoffen war; sich der Entente in die Arme werfen hieß, die eigene Zerstückelung sanktionieren.

Außerdem waren sich die besten Köpfe vollkommen darüber klar, daß Österreich im Verlauf des Krieges so gut wie keine eigene Armee mehr hatte.

---

802 Arthur von Polzer-Hoditz (1870–1945), Leiter der Kabinettskanzlei Februar 1917–Juli 1918. – Er schrieb: Kaiser Karl, Aus der Geheimmappe seines Kabinettschefs, Wien 1920.

803 Hiermit endet die Einschaltung „Mein Staatsbesuch am österreichischen Hofe“. Die folgenden fünf Absätze sind zwei maschinenschriftlichen Seiten entnommen, die nur mit „Einschaltung“ betitelt sind und auf denen sich etliche handschriftliche Änderungen und Hinzusetzungen finden. Auf dem bereits erwähnten Skizzenzettel mit der Bemerkung u. a. zu Schloß Reichenau ist auch diese Einschaltung stichpunktartig entworfen worden. Nicht verwendet wurden die Notizen „Vertheid[igungs-]Krieg bis zum Äußersten“, die zwischen den Bemerkungen zum Londoner Pakt und seiner Veröffentlichung geschrieben waren; sowie die Aussage „Österr[eich] Ungarn[s] Uhr war abgelaufen / Zerfall d[er] Monarchie S. 40 u.[nd] 41“. Direkt darunter finden sich die nicht eindeutig zuordenbaren Notizen: „Conrad. / Seite 58. Plan der Ermordung / Briefaffaire.“ Schließlich findet sich unter den Notizen zu Zar Ferdinand noch die Bemerkung „Mein pol[itisches] Ziel Österr[eich] H.“, das weder entschlüsselbar noch eindeutig Kühlmann oder dem Zaren zuordenbar ist.

804 Ursprünglich: „daß man sich voll“.

805 Kühlmann ließ eine Lücke für die Namen der Vertragspartner. Der Londoner Geheimvertrag sah den Kriegseintritt Italiens an der Seite von Großbritannien, Frankreich und Rußland vor, im Gegenzug für das Versprechen großzügiger Gebietsgewinne bei Friedensschluß: vor allem Südtirol, Triest und Istrien sowie Nord- und Mittel-Dalmatien. Einen Monat später erklärte Italien Österreich-Ungarn den Krieg.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Truppenteile waren vollkommen in einander verschachtelt, der Oberbefehl großenteils in deutschen Händen. Die Herren sahen richtig voraus, daß ein Abfall Österreichs von Deutschland mit Gewalt beantwortet worden wäre, so daß Österreich selbst zum Kriegsschauplatz geworden wäre und der Doppelmonarchie das Schicksal Rumäniens gedroht hätte.

Es blieb somit für die Doppelmonarchie gar keine andere Linie übrig, als in enger Zusammenarbeit mit Deutschland einen erträglichen Vergleichsfrieden zu erstreben, übertriebenen Eroberungs-Absichten deutscher, insbesondere militärischer Kreise entgegenzutreten und die Mächte, die in Deutschland einen solchen Vergleichsfrieden erstrebten, zu stärken.

In meinen Grundanschauungen wich ich von Czernin nicht wesentlich ab. Ich befürchtete, daß ein lange dauernder Krieg die Hilfsmittel der Zentralmächte aufzehren mußte. Wenn auch weniger hitzig als Czernin, war ich stets der Auffassung, daß eine Friedensmöglichkeit zu verpassen ein Verbrechen am deutschen Volk gewesen wäre.

So sehr ich die Mängel und Schwächen Österreichs kannte, so gleichmäßig habe ich an dem Gedanken und der Hoffnung festgehalten, es werde durch den Krieg und nach dem Kriege gelingen, ein festeres und dauerndes Verhältnis zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn herzustellen, als es das von Bismarck geschmiedete Bündnis war. Nur größere, sprachlich, kulturell und durch Sitte zusammenhängende Gebiete können in der Zukunft hoffen, in der Welt auch nur einigermaßen eine Rolle zu spielen, zu einer Zeit, in welcher täglich vervollkommnete Verkehrsmittel Riesenreiche wie Amerika, Rußland und in später Zukunft auch China zu immer gesteigertem inneren Zusammenhang verhelfen. Deutschland hat den großen Vorteil fast vollkommener Homogenität innerhalb seiner heutigen Grenzen. Trotzdem könnte das alte, begabte und gesunde deutsche Element, das in den österreichischen Staatsverband verschlagen ist, ohne schwere Schäden dauernd nicht außer lebendiger Verbindung mit den im Deutschen Reiche zusammengefaßten Stammesgenossen bleiben[806].

[806] Ähnlich plädierte Kühlmann schon am 22. Mai 1921 bei seiner ersten öffentlichen Rede nach der Amtszeit, gehalten anläßlich der Einweihung der Gedächtniskapelle für die gefallenen Krieger der Gemeinde Ohlstadt (gedruckt in Murnau 1921). Darin warb er nicht nur für die viel kritisierte „Erfüllungspolitik“ der Regierung Wirth, sondern führte zudem aus, er sehe „manches, was selbst in diesen düsteren Tagen die Herzen höher schlagen läßt. Von jenen Bergen, über denen die Mittagssonne steht, streckt uns ein stammverwandtes treues Volk herzlich die Bruderhand entgegen. Der große Donaustrom, de[m] unsere Bergwässer nordwärts strömend die Grüße Bayerns bringen, fließt durch ein Land, reich an allem, was je Stolz und Zier des deutschen Namens gewesen ist. Niemals vielleicht seit langer Zeit haben uns so warm wie jetzt in düsteren Tagen deutsche Herzen dort entgegengeschlagen, warm und voll Vertrauen, daß es gelingen möge, auch all das Schwere zu überwinden und wieder stark und aufrecht zu stehen als Gewähr künftiger Erfüllung deutscher Sehnsucht. Dieses Vertrauen stützt sich auf die Leistung unserer Vergangenheit und nicht zuletzt auf die Leistungen derjenigen, deren Gedächtnis wir mit diesem Ausblick in eine hellere Zukunft würdig ehren.“ In großdeutscher 1848er-Tradition sah Kühlmann die Möglichkeit, die deutsche Frage über Bismarck hinaus und angesichts einer zerschlagenen Donaumon-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Wie dargelegt, brauchte ich, um diplomatisch überhaupt tätig werden zu können, eine Ermächtigung des Kaisers, bei eventuell auftauchenden Gesprächsmöglichkeiten die Wiederherstellung Belgiens zuzusagen[807]. Dies konnte nur erreicht werden in einer gemeinschaftlichen Aussprache, an welcher unter Vorsitz der Krone der Reichskanzler, ich selbst, Armee und Marine und die inneren Departments teilnahmen. Diese Aussprache fand am [11. September 1917] in Schloß Bellevue statt und wird gewöhnlich als der Kronrat über Belgien bezeichnet. Wie schon gesagt, ist die Bezeichnung nicht ganz richtig, denn [einen] Kronrat kennt eigentlich nur die Preußische Verfassung; nach der Reichsverfassung handelte es sich technisch korrekt gesprochen um einen gemeinsamen Immediatvortrag bei S[einer] M[ajestät][808].

Der Tag vor dem Kronrat über Belgien war an dramatischen Zwischenfällen reich. Nachmittags fand in der Reichskanzlei eine Besprechung mit den Parteiführern über unsere Stellungnahme in der belgischen Frage statt[809]. Reden englischer Staatsmänner und englische Pressestimmen hatten immer wieder darauf hingewiesen, wie wichtig die deutsche Stellungnahme bezüglich Belgiens für die Haltung Englands im Kriege sei. Es wurde daher von allen Seiten ein heftiger Druck auf mich ausgeübt, um mich zu einer öffentlichen Erklärung über Belgien zu veranlassen. Ich hatte damals eine solche öffentliche Erklärung für fehlerhaft gehalten und nichts, was ich heute, nach so vielen Veröffentlichungen und Diskussionen über die Frage weiß, hat mich zu einer anderen Ansicht bekehrt. Ein öffentliches Versprechen, Belgien wiederherzustellen, hätte die deutsche Politik einseitig gebunden, sie der wertvollsten Karte im diplomatischen Spiel beraubt und hätte uns dem Frieden nicht nähergebracht. Ich war davon überzeugt, daß wir Veranlassung nehmen sollten, England über unsere eventuelle Bereitschaft zur Wiederherstellung Belgiens vertraulich und zuverlässig aufzuklären. Diese Erklärung zu ermöglichen, war die erste Aufgabe, die ich sofort nach meiner Ernennung energisch in die Hand nahm. Diese diplomatische Aktion mußte aber streng geheim bleiben, sollte sie ihre Wirkung nicht verfehlen; infolgedessen war meine Stellung den Volksvertretern gegenüber keineswegs eine leichte. Sachlich stimmte ich ja mit ihnen bezüglich der Wichtigkeit der belgischen Frage für England vollkommen überein, nur bezüglich des Weges war ich diametral entgegengesetzter Ansicht, entbehrte aber jeder Freiheit, ihnen über den von mir als richtig befundenen Weg reinen Wein einzuschenken. Ich mußte schließlich soweit gehen, dem Kanzler und durch diesen den Abgeordneten zu sagen, daß ich, falls auf eine öffentliche Erklärung über Belgien bestanden werde, diese Politik nicht mitzumachen

---

archie einer anderen Lösung zuzuführen. Bemerkenswerterweise nannte er dabei das Land nicht beim Namen und betonte stattdessen den „deutschen" Charakter Österreichs.

807 Ursprünglich: „zusagen zu können". Mit diesem Satz wird der Basistext fortgesetzt.

808 Es gibt kein offizielles Protokoll dieses „Kronrats". Folglich strich Kühlmann den an dieser Stelle ursprünglich formulierten Satz: „Am einfachsten und schnellsten orientiert über den Verlauf dieser Besprechung das damals verfaßte Protokoll." Für das Datum hatte er erneut eine Lücke gelassen. – Vgl. unten in Teil II, S. 659.

809 Vgl. IFA I, S. 181–204.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gedächte, sondern zurücktreten würde. Die Parlamentarier bestanden nicht auf ihrem Schein, sondern begnügten sich mit der Versicherung, daß die belgische Frage im Sinne der Friedensresolution behandelt werden sollte.

Gegen abend fand im Reichskanzler-Palais eine Besprechung der Staatssekretäre, unter dem Vorsitz Michaelis' statt, in welcher die Stellungnahme der einzelnen Ressorts zu dem Beratungsgegenstand des Kronrates festgestellt werden sollte[810]. Alle erklärten sich mit den geplanten Vorschlägen einverstanden, mit Ausnahme des Staatssekretärs von Capelle, der, wie die ganze Marine, die flandrische Küste behalten wollte, mit der Begründung, sie sei als Basis für Unterseeboote und leichte Streitkräfte in einem Zukunftskriege unentbehrlich. Gerade die Begründung des Wunsches nach Erhaltung der flandrischen Küste hätte die Herren zur Überzeugung bringen müssen, daß nur ein vollkommen besiegtes und geschlagenes England sich jemals damit einverstanden erklären konnte, Deutschland die Basis für künftige Angriffe zur See auszuliefern. Gerade wegen der strategischen Bedeutung der Niederlande im weiteren Sinne hat es die englische Politik zu einem stehenden Grundsatz gemacht, keiner Besetzung dieser Lande durch eine kontinentale Großmacht jemals zuzustimmen. Jedem, der die englische Geschichte auch nur oberflächlich kannte, war es klar, daß die bindende Versicherung, Deutschland würde im Frieden keinen Versuch machen, Belgien zu behalten, das einzige diplomatische Mittel war, das wir besaßen, um England friedensgeneigt zu machen. Der Kanzler frug den Admiral von Capelle nach den Wirkungen des Ubootkrieges. Tiefe Stille herrschte im Saal, es wurde von allen Anwesenden als entscheidender historischer Moment empfunden, als auf Michaelis' Frage „Wird bis zum Herbst der Ubootkrieg entscheidend gewirkt haben", Capelle dies verneinte[811]. Der Kanzler fuhr fort: „Wird der Ubootkrieg mit Bestimmtheit bis Neujahr eine Entscheidung bringen?" – Capelle: „Ich muß die Frage verneinen." – Der Kanzler: „Können Sie überhaupt irgend einen Zeitpunkt angeben, bis zu welchem der Ubootkrieg die Entscheidung bringen wird?" – Capelle: „Ich vermag keinen solchen Zeitpunkt zu nennen."

Es war das erste Mal, daß, wenn auch vertraulich und im kleinsten Kreise, von der Marine selbst das Mißlingen der versprochenen Kriegsentscheidung durch den Ubootkrieg amtlich zugegeben wurde.

Abends aß ich beim türkischen Botschafter[812]; noch während des Diners wurde eine längere kaiserliche Aufzeichnung mir zugestellt, die, mit Bleistift auf die großen Telegrammformulare geschrieben, deren sich der Monarch bediente, eine Stellungnahme zur bevorstehenden Kronrats-Diskussion enthielt. Offenbar war beim kaiserlichen Herrn die Marine sehr tätig gewesen; die Auf-

[810] Ein Protokoll darüber findet sich nicht in: Scherer/Grunewald II. – Der im folgenden genannte: Eduard von Capelle (1855–1931), Admiral; Staatssekretär des Reichsmarineamts 1916–1918.

[811] Die letzten beiden Worte sind gestrichen und handschriftlich durch „schüttelte den Kopf" ersetzt, womit jedoch der Satzbau unvollständig ist.

[812] Ibrahim Hakki Pascha (1863–1918), Botschafter der Türkei 1915–1918; Großwesir 1910–1911.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

zeichnung sagte in Kurzem: Man könne es der braven Marine nicht zumuten, die mit so großen Opfern eroberte und gehaltene flandrische Küste preiszugeben[813].

Ich ließ nach aufgehobener Tafel sofort an den Kanzler telephonieren, ich müsse ihn noch eilig sprechen. Michaelis wurde aus dem Bett geholt, und ich unterbreitete ihm die kaiserliche Meinungsäußerung, über die er nicht weniger erstaunt war als ich, besonders nach den frischen Eindrücken der Ressorts-Besprechung. Er sagte mir, er müsse sowieso am Morgen dem Kaiser entgegenfahren und werde diese Meinungsäußerung zur Sprache bringen. Ich führte aus, daß, wie ich früher dargelegt habe, volle Bewegungsfreiheit der auswärtigen Politik in der belgischen Frage eine so absolute Notwendigkeit sei, daß, falls der Kaiser bei der Kronbesprechung gegen meinen Antrag[814] entscheide, ich mich gezwungen sehen würde, das eben übernommene Amt niederzulegen. Ich bat den Kanzler, von diesem meinem Entschluss schon vor der Besprechung den Kaiser zu verständigen. Ich war also an diesem denkwürdigen Tage zweimal genötigt, zur Erkämpfung[815] der erforderlichen Bewegungsfreiheit meine Demission anzubieten.

Michaelis sprach den Kaiser noch vor der Sitzung und flüsterte mir, als ich ihn begrüßte, zu: „Sie brauchen keine Sorge zu haben, es ist alles in Ordnung." Der Kaiser empfing uns anscheinend in bester Laune. Wir nahmen um den großen grünen Tisch Platz und nach wenigen einleitenden Worten des Kanzlers stellte ich den nachfolgenden Antrag:[816]

Nach mir äußerten sich sämtliche Anwesende: Die Ressorts alle in zustimmendem Sinne, die Marine nahm, wenn auch nicht schroff oder aggressiv in der Form, den Standpunkt ein, daß die flandrische Küste nicht preisgegeben werden dürfe. General Ludendorff sprach sich gegen Preisgabe Belgiens vom militärischen Standpunkt aus.

Der Kaiser besaß im hohen Grade die Kunst, eine lange und komplizierte Debatte in klarer und präziser Weise kurz zusammenfassend zu resümieren. Ich habe wenige auch geschulte Staatsmänner und Parlamentarier gekannt, die ihn hierin erreicht hätten. Nachdem er die von den Ressorts hervorgehobenen Gesichtspunkte nochmals gestreift hatte, entschied er im Sinne meines Antrags mit dem Beifügen, daß auch die nötigen wirtschaftlichen Garantien verlangt werden sollten.

---

[813] Kühlmann spielt offenbar an auf Kaiser Wilhelm II. an Michaelis, o. D. [10./11. September 1917], abgedruckt in: W. Michaelis: Der Reichskanzler Michaelis und die päpstliche Friedensaktion 1917, Neue Dokumente, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 12 (1961) S. 429–434, hier: 433–434.

[814] Ursprünglich: „gegen mein Votum".

[815] Ursprünglich: „zur Erwerbung".

[816] Hier ließ Kühlmann eine Lücke für eine Einschaltung, wohl mit Blick auf das (nicht existente) Protokoll des „Kronrats". In den Michaelis-Dokumenten (vgl. drei Fußnoten zuvor) ist Kühlmanns Antrag ebenfalls nicht wiedergegeben, und auch dem Memoirenmanuskript liegt nichts Diesbezügliches bei. Offenbar ist keine wörtliche Überlieferung vorhanden, die hier eingeschaltet werden könnte. Es kann nur festgestellt werden, daß Kühlmann in der Sitzung die Freigabe Belgiens forderte.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Offenbar um seinen „Blauen Jungens“ einen Trost zu spenden, endete er seine sachliche[817] und staatsmännische Ausführung mit der Skizze eines wilden Planes, wie seine Flotte nach Beendigung der Feindseligkeiten auf dem europäischen Kontinent herausfahren sollte, um denjenigen überseeischen Staaten – gedacht war wohl hauptsächlich an Südamerika –, die sich während des Krieges aufsässig gegen Deutschland gezeigt hatten, durch Auferlegung schwerer Kontributionen zu beweisen, wie vermessen ihre Stellungnahme gewesen war. Der Kaiser hob die Sitzung auf. Ich war hoch befriedigt, denn alles Wesentliche war erreicht, und begab mich sofort nach einem der großen Berliner Hotels, um mit dem Marquis von Villalobar den Inhalt seiner geplanten Mission zu besprechen. Dieser eminente Diplomat war, damit keine Zeit verloren gehen sollte, in der Nacht vor dem Kronrat nach Berlin gekommen und wartete in seinem Gasthof das Ende der Bellevue-Besprechung ab. Dieses Vorgehen war von Villalobar ein Akt großen[818] persönlichen Mutes, der ihn sowohl seiner eigenen Regierung als vor allem den Entente-Mächten gegenüber in eine schwierige Lage bringen konnte. Was wir verabredeten, ist nicht schriftlich fixiert worden. Es bestand im Wesentlichen darin, daß er so rasch wie möglich mit England sich in Verbindung setzen sollte, um dort Nachfolgendes mitzuteilen: Falls durch diese Erklärung Friedensbesprechungen eingeleitet werden könnten, sei er ermächtigt, England im Namen der deutschen Regierung zu erklären, daß die Souveränität und Integrität Belgiens wiederhergestellt werden solle. Als Basis der Friedensbesprechung wurde angegeben, das Territorium der Mittelmächte bliebe im Vorkriegsumfang erhalten, kein Handelskrieg nach dem Krieg. Villalobar war über die gemachte Mitteilung sehr befriedigt, sagte aber loyaler Weise gleich, er könne die Ausführung des Auftrags nicht ohne Genehmigung seines Königs und seines Außenministers übernehmen, er werde sich um beide sofort bemühen und hoffe, bald nach London fahren zu können, um dort persönlich zu sondieren. Daraufhin trennten wir uns, er trat die Rückreise nach Brüssel an[819].

In der diplomatischen Technik hat das Chiffre-Wesen stets eine bedeutende Rolle gespielt. Es ist für den Diplomaten unumgänglich notwendig, ein Mittel zu besitzen, mit Hilfe dessen er jederzeit rasch mit seiner Heimatbehörde verkehren kann, ohne daß irgend welcher Außenseiter vom Inhalt dieser Mitteilungen Kenntnis erhielte. Zwar reisen zwischen den europäischen Hauptstädten Spezialkuriere unablässig hin und her, aber selbst bei den kürzer gewordenen Reisezeiten halten mit Kurieren übersandte Berichte und Anregungen häufig nicht mehr Schritt mit dem stets weiter gesteigerten Tempo fieberhaft beschleunigter diplomatischer Arbeit. Es erhellt ohne weiteres, daß Geheimhaltung des diplomatischen Gedankenaustausches mit Hilfe geheimer Chiffren in Kriegszeiten noch viel wichtiger ist als im Frieden. Es ist behauptet

[817] Ursprünglich: „seine klare und präzise“.

[818] Ursprünglich: „größten“.

[819] Eingelegt finden sich zwei maschinenschriftliche Seiten mit einzelnen handschriftlichen Korrekturen, betitelt „Memoiren – einzuschalten bei der Mission Villalobar“, die nun folgen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

worden, daß die deutschen strategischen Operationen im Osten erheblich begünstigt wurden durch die schlechte Gewohnheit russischer Kommandostäbe, offen zu funken. Auch zur See dürften aufgefangene und entzifferte Funksprüche nicht ohne Einfluß gewesen sein. Die gesteigerte Bedeutung des Chiffrewesens veranlaßte so ziemlich alle Regierungen im Kriege, Kommissionen besonders geeigneter Sachverständiger zusammenzustellen, die nichts zu tun hatten, als an der Entzifferung der Codes zu arbeiten. Auch die deutsche Oberste Heeresleitung beschäftigte derartige Spezialsachverständige. So sehr man sich allerseits bemüht hatte, die Chiffre-Codes so kompliziert zu gestalten, daß eine Lesung der Geheimmitteilungen unmöglich schien, so wenig scheinen die Chiffren dem Scharfsinn und der Geduld der untersuchenden Kommissionen standgehalten zu haben; denn es ergab sich und ergibt sich noch täglich klarer, je mehr der Schleier des Geheimnisses auch bei unseren früheren Kriegsgegnern sich lüftet, daß ungefähr alle Chiffre-Systeme von den verschiedensten Stellen gelesen wurden. Die Oberste Heeresleitung zum Beispiel las unsere deutschen Chiffren mit Leichtigkeit, las aber auch die Chiffren der meisten ausländischen Legationen und Botschaften. Ebenso lasen die Engländer, wie ich seitdem habe feststellen können, einen großen Teil der kontinentalen Chiffre-Systeme. Es bedarf geringer Phantasie, um sich vorzustellen, welche ungeheuren Schwierigkeiten und Verwirrungen bei einem Unternehmen sich einstellen mußten, bei welchem strikte Geheimhaltung nach allen Seiten Voraussetzung des Erfolges war.

Mein Verkehr mit Villalobar ging über den Baron von der Lancken, den Vertreter des Auswärtigen Amtes in Brüssel. Dieser gab meine Mitteilungen an Villalobar weiter und übermittelte mir Villalobars Antworten. Nach kurzer Zeit konnte ich feststellen, daß die Oberste Heeresleitung unsere chiffrierten Depeschen entzifferte, so daß die Geheimhaltung nach dieser Seite hin schon unmöglich war. Ich mußte daher für den Verkehr mit Villalobar auf den viel langsameren Weg der Briefübermittlung durch Kurier zurückgreifen. Ebenso wußte ich, daß die Oberste Heeresleitung die Chiffren las, mit welchen die Spanische Gesandtschaft in Brüssel mit Madrid verkehrte, so daß auch der Gedankenaustausch zwischen Brüssel und Madrid jederzeit eingesehen war. Ich geriet durch diese Kenntnis in ein eigentümliches Dilemma. Einesteils hätte es der Erfolg der eingeleiteten Aktion dringend wünschenswert gemacht, Villalobar zu benachrichtigen, daß seine Chiffren nicht mehr als geheim angesehen werden konnten. Andernteils standen einem solchen Vorgehen gewichtige Bedenken entgegen. Ich entschied mich dafür, den Spanier ungewarnt zu lassen. Mittlerweile habe ich aus vertraulichen Gesprächen feststellen können, daß auch die Engländer ihrerseits die Chiffren der Spanischen Gesandtschaft in Brüssel, durch welche diese mit Madrid verkehrte, lasen. Sie hatten in die Meinungsverschiedenheiten zwischen Villalobar, der sich in der deutschen Mission einzusetzen wünschte, und dem Minister Lema[820], der diese Aktion

[820] Salvador Bermúdez de Castro, Marquis de Lema (1863–1945), spanischer Außenminister 1913–1915, Juni–November 1917 und 1919–1921.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

mit allen Mitteln zu verhindern trachtete, klaren Einblick. Ich halte es für denkbar, daß die Kenntnis von den scharfen Differenzen zwischen Villalobar und seiner Heimatbehörde mit dazu beigetragen hat, die Engländer gegen die Mission des spanischen Diplomaten mißtrauisch zu machen. Enthielte eine solche Situation nicht so viel tragische Elemente, so könnte dieses Satyrspiel mit geheimen Chiffren, die jedermann schließlich zu lesen imstande war, fast komisch anmuten. Immerhin spielten diese nebensächlich erscheinenden Dinge bei Behandlung der großen Fragen eine wichtige Rolle.

Je weiter wir vom Weltkrieg abrücken, desto mehr häufen sich die Beispiele dafür, daß Gegner von der auf Umwegen erlangten Kenntnis entscheidender Beschlüsse der Zentralmächte Nutzen ziehen konnten. Vielleicht das wichtigste Beispiel derartiger gefährlicher Spionage ist die erst spät bekannt gewordene Tatsache, daß von tschechischer Seite die Drähte zwischen Berlin und Wien abgehört wurden, so daß die Gegner über den Gedankenaustausch und die Entschlüsse der Zentralmächte aus erster Hand und zuverlässig informiert waren[821].

Der Verlauf seiner Mission sei hier vorweg genommen: Vom König scheint Villalobar die erbetene Erlaubnis vertraulich zugesagt worden zu sein; hingegen scheint der Außenminister Lema – sei es, daß, wie Villalobar vermutete, dieser eifersüchtig auf den sehr unabhängigen Vertreter in Brüssel blickte, sei es, daß er nicht gern in einer so riskanten Sache einen der prominentesten spanischen Diplomaten sich exponieren lassen wollte, – gewisse Schwierigkeiten gemacht zu haben, indem er eine Vor-Sondierung befürwortete. Villalobar selbst sprach mit dem englischen Gesandten im Haag, [Sir Walter Townley[822]], während Lema mit dem englischen Botschafter in Madrid in Fühlung getreten zu sein scheint. Jedenfalls war der Eindruck dieser Vor-Sondierung ein durchaus negativer, so daß Villalobar nicht die ministerielle Erlaubnis bekam zur Verfolgung seiner freiwillig übernommenen Mission, nach London zu gehen. Die spanische Regierung erklärte in einer vertraulichen Cirkular-Notiz vom [*Lücke*][823], daß Friedensfühler im damaligen Moment nur zu einem Hereinfall

821 Ab dem folgenden Absatz wird der Basistext fortgesetzt.

822 Kühlmann ließ eine Lücke für den Namen. Sir Walter Beaupré Townley (1863–1953), englischer Gesandter in Den Haag 1917–1919. – Der im folgenden genannte englische Botschafter in Madrid: Sir Arthur Henry Hardinge (oben Anm. 19).

823 Es ist nicht ganz klar, auf welches Dokument Kühlmann hier anspielt. Publiziert sind Lemas ursprüngliche Ablehnung von Villalobars Mission (Telegramm vom 10. September, abgedruckt in: David Lloyd George: War Memoirs, Bd. 4: 1917, London/Boston 1934, S. 301, das aber noch vor Lemas eigener Vor-Sondierung datiert), sein hinhaltendes Telegramm vom 19. September, mit dem Lema Villalobar zum Stillhalten während seiner Vor-Sondierung aufforderte (abgedruckt ebd. S. 306), sowie Lemas Bekräftigung dieser Anordnung vom 27. September 1917 (abgedruckt in: Steglich, Friedensversuche, S. 578f). Am 9. Oktober teilte Lema dann Villalobar als Ergebnis seiner Gespräche mit, „daß die englische Regierung bereit ist, jede Mitteilung entgegenzunehmen und mit ihren Alliierten zu erörtern, die Deutschland ihr zukommen lassen wolle“ (ebd. S. 586). Dies war nicht der Weg, den Kühlmann gehen wollte, nämlich den von vertraulichen Gesprächen (nicht: einer einseitigen deutschen Mitteilung) zunächst ausschließlich mit Großbritannien (nicht: mit allen Alliierten). – Zu Kühlmanns folgender Vermutung, persönliche Animositäten

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

führen könnten. So ist die Mission Villalobars anscheinend an internen spanischen Reibungen und Eifersüchteleien gescheitert.

In Wirklichkeit wäre auch ohne diese Hemmungen ihr Mißerfolg unvermeidlich gewesen, da England, so sehr es seine eigene[n] Interessen durch die Zusage von Belgien's Wiederherstellung voll hätte wahren können, schon viel zu tief mit den Verbündeten verstrickt war, als daß es die Integrität der Zentralmächte in ihren Vorkriegsgrenzen hätte verbürgen können. Frankreich hatte um diese Zeit offenbar schon bindende Zusagen wegen Elsaß-Lothringen bekommen, und der Londoner Pakt vom [26. April 1915] hatte die Aufteilung der österreichischen Monarchie in bindender Form diplomatisch sanktioniert. An diesen beiden großen Klippen mußte jeder Versuch eines Verständigungsfriedens im damaligen Zustand des Krieges scheitern. An denselben Klippen ist auch die geheime Mission des Prinzen Sixtus von Parma zerschellt, die wir unten näher beleuchten werden. Österreich konnte, bevor sein endgültiger Zusammenbruch da war, seine vollständige Zerstückelung nicht unterschreiben. In Deutschland war niemand, der einer Abtretung Elsaß-Lothringens zugestimmt hätte, solange noch eine kampffähige Formation im Felde stand. Dasselbe Resultat ergibt sich auch, wenn wir jetzt dazu übergehen, die hochherzige Friedensaktion des Papstes, welche zeitlich mit Villalobars Mission zusammenfiel, im einzelnen zu behandeln.

Der Gedanke, wie dieser furchtbare Krieg beendigt werden könne, beschäftigte die Staatsmänner aller Länder ununterbrochen; nichts war natürlicher, als daß sich die Blicke auf die eine große vollkommen übernationale Macht richteten, den Heiligen Stuhl. Andererseits war nichts naheliegender, als daß der Papst sehnsüchtig nach einer Möglichkeit ausblickte, durch Vermittlung und Beendigung des blutigsten Ringens der Weltgeschichte als Friedensbringer seine hohe Mission auf das Sichtbarste zu betätigen. In Ballins Memoiren wird schon im Jahre [1915] die Möglichkeit eines Appells an den Papst erwähnt[824]. Im Frühjahr 1917, während ich noch Botschafter in Konstantinopel war, scheint in Europa eine Welle größerer Friedensgeneigtheit bestanden zu haben. Diese Aussichten ermutigten die päpstliche Kurie, der ja durch ihren weitverzweigten und gut unterrichteten diplomatischen Dienst kostbare Informationsmöglichkeiten zur Verfügung standen, mit einer offiziellen Friedensanregung hervorzutreten. In Deutschland war der Träger der Aktion der damalige Nuntius Eugen[io] Pacelli[825], der heute als Kardinal-Staatssekretär mit der Leitung der päpstlichen Diplomatie betraut ist. Nach Fühlungnahme, insbesondere mit dem Kanzler Bethmann Hollweg, sandte der Heilige Stuhl unterm

zwischen Lema und Villalobar seien der Grund für die negativen Auswirkungen, vgl. die abweichende Einschätzung von Steglich, Friedenspolitik, S. 208 f.

824 In einem Brief vom 10. August 1915 an Bethmann Hollweg schrieb Ballin: „Ich wies darauf hin, daß es vielleicht zweckmäßig sein würde, den Papst zu veranlassen, einmal im Friedenssinne an die Staatsoberhäupter zu schreiben." Huldermann, Ballin, S. 335.

825 Eugenio Pacelli (1876–1958), Apostolischer Nuntius in München (damit Vertreter des Vatikans für das gesamte Deutsche Reich) 1917–1925, in Berlin 1920–1929; Kardinalstaatssekretär 1930–1939; Papst (als Pius XII.) 1939–1958.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

[1. August 1917] eine Note an die Mächte, die wir des besseren Verständnisses halber hier im Wortlaut wiedergeben:[826]

Die Vorgeschichte der Entstehung dieser Note ist noch nicht geklärt. Es erhellt ohne Weiteres, daß die päpstliche Diplomatie kein Interesse daran hat, ähnlich wie es in anderen Ländern geschehen ist, durch Aktenpublikationen die gesponnenen Fäden aufzudecken; außerdem muß die Rücksicht auf den amtierenden Kardinal-Staatssekretär, der bei der Bearbeitung dieser Frage eine so bedeutende Rolle gespielt hat, eine taktvolle Behandlung des ganzen Fragenkomplexes nahelegen.

So sehr an sich ich eine Initiative des Heiligen Vaters in der Friedensfrage begrüßte, so wenig konnte ich sagen, daß mir der Zeitpunkt der Note gelegen kam. Alles war bereits eingeleitet, um mir durch Villalobar's Mission authentische Information darüber zu verschaffen, ob und in wie weit die Zusage einer Wiederherstellung Belgiens die in gewissen englischen Kreisen bestehende Friedensgeneigtheit bis zu einer Konversation verdichten konnte. Über Frankreich hatte ich aus vertraulichen Kanälen wenig ermutigende Nachrichten. Daß Frankreich von sich aus nach dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Weltkrieg nicht geneigt war, Frieden zu machen, bevor Deutschland endgültig niedergeworfen sei, wurde mir von verschiedenen Seiten bestätigt. Es fragte sich nur, wie weit England bereit war, wenn es die Erfüllung der eigenen Kriegsziele in greifbarer Nähe sah, auf den gallischen Nachbarn einen so wirksamen[827] Druck auszuüben, daß man sich auch in Paris mit einem Vergleichsfrieden abgefunden hätte.

Der gewichtigste Nachteil der päpstlichen Friedensaktion bestand darin, daß auch sie die deutsche Staatsleitung zu einer öffentlichen Erklärung über ihre Stellungnahme zu den brennendsten Kriegsfragen zu veranlassen wünschte. So, wie der ganze Betrieb bei uns organisiert war, mit der weitgehenden Information, auf welche der auswärtige Ausschuß[828] Anspruch erhob, und den in einem internationalen und übernationalen Gremium wie der Kurie unausbleiblichen Indiskretionen mußte auch die vertraulichste Antwort Deutschlands, in dem Augenblick, wo sie erteilt war, als öffentliche Mitteilung angesehen werden. Die Bedenken gegen eine solche habe ich oben darzulegen versucht. Es war mir ohne weiteres, sobald ich die päpstliche Note eingehender studiert hatte, klar, daß eine sachlich abschließende Antwort nicht erteilt werden konnte, bevor ich von Villalobar über die vorläufigen Ergebnisse seiner Mission Mitteilung erhielt. Weder er noch ich konnten damals voraussehen, daß seine mit so großem Elan eingeleitete Aktion in den Maschen interner spanischer Rivalitäten sich verfangen würde.

---

826 Kühlmann schrieb „(Einschaltung)" in die folgende Lücke. Die Note ist publiziert und die Entstehungsgeschichte aufgearbeitet von Steglich: Friedenspolitik; Ders.: Friedensappell Papst Benedikts XV.

827 Ursprünglich: „so harten".

828 Gemeint ist der Hauptausschuß des Reichstags.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die deutsche Antwort auf die päpstliche Friedensnote[829] habe ich in allen wesentlichen Teilen persönlich entworfen und bearbeitet, immer in enger Fühlung mit dem beteiligten Referenten, Herrn von Bergen.

Um die päpstliche Friedensaktion und um die Behandlung dieser Angelegenheit durch die Reichsregierung hat sich ein dichter Kranz von Legenden geschlungen, auf den hier einzugehen zu weit führen würde. Das Material ist so angeschwollen, daß man darüber allein einen Band[830] schreiben könnte. Die häufig gehörten Insinuationen, Michaelis habe als orthodoxer Protestant die Angelegenheit sabotiert, weil er dem Heiligen Stuhl den Ruhm der Friedensvermittlung nicht gönnte, ist völlig aus der Luft gegriffen. Die Führung der auswärtigen Angelegenheiten lag sowohl unter Michaelis wie unter seinem Nachfolger, dem Grafen Hertling[831], vollkommen in meiner Hand und wenn es auch selbstverständlich war, daß ich in diesen wichtigen Dingen enge[832] Fühlung mit dem Kanzler hielt, so hätte ich mir in die grundsätzliche Führung wichtiger Angelegenheiten unter keinen Umständen hereinreden lassen. Formell war zur kaiserlichen Zeit der Reichskanzler der einzige verantwortliche Minister. Die Staatssekretäre waren seine unverantwortlichen Berater und Mitarbeiter. Tatsächlich hatten sich aber seit der Bismarck'schen Zeit, wo diese Konstruktion eine Realität gewesen sein mag, die Dinge so entwickelt, daß der Staatssekretär des Auswärtigen praktisch die Rolle spielte, welche in kollegialen Kabinetten dem Außenminister zufällt.

In Auseinandersetzungen zwischen Michaelis und dem Reichstag, die an sein wenig glückliches parlamentarisches Debüt anknüpften, war den Parteien zugestanden worden, bei der Beratung der deutschen Antwort auf die Vatikan'sche Friedensnote durch einen Ausschuß vertreten zu sein. Dieser Ausschuß trat mehrfach zusammen, und mit seinem Segen ist die deutsche Antwort fertiggestellt worden[833]. Bei dem engen Verhältnis, welches uns mit den Verbündeten verknüpfte, war es nur natürlich, daß auch zwischen uns ein eingehender Gedankenaustausch der Erteilung der betreffenden Antworten vorausging. Auch dieser Gedankenaustausch ließ keinerlei Meinungsverschiedenheiten zutagetreten.

Mein auf zuverlässige Informationen beruhendes Mißtrauen gegen die Bereitschaft Frankreichs, auf die päpstliche Anregung einzugehen, erwies sich als vollkommen gerechtfertigt; die französische Antwort an den Heiligen Stuhl zerschlug durch ihre gänzlich ablehnende Haltung jede Möglichkeit weiterzukommen. Auch England, welches bei der Entstehung der päpstlichen Note

[829] Steglich, Friedensappell Benedikts XV., S. 196–202. – Text der Note Papst Benedikts XV. vom 1. August 1917 u. a. ebd. S. 160–162.

[830] Ursprünglich: „fast einen Band darüber".

[831] Georg Graf von Hertling (1843–1919), Vorsitzender des bayerischen Staatsministeriums und Außenminister 1912–1917; Reichskanzler 1917–1918.

[832] Das Adjektiv ist eine spätere handschriftliche Ergänzung.

[833] Einliegend findet sich eine Kopie der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" Nr. 269 vom 29. September 1917, die Kühlmanns diesbezügliche Rede vor dem Hauptausschuß abdruckte.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

eine noch nicht völlig aufgeklärte, jedenfalls aber ermutigende Haltung eingenommen hatte, wich zurück und schloß sich damit praktisch, wie so häufig in der neueren Geschichte, den in Paris gefaßten Beschlüssen an[834].

Mir lag viel daran, daß nicht etwa über unsere Haltung in dieser Frage bei der Kurie ein Rest von Verstimmung oder Bitterkeit zurückbliebe. Die hohe persönliche Verehrung, welche ich für das Haupt der Kirche empfand, der bei diesem Friedensschritt gezeigte moralische Mut und die Wichtigkeit, welche eine päpstliche Vermittlung in jedem Augenblick wieder erlangen konnte, ließen es mir dringend wünschenswert erscheinen, die geheimen Zusammenhänge, die unsere Haltung bestimmt hatten, der Kurie bekannt werden zu lassen. Durch einen zuverlässigen Gewährsmann machte ich auf einem sicheren Wege entsprechende Mitteilungen nach Rom. Mein Gewährsmann bestätigte mir in einem vertraulichen Bericht[835] über den Erfolg dieser Mission, das die vom Auswärtigen Amt in dieser Frage befolgte Politik die einzig richtige gewesen sei und man in Rom die Motive unserer Haltung durchaus würdigte.

Während die Wirrnisse und außenpolitischen Kämpfe der ganzen damaligen Zeit jetzt so gut wie vergessen sind, steht die päpstliche Friedensnote noch heute im Mittelpunkt einer zum Teil leidenschaftlichen Diskussion. Der parlamentarische Untersuchungsausschuß, der seine Entstehung zum nicht unwesentlichen Teil dieser Diskussion verdankt, hat sich sehr eingehend mit der Frage befaßt, und in seinem Archiv ruhen die vollständigen, unter Eid gemachten Aussagen der beteiligten Persönlichkeiten. Soweit ich unterrichtet bin, besteht vorläufig keine Neigung, dieses für die Beurteilung der Frage wichtige Material zu veröffentlichen[836]. Nach den geheimen Vernehmungen hat auch eine sehr ausführliche öffentliche Sitzung stattgefunden, in welcher ich eingehend über die Gründe unserer Stellungnahme und ihrer Rechtfertigung mich ausgesprochen habe[837]. Zusammenfassend und rückblickend geht mein Urteil dahin, daß, was immer die Aussichten im Frühling und Vorsommer des Jahres 1917 gewesen sein mögen, die päpstliche Friedensaktion, als sie tatsächlich einsetzte, keinen Augenblick Aussicht auf Erfolg hatte, da sowohl Frankreich an seinen Elsaß-Lothringen-Forderungen starr festhielt als [auch] Italien es ablehnte, auf das Pfund Fleisch zu verzichten, welches ihm der Londoner Vertrag aus dem lebendigen Körper der österreich-ungarischen Monarchie zugesichert hatte. Es waren nicht, wie oft versichert worden ist, und vielleicht heute hie und da noch geglaubt wird, Eroberungs- oder Annexionsgelüste der Mittelmächte, welche den Krieg ins Unendliche verlängerten; wir hatten durch

[834] Tatsächlich wurde die Papstnote wegen Unstimmigkeiten weder von Frankreich noch von England beantwortet.

[835] Ursprünglich: „vertraulichen Schreiben". – Bei dem Gewährsmann handelt sich vermutlich um den Zentrumsabgeordneten Erzberger. Vgl. Steglich, Friedensappell Benedikts XV., S. 457, 459.

[836] Die Veröffentlichung erfolgte erst über vierzig Jahre, nachdem Kühlmann dies schrieb. Vgl. Steglich: Verhandlungen des 2. Unterausschusses.

[837] Vgl. Kühlmanns Aussagen vom 15. und 17. Dezember 1926: unten in Teil II, S. 768–769.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Villalobar unzweideutig wissen[838] lassen, daß wir uns mit dem Status vom Kriegsbeginn begnügen würden: Es waren die italienischen, französischen, serbischen und rumänischen Eroberungswünsche, welche jede Beendigung des Krieges unmöglich machten.

Dabei zeigten sich in allen Ländern, auch in Deutschland, Symptome, welche als drohende Schrift an der Wand einen möglichst baldigen Abschluß des furchtbaren Ringens erwünscht erscheinen lassen mußten. Wie fast überall, zeigten sich die Anzeichen der Zersetzung zuerst in der Kriegsmarine. Die erzwungene Untätigkeit, durch so viele Monate und Jahre, das enge Zusammengepferchtsein großer Menschenmassen in den Kampfschiffen machte es einer geschickten Agitation verhältnismäßig leicht, größere Truppenkörper mit Revolutionsgiften zu verseuchen. Schon im Frieden hatten in der russischen Schwarzmeer-Flotte ähnliche Erscheinungen keineswegs zu den Ausnahmen gehört, und selbst in der englischen Flotte sind wiederholt schwere Verstöße gegen die Disziplin vorgekommen. In der deutschen Flotte, die in der Nordsee eingeschlossen in besonders ungünstiger Lage war, war man Verschwörungen und Vorbereitungen zu gefährlichen Meutereien auf die Spur gekommen, die zu strenger Bestrafung der Rädelsführer und der Schuldigen führte. In der Plenarsitzung des Reichstags vom [9. Oktober 1917][839] ritt der Kanzler Michaelis eine Attacke gegen Vertreter der unabhängigen Sozialdemokratie, die mit Matrosen in Fühlung gestanden hätten und, gelinde gesagt, nichts versucht hätten, um die aufrührerischen Tendenzen, die ihnen bekannt waren, zu dämpfen oder zur Kenntnis der zuständigen Stellen zu bringen. Michaelis, der, wie ich ihn geschildert habe, im kleinen Kreise, in der Kabinettsberatung ein überlegter und vernünftiger Mann war, schien bei Berührung mit dem Parlament irgendwie aus dem Konzept zu kommen. Die Beratungen gerieten, wie dies oft im Plenum geschah, außer Rand und Band; heftige Scenen erfolgten und das ganze Haus war in fieberhafter Erregung wie ein aufgestörter Ameisenhaufen[840].

Kriegsflotten sind zu allen Perioden der Gefahr revolutionärer Verseuchung und damit offener Meuterei besonders ausgesetzt gewesen. Selbst in den Annalen der englischen Seemacht fehlt es nicht an solchen Unruhen, die, insbesondere zur Zeit des Großen Krieges gegen Frankreich, Ende des 18. Jahrhunderts, zeitweise einen bedrohlichen Charakter annahmen. Die Revolten

[838] Ursprünglich: „unzweideutig beweisen“.

[839] Einliegend findet sich der Text der zweiten Hälfte der Debatte aus der „Vossischen Zeitung“ Nr. 517, 10. Oktober 1917, Morgen-Ausgabe. Vgl. Reichstagsdebatte mit den Reden Vizekanzler Helfferichs am 6. und Michaelis’ vom 9. Oktober, in: Schulthess’ Europ. Geschichtskalender 58,1 (1917) S. 846–858; ferner: Verhandlungen des Reichstags, Bd. 310, S. 3725–3728, 3765–3819, 3822–3857. Die Hauptausschußsitzung über die Äußerungen Helfferichs am 8. Oktober in: Hauptausschuß III, S. 1789–1797; ferner: Schulthess’ Europ. Geschichtskalender 58,1 (1917) S. 861–866.

[840] Die folgenden zehn Absätze stammen aus einer vierseitigen maschinenschriftlichen Einlage, betitelt „Memoiren: Einzuschalten bei Reichstagsdebatte über Meuterei in der deutschen Kriegsflotte, Herbst 1917“, die bis auf drei weitere, abschließende Absätze, die weiter unten wiedergegeben werden, hier eingefügt ist.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

von 1797 und 1798 waren durch ihre Ausdehnung und die augenblickliche Lage Großbritan[n]iens sehr gefährlich.

Das ständige Zusammensein vieler Menschen auf verhältnismäßig beschränktem Raume, die trotz aller Zerstreuung bedrückende Einförmigkeit des Lebens und der Beschäftigung bereiten den Boden für die Agitation unruhiger Geister, welche versuchen, sich unter den Kameraden an Bord Anhang zu verschaffen. Dabei wäre nichts falscher als zu glauben, Armee und Flotte stünden nicht im engsten Kontakt mit den politischen Bewegungen zu Hause.

In Deutschland hatte sich die sozialdemokratische Partei 1914 bei Kriegsanfang geschlossen hinter die Regierung gestellt und die Kredite bewilligt. Es konnte nicht ausbleiben, daß den radikaleren, zur Opposition geneigten revolutionären Teilen der Partei diese Entwicklung auf die Dauer nicht behagte. Diese Elemente spalteten sich anfangs 1917 ab und bildeten die „Unabhängige sozialdemokratische Partei", die, nicht unähnlich den extremen Parteien in Rußland, die Erzwingung des Friedens durch das Proletariat auf ihre Fahne schrieb.

Die „Unabhängigen" suchten und fanden Fühlung mit radikalen Elementen im Heer und insbesondere in der Flotte. Wie gewöhnlich, bildeten Klagen über die Verpflegung an Bord einen wesentlichen Bestandteil der Beschwerdepunkte für die Unzufriedenen. Kriegsmüdigkeit, sozialistische Träumereien taten das Übrige. Der größte Teil der Hochseeflotte war verseucht. Es kam zu Gehorsamsverweigerung und offener Meuterei. Ein Kriegsgericht sprach mehrere Todesstrafen und eine lange Reihe schwerster Freiheitsstrafen aus. Zwei der Rädelsführer wurden hingerichtet, viele der Beteiligten ins Zuchthaus gesteckt. In die Presse war von diesen Vorgängen nichts gedrungen, und selbst in Regierungskreisen war man über die Einzelheiten nur unvollkommen unterrichtet.

Die Meuterer hatten mit Abgeordneten der Unabhängigen Sozialdemokratie Verkehr gepflogen. Dies nahm der Kanzler Michaelis zum Anlaß, um in der Reichstagssitzung vom [9. Oktober 1917] im Plenum einen schweren Angriff gegen die Unabhängige Sozialdemokratische Partei zu richten, wobei ihn der Staatssekretär des Reichsmarineamtes nach Kräften unterstützte. Weder mir noch einem der anderen Staatssekretäre hatte Michaelis von dem beabsichtigten Vorstoß gesprochen, so daß ich ebenso überrascht war wie der Reichstag selbst. Dabei war der Angriff in der Form wenig glücklich, wie denn Michaelis überhaupt, sobald er im Reichstag das Wort ergriff, meistens nicht gut abschnitt.

Auch Helfferich hatte, bei zweifellos bedeutender Begabung, den Abgeordneten gegenüber eine etwas überhebliche Manier, so daß häufig seine Darlegungen, die, gelesen, keine unnötige Schärfe zeigten, durch die Art des Vortrages aufreizend wirkten und das Gegenteil der gewünschten Beruhigung erzielten.

Es war eine alte Erfahrung, daß der Reichstag, im Plenarsitzungssaal versammelt, leicht aus der Hand lief. Im Ganzen war für praktische parlamentarische Arbeit die Verhandlung im kleineren Gremium des Hauptausschusses

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

durchschnittlich viel fruchtbarer. Der Vorstoß des Kanzlers hatte im Reichstag gewirkt wie ein Steinwurf in einen Ameisenhaufen. Die Anklagen waren nicht schlüssig; denn es lagen keine Beweise dafür vor, was nun im einzelnen die Unabhängigen Sozialistischen Abgeordneten den Emissären der Matrosen geantwortet hatten, und die Behauptung der so heftig Angeschuldigten, sie hätten zur Ruhe, Vorsicht und Mäßigung geraten, konnte nicht überzeugend widerlegt werden.

Je weiter der Tag fortschritt, desto klarer wurde es mir, daß ein starker zusammenschließender Appel[l] nötig sein werde, um die Front des Reichstages wieder in Ordnung zu bringen. Der Kanzler hatte mich gebeten, zu sprechen. Ich war auch ganz einverstanden. Ich hatte mit dem Kanzler verabredet, zur auswärtigen Politik zu sprechen[841]. Aber Stunde um Stunde verrann, ohne daß ich eine Wortmeldung anbringen konnte, und meine Zeit war aufs genaueste beschränkt. Ich mußte den Abendschnellzug nach Wien fassen, um von dort aus mit dem Kaiser die Orientreise anzutreten. Mit steigender Unruhe verfolgte ich das Vorrücken des Uhrenzeigers.

An sich war mir die Gelegenheit willkommen, im Reichstag zu sprechen, handelte es sich doch, abgesehen von dem rein taktischen Erfolge, welchen die Situation verlangte, darum, französischen Lügen, als sei ich zu weitgehendem Entgegenkommen in der elsaß-lothringischen Frage bereit, ein für allemal den Kopf einzudrücken. Ich hatte aus geheimer, gewöhnlich guter Quelle erfahren, daß in Paris mit derartigen Behauptungen operiert wurde. Ferner wollte ich, soweit dies tunlich war, das Ergebnis meiner geheimen Sondierung über Friedensmöglichkeiten der Welt im ganzen und dem deutschen Volk im besonderen mitteilen. Diese Sondierungen hatten, wie anderweitig dargelegt, ergeben, daß noch so weitgehende Zusagen und Garantien in Bezug auf Belgien uns dem Frieden nicht näherbringen würden, waren wir nicht zu gleichzeitigem Verzicht auf Elsaß-Lothringen entschlossen. Da ich aus zahlreichen vorherigen Besprechungen und Verhandlungen wußte, daß in der elsaß-lothringischen Frage von der äußersten Rechte bis zur extremen Linken volle Einigkeit herrschte, so konnte ich diesen Gedanken zur Sammlung der Parteien im Parlament aufs beste verwenden.

Endlich schien der Augenblick gekommen zum Eingreifen[842], im letzten Augenblick kam ich zu Worte und hielt nachstehende Rede, die vom Parla-

[841] Dieser Satz wurde aus dem Basistext in die Einschaltung eingefügt. Im Basistext geht Kühlmann deutlich knapper auf die Ereignisse im Reichstag ein. Es folgen noch wenige Sätze, die sich mit der weit ausführlicheren Schilderung aus der Einschaltung inhaltlich doppeln und deshalb nur hier wiedergegeben werden: „Die Zeit brannte mir auf den Nägeln, ich mußte unbedingt abends den Wiener Zug erreichen, um mich dem Kaiser für seine Balkanreise anzuschließen. Stunden und Stunden verrannen in dem parlamentarischem Gezänk, und ich sah mit steigender Unruhe die Zeiger der Reichstagsuhr der Abreisezeit sich nähern."

[842] Dieser Satzteil wird ebenfalls aus dem Basistext in die Einschaltung eingefügt. Im Basistext heißt es weiter: „Ich lasse den Text der Rede folgen: – (Einschaltung)." Einliegend findet sich ein Original der „Vossischen Zeitung" Nr. 517, 10. Oktober 1917, Morgen-Ausgabe, die unter der Überschrift „Kühlmann über die auswärtige Politik" den Redetext abdruckt,

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ment mit lautem Beifall aufgenommen wurde und die nachteiligen zersplitternden Wirkungen der vorherigen Debatte verwischt zu haben schien[843].

Es waren eine ganze Reihe von Erwägungen, welche mich bei Formulierung dieser Kundgebung beeinflußt haben: außen- und innenpolitische. Vertrauliche Mitteilungen aus Frankreich, denen ich manchmal Wertvolles verdankte, hatten mich darauf hingewiesen, daß von seiten des französischen Kabinetts, und insbesondere des Außenministeriums, Andeutungen ausgesprengt worden waren, wonach ich zu weitgehenden Konzessionen in der Elsaß-Lothringen-Frage bereit sei und mit einer bezüglichen Äußerung hervortreten würde, sobald mir die Atmosphäre geeignet erschiene[844]. Ferner hielt ich es für durchaus notwendig, der breiten Weltöffentlichkeit gegenüber einmal klar herauszustellen, daß Deutschland über die belgische Frage sehr wohl mit sich reden lassen würde, daß aber das Friedenshindernis nicht in der belgischen Frage liege, die bei allen internationalen Diskussionen immer in den Vordergrund geschoben wurde, sondern bei Elsaß-Lothringen, von dem in der Öffentlichkeit verhältnismäßig selten die Rede war. Ein bedeutender Unterschied lag darin, daß Elsaß-Lothringen im Deutschen Reich den status quo darstellte, während deutsche Wünsche in Belgien das Odium des Eroberungs-Charakters nicht von sich hätten abschütteln können[845].

Außenpolitisch zog die Rede sozusagen den Schlußstrich unter die Sondierungs-Mission Villalobars und betonte, daß Deutschland in der Elsaß-Lothringen-Frage keine Konzessionen machen könne, sondern bereit sei, für die Integrität seines Gebietes bis zum letzten Blutstropfen zu fechten.

Die Elsaß-Lothringen-Frage hatte mich von jeher, lange ehe ich die Zügel des Auswärtigen Amtes in die Hand nahm, nachhaltig beschäftigt. Ich hatte sie mit zahlreichen Franzosen jeden Alters und jeder Stellung besprochen, besonders während meines Londoner Aufenthaltes, während dessen ich sehr häufig Abstecher nach Paris machte. Das Ergebnis war damals vor dem Kriege, daß die jüngere Generation, etwa meine Zeitgenossen, unter den denkenden Franzosen der Oberschicht geneigt war, auf einen Revanchekrieg sowie den Versuch der Wieder-Eroberung zu verzichten und die machtpolitischen Ergeb-

---

sowie in Abschrift die Hauptpassage der Rede aus der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ Nr. 280 vom 10. Oktober 1917. – Text der Rede u. a. in: Schulthess' Europ. Geschichtskalender 58,1 (1917) S. 878–881.

843 Nach diesem Absatz wird der Basistext weiter fortgesetzt. Die übrigen Teile der Einschaltung werden nach den folgenden Ausführungen Kühlmanns zu Elsaß-Lothringen wiedergegeben.

844 Demgegenüber ist die Darstellung in den „Erinnerungen“, S. 495–496, nicht zutreffend. Dort führt Kühlmann als einen Grund für die Wahl des Themas seiner Rede an, er habe der von Ribot vor der französischen Kammer geäußerten Meinung, Kühlmann sei zu einem Entgegenkommen an Frankreich in diesem Punkt bereit, öffentlich scharf entgegentreten wollen. Dies ist offensichtlich ein Erinnerungsfehler, denn Ribot hielt seine Rede, in der er von einer angeblichen deutschen Verhandlungsbereitschaft über Elsaß-Lothringen berichtete, erst am 12. Oktober, und diese Behauptung wurde am 14. Oktober von Unterstaatssekretär von dem Bussche dementiert. Vgl. Schulthess' Europ. Geschichtskalender 58,1 (1917) S. 906.

845 Ursprünglich: „von sich abschütteln konnten“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nisse des Siebziger Krieges als endgültig zu akzeptieren, während hingegen die Älteren, die zum Teil noch 1870 miterlebt hatten, oder jedenfalls noch unter dem frischen Eindruck der damaligen Ereignisse ihre Bildung abschlossen, Tag und Nacht an Revanche und Wiederherstellung des früheren Zustandes dachten. Meine jüngeren Freunde versicherten mich, daß sie selbst die Akten über Elsaß-Lothringen schließen würden, sobald dieses Land endgültig im Deutschen Reiche seine Heimat gefunden habe und keine Notschreie aus den besetzten Provinzen nach Frankreich herüber schallten. In diesem Sinne wurden die Autonomie-Bestrebungen des Kanzlers von Bethmann Hollweg von den Franzosen dieses Anschauungskreises mit warmer Sympathie begrüßt als das beste Mittel, den für die Ruhe Europas erwünschten und erhofften Zustand herbeizuführen.

Man darf sich rückblickend heute keinen Illusionen darüber hingeben, daß die im Jahre 1871 gewählte Lösung, die beiden bisher französischen Provinzen zum Reichsland zu machen, vielleicht die beste, vielleicht sogar unter den Verhältnissen die einzig mögliche war, daß sie aber zugleich die Keime der größten Schwierigkeiten in sich barg. Mochten die Titel der seinerzeitigen Erwerbungen durch das geeinte und dem zersplitterten Deutschland gegenüber machtpolitisch überlegenen Frankreich historisch und juristisch noch so schäbig und fadenscheinig sein, die Thatsache, daß diese Provinzen jahrhundertelang dem französischen Staatskörper angehört hatten, ließ sich nicht in wenigen Jahren tilgen. Dies zu erwarten oder zu erhoffen, wäre kindisch gewesen. Hätte man Elsaß-Lothringen an einen Bundesstaat, Preußen oder Bayern, organisch anschließen können, so hätte sich der Assimilierungsprozeß wahrscheinlich erheblich rascher vollzogen. So gehörten die Elsaß-Lothringer als Reichsland überall und zugleich nirgends hin, ein Zustand, der sicher unbefriedigend sein mußte. Heute, nach der sogenannten Rückgliederung, ist ein großer Teil der Bevölkerung mit Frankreich ebenso unzufrieden wie sie es seinerzeit mit der deutschen Herrschaft war; immerhin sind aber die Provinzen wenigstens formell gleichberechtigt, den anderen französischen Departments gleichgestellt. Sie sind lebendige Glieder eines großen Staatswesens, und diese Lösung bietet vom elsaß-lothringischen Standpunkt aus[846] gegenüber der früheren unzweifelhafte Vorteile.

Rein abstrakt gesprochen, wäre für Elsaß-Lothringen und für seine dauernde Zugehörigkeit zum Deutschen Reich eine Angliederung und Verschmelzung mit Preußen das Beste gewesen. Dies war den anderen Bundesstaaten gegenüber nicht durchzusetzen, außerdem mußte ich, als Außenminister, auf Friedensmöglichkeiten bedacht, für die Lösung mich einsetzen, die für das französische Gefühl relativ die tragbarste war – die Autonomie in gradliniger Fortsetzung der von Bethmann Hollweg eingeschlagenen Politik.

Zahlreiche Vorkommnisse während des Krieges bewiesen klar, daß alte Erinnerungen im Lande noch zum Teil lebendig waren und daß der restlose Anschluß an Deutschland und den deutschen Gedanken keineswegs bei allen

[846] Ursprünglich: „bietet, abgesehen von allem anderen,“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

vollzogen war. An Berichten von Spionagefällen und militärischem Versagen einzelner war kein Mangel. Dazu kam, daß Elsaß-Lothringen während des Krieges Etappengebiet war, ein Zustand, der viel Leid auferlegte und Schwierigkeiten schuf und sicher durchaus nicht geeignet war, Anhänglichkeitsgefühle in der Bevölkerung zu wecken. Während des ganzen Krieges rollte von den Voguesen [sic] der Geschützdonner über die Rheinebene und erinnerte jeden Augenblick daran, daß das Schicksal dieses so viel hin- und hergeworfenen Grenzlandes wieder einmal auf dem Spiele stand.

Schaut man von der Schwarzwaldhöhe über die rheinische Ebene auf den blauen Wasgenwald, so wundert man sich, wie schmal schließlich der Grenzstreifen ist, der je nach Machtlage der beiden benachbarten Völker hin und her den Besitzer gewechselt hat. An den Schwarzwald-Höhen bei Freiburg brach sich in der Zeit deutscher Schwäche und französischer Macht-Entfaltung die Brandung der bourbonischen Armeen, und über den Voguesenkamm hat selbst das gewaltige Deutschland Bismarcks nicht hinausgegriffen.

Mir war von anfang an klar, daß, sollte der Friede in greifbare Nähe rükken, nicht nur in der belgischen, sondern auch in der Elsaß-Lothringen-Frage alles Nötige vorbereitet sein müsse. Ich unternahm deswegen sofort parallel mit den Bemühungen um Ellbogenfreiheit in Belgien Schritte, für Elsaß-Lothringen einen Zustand herbeizuführen, mit dem wir eventuell in die Verhandlungen eintreten könnten. Nach dem Dargelegten mußte dies die Autonomie der beiden Provinzen sein. Bei diesen Bestrebungen stieß ich auf Widerstand und Schwierigkeiten. Nicht beim Kanzler Michaelis; er verschloß sich meiner Argumentation keineswegs. Im Kabinett konnte ich den Staatssekretär des Reichswirtschaftsamtes, Dr. Schwander[847], als meine beste Stütze betrachten. Geborener Elsaß-Lothringer, bis zu seiner Berufung ins Kabinett Bürgermeister von Strassbourg [sic], war er mit den Problemen auf das Innigste verwachsen und verstand und unterstützte meine Bestrebungen. Auch der Schatzkanzler, Graf von Roedern, kannte Elsaß-Lothringen aus eigener Verwaltungspraxis her und konnte sicher zu den günstig Eingestellten gerechnet werden.

Die Widerstände kamen einmal von den[848] dynastischen Gelüsten. Eine Teilung der beiden Provinzen zwischen Preußen und Bayern war, von vielen befürwortet, Gegenstand weit gediehener Verhandlungen gewesen. Die Oberste Heeresleitung, stark beeindruckt von Fällen hervorgetretener Illoyalität, nahm leidenschaftlich Stellung gegen die Autonomiebestrebungen. Daß der ganze Fragenkomplex zum Spezial-Arbeitsgebiet Ludendorffs gehörte, trug keineswegs zur Erleichterung der Frage bei.

[847] Rudolf Schwander (1868–1950), Bürgermeister von Straßburg 1906–1918; Staatssekretär im Reichswirtschaftsamt 1917–1918. – Der im folgenden genannte: Siegfried Graf von Roedern (1870–1954), Staatssekretär im Reichsamt für Elsaß-Lothringen 1914–1916, des Reichsschatzamtes 1916–1918.

[848] Das ursprünglich noch eingefügte Adjektiv „regen“ hat Kühlmann später handschriftlich gestrichen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

In der deutschen Öffentlichkeit und in den deutschen Parteien bis in die Reihe der unabhängigen Sozialisten hinein war auch nicht ein einziger, der bereit gewesen wäre, eine Rückgabe der Reichslande an Frankreich auch nur in Erwägung zu ziehen. Bei internen Besprechungen mit den Parteiführern, die bald nach meinem Amtsantritt stattfanden, besprach ich auch die Möglichkeiten einer Autonomielösung und deutete leise an, daß diese in Frankreich dem gegenwärtigen Zustand vorgezogen würde. Da verwahrte sich mit geschwollener Zornesader der Führer der Sozialdemokraten, Friedrich Ebert, dagegen, daß bei unseren Erwägungen über die Organisierung der Reichslande Rücksicht auf Frankreich die mindeste Rolle spielen könne.

Meine Hoffnung, durch Gewährung einer weitgehenden Autonomie der Reichsland-Frage die größte Schärfe nehmen zu können und durch eine Loyalitäts-Kundgebung des reichsländischen Parlaments der Welt zu beweisen, daß die Provinzen auch im Krieg treu zu Deutschland stünden, mußte begraben werden, als Graf Hertling Michaelis im Kanzleramt folgte. Graf Hertling hatte als bayerischer Ministerpräsident sich auf das stärkste für die Teilung zwischen Bayern und Preußen eingesetzt und konnte beim besten Willen, zumal bei dem leidenschaftlichen Widerstand der Obersten Heeresleitung, sich nicht energisch für die Autonomie einsetzen. Als Dr. Schwander diese Situation erkannte, zog er sich, still, wie es seiner Art entsprach, aus dem Kabinett zurück.

Die Frage der Reichslande blieb, wie weiter unten gezeigt wird, Gegenstand ständiger Erörterungen zwischen uns und den Generalen und ist bis zu meinem Abgang ein Punkt unüberbrückter Meinungsverschiedenheiten geblieben. Doch zurück zur Sturmsitzung des Reichstags.

Meine Absicht, durch einen großen Appell an einigende nationale Gesichtspunkte die Zerstörung der unerfreulichen Meuterei-Debatte in etwa wieder gutzumachen, schien gelungen. Durch den ganzen Reichstag ging eine Welle vaterländischer Begeisterung, und als ich schloß, scholl mir von allen Seiten lauter Beifall entgegen. Ich mußte nach Beendigung der Rede schleunigst den Reichstag verlassen, wollte ich noch den Zug erreichen. Befreundete Abgeordnete umdrängten mich mit Glückwünschen und Abschiedsworten noch auf der Treppe[849]. Es war aber auch höchste Zeit zur Abfahrt geworden. Ich konnte mich nur flüchtig von den mich umdrängenden Abgeordneten in den Gängen und auf der Treppe verabschieden. Die Herren sprachen mit großer Wärme auf mich ein. Haußmann[850] war der hauptsächlichste Wortführer. Er bat mich, und die anderen stimmten dem zu, Seiner Majestät bei nächster Gelegenheit zu melden, daß nach Ansicht der Majoritäts-Parteien des Reichstages ein weiteres Verbleiben des Dr. Michaelis im Kanzleramt nicht als tragbar

[849] Die folgenden Sätze und der nächste Absatz stammen aus dem noch fehlenden Teil der angesprochenen Einschaltung „Memoiren: Einzuschalten bei Reichstagsdebatte über Meuterei in der deutschen Kriegsflotte, Herbst 1917".

[850] Conrad Haußmann (1857–1922), MdR (Fortschrittspartei) 1890–1918. Als führender liberaler Politiker gehörte er im Juli 1917 zu den Mitinitiatoren der Friedensresolution des Reichstages.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

angesehen werde. Ein Kanzlerwechsel lasse sich nach der heutigen tief erregenden Debatte nicht mehr vermeiden[851].

Wir haben oben gesehen, wie gespannt die Lage bereits nach Michaelis' Darlegungen seiner Stellung zur Friedensresolution geworden war und wie nahe einem vollen Bruche die Dinge damals schon standen. Der Eindruck, daß der Kanzler in der Flottendebatte ungeschickt gesprochen [hatte], war an diesem Tage überwältigend stark.

Abgesehen von der einigenden und zusammenfassenden Wirkung auf alle Parteien, die von dem Gedanken Elsaß-Lothringen ausging, habe ich auch von auswärtigen Freunden, auf deren Ansicht ich entscheidendes Gewicht legte, Beweise freudiger Zustimmung erhalten. Einer der bedeutendsten Staatsmänner des neutralen Auslandes, der auch heute noch in Europa Stellung und Gewicht hat, schrieb mir[852]: „Ihre letzte Rede im Reichstag gibt mir Anlaß, Ihnen mitzuteilen, daß auch die mir bekannten Auskünfte deutlich darauf hinweisen, daß Sie im Bezug auf Elsaß-Lothringen die Sache ganz richtig gestellt haben. Vor etwa drei Monaten machte ein einflußreicher Bankdirektor aus London, der meines Erachtens herüber gefahren war mit der Absicht, einzelne Personen über ihre Auffassung im Bezug auf einen möglichen Frieden auszufragen, mir einen Besuch. Ich habe ihm meine Auffassung erklärt in einer Weise, welche ganz übereinstimmt mit dem von Ihnen im Reichstag Ausgesprochenen. Als ich ihm meinerseits die Frage tat: ‚What about Alsace-Lorraine?', antwortete er sogleich: ‚Das ist eine französische Frage. Wenn die Franzosen Elsaß-Lothringen haben wollen, wird England Frankreich unterstützen, solange es an dieser Forderung festhalten wird.' (Ich gebe die Antwort wörtlich wieder.) Als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß dieses französische Verlangen, soweit ich Deutschland kenne, niemals erfüllt werden würde, zeigte er sich sichtlich überrascht und aus dem Feld geschlagen. Er könne, so sagte er, diese Auffassung nicht teilen, weil man von deutscher Seite niemals scharf in den Vordergrund gesetzt habe, daß man Elsaß-Lothringen unter keinen Bedingungen hergeben würde. Ich erwiderte meinerseits, dies sei ganz klar deshalb geschehen, weil die Elsaß-Lothringen-Frage für Deutschland überhaupt keine Frage sei. ‚Man spricht nicht darüber', so sagte ich, ‚denn man hat niemals an diese Möglichkeit gedacht.' Mein Gewährsmann erklärte mir, er müsse daran zweifeln, daß ich in dieser Hinsicht die Sache richtig betrachte; ich glaube nicht, daß es mir gelungen ist, ihn von seinem Irrtum zu überzeugen. Aber gerade darum glaube ich, daß eine klare Äußerung, wie sie von Ihnen

[851] Im Basistext, der diese Situation knapper schildert, schreibt Kühlmann: „Die Führer der Parteien, auf welche die Regierung sich stützte, gaben mir noch die Bitte mit, ich möchte während der Reise den Kaiser darauf aufmerksam machen, daß diese Debatte die schon vorher erschütterte Stellung [von] Michaelis dem Parlament gegenüber vollkommen unmöglich gemacht habe. Ich möchte es dem Hohen Herrn als Meinung der Mehrheitsparteien unterbreiten, daß nach der Rückkehr von der Orientreise ein Kanzlerwechsel unvermeidlich sei."

[852] In Kühlmanns Nachlaß ist das Original dieses Briefes nicht erhalten geblieben, so daß über die genaue Identität des Absenders, der eventuell aus den Niederlanden stammen könnte, nur spekuliert werden kann.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

jetzt gemacht worden ist, die Engländer von ihrem Irrtum befreien und dem Frieden förderlich sein kann. Soweit ich England kenne und die gegenwärtigen Verhältnisse zu beurteilen vermag, ist die Friedensbewegung in England im Augenblick noch nicht stark, aber sie ist andererseits ‚potentially powerful'. Ich glaube, die englische Handelswelt wird nicht bereit sein, den Krieg fortzusetzen, nur wegen Elsaß-Lothringen, wenn man im Bezug auf Belgien befriedigt wird."

Balkanreise[853]

Mit knapper Not gelang es, mich aus dem Reichstag noch gerade zeitig genug freizumachen, um den Nachtschnellzug nach Wien zu erhaschen. In Wien sah ich unseren Botschafter, Graf Wedel, frühstückte mit einigen Herren der Botschaft und erreichte mittags noch den kaiserlichen Hofzug[854]. Mein Diener war noch mit der Verstauung des Gepäcks und der Herstellung häuslicher Ordnung in dem Abteil beschäftigt, welches für längere Zeit meine Behausung werden sollte, da kam schon der Kaiser zur Tür herein, begrüßte mich mit der ihm häufig eigenen demonstrativen Lustigkeit, fragte, was es in Berlin noch gegeben habe. Ich erwähnte mit kurzen Worten den Verlauf der gestrigen stürmischen Sitzung, der dem Monarchen ja in Umrissen bereits aus den Wolff-Telegrammen bekannt war. Der Augenblick schien mir nicht geeignet, dem Kaiser gleich Vortrag über die mir auf den Weg gegebenen Meinungsäußerungen der maßgebenden Parteiführer zu halten. Ich bat daher den Kaiser, gelegentlich unter vier Augen über die Frage noch Vortrag halten zu dürfen. Ich merkte gleich an seinem Gesichtsausdruck, daß er diesem Vortrag mit geringem Vergnügen[855] entgegensah und keine Eile hatte, ihn anzuordnen. Der Kaiser blieb nicht lange. Diese Begrüßung war eine der kleinen persönlichen Aufmerksamkeiten, die nicht verfehlen konnten, für Wilhelm II. einzunehmen.

Von Wien bis Sofia war ein eigentlicher offizieller Aufenthalt nicht vorgesehen. An der einen oder anderen Station nahm der Kaiser die Meldung deut-

[853] Mit dieser Überschrift beginnt ein neuer Abschnitt des Basistexts, der ursprünglich auch eine eigene, neu einsetzende (und später angeglichene) Seitenzählung hatte. Auf der vorhergehenden Manuskriptseite schrieb Kühlmann nach dem längeren Zitat noch den Satz: „Eben noch glückte es, den Wiener Nachtschnellzug zu erreichen" – ließ danach jedoch eine Lücke bis zum Ende der Seite und setzte dann auf dem nächsten Manuskriptblatt neu an.

[854] Ursprünglich schrieb Kühlmann „abends" als Zeitangabe und änderte dies handschriftlich in „mittags". Im letzten Absatz der Einschaltung „Memoiren: Einzuschalten bei Reichstagsdebatte über Meuterei in der deutschen Kriegsflotte, Herbst 1917" formuliert Kühlmann kürzer: „Die Reise verlief glatt. Ich hatte in Wien verschiedene Unterredungen, frühstückte bei Wedel auf der Botschaft und traf rechtzeitig zur Abfahrt des kaiserlichen Sonderzuges am Bahnhof ein." – Ein von Kühlmann gewünschtes Treffen mit Czernin während der Stunden des Zwischenstopps in Wien auf dem Weg nach Sofia am 10. Oktober kam nicht zustande, da der Außenminister krankheitsbedingt nicht in der Hauptstadt anwesend war; vgl. Notiz Bussches vom 6. und Telegramme Wedels an AA vom 5. und 8. Oktober 1917; PA Berlin, RZ 201/1183, S. 152 und 155. – Zum folgenden: Kaiser Wilhelm II. war gleichfalls auf Besuch in Bulgarien; Kühlmann begleitete ihn.

[855] Ursprünglich: „nicht mit Vergnügen".

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

scher Offiziere entgegen und schritt die Front gerade in der Gegend verwendeter deutscher Formationen ab. Gerade auf dieser Orientreise konnte man sich des Staunens nicht enthalten über die geradezu unzähligen Massen feldgrauer Männer, die Deutschland anscheinend aus unerschöpflichen Reservoiren hervorzauberte. Es war, als habe die Nation das Geheimnis gefunden, wie in der antiken Sage aus Steinen bewaffnete Menschen zu schaffen[856].

Überblicke ich die Reihe der Zeitgenossen, wie ich sie persönlich gesehen und wie sie sich heute dem Auge des breiteren Publikums darstellen, so scheint mir kein Bild ärger verzeichnet und karikiert als das Kaiser Wilhelm[s] II. Man kann nur aus seine[n] eigenen Erfahrungen sprechen, – meine gingen aber dahin, daß, im Gegensatz zu den heute vielfach herrschenden Ansichten, der Kaiser gegen mich von stets gleichbleibender Liebenswürdigkeit und Güte gewesen ist. Man konnte ihm unter vier Augen alles, auch das Härteste und Unangenehmste, sagen; daß in Gegenwart von Zeugen der Abstand zwischen dem Monarchen und einem der jüngsten seiner Diener gewahrt bleiben mußte, ist selbstverständlich. Ich glaube, der Grund für Vieles, was in den Berichten eigentümlich anmutet und zum Entstehen der Karikatur wesentlich beigetragen hat, ist eine gewisse Schüchternheit des Monarchen gewesen. So unwahrscheinlich es klingen mag, sind fast alle Monarchen von dem Übel der Schüchternheit und Unsicherheit beim Kontakt mit Fremden geplagt. Kaiser Franz Joseph, der Nestor der europäischen Herrscher, litt bis zu seinem Tode an Verlegenheit, wenn er Unbekannten entgegentrat. Zar Nicolaus von Rußland war von dem Übel durchaus nicht frei. Wilhelm[s] II. Art, Schüchternheit zu verbergen und zu überwinden, war das Einschlagen eines häufig sehr lauten, studentisch burschikosen Tones, der oft verkannt und mißdeutet worden ist. Der Kaiser war sehr wohl fähig, ein menschliches Interesse zu nehmen und konnte liebenswürdig bis in kleine Aufmerksamkeiten hinein sein. Er nahm an dem Ergehen ihm persönlich nahestehender Freunde und Freundinnen den wärmsten Anteil, war trotz der auf ihm ruhenden großen Arbeitslast stets mit Briefen, Telegrammen oder Geschenken zur Hand. Von der ersten Gelegenheit, bei welcher ich mit dem Kaiser persönlich in Berührung trat, einer Frühstückseinladung beim sogenannten „Schrippenfest“ in Potsdam, bei meiner Rückkehr von dem Posten in Teheran[857], bis zu meiner Verabschiedung von ihm[858] im

[856] Es folgt eine dreiseitige maschinenschriftliche Einschaltung, betitelt: „Kaiser Wilhelm II.“.

[857] Kühlmann erhielt zum 15. April 1903, nach zwei Jahren Tätigkeit in Teheran, einen viermonatigen Urlaub, den er am 25. April 1903 antreten (und aus dem er nicht wieder dorthin zurückkehren) sollte; vgl. Kühlmann an Bülow, 10. März 1903; Richthofen an Rex, 23. März 1903, beides: PA Berlin, P 1/8244, Personalakte Kühlmann, Bd. 2; Erinnerungen, S. 169–180. Das „Schrippenfest“ des Kaisers für das Lehr-Infanterie-Bataillon in Potsdam wurde immer am zweiten Pfingstfeiertag gefeiert, also am 1. Juni 1903.

[858] Die hier eingefügten Worte „als Monarch“ sind wieder gestrichen worden. Am Ende seiner „Erinnerungen“, S. 580, schreibt Kühlmann, er habe Wilhelm II. nach dem Abschied „erst viel später im holländischen Exil wiedergesehen, und zwar mehrfach“. Offenbar fand mindestens eine dieser Begegnungen vor Abfassung der „Memoiren“ statt (vgl. oben S. 39, Anm. 75), ohne daß Kühlmann dies hier erwähnt, gegebenenfalls weil er – trotz aller Wertschätzungsäußerungen mit Bezug auf die offiziellen Begegnungen – in dem für die Repu-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Sommer 1918 in Spa, habe ich nur Förderndes und Freundliches von ihm erfahren. Er hat mich bei jeder sich bietenden Gelegenheit eingeladen und jedes Mal in eingehenden Besprechungen lebendiges Interesse sowohl an meiner politischen Arbeit als an meinem persönlichen Ergehen gezeigt. Anläßlich meiner Verlobung und Verheiratung mit Marguerite von Stumm, die er von Berliner Hofbällen her gut kannte, hat er bei verschiedenen Gelegenheiten warme menschliche Teilnahme bekundet.

Als ich bei der Landung in Tanger auf der Rückfahrt nach der „Hamburg" fröstelte, da ich ja von der Kletterpartie auf der Lotsenleiter her bis auf die Haut durchnäßt war, legte er mir selbst seinen Mantel um und beauftragte, sobald wir an Bord waren, einige Flügeladjutanten, mich mit trockenen Kleidern zu versehen.

Während der Zeit meiner Arbeit als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes war der persönliche Kontakt natürlich häufiger und enger, und mehrfach wurde ich im Neuen Palais zur Abendtafel befohlen, wenn Kaiser und Kaiserin[859] allein waren. Dann machte der hohe Herr seinen alten Lieblingswitz, indem er die Kaiserin plötzlich fragte: „Auguste, hast Du auch die Angst-Plinse bestellt, der Staatssekretär hat immer einen furchtbaren Hunger." Während der Kriegsjahre war aus dem an sich begreiflichen, aber doch wohl übertriebenen Bestreben, die Einfachheit der Lebenshaltung am kaiserlichen Hofe zu unterstreichen, das, was man zu essen bekam, wirklich recht ungenügend. Zwei durchaus typische kaiserliche Menus seien hier in der Abbildung wiedergegeben[860].

„Frühstück im Großen Hauptquartier in Spa am 16. April 1918.

Legierte Tomatensuppe. Gebackene Seezungen. Kartoffelsalat. Käsebrötchen.

Gegenwärtig: Kaiser, Hindenburg, Graf Hertling, von Gontard[861], Fürst Fürstenberg, ich.

Besprochen: Die Demission Czernins und der Wortlaut der rumänischen Verträge."

„Kaiserliche Mittagstafel im Gr. Hauptquartier in Spa am 17. April 1918.

Wiener Braten mit Gemüse. Gefüllte Plinsen.

Gegenwärtig: Kaiser, Graf Hertling, Fürst Fürstenberg, Radowitz, von Gontard, Fürst Pless und ich.

Morgens langer Spaziergang im Park; Fürstenberg und Pless."

---

blik geschriebenen Buch den Anschein andauernder naher persönlicher Beziehungen zum Kaiser vermeiden wollte.

859 Auguste Viktoria (1858–1921), Deutsche Kaiserin und Königin von Preußen 1888–1918.

860 Einliegend findet sich keine Abbildung, wohl aber die folgende Abschrift der beiden Menüs vom 16. und 17. April 1918 aus Spa, die vermutlich gemeint waren.

861 Hans von Gontard (1861–1931), Generalleutnant; Diensttuender Generaladjutant 1914–1918. – Der im folgenden genannte: Maximilian Egon II. Fürst zu Fürstenberg (1863–1941), Oberhaupt des Fürstenhauses Fürstenberg; enger Vertrauter Wilhelms II.; im Ersten Weltkrieg Generalmajor.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Als es nach einer langen Ministerberatung an der kaiserlichen Mittagstafel in Bellevue nur Suppe mit Schweinsohren gab und anschließend einen Apfel, muß ich wohl einige despektierliche Bemerkungen gemacht haben, die eifrige Höflinge sofort dem Kaiser hinterbrachten. Als ich in Bellevue wieder allein mit den Majestäten speiste, sagte der Kaiser plötzlich: „Von Ihnen kommen mir ja schöne Sachen zu Ohren, Sie sollen sich bitter beschwert haben, daß man bei uns nichts zu essen kriege. Ich finde das unglaublich und Strafe muß sein"; auf einen Wink des Kaisers wurde eine große aus Kadinen[862] verschriebene Wurst hereingebracht, und er fuhr fort, „Nachdem Sie sicher auch heute nicht genug zu essen bekommen haben, frage ich Sie, wollen Sie noch etwas Wurst haben?" Ich bejahte mit Nachdruck, und schließlich aßen wir alle lachend von der wirklich ausgezeichneten Wurst. Solche Episoden mögen unbedeutend sein, sie zeigen aber den hohen Herrn auch in Zeiten schwerer seelischer Bedrängnis geneigt, Kritik nicht übel zu nehmen und mit einem Scherz zu vergelten.

An seinem Geburtstag zu Anfang des Jahres 1918 war er mit allerlei Repräsentationspflichten so überlastet, daß ich keine Gelegenheit hatte, ihm meine Glückwünsche persönlich zu unterbreiten. Er ließ mich ziemlich spät abends telephonisch nach Schloß Bellevue bestellen und sagte mir: „Ich bin überzeugt, es hätte Ihnen leid getan, wenn Sie mir nicht persönlich hätten gratulieren können." Nach der kurzen folgenden Unterredung schenkte er mir zur Erinnerung die sehr feine, gerade für diesen Geburtstag von der Porzellanmanufaktur angefertigte Biskuitstatuette, die ihn stehend in Felduniform darstellt.

Niemals, auch nicht in der letzten entscheidenden Unterredung in Spa[863], bei welcher eine gewisse Erregung wohl verständlich gewesen wäre, war der Kaiser irgendwie[864] scharf oder verletzend. Überschaue ich die Jahre, in welchen der Dienst mich in persönliche Berührung mit dem Monarchen brachte, so muß ich sagen, daß ich mir einen gleichmäßig gütigeren oder gnädigeren Herrn nicht denken könnte. Das Schicksal hatte ihn vor eine praktisch kaum lösbare Aufgabe gestellt, die Liquidation der im Kern morschen österreich-ungarischen Monarchie durchzuführen, ohne daß dabei der Bestand des Deutschen Reiches auf das ernstlichste gefährdet oder gar vernichtet wurde. An wirklich bedeutenden Ratgebern hat es ihm gefehlt. Die entscheidenden Entwicklungen erfolgten unter der Führung des Fürsten Bülow, der nur an sich und an augenblickliche persönliche Erfolge dachte. Daß er staatsmännisch zweifellos begabtere Kräfte, wie den Herzog von Trachenberg[865] und den Gra-

[862] Kadinen bzw. Cadinen (heute: Kadyny, Polen) ist ein Dorf und Rittergut in Masuren, das seit 1898 im Besitz Wilhelms II. war und zur Sommerresidenz ausgebaut wurde.

[863] Am 7. Juli 1918.

[864] „persönlich" gestrichen.

[865] Hermann 3. Fürst von Hatzfeldt zu Trachenberg (ab 1900 1. Herzog zu Trachenberg) (1848–1933), Generalmajor; MdR (Freikonservativ); Mitglied es Preußischen Herrenhauses 1878–1918; setzte sich im Krieg für einen Verständigungsfrieden ein. – Der im folgenden genannte: August Ludwig Graf zu Eulenburg (1838–1921), General der Infanterie; Minister des königlichen Hauses und Mitglied des Preußischen Herrenhauses 1907–1921.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

fen August Eulenburg, nicht an entscheidende Posten stellte, gehörte sicher zu den Unterlassungssünden, die er selbst am schwersten gebüßt hat. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß, so wie nach dem Zusammenbruch der früher manchmal übertriebenen Bewunderung eine Welle ungerechter, bedingungsloser[866] Verurteilung folgte, mit zunehmendem Abstand von den Ereignissen ein ausgeglicheneres Urteil über den dritten deutschen Kaiser Platz greifen wird.

Im Hofzuge herrschte genau vorgeschriebene Etiquette. Man versammelte sich früh zum ersten Frühstück im Speisewagen. Der Kaiser nahm regelmäßig an den gemeinsamen Mahlzeiten teil. Mein Platz bei der Tafel war gewöhnlich ihm gegenüber. Dann schlossen sich die Herren des Gefolges der Rangordnung nach an. Unten am Tisch saß in einer wohl der Phantasie entsprungenen uniformartigen Bekleidung ein österreichischer Kriegs-Korrespondent, Rosner, der später in dem wirklich ausgezeichneten, scharf charakterisierenden[867] kleinen Buch „Der König“ die Atmosphäre der damaligen Umgebung treffend beobachtet wiedergegeben hat.[868] Von den unzähligen über den Großen Krieg ver-

[866] Ursprünglich: „ungerechter, völliger“. – Mit diesem Satz endet die Einschaltung „Kaiser Wilhelm II.“ Ab dem folgenden Absatz wird der Basistext wieder aufgenommen.

[867] Ursprünglich „scharf kritisierenden“.

[868] Karl Rosner (1873–1951), österreichischer Schriftsteller; beschreibt in seinem Roman „Der König, Weg und Wende“ (Stuttgart/Berlin 1921), verdichtet auf wenige Tage, aus der Sicht des an der Front und in Avesnes weilenden, nur als „Der König“ apostrophierten Wilhelm II. die parallel zu Kühlmanns Entlassung sich ereignende letzte deutsche Westoffensive vom Mai/Juni Richtung Marne mit dem fehlgeschlagenen Versuch der Einnahme von Reims sowie dem folgenden alliierten Gegenstoß vom 18. Juli 1918. Dabei griff Rosner auf Erfahrungen und Eindrücke zurück, die er als Kriegsberichterstatter des „Berliner Lokalanzeigers“ im Frühjahr und Sommer 1918 auf mehreren Besuchen an der Westfront in der Entourage des Monarchen sammelte. Sehr wirklichkeitsnah wird die Atmosphäre im kaiserlichen Speisewagen beschrieben (vgl. S. 75–89) mit detailgenauen, leicht entschlüsselbaren Persönlichkeitsbeschreibungen der nicht namentlich benannten Umgebung des Monarchen; wobei allerdings offenbar anstelle des seit Mitte Januar 1918 amtierenden, reaktionären von Berg dessen liberalerer Vorgänger von Valentini Pate für den „Zivilkabinettschef“ stand. In entlarvenden Worten zeichnet der Autor die dominierende Stellung der OHL und insbesondere ein kritisches Bild des seinem Souverän nicht wirklich ergebenen Ludendorff („Soldat – nur Soldat“, S. 26). Das Buch bietet präzise Beobachtungen der zwischen mit Übermut überspielter Unsicherheit und nagendem Zweifel oszillierenden Persönlichkeit des Kaisers (vgl. etwa S. 187). Psychologie und Charakteristik Wilhelms II. werden treffsicher erfaßt; vor allem sein zwiespältiges Verhältnis zur ihn an die Seite schiebenden 3. OHL, auf die er aber angewiesen ist (vgl. S. 101, 173, 176, 181, 253–267). Dies geschieht allerdings meist mit milde apologetischem Unterton; vgl. z. B. die im Unterschied zum wahren Wilhelm II. viel zu moderaten Kriegszielbekundungen des „Königs“: sich „mit den anderen verstehen zu lernen“, „Brücken bauen“ und „den bezwungenen Gegnern den neuen Frieden nicht sinnlos zu erschweren“, „nicht am siechen Leib und Geist des Unterlegenen die Übermacht des Augenblickes sinnlos züchtigend ausbeuten“ (S. 80–81). Auffällig ist auch die nicht der Realität entsprechende, pessimistische und friedensbereite Einstellung des Kronprinzen und seiner Umgebung (vgl. S. 130–137 und 172) – wobei zu beachten ist, daß Rosner ein Jahr später die Memoiren Prinz Wilhelms herausgab; vgl. Karl Rosner (Hrsg.): Erinnerungen des Kronprinzen Wilhelm, Aus den Aufzeichnungen, Dokumenten, Tagebüchern und Gesprächen, Stuttgart/Berlin 1922. Personen der Reichsleitung oder des Auswärtigen Amts kommen in Rosners „Der König“ nicht vor, bis auf wenige Auftritte eines „jungen Legationsrats“ als Vertreter des AA (für den offenbar Lersner die Vorlage lieferte, obwohl eigentlich dem Großen Hauptquartier zugeteilt, wäh-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

öffentlichten Schriften verdient dies anspruchslose Werkchen sicher als Quelle seinen Platz in der Geschichte.

Gegessen wurde ungefähr nach englischer Art, d. h. das erste Frühstück war ziemlich reichlich; es wurden auch warme Gerichte, wie gebackene Eier mit Speck und ähnliches, serviert. War der Kaiser bei guter Laune, so legte er einigen der nächst Sitzenden, z. B. mir, persönlich auf den Teller vor. Einer seiner Lieblingswitze war, ich sei entsetzlich gefräßig und er müßte aufpassen, daß ich nicht zu dick würde, weil mir sonst die Uniform nicht mehr säße. Bei solchen kaiserlichen Reisen trug ich die Felduniform des Ersten Bamberger Ulanenregiments, dessen Inhaber der Kaiser war. Ich hatte es in der militärischen Rangleiter nicht höher als bis zum Rittmeister gebracht. Während meiner Staatssekretärzeit hat mir König Ludwig von Bayern[869], der mir stets gnädig und freundlich gesonnen war, den Rang als Major à la suite der Armee verliehen. Diese Auszeichnung war im bayerischen Heere selten und hat mir Freude gemacht. Czernin, dessen militärische Verdienste den meinen ungefähr gleichartig sein mochten, war von Kaiser Franz Joseph zum General befördert worden und trug die Uniform oft und gern.

Es war eine in den damaligen Verhältnissen fest eingewurzelte Sitte, daß Diplomaten und Staatsmänner, welche die Ehre hatten, der Armee anzugehören, beim Zusammentreffen mit dem Monarchen stets die Uniform ihrer militärischen Charge trugen. Bismarck z. B. ist weder im Frack noch in der Uniform als Reichskanzler in das Gedächtnis der Nachwelt übergegangen, sondern in seiner Kürassieruniform, obwohl er doch sein Leben lang Diplomat und Staatsmann gewesen war und eigentliche militärische Tätigkeit niemals entfaltet hat. An sich war es, wenn man schon an einer solchen Tradition festhält, ein Unsinn, daß mitten im Weltkrieg der Vertreter des auswärtigen Ressorts, sicher damals des wichtigsten Ministeriums, an den großen Beratungen und Empfängen beim Kaiser in der Uniform eines Rittmeisters teilnahm. Es kann gar nicht vermieden werden, daß die Militärs unwillkürlich die Maßstäbe der soldatischen Hierarchie an die Anwesenden anlegen, und in Gegenwart eines Generalfeldmarschalls und so und so vieler Generäle konnte ein relativ junger Rittmeister in militärischen Augen[870] nicht das genügende Schwergewicht haben[871].

---

rend Grünau dem Kaiser attachiert war), vgl. S. 42. Auffällig ist schließlich noch, daß trotz gelegentlicher Anspielungen auf die erlahmende Moral der Truppe und deren Ursachen dennoch nicht der Dolchstoßlegende oder der Mär von dem im Feld unbesiegte Heer Vorschub geleistet wird, sondern die heranbrechende militärische Niederlage auch als solche beschrieben ist.

869 Ludwig III. (1845–1921), König von Bayern 1913–1918. – Die Beförderung erfolgte am 14. November 1917, vgl. PA Berlin, P 1/8244, Personalakte Kühlmann, Bd. 2.

870 Das zunächst noch eingefügte Wort „vielleicht“ hat Kühlmann wieder gestrichen.

871 Möglicherweise waren diese Ausführungen eine bewußt gesetzte, indirekte Antwort Kühlmanns auf die Kritik Friedrich von Payers in dessen Memoiren (Von Bethmann Hollweg bis Ebert, S. 61), daß alle außer ihm und Hertling bei Hofe in Uniform erschienen. Diese Kritik mußte, nach Lage der Dinge und fehlender anderer Personen, insbesondere auf Kühlmann abzielen. Jedenfalls ist sicher, daß Kühlmann Payers Buch für die Abfassung

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Orden spielten im kaiserlichen Deutschland und spielen in der Welt noch heute eine große Rolle, und es war sicher nicht eine der weisesten Bestimmungen der Weimarer Verfassung, welche die Orden abschaffte. Selbst wenn man an der Fiktion festhält, daß im Inlande der freie Republikaner über derartige Kindereien erhaben sein soll, so sind, dies wird jeder erfahrene Diplomat bestätigen, im Auswärtigen Dienst Orden ein nützliches und geschätztes Mittel, um sich Freunde zu erwerben und für empfangene Gefälligkeiten zu quittieren[872].

Mir hat mein erster Orden Spaß gemacht, es war ein italienischer, den ich für die kommissarische Verwaltung der Quirinal-Gesandtschaft in Teheran erhielt[873]. Mit dem Fortschreiten im diplomatischen Leben häuften sich auch die Orden, so daß eine gewisse Blasiertheit nicht ausbleiben konnte. Freude hat es mir gemacht, als mir das schöne kardinalrote Band des Bayerischen Michael-Ordens in der Münchner Residenz umgelegt wurde, und Freude hat es mir gemacht, als mir der allzeit gnädige König Ludwig III. von Bayern im Hauptquartier in Spa den Bayerischen Militär-Verdienstorden mit den Schwertern ansteckte, indem er lächelnd bemerkte[874], „Bei Ihrem Gewerbe braucht man mindestens so viel Mut als draußen im Felde." – Den ungarischen Stephansorden habe ich stets gern und mit Stolz getragen.

Bei den Beratungen im Hauptquartier erschien General Ludendorff stets in Felduniform und trug im Gegensatz zu den Gepflogenheiten des kaiserlichen Hauptquartiers meist nur das Eiserne Kreuz Erster [Klasse] und einen kleinen Orden am Orange Band, der aus der Ferne dem russischen Georgskreuz nicht unähnlich war. Ich hatte mir nicht den Kopf darüber zerbrochen, was das nun für eine Dekoration sei, auch niemanden darum befragt. Als ich aber im kaiserlichen Hofzug auf Meldung beim Hohen Herrn wartend an dem herauskommenden Leibbarbier denselben hübschen Orden sah, der mir an Ludendorff so gut gefallen hatte, dachte ich, ein so seltener Vogel kann das wohl nicht sein, und erzählte dem Kaiser lachend, wie gut mir dieses Kreuz zuerst am Generalquartiermeister und jetzt am Haarkräusler S. M. gefallen habe, und ob ich nicht etwa auch dieser Auszeichnung würdig befunden werden könnte. Der Kaiser

seiner Autobiographie nutzen wollte, denn es findet sich auf einem Zettel, auf dem viele Notizen zu verschiedenen Passagen der Memoiren enthalten sind, auch die Bemerkung „Payer Memoiren".

872 Dieser und die folgenden drei Absätze sind einer eingelegten zweiseitigen maschinenschriftlichen Einschaltung, betitelt: „Orden", entnommen.

873 Tatsächlich erhielt Kühlmann bereits zuvor während seiner Petersburger Zeit im März 1901 seinen ersten Orden: Aus Anlaß des Besuchs des Großherzogs von Hessen am russischen Hofe wurde er mit dem Ritterkreuz 1. Klasse des Hessischen Verdienstordens Philipps des Großmütigen ausgezeichnet; vgl. Botschaft Petersburg an AA, 6. März 1901, PA Berlin, P 1/8250, Personalakte Kühlmann, Bd. 8.

874 Diese Verleihung erfolgte im Mai 1918 nach dem Frieden von Bukarest; vgl. Notiz Kühlmanns vom 15. Mai 1918, Berg an Hertling und Kühlmann, 10. Mai 1918; Kühlmann an Wilhelm II., 26. Mai 1918, ebd. Bd. 2. Auffallend unerwähnt läßt Kühlmann, daß er anläßlich seiner Entlassung aus dem Amt des Staatssekretärs von Kaiser Wilhelm II. zudem den Roten Adler-Orden 1. Klasse erhielt; vgl. Hertling an Wilhelm II., 12. Juli 1918, und Hertling an Kühlmann, 24. Juli 1918, ebd.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

lachte ebenfalls und sagte: „Das ist das Kreuz für Zivilverdienste, und gerade das können Sie nicht bekommen, denn Sie haben schon das Eiserne Kreuz am nicht-kombattanten Bande, das eigentlich die höhere Klasse darstellt!“

Es ist charakteristisch für die kleinen Aufmerksamkeiten, die der Kaiser manchmal erwies, daß ich später eines Tages im Hofzug das Kreuzchen in meiner Serviette vorfand. Der Kaiser hatte sich an diese scherzhafte Konversation erinnert und mir trotz der geäußerten Bedenken doch das malerische Bändchen verliehen[875].

Unmittelbar nach den Mahlzeiten zog sich der Kaiser in seinen Salonwagen zurück. Die Etiquette verlangte, sich dort bei ihm nicht melden zu lassen, es sei denn, daß er selbst einen befehlen ließe. Er las und arbeitete immer sehr viel. Nach dem Gabelfrühstück pflegte er sich vollkommen auszukleiden und mindestens eine Stunde zu schlafen. Diesem durch sein ganzes Leben lang festgehaltenen Brauch ist sicher manches von der großen Frische zuzuschreiben, die den Kaiser persönlich immer ausgezeichnet hat. Bei den Mahlzeiten war die Konversation immer eine allgemeine. Der Monarch beteiligte sich in seiner spontanen und lebhaften Art am Gespräche. Abends nach dem Diner, das stets kurz und einfach war, verschwanden wir alle in unserem Abteil, wartend, bis der Hohe Herr seinen Salonwagen aufgesucht hatte. Dann begab sich männiglich, was eigentlich verboten war, wieder in den Speisewagen, wo wir bei einem Glase Wein oder Punsch öfters noch lange plaudernd beisammen saßen. Der Kaiser kannte diesen unseren Trick ganz genau, und von Zeit zu Zeit machte er sich den Spaß, plötzlich unerwartet in unserer Mitte zu erscheinen. Wir standen alle auf, etwas betreten, wie beim Zigarettenrauchen überraschte Schulbuben. „Was trinken denn die Herren?“, pflegte er den Hofmarschall Grafen Platen[876] zu fragen, und der erwiderte dann mit toternster Miene „Seewasser, Euer Majestät“, worauf dann der Kaiser gleichfalls ernst sagte: „Seewasser ist ja nicht gegen die Vorschriften, ich wünsche den Herren einen guten Abend.“

Es ist merkwürdig zu konstatieren, aber kein gewissenhafter Beobachter wird die Richtigkeit der Behauptung leugnen wollen, daß, wo immer Herren in größerer Anzahl für einige Zeit beisammen sind, sehr bald Unsinn sich einstellt, als handelte es sich nicht um angegraute Würdenträger in Staat und Armee, sondern um lauter große Jungens. Auch im Hauptquartier, besonders später in Spa, war die abendliche Sitzung, meist bei dem genannten Grafen Platen, willkommene Erholung nach den oft aufreibenden und anstrengenden Diskussionen mit der Obersten Heeresleitung und dem Monarchen. Es war eine der Regeln des kaiserlichen Kellers, daß gekorkte Flaschen, d. h. solche, die nach dem Pfropfen schmeckten, außerhalb der kaiserlichen Tafel getrunken wurden. Wenn der hohe Herr einmal fragte, „Was trinken denn die Herren?“, war die stereotype Antwort immer: „Gekorkte Flaschen“.

[875] Hiermit endet die Einschaltung „Orden“.

[876] Oskar Graf von Platen zu Hallermund (1865–1957), Vizeadmiral; Hofmarschall Kaiser Wilhelms II. 1911–1935.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Nachmittags kamen wir in Sofia an[877]. Czar Ferdinand empfing den Kaiser mit all dem Pomp, dessen die aus bescheidenen Anfängen emporblühende kleine Residenzstadt Sofia fähig war. Ich war im Palais einquartiert. Schon bald nach der Ankunft defilierten Truppenteile vor dem Kaiser. Abends war Galadiner, alles ungefähr im herkömmlichen Rahmen. Ich saß beim Diner neben einer der Töchter des Czaren Ferdinand. Sicher eine der glänzendsten Leistungen dieses ungewöhnlichen Monarchen war die geradezu mustergültige Erziehung, die er seinen Kindern hatte zuteilwerden lassen. Seine beiden Söhne, der damalige Kronprinz Boris und dessen jüngerer Bruder Kyrill[878], taten Dienst als Flügeladjutanten ihres Vaters. Mir sind in meiner ganzen Praxis besser erzogene Prinzen nicht vorgekommen. Ausgezeichnete Manieren, eine stets gleichbleibende Liebenswürdigkeit und empressierte Höflichkeit, weit verzweigte Sprachkenntnisse, machten sie unter dem, was ich an Prinzen kennen gelernt habe, zu höchst erfreulichen Ausnahmen. Auch die Prinzessin, welche ich als Tischdame hatte, war geradezu erstaunlich gebildet. Nicht wirklich hübsch, ihrer Mutter ähnlich, war sie in der trefflichen, aber keineswegs bequemen Schule ihres Vaters auf das Vielseitigste geschult worden. Sie erzählte mir, ihre Spezialaufgabe sei, für den König die Presse zu überwachen, ihm Wichtiges vorzulegen oder vorzulesen, für die Sammlung von Notizen und Ausschnitten zu sorgen. Die junge Dame hätte jeden Augenblick einen Posten als vortragender Rat in der Presse-Abteilung des Auswärtigen Amtes annehmen können. Sie kannte jede wichtigere deutsche Zeitung, ihre Besitzverhältnisse, das Redaktionspersonal, Tendenzen und geheime Einflüsse, die sich allenfalls geltend machen konnten. Ich habe mich ausgezeichnet unterhalten. Während sonst die Atmosphäre der Höfe häufig durch Langeweile und Ungeistigkeit leidet, konnte man dies von der Kulturinsel, die Czar Ferdinand in Sofia in seinem Palais geschaffen hatte, sicher nicht behaupten.

Ich benutzte den Vormittag zu allerlei Besorgungen und Besprechungen, besah mir auch wieder aufs Neue das vorläufig kleine, aber rasch emporblühende Kunst- und Antiquitäten-Museum der Hauptstadt, in welchem einzelne schöne Funde bekunden, wie hoch zur Zeit der Griechen die Kultur des gesamten Balkans gewesen ist. Mittags war ein Frühstück im kleinsten Kreise bei dem deutschen Gesandten Grafen Oberndorf[f][879], einem alten persönlichen Freunde aus der Londoner Zeit. Ein auch künstlerisch hoch kultivierter fränkischer Edelmann; durch seine Mutter, eine Gräfin Varicourt, der französischen Sprache und französischem Denken besonders nahe, hatte Graf Oberndorf[f] auf verschiedenen diplomatischen Posten Tüchtiges geleistet. Einmal, wenn auch nur einen Augenblick lang, bei der schicksalsschwange-

[877] Vgl. Schulthess' Europ. Geschichtskalender 58,2 (1917) S. 833.

[878] Zu den Kindern Zar Ferdinands vgl. oben S. 332, Anm. 616–617.

[879] Alfred Graf von Oberndorff (1870–1963), Gesandter in Oslo 1911–1916, in Sofia 1916–1918. – Er war Mitunterzeichner des deutschen Waffenstillstandsgesuchs im Wald von Compiègne am 11. November 1918. – Mit einem „f" schreiben sich frühe Mitglieder der Familie im 13. Jahrhundert und der oberpfälzische Stammort.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ren Unterredung zwischen der deutschen Waffenstillstands-Kommission und dem General Foch im Walde von Compiègne[880], hat er entscheidend in große geschichtliche Ereignisse eingegriffen. Bei einem Herrscher, der, wie Czar Ferdinand, die französische Kultur kannte und bewunderte und sich auf sein wundervolles französisch nicht weniger zu Gute tat als auf seine schönen, mit seltenen Edelsteinen geschmückten Hände, war ein so feingebildeter, gerade mit Frankreich so genau vertrauter Diplomat wie Oberndorf[f] doppelt am Platze. Der Czar war bei dem Frühstück in glänzendster Laune, und sein sarkastischer Geist gab sprühend eine kuriose Anekdote nach der anderen zum Besten.

Bald nach dem Mittagsmahl wurden wir alle in eine kaum übersehbare Reihe von Luxusautos verpackt und rollten unserer etwas mysteriösen Bestimmung entgegen. Wohin wir sollten, wußte so ganz genau niemand, es hieß, wir würden in dem Jagdhaus „Signacowo“ übernachten, am nächsten Tag den gesamten Balkan überqueren, am übernächsten sollte auf dem Schlachtfeld von Philippi[881] eine Parade über bulgarische Kerntruppen stattfinden. Erst durch die Ebene von Sofia, dann durch bewaldete Strecken am Fuße des Gebirges landeten wir in der Abenddämmerung in der Gruppe von Gebäuden, die dem Czaren Ferdinand als Quartier bei seinen Jagden diente. Ein leidenschaftlicher Liebhaber der Natur, war der König trotz der Hemmungen, welche ein hartnäckiges Gichtleiden ihm aufzwang, auch ein passionierter Jäger, insbesondere soll er gerade von „Signacowo“ aus oft auf Auerhahnen gejagt haben.

Das eigentliche königliche Jagdhaus war für den Kaiser und den Czaren reserviert, wir anderen waren auf die umfangreichen Nebengebäude verteilt. Die Monarchen speisten allein, wir hatten große Marschallstafel. Wie beim Czaren Ferdinand üblich, war alles mit dem größten Raffinement und ohne jede Rücksicht auf Kosten organisiert, so daß das in der Einsamkeit der Balkanwälder servierte Diner jedem europäischen Hofe Ehre gemacht hätte.

Der Himmel hatte sich schon nachmittags bezogen, und es war schwül und schwer geworden. Gegen Abend fielen die ersten Tropfen, und die ganze Nacht hindurch konnte man das gleichmäßige Rauschen unzähliger Regenfluten vernehmen. Daneben aber ein anderes, merkwürdiges Geräusch wie vom Marschieren unzähliger Menschen, das leise durch die Nacht herauf klang. Fast hätte man an gespenstischen Spuk glauben können. Wir wurden ganz früh heraus getrommelt und nahmen das erste Frühstück noch in der Morgendämmerung. „Der Weg ist weit“, sagten die bulgarischen Herren, die uns zur Begleitung beigegeben waren. Mir fiel auf, daß sie verstimmt und gedrückt schienen und manchmal zusammen flüsterten. Auf unsere Frage nach

[880] Kühlmann schreibt „Joffre“ statt „Foch“, letzterer ist aber gemeint, denn Joseph Joffre (1852–1931) war nur bis Dezember 1916 Oberbefehlshaber der französischen Armee, während Ferdinand Foch (1851–1929) das deutsche Waffenstillstandsgesuch als gemeinsamer Oberbefehlshaber der Armeen der Alliierten an der Westfront entgegennahm.

[881] In der Doppelschlacht bei Philippi besiegten die Truppen von Marcus Antonius und Octavian 42 v. Chr. die Armeen der Cäsar-Attentäter Brutus und Cassius Longinus.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

der Gestaltung des Wetters – es regnete noch, wenn auch schwächer – und nach den mysteriösen Geräuschen der Nacht wurde mit gezwungenem Lächeln geantwortet, es sei „nichts, aber auch rein nichts“. Die Automobile wurden bestiegen, jeder hatte eins für sich und für den zu seinen Diensten kommandierten bulgarischen Offizier oder Hofbeamten. So rollten wir los. So lange die Straße mäßig anstieg, ging es. Plötzlich wurde sie steil, und die Räder konnten in der lehmigen Oberfläche nicht mehr vorwärts kommen. Da [ertönte] ein Pfiff, und aus allen Büschen erschienen, wie aus dem Boden gestampft, bulgarische Infanteristen; rasch wurden bereit gehaltene Seile an den Automobilen festgemacht, und mit Hü und Hott wurden die Fahrzeuge von den stämmigen Söhnen Bulgariens die steile Stelle heraufgezogen. Dies wiederholte sich mehrere Dutzend Male, und nun war das Geheimnis der nächtlichen Geräusche aufgeklärt; in weiser Voraussicht der Schwierigkeiten, welche die nagelneue Straße bei einsetzendem Regen bieten würde, waren zahlreiche Truppen-Detachements an jeden Punkt dirigiert worden, wo aufgelockerte Straßenoberflächen an steiler Stelle das Fortkommen erschweren konnten.

Die Straße, auf der wir fuhren, war, es klingt fast wie ein Märchen, mitten in dem furchtbaren Weltkriege vom Czaren Ferdinand erdacht und befohlen worden, damit der Kaiser, quer über den ganzen Balkan fahrend, die Parade in Philippi abnehmen könne. Man muß sich vorstellen, welch ungeheure Leistung, mehrere hundert Kilometer Straße innerhalb weniger Monate zu bauen, in einem Lande, das sowohl an Geld wie an technischen Mitteln arm war und dessen Hilfsquellen ohnehin auf das Äußerste angespannt waren. Die ganze Konzeption des Straßenbaues und der Parade bei Philippi, deren politischer Hintergedanke im Laufe dieser Blätter noch klar hervortreten wird, war von einer Großzügigkeit der Idee und einer Kühnheit der Ausführung, die einem großen mittelalterlichen Politiker aus der Schule der Medicii oder Borgia alle Ehre gemacht haben würde.

Endlich war mit Hilfe der frisch zupackenden Soldaten die Höhe des Gebirges erklommen. Oben schien auf einer Art Hochplateau die größte Schwierigkeit überwunden. Aber der Schein sollte trügen. Während wir uns, bei langsam aufklärendem Wetter dahinrollend, an der prächtigen, ganz unberührten Landschaft freuten – vor der Chaussé[e] waren hier kaum Saumtierpfade gewesen –, bemerkte ich ziemlich weit vor uns einen schönen See, neben dem die Straße auf einem ziemlich hohen Damm entlang geführt war. Oben auf dem Damm stauten sich Automobile. Die Geschichte gefiel mir nicht. Aber bald waren wir aufgeschlossen und stellten fest, daß das Erdreich, von den Regengüssen aufgeweicht, Neigung zum Nachgeben zeigte, so daß das vorderste Automobil fast bis an die Axe [sic] im weichen Lehm steckte. Die böse Stelle war aber nicht lang, ein paar Dutzend Meter. So regte ich sogleich an, es sollten die Herren zusammen helfen, die tief ausgefahrenen Geleise der vor uns gefahrenen Wagen mit Steinen voll werfen und dann, den Autos mit Brachialgewalt nachhelfend, das, was sich angestaut hatte, über die kritische Stelle bringen. Ich ging von Wagen zu Wagen, um die Herren zur Mitarbeit einzuladen. Jeder erklärte sich bereit oder tat wenigstens dergleichen, nur der Ministerpräsident

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Radoslawof[882]. der in Lackschuhen, Gehrock und rundem Melonenhut wohlgepflegt und wohlverwahrt in seinem Coupé saß, lehnte die Mitwirkung an dem Rettungswerk rundweg ab. Es war in der Tat kein alltäglicher Anblick, Staatswürdenträger und hohe Offiziere, alle in Lackstiefeln und Gala-Uniformen, bedeckt mit Orden, Steine schleppen zu sehen, mit denen die Geleise aufgefüllt wurden; schließlich packten die Unternehmenden an, und mit Hü und Hott brachten wir sehr erleichtert die fünf oder sechs Wagen, die zusammengefahren waren, über die kritischen Löcher.

Das Auto der beiden Monarchen, von dem Kronprinzen Boris meisterhaft gesteuert, war schon in früher Morgenstunde über die Straße gerollt, der Regen hatte damals noch nicht seine volle, zerstörende Wirkung getan. So konnte das Automobil der Monarchen ziemlich in der vorgesehenen Zeit die Strecke zurücklegen. Wir rollten weiter, allmählich hungrig wie die Wölfe, dem Dorf entgegen, wo Frü[h]stücks-Station sein sollte.

Hinter uns waren noch eine große Anzahl Automobile, die erst später an den gefährlichen Damm kamen. Ihnen ist es nicht mehr gelungen, die aufgeweichte Stelle zu überwinden, und so ergab sich das groteske, für die Betroffenen recht peinlich[e] Bild, daß sie, sowohl deutsche Herren als bulgarische, darunter auch der treffliche Gesandte von Rosenberg, da die Autos im Lehm steckend weder vor- noch rückwärts wollten, auf dem Weg, den sie gekommen waren, viele Stunden über das unwegsame und einsame Gebirge zu Fuß zurückpilgern mußten. Mit zerrissenen Lackschuhen, in Galakleidern, bis auf die Haut durchnäßt, konnten sie erst am späten Abend „Signacowo“ erreichen, von dem sie morgens ausgezogen waren. Eine telephonisch herbeigerufene Hilfskolonne brachte sie nach Sofia zurück, und auf einem großen Umweg stießen sie dann wieder per Bahn zum kaiserlichen Hauptquartier.

Wir erreichten, wenn auch mit starker Verspätung, das Frühstücksdorf. In langen Reihen standen weiß gekleidete Kinder und Jungfrauen, die, sobald ein Automobil in Sicht kam, mit lauter Stimme zu singen begannen. Erst konnten wir nichts verstehen, dann stellte sich heraus, daß in dieser Balkan-Einöde der Unterricht in den Händen amerikanischer Schwestern gelegen hatte. Dem Befehl des Czaren gehorchend, mußten die Kinder wochenlang die deutsche Nationalhymne singen lernen. Da aber kein Mensch deutsch konnte oder verstand, lautete der Text ungefähr „Dietschland, Dietschland, yuba allis“. Die unglücklichen Kinder müssen den ganzen Tag lang ununterbrochen mit voller Stimme diesen merkwürdigen Text gesungen haben. Der Hofmarschall des Königs, Herr Weiss[883], ein geborener Österreicher, erwartete uns im Frühstücksdorf, und auch hier, wo sich sonst Füchse und Wölfe Gute Nacht sagten, hätte der verwöhnteste Westeuropäer keine bessere Bewirtung erhoffen können. Alle Anfragen wurden, wie schon in Sofia, mit höflichem Lächeln, aber aus-

[882] Vasil Radoslavov (1854–1929), bulgarischer Ministerpräsident und Außenminister 1913–1918.

[883] Edmund Weich (1887–1932), Hofmarschall Zar Ferdinands 1907–1932.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

weichend beantwortet, so daß keine Vorstellung zu gewinnen war, wie weit wir denn bis zu unserem Nachtquartier noch zu fahren hätten.

Der trüben Erfahrung des Morgens eingedenk, verabredete ich mit dem Gesandten, Grafen Oberndorf[f], daß unsere beiden Autos zusammenhalten sollten, damit nicht der einzelne in Schwierigkeiten geriete. Bald sollten die Ereignisse die Weisheit dieser Maßregel dartun. Noch im Laufe des Nachmittags brach das Oberndorf[f]'sche Auto nieder und er mußte zu mir übersiedeln. Mein Wagen war nicht groß genug, um uns alle richtig zu placieren. So mußte eine der Türen zurückgebunden werden und Oberndorf[f] saß auf dem Fußboden, mit den Füßen auf dem Trittbrett. Er hatte, keiner militärischen Formation angehörend, für die Parade bei Philippi die Gala-Uniform als Gesandter mitgebracht. Der in eine Pappschachtel verpackte Schiffhut[884] und der Galadegen wurden als kostbare, leicht zu beschädigende Schmuckstücke von ihm in der Hand getragen. So ratterten wir, sehr behindert durch die von den Regenfluten aufgeweichten neuen Straßen, immer weiter südwärts.

Am Auto machten sich Hemmungen geltend, der uns beigegebene bulgarische Offizier erklärte, dieser Wagen könne nicht weiter fahren, wir sollten in einem benachbarten Dorf bei dem Distriktvorsteher Tee trinken, er werde dann von Drama, dem kaiserlichen Hauptquartier, einen frischen stärkeren Wagen telephonisch herbeirufen, damit wir sicher dort einträfen. Guter Balkansitte gemäß hatten sich die Damen der Beamten bereits zurückgezogen und erschienen, als, wie eine Bombe, mächtige Czarengäste zu ihnen herein hagelten, in losen Jäckchen, die Haare sorgfältig in Papilloten gewickelt. Wir wurden gastlich aufgenommen, bekamen guten, heißen Tee und hatten große Mühe, den Hausherrn und die Damen darüber zu beruhigen, daß wir diesen unfeierlichen Empfang keinesfalls übelnehmen würden. Es dauerte unendlich lange, schließlich erklärte unser Chauffeur, er habe den Wagen wieder so weit zurechtgeklopft, daß wir wenigstens dem aus Drama erwarteten stärkeren Auto entgegenfahren konnten. Mittlerweile war es dunkel geworden. Ein schweres Gewitter stand am Himmel, und so krochen wir in dem mühsam geflickten Auto dahin, bis wir endlich mit Freuden die gewaltigen Scheinwerfer eines großen Tourenwagens auf uns zukommend erblickten.

Doch wir waren noch nicht am Ende unserer Prüfungen. Als das neue Auto mit großem Schwung auf der schmalen Landstraße wenden wollte, fuhr es die Rasenböschung hinab und blieb da stecken. Wie sich bald herausstellte, war die Ankunft des Czaren und des Kaisers im Hauptquartier in Drama sofort in ausgiebiger Weise gefeiert worden, so daß alle Chauffeure mehr oder minder betrunken waren. Mit unendlicher Mühe und unter erheblichem Zeitverlust gelang es schließlich uns selbst und dem Chauffeur, den Wagen wieder auf die Straße zu bringen, wir packten unsere Sachen darin und fuhren gen Drama. Das Gewitter war mittlerweile ausgebrochen, es regnete in Strömen, und von Zeit zu Zeit erhellten Blitze die Landschaft. In dem fahlen Lichte standen die Straße entlang auf Hügeln Kavallerie-Piketts, je zwei Mann, unbeweglich wie

[884] Schifferhut, Südwester.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Bronze-Statuen. Sie hatten seit Mittag dagestanden und werden wohl den größten Teil der Nacht da ausgeharrt haben, solange noch irgend Aussicht bestand, es könne ein Automobil der kaiserlichen Reisegesellschaft vorüberrollen. Diese Verschwendung an Personal mitten in einem großen Krieg mag tadelnswert sein, als Geste etwa im Sinne August[s] des Starken[885] hatte sie etwas Großartiges, mittelalterlich-Orientalisches. – Mich überkam eine Gänsehaut, wenn ich im Lichte der Blitze sah, wie wir die zahllosen spitzen Kurven durchrasten, in denen sich dort der Balkan steil zum Meeresniveau herabsenkt. Der Chauffeur war noch nicht wieder nüchtern geworden und fuhr mit unsinniger Kühnheit. Betrunkene haben aber starke Schutzengel, und so erreichten wir, müde und durchgeschüttelt, nach Mitternacht den kaiserlichen Hofzug. Wegen Malariagefahr schliefen wir unter Mosquitonetzen.

Ein strahlender Tag weckte uns früh am Morgen. Ich sollte zusammen mit dem Kaiser nach dem Paradefeld fahren. Dies war die erwartete Gelegenheit, mit dem hohen Herrn allein zu sprechen. Ich berichtete ihm kurz über den Verlauf der Reichstagssitzung und übermittelte, was mir die Parteiführer beim Abschied Seiner Majestät vorzutragen empfohlen hatten, daß nämlich die Parteien, auf welche bisher die Regierung sich stützen konnte, die Fortführung der Kanzlerschaft Michaelis für unmöglich hielten. Der Kaiser war über die Mitteilung sehr ungehalten und brach in heftige Kritik des Reichstags aus. „Das ist ja eine schöne Schweinerei“, so ungefähr drückte er sich aus, „kaum habe ich diesen Michaelis zum Kanzler gemacht, geht es schon wieder nicht, und ich soll schon wieder einen anderen ernennen. Ich habe den Mann so gut wie gar nicht gekannt, aber der Feldmarschall hat nachdrücklich erklärt, er sei gottesfürchtig und aufrecht und national gesinnt, und da habe ich dann schließlich gesagt, nun macht ihn eben in Gottes Namen zum Reichskanzler, hoffentlich geht die Geschichte, und nun ist alles schon wieder festgefahren.“ Ich versuchte, geltend zu machen, daß ein richtig geleiteter Parlamentarismus eine große Entlastung für die Krone darstelle. Alle Parteien, mit Ausnahme der extremen radikalen Sozialisten und Kommunisten, hätten[886] bisher im Kriege ihre Pflicht getan und seien bereit, auch weiterhin ihre Pflicht zu tun. Ich schätzte Michaelis persönlich hoch, könne mir aber nicht verhehlen, daß sein Auftreten im Reichstag keineswegs glücklich gewesen sei. Parlamentarische Erfahrung sei aber in Behandlung des Reichstags eine kaum mehr entbehrliche Voraussetzung. Der Kaiser ließ sich einigermaßen besänftigen, über etwa mögliche Nachfolger wurde nicht gesprochen, ich hatte aber das Gefühl, daß er innerlich von der Notwendigkeit eines Kanzlerwechsels sich hatte überzeugen lassen.

Auf dem Paradefeld begrüßte uns der Czar, umgeben von seinen Söhnen und einer glänzenden militärischen Suite. Die Parade rollte in der üblichen

[885] Friedrich August I. (1670–1733), Kurfürst von Sachen (seit 1694) sowie in Personalunion als August II. König von Polen und Großherzog von Litauen (1697–1706, 1709–1733); er war bekannt für die absolutistische Prachtentfaltung an seinem Hof in Dresden.

[886] „wirklich“ gestrichen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Form ab. Die bulgarische Infanterie machte – schlanke, gut trainierte, Strapazen gewohnte Leute in einfacher Khaki-Uniform – einen recht guten Eindruck. Wenn man bedenkt, daß damals noch nicht ein halbes Jahrhundert verflossen war, seitdem die Bulgaren von der türkischen Herrschaft sich losgerungen, so mußte man vor dem ungeheuren Geleisteten die größte Hochachtung empfinden.

Da, wie Czar Ferdinand sich gegenüber dem Kaiser ausdrückte, noch eine kleine Zeitspanne bis zum Frühstück zur Verfügung war, schlug er eine Spazierfahrt vor. Auf gewundener Bergstraße eilten die Autos einem Aussichtspunkte zu. Plötzlich lag das Ägäische Meer vor uns; wir blickten auf die fruchtbaren Ebenen von Seres und Kavalla. Hier verweilten wir. Der König entdeckte in botanisierendem Eifer allerlei seltene und wunderbare Pflanzen. Sein Hofmarschall zog plötzlich aus einer mitgebrachten Reisetasche wunderbare Orden hervor, die der Czar „Zur Erinnerung an diesen historischen Moment" an die Anwesenden aus der Umgebung des Kaisers verteilte. Nun wurde mir blitzartig der ganze grandiose Plan klar: Die Straße über den Balkan, die Parade bei Philippi, alles war nur auf diesen einen Moment hin zugeschnitten gewesen. – Die Ebenen, die sich vor uns ausbreiteten, gehörten mit zu den reichsten und kostbarsten Gefilden der Welt. Hier gedeiht der feinste Zigaretten-Tabak. Dies alles war griechisch, zwar von den Bulgaren während des Krieges besetzt, aber mit dem ausdrücklichen Versprechen, es nach Kriegsende den Griechen zurückzugeben. Daß Czar Ferdinand alles daran setzen würde, um diese goldenen Gaue seinem Königreich einzuverleiben, war klar, ebenso klar aber, daß der Kaiser seiner königlichen Schwester[887] zuliebe sich nur mit äußerstem Widerstreben hierfür werde gewinnen lassen. Nachdem wir genügend lange auf der beherrschenden Höhe verweilt hatten, wurde noch ein Frühstück eingenommen, dann verabschiedeten sich die Monarchen von einander, wir bestiegen den Hofzug und dampften Konstantinopel-wärts.

Der Kaiser hat mir im Verlauf der folgenden Tage gelegentlich von der Balkan-Überquerung erzählt. Die Sache sei doch recht bedenklich gewesen, denn wenn auch das königliche Auto als erstes an der Spitze fuhr, so daß die Straße noch nicht gelitten hatte, so seien doch recht unangenehme Momente gekommen, wo sich Stücke der Seitenböschung, vom Regen durchweicht, abgelöst hätten. Der Kronprinz Boris sei die ganze Zeit am Steuer gewesen und habe ausgezeichnet gefahren. Der König habe ihm, halb im Scherz, halb im

[887] Sophie von Preußen (1870–1932), drittjüngste der vier Schwestern von Kaiser Wilhelm II. und durch die Heirat mit Konstantin I. aus dem Hause Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg seit 1913 Königin von Griechenland. Mit dem Kriegsausbruch 1914 sah sich das Königspaar einer sehr schweren inneren Krise gegenüber. Das Bestreben des deutschfreundlichen Königspaares, Griechenland neutral zu halten, wurde von der pro-britischen Regierung Venizelos abgelehnt. Der Premierminister bildete im Norden des Landes eine provisorische revolutionäre Gegenregierung, wurde von der Entente unterstützt und trat auf deren Seite in den Krieg ein. Am 11. Juni 1917 sah sich Konstantin I. zur Abdankung gezwungen und ging ins Schweizer Exil. Erst Ende 1920 konnte er auf den Thron zurückkehren.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ernst, den Titel „Sabalkanski“[888], der „Balkanbezwinger“, gegeben. „Er ist enorm gescheit und amüsant“, setzte der hohe Herr hinzu, „aber oft ist er mir auch unheimlich. Ich habe das Gefühl, er könnte eine gelegentlich mir entschlüpfte Äußerung politisch ausbeuten und mich in eine unerwünschte Lage bringen.“ Der Kaiser erwähnte es nicht ausdrücklich, dachte aber dabei wohl an den höchst unerfreulichen Vorfall bei der Audienz des bulgarischen Premierministers Radoslawof, bei welcher seine etwas unpräzise Äußerung über die Dobrudscha so weitgehend interpretiert worden war, daß die deutsche Politik in die größte Schwierigkeit geriet, wie später in diesen Blättern dargelegt werden wird. „Denken Sie nur“, fuhr er fort, „ich habe sogar den Eindruck, der König wollte versuchen, ob ich nicht bestechlich wäre. Als wir durch die Tabakfelder fuhren, nannte er mir die Preise dieses Bodens und setzte vielsagend hinzu, es wäre unter den gegenwärtigen Umständen ein Leichtes, für die kaiserliche Privatschatulle hier einige Quadratmeilen zu erwerben; dies würde für alle Zeiten ein enormes Vermögen darstellen.“ Für den Kaiser, dem alle wirtschaftlichen Erwägungen vollkommen fernlagen, hatte ein solcher Gedanke etwas durchaus Groteskes.

Am nächsten Tage tauchten gelegentlich schon am Horizont Stücke des Ägäischen Meeres auf. Weite Maisfelder, ärmliche Dörfer, halbnackte, braune, lustige Kinder und das Kostüm der Landes-Einwohner deuteten mehr und mehr darauf hin, daß wir uns Konstantinopel näherten. Bald kamen die Sieben Türme in Sicht, und durch das Gewirr schmaler Straßen, schiefer Holzhäuser, prunkender Moscheen fuhr der Zug in die bescheidene Station der Hauptstadt ein. Großer Gala-Empfang, Ehren-Kompagnien, alles reichlich beflaggt, die Bevölkerung in feiertäglicher Stimmung. Der Kaiser und wir selbst wohnten in Yildiz Kiosk, der sagenumsponnenen Residenz des früheren Sultans Abdul Hamid. Ich hatte ein weites, mit der etwas schweren Pracht teuer bezahlter französischer Möbel eingerichtetes Appartement[889]. Der Sultan selbst hatte nach der Gewohnheit orientalischer Herrscher, die so gut wie niemals die von

[888] Sabalkanski (russisch: Überschreiter des Balkans) in Anspielung auf den Ehrentitel des russischen Feldmarschalls Hans Karl von Diebitsch-Sabalkanski (1785–1831), der ihm 1829 verliehen wurde. Als Oberbefehlshaber im Feldzug Rußlands gegen das Osmanische Reich gelang Diebitsch und seiner Armee (mit Unterstützung durch bulgarische Freiwillige) der Übergang über das Balkangebirge, woraufhin die türkische Kapitulation und der Frieden von Adrianopel erfolgten.

[889] Eigentlich hatte Kühlmann andere Pläne gehabt: Mit „schönste[n] Grüßen“, einer für ihn ungewöhnlich freundschaftlichen Grußformel, bat Kühlmann in einem Privattelegramm an Bernstorff: „Bitte sagen Sie mir, aber ganz offen, ob es Sie stören würde, wenn ich während des Kaiserbesuches auf der Botschaft wohnte.“ Bernstorff antwortete ohne Verzögerung, daß er seinen Vorgänger im Amt des Gesandten „mit größter Freude […] hier willkommenheißen“ werde, und bat seinerseits entschuldigend um nachsichtigen „Abstand gegen frühere schöne Einrichtung der Botschaft“. Da jedoch die türkische Seite in der Folge darauf bestand, daß der Staatssekretär im Palais wohne, schlug ihm Bernstorff vor, erst nach einer Nacht in der offiziellen Unterkunft in die Botschaft zu ziehen; Kühlmann an Bernstorff, 2. Oktober; Bernstorff an Kühlmann 3. und 10. Oktober 1917, PA Berlin, RZ 201/1183, S. 147–148 und 156.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ihren Vorgängern benutzten Paläste bewohnen, sein Hoflager in einen unmittelbar am Bosporus gelegenen Palast verlegt.

Die Tage in Konstantinopel spielten sich im Rahmen solcher offiziellen Besuche ab. Einen militärischen Ausflug des Kaisers nach den Dardanellen machte ich nicht mit, sondern benutzte die Zeit, um mit meinen türkischen und deutschen Freunden wieder Fühlung zu nehmen und einige laufende Dinge zu besprechen.

Merkwürdig war mein Besuch mit dem Kaiser im alten Serail. Wir fuhren in prachtvollen Kaiks, den schlanken, federleichten Fahrzeugen, die für Konstantinopel so charakteristisch sind, über den schmalen Meeresarm nach der weit vorspringenden Serailspitze. Jahrhundertelang war das Serail die Residenz der Sultane gewesen, von hier aus wurde das weite Reich mit eiserner Hand beherrscht, von hier aus wurden die türkischen Heere, die ersten stehenden Heere des Kontinents, zu immer neuen Eroberungen und Stürmen nach Westen vorgetrieben, bis die Flut an den Mauern Wiens sich brach und, der einsetzende Gegenstoß langsam vorankommend, vor wenigen Jahren die bulgarische Division [sie] bis an die Chaldalja-Linie[890] warf, so daß man in den Klubs von Pera den Kanonendonner deutlich hören konnte.

Das neue türkische Regime hatte dieses Gewirr von Kiosken, Palästen, Wohnhäusern und Kasernen sorgfältig durchleuchtet und durchforscht. Dabei waren große, bisher verborgene Schätze ans Tageslicht gefördert worden, insbesondere herrliches altes Porzellan, das als Geschenk chinesischer Kaiser Jahrhunderte lang unausgepackt in den Kellern gelegen hatte. Der Kaiser interessierte sich außerordentlich für diese ihm fremde Welt und ich durfte ihm das Eine oder Andere erklären, Zusammenhänge aufzeigen. Das Serail war der Sitz unbeschränkter Macht, aber auch der Schauplatz furchtbarer Härte und Grausamkeit gewesen. Eine Geschichte ist mir erinnerlich, die für die Mentalität der früheren Zeit außerordentlich charakteristisch war. Der Sultan hatte einen ungewöhnlich fähigen Großvezier, der insbesondere das Verhältnis zum englischen Botschafter sorgfältig pflegte. Mehrfach nahm der Botschafter Gelegenheit, bei Audienzen dem Sultan die Begabung und Treue dieses Staatsmannes zu preisen. Als eines Tages der Sultan sich über die Engländer geärgert hatte, befahl er, als besondere Ehrung solle der Großvezier den Botschafter bis an die Treppe begleiten, wo das Kaik hielt. Der Großvezier tat, wie ihm befohlen, hinter ihm ging aber unbeobachtet der Scharfrichter des Sultans. Als der Botschafter vom Ufer abgestoßen, aber noch in guter Sehweite sich befand, schlug der Scharfrichter dem Großvezier von rückwärts das Haupt ab und warf es vor den Augen des entsetzten Diplomaten in den Bosporus. Zwischen Sultan und Vezier hatte keinerlei Spannung oder Meinungsverschiedenheit bestanden, es schien aber dem Sultan ein geeignetes Mittel, den Botschafter zu ärgern[891].

[890] Çatalca bzw. Tschataldscha (siehe oben S. 340).

[891] Es handelt sich vermutlich um Sultan Osman III. (1699–1757), der einen seiner Großwesire (am 25. Oktober 1755) enthaupten ließ.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Mitten im Serail liegt ein melancholisches kleines Palais, der „Prinzen-Käfig“ benannt. Hier wurden die jüngeren Brüder des Thronfolgers praktisch von ihrer Geburt an in luxuriösem Gewahrsam gehalten. Nie sind aufrichtigere Gebete für das Leben und die Gesundheit des Padischah irgendwo im ottomanischen Reich gemurmelt worden als hier im Prinzenkäfig, denn wenn die gewohnten Zeichen verkündeten, daß der Kalif gestorben sei und daß somit ihr Bruder den Thron bestieg, so wurden die sämtlichen Prinzen innerhalb weniger Stunden erwürgt, um Spaltungen und Thronstreitigkeiten auf radikale Weise für immer unmöglich zu machen. Wären nicht die Schatten solcher schwerer und blutiger Erinnerungen, würde das, was heute vom Serail sich zeigt – weiträumige, prunkvolle Kioske, in denen aus silbernen Bechern duftender Kaffee geschlürft wird, mit dem Blick auf den blauen Bosporus und die sanft geschwungenen Höhen Klein-Asiens –, nur Eindrücke von Heiterkeit und Lebensfreude vermitteln.

In einem der Säle wurden dem Kaiser und mir die alt-historischen Sultans-Tschibuks gereicht. In kleinen Tonköpfen brennt aromatischer Zigaretten-Tabak, der durch die mehrere Meter langen Jasminrohre eingesaugt wird. Man mußte sich für diese Friedenspfeife nach türkischer Sitte mit gekreuzten Beinen auf den Teppich niederlassen. All dies amüsierte den Kaiser höchlich, und er hat mich noch später an die Einzelheiten dieses unterhaltenden Ausfluges erinnert und mir als Andenken an die Konstantinopler Tage, die wie eine Oase in der kummervollen Schwere der Kriegszeit wirkten, sein Bild in der Uniform als türkischer Generalfeldmarschall geschenkt.

Der Sultan war über den kaiserlichen Besuch hoch erfreut. Bei einem Galadiner wurde die Allianz der beiden Reiche mit Reden gefeiert und das gegenseitige Gefolge mit Orden und Geschenken reichlich bedacht[892]. Nicht ohne Wehmut nahm ich von dem sonnigen und heiteren Byzanz Abschied, wo selbst Krieg und Kriegselend den Zauber des ewig sonnigen Himmels niemals ganz zu bannen vermochten.

In Deutschland, dies wußte ich, standen ungeheuer schwere Entscheidungen und aufreibende Arbeit bevor, ohne daß ich bei meiner Grundauffassung der kriegerischen Lage auch nur den kleinsten Lichtblick zu sehen vermochte.

Als wir uns auf der Rückreise Sofia näherten – wir sollten etwa in der Abenddämmerung dort ankommen –, ließ mich der Kaiser zum Tee in seinen Spezialwagen bitten. Die Konversation rollte über verschiedene politische Fragen und Erinnerungen an den eben abgeschlossenen Besuch in der Türkei. Bevor ich mich zurückzog, sagte der Kaiser, scharf betont: „Ich werde vor Sofia aussteigen, um mit dem Czaren zu dinieren. Ich gebe Ihnen den strengen Befehl, mich unter keinen Umständen zu verlassen. Sie bleiben bei mir, auch wenn ich Ihnen etwas anderes sagen sollte; ich will nicht in die Lage kommen, irgendwie mit dem Czaren allein verhandeln zu müssen.“ Ich sagte dem hohen

[892] Der Staatssekretär bekam vom Sultan den Eisernen Halbmond verliehen; vgl. Notiz Kühlmanns vom 14. November 1917; Kühlmann an Wilhelm II., 18. November 1917, PA Berlin, P 1/8244, Personalakte Kühlmann, Bd. 2.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Herrn die genaue Befolgung dieses merkwürdigen Befehles zu und stieg wenige Kilometer vor Sofia, als wir die Station Vranja erreicht hatten, mit dem Kaiser aus. Der Czar war zum Empfang an die Station gekommen, begrüßte den Kaiser mit der gewohnten Überschwänglichkeit, war aber sichtlich unangenehm überrascht, mich in Begleitung des Monarchen zu sehen. „Aber der Staatssekretär", sagte er, „wird in Sofia erwartet; es ist dort ein Banquett für ihn vorgesehen, an dem sämtliche Minister teilnehmen. Ich dachte, wir würden en famille im kleinsten Kreise dinieren." Der Kaiser, offenbar in Verlegenheit, aber entschlossen, an seinem Plan festzuhalten, sagte nur ganz beiläufig: „Jetzt ist der Staatssekretär schon da, ich meine, es ist besser, er bleibt da." Der Czar hatte alle Mühe, seinen steigenden Unwillen zu verbergen.

Bald entführten uns die Autos nach dem Landschlößchen, in welchem der König Ferdinand einen großen Teil seiner Zeit zuzubringen pflegte, wollte er der Hauptstadt Sofia entfliehen. Umfangreiche Gartenanlagen hatte er da geschaffen, sogar eine Art zoologisches Paradies, mit allerlei seltenem Getier, auch Elephanten, die dressiert waren, den Wärter hinten am Gürtel zu packen und ihn hoch in die Luft zu heben. Ich machte rasch in dem mir zugewiesenen Zimmer Toilette. Es verging Viertelstunde auf Viertelstunde, und ich wartete immer noch auf die Ansage des Diners, das längst seinen Anfang genommen haben sollte. Ich schickte meinen Kammerdiener auf Kundschaft aus, er berichtete, es herrsche große Verwirrung, und der Czar ändere die Pläne jeden Augenblick. Einmal sollte er allein mit dem Kaiser essen, ich mit den Prinzen und Prinzessinnen, dann sollten nur die Prinzen und Prinzessinnen mit den beiden Monarchen essen und eine Art Marschalls-Tafel stattfinden. Ich sah, daß der Gedanke des Kaisers, mich seiner Person in des Wortes verwegenster Bedeutung zu attachieren, das ganze sorgfältigst vorbereitete Programm über den Haufen geworfen hatte. Endlich, mit bedeutender Verspätung, wurden wir zur Tafel gebeten; die Endlösung war eine Familientafel, an der außer den beiden Monarchen die gegenwärtigen Mitglieder der Czarenfamilie und meine Wenigkeit teilnahmen. Als ich meine Serviette entfaltete, fiel mir zu meinem maßlosen Erstaunen eine goldene, reich und geschmackvoll mit Brillanten besetzte Dose in den Schoß. Ich dankte dem Czaren sofort für diese große und rührende Aufmerksamkeit; sie schien mir für seine Mentalität interessant und charakteristisch.

Das Diner verlief in der angeregtesten Stimmung; der Czar hatte den Wunsch, seine unangenehme Überraschung über mein Erscheinen vollkommen vergessen zu lassen. Er sagte dem Kaiser, er habe sich gleich den Dispositionen „seines allergnädigsten Herrn" angepaßt, die Minister würden sofort nach eingenommenem Diner in Autos aus Sofia hergebracht werden, damit ich Gelegenheit habe, mit ihnen zu sprechen, und die dem Banquett beiwohnenden deutschen Herren würden gleichfalls zur Soirée kommen. Der Kaiser war, nachdem sein Plan gelungen, gut aufgelegt und erzählte, wie er dies gern tat, allerlei Anekdoten und Geschichten. Nach dem Diner vergrößerte sich rasch der Kreis durch die aus Sofia Eintreffenden. Allerseits herrschte animierte Konversation. Ich unterhielt mich mit Radislawof und den anderen Ministern;

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

um Mitternacht sollte unser Zug wieder abgehen. Etwa eine Stunde vor Abgang des Zuges sagte mir der Czar, „Kühlmann, ich muß Ihnen ein Bild zeigen, das Sie interessieren wird." Wir gingen aus dem Salon einen längeren Gang entlang; in einem kleinen Boudoir ähnlichen Nebenraum war auf einer Staffelei ein lebensgroßes Herrenportrait in der Tracht des 18. Jahrhunderts gut beleuchtet aufgestellt.

Ich muß zum Verständnis dieser Episode etwas weiter ausholen: Viele Jahre vorher tauchten auf einer Kunstauktion in München drei lebensgroße Portraits auf; ein älterer, offenbar fürstlicher Herr in einem Sessel sitzend, das Pendant, eine ältere Fürstin, und eine stehende Männerfigur. Der Katalog besagte, die Bilder stammten aus Ansbach'schem Besitz, ich erwarb Fürst und Fürstin, das stark beschädigte Männer-Portrait ging an einen unbekannten Händler. Ich fand auf meinen Bildern gut erhaltene complette Signaturen, wonach der schwedische Maler Krafft[893], ein Schüler der französischen Portraitisten der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die Bilder gemalt hatte; die Dargestellten waren nach Nachforschungen an Ort und Stelle wahrscheinlich Kurfürst und Kurfürstin von Ansbach-Bayreuth; der einzelne Mann war der Minister Graf Leonrodt. Ich publizierte in einer Fachzeitschrift einen kurzen Artikel über meine Feststellungen. Nun hatte, wie ich später erfuhr, Czar Ferdinand den mittlerweile reparierten Grafen Leonrodt erworben, anscheinend auf die Versicherung der Händler hin, es handele sich um den Kurfürsten von Bayreuth. Es ist für die Universalität des Czaren Ferdinand charakteristisch, daß er sich dieser kleinen, längst vergessenen Episode erinnerte, denn, wie ich alsbald sah, war das Portrait keineswegs zufällig gerade diesen Abend in Vranja aufgestellt. Denn, nachdem er mit wenigen Worten die Geschichte des Bildes und meinen diesbezüglichen Aufsatz gestreift hatte, nötigte er mich, auf dem kleinen Sofa Platz zu nehmen, und sagte in sichtlicher, wenn auch unterdrückter Erregung: „Unser allergnädigster Herr vermeidet es peinlich, mit mir zu sprechen, d. h. über politische Dinge zu sprechen; ich sehe, er wird abfahren, ohne daß ich Gelegenheit hatte, ihm zu sagen, was ich auf dem Herzen habe. Ich muß deshalb Ihnen meine Anregungen mitteilen, bitte unterbreiten Sie sie sofort dem Kaiser." Ich erklärte mich selbstverständlich bereit, dies zu tun, und er setzte mir eine Reihe politischer Wünsche auseinander, die ungefähr in den uns schon bekannten Linien bulgarischer Bestrebungen lagen. Der Kaiser hätte sich das Exposé ruhig anhören können, hatte aber offenbar Angst, er könne in seiner lebhaften Art auf einer Zustimmung festgenagelt werden, die später politische Unzuträglichkeiten im Gefolge gehabt hätte. Czar Ferdinand verabschiedete sich sehr gnädig von mir und kehrte in den Kreis des großen

[893] Per Krafft der Ältere (1724–1793), Schüler von Alexander Roslin, auf dessen Empfehlung er 1762 an der Bayreuther Akademie der freien Künste Professor für Malerei wurde. Dort malte er Elisabeth von Brandenburg-Bayreuth und den Minister Friedrich Wilhelm Ellrodt. Die Stadt Bayreuth schenkte dieses Bild Ferdinand von Bulgarien. Demnach ist Kühlmanns Darstellung sowohl hinsichtlich der Namen der fränkischen Adelsgeschlechter wie der Erwerbsgeschichte fehlerhaft. Der von ihm angesprochene Fachartikel, den er offenbar in jüngeren Jahren schrieb, ist in seinem Restnachlaß nicht erhalten.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Salons zurück. Es kam, wie er vorausgesehen hatte, der Kaiser verabschiedete sich mit enthusiastischen Dankesbezeugungen über die großzügige Gastfreundschaft, ohne die Politik mit einem Worte berührt zu haben[894].

Ursprünglich [war] Serbien [eine] Sphäre österreichischen Einflusses, besonders unter der Dynastie Obrenowitsch. Bulgarien [war] russische Sphäre. In dem Maße, als Bulgarien den Russen entglitt, festigte sich der moskowitische Einfluß nach Beseitigung der Obrenowitsch in Serbien[895], während in Bulgarien unter Czar Ferdinand eine deutliche Hinneigung zu Österreich hervortrat.

Ferdinands Mutter, Prinzessin Clementine von Coburg, [war die] Tochter des Königs Louis Philippe; König Ferdinand [ist] stolz auf die Tradition des Hauses Orléans, spricht häufig und gern hervorragend schönes französisch. Sein incognito Name: Graf von Murany. Sir Arthur Nicolson [war] zur Zeit Ferdinands großbritan[n]ischer Gesandter in Sofia[896]. Ferdinand [wird] häufig [mit] den Fürsten der Renaissance verglichen, lehnte selbst diesen Vergleich ab, hielt sich eher Ludwig XV.[897], überhaupt den europäischen Herrschern des ausgehenden 18. Jahrhunderts für wesensverwandt. Der König selbst glaubte, den Bourbonen Rassenstolz und Mut zu verdanken, seine politische Begabung dem Hause Coburg. Er liebte es, mit Leopold I. von Belgien[898] verglichen zu werden; Verständnis für orientalisches Wesen und Schmiegsamkeit führte er auf die mit den Coburgern alliierte Familie Kohary zurück.

Das Landhaus des Königs im Rhodope-Gebirge heißt Situiakovo. Bismarcks Urteil über Ferdinand: Er ist sicher gescheiter als die meisten anderen Fürsten. Die großen Eigenschaften der bulgarischen Rasse haben den Aufstieg des Staates beschleunigt: Energie, Ernst, Zähigkeit, glühender Patriotismus. Ausspruch Ferdinands: „So werde ich denn ein Vierteljahrhundert von meinem Leben der undankbaren Aufgabe gewidmet haben, wilde Tiere zu zähmen."

[Das] Panorama von Konstantinopel [war] in seinem innersten Raume aufgehängt. Ausspruch Ferdinands: „Wie entsetzlich, wenn ich mein Leben tatenlos in Coburg beschließen müßte."

Ferdinand [besaß] alle Eigenschaften eines geschickten Schauspielers; je länger man die Welt kennt, desto mehr wird man zweifeln müssen, ob zur Durchführung der Rolle eines großen Souveräns nicht auch ein wenig Schauspielerei unentbehrlich sei.

---

894 Die folgenden Absätze sind hier einliegenden Blättern entnommen, betitelt: „Memoirs. Einzuschalten: Erster Besuch in Bulgarien, Herbst 1917". Sie sind teils skizzenhaft formuliert, allerdings in Absätzen formatiert.

895 Diese Dynastie regierte in Serbien zuletzt von 1858 bis 1903 in Rivalität mit den Karađorđević.

896 Das ist eine Verwechslung; Sir Arthur Nicolson war englischer Generalkonsul in Budapest von 1888 bis 1893, danach aber nie englischer Vertreter in Sofia.

897 Ludwig XV. (1710–1774), König von Frankreich 1715–1774.

898 Leopold I. (1790–1865), geborener Prinz von Sachsen-Coburg-Saalfeld, Herzog in Sachsen; ab 1831 erster König der Belgier (bis 1865).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Bei bedrohlichen politischen Konstellationen [war] Czar Ferdinand unter dem Druck ständiger Nervosität. Von Aberglaube keineswegs frei, hält er in seinem Schlafgemach 13 Kerzen brennend, um während der Nacht gegen Anfall böser Geister geschützt zu sein. Ehrenthal[899] mitteilt im März vor der bosnischen Annexionskrise dem Czaren, daß die Lage Österreichs in Bosnien ernster geworden sei und daß die Doppelmonarchie sich bald gezwungen sehen könnte, in dieser Angelegenheit entscheidende Maßregeln zu treffen.

Serbische territoriale Ambitionen lassen eine Verständigung mit Österreich ohne Türkei für immer als unmöglich erscheinen, während bulgarische Aspirationen mit österreichischer Stellungnahme wohl vereinbar sind.

Ferdinand beruft seine Minister auf sein Jagdhaus im Rhodope-Gebirge, führt sie auf den Gipfel des Mousalla fast 3000 m[eter] hoch, von wo man ganz Macedonien vor sich ausgebreitet sieht. Man beriet also sozusagen im Angesicht des versprochenen gelobten Landes. Interessante Parallele zu der Schilderung der Fahrt mit dem Kaiser, wo man auf einer Höhe halt machte, von welcher der Blick auf Cawalla und die Ebene schweifen konnte. Isowolsky [sic] entwirft den Plan eines Balkanblockes unter russischer Führung. Die Bildung des Balkanblockes war von seiten Rußlands eine bewußte Zerreißung des Berliner Vertrages[900].

Nach der Niederlage in der bosnischen Angelegenheit[901] hatte Iswolsky nur noch einen Leitgedanken, sich um jeden Preis an Österreich, und insbesondere an Ehrenthal, zu rächen. Diesem Gedanken, welchen der Balkan besonders unterstützen sollte, war Iswolsky alles andere zu opfern bereit.

Persönliche Beziehungen zwischen Wilhelm II. und Czar Ferdinand [waren] trübe geworden; [wegen] Freiheiten, die [sich] auch der Kaiser herausgenommen [hatte]: Im Schloß in Braunschweig gab der Kaiser, als Ferdinand sich in Uniform zum Fenster hinauslehnte, ihm einen klatschenden Schlag auf die gespannte Lederhose. Diese Familiarität führte zu einer starken Entfremdung der Monarchen.

Vorliebe Ferdinands für seltene und merkwürdige Orden. Seine große Anstrengung, um das österreichische Goldene Vlies zu erlangen, [war] von Erfolg gekrönt. Von dem Herzog von Parma[902] wird ihm der angeblich von Constantin dem Großen gestiftete Constantinorden verliehen, der das Monogramm Christi darstellt. Er trägt diesen Orden stets auf der bloßen Brust und glaubt fest an seine Wirkung als Talisman.

---

899 Alois Alexa Graf von Aehrental (1854–1912), Außenminister Österreich-Ungarns 1906–1912.

900 Von 1878, der den türkisch-russischen Krieg beendete.

901 Die Bosnienkrise von 1908, die auf die Annexion Bosnien-Herzegowinas durch Österreich-Ungarn folgte.

902 Vermutlich Heinrich (1873–1939), Herzog von Parma 1907–1939. – Der danach genannte: Konstantin der Große (270/288 – 337), Römischer Kaiser 306–337.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Der Balkanbund[903] [war] im Innersten schon eine brüchige Konstruktion, denn bei der unversöhnlichen Rivalität zwischen Serbien und Bulgarien um den Besitz Mazedoniens mußte bei der Teilung der Beute der Streit in hellen Flammen emporschlagen. [Im] September 1911 [kam es zum] Ausbruch des türkisch-italienischen Krieges um Tripolis. 1910 [wurde] Iswolsky zum Botschafter in Paris ernannt, im russischen Außenministerium durch Sasonoff ersetzt. Sasonoff telegraphiert nach London: „Allianz zwischen Serbien und Bulgarien abgeschlossen, zwecks gegenseitiger Verteidigung und Wahrung der gemeinsamen Interessen, für den Fall einer Veränderung des status quo im Balkan, auch für den Fall des Angriffs einer dritten Macht gegen die Verbündeten. Rußland ist im Geheimnis. Poincaré soll mündlich und nur zu seiner persönlichen Information ins Bild gesetzt werden. Es muß auf das Ausdrücklichste betont werden, daß der Vertrag streng geheim ist. Es mag mündlich beigefügt werden, daß eine noch geheimere Bestimmung bestehe, wonach beide Teile sich an Rußland wenden müssen, bevor sie zu aktivem Vorgehen schreiten." Jede Verschlechterung der Lage der Türkei macht gemeinsames aktives Vorgehen der Balkanstaaten wahrscheinlich. Mitteilung der Balkanverträge beunruhigt Poincaré, der von seinen Befürchtungen Iswolsky verständigt. Poincaré hatte im Januar 1912 sein Ministerium übernommen, entschlossen, die Intimität der Beziehungen zu Rußland auszubauen und die Wiedererstarkung Frankreichs nach der Niederlage von 1870 betont der Welt vor Augen zu führen.

Poincaré nach seiner Rückkehr von Petersburg mit Palléologue[904]: „Weißt Du, was das ist, das ist der Krieg." Da ihm die geheimen Balkanverträge schon vor seiner Abreise nach Rußland bekannt waren, muß er offenbar in Petersburg Dokumente gesehen und Aussprachen gehört haben, aus denen er den festen Willen Rußlands entnahm, die österreichischen Balkanprojekte um jeden Preis zu vereiteln. Ende August [1912] beschließt man in Sofia ohne Zeitverlust, sich mit Serbien und Griechenland zu einem gemeinsamen Angriff zusammen zu tun. [Am] 29. September [erfolgt die] allgemeine Mobilisierung der Türkei, [am] 8. Oktober eröffnet Montenegro die Feindseligkeiten, am 17. folgen Serbien, Bulgarien und Griechenland. 23. und 24. Oktober Schlacht von Kirk-Kilisse. 2. Türkeiniederlage bei Lule-Burgas. 30. November Beginn der Balkan-Friedensverhandlungen in London, 3. Dezember Waffenstillstand gezeichnet. Bulgarische Armee besetzt Adrianople. Als Zar Ferdinand die Stadt betritt, kreuzt eine schwarze Katze seinen Weg. Er bedeckt die Augen mit der Hand und ruft aus: „O Gott, so werde ich Adrianople wieder verlieren."

[Am] 30. Mai [1913] wird in London der Friedensvertrag zwischen den Balkanstaaten unterzeichnet. [Das] Schloß Ferdinands vor den Toren von Sofia [heißt]: Vrania. Markgraf Pallavicini, österreich-ungarischer Botschafter in

[903] Der Balkanbund wurde am 1. März 1912 zwischen Serbien und Bulgarien geschlossen; ihm traten im Mai Griechenland und im August Montenegro bei. Er löste den Ersten Balkankrieg gegen die Türkei aus, zerfiel aber schon im Sommer 1913.

[904] Präsident Poincaré war vom 13. bis 23. Juli 1914 auf einem Staatsbesuch in St. Petersburg. – Maurice Paléologue (1859–1944), französischer Botschafter in St. Petersburg.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Konstantinople, sagt amerikanischem Botschafter[905], daß [der] Vertrag von Bukarest[906] eine flagrante Ungerechtigkeit gegen Bulgarien sei. Ferdinand bezeichnet als das Ziel der bulgarischen Wünsche den Besitz von Drama-Cavalla. Seit Jahrzehnten wirft Bulgarien begehrende Blicke auf diese Gegend und Rußland schien früher solchen Wünschen nicht völlig abgeneigt. Carol von Rumänien und sein Anhang [werden] allmählich von der jüngeren Generation in den Hintergrund gedrängt, die nur an die Befreiung des transsylvanischen Rumäniens denkt. [Am] 27. November zweiter Empfang Ferdinands durch Kaiser Franz Josef in Schönbrunn. Iswolsky an Sasonoff: „Ich habe es immer als Ihr Meisterwerk angesehen, zwischen Österreich und Rumänien einen Keil getrieben zu haben“ (im August 1913).

Die Mission Liman von Sanders [wurde] in Petersburg mit besonderem Mißbehagen aufgenommen, [wegen der] Befürchtung, die Deutschen könnten sich ganz Konstantinopels bemächtigen. [Die] Ermordung des Erzherzogs [war] schon im Dezember 1913 beschlossen. Österreich-Ungarn anbietet Bulgarien im Juli [19]14 Allianz. Cavalla soll von Griechenland abgetreten werden und an Bulgarien fallen. Die Größe des Territoriums festzusetzen, macht große Schwierigkeiten. Türkisch-Bulgarischer Vertrag [wurde] von Radoslavov unterschrieben, worin Türkei an Bulgarien den türkischen Teil des Maritza-Territoriums abtritt[907].

Wir rollten wieder gen Berlin zurück, wo der unvermeidliche Kanzlerwechsel sofort in das Zentrum der politischen Tätigkeit rückte. Sowohl der Kaiser wie wir alle hatten die Balkanreise als eine ausruhende und erfrischende Episode empfunden. Zu Hause harrten eine Menge schwerer, zum Teil fast unlösbarer Probleme: Der Kaiser hatte wohl eingesehen, daß das Verhältnis [von] Michaelis zum Reichstag sich so verschlechtert hatte, daß ein Kanzlerwechsel nicht zu umgehen war[908].

23. Oktober 1917: Rückkehr vom Besuch in Wien. Es war für einen scharfsichtigen Beobachter sehr bald klar, daß dem Kanzler Michaelis kein allzulanges amtliches Dasein beschieden sein würde. In diese Zeit fallen die mit Zähigkeit und Nachdruck geführten Versuche des Fürsten Bülow, selbst wieder das

[905] William Woodville Rockhill (1854–1914), amerikanischer Botschafter in Konstantinopel August 1911–November 1913.

[906] Der Friede von Bukarest am 10. August 1913 beendete den Zweiten Balkankrieg, den Bulgarien gegen Serbien, Griechenland, Montenegro und Rumänien begonnen und verloren hatte. Es mußte Territorien, die es im Ersten Balkankrieg erworben hatte, wieder hergeben (darunter große Teile Mazedoniens und die Süddobrudscha).

[907] Hiermit endet die Einschaltung.

[908] Dieser Absatz stammt aus dem Basistext. Die folgenden Passagen sind die Wiedergabe des Großteils einer einliegenden maschinenschriftlichen Aufzeichnung, betitelt: „Staatssekretariat bis zum Beginn der Friedensverhandlungen“, bei der die Reihenfolge von zwei Absätzen sowie die Positionierung des zweiten Satzes zur Vaterlandspartei aufgrund der Chronologie der Ereignisse umgestellt wurde (Kühlmann schildert die Passagen zum 23. und zum 31. Oktober durcheinander und streut auch noch die später wiedergegebenen Bemerkungen zu Oberst Bauer hier mit ein). Die übrigen Teile dieser Aufzeichnung werden aufgrund ihres Inhaltes weiter unten eingeschaltet.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Kanzleramt zu erlangen. Er umwarb mit all den alten, deshalb aber nicht weniger zugkräftigen Künsten Parlamentarier, Journalisten und alle diejenigen Kreise, von denen er eine Förderung seiner Pläne erwarten konnte. Von seinem Hauptquartier im Hotel Adlon aus spann Bülow seine Fäden. Dafür, daß seine frühere Amtsführung doch höchst unglücklich gewesen war und seine kurzfaserige Politik billiger Eintagserfolge sehr wesentlich mit dafür verantwortlich gemacht werden mußte, daß das Reich in diese trübe und hoffnungslose Lage geraten war, war die Zahl derer, die er für seine Kandidatur zu gewinnen wußte, erstaunlich groß. Vom Zentrum war es vor allem der Kreis um Erzberger, den er zu bereden verstand. Stresemann[909] setzte sich für seine Kandidatur ein, nur bei den Sozialdemokraten scheint er kein rechtes Glück gehabt zu haben. Scheidemann[910], befragt ob er schon mit dem Fürsten Bülow gesprochen habe, erwiderte, „in diesen Versprecherkeller gehe er nicht", und hat damit sicher einen der besten Witze seines Lebens gemacht. Auch in den Kreisen, die in der kaiserlichen Umgebung gehört wurden, gelang es ihm, Fürsprecher zu gewinnen, und selbst ein so staatsmännisch begabter Mann wie Graf August Eulenburg scheint in der Krise, die auf den Abgang [von] Michaelis folgte, mehrfach an allerhöchster Stelle den Fürsten Bülow in Vorschlag gebracht zu haben.

Eine kleine Episode ist für die Methode und Persönlichkeit Bernhard Bülows so charakteristisch, daß ich mir nicht versagen kann, sie kurz zu erzählen: Der geschäftige Zentrumsabgeordnete Matthias Erzberger, den ich öfters sah, da Dinge für den Reichstag vorbesprochen werden mußten, fragte mich eines Tages, ob ich nicht bei ihm speisen wollte, es sei ein ganz kleiner Kreis, nur der Fürst und die Fürstin Bülow. Ich nahm an, da es mich interessierte, die beiden Männer zusammen zu sehen. Erzberger wohnte anständig und bescheiden. Von dem Luxus, der ihm später in einem unerfreulichen Prozeß nachgewiesen werden sollte, war nichts zu spüren. Seine Frau[911], eine schlichte, würdige, etwas zurückhaltende Dame, trug ein hochgeschlossenes, dunkles Kleid. Außer mir waren nur der damalige Prälat Gerlach und Herr von Stockhammern[912] erschienen, der nach einer an Wechselfällen reichen Laufbahn als Privatsekretär des Fürsten Bülow in Rom endete und der zweifellos zu einem

[909] Gustav Stresemann (1878–1929), MdR (1907–29 mit zwei kurzen Unterbrechungen; zunächst nationalliberal, ab 1918 Deutsche Volkspartei); Reichskanzler 1923; Außenminister 1923–1929; trat als Unterstützer der 3. OHL unter Hindenburg und Ludendorff ab 1916 für Annexionen, für den U-Boot-Krieg und für einen Siegfrieden ein.

[910] Philipp Scheidemann (1865–1939), MdR (SPD) 1903–1918; Reichsministerpräsident 1919; er trat im Weltkrieg für einen Verständigungsfrieden ohne Annexionen ein; rief am 9. November 1918 vom Reichstagsgebäude die „Deutsche Republik" aus.

[911] Erzberger heiratete 1900 Paula Eberhard (1875–1963), die Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns.

[912] Rudolf von Gerlach (1886–1946), Theologe; Päpstlicher Geheimkämmerer und im Weltkrieg Vermittlungsmann zwischen Papst Benedikt XV. und der deutschen Regierung. – Franz von Stockhammern (1873–1930), Ministerialrat im AA seit Mai 1917; Ministerialrat im Reichsfinanzministerium 1919–1921; im Ruhestand Herausgeber der Memoiren Bülows.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sehr wesentlichen Teil für die Zusammenstellung und Redaktion der Bülow'schen Memoiren verantwortlich ist.

Endlich erschien der Fürst; die Fürstin in dekoltiertem Abendkleid und großem Schmuck. Sie umarmte Frau Matthias Erzberger mit überströmender Wärme und küßte sie auf beide Wangen, ihrer Freude, die liebe Frau Erzberger zu sehen, stürmisch Luft machend. Auch der Fürst strömte über von Jovialität und Herablassung. Nach dem Essen zeigte Erzberger in seinem Schreibzimmer die in einem Glasschrank aufbewahrten Geschenke und Briefe des Heiligen Stuhls, Anerkennungen für seine der Zentrumssache geleisteten Dienste. Fürst und Fürstin flossen von unechter Liebenswürdigkeit über, und wer diesen Abend miterlebt hat, konnte sich des Eindrucks nicht entziehen, daß Bernhard Bülow Matthias Erzberger aus tiefstem Herzen als Staatsmann aufrichtig bewunderte und sich nichts sehnlicher wünschte, als mit ihm auf politischem Gebiet zusammenarbeiten zu können. Liest man, was Bülow in den Memoiren über den Zentrumsführer sagt[913], so gewinnt man über seinen Charakter ein ungünstiges, aber wahrscheinlich zutreffendes Urteil.

Erzberger mag viele Fehler gehabt haben, ich bin der letzte, diese zu verkennen, aber er war gescheit, begabt und hätte wohl bei zunehmender Erfahrung Manches zugelernt und Manches abgelegt. Seine und Rathenaus[914] Ermordung gehören wohl zu den törich[te]sten und empörendsten Verbrechen, welche die neuere deutsche Geschichte befleckt haben.

31. Oktober: Kanzlerschaft Hertling beschlossen; meine starke Einwirkung in diesem Sinne. – Wichert schreibt: „Kommt das deutsche Reich zur Parlamentarisierung, so ist es niemand anders als Kühlmann, der diesen Prozeß möglich gemacht und herbeigeführt hat. Er allein hat die Mehrheit vom 19. Juli kraftvoll entwickelt, dem Kaiser das Vertrauen zu diesem Parlament eingeflößt und schließlich auch verhindert, daß noch in letzter Stunde eine Katastrophe eingetreten ist; denn die Mehrheitsparteien wollten durchaus zum Kaiser und ihm Payer oder Fehrenbach, zwei süddeutsche Parteiführer, als Kanzler vorschlagen. Damit wäre alles aus gewesen." Notizen von Dr. Fritz Wichert, den ich aus dem Haag als Presse-Referenten mit nach Berlin genommen hatte. Dr. Wichert, im Zivilberuf Leiter der Mannheimer Kunsthalle, war durch seine holländische Frau mit holländischer Sprache und holländischen Verhältnissen vertraut und hat als Schöpfer[915] der sogenannten Hilfsstelle bei der Gesandtschaft im Haag in der propagandistischen, publizistischen Vertretung deutscher Interessen im Krieg Ausgezeichnetes geleistet. Durch zahlreiche gemeinsame künstlerische Interessen zusammengeführt, habe ich ihn nach meiner Berufung nach Berlin dorthin gezogen, um einen persönlich befreundeten Herrn in meiner nächsten Umgebung zu haben. Seine Hauptaufgabe bestand

[913] Am besten zu erschließen in: Bülow, Denkwürdigkeiten III, S. 388 (im Register sub „Erzberger").

[914] Walther Rathenau (1867–1922), Großindustrieller; Präsident der AEG 1915–1919; Reichsaußenminister 1922; am 24. Juni 1922 von Rechtsradikalen ermordet. Erzberger fiel am 26. August 1921 ebenfalls einem rechtsterroristischen Attentat zum Opfer.

[915] Ursprünglich: „als Leiter".

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

darin, mir jeden Morgen vor dem Frühstück einen kurzen, zusammenfassenden Vortrag über den Stand der Presse zu halten und mit prominenten Journalisten und Parlamentariern persönlich in Fühlung zu stehen.

3. November 1917, Berlin: In Anwesenheit von Hindenburg und Ludendorff lange Sitzungen über Kurland, Litauen, Polen.

3. November, abends: Esse allein mit Kaiser und Kaiserin im Neuen Palais in Potsdam.

4. November 1917: Ich esse allein mit Ludendorff. Geschenk von de Catt, Gespräche mit Friedrich dem Großen und dem General[916].

5. November 1917: Mein Vortrag beim Kaiser[917].

6. November 1917: Frühstück mit Czernin.

Volksbund für Vaterland und Freiheit wird gegründet, als Gegengewicht gegen alldeutsche Propaganda und Vaterlandspartei. Geringe Wirkung, bald wieder eingeschlafen. Vaterlandspartei besaß 1400 Zweigvereine in Deutschland und mehrere Millionen Anhänger.

7. November 1917: Ich erhalte Anregungen aus Abgeordneten-Kreisen, falls [die] Kanzlerschaft Hertling nicht zustandekommt, sollte ich selbst [das] Kanzleramt übernehmen[918]. Ich lehne grundsätzlich ab, nicht zehn Pferde brächten mich auf den Kanzlerposten. Diese Ablehnung entsprach meiner Anschauung von der Gesamtlage. Es war schon im damaligen Stadium klar, daß

---

916 Henri de Catt (1725–1795), schweizerischer Gelehrter, ab 1758–1780 Privatsekretär König Friedrichs II. von Preußen, als welcher er die Äußerungen des Monarchen in seinem Tagebuch festhielt. Daraus entstand das Buch „Unterhaltungen mit Friedrich dem Großen. Memoiren und Tagebücher von Heinrich de Catt“ (Original: Leipzig 1884; zahlreiche Nachdrucke).

917 Einliegend findet sich eine Abschrift des 50seitigen Protokolls des Kronrats vom 5.11.1917 im Schloß Bellevue über die polnische Frage. Kühlmann kritisierte in seinem Vortrag den Beschluß zur Schaffung eines selbständigen Polens von 1916 und plädierte für eine Umkehr der damaligen Vorherrschaftsabsprachen zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland, so daß „in Rumänien Deutschland bedingungslos die Vormacht eingeräumt werden solle“, während „Polen in ein engeres staatsrechtliches Verhältnis zur Doppelmonarchie voraussichtlich im Wege einer Personalunion“ treten solle. Kühlmann postulierte die austro-polnische Lösung auch als Mittel für den größeren Zweck, „daß das Bündnis mit Österreich immer stärker ausgebaut werde“, und formulierte drei Ziele: „grundlegender Staatsvertrag mit Österreich-Ungarn zunächst auf 20 Jahre“, „daß alle Zollschranken soweit wie nur möglich abgetragen würden“ und „intime[s] Zusammenarbeiten der beiden Obersten Heeresleitungen auch im Frieden als dauernde Institution“. Letztlich wollte der Staatssekretär „einen so engen Anschluß Österreichs an uns, daß wir in Europa diejenige Breite gewönnen, die wir bei aller unserer Tüchtigkeit im Gebiete des heutigen Deutschen Reichs allein nicht hätten erreichen können. Wir würden uns aus einem internationalen Faktor von jetzt 60 bis 70 Millionen zu einem solchen von 130 bis 140 Millionen auswachsen. Das würde wirtschaftlich, machtpolitisch und militärisch ein so großer Gewinn sein, daß wir mit voller Aussicht auf Erfolg den späteren Wettkampf mit Amerika, England und seinen Kolonien würden auf uns nehmen können.“ Wilhelm II. entschied sich am Ende für die von Kühlmann favorisierte austro-polnische Lösung, obwohl Hindenburg und Ludendorff dagegen plädiert hatten. – Vgl. auch unten S. 663 im Teil II. Ferner Scherer/Grunewald II, S. 526–539.

918 Kühlmann war bei den Parteiführern im Oktober 1917 als Reichskanzler mehrfach im Gespräch; vgl. IFA II, S. 844 (Register sub Kühlmann/Innenpolitik/Kandidatur zum Reichskanzler).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

eine auf die Reichstagsmehrheit sich stützende, einen vernünftigen Vergleichsfrieden anstrebende Politik auf entschlossene Opposition der Generale und der mit ihnen verbündeten Deutschnationalen und Schwerindustriellen stoßen würde. Die Übertragung des Kanzleramtes auf mich würde den Konflikt mit den genannten Gewalten in kürzester Zeit zum offenen Ausbruch gebracht haben. Die Aufgabe bestand aber gerade darin, den Konflikt zwischen den auseinanderstrebenden Gewalten, Heeresleitung und Parlament, zu verhindern und auftretende Gegensätze nach Möglichkeit zu überbrücken. Es war ohne Weiteres klar, daß bei einem solchen akuten Konflikt die Militärs das Parlament nach Hause schicken und versuchen würden, rein diktatorisch zu regieren. Ein solches Verfahren hätte den drohenden Zusammenbruch nur beschleunigt; eine meiner Grundüberzeugungen war: Wir können nur mit Hilfe der in der Sozialdemokratie organisierten deutschen Arbeiterschaft den Krieg fortsetzen. Entstehen in der Mehrheit der deutschen Arbeiterschaft Stimmungen, die eine Abwanderung zu den in offener Auflehnung befindlichen Unabhängigen oder gar zu den Spartakisten begünstigen, so müßte die ohnehin stark angespannte Lage in Deutschland zusammenbrechen. Aus diesen Erwägungen heraus habe ich alles daran gesetzt, um die Kanzlerschaft des Grafen Hertling zum Erfolg zu führen. Dieser mußte schon durch Alter und Erfahrung den Soldaten gegenüber größere Autorität besitzen und konnte immer wieder durch vermittelndes Eingreifen das Ausbrechen eines akuten Konfliktes verhindern[919].

Wie ich nachträglich hörte, war von parlamentarischer Seite die Anregung lanciert worden, der Kaiser soll mir das Kanzleramt übertragen.[920] Der Kaiser hat [mit] mir darüber nie gesprochen; es wäre auch, abgesehen von meiner sogenannten „Jugend", keine lebensfähige Kombination gewesen. Die Beziehungen zur Obersten Heeresleitung waren nicht immer leicht, und ich hätte den Generalen gegenüber mich sehr viel schwerer durchsetzen können als ein älterer Mann mit dem Prestige langer Erfahrung.

Schon Bethmann Hollweg hatte bei seinem Abgang dem Kaiser den Bayerischen Ministerpräsidenten Freiherrn[921] von Hertling als seinen Nachfolger empfohlen. Damals hatte Hertling abgelehnt, da er fürchtete, mit der Obersten Heeresleitung nicht auskommen zu können. Diesmal drang auch König Ludwig von Bayern sehr in ihn, sich dem Vaterland in so gefahrvoller Stunde nicht zu versagen, und so nahm Hertling an. Ich kannte ihn aus früheren bayerischen Beziehungen her nur flüchtig. Mit 74 Jahren war er kein Jüngling; ursprünglich Professor der Philosophie, gehörte er seit Dezenien der Zentrumspartei im Reichstag an, hatte in derselben stets Ansehen und Gewicht besessen

[919] Ende der Einschaltung; hiernach wird wieder der Basistext wiedergegeben.

[920] Für zeitgenössische Urteile über eine gewünschte Übernahme des Reichskanzleramtes durch Kühlmann vgl. IFA II, S. 844 (im Register sub Kühlmann/Kandidatur zum Reichskanzler), sowie Theodor Wolffs Eintrag vom 12. Oktober 1917 (Tagebücher, S. 550): „d. Fortschrittler wünschen Kühlmann." – „Kühlmann hat wenig Lust, oder behauptet das wenigstens." – Vgl. auch ebd. S. 551–555.

[921] Tatsächlich war Hertling bereits 1914 vom Freiherrn zum Grafen ernannt worden.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

und in seiner Führung der Bayerischen Ministerpräsidentschaft Charakter und staatsmännischen Blick gezeigt. Vor Übernahme des Amtes verständigte er sich mit den Mehrheitsparteien des Reichstags über das zu befolgende Programm, so daß er nach Übernahme des Amtes sich auf die Mehrheit im Parlament stützen konnte. Was ihm bei dem relativ hohen Alter an äußerer Elastizität und Beweglichkeit fehlen mochte, ersetzte bei ihm die große, insbesondere parlamentarische, Erfahrung. Die größte Belastung bei seiner Arbeit war die Schonungsbedürftigkeit seiner Augen; es mußte ihm fast alles vorgelesen werden. Sein Sohn[922], der als Offizier der Armee angehörte, war stets um ihn, diente als eine Art Adjutant und las ihm wohl auch die meisten wichtigen Schriftstücke vor.

Mein persönliches Verhältnis zu Hertling ist vom ersten Tage unseres Zusammenseins bis zu meinem Ausscheiden aus dem Amt stets ein ausgezeichnetes gewesen. Mit diesem abgeklärten und vollkommen sachlichen Edelmann genügte eine klare zusammenfassende Darlegung, um ihn ins Bild zu setzen. Wir haben niemals eine Differenz gehabt, und er hat mich unterstützt, soweit er konnte. Daß er sich gegenüber der Obersten Heeresleitung, insbesondere Ludendorff, auf die Dauer nicht durchsetzen konnte, lag in den gegebenen Verhältnissen. Die reale Macht des Kaisers war, je länger der Krieg dauerte, je geringer geworden; Notwendigkeit und wahrscheinlich auch Neigung der Generalität, immer mehr auch in die Politik und das diplomatische Getriebe hineinzuregieren, machte[n] die Stellung des Kanzlers schwieriger.

Ich war seit langem überzeugt, daß gerade der monarchische Gedanke in Deutschland es unbedingt notwendig mache, die Regierung in weitgehendem Maße zu parlamentarisieren. Ich dachte dabei an keinerlei Änderung der Verfassung, vielmehr an eine allmählich sich einbürgernde und schließlich zur Regel gewordene Gewöhnung, einen wesentlichen Teil der leitenden Staatsmänner nicht, wie bisher, der Bürokratie, sondern dem Parlament zu entnehmen. Ich teilte keineswegs das damals in den herrschenden Kreisen so allgemein verbreitete Mißtrauen gegen das Parlament, und ich bin überzeugt, daß ein so gescheites, gebildetes und in allen Zweigen menschlicher Tätigkeit so leistungsfähiges Volk wie das deutsche nur gesteigerter und längerer politischer Fühlung bedarf, damit auch seine parlamentarische Vertretung der keines anderen Staates nachstehe. Damit ein Parlament leistungsfähig sei, muß es auf gute und strebsame Köpfe Anziehungskraft ausüben. Die größte Schwäche des deutschen Parlamentes war, daß von der jüngeren Generation viel[e] lieber der Armee, der Verwaltung oder dem Erwerbsleben sich zuwandten, als einen Sitz im Parlament anzustreben. War erst durch Gewohnheitsrecht die parlamentarische Tätigkeit ein Abkürzungsweg, der rascher als die Beamtenkarriere zu den entscheidenden Stellungen im Staate heranführte, so würde ganz von selbst die parlamentarische Laufbahn für jüngere, fähige Köpfe anziehend.

[922] Karl Graf von Hertling (1878–1964), bayerischer Rittmeister; Sohn des Reichskanzlers; 1918 kommandiert beim Reichskanzler. – Er schrieb: Ein Jahr in der Reichskanzlei.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Hatte schon Bethmann Hollweg bei Auswahl seiner Mitarbeiter dem Parlament gewisse Konzessionen gemacht, so war zweifellos das Kabinett Michaelis ein, wenn auch schüchterner, weiterer Schritt in dieser Richtung. Ich vertrat die Ansicht, daß man weitergehen soll. Der Vize-Kanzler im Kabinett Hertling, Dr. Helfferich, war im Reichstag unbeliebt. War es seine etwas harte, meist dozierende Art, war es sein zu prononziertes Eintreten für den unbeschränkten Ubootkrieg, zu welchem er sich nach langem Schwanken entschlossen hatte, – der Reichstag machte ihm Opposition, und sein Verbleiben im Kabinett bildete eine unnötige Belastung. Graf Hertling war geneigt, Herrn von Payer[923], einen hervorragenden württembergischen Demokraten, der sowohl im Reichstag wie als Vorsteher der württembergischen Kammer als redlicher, viel erfahrener und aufrechter Mann in weiten Kreisen auch über seine Partei hinaus bedeutenden Anhangs sich erfreute, ins Kabinett zu berufen. Schon bisher hatte in der Praxis Herr von Payer vielfach zwischen Regierung und Reichstag vermittelt. Wenn immer eine heikle Lage drohte, wandte man sich an Herrn von Payer, der durch persönliche Beliebtheit und strenge Sachlichkeit meist die Dinge wieder einzurenken verstand. Die Rechnung war, daß das Kabinett mit Herrn von Payer das gewinnen sollte, was man im englischen Kabinett einen „Parliamentary Secretary" nannte, er sollte den greisen Reichskanzler von einem Übermaß parlamentarischer Betätigung entlasten und den in diesen furchtbaren Zeiten doppelt wichtigen fortlaufenden Kontakt zwischen Reichstag und Regierung vermitteln.

Graf Hertling bat mich, ihn zu begleiten, wenn er zum Kaiser fuhr, um ihm diese Frage vorzutragen. Es war ihm offenbar nicht ganz wohl bei der Expedition, jedenfalls hatte er den Wunsch nach einer gewissen Rückendeckung. Wir fuhren zusammen im Auto nach Potsdam, besuchten dort erst Herrn von Valentini[924] in seiner Dienstwohnung, dann fuhren Hertling und ich zusammen zum Neuen Palais. Unterwegs meinte der Kanzler, er wolle zunächst einmal allein zum Kaiser hineingehen, und bat mich, ich möchte die Zeit bei dem diensttuenden Flügeladjutanten verbringen. Sei Not am Mann, so werde er mich zu der Besprechung bitten lassen. Ich unterhielt mich einige Zeit mit dem diensttuenden Flügeladjutanten in dessen Zimmer; plötzlich kam der Kaiser mit Hertling zu uns herein, stellte sich furchtbar erstaunt und sagte: „Kühlmann, wo kommen Sie denn her, und was treiben Sie denn eigentlich hier?" Ich erwiderte ihm, ich sei vom Grafen Hertling als Reserve und eventueller Unterstützungstrupp aufgestellt. Der Kaiser lachte laut, klopfte Hertling auf die Schulter und sagte: „Nicht wahr, liebe Excellenz, das haben wir gar nicht nötig, wir haben uns auch ohne Unterstützungstrupp restlos verstanden." Wir verabschiedeten uns hierauf, und Hertling erzählte mir sichtlich er-

[923] Friedrich von Payer (1847–1931), MdR (Fortschrittliche Volkspartei) 1877–1878, 1880–1887, 1890–1917; Vizekanzler 12. November 1917 – 9. November 1918. – Er schrieb: Von Bethmann Hollweg bis Ebert.

[924] Rudolf von Valentini (1855–1925), Chef des Geheimen Zivilkabinetts 1908 – 16. Januar 1918. Er hinterließ: Kaiser und Kabinettschef, Nach eigenen Aufzeichnungen und dem Briefwechsel dargestellt von Bernhard Schwertfeger, Oldenburg i. O. 1931.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

leichtert bei der Heimfahrt, seine Befürchtungen seien grundlos gewesen. Zwar habe der Kaiser früher einmal für Helfferich eine gewisse Vorlie[b]e gezeigt, er habe aber seinem Vortrag über die Notwendigkeit des Personenwechsels schweigend und mit Aufmerksamkeit gelauscht und seinem Antrag ohne Schwierigkeit zugestimmt. So wurde Helfferich als Vize-Kanzler durch Herrn von Payer ersetzt.

Ich fragte einmal einen der führenden Herrn in der Deutschen Bank, ob sie Helfferichs Ausscheiden aus diesem Institut nicht als Verlust empfunden hätten. Der Gefragte wies ausführlich auf Helfferichs große Begabung hin, auf seine Geschicklichkeit, unter Verwendung umfangreichen statistischen Materials eine These zu verteidigen. Schließlich aber setzte er trocken hinzu: „Bei alledem war er aber kein Geldverdiener." Meine Zusammenarbeit mit Helfferich war zu kurz, um ein abschließendes Urteil zu ermöglichen. Aber auch im Kabinett hatten wir den Eindruck, daß die praktischen Ergebnisse seiner Tätigkeit mit der bestechenden Art, mit der er ein Programm skizzierte, vielleicht nicht vollkommen Schritt hielten.

Herr von Payer hat durchaus erfüllt, was er versprochen hatte. Die Zusammenarbeit zwischen Regierung und Parlament ist unter dem Kabinett Hertling trotz der ungeheuren, in den Zeitverhältnissen begründeten Schwierigkeiten reibungslos verlaufen. Am Parlament hat es nicht gelegen, wenn die Dinge schließlich zu der furchtbaren Katastrophe trieben; die Macht lag in den Händen des Militärs, mit der Macht trug es automatisch auch die Fülle der Verantwortung[925].

8. November 1917: Willy von Radowitz[926] zum stellvertretenden Chef der Reichskanzlei ernannt. Lange Verhandlungen mit Parlamentariern und mit dem Kanzler Hertling. Fahre mit Hertling zum Kaiser ins Neue Palais. Gründung einer Kaiser-Wilhelm-Akademie der Politischen Wissenschaften beschäftigte mich damals stark. – Helfferich wütend über Annahme seines Demissionsangebotes[927].

19. November 1917: Bülow arbeitet noch mit aller Kraft an seiner Reichskanzler-Kandidatur. Heeresleitung und Kronprinz schienen gewonnen, ebenso die Kreise um Erzberger und Stresemann. – Ausführliche Besprechungen mit den Professoren Hintze und Troeltsch[928] und von Harnack über Akademie der Politischen Wissenschaften.

20. November 1917: Gewerkschaften sehr unzufrieden. Hauptgrund chronische Lebensmittelnot und Unterdrückungspolitik der Generalkommandos.

---

925 Die folgenden Absätze sind ein weiterer Teil der einliegenden maschinenschriftlichen Aufzeichnung „Staatssekretariat bis zum Beginn der Friedensverhandlungen", deren Großteil bereits wiedergegeben wurde.

926 Wilhelm von Radowitz (1874–1939), Unterstaatssekretär und Chef der Reichskanzlei November 1917 – Oktober 1918.

927 Er war am 23. Oktober 1917 als Staatssekretär des Reichsamts des Innern und am 9. November 1917 als Vizekanzler zurückgetreten.

928 Otto Hintze (1861–1940), Historiker und Sozialhistoriker. – Ernst Troeltsch (1865–1923), protestantischer Theologe; Kulturphilosoph. – Harnack: oben S. 157, Anm. 177.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

21. November 1917: Kurze Reise nach Belgien. Oberstleutnant Bauer[929] vom Großen Hauptquartier klagt darüber, daß unabhängige Sozialisten mit ihrer Propaganda die Front zersetzen.

– Kronprinz mit Kanzlerschaft Hertling nicht zufrieden. Will Bülow als Kanzler. Ludendorff nicht gegen Bülow; Bülow habe erklärt, sei mit mir als Staatssekretär einverstanden. Ich solle mich mehr an Kronprinzen anschließen, „er käme sowieso immer mehr heran und augenblickliche Gunst des Kaisers dauere vielleicht nicht lange." Die für Bülow arbeitende Gruppe bestehe aus einflußreichen Militärs, einigen Marineoffizieren und einflußreichen Großindustriellen. Der Kronprinz werde von dieser Gruppe geschoben.

Oberst Bauer, Verbindungsglied zwischen einem Teil der Schwerindustrie und dem Hauptquartier. Politische Konstellation bei meinem Amtsantritt: enge Verbundenheit der konservativen Partei sowohl im Reichstag als im Lande mit der Obersten Heeresleitung und wichtigen Mitgliedern der Schwerindustrie[930].

Der furchtbar opfervolle und nicht von Erfolg gekrönte Angriff Falkenhayns[931] auf Verdun hat seiner Feldherrnkarriere großen Stils ein Ende gemacht. Das Versagen des Ubootkrieges hatte das Deutsche Volk, gerade nach den Versprechungen, die gemacht worden waren, bis ins tiefste Innere aufgewühlt und unruhig gemacht. Sah man im Westen kein Ende, keinen Weg, wie man Frankreich und England in die Kniee zwingen könne, so war der Ausblick im Osten dagegen viel hoffnungsvoller. Das Russische Reich, weniger in sich gefestigt als die älteren europäischen Kulturstaaten, wankte unter den furchtbaren Schlägen, die es im Feldzug erlitten hatte, in seinen Grundfesten. Die Kriegsmüdigkeit weiter Kreise und der Armee war unwiderstehlich geworden, die Macht geriet mehr und mehr in die Hände der extremen revolutionären Gruppen, welche man damals als Bolschewiken bezeichnete, die beiden wichtigsten Führer waren Lenin, ein Russe, und Trotzki[932], ein galizischer Jude. Die Sovietregierung erließ am [8. November 1917] einen Funkspruch an alle, in welchem sie sämtliche Kriegführende zum Abschluß eines allgemeinen Friedens einlud; zugleich wurde die Bereitwilligkeit zur Einleitung von Waffenstillstandsverhandlungen erklärt. Ich besprach mit dem Grafen Hertling den Wortlaut der russischen drahtlosen Mitteilung und wir kamen sofort überein,

---

929 Max Bauer (1869–1929), Oberst; Chef der Abteilung IIIb der Operationsabteilung des Generalstabs des Feldheeres.

930 Einliegend findet sich noch, in der Wiedergabe der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" Nr. 359 vom 30. November 1917, die Rede Kühlmanns vor dem Hauptausschuß des Reichstags vom selben Tag. Inwiefern Kühlmann diese noch in seine Darstellung einbauen wollte, muß offenbleiben. Mit dem folgenden Absatz wird der Basistext fortgesetzt.

931 Erich von Falkenhayn (1861–1922), Generalleutnant; Chef des Generalstabs 1915–1916; Oberbefehlshaber der 9. Armee gegen Rumänien 1916–1917; Führer der Heeresgruppe F in Palästina September 1917 – März 1918.

932 Vladimir Il'ič Lenin [Ul'janov] (1870–1924), Vorsitzender der Bolschewiki 1903–1924; Regierungschef der Russischen SFSR und der Sowjetunion 1917/1922–1924. – Lev Trockij [Bronstein] (1879–1940), Volkskommissar des Auswärtigen November 1917–März 1918; Kriegskommissar 1918–1924. – Für die beiden folgenden Daten ließ Kühlmann Lücken im Text, ohne sie noch zu füllen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

die Mitteilung als diskutable Grundlage für Verhandlungen zu bezeichnen. Die Waffenstillstandsverhandlungen begannen alsbald unter Führung des Generals Hoffmann[933] in der ehemaligen russischen Festung Brest-Litowsk am [3. Dezember 1917] und führten nach kurzer Zeit zum Abschluß eines formellen Waffenstillstandes zwischen der Soviet-Regierung und den Mittelmächten. Rumänien schloß sich den Waffenstillstandsverhandlungen an[934].

Der Verlauf der Waffenstillstandsverhandlungen ließ die Hoffnung begründet erscheinen, daß unmittelbar darauf sich ein Friedensgespräch werde anknüpfen lassen.

Es erhellte ohne Weiteres, welchen ungeheuren Gewinn es für Deutschland darstellte, wenn die ganze Ostfront politisch und militärisch entlastet werden konnte. So wie die Dinge sich entwickelten, trat die militärische Entlastung, die Möglichkeit, rasch alles, was an Material und brauchbaren Kampftruppen verfügbar war, an die Westfront zu werfen, immer mehr in den Vordergrund. Dieser rein militärische Gesichtspunkt darf nicht aus den Augen verloren werden, will man sich über die Grundlage unserer Verhandlungen ein richtiges Bild machen.

Der Kanzler war von anfang an dafür, ich soll[e] für Deutschland die Friedensverhandlungen führen; für Österreich kam nur Graf Czernin in Frage, mit dem wir ununterbrochen im regsten Gedankenaustausch standen[935]. [Er war eine] ausgeprägt aristokratische Erscheinung[:] Längliches, besonders schmales Gesicht. Züge, über welche, wie Wolkenschatten über Wasser, eine ständige nervöse Unruhe huschte. An dem schmalen, gut aussehenden Schädel, Ohren, die nach oben merkwürdig spitz ausliefen, etwa so wie die Antike Fauns Ohren bildete. In seinem Wesen war er unruhig und ungeduldig, wie ein Vollblutpferd.

Vielfach hat damals in der Öffentlichkeit der Eindruck bestanden, vielleicht wohl auch von interessierter Seite gefördert, daß ich mich in irgend einer Weise von Czernin beeinflussen oder beherrschen ließe. Daß die Erhaltung und die Festigung des innerlich keineswegs festen österreichischen Bündnisses das wichtigste Ziel meiner ganzen Politik war[936], habe ich an anderer Stelle

933 Max Hoffmann (1869–1927), Generalmajor; Chef des Generalstabs des Oberbefehlshaber Ost 1916–1918; leitete die Waffenstillstandsverhandlungen von Brest-Litovsk; Vertreter der OHL bei den Friedensverhandlungen von Brest-Litovsk.

934 Der deutsch-rumänische Waffenstillstand wurde am 9. Dezember geschlossen, die Unterzeichnung des Waffenstillstands zwischen der bolschewistischen Regierung Rußlands und dem Deutschen Kaiserreich erfolgte am 15. Dezember 1917.

935 Der Rest dieses Abschnitts und der folgende Abschnitt sind die Wiedergabe der „Einschaltung: Graf Ottokar Czernin“. Anbei findet sich die Todesanzeige Czernins vom 4. April 1932, die Kühlmann von der Familie zugesandt worden war. Zu diesen beiden Abschnitten existieren zudem handschriftliche Notizen auf demselben Blatt, auf dem auch die oben abgedruckten Bemerkungen zu Zar Ferdinand, zum Londoner Pakt und zu Schloß Reichenau skizzenhaft entworfen wurden. Möglicherweise beziehen sich die folgenden Notizen dieses Zettels ebenfalls auf Czernin: „Auto Krankheit u. Begräbniß[,] was ihm verdanke[,] Jagd“.

936 Ursprünglich formulierte Kühlmann als Satzbeginn: „Daß Erwägungen, das innerlich keineswegs feste österreichische Bündnis um jeden Preis zu stützen und zu erhalten, das

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

hervorgehoben. In Wirklichkeit habe ich bei Czernin während unserer ganzen Zusammenarbeit in keinem mir wichtigen Punkte Widerstand oder selbst mangelndes Entgegenkommen gefunden. Ich habe es stets für nützlich gehalten, seinem stark entwickelten Bedürfnis nach äußerer Geltung Rechnung zu tragen und ihm nicht verwehrt, bildlich gesprochen, in den Augen des Publikums mit seinem Pferde eine Halslänge voraus zu reiten. Mir ist die Meinung der sogenannten Öffentlichkeit, wenn ich sachlich mein Ziel erreichte, immer durchaus gleichgültig gewesen.

Hatte ich bei Übernahme des Auswärtigen Amtes die Notwendigkeit festgestellt, sogleich durch entsprechende Sondierungen klarzulegen, ob und unter welchen Umständen für Deutschland Friedensmöglichkeiten beständen, so hatte Czernin, und neben ihm der Kaiser Karl, zahlreiche Fäden in derselben Richtung gesponnen. Ich fand einen Zustand vor, der mir durchaus unerwünscht und abänderungsbedürftig erschien. Kaiser Karl, das Palais Parma und Czernin unterhandelten ununterbrochen durch die verschiedensten Kanäle mit den Westmächten, und zwar in erster Linie mit Frankreich. Da Frankreich hauptsächlich an der Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen lag, trat dieses Thema natürlich immer wieder in den Vordergrund, obwohl es die Österreicher durchaus nichts anging. Ebenso befaßten sie sich mit der belgischen Frage, die gleichfalls vollkommen außerhalb ihres Interessenbereiches lag. Es schien mir deshalb dringend erwünscht, schon bei dem ersten Zusammenkommen mit Czernin eine Art politischer Flurbereinigung vorzunehmen und ihm klar zu machen, daß jeder von uns beiden nur über diejenigen Fragen verhandeln sollte, die in seine Interessensphäre gehörten; also behielten wir uns unbedingt vor, daß nur Deutschland berechtigt sein sollte, über die Reichslande und Belgien zu sprechen, während die Trentino- und die balkanischen Fragen in ersten Linie der österreichischen Interessensphäre zugehören sollten. Wie weit die Österreicher in ihrer Ungeniertheit gegangen waren, beweist am besten der viel besprochene S[i]xtus-Brief des Kaiser[s] Karl, in welchem dieser unerfreuliche Bundesgenosse stracks den Franzosen Elsaß-Lothringen zuzusprechen für gut befand[937].

Czernin nahm diese Ziehung scharfer Trennungslinien zwischen unseren gegenseitigen Kompetenzen viel weniger krumm, als ich angenommen hatte. Die mit Brest-Litowsk einsetzende fast ständige persönliche Zusammenarbeit während der Friedensverhandlungen hat die Gefahr österreichischer Extratouren in dieser Richtung ohnehin stark verhindert – und ich hatte mich in Zukunft, über die offizielle Politik jedenfalls, nicht weiter zu beklagen, wenn man auch auf die Neigung des Ballplatzes, gelegentliche Excoursionen auf eigene Faust zu veranstalten, stets ein wachsames Auge haben mußte.

---

wichtigste Streben meiner ganzen Politik war“. Später erfolgten handschriftliche Änderungen.

937 Gemeint ist der Brief Kaiser Karls vom 24. März 1917 an Prinz Sixtus, in dem er der französischen Regierung zusagen ließ, er werde die Ansprüche Frankreichs auf Elsaß-Lothringen unterstützen, abgedruckt in: Schulthess’ Europ. Geschichtskalender 59,2 (1918) S. 801–802.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Legte ich mir die Grundlagen der bevorstehenden Verhandlungen auseinander, so ergab sich folgendes Bild: An erster Stelle stand die gebieterische militärische Notwendigkeit, im Osten rasch zu einem Abschluß zu kommen, um für die bevorstehende gigantische Westoffensive soviel Material und Truppen frei zu machen als möglich. Das wichtigste Erfordernis jedes internationalen Vertrages ist ein Gegenspieler. Bei einem in chaotischer Gärung begriffenen Staatskörper liegt immer die Gefahr vor, daß es an einem solchen fehlt. Aus diesem Grunde haben wir nicht, wie manche Stimmen dies von uns verlangten, die Legitimation der Bolschewiken, im Namen Rußlands zu sprechen, zu ernstlich unter die Lupe nehmen können. De Facto beherrschten sie die Hauptstädte, und der weitere Verlauf hat bewiesen, daß sie von den damals noch um die Macht ringenden Elementen jedenfalls das stärkste gewesen waren.

Das zweite Essentielle war, daß diese sogenannten Friedensschlüsse im Osten im hohen Grade den Charakter zeitweiliger Ordnungen in sich tragen mußten. Auf dem Weltmeer und dem Mittelmeer sowie an der Westfront ging der ungeheure Kampf weiter, und nach meinen früher dargelegten allgemeinen Anschauungen mußte ich es für ausgeschlossen halten, daß besonders nach dem Eintritt Amerikas in den Krieg eine völlige Besiegung der Gegner mit einem deutschen Diktatfrieden als möglich in Aussicht genommen werden konnte. Kam es zu einem Vergleichsfrieden, so hielt ich die Bewahrung der deutschen Integrität auf der Vorkriegsbasis schon für eine erstrebenswerte Errungenschaft. Daß die ganzen Ostverhältnisse von dem allgemeinen Friedenskongreß erneut überprüft und neu geordnet werden würden, stand mir vollkommen fest. Ich habe deshalb zu verhindern gesucht, daß wir den deutschen Namen und das deutsche Prestige zu sehr mit den Neubildungen der provisorischen Ostfrieden identifizierten, wie es insbesondere die Einpflanzung neuer Dynastien und ähnliche im damaligen Deutschland sehr populäre Maßregeln unweigerlich tun mußten.

Die Basis, auf der ich überhaupt operieren konnte, war durch die Premise der Friedensverhandlungen so schmal, daß der diplomatisch überhaupt mögliche Weg verzweifelt jenem Drahtseil glich, auf dem vor der staunenden Menge geübte Artisten mit gespielter Behaglichkeit sich bewegen.

Einesteils war es ein Gebot elementarer Klugheit und der militärischen Gesamtlage, daß wir nichts von dem besetzten Gebiet den Bolschewiken zurückgaben. Abgesehen davon, daß eine solche Rückgabe nichts anderes bedeutet hätte als Mord, Blutvergießen und Entrechtung, wie sie im damaligen Rußland an der Tagesordnung waren, erlaubte auch die militärische Lage keine Aufgabe besetzten Gebietes. Wir konnten nach abgeschlossenem Frieden der Moskauer Regierung nicht über den Weg trauen; es bestand jeden Augenblick die Möglichkeit, daß sie durch hohe Worte der Entente wieder zu aktivem Eingreifen gegen die Zent[r]almächte aufgewiegelt werden konnte.

Zudem war das Land des Möglichen beschränkt durch den russischen Funkspruch, der als Grundlage für die Eröffnung der Friedensverhandlungen gedient hatte, durch die von der russischen Delegation in der ersten Sitzung in Brest-Litowsk proklamierte und von den Mittelmächten grundsätzlich ange-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nommene[938] Richtung, und endlich, und dies war die Hauptsache, durch die Notwendigkeit, für den künftigen Friedensvertrag im Deutschen Reichstag eine Mehrheit zu finden, in demselben Reichstag, welcher am [19. Juli 1917] mit großer Majorität [für] die Friedensresolution votiert hatte. Diese Resolution, die besagte, daß „[*Lücke*][939], war gedanklich den bolschewistischen Friedensgrundsätzen nahe verwandt. Rechnet man dazu, daß unser wichtigster Verbündeter, Österreich-Ungarn, materiell ziemlich am Ende seiner Kräfte stand und seit der Thronbesteigung Kaiser Karls mit der Entschlossenheit der Schwachen auf Frieden um jeden Preis hin arbeitete, daß Graf Czernin selbst ein überzeugter und geschickter Vertreter dieser Politik war, daß Österreich selbst das Odium, uns vor dem Feinde im Stich zu lassen, nicht scheute, wie die späteren Ereignisse in Rumänien klar erwiesen haben, so sieht man ohne weiteres, daß die Voraussetzungen nur den schmalsten Weg noch gangbar ließen. Nimmt man dazu, daß, wenn ich auch keinerlei Hoffnung hatte, Entente-Vertreter im Saal in Brest-Litowsk auftauchen zu sehen, doch Ton und Methode der Verhandlungen auf die öffentliche Weltmeinung abgestimmt bleiben sollten, so daß Kriegskarte und lautes Säbelschlagen besser vermieden blieben, so engte sich der Kreis der Argumente noch weiter ein.

Es ergab sich mir als einzig gangbarer Pfad der, das von uns besetzte Gebiet, anklingend an historische Tatsachen, zu Staaten zu gestalten und, unter Ausnutzung der von den Bolschewiken so laut in den Vordergrund geschobenen Lehre von dem Selbstbestimmungsrecht der Völker, diesen staatlichen Gebilde[n] das Maß von Eigenleben zu verleihen, welches mit den Notwendigkeiten des fortlodernden Krieges sich vereinigen ließe. Daß die damalige Arbeit nicht ganz so schlecht und unorganisch war, als manche Kritiker behaupten wollten, ergibt sich wohl aus der Tatsache, daß alle die Staatsgebilde, die damals ihren Ursprung in unseren Brest-Litowsker Besprechungen genommen haben, Kriegsende und Friedensschluß überdauert haben und heute noch als selbständige Staaten bestehen. Eines Tages, wenn Rußland in etwas [sic] konsolidiert und, wie dies in der russischen Geschichte so häufig der Fall ist, für innere Schwierigkeiten ein Ventil in auswärtigen Abenteuern sucht, werden sie es vielleicht nicht allzu leicht haben, sich der drohenden Wiedervereinigung mit dem russischen Koloß zu entziehen.

So war, als ich den Zug nach Brest-Litowsk bestieg, Programm und Inhalt der Verhandlungen klar und unabänderlich vorgezeichnet; tatsächlich sind die Besprechungen sowohl mit unseren Verbündeten als mit den Russen genau auf dieser Linie verlaufen, und es konnte ein Ergebnis erzielt werden, welches den militärischen Notwendigkeiten Rechnung trug und zwei so diametral entge-

[938] Kühlmann schrieb, grammatikalisch unpräzise: „angenommenen“. Das „Land des Möglichen“ ist allegorisch zu verstehen.

[939] Kühlmann ließ im Satz zuvor für das Datum und für die hier zu zitierende Passage aus der Friedensresolution Lücken. Die Resolution besagte, daß der Reichstag „einen Frieden der Verständigung und dauernden Versöhnung der Völker“ erstrebe und „mit einem solchen Frieden […] erzwungene Gebietsabtretungen, politische und wirtschaftliche und finanzielle Vergewaltigungen unvereinbar“ seien; abgedruckt in: Ursachen und Folgen, S. 37 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gengesetzte Weltanschauungen wie die der Obersten Heeresleitung und der Reichstagsmehrheit soweit unter einen Hut brachte, als dies überhaupt menschenmöglich war[940].

Noch während der Fahrt nach Brest-Litowsk schien es zweifelhaft, ob wir überhaupt dort untergebracht werden konnten. Die Russen hatten beim Rückzug in blinder Wut die Stadt vollkommen verbrannt und zerstört. Es war unsicher, ob man für uns Quartier machen könne, oder ob wir während der ganzen Zeit der Verhandlungen in den Zügen wohnen bleiben sollten. Wir kamen gegen abend an[941], von General Hoffmann und seinem Stab begrüßt mit der willkommenen Nachricht, daß sich vom nächsten Tage an doch Quartier würde finden lassen, bescheiden und kriegsmäßig zwar, aber immerhin möglich. Wir wurden gleich zum Abendessen beim Feldmarschall Prinz Leopold von Bayern[942] gebeten, und so befand ich mich wenige Stunden nach meiner Ankunft mitten in dem Brest-Litowsker Milieu, dem merkwürdigsten, das ich je kennengelernt habe. Die eigentliche Stadt war, wie gesagt, vollkommen zerstört; übrig geblieben waren nur einige Häuser innerhalb der alten Zitadelle, in welchen der Stab von Oberost und die zahlreichen dort tätigen Offiziere untergebracht waren. Sowohl Czernin als mir war je eines dieser Häuser zugeteilt worden, alles sehr einfach, von Luxus keine Spur, immerhin aber ausreichend. Die gewaltigen russischen Kachelöfen hielten warm, und das war in dem doch sehr kalten Winter die Hauptsache. Mitten in der Zitadelle hatten die Soldaten provisorisch aus Brettern ein niedriges Gebäude von bedeutenden Ausmaßen aufgeführt. Empfangsräume, Nebenräume und ein sehr geräumiges Speisegelaß. Hier trafen wir uns zur angesagten Stunde. Feldmarschall Leopold von Bayern machte die Honeurs mit vollendeter Liebenswürdigkeit und großem Takt. Dieser bayerische Prinz verkörperte in glücklicher Weise die große Tradition der fürstlichen Häuser. Ein verdienstvoller Soldat, hatte er in Krieg und Frieden in der Armee mit Auszeichnung gedient, als Schwiegersohn des Kaiser[s] Franz Joseph von Österreich war sein Weltbild reicher und ausgebreiteter, als dies bei Menschen seines Standes der Fall war. Er besaß eine gute Dosis gesunden, einfachen Menschenverstandes und auch so viel abgeklärte Philosophie, daß es für mich immer eine Freude war, über die laufenden Ereignisse, über Geschichte und geschichtliche Zusammenhänge mit ihm mich unterhalten zu können. Während der schwierigen Zeiten in Brest-Litowsk habe ich am Prinzen Leopold stets eine Stütze gefunden.

Um den Hausherrn, der Gerechte und Ungerechte mit der gleichen breiten bayerisch-österreichischen Liebenswürdigkeit behandelte, versammelte sich

---

940 Einliegend findet sich ein maschinenschriftliches stichpunktartiges „Schema für Brest-Litowsk“, anhand dessen Kühlmann seine weitere Darstellung offenbar orientierte: „Verlauf der eigentlichen Verhandlungen. Entwicklung des Verhältnisses zu den Russen. Verlauf der Verhandlungen mit den Verbündeten, insbesondere mit Österreich. Vorgänge in der Heimat und Stellungnahme zu denselben.“

941 Am 21. Dezember 1917.

942 Leopold von Bayern (1846–1930), Generalfeldmarschall; Oberbefehlshaber Ost August 1916–Januar 1919.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ein höchst ungleicher Kreis: Die breitschultrige Gestalt des Generals Hoffmann, mit der rauhen, etwas bellenden Stimme – charakteristisch für [sein] Gesicht [war ein] runder Schädel[; er hatte] etwas Eulenartiges [durch] die fast schwarzen, hart gezeichneten Augenbrauen[943] –, die Herren seines Stabes, unter denen der junge Baron Raischach[944], der Sohn des mir befreundeten Oberstallmeisters, sich befand. Dann waren da die Russen, von uns mit Neugierde betrachtet wie Sendlinge eines anderen Planeten. An ihrer Spitze, mit dunklem Bart, Zwicker, etwas blinzelnden Augen, etwa einem Pariser Journalisten oder kleinen Bankier ähnelnd, der erste russische Delegierte: Joffe[945], ursprünglich Arzt, ein Mann, der auf Formen und leises Sprechen Wert zu legen schien und wie manche der blutigsten Revolutionäre aussah, als könne er niemandem ein Haar krümmen. Etwas robuster, blond, der Schwager Trotzkis, Kamenew[946], der Gymnasiallehrer oder Bankbeamter hätte sein können, dann eine ältere, unscheinbare Frau, Madame Bisenko; sie verdankte ihre Ernennung als Delegierte zu den Friedensverhandlungen dem Faktum, daß sie vor vielen Jahren, die sie seitdem in sibirischen Gefängnissen verbracht hatte, den russischen General [*Lücke*[947]] niedergeschossen hatte. Sie sprach nur russisch, das ich von früher her leidlich beherrschte, und setzte uns ausführlich ohne erkennbare Erregung auseinander, wie dieser General ein böser Mensch gewesen sei und wie sie ihm mit der linken Hand eine umfangreiche Petition überreichte, während sie mit der rechten den sorgfältig versteckten Revolver hervorzog und dem Schädling mehrfach in den Bauch schoß[948]. – Dann war da die elegante Gestalt Czernins, wie wir anderen Diplomaten im Smoking, mit dem Orden des Goldenen Vlieses im Knopfloch. Da waren die Türken, an ihrer Spitze der Großvezier Talaat Pascha, mein alter Freund aus Konstantinopel, mit dem gescheiten und aufgeschlossenen Gesicht. Da waren die Bulgaren, unter denen General Gantscheff[949], der Vertrauensmann des Königs Ferdinand, durch Gewandtheit und Liebenswürdigkeit hervorstach, da war schließlich der Stab von Diplomaten, Attachés, Sachverständigen, Nachrichten-Offizieren.

---

943 Dieser Einschub ist einer einliegenden „Notiz zu General Hoffmann“ entnommen.

944 Eck Victor Richard Hugo von Reischach (1888–1963). – Sein Vater: Hugo Freiherr von Reischach (1854–1934), Generalmajor; Hofmarschall (1914: Oberhofmarschall) Kaiser Wilhelms II. 1905–1918.

945 Adol'f Abramovič Ioffe (1883–1927), seit 1917 Mitglied der bolschewistischen Partei; zu Beginn der Brester Friedensverhandlungen Vertreter der russischen Delegation; Botschafter in Berlin April – November 1918.

946 Lev Borisovič Kamenev [Rosenfel'd] (1883–1936), Bolschewist seit 1903; Mitglied des ZK 1917–1927. – Die im folgenden genannte: Anastasja Alekseevna Bicenko (1875–1938), als einzige Frau Mitglied der russischen Friedensdelegation.

947 Gemeint ist: Viktor Viktorovič Sacharov (1848–1905), General; Kriegsminister 1904–1905.

948 Kühlmann wollte offensichtlich noch auf andere russische Delegationsteilnehmer eingehen. Eingelegt findet sich eine kleine Zeitungsnotiz, daß die Moskauer Universität nach dem russischen Historiker Michail Nikolaevič Pokrovskij (1868–1932) benannt wurde, die mit dem handschriftlichen Vermerk „Memoirs. Brest-Litowsk“ versehen wurde. Dieser nahm ebenfalls an den Verhandlungen in Brest-Litovsk teil.

949 Peter Gančev (1874–1952), Oberst; bulgarischer Militärbevollmächtigter im deutschen Großen Hauptquartier 1915–1918.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Nachdem der Prinz Cercle abgehalten und die verschiedenen Anwesenden einander vorgestellt worden waren, begab man sich zu Tisch. Die Tischordnung war sorgfältig vorbereitet und wechselte täglich, so daß die drei besten Plätze, der gegenüber dem Feldmarschall und die beiden rechts und links von ihm, im Turnus jedem der auswärtigen Delegationsführer zufielen. Es war ein neues Bild in der Geschichte, Revolutionäre, deren Hände von vergossenem Blut noch klebten, in einem rein höfischen Milieu um den Vertreter einer alten Dynastie geschaart zu sehen, inmitten der Offiziere und Diplomaten eines Systems und einer Weltanschauung, die jenen bis in den Tod verhaßt war. Prinz Leopold schien von all solchen Erwägungen völlig frei und unterhielt sich mit der gleichen gewinnenden Natürlichkeit mit dem böhmischen Feudalen Czernin, wie mit Joffe und Madame Bisenko. Gegen Ende der Tafel wurde regelmäßig Sekt gereicht und der Prinz trank den um ihn sitzenden Delegierten persönlich zu. Die Etiquette erforderte, daß man sich hierbei erhob und sein Glas leerte. Die Russen konnten sich zu der Demonstration nicht ganz entschließen und leerten ihr Glas mit einer Bewegung, welche zwischen einer Verbeugung und einem halben Erheben die Mitte hielt.

Wenn auch natürlich bei den gemeinsamen Mahlzeiten nicht verhandelt wurde, so bot doch immerhin dieses zweimalige tägliche Zusammensein mit den Russen Gelegenheit, näher mit ihnen in Fühlung zu kommen und unverbindlich Ideen und Anregungen auszutauschen.

Die feierliche Eröffnungssitzung fand am [22. Dezember 1917] im Theatersaal des Militärkasinos statt, einem der wenigen Räume, welcher der Zerstörungswut durch Feuer widerstanden hatte. In dem banalen, aber weiten Saal war ein Tisch in Hufeisenform aufgestellt. Ich hatte als Vorsitzender am Quertisch den Mittelsitz inne; rechts von mir saß Czernin, links Talaat Pascha. Die Russen hatten gegenüber Platz genommen. Ich eröffnete die Verhandlung mit der nachfolgenden kurzen Ansprache, die Russen gaben daraufhin eine Erklärung ab, in welcher sie die Grundsätze darlegten, welche beim Friedensschluß maßgebend sein sollten[950].

[950] Kühlmann ließ für das Datum und seinen Redetext Lücken. Letzterer ist hier nach der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ Nr. 402, 24. Dezember 1917, Morgenausgabe eingefügt, abgedruckt bei: Hahlweg, Brest-Litowsk, S. 136–137. In seinen „Erinnerungen“, S. 534–535, zitiert Kühlmann noch stichpunktartig Joffes Rede mit den russischen Grundsätzen vom 24. Dezember 1917, läßt dabei jedoch einige bezeichnende Einzelheiten weg (vgl. Wiedergabe der Rede in: Schulthess' Europ. Geschichtskalender 58,2 [1917] S. 960–961): „1. Keine gewaltsame Aneignung von während des Krieges eroberten Gebieten. Alsbaldige Räumung der besetzten Gebiete. 2. Unverletzliche Wiederherstellung der politischen Unabhängigkeit der Völker. 3. Möglichkeit einer vollkommen freien Selbstbestimmung für die bisher politisch nicht selbständigen Nationalitäten. [Kühlmann unterschlägt den Nachsatz, daß die Nationalitäten per Referendum die Möglichkeit erhalten sollen, zu entscheiden, ob sie mit anderen Nationen vereinigt, oder unabhängig sein wollen, wobei das Referendum volle Freiheit der Stimmabgabe sichern soll.] 4. Sicherung der Minderheitenrechte. 5. Gegenseitige Rückerstattung der Kriegskosten. [Kühlmann erwähnt nicht, daß diese von einem Fond bezahlt werden sollten, in den die ehemaligen Kriegsgegner nach ihren Ressourcen einzahlen sollten, und unterschlägt die Forderungen, daß keine Kriegsentschädigungen gezahlt und beschlagnahmte Güter zurückgegeben werden sollen.] 6. Lö-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„Es ist für das Land, das ich zu vertreten habe, und für mich eine große Ehre, gemäß dem Beschluß der Versammlung bei der heutigen ersten Beratung den Vorsitz führen zu dürfen, bei der Vertreter der verbündeten Mächte mit den Delegierten des russischen Volkes zusammentreffen, um dem Krieg ein Ende zu machen und den Zustand von Frieden und Freundschaft zwischen Rußland und den hier vertretenen Mächten wiederherzustellen. Nach der Lage der Verhältnisse kann nicht die Rede davon sein, ein bis in die kleinsten Einzelheiten ausgearbeitetes Friedensinstrument bei den jetzt begonnenen Beratungen herzustellen. Was mir vorschwebt, ist die Festsetzung der wichtigsten Grundsätze und Bedingungen, unter denen ein friedlicher und freundnachbarschaftlicher Verkehr, insbesondere auch auf kulturellem und wirtschaftlichem Gebiete, möglichst bald wieder in Gang gebracht werden kann, und die Beratung der besten Mittel, durch welche die durch den Krieg geschlagenen Wunden wieder zu heilen wären. Unsere Verhandlungen werden erfüllt sein von dem Geiste versöhnlicher Menschenfreundlichkeit und gegenseitiger Achtung. Sie müssen Rechnung tragen einerseits dem historisch Gegebenen und Gewordenen, um nicht den festen Boden der Tatsachen unter den Füßen zu verlieren, andererseits aber auch getragen sein von jenen neuen und großen Leitgedanken, auf deren Boden die hier Versammelten zusammentreffen. Ich darf es als glückverheißenden Umstand ansehen, daß unsere Verhandlungen im Zeichen jenes Festes beginnen, welches schon seit langen Jahrhunderten Menschen die Verheißung: ‚Friede auf Erden denen, die guten Willens sind', gegeben hat, und ich darf in die Verhandlungen mit dem aufrichtigen Wunsch eintreten, daß unsere Arbeiten einen raschen und gedeihlichen Fortgang nehmen möchten."

Zunächst mußten wir und die Russen an der Fiktion festhalten, daß der Kongreß ein allgemeiner Friedenskongreß sei. Es ergab sich logisch, daß wir die anderen kriegführenden Ententemächte auffordern mußten, an dem Kongreß sich zu beteiligen, denn alles kam darauf an, den Russen eine brauchbare Brücke zu bauen, auf der sie den unvermeidlichen Separatfrieden eingehen konnten. Die diplomatische Geschichte wimmelt von gebrochenen Verträgen. Verträge aber, in welchen man sich zu gemeinsamer Kriegführung verbunden und versprochen [hat], nur gemeinsam Frieden zu schließen, haben immer als besonders bindend und heilig gegolten, und ihr Bruch hat von jeher einen besonders üblen Beigeschmack gehabt. Selbst für die Bolschewiken, die ja auf Reputation keinen übermäßigen Wert zu legen schienen, war es immerhin kein leichter Entschluß, und die Form jedenfalls mußte soweit als möglich gewahrt werden. Die Entente-Vertreter in Moskau hatten in unserem Sinne gearbeitet, denn sie versuchten es, als die Bolschewiken ihren Entschluß zum Waffenstillstand verkündeten, mit Drohungen, auf die Soviets einzuwirken. Dies erbitterte die trotz aller Brutalität empfindlichen Machthaber und ließ den Entschluß zum Separatfrieden rascher reifen.

---

sung der kolonialen Fragen gemäß Punkt 1 bis 4. Kein Wirtschaftskrieg nach dem Friedensschluß."

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Der unmittelbare Zweck der Verhandlungen war, Rußland aus dem Entente-Verbande zu lösen und, unter Bruch seiner vertraglichen Verpflichtungen keinen Sonderfrieden zu unterzeichnen, zu einem solchen zu bewegen. Der unentbehrliche Auftakt hierzu war das Angebot eines allgemeinen Friedens an die Entente. Erst wenn durch die ablehnende Haltung der anderen Mächte deren mangelnde Bereitschaft zu Friedensverhandlungen augenfällig geworden war, hatte Rußland den Vorwand, um Verhandlungen über einen Separatfrieden zu eröffnen. Die vertragliche Bindung, nur gemeinsam Frieden zu schließen, wird in der diplomatischen Welt als besonders verpflichtend und heilig allgemein anerkannt. Tatsächlich sind auch die Fälle in der Geschichte, in denen Großmächte eine solche Verpflichtung gebrochen haben, nicht allzu häufig[951].

Die Aufgabe des ersten Teils der Konferenz mußte naturnotwendig kurz sein, denn sie bestand im Wesentlichen nur darin, die anderen fechtenden Mitglieder der Gegenpartei zur Teilnahme am Friedenskongreß aufzufordern. Es mußte eine angemessene Frist festgesetzt werden, und erst nach Ablauf dieser Frist konnten wir mit den Russen in Separatverhandlungen eintreten. Die Angst, welche an manchen Stellen in Deutschland hervorgetreten ist, die Entente könne tatsächlich in Brest-Litovsk erscheinen, war vollkommen unbegründet. Leider, muß ich sagen, unbegründet, denn die Gesamtlage zurzeit der Brest-Litovsker Verhandlungen hätte immer noch einen leidlichen Frieden gerechtfertigt.

Es ist mir von befreundeten Staatsmännern der Gegenseite nach Beendigung des Krieges mehrfach gesagt worden, und ich glaube, sie haben recht, der Zusammenbruch Rußlands und das Waffenstillstandsangebot der Soviets hätten bestimmt zum allgemeinen Frieden geführt, wäre in diesem Augenblick Amerika nicht am Weltkrieg beteiligt gewesen. Die Kriegsmüdigkeit auf Seiten Englands und Frankreichs war groß. Die Verbrauchtheit, Erschöpfung und Nervosität des auf schwere Proben gestellten französischen Heeres ist uns gerade von französischen Beobachtern anschaulich geschildert worden. Ohne die ungeheuren Reserven Amerikas an Menschen, Material, Enthusiasmus und Geld wäre die Hoffnung der Gegner, uns endgültig niederzuringen, so gut wie geschwunden. Es hätte auch damals keinen glänzenden Frieden gegeben, aber immerhin einen erträglichen, der Deutschlands vitale Kraft intact ließ. Mit der Geste eines großen Spielers hatten die entscheidenden Faktoren in Deutschland ihr Alles auf die Uboots-Karte gesetzt, und diese Karte stach nicht. Zurzeit unserer Besprechungen in Brest-Litovsk war es auch dem Blödesten klar, daß die Zeit unweigerlich gegen die Mittelmächte arbeitete.

Die Enge der Verhältnisse in der halb zerstörten russischen Festung hatte den großen Vorteil, daß ich, ohne Ablenkung durch andere Arbeit, Besuche und Zeremonien, lange und eingehend speziell mit Czernin die vorliegenden Probleme und unsere Stellungnahme zu denselben bearbeiten konnte. Es

[951] Dieser Absatz entstammt einer im Manuskript einliegenden „Notiz zur Einleitung der Brest-Litowsker Verhandlungen“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

wurde mir in diesem täglichen Zusammensein klarer, als es mir vorher gewesen, wie unbedingt Kaiser Karl zum Frieden entschlossen war und wie sehr auch nach Czernins Ansicht Hunger, Entmutigung und beginnende innere Zersetzung auch vom allgemeinen österreichischen Standpunkt aus den Frieden zur unbedingten Notwendigkeit machten. Es war mir ohne Weiteres begreiflich, daß ich bei den bevorstehenden Besprechungen mit den Russen doppelt behutsam werde auftreten müssen, wollte ich die österreichische Allianz nicht gefährden. Jedes militärische und diktatorische Auftreten, jeder Anschein, als seien wir eventuell bereit, um geplanter Eroberungen willen die Verhandlungen mit den Russen scheitern zu lassen, mußte unser Bündnis mit Österreich bis nahe an den Punkt des Zerreißens bringen.

Dabei war ich mir nicht weniger klar als Czernin, daß Österreich gar keine andere Wahl habe als an der Seite Deutschlands auszuharren. Die bei Kriegsausbruch in London geschlossenen Verträge hatten tatsächlich die Aufteilung der Donaumonarchie sanktioniert, Italien, Serbien und Rumänien waren finster entschlossen, auf dem Pfund Fleisch zu bestehen, daß sie nach diesen Abmachungen aus dem Körper der Monarchie zu schneiden ermächtigt worden waren.

Die nach Verzicht klingenden Formeln, welche uns die Russen vorgeschlagen hatten, wirkten, insbesondere bei den Bulgaren, alarmierend, die Herren der Delegation wollten unter keiner Bedingung auf die Eroberungsziele verzichten, um deren willen sie in den Krieg eingetreten waren, und es bedurfte direkter Einwirkung in Sofia, um Bulgarien den deutsch-österreichischen Plänen gefügig zu machen. Auch bei der Obersten Heeresleitung und in der Heimat, in welcher damals gegen den Gedanken eines „Verzicht- und Schmachfriedens“ heftig agitiert wurde, scheint die in Brest-Litovsk befolgte Taktik heftige Beunruhigung ausgelöst zu haben. Dabei vergaßen diese überängstlichen Patrioten aber vollkommen, daß es zunächst darauf ankam, mit Rußland zu einem friedlichen Zustand zu gelangen, und daß die Eszenz [sic] der russischen Formel von der Majorität des deutschen Reichstags als Richt-Linie angenommen worden war.

Neben den mit den Russen zu verhandelnden Fragen beschäftigten sich unsere Gespräche nach wie vor hauptsächlich mit den zwischen uns und Österreich zu regelnden Punkten: Insbesondere die polnische Frage bot die größten Schwierigkeiten.

Die gigantische Dummheit, um mit dem österreichischen Minister von Koerber zu reden, der Wieder-Errichtung Polens, war nun einmal gemacht. Die Militärs hatten, geblendet durch die goldenen Berge, welche man sich von einer auf seiten der Mittelmächte fechtenden polnischen Armee versprach, in erheblichem Maße an diesem Entschluß mitgewirkt. Das praktische Resultat der Maßnahme war, von soldatischem Gesichtspunkt aus gesehen, kläglich. Die große Frage war nun, was soll in Zukunft mit Polen geschehen? Die Österreicher, die ja tatsächlich selbst ein Stück Polens besetzt hielten, dachten an die sogenannte „polnische Lösung“ – ein Habsburger sollte den polnischen Thron besteigen, und die Donau-Monarchie, die durch den Besitz Galiziens

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Erfahrung mit Polen gesammelt hatte, sollte dort „Vormacht“ werden, während Deutschland in einem engeren Verhältnis zu Rumänien Ersatz finden sollte. Diese Probleme sind noch lange gewälzt worden. Wir kommen darauf noch mehrfach zurück. Daneben lief aber eine andere, viel akutere, Frage:

Jedermann hatte es gewußt, die Ereignisse zu Beginn des Feldzuges hatten es aufs Neue schlagend bewiesen, die geographische und strategische Situation Ostpreußens war denkbar ungünstig. Im Osten und Süden gleichmäßig angreifbar, erstreckte sich die schmale ostpreußische Landzunge. Es schien natürlich und berechtigt, den Einwohnern dieses vorgeschobenen Landes für die Zukunft Leben und Sicherheit im Rahmen des Möglichen zu garantieren. Gewisse Vergrößerungen des deutschen Gebietes in Oberschlesien, eine starke Ausbuchtung Ostpreußens nach Süden, sollten einesteils die Verteidigungsfähigkeit dieser viel geprüften Provinz erhöhen, anderenteils die Abschnürung des eigentlich polnischen Sackes um Warschau stärker unterstreichen, so daß die elementare Vorsicht riet, den Aufmarsch nicht in diesen Sack zu legen, der unter Umständen mit vernichtender Wirkung abgeschnürt werden konnte. Darüber, daß die Heeresleitung entsch[l]ossen war, Teile aus dem polnischen Staatsgebilde durch Annexion herauszuschneiden und Deutschland einzuverleiben, konnte kein Zweifel sein, die Österreicher hatten sich, wenn auch widerwillig, mit dem Gedanken abgefunden. Über das Ausmaß dieser Annexion aber schwebten die ernstesten Meinungsverschiedenheiten; unsere Generale dachten mehr strategisch als politisch und wollten alles nehmen, was in einem möglichen Zukunftskrieg militärische Vorteile und Bewegungsfreiheit bot. Czernin verwies mit Recht darauf, daß eine Wiederherstellung Polens, die sofort mit neuen großen Verstümmelungen beginne, die Polen bis aufs Blut reizen müsse, daß Deutschland ohnehin eine Menge Polen habe, mit denen es nicht gerade mustergültig fertig würde, daß also die militärischen Wünsche aufs absolut Notwendige eingeschränkt werden sollten. Diese Frage machte mir, da sie die politische und militärische Leitung in offenen Gegensatz brachte, das schwerste Kopfzerbrechen; sie stand, als ich zusammen mit Czernin Brest-Litovsk verließ, im Vordergrund unserer Erwägung.

Besprechungen mit dem Kaiser während der Weihnachts-Pause

Nach der ersten Fühlungnahme mit den Vertretern der Räterepublik in Brest-Litovsk empfanden es die Delegierten der Mittelmächte als Notwendigkeit, auf kurze Zeit nach Hause zurückzukehren, um mit den eigenen Regierungen sich zu beraten und die kommenden schwierigen Verhandlungen vorzubereiten. Ich selbst war von Brest direkt nach Berlin gegangen[952], um über den bisherigen Verlauf der Konferenz zu referieren und für die weitere Ver-

[952] Dies ist nicht ganz zutreffend – und Kühlmann selbst offenbar später aufgefallen. Einer handschriftlichen Notiz zufolge, allerdings an anderer Stelle angebracht, wollte Kühlmann noch eingehen auf „Während Brest-Litowsk Besuch Warschau Regentschaftsrat“. Gemeint ist damit vermutlich der Aufenthalt beim Generalgouvernement in Warschau, den der Staatssekretär auf der Rückreise aus Brest nach Berlin vom Abend des 29. bis zum Abend

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

handlungsarbeit die Grundlagen zu gewinnen. Die Zahl der Persönlichkeiten und Gremien, welche hierbei berücksichtigt werden mußten, war dank der Kompliziertheit unserer deutschen Verhältnisse sehr groß. Es war ein bedeutender Arbeitsaufwand, immer wieder in anderer Form und von anderen Gesichtspunkten aus jedem dieser Gremien ein möglichst vollständiges Bild von dem Geschehenen zu unterbreiten.

Für die Berichterstattung kamen in Frage: An erster Stelle S. M. der Kaiser, dann der Reichskanzler, das Preußische Ministerium, der Bundesrats-Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten, der Ausschuß des Reichstags für auswärtige Angelegenheiten, die Presse. Man sieht, diese rein referierende und im Wesentlichen unproduktive Arbeit bildete eine schwere Belastung des für die Führung der Außenpolitik verantwortlichen Staatsmannes. Am einfachsten war es, den Kanzler vollkommen ins Bild zu setzen, denn er erhielt ja die täglichen Berichte vom Konferenzort, außer den oft rein persönlichen, streng vertraulichen Notizen über Gegenstände, die zur amtlichen Berichterstattung nicht geeignet waren. Wie immer, war ich mit dem Grafen Hertling durchaus eines Sinnes. Selbst bis in die letzten schwierigen Tage von Spa hinein[953] hat es zwischen uns niemals eine persönliche Differenz oder auch nur eine ins Gewicht fallende Abweichung der Anschauung gegeben. Graf Hertling war nicht nur ein historisch und philosophisch vollkommen gebildeter und geschulter Geist, sondern hatte auch durch jahrzehntelange parlamentarische und Regierungsarbeit an führender Stelle als Chef der Zentrumspartei und bayerischer Ministerpräsident so vielfache und reiche Erfahrungen in der Praxis der Staatskunst gewonnen, daß man sich mit ihm mit wenigen Worten verstehen konnte. Er wußte aus langer Erfahrung, daß Politik die Kunst des Möglichen ist und daß Geduld, Zähigkeit, Folge und Geschicklichkeit die wahren Voraussetzungen für echte Fortschritte in den ausländischen Beziehungen bedeuten. Außer dem Fürsten Chlodwig Hohenlohe[954] war Hertling bei weitem der erfahrenste und staatsmännischste der Nach-Bismarck'schen Kanzler. Sein hohes Alter hatte natürlich seine Aktivität und körperliche Leistungsfähigkeit herabgesetzt, der Klarheit seines Geistes hatte es keinen Eintrag tun können. Die Augen hatten gelitten, deswegen ließ er sich viele wichtige Schriftstücke vorlesen. Sein Sohn, der Rittmeister Graf Hertling, umgab ihn stets und nahm ihm nach Möglichkeit ermüdende Arbeit ab.

Schilderung Hertlings[955]: Wenn der alte Mann spricht, strafft sich seine ganze Persönlichkeit, die an sich kleine Figur scheint ordentlich zu wachsen,

---

des 30. Dezember 1917 einlegte; vgl. Kühlmann an AA, 29. Dezember 1917, PA Berlin, P 1/8244, Personalakte Kühlmann, Bd. 2.

953 Gemeint sind die Tage vor Kühlmanns Entlassung Anfang Juli 1918.

954 Chlodwig Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst (1819–1901), Reichskanzler 1894–1900. – Unter seiner Kanzlerschaft und mit seiner persönlichen Mithilfe war Kühlmann 1900 in den diplomatischen Dienst eingetreten.

955 Dieser und die folgenden beiden Absätze sind ein weiterer Teil der Aufzeichnung „Staatssekretariat bis zum Beginn der Friedensverhandlungen", deren Großteil bereits wiedergegeben wurde.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

er hält dann seinen Kopf so, daß er viel fester und gerader aufgesetzt erscheint. Der Rücken streckt sich, die Brust wölbt sich nach vorn, erst kommen die Worte noch leise, je länger er aber spricht, desto klarer und vernehmlicher wird seine Stimme. Die Sätze sind gut gefaßt und kommen aus einer durchaus frischen Denkmaschine.

Der Kanzler[956] hat seine große Kraft und Klugheit ganz darauf verwandt, die Wünsche der verschiedensten Parteien mit einander zu versöhnen, nur um das Auseinanderfallen der Kräfte im Deutschen Reich in diesem kritischen Augenblick zu vermeiden. In Wirklichkeit stehen in schroffem Gegensatz weitgehende Annexionswünsche der Militärpartei zu den Anschauungen der Reichstagsmehrheit und der österreich-ungarischen Regierung.

31. Dezember. Zweistündiger Vortrag an die Presse über die Ergebnisse von Brest-Litovsk.

Ich saß eben am Vormittag des [2. Januar 1918] in einem der Säle des Reichskanzlerpalais, damit beschäftigt, dem Bundesrats-Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten, in dem Bismarck's abwägende Weisheit Bayern den Vorsitz zuerkannt hatte, über den Erfolg und die zukünftigen Aussichten der Brest-Litovsk-Verhandlungen zu berichten, als ein telephonischer Befehl des Kaisers eintraf, mich sofort bei ihm in Schloß Bellevue zu melden.

Ich verabschiedete mich sofort von den Herren des Bundesrats und fuhr im Auto nach Bellevue heraus. Dieses bei aller Bescheidenheit sehr vornehme und würdige Schlößchen, das fast im Herzen der Hauptstadt ein abseitiges, im Grün des Parkes verschlafenes Dasein führt, hat dem Kaiserpaar während der Kriegszeit stets als Aufenthalt gedient, wenn die Herrschaften nicht in Potsdam und der Kaiser nicht im Hauptquartier war. Ich glaube nicht, daß während des Krieges das Berliner Schloß jemals benutzt worden ist.

Der Kaiser war über die Einzelheiten der Situation aufs Genaueste unterrichtet und ergriff, ohne sich mit mir in Verbindung zu setzen, den Ausweg, den General Hoffmann, den er wohl mit Recht für den besten Kenner der Ostsituation hielt, persönlich und direkt um seine Meinung zu fragen. Aus diesem Gedankenaustausch zwischen dem Monarchen und Hoffmann entstand der schwere Konflikt, welcher in der Bellevue-Sitzung vom [2. Januar 1918] zum offenen Ausbruch kam und die ganze Lage während der Brest-Litovsker und der nachfolgenden Bukarester Verhandlungen überschattete[957].

Der Kaiser geriet immer mehr, je länger der Krieg dauerte, in eine gewisse politische Abhängigkeit von der Obersten Heeresleitung. Der erzwungene

[956] Kühlmann schrieb „Staatssekretär", da jedoch zuvor von Hertling die Rede ist, war dies wohl ein Fehler.

[957] Für das Datum ließ Kühlmann hier und zwei Absätze zuvor jeweils eine Lücke. Dieser und die beiden folgenden Absätze beinhalten den ersten Teil einer Einschaltung, betitelt: „Berlin, Verhandlungspause in Brest-L." Ursprünglich waren diese sechs Seiten die Fortsetzung des Basistexts, wurden dann aber aus der Blattfolge des Manuskripts genommen, weil Kühlmann eine detailliertere Schilderung, beginnend mit der Überschrift „Besprechungen mit dem Kaiser während der Weihnachtspause", einfügte. Gleichwohl wurde diese Passage nicht komplett verworfen, sondern weiter hinten im Manuskript zusammengefaßt eingelegt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Sturz Bethmann Hollwegs und die Berufung des Reichskanzlers Michaelis, den der Kaiser so gut wie gar nicht kannte, erschien als der entscheidende Wendepunkt in dieser Entwicklung. Der Kriegskorrespondent im Kaiserlichen Hauptquartier, Rosner, hat in einem kleinen Buch „Der König" das Verhältnis, insbesondere zwischen dem Kaiser und Ludendorff, auf Grund eigener langer Beobachtung in einer Weise skizziert, die der Wirklichkeit recht nahe kommen dürfte. Zwischen dem Monarchen und dem Generalfeldmarschall habe ich eine persönliche Trübung nicht beobachten können. Hingegen konnte von irgend einer persönlichen Neigung des Kaisers zum Generalquartiermeister Ludendorff keine Rede sein. Der Kaiser legte sich, und dafür mußte ihm die Nation dankbar sein, im Gegensatz zu den an vielen Stellen vor dem Kriege gehegten Befürchtungen, der Kriegführung gegenüber strenge Reserve[958] auf. Ich habe von keinem einzigen Fall gehört, in welchem der Kaiser selbständig in die Operationen eingegriffen hätte. Die Entsendung der zwei Armeekorps vom rechten Flügel nach Ostpreußen zur Zeit des ersten Vormarschs scheint allerdings von ihm unter dem Eindruck der furchtbaren Notschreie aus den bedrohten Provinzen begünstigt worden zu sein.

Es besteht kein Zweifel, daß es für den Monarchen kein Opfer gewesen wäre, sich von Ludendorff zu trennen. Dies wußte dieser und hatte vorgebaut, indem er sich, wie mir zuverlässig berichtet worden ist, vom Generalfeldmarschall eine Zusicherung hatte geben lassen, wonach sie beide vollkommen solidarisch seien und bei einer Versetzung Ludendorffs auch der Generalfeldmarschall zurücktreten würde. Der Kaiser hat sicher manchmal bei sich erwogen, Ludendorff durch Hoffmann zu ersetzen, dem schon damals eingeweihte Kreise einen großen Teil der Verdienste um die erfolgreichen Ostfeldzüge zuschreiben wollten. Ein treuer[959] Ratgeber konnte aber dem hohen Herrn in diesen Gedankengängen nicht folgen, war vielmehr im Gewissen verpflichtet, ihm von einer Änderung des bestehenden Zustandes abzuraten. Die beiden Heerführer waren nach wie vor von dem Vertrauen der öffentlichen Meinung getragen. Es leuchtete ohne Weiteres ein, daß, wenn die pessimistischen Befürchtungen recht behielten und der Feldzug mit einer deutschen Niederlage endete, die persönliche Verantwortung des Kaisers in untragbarem Maße erhöht wurde, wenn er sich von den Führern trennte, auf welche die Massen vertrauten[960]. Nichts wäre dann natürlicher gewesen, als daß der Mißerfolg auf den Wechsel in den leitenden Feldherrn[961] zurückgeführt wurde. Der Kaiser selbst bliebe mit der furchtbaren Verantwortung beladen. In diesem Falle mußte ein unglücklicher Ausgang des gewaltigen Ringens gleichbedeutend sein mit dem Sturz des Kaisers selbst, wahrscheinlich mit dem Verschwinden der Dynastie[962].

[958] Ursprünglich: „volle Reserve".

[959] Ursprünglich: „Ein gewissenhafter".

[960] Ursprünglich: „das Volk vertraute".

[961] Ursprünglich: „Wechsel in Personen".

[962] Hiermit endet der erste Teil dieser Einschaltung, und der Basistext wird fortgesetzt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Eine der wichtigsten Fragen, um welche bei uns der innere Kampf ging, war: „Soll Preußen-Deutschland bei der dem Frieden folgenden Regelung Teile von Polen sich angliedern, und welche?“ Die Militärs, an ihrer Spitze die Oberste Heeresleitung, hatten nur eine Idee, alles anzugliedern, was bei zukünftigen Kriegen irgend strategische Vorteile bringen konnte, sei es für eine defensive Haltung, sei es für Angriffsbewegungen großen Stils. Die Ostgrenze Deutschlands ist von Natur [aus] so übel gestaltet wie irgend denkbar. Zwischen Bayern und Schlesien schiebt sich wie eine vorspringende Bastion die Tschechei herein, oben macht das vorspringende Polen sowohl Schlesien als Ostpreußen zu schmalen, von allen Seiten angreifbare Landzungen. Gerade die Leiden, welche die russische Invasion Ostpreußen gebracht hatte, ließen es menschlich begreiflich erscheinen, wenn man im Rahmen des Möglichen ähnlichem Unglück für die Zukunft vorbeugen wollte. Nun stand aber die Partie auf dem Schachbrett der Politik ungemein schwierig: Die Mittelmächte hatten mit ihrer vielfach kritisierten Proklamation vom [5. November 1916] ein polnisches Reich zu neuem Leben erweckt, welches zu beherrschen, vielleicht nur zu beeinflussen, Österreich zu hoffen berechtigt war. Schon ein österreichischer Erzherzog auf dem Piastenthron wäre[963] der Politik des Ballplatzes [als] wertvoller Gewinn erschienen. Diese Projekte, zusammengefaßt in dem Schlagwort „austro-polnische Lösung“, wurden ständig ventiliert. Die Wandlungen dieser Ideen im Laufe des letzten Kriegsjahres werden wir an anderer Stelle eingehender schildern. Wenn auch die deutsche Politik zur Austro-Polnischen Lösung keineswegs ihren endgültigen Segen erteilt hatte, so konnte man doch Österreich-Ungarn ein legitimes Recht, sich für die zukünftige Gestaltung Polens zu interessieren, keineswegs absprechen. Czernin und mit ihm alles, was in der Doppelmonarchie maßgebend war, widersetzten sich auf das Leidenschaftlichste weitgehenden Annexionen, wobei darauf hingewiesen wurde, daß es unlogisch und unpolitisch sei, einem Volk, welchem man eben nach jahrhundertelanger Knechtschaft die staatliche Existenz wieder errichtet habe, so große Teile seines Territoriums wegzunehmen, so daß sofort sich eine offene, blutende Wunde bilden mußte und eine Irredenta gefährlichster Art entstehen.

Für mich, dem in erster Linie über den Zusammenhalt der Koalition der Mittelmächte zu wachen oblag, war keine Lösung vertretbar, die mich in unheilbaren Gegensatz zu Czernin und zum österreichischen Kaiser setzte. Sonst wuchs die Gefahr ins Ungemessene, daß Österreich-Ungarn plötzlich ausbrach und in Sonderverhandlungen mit dem Gegner eintrat. Abgesehen von dieser diplomatischen Erwägung schien es mir vom Standpunkt des Deutschen Reiches aus denkbar unerwünscht, die Zahl der polnischen Untertanen über das absolut Notwendige hinaus zu vermehren. Preußen, das im ganzen sonst eine relativ günstige Verdauungsfähigkeit gezeigt hatte, hatte es nur in beschränktem Maße verstanden, seine polnischen Untertanen zu assimilieren. In Zukunft mußte, wenn die damals gehegten Pläne verwirklicht wurden, die Auf-

[963] Ursprünglich: „war“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gabe unvergleichlich viel schwieriger werden, bestand ein staatlich selbständiges Polen. Dies konnte nicht verfehlen, auf die früher polnischen, jetzt preußischen Landesteile eine verhängnisvolle Anziehungskraft auszuüben. Es hätte sich ein gefährliches Verhältnis ergeben, etwa wie es bei Österreich-Ungarn zwischen dem selbständigen Serbien und den innerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle wohnenden Serben der Fall war. Meine Formel in der Frage lautete ungefähr: „Nur das vom militärischen Standpunkt aus allerdringendste soll Preußen zugeschlagen werden, je weniger neue Polnische Untertanen, desto besser." Der Kaiser kannte meinen Standpunkt und teilte ihn innerlich. Seine Lage war[964] als Oberster Kriegsherr und deutscher Kaiser zweifellos schwierig.

Als ich ihn an diesem Vormittag[965] in Bellevue traf, war er lebendig und guter Dinge und sagte mir mit vergnügtem Schmunzeln: „Ich habe Sie gleich kommen lassen, weil ich Wichtiges mit Ihnen zu besprechen habe. Ich kenne den Standpunkt der Obersten Heeresleitung und weiß, welche Bedenken Sie dagegen haben. Ich wollte möglichst klar in dieser wichtigen Angelegenheit sehen und habe deswegen gestern abend den besten Kenner der Ostfrage, den General Hoffmann, zu mir gebeten, um mir von ihm vortragen zu lassen, was er aus seiner Kriegserfahrung für unbedingt notwendig halte. Ich schätze den General außerordentlich hoch; er ist ein gescheiter Kopf, – so ungefähr verläuft die Linie, mit der wir nach seiner Ansicht uns zufrieden geben können." Der Kaiser zeigte mir auf einer vorbereiteten Karte diese Linie. Ich prüfte sie flüchtig nach, dankte Seiner Majestät für das gezeigte Interesse und sagte ihm, diese Linie sei auch ich gleichfalls bereit zu vertreten. Nach meinen zahlreichen Unterhaltungen mit dem Grafen Czernin hoffte ich bestimmt, auch die Österreicher für diese Lösung gewinnen zu können. Der Kaiser war hoch erfreut, gleichfalls als wollte er sagen: „Na, habe ich das nicht wieder sehr gut gemacht."

Für den Abend war im Schloß Bellevue in Aussicht genommen, was man ungenau einen „Kronrat" nannte. Es handelte sich in Wirklichkeit um einen gemeinsamen Immediatvortrag der Obersten Heeresleitung, des Reichskanzlers und des Staatssekretärs des Auswärtigen. Es sollten verschiedene mit den Brest-Litovsker Verhandlungen zusammenhängende Fragen vom Kaiser endgültig entschieden werden, darunter auch das Ausmaß der ins Auge zu fassenden Angliederungen von polnischem Gebiet. Der Kaiser sagte mir in gehobener Stimmung, „ich werde heute abend in meiner Eigenschaft als Oberster Kriegsherr mitteilen, daß ich für diese Linie mich endgültig entschieden habe, und Weisung geben, daß die Politik in diesem Sinne geführt werde." Ich erklärte mein volles Einverständnis, hielt es aber für notwendig, den Kaiser zu bitten, unter keinen Umständen den Namen des Generals Hoffmann zu nennen oder erkennen zu lassen, daß er seinen Entschluß für diese Linie unter dem Einfluß und auf den Rat Hoffmanns gefaßt habe. Der Kaiser war über meine Bemer-

[964] Im Manuskript steht „was", offenkundig ein Tippfehler.

[965] Es handelt sich um den 2. Januar 1918.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

kung aufs Höchste erstaunt und fragte: „Wie kommen sie dazu?“ Ich erwiderte ihm, ich könnte mir denken, daß zwischen General Ludendorff und Hoffmann gewisse Rivalitäten bestünden. Sollte einmal ein Wechsel in der Person des General-Quartiermeisters eintreten, so wäre Hoffmann bei Weitem der best qualifizierte Kandidat. Ich sei überzeugt, daß ein Bekanntwerden der Tatsache, daß der Kaiser in einer entscheidenden militär-politischen Frage den Rat des Generals Hoffmann direkt eingeholt habe, zu den größten Schwierigkeiten führen müsse. Der Kaiser lachte bei dem Gedanken und entgegnete: „Dies ist wieder so eine echt diplomatische Idee; bei Euch Diplomaten natürlich will jeder der erste sein und herrscht Neid und Mißgunst. In meiner Armee existieren solche Verhältnisse keineswegs; ich befehle als Oberster Kriegsherr, und meine Offiziere, zwischen denen nichts anderes besteht als der Geist der Kameradschaft, gehorchen und führen die Befehle aus.“ Ich machte den Monarchen wiederholt darauf aufmerksam, daß nach der mir bekannten Einstellung der Obersten Heeresleitung die geplante Grenzziehung auf Schwierigkeiten stoßen müsse. Der Kaiser erwiderte: „Das lassen Sie meine Sorge sein, mein Lieber. Der Feldmarschall ist immer zuverlässig und loyal gewesen, und wenn ich ihm sage, daß ich als Oberster Kriegsherr so entschieden habe, wird er sich meiner Entscheidung beugen.“

Die Unterredung hatte ziemlich lange gedauert, sie war ja auch im Hinblick auf das Bevorstehende äußerst wichtig. Der Generalfeldmarschall von Hindenburg und General Ludendorff pflegten dem Kaiser um 12 Uhr Generalstabsvortrag zu halten. Die Stunde war nicht unerheblich überschritten. Als ich in dem korridorlosen Schloß Bellevue aus dem Schreibzimmer des Kaisers durch dessen Salon hindurch mußte, sah ich die Herren der Obersten Heeresleitung, die einen Augenblick [sich] hatten gedulden müssen, mit finsterer Miene wartend. Dies schien mir kein gutes Omen für den Verlauf des auf den Abend angesetzten gemeinsamen Immediatvortrages.

Ich setzte den Reichskanzler über das Gespräch ins Bild. So erfreut er über die Perspektive war, durch die kaiserliche Stellungnahme die leidige Frage der polnischen Grenzziehung endlich geklärt zu sehen, eine Frage, welche die Quelle ständiger Reibung zwischen der politischen Leitung und der Vertretung der Armee gebildet hatte, so sehr zweifelte er, wie ich, daß die Sitzung am Abend endgültig entscheidend sein könne. Nachmittags fand im Generalstabsgebäude eine Besprechung mit General Ludendorff über verschiedene Fragen statt. Da der Kaiser mir keine bezügliche Ermächtigung erteilt hatte, hielt ich mich nicht für berechtigt, über die voraussichtliche Stellungnahme der Krone bei dem bevorstehenden Immediatvortrage in Bellevue mich zu äußern.

Als wir im kleinen Kreise abends im Bellevueschloß beim Kaiser versammelt waren, wurden einige laufende Fragen besprochen, die zu besonderen Diskussionen keinen Anlaß boten. Am Schlusse legte der Kaiser die Karte vor, die er mir am Morgen gezeigt hatte, und führte, trotz meiner Warnungen, aus, er habe sich den General Hoffmann kommen lassen, mit ihm die Angelegenheit durchgesprochen und habe nunmehr als Oberster Kriegsherr beschlossen, daß die auf der Karte eingezeichnete Grenzlinie als endgültig für die künftige

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

polnische Grenze angesehen werden solle. Wie vorauszusehen war, erhob die Oberste Heeresleitung Einwendungen, die Frage käme vollkommen überraschend, sie seien nicht vorbereitet und müßten zum Studium der neuen Linie Zeit haben, um zu dem kaiserlichen Vorschlag motivierte Stellung nehmen zu können. Der Kaiser wich sofort zurück. Aus dem endgültig vom Obersten Kriegsherrn gefaßten Beschluß wurde eine kaiserliche Anregung zur endgültigen Lösung der Grenzfrage. Die Oberste Heeresleitung sollte über ihre Stellungnahme an Seine Majestät direkt berichten. Die Stimmung war durch diesen Vorgang schon sehr gespannt. Der Kaiser, immer nach einem vernünftigen Ausgleich strebend, riet in einer weiteren kurzen Mitteilung an, es solle General Ludendorff sich auf kurze Zeit persönlich nach Brest-Litowsk begeben, um dort die Atmosphäre und die Verhandlungsgegner aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Er glaube bestimmt, daß solche eigene Eindrücke dazu beitragen würden, die aus Anlaß der Friedensverhandlungen zwischen der politischen und militärischen Leitung hervorgetretenen Meinungsverschiedenheiten zu verringern; an Ort und Stelle sähen die Dinge oft anders aus, als sie sich einem entfernten und unbeteiligten Beobachter präsentierten. General Ludendorff erwiderte in[966] gereiztem Tone, er bäte Seine Majestät, ihn von diesem Auftrag zu entbinden, er sei mit Arbeit überhäuft und könne sich von einer persönlichen Anwesenheit in Brest-Litovsk nichts Förderliches versprechen. Der Kaiser lenkte wiederum ein, er wolle den General nicht drängen, hätte aber geglaubt, daß eine solche persönliche Unterrichtung an Ort und Stelle dem Ganzen hätte nutzen können. Die Herren der Obersten Heeresleitung machten aus ihrer tiefen Verstimmung keinerlei Hehl und ein Gefühl beklemmender[967] Spannung dauerte bis zum Schluß der Beratung, die der Kaiser dann kurz aufhob[968].

Abgesehen von allen abstrakten Verfassungsparagraphen, mußte der Weltkrieg, mit seinen neuen, ohne Parallele in der Geschichte dastehenden Verhältnissen, neue Bindungen und neue Machtorganisationen herbeiführen. Es lag in den Charakteren und in den Verhältnissen des Krieges begründet, daß schon zur Zeit, als ich das Auswärtige Amt übernahm, General Ludendorff praktisch in Vielem bereits die Stellung eines Diktators inne hatte. Sehen wir schon im Frieden, daß betonteres Vorherrschen eines Ministeriums, wie z. B. in neuerer Zeit das Reichswehrministerium, sehr bald dazu führt, daß dieses sich Abteilungen angliedert, deren Aufgabenkreis eigentlich von anderen Ministerien bearbeitet werden sollte, – so z. B. ist gegenwärtig im Reichswehrministerium sowohl eine Abteilung für auswärtige Politik als eine für Wirtschaftspolitik im Entstehen begriffen. Geschieht dies schon im tiefsten Frieden, wo doch alle Behörden in Berlin Tür an Tür wohnen, so ist ohne Weiteres erklärlich, daß im

[966] „auffallend“ handschriftlich gestrichen.

[967] Ursprünglich: „Gefühl höchst unbehaglicher“.

[968] Die folgenden drei Abschnitte geben auf zwei einliegenden Seiten notierte Ausführungen wieder, betitelt „Einzufügen bei Verhältnis zur Obersten Heeresleitung“. – Zu diesem Kronrat, über den es kein amtliches Protokoll gibt, vgl. die Zusammenstellung von Quellen in: Baumgart/Repgen, Brest-Litovsk, S. 22–32.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Krieg, wo die Ministerien in Berlin blieben, die maßgebenden Feldherrn aber stets im Hauptquartier, den Operationen näher, weilten, und die führenden Militärs nur gelegentlich zu kurzen Besuchen nach der Hauptstadt kamen, sich im Hauptquartier Organisationen bildeten, welche ihrer Bestimmung nach in das Arbeitsgebiet der hauptstädtischen Ministerien eingreifen mußten.

Schon sehr früh hatte sich das dringende Bedürfnis herausgestellt, Verbindungsmänner zu haben, welche einigermaßen Fühlung hielten und das Überschneiden der Ressorts sowie die unvermeidlichen Zusammenstöße auf das geringst mögliche Maß reduzierten. Die Oberste Heeresleitung war beim Reichskanzler durch den Obersten von Winterfeldt vertreten. Mit einer bayerischen Adeligen, Tochter des freiherrlichen Hauses von Rotenhan verheiratet, gehörte Winterfeldt zu meinen ältesten persönlichen Bekannten. Er war zweifellos gescheit und ziemlich gemäßigt und hat während der Jahre seiner Tätigkeit in Paris als Militärattaché bei der Botschaft der deutschen Sache gute Dienste geleistet und auch bei den Franzosen Achtung und Sympathien erworben. Ich erinnere mich sehr wohl eingehender Gespräche, in denen er stets aufs Neue der in Deutschland verbreiteten Tendenz entgegentrat, die französische Armee zu unterschätzen. Er ging so weit zu behaupten, daß selbst ohne Hilfe von Verbündeten die französische Armee für die deutsche ein höchst beachtlicher Gegner sein würde, der keinesfalls mit einem militärischen Spaziergang abzutun sei. Winterfeldt hat, soweit ich es übersehen kann, die Oberste Heeresleitung beim Kanzler geschickt und taktvoll vertreten und das Seinige versucht, um die unvermeidlichen Reibungen auf ein Minimum zu reduzieren. Das Auswärtige Amt war im Hauptquartier durch Rittmeister von Lersner[969] vertreten, ein junger Diplomat, der seiner überaus schwierigen Stellung nach Kräften gerecht zu werden versuchte. Die Fühlung mit dem kaiserlichen Hauptquartier und speziell mit dem Kaiser selbst stellte Freiherr von Grünau her; er hat auf diesem außerordentlich heiklen und dornenvollen Posten großes Feingefühl und auch Zivilcourage bewährt [sic][970]. Ich habe mich stets auf ihn als Urteil und Charakter verlassen und bin nie enttäuscht worden.

Die außenpolitische Abteilung beim Großen Hauptquartier wuchs aus sehr bescheidenen Anfängen zu immer größerem Umfang heran und unterstand während meiner Tätigkeit in der Wilhelmstraße dem General von Bartenwerfer[971]. Ich habe nie gehört, daß dieser sicher fleißige und gewissenhafte Offizier

[969] Kurt Freiherr von Lersner (1883–1954), Legationssekretär; Leiter der Sektion Politik in der Abteilung IIIb des Stellvertretenden Generalstabs 1914–1916; dann Verbindungsoffizier der OHL beim Vertreter des AA im Großen Hauptquartier bis Oktober 1918. – Seine Erinnerungen für die Jahre 1914–1920 neuerdings: Lersner, Hinter den Kulissen (zu Brest-Litovsk S. 161–173, 433–448). – Der im folgenden genannte: Werner Freiherr von Grünau (1874–1956), Legationsrat; dem Großen Hauptquartier zugeteilt 1914–1918; Vertreter des AA im Großen Hauptquartier 1916–1918.

[970] Ursprünglich: „außerordentlich schwierigen Posten großes Feingefühl und stets auch Zivilcourage bewährt".

[971] Paul von Bartenwerffer (1867–1928), Generalmajor; Chef der Politischen Abteilung der OHL 1916–1918. Kühlmann änderte die zunächst richtige Schreibweise und strich handschriftlich ein „f".

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

früher mit auswärtigen Fragen[972] zu tun gehabt hätte oder daß man an ihm während seiner Amtsführung irgend welche Begabung für dieses klippenreiche Gebiet[973] hätte beobachten können. In dem Maße, als die politische Abteilung des Hauptquartiers an Umfang zunahm und sich um unruhige und ehrgeizige Köpfe vermehrte, stieg natürlich auch die Wahrscheinlichkeit der Friktionen zwischen Militärs und Zivilleitung.

Ich reiste am selben Abend[974] wieder nach Brest-Litovsk ab. Auf dem Wege zum Bahnhof, um nach Brest zurückzufahren, prophezeie [ich eine] Campagne der Presse gegen General Hoffmann[975]. Statt Entspannung und Klarheit hatte die Weihnachtspause von unserem internen Standpunkt aus betrachtet nur erhöhte Friktion mit der Obersten Heeresleitung und gesteigerte Schwierigkeiten gebracht. Insbesondere war der bisher von mir nur vermutete und durchgefühlte Gegensatz zwischen General Hoffmann und Ludendorff durch die Äußerung des Kaisers im Kronrat nunmehr zur hellen Flamme entfacht. Die stets[976] vorhandene grundsätzliche Opposition in General Ludendorff's politischer Abteilung gegen die Ansichten[977] der politischen Leitung wurde nur noch[978] kompliziert durch den offenen Antagonismus zwischen dem Hauptquartier und General Hoffmann.

Ich konnte mit diesem politisch keineswegs immer konform gehen. Das frische Draufgängertum, das ihn als Militär zu so großem Erfolg befähigt hatte, paßte nicht immer für die Führung der Politik. Die Einflüsse seines vortrefflichen ersten Generalstabsoffiziers, des [*Lücke*][979], trugen in nichts dazu bei, ihn vorsichtiger oder gemäßigter zu machen. Sowohl für ihn als für [diesen] war es natürlich eine wahre Wollust, sozusagen ganz legitim auf dem Gebiet der großen Politik sich tummeln zu können.

Waren wir oft nicht einer Meinung, so hatte man [es] doch bei Hoffmann mit einem grundgescheiten, rasch erfassenden und als Charakter anständigem und wohlwollendem Manne zu tun. Hatten wir Differenzen, so war ich jederzeit sicher, daß sie streng sachlich und nach dem zwischen Gentlemen üblichen Kodex zum Austrag kommen würden. Ich konnte mir, so wie die Dinge lagen, keinen besseren Vertreter der Armee bei unseren schwierigen Verhandlungen wünschen und war deshalb mit Czernin vollkommen einer Meinung, daß wir alles in unseren Kräften stehende tun sollten, um dem General Hoffmann seine Stellung zu erleichtern und ihn uns als militärischen Partner zu erhalten.

---

[972] Ursprünglich: „mit auswärtiger Politik".

[973] Ursprünglich: „für diese schwierige Tätigkeit".

[974] 2. Januar 1918.

[975] Dieser Satz stammt aus der Aufzeichnung „Staatssekretariat bis zum Beginn der Friedensverhandlungen" und wird an dieser Stelle in den Basistext eingefügt.

[976] Ursprünglich: „Die an sich".

[977] Ursprünglich: „die Einstellung".

[978] „erschwert und" handschriftlich gestrichen.

[979] Fritz Brinckmann (*1878), Major; I. Generalstabsoffizier bei Oberost 1916–1918; zuletzt 1918 Abteilungschef im Großen Hauptquartier.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

8. Januar: Heftige Presse-Campagne gegen mich, umfassend alle deutschen Blätter, „Kreuzzeitung“, „Vossische Zeitung“, „Deutsche Zeitung“, „Deutsche Tageszeitung“, „Tägliche Rundschau“, „Börsenzeitung“, „Lokalanzeiger“, „Germania“, „Berliner Tageblatt“, „Vorwärts“, „Frankfurter Zeitung“[980].

Gerüchte über Ludendorffs Abschiedsgesuch erweisen sich als verfrüht; in besser unterrichteten Kreisen spricht man von einer Denkschrift, in welcher Ludendorff seine abweichende Meinung begründet.

Die Russen waren über die Pläne der Mittelmächte, bezüglich deren wir ihnen unmittelbar vor Beginn der Weihnachtsunterbrechung klaren Wein eingeschenkt hatten, überrascht und, wie ich seitdem hörte, entrüstet. Sie hatten während der Pause den Antrag gestellt, die Verhandlungen von Brest-Litowsk weg nach einer europäischen Hauptstadt zu verlegen. Wenn auch die Verbündeten diesen Antrag glatt abgelehnt hatten, so bestand bis zum letzten Augenblick Zweifel darüber, ob die russischen Delegierten tatsächlich wieder zu den Verhandlungen erscheinen würden.

Die Ankunft der russischen Delegierten am [7. Januar 1918] machte diesem Zweifel ein Ende[981]. Diesmal erschien der Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten, Leo Trotzki, persönlich an der Spitze der Delegation. Die Verhandlungen erhielten durch seine Gegenwart ein ganz anderes Gepräge. Auch in der gesellschaftlichen Etiquette wurden ganz neue Regeln eingeführt. Während, wie oben beschrieben, beim ersten Teil der Konferenz außerhalb der Sitzungen, insbesondere bei den Mahlzeiten, die Russen genau wie alle übrigen anwesenden Nationen mit uns am Tische aßen und auch nach den Mahlzeiten ein freier persönlicher Meinungsaustausch stattfand, erschienen nach Weihnachten weder Trotzki noch irgend einer von der russischen Delegation jemals in unserer Mitte. Wir sahen die Russen nur bei den offiziellen Verhandlungen. Jede Möglichkeit eines privaten oder vertraulichen Gespräches war auf das Strengste unterbunden.

Trotzki war die russische Delegation; alle anderen traten vor ihm völlig in den Hintergrund und hatten aufgehört, bei den Verhandlungen irgend welche Rolle zu spielen. Über einer leidlich gut gebauten Stirn standen bei ihm senkrecht emporstehende rückwärts gekämmte dunkle Haare; dunkle Augen funkelten lebhaft hinter einer Brille; unter dem gepreßten Munde ein kleiner dunkler Knebelbart: Gesamteindruck bedeutende Energie und Fanatismus; als soziales Milieu ungefähr Gymnasialprofessor oder Journalist. Die Muskeln, insbesondere zwischen den Backenknochen und den Ohren, sehr sichtbar und beweglich; oft konnte ich bei meinem Vis-à-vis – wir saßen uns bei den Verhandlungen an einem relativ schmalen Hufeisentisch genau in der Mitte ge-

[980] Dieser und der folgende Absatz sind ein weiterer Teil der Einschaltung „Staatssekretariat bis zum Beginn der Friedensverhandlungen“, der hier aufgrund der Chronologie in den Basistext eingefügt wird.

[981] Für das Datum ließ Kühlmann eine Lücke. Eingelegt findet sich eine Abschrift der Artikel aus der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ vom 10. Januar 1918 abends und 11. Januar 1918 morgens, die die Reden der Auftaktsitzung vom 9. Januar 1918 in Brest-Litovsk wiedergeben; abgedruckt bei: Hahlweg, Brest-Litowsk, S. 229–234.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

genüber – bei sonst ziemlich unbeweglichem und beherrschtem Gesichtsausdruck sehen, wie diese Muskeln vor verhaltener Erregung spielten. Trotzki hat selbst geäußert, welche geradezu physische Überwindung es ihn gekostet hat, inmitten all dieser kapitalistischen Bourgeois und imperialistischen Offiziere zu sitzen und zu verhandeln. Dieses Gefühl war bei ihm sicher echt und stark. Er hatte etwas von einem ruhelosen, jederzeit sprungbereiten Wolfe, der sich unter verhaßtem gezähmten Getier unbehaglich und gefährdet fühlt. Der Volksbeauftragte für die auswärtigen Angelegenheiten hieß mit seinem bürgerlichen Namen Braunstein[982] und hatte im Wesentlichen eine journalistische Karriere durchlaufen, war u. a. auch an einem sozialistischen Blatte in München tätig gewesen. Er hatte sein ganzes Leben lang nur eine Idee, „Revolution", und wird, solange er atmet, keinen anderen Gedanken haben. Neben Lenin war er zweifellos die begabteste und energischste Persönlichkeit der russischen Umwälzung. Für ihn, einen Mann der Feder, war die Schaffung der Roten Armee sozusagen aus dem Nichts eine Leistung, deren Bedeutung keineswegs verkannt werden darf. Wie alle russischen Juden hatte Trotzki Freude an der Diskussion als solcher. Wer kennt nicht aus eigener Erfahrung diese langen Nächte, in denen ein Russe unter Verbrauch von Gebirgen von Zigaretten alles zwischen Himmel und Erde, einschließlich des Daseins Gottes, in unendlich ermüdenden Diskussionen abwandelt, tief durchdrungen von der Freude am Sezieren und Diskutieren. Dies ist die Mentalität, die uns Salomon Maimon[983] in seiner meisterhaften Autobiographie schildert, wie die größten Rabbis ihre Gegner auffordern, irgend eine Behauptung aufzustellen, sie würden sie widerlegen. Diese Freude am Diskutieren um des Diskutierens willen ist noch heute in jenen Gegenden lebendig.

Trotzki hatte immer als Meister der reinen Diskussion gegolten. Auf diesen Gedankengängen waren meine Aktionspläne aufgebaut. Ich wollte zunächst einmal alle Realitäten, den vernichtenden Sieg der deutschen Armee, unsere militärische Überlegenheit, die russische Hilfslosigkeit, beiseite lassen und ohne Wehr und Waffen den Gegner nur auf dem Gebiet der abstrakten Diskussion, auf seinem eigensten Kampfplatz angreifen. Mir schwebte vor, durch die Brest-Litowsk-Verhandlungen ein Zweifaches zu erreichen: Einmal den Nymbus des Bolschewismus als Lehre zu zerstören. Damals noch neu, war die bolschewistische Aktion noch mit einem mystischen Schimmer umwoben und konnte, fast religiös wirkend, gefährliche Anziehung auf unsere Massen ausüben. Ich wollte Trotzki durch dialektische Daumenschrauben zwingen, in offener Sitzung zuzugeben, daß der Bolschewismus das Prinzip der Demokratie glatt ablehne, daß er nicht herrscht, weil er von dem Willen oder der Überzeugung der Majorität getragen sei, sondern daß seine Herrschaft glatte Gewaltherrschaft sei, ausschließlich aufgebaut auf den Besitz der Waffen und der Macht. Ich legte auf diese Zerstörung der geistigen Anziehungskraft der Lehre

[982] Bronstein (vgl. oben S. 479, Anm. 932).

[983] Salomon Maimon (ca. 1753–1800), jüdischer Aufklärer. – Gemeint ist: Karl Philipp Moritz (Hrsg.): Salomon Maimon's Lebensgeschichte in zwei Theilen, Berlin 1792/93.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

großes Gewicht. Daß diese Absichten von vielen in der Heimat verstanden worden wären, kann ich nicht behaupten.

Das zweite reale Ziel war, innerhalb des furchtbar eingeschränkten Spielraums, den ich hatte, einen leidlichen Frieden zustande zu bringen, der einesteils die militärischen Notwendigkeiten realisierte, den weitgehenden Wünschen der Armee einigermaßen entgegenkam, anderenteils aber sich nicht zu weit von den Formeln entfernte, an welche wir uns bei Eröffnung der Verhandlungen gebunden hatten. Formeln, deren Einhaltung schon deswegen unbedingt nötig war, da es ja sonst aussichtslos erscheinen mußte, die auf die Friedensresolution eingeschworene Mehrheit des Reichstags für die Ratifizierung des Friedensvertrages zu gewinnen. Überlegt man all diese Notwendigkeiten, so wird man sehen, wie messerscharf und schmal der Pfad war, auf welchem sich unsere Verhandlungen überhaupt bewegen konnten. Das einzige Mittel, das mir zur Verfügung stand, um so weit auseinander liegende Ideale und Ziele unter einen Hut zu bringen, war das Selbstbestimmungsrecht der Völker, ein Moment, welches gerade von bolschewistischer Seite stark in den Vordergrund gerückt worden war. Nur mit Hilfe dieses Gedankens ließ sich überhaupt ein Ergebnis erreichen, das nicht von vorne herein von weltanschaulich so diametral verschieden eingestellten Parteien abgelehnt werden mußte.

Trotzki, ein gefürchteter Dialektiker, war ein beachtlicher Gegner. Die Art der Verhandlung war an sich ungeheuer schwierig und wohl überhaupt ohne Beispiel in der Geschichte. Wir trafen uns nur offiziell im Sitzungssaal. Keiner war über Absichten und Taktik des Gegners durch irgend welche vertrauliche Fühlungnahme orientiert. Man sprach; das Gesprochene wurde sofort von beiden Seiten stenographisch aufgenommen und ohne jede Möglichkeit der Korrektur oder selbst der Änderung im Ausdruck umgehend in die Welt hinaustelegraphiert. Jeder, der aus Erfahrung weiß, welch endlose private Verhandlungen und Palaver bei allen internationalen Konferenzen den öffentlichen Sitzungen und der Formulierung der gegenseitigen Standpunkte vorausgehen, wird ohne Weiteres ermessen können, welche gigantischen Schwierigkeiten durch diese von den Russen uns auferlegten Verhandlungsmethoden entstehen mußten.

Trotzki sprach russisch, ich deutsch. Da ich von früheren Studien her des Russischen ziemlich mächtig war, konnte ich, was Trotzki sprach, durchschnittlich gut verstehen, hatte also die Minuten für die Vorbereitung der eigenen Antwort zur Verfügung, welche die Übersetzung des Russischen ins Deutsche durch die Dolmetscher brauchte. Trotzki, der ebenso gut deutsch sprach wie ich, hatte denselben taktischen Vorteil.

Das rein dialektische Ringen zwischen mir und dem russischen Volksbeauftragten muß für die Zuhörer merkwürdig aufregend und spannend gewesen sein. Herr von Hoesch, der als mein Kabinettschef den Verhandlungen beiwohnte, sagte mir, die Spannung sei so unerträglich gewesen, daß er abgespannt und vollkommen naß geschwitzt den Sitzungssaal verließ. Im weiteren Verlauf der Verhandlungen ließ mir einmal Trotzki sagen, ich solle doch endlich konkrete Formulierungen machen, Forderungen stellen und diese furcht-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

bar quälende abstrakte Diskussion beenden. Ich war über diese Botschaft[984] erfreut.

Gleich die erste Sitzung führte zu heftigen Zusammenstößen zwischen Hoffmann und Trotzki[985]; dieser hatte, seiner Parole treu, versucht, durch Funkspruch die Disziplin der deutschen Armee zu untergraben, wurde deshalb von Hoffmann heftig angegriffen und wehrte sich entsprechend. Die Taktik der Russen war sichtlich, die Verhandlungen an sich herauszuziehen, um für Umsturz Stimmung zu machen. Sie hatten offenbar in Deutschland bedeutende Anstrengungen gemacht, um revolutionäre[n] Ausbrüche[n] auf die Beine zu helfen, und warteten sozusagen täglich auf die Nachrichten von der ausbrechenden Revolution. In diesen Tagen hörte ich zum ersten Mal von der Spartakus-Bewegung in Berlin. Welcher professorale Geist den Namen dieser kommunistischen revolutionären Bewegung ausgeheckt hat, habe ich nie erfahren können. Für einen, der an Omen und Vorzeichen glaubt, konnte der Name wenig Gutes bedeuten, denn Spartakus und seine Anhänger sind nach kurzem Erfolg von ihren Gegnern in Stücke gehackt worden. Erst viele Jahre später, gegen das Ende des zweiten Weltkrieges entnahm ich einem französischen Geschichtswerk, daß der Name zurückgeht auf einen im Jahre 1748 geborenen Bayern, der sich Spartacus Weishaupt nannte (sein Vorname war Johann). Mit 28 Jahren wurde er Professor der Rechte an der bayrischen Universität Ingolstadt, gründete dort den „Orden der Illuminaten“ [am] 1. Mai 1776, der später weitgehenden Einfluß auf Freimaurersekten zu gewinnen verstand[986].

Neben den politischen Verhandlungen liefen wirtschaftliche her, und es bedurfte der durch jahrzehntelange Gewöhnung geschmeidigen Geduld des Herrn von Koerner[987], um all den abstrusen Unsinn gefaßt entgegenzunehmen, den uns die Russen servierten. Eine ganze Weile wurde darüber beraten, wie man es anstellen solle, in den künftigen Handelsverträgen das Geld, gegen welches die Russen theoretische Bedenken hatten, vollkommen auszuschalten. Es wurde manche gute Stunde damit verbracht, hin und her zu diskutieren, ob nicht etwa ein Riesenlexicon sich ausarbeiten lasse, in welchem der Wert sämtlicher Waren, von einer Lokomotive bis zu einem Zylinderhut, in Weizen dauernd festgelegt werden könnte. Schließlich sind all diese Absurditäten unter den Tisch gefallen.

---

[984] „hoch“ handschriftlich gestrichen. Kühlmann bezieht sich auf die Sitzung vom 11. Januar 1918: Hahlweg, Brest-Litowsk, S. 277–278.

[985] Dies war nicht die erste Sitzung; gemeint sind die Sitzungen des 12. Januar: Hahlweg, Brest-Litowsk, S. 284–287 und 294–301, vor allem S. 299 (der „Faustschlag“ Hoffmanns).

[986] Johann Weishaupt (1748–1830); sein „Bund der Perfektibilisten“ wurde später als Illuminaten bekannt. – Die letzten beiden Sätze sind ein handschriftlicher Zusatz. Dieser stellt die einzige Überarbeitung des Textes dar, die nachweislich in den 1940er Jahren erfolgte, und sie betrifft auch nur diese eine Textstelle. Schon die vorherige Bemerkung, Trotzki werde, „solange er atmet, keinen anderen Gedanken haben“ als Revolution, ließ Kühlmann unverändert, obwohl Trotzki am 21. August 1940 ermordet wurde.

[987] Paul von Koerner (1849–1930), Ministerialdirektor im AA und Leiter der Abteilung II (Handelspolitik) 1899–1914; wurde 1918 aus dem Ruhestand für diese Aufgabe reaktiviert.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Außer mit meinen deutschen Mitarbeitern und dem General Hoffmann hielt ich die engste Fühlungnahme mit Czernin, den ich so gut wie täglich sah. Wir waren auf deutscher Seite auf den Abschluß eines erträglichen Friedens nicht weniger erpicht als Czernin und sein Kaiser, nur hielten wir es für klüger, unsere Friedenssehnsucht weniger ostentativ zur Schau zu tragen. In den Sitzungen wechselte verabredungsgemäß der Vorsitz unter den Vertretern der Mittelmächte; praktisch machte dies aber nicht allzuviel aus; Czernin und ich hatten in den Plenarsitzungen die Last des Kampfes so gut wie allein zu tragen.

Der Verkehr mit der Heimat ging ununterbrochen weiter, meistens mit Hilfe des sogenannten Fernschreibers. Eine an sich wohl veraltete Konstruktion des Morseapparates kam im Krieg wieder zu Ehren; in nicht chiffrierter offener Schrift druckte dieser Apparat automatisch das Durchgegebene; so konnte man, wenn der Gegenspieler an der anderen Seite saß, Fragen und Antworten mit größter Schnelligkeit hin- und hergeben und hatte den großen Vorteil, das Gespräch sogleich gedruckt vorliegen zu haben. Skripta manent[988] hat gerade auch im politischen Leben große Bedeutung; bei Telephongesprächen sind nachträgliche Meinungsverschiedenheiten über das, was gesagt worden ist, fast unvermeidlich. Hätte Kaiser Karl mit dem Grafen Czernin statt mit dem Fernschreiber sich während der hitzigen Auseinandersetzungen in Bukarest über das Telefon unterhalten, hätte Czernin weniger erdrückendes Material gegen seinen Souverän besessen. Im Ganzen glaubten die Militärs, der Fernschreiber sei gegen Abhören ziemlich sicher. Wie weit das richtig war, kann ich nicht beurteilen. Die Tschechen hatten während des Krieges an einer Stelle den Draht Wien–Berlin unterbrochen, so daß sie sämtliche durchgehende Botschaften mithören konnten; natürlich für die Entente eine äußerst wertvolle Informationsquelle. Ob diese Unterbrechungskünste auch das Fernschreiberkabel betroffen haben, vermag ich nicht zu sagen. Das Geheimnis dieser tschechischen Abhörstelle ist erst einige Zeit nach dem Kriege von Czecho-Slovakischer Seite enthüllt worden.

Sowohl nach Berlin als nach dem Hauptquartier führten während des Krieges verlegte Spezialleitungen. Diese ermöglichten es, sowohl mit der Reichskanzlei als mit Spa ohne jede Störung so klar über das Telephon zu sprechen, als sei man nicht durch Tausende von Kilometern getrennt, sondern in derselben Stadt[989].

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Explosion bei der Bellevue-Beratung, bei welcher die kaiserliche Initiative Hoffmann gegenüber Ludendorff in seinem empfindlichsten Punkt getroffen hatte, noch weitere Kreise ziehen würde. Ich war während dieser ganzen Krise in Brest-Litovsk durch die Verhandlun-

[988] Nach dem lateinischen Sprichwort: verba volant, scripta manent (das gesprochene Wort verfliegt, das geschriebene bleibt).

[989] Die folgenden Absätze sind eine im Manuskript einliegende, dreiseitige maschinenschriftliche Einschaltung, betitelt: „Vorgänge in der Heimat während der Verhandlungen in Brest-Litovsk und meine Stellungnahme zu denselben“, die aufgrund der zeitlichen Kohärenz an dieser Stelle eingefügt wird.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gen festgehalten und vollauf[990] beschäftigt und habe über den Verlauf dieser inneren Auseinandersetzung nur erfahren, was der Reichskanzler mir schriftlich oder bei meiner Anwesenheit in Berlin mündlich mitteilte. Danach scheinen die Heerführer beim Kaiser nachdrücklich meine Abberufung verlangt zu haben. Der Kaiser lehnte aber ab und so verzog sich das Gewitter nach einer anderen Seite, – der Kabinettschef von Valentini mußte seinen Platz räumen, um durch Herrn von Berg ersetzt zu werden[991].

Die Kandidatur des Herrn von Berg für den Posten des Kabinettschefs war alten Datums. Sie war schon aufgetaucht, als Lucanus[992] den blauen Brief erhielt. Der findige Bülow hatte aber sofort erkannt, wie unbequem ihm dieser Kabinettschef sein würde, die Sache abgebogen und die Berufung Valentinis veranlaßt. Valentini war, soweit ich ihn kennengelernt habe, ein gemäßigter, ruhiger und seinem Kaiser ergebener Diener, der sicher keinen schlechten Ratschlag gegeben hat[993]. Er hatte treu zu Bethmann gehalten und dies war wohl einer der Hauptgründe, warum man ihm ans Leben wollte. Die offizielle Begründung war, er schließe einen eisernen Ring um den Kaiser, wodurch dieser einseitig informiert werde und sich von guten, patriotisch denkenden Kreisen abschließe.

Das Thema der Abschließung des Monarchen während des Krieges ist in verschiedenen Variationen immer wieder aufgetaucht. Die Aufgabe war für die Herren der kaiserlichen Umgebung, welche die Verantwortung dafür trugen, wen der Kaiser sah, eine außerordentlich delikate. Der Kriegsausbruch hat den Kaiser, der nur einen Wunsch und eine Hoffnung hatte, es werde ihm gelingen, während seiner Regierung den Frieden zu erhalten, seelisch schwer erschüttert. Bei größerer Übersicht und einem weiteren Weltbild, insbesondere einer genaueren Kenntnis englischen Wesens und englischen Charakters, hat der Kaiser die Furchtbarkeit unserer Lage früher und schärfer erkannt als die noch großenteils in kontinentalen Anschauungen befangenen Herren seiner nächsten Umgebung. Er hat mir selbst oft gesagt: „Ich kenne die Engländer genau, bin selbst ein halber Engländer, sie werden kämpfen mit verbissener Zähigkeit

990 Dieses Wort ist eine spätere handschriftliche Hinzusetzung.

991 Der Wechsel von Valentini zu Friedrich von Berg (1866–1939) als neuem Chef des Geheimen Zivilkabinetts Wilhelms II. erfolgte am 16./17. Januar 1918; Berg blieb bis zum 11. Oktober 1918.

992 Hermann von Lucanus (1831–1908), Chef des Geheimen Zivilkabinetts 1888–1908. – Mit „blauem Brief“ ist vermutlich gemeint, als Lucanus 1908 (wegen Krankheit) die kaiserliche Bewilligung seines Abschieds bekam (er verstarb am 3. August 1908).

993 Vgl. Kühlmanns handschriftlichen, auf dem Kartenpapier des Reichstags verfaßten Privatbrief an Valentini, 25. Januar 1918: „Sehr verehrte Excellenz! Ich brauche Sie nicht zu versichern, wie schmerzlich mich die Nachricht berührt hat, daß höhere patriotische Erwägungen Sie veranlaßt hätten, aus Ihrem Amte zu scheiden. Ich danke Ihnen aufrichtig für alle Freundlichkeiten, die Sie während Ihrer Amtszeit für mich gehabt haben, und hoffe, daß unsere Beziehungen auch jetzt den freundschaftlichen und vertrauensvollen Charakter behalten werden, den sie zu meiner Freude stets gehabt haben. Entschuldigen Sie die Kürze dieser hastigen, aber gut gemeinten Zeilen. Aufrichtig Ihr R. Kühlmann“; Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Nachlaß Valentini, Nr. 24: Briefwechsel, Bl. 48.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

bis zur letzten Patrone.“ – Kein Wunder, daß unter dem Druck so furchtbarer Verantwortung und mit dem Ausblick auf so schreckliche Zukunftsmöglichkeiten bei dem Monarchen schwer bedrückte Stimmungen sich einstellten, gegen welche um jeden Preis angekämpft werden mußte, denn er war schließlich doch das entscheidende Zentrum für hundert Millionen schwer ringender Menschen. In dieser niederdrückenden Seelenkrisis traten beim Kaiser religiöse Momente stärker in den Vordergrund, und er nahm mit Vorliebe seine Zuflucht zum Gebet. Der Chef des Marinekabinetts, Admiral von Müller[994], unterstützte diese kaiserliche Neigung, von der er sich offenbar nur wohltätige Wirkung erhoffte. Es war insbesondere in der ersten Hälfte des Krieges keine Seltenheit, in den inneren Räumen des Kaisers Bibelsprüche aufgestellt zu sehen, aus denen ein gläubiges Gemüt bei innerer Bedrängnis Trost und Kraft zu schöpfen hoffen konnte[995].

Bei der ungeheuren Resonanz, welche jedes kaiserliche Wort, ja jede bekanntwerdende kaiserliche Stimmung in ganz Deutschland und in der ganzen Welt haben mußte, war es nur verständlich, wenn man alles vermied, wodurch die Kunde von Zweifeln und Befürchtungen an der führenden Stelle in weitere Kreise dringen konnte. Der Kaiser hatte viel Selbstbeherrschung, und von den Ämtern des Hohen Priesters und der Fürsten wird sogar ein gewisses Maß von Schauspielerei nie gänzlich zu trennen sein. Die Kenntnis von kaiserlichen Stimmungsschwankungen mußte aber im wohlverstandenen Interesse der Allgemeinheit auf den Kreis der engsten Umgebung beschränkt bleiben.

„Den Kaiser bei Stimmung halten“ war nach der Auffassung der maßgebenden Herren, die um den Herrscher waren, ein wesentlicher Teil ihrer Aufgabe, und man wird sie darob nicht schelten können. Das zweite Moment, welches dazu zwang, in diesem langen und schweren Kampf die Menschen sorgfältig zu sieben, die man zum Kaiser brachte, war die große Beeindruckbarkeit des hohen Herrn. Pläne, Gedanken, Vorschläge, wenn sie geschickt formuliert und anziehend gefaßt waren, konnten ihn überraschend schnell entzünden, und bei der Abwesenheit der beamteten Ratgeber, welche durch das Hauptquartier-System unvermeidlich war, ließen erwünschte Gegenwirkungen auf sich warten oder kamen zu spät.

---

994 Georg Alexander von Müller (1854–1940), Admiral; Chef des Marinekabinetts 1910–1918. – Sein für die Weltkriegsjahre wichtiges Tagebuch: Müller: Regierte der Kaiser?

995 Zu diesem Absatz existiert ein handschriftlicher Entwurf mit der Überschrift „Einfügen bei Gedanken über Hauptquartier“: „[Seine] Umgebung. Eiserner Wall. Gründe [liegen] auch in der Person Wilh[elms] II. ebenso leicht deprimiert als zu schneller Begeisterung hingerissen. Umgebung arbeitet an Stimmung d[es] Kai[sers] nicht sinken [zu] lassen. Grundeinst[ellung] d[es] Kai[sers] pessimistisch. Selbst Engländer, kennt die Zähigkeit der Rasse. An der kaiserl[ichen] Stimmung hängt das ganze Volk. Unvorsichtigkeit[, daß er] jedem sein Herz ausschüttet. Adm[iral] von Müller betet mit [dem] Kaiser. In den inneren Gemächern, die der Monarch benutzte, [waren] allerlei Bibelsprüche auf Blätter gemalt[, sie] standen so, daß diese Heils-Worte unversehens erblickt gleichsam als Botschaften von oben ein verzagendes u[nd] bedrücktes Gemüt aufzurichten und zu trösten geeignet schienen.“

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Was man Valentini in Wirklichkeit vorwarf, war, daß er eben nicht parteimäßig conservativ eingestellt war. Diesen Vorteil konnte sein Nachfolger Herr von Berg restlos für sich in Anspruch nehmen. Daß er den Kreis derjenigen sehr erweitert hätte, die zum Kaiser Zutritt fanden, habe ich nie gehört, wohl aber häufig Klagen darüber, daß er so gut wie niemals jemanden allein mit dem Monarchen reden ließ oder, wenn schon mal ein „tête-à-tête" zustandekam, sich immer so aufzustellen versuchte, daß er jedes Wort des Gespräches überhören konnte. Meiner Ansicht nach hat man mit diesem dem Kaiser aufgezwungenen Wechsel in der Leitung des Kabinetts ihm und der Monarchie[996] einen schlechten Dienst erwiesen.

Zu den Fragen, welche immer wieder auftauchten, gehörte die Elsaß-Lothringische; wir haben sie schon an anderer Stelle berührt. Während der Brest-Litovsker Verhandlungen hatte General Ludendorff, zu dessen Spezial-Arbeitsgebiet diese Angelegenheit gehörte, das Programm erneut aufs Tapet gebracht, und auf Wunsch des Reichskanzlers Graf Hertling legte ich meine Stellungnahme in nachfolgender Aufzeichnung nieder[997].

Brest-Litowsk, am 16. Januar 1918

An den Unterstaatssekretär in der Reichskanzlei, von Radowitz

Die Frage nach der zukünftigen Gestaltung Elsaß-Lothringens ist schon häufig Gegenstand eingehender Beratungen beim Herrn Reichskanzler gewesen. Bei der Frage sprechen sowohl außenpolitische als militärische und innenpolitische Erwägungen in hohem Grade mit. Da ich annehmen darf, daß die militärischen und innerpolitischen Seiten der Angelegenheit in den anderen vorliegenden Gutachten ausreichend beleuchtet werden, möchte ich mich auf eine kurze Besprechung der außenpolitischen Seite beschränken.

Der gegenwärtige Zustand – um gleich Punkt 4 vorweg zu nehmen – hat sich in keiner Weise bewährt. Die Lage in Elsaß-Lothringen selbst und das Verhalten der Elsaß-Lothringer insbesondere im Felde beweist, daß hier eine Änderung absolut dringend nötig ist.

---

996 Die letzten vier Worte „ihm und der Monarchie" sind eine spätere handschriftliche Hinzufügung.

997 Kühlmann verfaßte diese Denkschrift über die staatsrechtliche Gestaltung Elsaß-Lothringens, nachdem Hertling sowohl ihn als auch den Chef des Generalstabes des Feldheeres, den Staatssekretär des Innern, den Kaiserlichen Statthalter in Elsaß-Lothringen und Rudolf Schwander (langjähriger Bürgermeister von Straßburg und kurzfristig kommissarischer Staatssekretär im Reichswirtschaftsamt) am 12. Dezember 1917 zu Stellungnahmen aufgefordert hatte. Hintergrund war, daß sich schon unter Bethmann und Michaelis die Reichstagsmehrheit für eine Autonomie der Reichslande ausgesprochen hatte, dagegen aber von militärischer Seite Bedenken erhoben wurden. Vier Lösungen wurden zwischen politischer und militärischer Leitung diskutiert, ohne daß sich eine Einigung abzeichnete: 1. Verleihung der Autonomie, 2. Einverleibung in das Königreich Preußen, 3. Teilung zwischen Bayern (eventuell Baden) und Preußen, 4. Fortbestand als Reichslande (gegebenenfalls mit kleineren Änderungen). – Die Denkschrift ist auch gedruckt in: Scherer/Grunewald III, S. 269–270.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

In den bisherigen Beratungen ist, soweit ich mich erinnern kann, für eine dauernde Beibehaltung des bisherigen Zustandes von keiner Seite plädiert worden.

Der dritte Vorschlag der Teilung zwischen Bayern, eventuell Baden und Preußen, ist vom internationalen Standpunkt aus außerordentlich ungünstig zu beurteilen. Die rege französische Propaganda der letzten vierzig Jahre hat den Begriff, daß es sich bei Elsaß-Lothringen um eine ausgesprochene Staatspersönlichkeit handele, bei allen Nationen zum Gemeingut gemacht, und in unserer Zeit, in welcher der Nationalitätsgedanke wieder sehr stark im Vordergrund steht, würde eine Teilungslösung in der ganzen Welt als ein Akt der brutalsten Willkür erscheinen, durch den ein bisher geeintes Volk gewaltsam auseinandergerissen werde. Insbesondere Frankreich gegenüber und in zweiter Linie auch Amerika gegenüber, das in diesen Dingen ganz unter dem Einfluß französischen Denkens steht, wäre die Teilungslösung die schlechteste.

Eine der Hauptschwierigkeiten der elsaß-lothringischen Frage liegt eben gerade im föderativen Aufbau des Deutschen Reiches, der sonst für vieles so segensreich wirkt. Elsaß-Lothringen war, an Frankreich angeschlossen, ein lebendiges Glied eines großen Ganzen. In Deutschland hat es bisher seinen rechten Platz noch nicht finden können. Die Vorteile, einem großen Reiche anzugehören, könnte es nur wiederfinden in der Angliederung an Preußen. Es würde auch da sicher nicht an Reibungen fehlen, besonders im Anfang, aber die anziehenden und assimilierenden Kräfte eines so großen Körpers, der in der Rheinprovinz zahlreiche, doch nicht ganz dem elsässischen Wesen fremde Elemente enthält, würde[n] mit der Zeit voraussichtlich doch glückliche Ergebnisse erzielen. Auch militärisch wäre dies wahrscheinlich die beste Lösung. Ob sie aber im Hinblick auf die bundesstaatliche Gestaltung des Reiches möglich ist, muß mehr als zweifelhaft erscheinen.

Vom Standpunkt der auswärtigen Politik aus wäre die Verleihung der Autonomie zweifellos die günstigste Lösung. Frankreich, bei dem dieser Krieg immer mehr ausschließlich unter den Gesichtspunkt „Elsaß-Lothringen“ geraten ist, könnte wenigstens mit einem Scheine von Recht seiner Bevölkerung gegenüber behaupten, der Kampf sei nicht eigentlich für die Rückgewinnung Elsaß-Lothringens geführt worden, sondern hauptsächlich, um den verlorenen Brüdern ein freies und autonomes Dasein zu verschaffen. Auch in der Welt als solcher, insbesondere Amerika, wo man die europäischen Verhältnisse nur nach Schlagworten beurteilt, würde die Verleihung einer Autonomie, wahrscheinlich als endgültige Lösung dieser vielumstrittenen Frage, begrüßt werden.

Unter Reichskanzler Michaelis stand längere Zeit der Gedanke der Autonomie stark im Vordergrunde, und auch die O. H. L. nahm bei den Kreuznacher Besprechungen keine ablehnende Haltung ein. Bei dem jetzt sehr ausgesprochenen Widerstande der O. H. L. gegen jede Autonomielösung dürften deren praktische Aussichten als ziemlich gering gewertet werden. Zweifellos würde nach Verleihung einer wirklichen Autonomie, die, um wirksam zu sein, auch nicht mit allzuviel Kautelen belastet werden dürfte, die Welle der Fran-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

zosenfreundlichkeit in Elsaß-Lothringen ziemlich hoch gehen, ob aber das Land, wenn es wirklich in verständiger Weise sich selbst überlassen und ganz am langen Zügel geritten, nicht mit der Zeit sein eigenes Gleichgewicht findet und sich aus eigener Kraft gemäß seiner Stammeszugehörigkeit innerlich und freiwillig an das Deutschtum anschließen würde, möchte ich dahingestellt sein lassen. Ein derartiges Unternehmen – wie es z. B. England mit großem Mut und vollem Erfolge in Südafrika durchgesetzt hat – erfordert große Stabilität der politischen Leitung, denn man kann erst frühestens nach einem halben Menschenalter sehen, ob der Versuch fruchtbar ist oder nicht. Änderungen in den Tendenzen, anziehen und nachgeben während einer solchen Periode lassen den Mißerfolg unvermeidlich erscheinen.

Es ist, wie gesagt, angesichts der starken militärischen Widerstände die Aussicht auf eine derartige Lösung in dem Geiste, der zum möglichen Gelingen unerläßlich ist, nicht wahrscheinlich. So wird man immer wieder auf die Annexion durch Preußen oder den Teilungsgedanken zurückgreifen müssen.

gez. v. Kühlmann

Darüber hinaus aber hatten die geschilderten Vorgänge das ganze Problem der Abgrenzung der Machtbereiche zwischen dem Reichskanzler und dem Kabinett einerseits und der Obersten Heeresleitung andererseits wieder akut hervortreten lassen. Graf Hertling legte die maßgebenden Gesichtspunkte in einer Niederschrift, die sich mit meinen Anschauungen vollkommen deckte, fest[998]. Das Dokument wurde zwischen den Militärs und Hertling besprochen und von der Obersten Heeresleitung gut geheißen, ohne daß dieser oder andere Versuche, die Grenze der gegenseitigen Kompetenz abzustecken, auf die Dauer eine Verminderung der Reibungen hätte erzielen können[999].

[Diese] Verhandlungspause in Brest-Litovsk beginnt [am] 19. Januar. Zweite Verhandlungspause dauert vom 19. bis 29. Januar. Georg Bernhard[1000] und Kreuzzeitung schreiben, daß aus [der] Debatte im Reichstag [der] Staatssekretär vollkommen als Sieger hervorgegangen sei. Nach Unterzeichnung des Friedens mit der Ukraine starke Aufwärtsbewegung des Markkurses.

In Wien und anderen österreichischen Städten kam es während der Brest-Litovsker Verhandlungen mehrfach zu Hungerunruhen, und auch in Deutschland erhoben die Unzufriedenen, die sich selbst den Namen „Spartakus-Bewe-

998 Der Satz endet eigentlich „und ich lasse sie, da sie die damalige Situation genau erkennen läßt, im Wortlaut hier folgen“; die Niederschrift liegt allerdings nicht anbei. – Der Schriftwechsel zwischen Hertling und der OHL über die Abgrenzung der Verantwortung für Kriegführung und Politik ist u. a. gedruckt in: Ursachen und Folgen II, S. 131–138.

999 Der folgende Absatz ist ein weiterer Teil der Einschaltung „Staatssekretariat bis zum Beginn der Friedensverhandlungen“, deren Großteil bereits wiedergegeben wurde. Eingelegt finden sich noch Kopien der Artikel in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ Nr. 46 vom 25. Januar (Abendausgabe) und dem Beiblatt der Nr. 49 vom 27. Januar 1918, in denen Kühlmanns Reden vor dem Hauptausschuß wiedergegeben sind, die er wohl noch in das Manuskript einarbeiten wollte.

1000 Georg Bernhard (1875–1944), zweiter Chefredakteur der „Vossischen Zeitung“ 1914–1920 (danach bis 1930 ihr alleiniger Chefredakteur).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gung“ beilegten, drohend ihr Haupt[1001]. Zwar gelang es, mit Hilfe der Gewerkschaften und mit Unterstützung der sozialdemokratischen Partei der an vielen Stellen aufflammenden Unruhen Herr zu werden; immerhin war das Hervortreten solch organisierten Widerstandes gegen die Kriegspolitik ein ernstes Zeichen der Zeit für die deutsche Regierung. Das Unerfreulichste aber war, daß die Bewegung einerseits in den Russen neue Hoffnung erweckte, sie könnten Deutschland revolutionieren und so um den Abschluß eines Friedens mit dem kaiserlichen Deutschland herumkommen, andererseits bei den Westmächten die Zuversicht steigerte, sie könnten durch Ausharren und Weiterkämpfen die Mittelmächte schließlich doch in die Kniee zwingen. Daß die revolutionären Parteien mit dem Ausland und ausländischen Agenten in dauernder Fühlung waren, kann füglich nicht bezweifelt werden, insbesondere Frankreich hat die gefährliche Taktik, Deutschland durch Begünstigung revolutionärer Kräfte niederzuwerfen, in weitgehendem Maße betrieben.

Sehr bald gewannen wir den Eindruck, daß, abgesehen von dem abstrakten, mehr philosophischen Erfolg, die Sovietlehre ihres mystischen Nimbus zu berauben, ein praktischer Abschluß mit den Russen kaum erreichbar sein würde ohne erneuten Druck. Czernin stand in regen Beziehungen zu politischen Persönlichkeiten, die im ukrainischen Lager Verbindungen hatten. Bald gewann der Plan Gestalt, die Ukraine als selbständige Macht anzuerkennen und mit ihr einen Separatfrieden abzuschließen. Nach einiger Zeit erschien in Brest-Litovsk eine ukrainische Delegation[1002]; blutjunge Bürschchen, denen es aber an Verstand und Zähigkeit keineswegs gebrach. Ein bekannter Berliner Geschäftsmann hat das Axiom geprägt: „Zu wenig fordern kann Dummheit sein, meistens ist es moralische Feigheit.“ Ein solcher Vorwurf hätte die Ukrainer nicht treffen können. Sie vertraten die Rada, das Ukrainische Parlament. Ob dieses Parlament überhaupt noch versammelt war, ob die Hauptstadt Kiew noch in ukrainischen Händen war, schien längere Zeit zweifelhaft, und Trotzki, der mit äußerstem Unbehagen das Fortschreiten unserer Verhandlungen mit den Rada-Abgeordneten verfolgte, wies mit schneidendem Hohn darauf hin, daß diese jungen Leute so gut wie nichts hinter sich hätten. Trotzdem waren die Forderungen, die sie formulierten, Forderungen, die einer siegreichen Großmacht wohl angestanden hätten, Forderungen, die für Czernin besonders

[1001] Dieser Absatz entstammt der aus der Blattfolge genommenen Einschaltung „Berlin, Verhandlungspause in Brest-L.“. Danach wird der Basistext fortgesetzt. – Vom 15. bis 20. Januar 1918 kam es in Österreich zu wilden Streiks zuerst in Wiener Neustadt mit Forderungen nach einem Frieden ohne Annexionen, demokratischem Wahlrecht und besserer Lebensmittelversorgung. Am 28. Januar brach dann in Berlin und folgend in allen deutschen Industrieregionen ein Massenstreik aus, an dem sich bis zum 4. Februar 1918 Hunderttausende von Arbeitern beteiligten. Vgl. Schulthess’ Europ. Geschichtskalender 59,1 (1918) S. 49–56.

[1002] Kühlmann stellt die Ankunft der ukrainischen Delegation als späteres Mittel dar. Tatsächlich wurden mit ihr ab der Wiederaufnahme der Verhandlungen nach der Weihnachtspause offizielle Sitzungen abgehalten, die erste am 6. Januar 1918; vgl. Hahlweg, Brest-Litowsk, S. 215–220. Die Separatfriedensbestrebungen mit der Ukraine verliefen also von Beginn an parallel zu und nicht zeitlich nach Kühlmanns dialektischen Diskussionen mit Trotzki.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schmerzlich waren, da sie mit Galizien auch den Bau der Österreich-Ungarischen Monarchie berührten. Trotzdem die Ukraine angesichts der großen militärischen Überlegenheit Soviet-Rußlands sicher nicht auf Rosen gebettet war, gab die ukrainische Delegation den Bitten, Drohungen und Vorstellungen Czernins auch nicht einen Fuß breit nach. Da die Verhandlungen an sich deutsche Interessen so gut wie gar nicht berührten, überließ ich diese Gespräche zum großen Teil den Österreichern, hielt mich nur über den Fortgang auf dem Laufenden.

Der dringende Wunsch, einen Frieden zu bekommen, machte Czernin nachgiebiger als er wohl sonst gewesen wäre. So konnte am Abend des [9. Februar 1918] der Frieden zwischen den Mittelmächten und der Ukraine unterzeichnet werden[1003]. In dem mit Scheinwerfern fast unerträglich grell beleuchteten Saal, der für unsere Verhandlungen diente, wurde unter dem Knattern der Filmapparate die Unterschrift der Mittelmächte und der ukrainischen Delegation unter das erste offizielle Friedensinstrument des Weltkrieges gesetzt. Wie es in den Verhältnissen begründet war, dauerte die Ausfertigung der Texte in den verschiedenen Sprachen, das Lesen und Vergleichen der Originaldokumente länger als berechnet worden war; so mußten wir fast bis Mitternacht auf die unterschriftbereiten Texte warten. Die Konversation mit unseren türkischen und bulgarischen Freunden war trotz großer gegenseitiger Sympathie nicht gerade ergiebig, so füllten wir die langen Stunden des Wartens mit Kartenspielen aus. Ich bin im Leben niemals Kartenspieler gewesen, das einzige Spiel, dessen Regeln ich wenigstens einigermaßen beherrschte, war Poker. Unsere türkischen Freunde waren in derselben Lage, so verbrachten wir die lange Wartezeit mit Pokerspiel um Pfennigbeträge.

Der wichtigste Zweck der Friedensverhandlungen an der Ostfront war, vom militärischen Gesichtspunkt aus gesehen, so viel Truppen als irgend möglich dort entbehrlich zu machen, damit der große Offensivstoß, den die Oberste Heeresleitung im Westen plante, mit allen nur irgend verfügbaren Kräften geführt werden konnte. Unmittelbar an die Unterzeichnung des Ukrainischen Friedens schloß sich – nur wenige Stunden Schlaf war uns gegönnt – ein höchst imposantes militärisches Schauspiel an. Eine ganze Anzahl von Haubitz-Batterien war bei Brest-Litovsk zusammengezogen worden; sie sollten, bevor sie den Bereich von Ober-Ost verließen, um an der Westfront einzugreifen, in größerem Verbande ein gefechtsmäßiges Schießen abhalten. Die Delegierten der Mittelmächte waren als Ehrengäste eingeladen. Es war noch Morgendämmerung, als uns die Autos auf den vorbereiteten Schießplatz führten. Überall waren die Zurüstungen im Gange. Die Geschosse der schweren Feld-Haubitzen wurden in Massen herbeigeschleppt, unheimlich aussehende Zuckerhüte, die einem bis zur Hüfte gingen und enorme Sprengladungen enthielten. Wir waren in einem Unterstande placiert, der mit der Außenwelt nur durch einen schmalen Sehschlitz verbunden war. Bald begann das Feuer und die morgengraue

[1003] Kühlmann ließ eine Lücke für das Datum; Text u. a. in: Schulthess' Europ. Geschichtskalender 59,2 (1918) S. 676–679.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Welt schien in eine Hölle verwandelt. Das dumpfe Heulen der Granaten, der Blitz der Explosionen, das Schwirren der Sprengstücke war sinnverwirrend. Jedes Platzen der schweren Brummer erschütterte die Luft und gab durch den schmalen Sehschlitz einen Peitschenschlag über das Gesicht. Man glaubte es den Offizieren aufs Wort, daß bei der enormen Durchschlagskraft und brisanter Wirkung dieser Geschosse auch eine brave Truppe solchem Feuer nicht lange standzuhalten vermöchte. Nach beendigter Übung wurden die beschossenen Ziele kurz inspiziert. Die Haubitzen hatten auf die vorbereiteten Unterstände und Stellungen verheerend gewirkt. Kein Wesen konnte lebend solchen Feuerhagel überstehen.

Auch nach Unterzeichnung des Ukraine-Friedens schleppten sich die Verhandlungen mit den Russen weiter[1004]. Der vertragsmäßig festgesetzte Termin des Waffenstillstandes sollte bald ablaufen. Trotzki machte noch einen letzten Versuch, indem er durch Admiral [Altvater[1005]] mit Rosenberg darüber reden ließ, ob nicht wenigstens mit den Inseln und Riga deutscherseits nachgegeben werden könnte. Für die von den Russen gewünschten Unterhandlungen mit dem Admiral Altvater wurden deutscherseits Herr von Hoesch und Herr von Rosenberg delegiert. Altvater plädierte mit großem Nachdruck dafür, daß die Riga vorgelagerten Inseln beim Friedensschluß Rußland zurückgegeben würden. Petersburg sei sonst als Hauptstadt[1006] strategisch bedroht und für die Zukunft nicht haltbar. Ich mußte nach der Gesamtlage diesen Wunsch ablehnen.

Nach der Gesamtlage, insbesondere der in Armee und Marine herrschenden Stimmung, war es für die politische Leitung vollkommen ausgeschlossen, auf diese russischen Wünsche einzugehen. Ob Trotzki bei eventuellem weiterem deutschem Entgegenkommen wirklich einen Frieden unterzeichnet hätte, wird sich einwandfrei nicht mehr nachweisen lassen. Immerhin schien die durch Altvater geführte Verhandlung ein Symptom dafür, daß er doch an die Unterzeichnung eines Friedensinstrumentes gedacht hat. Es waren wohl hauptsächlich innerpolitische Erwägungen, Befürchtungen wegen der Erschütterung der kaum eroberten Sovietmacht, welche ihn zur einseitigen Erklärung des nunmehr hergestellten Friedenszustandes drängten[1007].

1004 Tatsächlich wurde nicht mehr lange verhandelt, denn schon am Folgetag nach der Unterzeichnung des Friedensvertrags mit der Ukraine brach Trotzki die Verhandlungen ab.

1005 Vasilij Michajlovič Al'tfater (1883–1919), Konteradmiral; Teilnehmer an den Brester Verhandlungen; Mitglied des Kommissariats für Marineangelegenheiten ab Mai 1918; Oberbefehlshaber der sowjetrussischen Seestreitkräfte ab Oktober 1918. – Für den Namen ließ Kühlmann eine Lücke. Allerdings findet sich einliegend eine kürzere Notiz, betitelt „Einzufügen in: Verhandlungen in Brest-Litowsk", mit Namensnennung und weiteren Details, aus der die nächsten beiden Sätze stammen.

1006 „aus so geringer Entfernung" gestrichen. Dieser und der folgende Satz kommen wieder aus dem Basistext, in der genannten Einschaltung ist sinngleich formuliert: „Petersburg sei sonst dauernd bedroht und könne seinen Charakter als Reichshauptstadt nicht behaupten." – Am 12. März 1918 wurde, nach gut 200 Jahren, die Hauptstadt von St. Petersburg zurück nach Moskau verlegt.

1007 Dieser Absatz stellt den letzten Teil der Notiz „Einzufügen in: Verhandlungen in Brest-Litowsk" dar. Danach folgt ein weiterer Absatz aus der Einschaltung „Berlin, Verhandlungspause in Brest-L." zur selben Thematik. Daraufhin wird der Basistext fortgesetzt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

In die Entwicklung der Verhältnisse bei den Russen hatten wir keinen zuverlässigen Einblick; soviel ergab sich aus der Gesamtlage, daß der Abschluß eines für Rußland demütigenden Friedens die gerade eben erkämpfte Stellung der Bolschewiken sehr schwierig gestalten, vielleicht sogar gefährden mußte. Wir haben seitdem aus russischen Veröffentlichungen Manches über die internen Auseinandersetzungen zwischen den Bolschewistenführern erfahren. Trotzki selbst scheint bis zum letzten Augenblick sich über den einzuschlagenden Weg nicht völlig klar gewesen zu sein, denn er versuchte, in einer Unterredung des Admirals Altvater mit Herrn von Rosenberg, wenigstens Riga und die vorgelagerten Inseln für Rußland zu retten. Man kann annehmen, daß er zur Zeit dieser Verhandlungen, in welchen russischerseits besonders hervorgehoben wurde, daß die deutschen Forderungen die Lage Petersburgs als künftige Hauptstadt unmöglich machen würden, noch in der Absicht geführt wurden, für den bevorstehenden Frieden etwas erträglichere Bedingungen zu erzielen. Wir konnten nach Lage der Sache, insbesondere bei der Stellungnahme der Armee, auf solche Konzessionen nicht eingehen; die Verhandlungen verliefen infolgedessen ergebnislos.

Wir trafen uns mit den Russen abends im Sitzungssaal. Trotzki sollte eine endgültige Erklärung über seine Stellungnahme zum Frieden offiziell bekanntgeben. Über seine Erklärung waren wir allerdings etwas verblüfft[1008]; nun verfiel Trotzki auf den originellen Einfall, ohne formellen Friedensschluß den Krieg einseitig für beendet zu erklären. Im Prinzip also, den Friedensschluß abzulehnen. Er teilte mit, die russische Regierung verkünde ihrerseits feierlich die Beendigung des Kriegszustandes und entlasse die russische Armee in die Heimat. Ich wies sofort in einer Erwiderung darauf hin, daß es eine Tatsachenfrage sei, ob Kriegs- oder Friedenszustand bestehe und daß mir seine Erklärung sehr ungenügend dünke. Hierauf wurde die Sitzung geschlossen.[1009]

Lenin befürchtete, Rußland würde durch einen erneuten militärischen Vorstoß bald nachher doch zu einem noch ungünstigeren Frieden gezwungen werden; offenbar hat es über den Punkt zwischen ihm und Trotzki ziemlich lebhafte Auseinandersetzungen gegeben. Trotzki hoffte, Deutschland werde sich mit de facto Aufhören des Kriegszustandes begnügen. Die Österreicher waren unbedingt für diesen Standpunkt, und ich habe ihn auch vertreten, aus Gründen, die an anderer Stelle ausgeführt werden. Entschloß man sich nicht, gegen die Bolschewisten einen durchgreifenden Vernichtungskrieg zu führen, so hatten militärische Operationen, nur um die Unterzeichnung eines Friedens zu erzwingen, in meinen Augen geringen Wert. Der unmittelbare Zweck der Brest-Litovsker Verhandlungen aber, Truppen und Kriegsgerät für den westlichen Schauplatz frei zu machen, wurde durch den Vormarsch bestimmt zum

[1008] Ab hier bis zum Satzende und der folgende Satz sind das nächste Stück der Einschaltung „Berlin, Verhandlungspause in Brest-L.“, das an dieser Stelle in den Basistext eingefügt wird.

[1009] Der folgende Absatz ist die Weiterführung der Einschaltung „Berlin, Verhandlungspause in Brest-L.“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Teil vereitelt[1010]. So, wie damals die Dinge lagen, mußte alles auf den großen Schlag im Westen konzentriert werden, auf dessen Gelingen alle Hoffnungen ruhten.

Gleich nach dem Abendessen setzte ich mich mit unseren und den österreichischen Herren zusammen, um über die durch Trotzki's Erklärung geschaffene Lage zu beraten bezw. mit diesen Beschlüsse zu fassen, welche Stellung wir unseren Regierungen anraten sollten[1011]. Wir hielten noch am selben Abend nach Trotzki's Rede eine interne Beratung unter den Alliierten; es ergab sich, wie ich voraussah, daß die Österreicher sehr dafür waren, sich mit Trotzki's Erklärung zu begnügen; auch auf deutscher Seite war es schließlich nur General Hoffmann, der für Kündigung des Waffenstillstandes und erneuten Vormarsch plädierte, damit eine russische Unterschrift des Friedensinstrumentes erzwungen werde.

Ich selbst hielt es für das Klügste, von der russischen Erklärung Notiz zu nehmen und weiter nichts darauf zu veranlassen. Die einzig mögliche Alternative zu einer solchen Stellungnahme war ein erneutes militärisches Vorgehen gegen die in voller Auflösung begriffene russische Armee, um sozusagen mit dem Säbel in der Hand die Russen doch zu einer Unterschrift zu zwingen. Dieser Unterschrift legte ich selbst keinen entscheidenden Wert bei. Wie früher ausgeführt, hielt ich alles, was hier im Osten gemacht werden konnte, für Provisorien, die auf alle Fälle beim endgültigen Friedensschluß noch genauer unter die Lupe genommen werden würden. Ich hielt die Sovietleute für durchaus unzuverlässig, fest entschlossen, je nach der Lage ihren Vorteil zu wahren, glaubte keinen Augenblick, daß eine noch so feierlich gegebene Unterschrift von ihnen bei veränderter Sachlage respektiert werden würde. Bei meiner Einstellung war auch die Rücksicht auf Österreich-Ungarn mit maßgebend. Dem Kaiser und fast ebenso sehr Czernin war im Hinblick auf die öffentliche Meinung zu Hause und die Verpflegungslage der Gedanke an erneutes bewaffnetes Vorgehen äußerst fatal. Jedes äußere Hervortreten starker sachlicher Meinungsverschiedenheiten zwischen uns und Österreich mußte nach meiner Ansicht den Kampfwillen der Entente stärken. Zwischen uns und der österreichischen Delegation bestand im Wesentlichen[1012] Übereinstimmung, der einzige, der opponierte und dafür war, durch erneutes scharfes militärisches Vorgehen Rußland zur Unterschrift eines Friedensinstrumentes zu zwingen, war General Hoffmann.

Sofort nach Abschluß der nötigsten Arbeiten ging ich nach Berlin zurück, um mit dem Kanzler die durch die russische Haltung geschaffene Lage durchzusprechen. Er stellte sich im großen Ganzen auf meine Seite, ebenso Vize-Kanzler von Payer, der erst jetzt, von langwieriger Krankheit genesen, anfing, die Rolle im politischen Leben zu spielen, die wir ihm bei seiner Ernennung

[1010] Der letzte Halbsatz lautete ursprünglich: „wäre bestimmt nicht erreicht worden".

[1011] Der bisherige Teil des Absatzes stammt aus dem Basistext, mit den folgenden Sätzen wird die Einschaltung „Berlin, Verhandlungspause in Brest-L." fortgesetzt, mit dem nächsten Absatz geht es im Basistext weiter.

[1012] Ursprünglich: „bestand in dieser Beziehung".

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

zugedacht hatten. Beide Herren waren offensichtlich bestrebt, was mir nur willkommen sein konnte, die Frage „Vormarsch oder Tolerierung der russischen Haltung“ nicht zu einer Kabinettsfrage zu machen, sondern, wenn irgend möglich, einen Kompromiß mit der Obersten Heeresleitung herbeizuführen[1013].

Die Beratung über diesen Punkt sollte im Schloß in Homburg unter Vorsitz des Kaisers stattfinden. Dort versammelten wir uns am [13. Februar 1918[1014]]. Das Zimmer, in welchem die Beratung stattfand, wies hübsche Verzierungen im Stil des englischen Adams-Geschmackes auf.

Die Sitzung fand in Homburg statt; an derselben nahmen teil: Graf Hertling, Vizekanzler v. Payer und ich, für die Armee der Generalfeldmarschall und Ludendorff. Vor Beginn der Beratung konnte ich noch einige Minuten mit dem Kaiser sprechen, und er empfing mich mit den Worten: „Na, Ihr habt Euch ja in Brest schön blamiert“, woraus ich schloß, daß sowohl vom Chef des Civil-Kabinetts als von militärischer Seite Versuche gemacht worden waren, den Kaiser gegen die politische Leitung einzunehmen. Kabinettschef von Berg [war] eifrig bemüht, [den] Kaiser für [den] Gedanken der Befreiung der Ostseeprovinzen zu gewinnen, zum Teil erfolgreich[1015]. Ich legte in Kürze den Verlauf der Verhandlungen und die Gründe der russischen Haltung dar. Der hohe Herr kam nicht mit einem Wort auf seinen telegraphischen Befehl zu ultimativem Vorgehen in Brest und meine ablehnende Haltung zurück. Mein bestimmter Eindruck war, daß er mit jeder Lösung einverstanden sein würde, welche keine akuten Konflikte zwischen Reichskanzler und Oberster Heeresleitung im Gefolge habe. Der Monarch war bei Eröffnung der Verhandlungen zugegen und hörte sich die Begründung der beiderseitigen Standpunkte an, die nach einleitenden Worten Hindenburgs und des Grafen Hertling, wie gewöhnlich bei solchen Beratungen, General Ludendorff und mir zufielen. Dann verabschiedete sich der Kaiser, uns unserer Arbeit überlassend, versprach aber, im Laufe des Nachmittags wieder anwesend zu sein. Er empfahl dringend Verständigung und behielt sich vor, im Falle eine solche nicht erzielt werden könnte, die Entscheidung zu treffen.

Wie bei all diesen Beratungen, wogte der Kampf zwischen der Obersten Heeresleitung, vertreten durch den ersten Generalquartiermeister, General Ludendorff, und der politischen Leitung, in diesem Falle vertreten durch den Reichskanzler, den Vize-Kanzler, Herrn von Payer, und mich. Der Kaiser wohnte dem Anfang unserer Beratung bei, verließ uns dann, indem er beiden

---

[1013] Dieser Absatz beinhaltet den nächsten Teil der Einschaltung „Berlin, Verhandlungspause in Brest-L.“ Es folgen drei Sätze aus dem Basistext (in die das Datum eingefügt wird, für das Kühlmann eine Lücke ließ), bevor die Einschaltung fortgesetzt wird.

[1014] Eine Zusammenstellung von Quellen (14 an der Zahl) zum Homburger Kronrat in: Baumgart/Repgen: Brest-Litovsk, S. 50–81. Eine neue ausführliche Quelle: Lersner, Hinter den Kulissen, S. 168–171, 439–444.

[1015] Dieser Satz ist der letzte Teil der Einschaltung „Staatssekretariat bis zum Beginn der Friedensverhandlungen“, der hier in die Einschaltung „Berlin, Verhandlungspause in Brest-L.“ eingefügt wird.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Parteien Mäßigung und Verständigungswillen empfahl, und behielt sich vor, im Nachmittag, falls wir zu keiner Einigung kommen könnten, nochmals persönlich einzugreifen. Die Beratungen dauerten bis zum Frühstück, ohne ein endgültiges Ergebnis zu zeitigen. Vor dem Frühstück sprach ich noch einen Augenblick mit dem gescheiten, überlegten Herrn von Payer; er sagte mir: „Sehen Sie, nun habe ich ein langes Leben in führender Stellung im deutschen Parlament verbracht und dachte, ich hätte einen guten Einblick in Staatsdinge. Seit ich selbst der Regierung angehöre, besonders seit den heutigen Beratungen, sehe ich erst, an wie furchtbaren Abgründen wir wandeln und welche über Leben und Tod ausschlaggebenden Beschlüsse die Regierenden fast stündlich zu fassen haben. Mir schaudert, wenn ich in diese Abgründe von Verantwortung hinein sehe.“ Dieses offene Bekenntnis eines so aufrechten und erfahrenen Mannes hat mir Eindruck gemacht[1016].

Der Vormittag verlief, ohne daß eine der beiden diskutierenden Parteien sich dem Standpunkt der anderen genähert hätte. Ein kurzes Frühstück beim Kaiser, bei welchem dieser es vermied, materiell auf die Besprechungen einzugehen, unterbrach die Verhandlungen. Nach dem Frühstück hatte ich ein kurzes Gespräch mit Herrn von Payer, der zum ersten Mal an einer der periodischen Beratungen zwischen dem Kanzler und seinen Mitarbeitern und der Armeeleitung teilnahm. Der Vize-Kanzler war von dem, was er gehört hatte, tief beeindruckt. „Nun stehe ich schon über ein Menschenalter“, so sagte er mir, „im politischen Leben und arbeite in einer führenden Stellung im Reichstag, glaubte auch jetzt im Kriege über alles Wesentliche unterrichtet zu sein. Ich bin von den Einblicken, die ich heute gewonnen habe, tief erschüttert. Ich hatte keine Ahnung, daß die[1017] führenden Herren stündlich vor so furchtbaren, folgenschweren Entscheidungen stehen. Ich habe mit Schaudern gesehen, an welch tiefen Abgründen der Weg der deutschen Nation entlang führt.“ Ich war mir darüber nicht klar gewesen, wie sehr unsere inneren Beratungen und Kämpfe sich doch unter Ausschluß der Öffentlichkeit abspielten, so daß selbst ein so wohl unterrichteter Mann wie Herr von Payer von der Berührung mit den Realitäten so nachhaltig beeindruckt sein konnte.

Nach dem Frühstück zogen sich die Beratungen bis gegen 5 Uhr hin; Graf Hertling, offenbar bestrebt, die Meinungsverschiedenheiten mit den Generälen nicht zu akut werden zu lassen, lenkte etwas ein[1018]. Im Laufe des Nachmittags trat das Bestreben Hertlings und Payers, doch zu einem Kompromiß mit den Generalen zu gelangen, immer deutlicher hervor. Ihr Bestreben ging darauf hin, von der Armeeleitung Garantien dafür zu erhalten, daß der Vormarsch sich in gewissen Grenzen halten werde und nicht der Öffentlichkeit als Beginn

[1016] Dieser Absatz stammt aus dem Basistext (wobei Kühlmann bezeichnenderweise Hindenburg in der Aufzählung der Personen übergeht). Der folgende Absatz ist der nächste Teil der Einschaltung „Berlin, Verhandlungspause in Brest-L.“, der zwar dieselben Vorgänge schildert, jedoch in Details abweicht.

[1017] Das folgende Wort „wirklich“ wurde wieder gestrichen.

[1018] Dieser Satz stammt aus dem Basistext, die folgenden zwei Sätze aus besagter Einschaltung „Berlin, Verhandlungspause in Brest-L.“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

eines neuen Eroberungskampfes erscheinen könne. Ich blieb bei meinem Votum gegen erneutes militärisches Vorgehen, erklärte aber im vorne herein, ich würde, falls ich mit meiner Ansicht unterläge, nicht dies als Grund zu meiner Demission betrachten, denn es handele sich ja nicht um eine prinzipielle, sondern um eine taktische und Zweckmäßigkeitsfrage, die ebensowohl militärisches als politisches Gebiet berühre[1019]. Nach langem Hin und Her kam eine Übereinkunft zustande, wonach der Kanzler seine Bedenken gegen erneuten Vormarsch zurückstellte und dafür gewisse Zusagen und Garantien erhielt. Ich selbst hatte meinen Standpunkt dahin präzisiert, daß ich an meiner Auffassung festhalte, ein weiterer Vormarsch zur Erzwingung der Unterschrift sei politisch nicht nützlich. Eine eventuell erzwungene russische Unterschrift biete keinen ernstlichen Gewinn für unsere gesamte Situation. Ein deutscher Vormarsch drohe das ohnehin brüchige Verhältnis zu Österreich auf eine neue Belastungsprobe zu stellen. Da es sich aber um eine Zweckmäßigkeitsfrage handle, zum Teil sogar um eine militärische Zweckmäßigkeitsfrage, so würde ich, falls Reichskanzler und Heeresleitung zu einer Einigung kämen, nicht die Konsequenz ziehen, deshalb meinen Rücktritt zu verlangen. So fiel die Entscheidung für den erneuten Vormarsch[1020].

[1019] Dieser Satz stammt wieder aus dem Basistext, die folgende Passage bis zum Ende des Absatzes aus der Einschaltung „Berlin, Verhandlungspause in Brest-L.“.

[1020] Eingelegt findet sich eine „Auszugsweise Abschrift. Besprechung in Homburg am 13. Februar 1918“, die Kühlmanns Stellungnahme wiedergibt: „Unsere Taktik, Ukraine zu befriedigen und Bolschewiki aufzuheben. Ukraine Friede gelungen. Überblick über Bedeutung Ukraine-Friedens. Trotzky mußte nachfolgen. Wir entschlossen zu Ultimatum. Aber als Russen einsahen, daß wir nicht nachgaben, erklärten sie negatives Resultat an Vollversammlung. Anzunehmen, daß entweder annahmen oder abbrachen, stattdessen seine Erklärung. Dadurch neue Lage. Frage, ob Waffenstillstand besteht oder nicht, noch ungeklärt. Reichskanzler glaubt, daß Waffenstillstand nicht besteht. Ich glaube, daß er besteht. Verliest Gutachten. Aber Waffenstillstandsfrage sekundär. Primär Frage des Kriegszustandes. Übereinstimmung, daß Kriegszustand besteht. Wir könnten ihn beenden, aber das wäre für uns schlecht. Rußland ist in Friedenszustand eingetreten. Daher besteht Rußland aus drei Teilen: Rußland, Finnland, Ukraine. Mit Finnland und Ukraine haben wir Frieden, mit Großrußland Kriegszustand. Sollen wir von Kriegszustand Gebrauch machen? Trotzky hat seine Erklärung ohne jeden Protest, ohne Erwähnung unserer Bedingungen abgegeben. Lediglich Waffen weggeworfen ohne Bedingungen. Er konnte unsere Bedingungen nicht annehmen. Wollen wir neuen Krieg beginnen? Pol[itischer] Zweck. a) Unterzeichnung regulären Friedens. Trotzky's Unterschrift wäre schwache Garantie gewesen. Trotzky wird gestürzt werden. Ob militärische Operationen einen Frieden erzwingen, ist zu verneinen. Wie sollen wir Zwang ausüben. Noch mehr besetzen nützt nichts, also praktische Bedeutung gleich null. b) Revolutionärer Seuchenherd muß ausgetreten werden mit Waffengewalt. Gedanke verlockend, aber ernste Bedenken. Glaube nicht, daß selbst Einnahme von Petersburg genügen würde. Unterste Klassen Nährboden für Ideen der Bolschewiki. Wenn wir mit Waffen kommen, erwacht Nationalismus, stärkt Revolution. Vergleich mit französischer Revolution. Schlagworte der ‚Antidemokratie' stark zunehmen im Westen. c) Hilfe für Ukraine oder Finnland. Ukrainer dankbar für Hilfe, aber keine direkte bewaffnete Hilfe (würde Stellung in Rußland erschüttern), befürworte jede mit Frieden vereinbare Hilfe.
– – – – –
Estland und Livland gefühlsmäßig; wir sind verpflichtet, Deutschen zu helfen. Ich empfinde das sehr stark, aber kann doch nicht raten, wegen dieser beiden Provinzen Krieg neu zu beginnen. Militärische Operationen erst sehr langsam. Guerillakrieg. Wenn Bolschewiki

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Verhandlungen nahmen eine Wendung, die es dem Kaiser, als er gegen abend wieder persönlich erschien, ermöglichte, für militärischen Druck auf die Russen zu stimmen, bis diese sich zur Unterschrift des Friedensinstrumentes bereit erklärten. Hoffmann strahlte, denn gegen die Russen Krieg zu führen, machte dem General wirklich Freude. Der Vormarsch ist auf breiter Front angetreten worden und war bei dem vollkommen aufgelösten Zustand der Russischen Armee wirklich nur ein militärischer Spaziergang. Viel Material wurde erbeutet, die deutsche Armee kam unglaublich rasch vorwärts. So erklärten sich die Russen unter dem gesteigerten Druck endlich dazu bereit, den Frieden zu unterzeichnen.[1021]

Der Vormarsch ging, während wir schon in Bukarest verhandelten, mit großer Geschwindigkeit vor sich, da von russischer Seite kein Widerstand mehr geleistet wurde, und erlaubte der vordringenden deutschen Armee, noch allerlei Gefangene und Material aufzulesen. Die Russen entschlossen sich bald, die Unterzeichnung des Friedens anzubieten und unterschrieben tatsächlich am [3. März 1918] in Brest-Litowsk den gegenüber dem ersten Entwurf vom russischen Standpunkt aus erheblich verschlechterten endgültigen Frieden[1022]. Materiell schnitt Rußland sicher schlechter ab, als wenn Trotzki, statt das Kriegsende zu erklären, nach der Verhandlung mit uns unterschrieben hätte. Propagandistisch war die Lage für die Soviets hingegen unendlich viel günstiger. Ich hatte alles vermieden, was als direkter militärischer Druck angesehen werden konnte, da ich den Bolschewiki nicht die sehr wirksame agitatorische Waffe verschaffen wollte, daß es sich nur um durch bewaffnete Gewalt erpresste Zugeständnisse handele[1023].

Ich selbst konnte aus den später dargelegten Gründen, da ich eiligst zu den rumänischen Verhandlungen nach Bukarest reisen mußte, das Brest-Litovsk-Instrument nicht persönlich unterschreiben; ich habe diese Ehre neidlos dem guten Rosenberg überlassen. Besonders, da noch in letzter Stunde meines Erachtens unverständige türkische Wünsche nach Gebietserweiterungen in Armenien in den Frieden hereingearbeitet worden waren, lockte es mich wenig,

---

sehen, daß Barone Deutsche gerufen – kommt große Rache an Barone[n]. Zukunft Estlands und Livlands. Bedenken dieselben wie 18. Dezember. Russen müssen sich auf deutschen Riegel werfen. Schwere Gefährdung unseres zukünftigen Verhältnisses zu Rußland, wir kommen nicht wieder heraus. Wenn sich Möglichkeit bietet, wie oben gesagt, zu helfen, bin ich bereit (Gendarmen, Material usw.).

– – – – –

In Rußland müssen Russen sich selbst helfen. Kämen die Russen zu uns, um Hilfe gegen Bolschewiki, so können wir eventuell eintreten. Am besten Umwälzung von innen heraus. Votum: Vom Standpunkt der auswärtigen Politik empfiehlt sich zunächst abwarten bis Zwangslage eintritt, die uns zum Eingreifen zwingt. Vorläufig nichts tun."

1021 Dieser Absatz setzt den Basistext fort, während der nächste den Abschluß der Einschaltung „Berlin, Verhandlungspause in Brest-L." bildet.

1022 Für das Datum ließ Kühlmann eine Lücke. Text des Vertrags u. a. in: Schulthess' Europ. Geschichtskalender 59,2 (1918) S. 683–688.

1023 Ab dem folgenden Absatz wird der Basistext fortgesetzt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

unter ein Instrument, dessen geringer Weisheit ich wenig Dauer verheißen konnte, meinen Namen zu setzen[1024].

Nach der Homburger Entscheidung war ich nach Berlin zurückgekehrt, fand eine Menge Arbeit vor, mußte auch mit den Herren des Reichstages allerlei verhandeln und besprechen[1025].

Ich bin während der einjährigen Dauer meiner Tätigkeit als Staatssekretär wenig in Berlin gewesen, meist zwangen die Umstände zum Gewerbebetrieb im Umherziehen. Dies hatte schwere Nachteile im Gefolge; ich konnte wenig im Amte sein, auch wenig den Kontakt mit den zahlreichen Berliner Stellen pflegen. Der Abwesende hat immer unrecht und Intrigen, an denen im Staatsleben ja niemals Mangel ist, gedeihen erfahrungsgemäß gegen einen Abwesenden rascher und üppiger. Für die Führung meines Amtes selbst und das Verhältnis zum Reichskanzler, Graf Hertling, sind nennenswerte Schäden aus meinen erzwungenen langen Abwesenheiten nicht festzustellen gewesen. Baron von dem Bu[s]sche-Haddenhausen, mit dem und dessen Familie ich von Washington her befreundet war, war in seiner gewissenhaften, etwas schweren, niedersächsischen Art ein ausgezeichneter und zuverlässiger Stellvertreter, bei dem ich mich darauf verlassen konnte, daß im laufenden Geschäft nichts übersehen oder versiebt wurde. Es ist für einen Staatsmann ein angenehmes und sicheres Gefühl, mit herrenmäßig gesonnenen Leuten, von denen man sich keiner Überfälle vom Rücken her zu versehen hat, zusammen zu arbeiten. Hertling's klarer Blick und große staatsmännische Erfahrung machten es leicht, Fühlung und Folge zu bewahren. Gerade aber, da wir eine Koalition waren und die Aufrechterhaltung engen Kontaktes mit den Bundesgenossen die wichtigste Aufgabe der deutschen Politik darstellte, hatten diese langen Friedenskonferenzen[1026] bedeutende Vorteile. Denn man war mit den führenden Staatsmännern der Verbündeten wochen- und monatelang am selben Ort zusammen, sah sich oft mehrmals täglich, und so konnte der Zusammenhang ganz anders gepflegt werden als durch die üblichen diplomatischen Kanäle. Es bildeten sich persönliche Beziehungen, die oft stärker binden als unterschriebene Pergamente.

Es war noch unentschieden, ob ich zunächst nach Brest-Litowsk gehen sollte, um den russischen Frieden zu unterschreiben, und dann nach Bukarest, oder ob ich einen anderen Herrn mit der Unterschrift betrauen und direkt nach Rumänien eilen sollte. Da erreichte mich im Reichstag der Telephonruf unse-

---

[1024] Tatsächlich unterschrieb Kühlmann den Vertrag aber doch, zwar nicht bei der eigentlichen Unterzeichnung am 3. März in Brest-Litowsk, jedoch – zusammen mit Czernin – am 7. März 1918 in Bukarest.

[1025] Eingelegt findet sich eine Kopie und eine Abschrift von Artikeln der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" Nr. 93 und 94 vom 20. Februar 1918, die Kühlmanns Rede vor dem Hauptausschuß und vor dem Reichstag über den Abschluß des ukrainischen Friedens und die bevorstehende Offensive gegen Rußland wiedergeben, die er wohl noch in das Manuskript einarbeiten wollte.

[1026] „sehr" handschriftlich gestrichen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

res Vertreters[1027] bei der Obersten Heeresleitung, der mir sagte, die Halbgötter – diesen Spitznamen führten in der intimeren Unterhaltung die militärischen Spitzen – seien über die Idee, ich könne erst noch nach Brest-Litowsk gehen, um den Frieden zu unterschreiben, sehr erregt, er glaube, die Herren würden schwerstes Geschütz auffahren[1028], um eine kaiserliche Entscheidung herbeizuführen, wonach ich ohne jeden Verzug zur Aufnahme der Verhandlungen nach Bukarest reisen solle. Da mir aus den oben berührten Gründen durchaus nicht viel daran lag, den russischen Frieden selbst zu unterzeichnen, die ganze Sache ohnehin mehr zeremonielle Bedeutung hatte, trug ich dem Reichskanzler vor, da die militärischen Stellen so großen Wert auf Beschleunigung der Bukarester Verhandlungen legten, würde ich Rosenberg nach Brest-Litowsk schicken und selbst direkt über Wien nach Bukarest gehen. Der Kanzler stimmte meiner Auffassung zu, und so rollte ich alsbald gen Wien; von da wollte ich zusammen mit Czernin reisen und unterwegs mit dem österreich-ungarischen Außenminister unsere gemeinsamen Verhandlungen in Bukarest wenigstens in den Grundzügen festlegen.

Waffenstillstand mit Rußland ablief 18. Februar, der mit Rumänien 20. Februar[1029].

18. Februar: Reliquien des Heiligen Demetrius wieder erlangt.

23. Februar: Meine Abreise nach Bukarest.

Das Bündnis Rumäniens mit den Mittelmächten[1030] war mehr das Ergebnis dynastischer Gefühle und persönlicher Sympathien des Königs Carol. Schon seit dem Eingreifen Rumäniens in den zweiten Balkankrieg, das zum Abschluß des Bukarester Friedens[1031] führte, mußte es weitsichtigen Beobachtern klar sein, daß die überwiegende Majorität der Bevölkerung nicht zu den Mittelmächten neigte. Czernin beschrieb mir anschaulich das Entsetzen des Königs Carol, als der österreich-ungarische Gesandte beim Ausbruch des Weltkrieges die Publikation und Durchführung des Bundesvertrages verlangte. Der Gedanke an die Angliederung der außerhalb der rumänischen Grenzpfähle lebenden Rumänen gewann, geschickt geschürt von der Entente, besonders Rußland, dauernd an Boden. Bratianu[1032], der ziemlich allmächtige Chef der Libe-

[1027] Ursprünglich: „Telephonruf des auswärtigen Amtsvertreters“; gemeint ist: Kurt Freiherr von Lersner.

[1028] „lassen“ handschriftlich gestrichen.

[1029] Mit diesen drei Punkten beginnt ein im Manuskript einliegendes vierseitiges „Schema für rumänischen Frieden“, das Kühlmann offensichtlich in den Text einarbeiten wollte bzw. ihm als Rahmen für die Organisation seiner Ausführungen dienen sollte. Das Schema basiert auf einer fünfseitigen inhaltsgleichen, aber stichpunktartigen und weniger ausführlichen handschriftlichen Aufzeichnung, die ebenfalls in dem Band einliegt. Dort abweichende Stellen sind im folgenden berücksichtigt und gekennzeichnet.

[1030] Von 1883. – Dieser und die folgenden beiden Absätze sind einer zweiseitigen maschinenschriftlichen Einschaltung entnommen, die betitelt ist mit „Einzufügen in Kapitel: Rumänischer Friedensschluß. Rumäniens Eintritt in den Krieg.“

[1031] Von 1913.

[1032] Ion I. C. Brătianu (1864–1927), fünfmal rumänischer Ministerpräsident, zuletzt Dezember 1916 – Januar 1918 und November 1918 – September 1919.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ralen Partei, hat im innersten Herzen schon sehr früh an das endgültige Unterliegen der Zentralmächte geglaubt. Damit war der wichtigste Faktor rumänischer Politik grundsätzlich schon früh entschlossen, auf Seiten der Entente in den Krieg gegen uns einzutreten. Nur über den geeigneten Augenblick zum Losschlagen herrschte bis zuletzt Zweifel. Bei kaum nennenswerter eigener Produktion und dem Mangel leistungsfähiger Verbindungen mit der Außenwelt war die Munitionsfrage der schwächste Punkt der rumänischen Rüstung. Radikal konnte diese[n] Mißstände[n] nur abgeholfen werden durch die Öffnung der Dardanellen. War der Vorstoß gegen die Meerenge gelungen und damit die Munitionsversorgung zur See sichergestellt, so war mit der alsbaldigen Kriegserklärung Rumäniens bestimmt zu rechnen. Ohne diese gesicherte Zufuhr blieb der Eintritt in den Krieg ein sehr gewagtes Spiel, das leicht mit Niederlagen und Demütigungen enden konnte.

Gerade bei Rußland, dem mächtigsten Faktor, bestanden an den verschiedenen Stellen weitgehende Meinungsverschiedenheiten darüber, ob ein Eintritt Rumäniens in den Krieg überhaupt zu wünschen sei. Während der diplomatische Vertreter, der Gesandte Poklevsky[1033], dauernd das Feuer schürte und, wie wir jetzt aus zuverlässigen Dokumenten wissen, ununterbrochen gewaltige Bestechungssummen in die rumänische Presse fließen ließ, bezeichnete der russische Oberkommandierende Großfürst Nicolaus im Mai 1915, als das Scheitern der Dardanellenoffensive endgültig klar war, auf eine englische Sondierung hin den Gedanken, Rumänien zum Eintritt in den Weltkrieg zu veranlassen, als „vollkommenen Wahnsinn".

König Ferdinand und sein Ministerium sind schließlich in den Krieg eingetreten auf ein besonderes, vom russischen Militär-Attaché[1034] gestelltes Ultimatum hin. Dieses starke russische Drängen machte manchen denkenden Rumänen mißtrauisch, und die Kriegserklärung an die Mittelmächte rief bei vielen trübe Ahnungen hervor. Kein Wunder, daß damals schon in Bukarest der Gedanke Wurzel faßte, die russische politische Leitung hetze das Königreich nur deshalb in den Krieg, um ein corpus vile zu haben, aus dessen Haut man notfalls beim Friedensschluß Riemen schneiden könnte, um Ansprüche der Gegner zu befriedigen.

Die Lage, die wir in Rumänien beim Beginn der Friedensverhandlungen vorfanden, war etwa die folgende: Nach der rumänischen Kriegserklärung am [27. August 1916] hatte Mackensen[1035], rasch und erfolgreich operierend, den Übergang über die Donau erzwungen, zusammenwirkend mit den von Westen her vorstoßenden Truppen unter General [Falkenhayn] den ganzen südlichen Teil der rumänischen Monarchie erobert. Nach der blutigen Schlacht bei Mara-

1033 Stanislav Alfonsovič Poklevskij-Koziell (1866–1921), russischer Gesandter in Bukarest 1913–1917.

1034 Ba. A. Semenov, Oberst; russischer Militärattaché in Bukarest ca. 1913–1916.

1035 August von Mackensen (1849–1945), Generalfeldmarschall; Chef der Heeresgruppe Makkensen 1915–1916; Militärgouverneur von Rumänien 1916–1918. – Für das Datum ließ Kühlmann eine Lücke, ebenso für den Namen des Generals Falkenhayn. Mit diesem Satz wird der Basistext fortgesetzt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

cesti war der Krieg auf diesem Schauplatz so gut wie ganz eingeschlafen. Rumänien schloß sich dem russischen Waffenstillstand an und erklärte sich nach Unterzeichnung des Friedens mit der Ukraine seinerseits zu Friedensverhandlungen bereit.

Deutschland, um dies vorweg zu nehmen, konnte unter keinen Umständen daran denken, aus dem Sieg über Rumänien territoriale Vorteile für sich selbst zu gewinnen. Nach der ganzen geographischen Lage konnte dies nicht in Frage kommen; es ist auch von den wildesten Alldeutschen einer territorialen Eroberung in Rumänien soweit mir bekannt niemals das Wort geredet worden. Wir konnten uns auf handelspolitischem Gebiet, insbesondere in der Petroleumindustrie, in der wir durch die Steaua Romana[1036] vor dem Krieg eine gewisse Rolle gespielt hatten, führenden Einfluß sichern. Im Ganzen mußten unsere Bestrebungen dahin gehen, den Abschluß mit Rumänien so zu gestalten, daß nach wieder hergestelltem Frieden ein vernünftiges freundschaftliches Zusammenwirken mit den Rumänen möglich blieb, so wie es vor dem Krieg zum Vorteil beider Teile zwischen den genannten Ländern bestanden hatte. An König Karls fundamental deutscher Gesinnung und persönlicher Bundestreue hat niemand gezweifelt, der den Monarchen näher gekannt hat. Immerhin ist es auch ihm unmöglich gewesen, dem fast einmütigen Druck seines Volkes zu widerstehen, welches, von Franzosen und Russen aufgepeitscht, die Gelegenheit für günstig hielt, von Rumänen bewohnte Gebietsteile aus der österreich-ungarischen Monarchie zu reißen und sich anzugliedern. Car[o]ll's Sohn, König Ferdinand, war schwächer, politisch nicht annähernd so erfahren wie sein [Onkel][1037] und stark von seiner schönen und energischen Gattin beherrscht, bei welcher die englische Abstammung viel mehr ins Gewicht fiel als die mehr auf dem Papier stehende Zugehörigkeit zu einem deutschen Fürstenhause. König Ferdinand von Rumänien ist eine sehr unglückliche, ja tragische Figur; es wäre falsch zu glauben, daß er sein Hohenzollernblut und seine Zugehörigkeit zur deutschen Armee leichten Herzens vergessen hätte. Beides ist ihm etwas Ehrwürdiges und fast Heiliges geblieben. Der Konflikt zwischen dem, was er persönlich für seine Pflicht hielt, und dem, wozu ihn Gattin, Umgebung und die ganze Tendenz seines Landes zwangen, hat in sein Leben einen tragischen Konflikt gebracht, an dem der [König] als schwacher Mensch schwer litt[1038], ohne für eine Lösung stark genug zu sein.

Im deutschen Volk hat von anfang an dumpf und fast instinktiv das Gefühl bestanden, daß zwischen dem verräterischen Abfall des ursprünglich verbündeten Rumäniens, dem Glanz unserer Siege, der erhofften und erwarteten Be-

1036 Eine rumänische Erdölfirma, die zwischen 1897 und 1920 bestand.

1037 Kühlmann schrieb „Vater", tatsächlich war Carol/Karl aber der jüngere Bruder von Ferdinands Vater Leopold Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen (1835–1905) – eine Tatsache, die Kühlmann eigentlich bewußt war, wie seine weiter unten wiedergegebenen handschriftlichen Notizen zur Dobrudscha zeigen. Ferdinand war verheiratet mit Marie Prinzessin von Edinburgh (1875–1938), Tochter des zweitältesten Sohns von Queen Victoria.

1038 Ursprünglich: „hat sein Leben zu einem tragischen Konflikt gemacht, an dem der [König] als schwacher Mann litt".

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

strafung der Ungetreuen und den materiell im Bukarester Frieden für Deutschland erzielten Vorteilen eine weite Kluft bestand. Diese sentimentale Grundstimmung hat sich, da positive Forderungen schlechterdings nicht auszudenken waren, in dem Verlangen konzentriert, man müsse den „ungetreuen Hohenzollern" absetzen und durch einen „zuverlässigen" deutschen Monarchen ersetzen. Dieser Gedanke hat in den Reichstagsdebatten, die dem Abschluß des Bukarester Friedens folgten, eine führende Rolle gespielt; in der Debatte ließen sich aber diese Anschauungen auch nur mit der leisesten Aussicht auf Erfolg nicht vertreten.

Anders als für Deutschland standen die Dinge für Österreich-Ungarn: Rumänien war durch seine Irredenta in den Krieg getrieben worden, genau wie Italien. In Überfällen, deren Heimtücke und Brutalität jeder Beschreibung spotteten, waren an Grenzbahnhöfen und Grenzorten die Rumänen über ihre österreichisch-ungarischen Nachbarn hergefallen. Der Haß ging hoch, und das Verlangen nach strategischer Sicherung führte zu sehr weitgehenden Annexionsideen, hinter denen speziell die Ungarn standen. Wir Deutsche hatten kein übergroßes[1039] Interesse an diesen Fragen; wo schließlich in den Karpaten die ungarisch-rumänische Grenze lief, war kein vitaler deutscher Belang. Ich habe deshalb diese ganzen Verhandlungen Czernin und den Rumänen überlassen. Nur wo ich konnte, habe ich vermittelnd und ausgleichend eingegriffen, um zu weitgehende Ansprüche auf das Maß zurückzuschneiden, welches die Wiederherstellung eines vernünftigen deutsch-rumänischen Verhältnisses nach dem Krieg ermöglichte. Erschwerend kam hinzu, daß Czernin bis zum Ausbruch des Krieges mit Rumänien Gesandter in Bukarest gewesen war, daß die Rumänen ihn und seine Familie sowie die ganze Gesandtschaft in den ersten Kriegstagen brutal und beleidigend behandelt hatten. Eine Menge Menschen hatten sie ohne Medikamente, Nahrung und Hilfsmittel, ja ohne Wasser, in der Gesandtschaft eingeschlossen gehalten, kurz, all diejenigen Dummheiten gemacht, durch die sich mühsam erworbene Kultur in Krisen als wenig haltbarer Firnis erweist. Czernin hatte also auch eine persönliche Rechnung mit dem rumänischen Hofe und der rumänischen Politik zu begleichen. Wenn ich ihm auch die Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, daß er diesen persönlichen Rachegelüsten keinen entscheidenden Einfluß auf seine Haltung einräumte, so gab doch all dies einen besonderen Untergrund.

24. Februar: Czernin spricht mit Marghiloman[1040]. Czernin [in der] Uniform [eines] Brigade-Generals, Goldenes Vlies, Schwarzer Adler[orden]. Mitteilung der Friedensbedingungen an General Averescu. Marghiloman sondiert wegen seiner Idee einer Allianz zwischen Rumänien und Mittelmächte; will für Rettung der Dobrudscha [die] rumänische Armee [den] Mittelmächten zur

[1039] Ursprünglich: „kein großes".

[1040] Alexandru Marghiloman (1854–1925), Ministerpräsident März – Oktober 1918. – Der im folgenden genannte: Alexandru Averescu (1859–1938), Ministerpräsident 9. Februar – 15. März 1918. – Dieser Absatz stammt aus dem „Schema für rumänischen Frieden" und wird hier in den Basistext eingefügt. In der handschriftlichen Grundlage des Schemas heißt es abweichend: „Persön[liche] Klage Czernins" anstatt „persönliche Ranküne".

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Verfügung stellen. Czernin hat wegen seiner Behandlung bei Kriegsausbruch persönliche Ranküne gegen [die] rumänische Regierung. Abends Zusammentreffen in Buftea. Averescu, Czernin und ich. Wir mitteilen Bedingungen der Mittelmächte.

Die Hauptschwierigkeit bei den ganzen Verhandlungen war aber die Frage der Dobrudscha. Diese Provinz, ein langer schmaler Streifen an der Westküste des Schwarzen Meeres, war im Jahre [1878] von Rumänien erworben worden[1041]. Mitten durch die Dobrudscha führte die Bahnlinie nach Konstanza, dem einzigen größeren rumänischen Hafen am Schwarzen Meere, auf dessen Verbesserung und Ausbau das junge Königtum erhebliche Mittel verwendet hatte. Es war der einzige moderne Hafen, welcher das große Binnenland mit dem Seehandel und damit der weiten Welt verband.

Vor den Balkankriegen besaßen die Bulgaren ein Stück im Süden der Dobrudscha; das bulgarische Volk soll ursprünglich in der Dobrudscha gesessen haben und von dort aus in seine heutigen Wohnsitze im Balkan eingewandert sein. Ich habe nicht feststellen können, wie weit diese Angaben sich historisch als richtig erweisen, jedenfalls haben sie dazu gedient, um für Bulgarien eine Art unverjährbares Anrecht auf den Besitz der Dobrudscha zu begründen. Im Frieden von Bukarest von [1913] wurde Bulgarien, das im zweiten Balkankriege seinen ehemaligen Verbündeten unterlag, vollkommen aus der Dobrudscha verdrängt, die nunmehr ganz rumänisch wurde. Außer weitgehenden Wünschen der Bulgaren nach Gebietserweiterungen in Mazedonien, die ihre Grenze nur in der Rücksicht Kaiser Wilhelms auf Griechenland fanden, war der Besitz der Dobrudscha in Sofia ein populäres Kriegsziel. Als Radoslawoff von Kaiser Wilhelm in Audienz empfangen wurde, jammerte er dem Kaiser vor, wie das manchmal seine Art war, und der Kaiser fragte ihn, warum er denn so unzufrieden sei. Er erwiderte, das bulgarische Volk träume ununterbrochen von seinem Ideal, dem Besitz der Dobrudscha. Der Kaiser erwiderte, „Die ist Euch ja vertragsmäßig zugesagt worden." Sei es, daß sich der Monarch unpräzise ausgedrückt hatte, sei es, daß der bulgarische Staatsmann es für

[1041] Kühlmann ließ für diese und die folgende Jahreszahl Lücken. Einliegend findet sich eine handschriftliche Skizze, betitelt: „Einzelheiten über Rumänien u. Dobrudscha", die hier wiedergegeben wird, wobei die Daten im zweiten Teil in die chronologische Reihenfolge gesetzt wurden: „Walachei besetzt. Rumän[ische] Heere stehen in Moldau. [Die] Dobrudscha [ist ein] Rechteck am Westufer [des] Schwarzen Meeres zwischen Donau und Meeresküste. Unterlauf der Donau bei Sibistria in rein nördl[icher] Richtung abbiegt. Umfaßt auch [das] Donau-Delta. Ca. 16.000 Quadratkilometer. Weideland u. Steppe, etwas Ackerbau, ca. 200 000 Einwohner sehr dünn: Rumänen, Bulgaren, Tartaren und Tscherkessen.
Rumän[ien:] 1859–78 Fürstentum Rumän[ien] unter türk[ischer] Oberhoheit. Pariser Frieden 1856: Teile Bessarabiens an die Moldau. Fürst Karl I. von Hohenzollern Sigmaringen 22. Mai [18]66 [Inthronisation]. Frieden v. S. Stefano 3. März [18]78: Dobr[udscha] an Rußl[an]d abgetreten, von diesem mit Rumän[ien] gegen Bessarabien vertauscht. 12. Okt[ober 18]78 Berliner Congreß: Bessarabien gegen Dobrudscha [getauscht]. Unabhängigkeit. 1881 Königreich. Ferdinand v. Rumänien geb. 24. Aug[ust 18]65 in Sigmaringen. 1. Garderegiment. Studien: Tübingen, Leipzig. Ferdinand Neffe Karols. Ferdinand 1893 mit Marie von Edinburgh: Sohn Karl. [18]96: Hafen Constanza. Bahnbrücke Cernawoda. Rumänien u. Ungarn alte Quelle von Reibungen."

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

zweckmäßig hielt, den Monarchen mißzuverstehen, es scheint, daß er sofort nach der Audienz ein Telegramm nach Hause schickte, worin er als großen Sieg bulgarischer Diplomatie verkündete, der Kaiser habe dem bulgarischen Volk den Besitz der ganzen Dobrudscha versprochen. Als der bulgarische Minister auch im Auswärtigen Amt in Berlin diese Lesart vorbrachte, wurde er sehr nachdrücklich darauf hingewiesen, daß der deutsch-bulgarische Vertrag genau festgelegt habe, welche Teile der Dobrudscha Bulgarien im Falle eines siegreichen Krieges zufallen sollten und daß keine Rede davon sein könne, daß diese vertragliche Grundlage durch eine ungenau wiedergegebene kaiserliche Äußerung grundlegend verschoben sein sollte. Radoslawoff ließ sich aber von dem einmal eingeschlagenen Weg nicht abbringen und verkündete, nach Sofia zurückgekehrt, in einer großen Versammlung öffentlich, Bulgarien schulde dem deutschen Kaiser unsterblichen Dank, denn er habe den Besitz der ganzen Dobrudscha zugesagt. Kurz, was immer der Kaiser tatsächlich gesagt haben mochte, die Bulgaren nahmen als feststehend an, daß ein Kaiserwort, an dem man nicht drehen und deuteln sollte, ihnen den Besitz der ganzen Dobrudscha zugesagt habe. An dieser Tatsache ist die Deutsche Diplomatie nicht vorbeigekommen. Es war klar vorauszusehen, daß diese Forderung der Stein des Anstoßes bei den bevorstehenden Verhandlungen mit Rumänien sein würde.

Große Schwierigkeiten standen auch zwischen Türken und Bulgaren bevor. Bulgarien hatte lange geschwankt, welcher Mächtegruppe es sich anschließen sollte, hatte, wie eine von hitzigen Freiern umworbene Schöne, sich von beiden Seiten Angebote machen lassen und dieselben sorgfältig gegen einander abgewogen. Gewisse türkische Gebiete reizten Bulgarien, und als es darauf ankam, für die Freimachung der Straße Wien – Konstantinopel bulgarische Hilfe zu gewinnen, hat unter deutscher Beratung die Türkei, der man im Weltkrieg Großzügigkeit nicht absprechen konnte, territoriale Opfer gebracht, um die Mitwirkung der bulgarischen Armee gegen Serbien sicherzustellen. Die Türken verlangten – und dies schien keineswegs unbillig oder unvernünftig –, nachdem der Bund auf den östlichen Schlachtfeldern gesiegt hatte und Bulgarien bei den bevorstehenden Friedensverhandlungen sein Gebiet um ein Bedeutendes vergrößern würde, es solle die bei Kriegsausbruch cedierten Landstriche dem Ottomanischen Reich zurückerstatten.

Enver Pascha hatte vorbildlich großzügig den Mittelmächten türkische Divisionen zur Verfügung gestellt, welche in Galizien und vor allem bei Eroberung der Dobrudscha ausgezeichnete Dienste geleistet hatten. Diese in Europa kämpfenden Divisionen fehlten den Türken schmerzlich auf ihren eigenen Kriegsschauplätzen, so daß in Armenien, Mesopothamien und Palästina ottomanisches Territorium in bedeutendem Umfange von den Gegnern erobert und besetzt wurde. Die Türkei beanspruchte auf Grund der gebrachten Blutopfer auch territorial an der Beute in der Dobrudscha beteiligt zu werden. Es ergab sich bei Durchsprechung der Lage klar, daß meine Rolle als deutscher Delegierter im wesentlich[en] darin bestehen würde, übermäßige ungarische Wünsche in Schranken zu halten und zwischen Türken und Bulgaren soweit auszugleichen, daß eine Sprengung der Allianz oder gar ein bewaffneter Zusam-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

menstoß[1042] unserer Verbündeten vermieden wurde. Zwischen Türken und Bulgaren herrschte eine an Haß grenzende Erbitterung. Man darf ja nicht vergessen, daß wenige Jahre vor dem Weltkrieg die beiden Armeen sich in furchtbaren Kämpfen gemessen hatten und daß, wie in Balkankriegen üblich, der Krieg, der stets den Charakter eines Rassen- und Religionskrieges hatte, durch Härte und Grausamkeit gegen die Zivilbevölkerung alle menschlichen Leidenschaften aufpeitschte. So ungefähr stellte sich die Lage vor unserem Eintreffen in Bukarest dar.

25. Februar: Frühstück bei Feldmarschall Mackensen. Conservativer Politiker Carp[1043] sitzt rechts, ich links vom Feldmarschall. Neben mir Margh[iloman]. Carp [ist ein] Feind des rumänischen Königs; meine Gründe gegen Wechsel in der Person [des] Monarchen[1044].

In Bukarest eingetroffen, machte ich sofort dem General Mackensen meinen Besuch. Schneeweißes Haar, silberweißer Schnurrbart, im ganzen Äußeren das typische Bild eines Husarenoffizieres, ausgezeichnet aussehend, sehr ruhig und würdig und von angenehmen Umgangsformen. Mackensen erschien mir als das Vorbild eines ritterlichen deutschen Offiziers. Ich habe immer sehr gut mit ihm gestanden und gefunden, daß seine Anschauungen vernünftig und gemäßigt waren. Dabei war er trotz der großen militärischen Erfolge, die in der Geschichte mit seinem Namen verbunden bleiben werden, von einer rührenden Bescheidenheit. Als ich ihm einmal meine Bewunderung für seine Feldzüge aussprach, erwiderte er: „Das Verdienst dieser Operationen gebührt meinen Mitarbeitern. Mein Anteil hat zum großen Teile in der Übernahme der Verantwortung bestanden." Ich habe nicht viel[e] erfolgreiche Heerführer gekannt, welche mit solcher Anspruchslosigkeit und Präzision das Maß ihre[r] Verdienste umrissen hätten. Mackensen residierte im Athenée Palace Hotel, und wir von der deutschen Friedensdelegation waren in der Regel mittags und abends Gäste beim General. Ich saß meist neben dem Hausherrn und hatte so Gelegenheit, mich oft und ausführlich mit ihm zu unterhalten. Über die Einzelheiten der Friedensverhandlungen wurde er ständig auf dem Laufenden gehalten, hat aber materiell so gut wie gar nicht eingegriffen.

26. Februar: Luncheon bei Marghiloman; ich mit Hoesch, Horstmann, Richthofen[1045].

[1042] Ursprünglich: „ein bewaffnetes Übereinanderherfallen".

[1043] Petru Carp (1837–1919), mehrfach Minister und Ministerpräsident, zuletzt 1911–1912.

[1044] Dieser Absatz stammt aus der Einschaltung: „Schema für rumänischen Frieden." Im handschriftlichen Entwurf des Schemas formuliert Kühlmann „Gründe für Beibehaltung [des] Königs" und notiert nach der Skizze der Sitzordnung: „Details über Conversation." In der abgetippten Version steht irrtümlich „Mackensen" statt „Margh[iloman]".

[1045] Alfred Horstmann (1879–1947), Legationsrat; abgeordnet zur Militärverwaltung Rumänien, Bukarest, Februar 1917; dort Leiter der Politischen Abteilung November 1917 – Februar 1919. – Herbert Freiherr von Richthofen (1879–1952), Legationsrat bei der Gesandtschaft in Sofia Juni 1916 – Oktober 1918. – Diese mit Datum versehenen Notizen stammen aus der Einschaltung: „Schema für rumänischen Frieden". Beim nächsten Eintrag ist die Formulierung im Entwurf: „Czernin u. König Entrevue". Zusätzlich steht im handschriftli-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

27. Februar: Zusammenkunft zwischen Czernin und König. König weint und versucht sich reinzuwaschen.

28. Februar: Fahrt nach Konstanza.

1. und 2. März: Andauernde Unsicherheit über Entwicklung.

2. März: Waffenstillstand gekündigt mit 3tägiger Frist, läuft vom Mittag 2. März bis Mittag 5. März. Rumänen versprechen, Kronrat zu halten, und baldige Antwort. Abends Telegramm: Rumänen akzeptieren als Verhandlungsbasis [die] gestellte[n] Bedingungen. Text dieser Bedingungen.

3. März: 5 Uhr nachm[ittags] Russischer Frieden unterzeichnet. Ich lunche bei Arion mit Marghiloman.

4. März: Schlechtes Wetter. Marghiloman übergibt mir Memorandum über Dobrudscha. Marghiloman gegen Annexion dieser Provinz, anregt Idee, Bulgarien Geldentschädigung anzubieten.

Mackensens rechte Hand war General Hell[1046], gleichfalls ein vorzüglicher Offizier, mit dem mich vom ersten Augenblick an aufrichtige Sympathie verband. Stiller, wortkarger und abwägender als der temperamentvolle, überschäumende Hoffmann, hatte er ein sehr klares und sicheres Urteil und war, nach dem, was mir andere führende Offiziere über ihn sagten, zusammen mit Hoffmann derjenige, der am Entwurf und der Gestaltung unserer Kriegspläne im Osten erhebliches Verdienst für sich in Anspruch nehmen durfte. Mit Makkensen nahm ich nur Fühlung, wenn es sich um ganz große und entscheidende Fragen handelte. Alles Tägliche und Laufende besprach ich mit Hell, der auch fast ausnahmslos an unseren internen Sitzungen teilnahm. Ich habe seinen Überblick und seine Gescheitheit im Laufe dieser schwierigen Verhandlungen schätzen gelernt. Auch ihm blieb Hoffmann's Schicksal nicht erspart, – wer mit der politischen Leitung sachlich zusammen arbeitete, geriet leicht[1047] bei den Herren der Obersten Heeresleitung in Ungnade; – General Hell wurde alsbald nach der Unterzeichnung des Friedens von Bukarest mit dem Kommando einer Division an der Front bedacht, als Zeichen des Mißfallens über seine Stellungnahme in den rumänischen Verhandlungen.

Das Bild, das ich durch meine Unterredungen mit diesen beiden hervorragenden Militärs gewann, war denkbar unerfreulich und wich bedeutend und in sehr unangenehmer Weise ab von der Schilderung der Lage, welche mir in Berlin gemacht worden war. Nach den Berliner Darstellungen handelte es sich nur darum, einem militärisch geschlagenen Gegner nach unseren Rezepten den Frieden zu diktieren. Mackensen und Hell legten dar, daß das letzte größere Gefecht zwischen den Mittelmächten und den Rumänen, die Schlacht bei Maracesti, keineswegs als voller Erfolg unserer Waffen angesprochen werden

---

chen Entwurf unter dem 4. März nach dem Satz „Marghiloman übergibt mir Memorandum über Dobrudscha" noch die Bemerkung: „Mackensen gegen Abend."

[1046] Emil Hell (1864–1931), Generalmajor; Chef des Stabes der Heeresgruppe Mackensen Dezember 1916–Juni 1918; Kommandeur der 28. Infanteriedivision Juni–September 1918; Chef des Stabes der Heeresgruppe Herzog Albrecht von Württemberg September–Oktober 1918.

[1047] Dieses Wort ist eine spätere handschriftliche Hinzufügung.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

könnte, und daß die militärische Stellung der Rumänen durchaus nicht schwach sei. „Sie hätten“, so ungefähr ließ sich die Ansicht der Generale zusammenfassen, „die Zuversicht, daß unsere Armee bei einem erneuten Zusammenstoß die Rumänen schlagen werde. Es sei aber ein schwerer Irrtum zu glauben, daß dieser Erfolg leicht oder sicher sei, es werde sich um einen harten, an Risiken reichen Kampf handeln.“ Trotzdem waren wir darüber einig, daß nach der politischen und militärischen Gesamtlage wir rasch vorgehen mußten, sollten auch von der rumänischen Front die Kräfte rechtzeitig noch nach dem Westen abtransportiert werden. Deshalb kam nur ein abgekürztes Verfahren, ein ultimatives Vorgehen, in Frage. Czernin war darüber mit mir einig, und so übersandten wir den Rumänen am [2. März 1918] ein Ultimatum, welches unsere wesentlichen Friedensbedingungen enthielt. Wurde dasselbe bis zum [5. März 1918] nicht bedingungslos angenommen, so begannen die Feindseligkeiten aufs Neue, und verstärkter militärischer Druck mußte die rumänische Nachgiebigkeit erzwingen[1048].

Mir war bei der militärischen Lage, wie ich sie erst in Bukarest ganz kennen gelernt hatte, an sich schon nicht übermäßig wohl. Meine Stimmung sank aber noch tiefer, als mir Czernin, kurz nachdem das Ultimatum herausgegangen war, ein persönliches Telegramm seines Kaisers zeigte, wonach dieser unter keinen Umständen gestatten würde, daß die österreich-ungarischen Truppen marschieren oder an der Aktion sich beteiligen durften. Damit war natürlich das zahlenmäßig ohnehin nicht sehr günstige Verhältnis der Verbündeten zu den rumänischen Truppen ganz erheblich verschlechtert und Hell machte, als ich ihm diese verhängnisvolle Nachricht mitteilte, ein ernstes und sorgenvolles Gesicht. Mit dem Ultimatum hatten wir unsere Fahne an den Mast genagelt, und es blieb uns nichts anderes übrig, als kaltblütig den Erfolg abzuwarten. Selten habe ich während meiner politischen Tätigkeit eine größere Erleichterung empfunden, als in dem Augenblick, wo ich die bedingungslose Annahme des Ultimatums durch die Rumänen erfuhr[1049].

5. März: Averescu unterschreibt die Präliminarien.
6. März: Sitzung der Friedensdelegation.
7. März: Unklarheit und Verwirrung bei den Rumänen.
8. März: Verhandlung Czernin – Marghiloman. 1200 fremde Offiziere[1050].
9.–11. März: Abends Gespräche mit Marghiloman.

1048 Kühlmann ließ Lücken für die Daten und beendet den Absatz vor einer weiteren, größeren Lücke mit der Bemerkung: „Der Wortlaut des Ultimatums lautete:“, jedoch findet sich keine Kopie anbei. Vgl. Schulthess’ Europ. Geschichtskalender 59,2 (1918) S. 693.

1049 Die folgenden mit Datum versehenen Notizen stammen erneut aus der Einschaltung: „Schema für rumänischen Frieden.“

1050 Dieser zweite Satz ist aus dem handschriftlichen Entwurf des „Schemas“ und nicht in die maschinenschriftliche Abschrift übernommen worden. Die folgende Zeile ist sowohl im Entwurf als auch in der Abschrift vor dem Eintrag für den 8. März gesetzt. Dies stellt die einzige Unterbrechung in einer ansonsten streng chronologisch geordneten Auflistung dar. Da im handschriftlichen Entwurf „9 bis 11 abends Gespräch [sic] mit Margh.“ notiert ist, handelt es sich möglicherweise um einen Übertragungsfehler: Bei der Abschrift wäre demnach die korrekte Zeitangabe versehentlich als Datumsangabe mißinterpretiert worden,

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

15. März: General Hell will Rumänien bis zum allgemeinen Frieden occupiert halten. Rumänische Opposition. Kuhhandel in den Grenzregulierungen mit Ungarn. Ernennung [von] Marghiloman zum Premier-Minister.

19. März: Königin noch von Revanche-Ideen erfüllt[1051].

20. März: Bessarabien besprochen.

21. März: Rumänische Demobilisierung.

22. März: Zunehmende Spannung wegen ungarischer Grenzregulierung Czernin und Rumän[1052]. Sitzung 10.30 bis 1 Uhr und 4–7 [Uhr] bei mir. Hell und Kriege zugegen. Marghiloman urteilt hart über Kriege, sei hart wie Stein, Schikaneur mit erstaunlichem Gedächtnis.

23. März: Gespräche mit Marghiloman &[1053] Czernin.

24. März: Streit wegen Grenzgebiet geht weiter. Czernin führt Rettung des Königs an. Marasesti[1054]. Gespräch mit Marghiloman, Ausdruck meiner Freude über hergestelltes Verständnis mit Czernin. Dr. Hertz[1055] verhandelt über Petroleum.

25. März[1056]: Ich bewohne Haus „Florescu"; dort abends Zusammentreffen Frieden zu unterschreiben. Photographen, Cinema, Unterschrift zieht sich wegen gebrochenen Lithographiesteines endlos in die Länge. Endlich 4.15 [Uhr] früh alles zu Ende. Wir sofort abreisen um von Czernin gegebener Jagd beizuwohnen; Schilderung der Jagd.

27. und 28. März: Diskussion zahlreicher Einzelheiten.

29. März: Wir abreisen von Bukarest. Bessarabien beschließt Anschluß an Rumänien. König [hat] nicht die Gabe der Rede[1057]. Streit über Werft in Giurgiu. Czernin abgeht. Burian[1058] Nachfolger.

Czernin hatte in der Zwischenzeit mehrfach öffentlich geredet, insbesondere mit seinen Äußerungen am [2. April 1918] die Franzosen schwer gereizt und den Grundstein zu seinem späteren Sturz gelegt. Der Passus seiner Rede,

---

sodaß es sich gegebenenfalls um ein abendliches Gespräch mit Marghiloman am 7. März handelte.

1051 Im handschriftlichen Entwurf wählt Kühlmann die Formulierung: „Königin denkt nur an Revanche."

1052 Die letzten drei Worte stehen nur im Entwurf.

1053 In der Abschrift steht (aufgrund eines offenkundigen Lesefehlers) statt des Zeichens „um 8 Uhr".

1054 Der Name der Stadt ist nur im handschriftlichen Entwurf vermerkt. In der Abschrift steht im Folgenden „Ungarn" statt „Czernin", offenbar ebenfalls eine Übertragungsfehler.

1055 Mitglied des Kriegsamts (nicht weiter identifiziert).

1056 Diese Datumsangabe und das folgende Wort finden sich nur im Entwurf. Im maschinenschriftlichen „Schema" ist das folgende noch unter dem 24. März notiert.

1057 Dieser Satz steht nur im handschriftlichen Entwurf.

1058 Stefan Graf Burián von Rajecz (1851–1922), Minister des Äußern 16. April–24. Oktober 1918. – Der folgende Absatz ist hier, aufgrund der Chronologie, aus dem Basistext eingefügt, in dem er ursprünglich weiter vorne direkt auf Kühlmanns Schilderung seiner ersten Reise nach Bukarest folgt. Nach diesem Absatz wird die Einschaltung „Schema für rumänischen Frieden" fortgesetzt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

wonach: „[*Lücke*][1059], war Clemenceau mächtig in die Krone gefahren, und er veröffentlichte als Erwiderung den kaiserlichen Brief, mit welchem der Prinz Sixtus von Parma für seine Mission von dem Kaiser Karl bei dem französischen Ministerium akkreditiert wurde. Das war natürlich für Czernin ein furchtbarer Schlag, denn die Echtheit des kaiserlichen Schreibens ließ sich unter keinen Umständen anzweifeln. Der Vorgang war ein deutlicher Beweis, daß in der vitalsten aller Fragen, der eines österreich-ungarischen Sonderfriedens, der Monarch hinter dem Rücken seines ersten Ratgebers, den er mit Vertrauens- und Gunstbeweisen überschüttete, beeinflußt[1060] von unverantwortlichen Einbläsern, eigene Wege ging und die Politik seines Ministers durchkreuzte. Es war ohne Weiteres klar, daß das Ränke spinnende[1061] Palais Parma über den Ballplatz einen eklatanten Sieg davon getragen hatte. Czernin war über die Angelegenheit begreiflicherweise tief erregt und schwer verärgert. Die Auseinandersetzung mit seinem kaiserlichen Herrn durchzog die ganze Bukarester Zeit und führte noch vor Abschluß der rumänischen Verhandlungen zur Demission Czernins und zur Betrauung des Grafen Burian mit dem österreichischen Außenministerium.

Aufenthalt in Deutschland. Heftiger Angriff wegen österreichischen Friedens[1062]. Reise ins Hauptquartier. Erkältung dort. Erkrankung an Angina. Berlin.

27. April: Kriege macht d[ie] Verträge[1063]. Äußerung Marghiloman[s] über Kriege: „Consciencieux mais terriblement pédant“. Bratianu soll ins Exil. Mißhandlung Kriegsgefangener durch Rumänen verursacht deutsche Erregung.

28. April: Wir kehren nach Bukarest zurück. Türkisch-bulgarischer Zwiespalt, wegen Dobrudscha, verschärft[1064]. 5–7 [Uhr] Gespräch mit Marghiloman.

29. April: Bulgarien soll Türkei die Hälfte des im Jahre 1915 ihnen abgenommenen Territoriums zurückgeben. Die Türken ablehnen.

[1059] Kühlmann ließ für das Datum und ein Zitat Lücken. Gemeint ist folgender Passus in einer Rede Czernins vom 2. April 1918: „Clemenceau hat einige Zeit vor Beginn der Westoffensive bei mir angefragt, ob ich zu Verhandlungen bereit sei und auf welcher Basis. Ich habe sofort im Einvernehmen mit Berlin geantwortet, daß ich hierzu bereit sei und gegenüber Frankreich kein Friedenshindernis erblicken könne als den Wunsch Frankreichs nach Elsaß-Lothringen. Es wurde aus Paris erwidert, auf dieser Basis sei nicht zu verhandeln.“ Diese Äußerung stand im Widerspruch zu einem Brief Kaiser Karls (den Czernin nicht kannte) vom 24. März 1917 an Prinz Sixtus, in dem der Kaiser der französischen Regierung zusagen ließ, er werde die Ansprüche Frankreichs auf Elsaß-Lothringen unterstützen. Text des Briefes in: Schulthess' Europ. Geschichtskalender 59,2 (1918) S. 801–802.

[1060] Ursprünglich: „beraten“.

[1061] Ursprünglich: „das rachespinnende“.

[1062] Im Entwurf steht: „Deutscher Frieden. Österr[eichischer] Frieden“. Dies ist eine Anspielung auf die Verunglimpfung rechter Kreise in Deutschland, die dem rumänischen Vertragswerk vorwarfen, es sei ein „österreichischer“ und kein „deutscher“ Frieden.

[1063] Dieser Satz mit der vorhergehenden Datumsangabe findet sich nur im Entwurf. Die folgenden Sätze firmieren in der handschriftlichen Version unter diesem Datum, während sie im maschinenschriftlichen Schema noch zu den vorherigen undatierten Aussagen gehören.

[1064] Im Entwurf: „dauert an.“

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

5. Mai: Rumänische Ostern[1065].

Mitten in dem Gedränge der fröhlichen Volksmenge besuchten wir auch die Kathedrale, in welcher der Körper des Stadtheiligen von Bukarest, Demetrius, ruht. Kurz vor unserer Ankunft in der rumänischen Hauptstadt hatte ein Handstreich gewaltiges Aufsehen erregt. Die Bulgaren, erpicht auf den Besitz der Dobrudscha, stellten die Theorie auf, daß alles, was je aus der Dobrudscha gekommen sei, sozusagen als Pertinenz ihnen gehöre. Da anscheinend der heilige Demetrius aus dieser viel umstrittenen Provinz stammte, hatten es sich die Bulgaren in den Kopf gesetzt, die kostbare Reliquie in die Hand zu bekommen. Eine Rotte von Verbrechern öffnete nachts die Türen der Kathedrale und packte den Heiligen samt seinem kostbaren silbernen Sarg auf ein Lastauto, um ihn über die bulgarische Grenze zu befördern. Nun besitzt der Heilige, wie die rumänischen Bauern glauben, unter anderem auch die wundertätige Eigenschaft, daß er sein eigenes Gewicht beliebig steigern kann, so daß unter der immer schwerer werdenden Last die Axe des räuberischen Automobils brach. Zwar versuchten die Bulgaren, die kostbare Beute auf einem von Pferden gezogenen Wagen doch noch in Sicherheit zu bringen, aber der Feldmarschall, sehr ärgerlich über diese Störung des Burgfriedens, hatte schon nach allen Seiten Befehl zur Überwachung der Grenze geben lassen, und alsbald[1066] fiel das Gefährt mit dem silbernen Sarg und dem Heiligen einer deutschen Patrouille in die Hände und wurde im Triumpf nach Bukarest zurückgebracht.

Nach dem Besuch der Kathedrale machten wir dem Erzbischof[1067] unsere Aufwartung. Eine längere Unterhaltung mit dem gescheiten und liebenswürdigen alten Herrn schloß sich an. Schließlich schien er Vertrauen gefaßt zu haben und bat uns lächelnd, wir sollten ihm folgen, er wolle uns etwas zeigen. Er führte uns in einen länglichen Raum, seine Studienbibliothek, und da lag auf einem Tisch so umwunden und bedeckt mit seidenen Bändern in den rumänischen Farben, daß man kaum die Konturen erblicken konnte, der mum[i]fizierte Leichnam des heiligen Demetrius. „Hier wird niemand unseren verehrten Stadtheiligen suchen", bemerkte mit verschmitztem Lächeln der Erzbischof. „Bei dem Eigensinn der Bulgaren werden sie sicher den Handstreich noch einmal versuchen; diesmal aber werden sie den falschen Heiligen rauben, den echten sind wir unter allen Umständen zu behalten entschlossen." – Mich unterhielt dieser kleine Vorfall, zeigte er doch, wie in einer äußerlich der westlichen Zivilisation angepaßten Umgebung unter der Oberfläche noch Stücke des Mittelalters sozusagen in Reinkultur erhalten waren. Hatten doch seinerzeit, als hohe Jahre und Krankheit das Leben des heiligen Franziskus von Assisi zu bedrohen schienen, italienische Städte ihn mit sanfter Gewalt in ihren Mauern festgehalten, hoffend, es möge vielleicht sein Tod ihnen den Besitz der kostbaren Reliquie sichern.

[1065] Die folgenden beiden Absätze entstammen zwei einliegenden maschinenschriftlichen Seiten, betitelt: „Einzuschalten Kapitel Bukarest. Osterfeier". – Eine Schilderung dieser Osterfeier findet sich auch in: Lersner: Hinter den Kulissen, S. 450–451.

[1066] Nach dem „Schema für rumänischen Frieden" am 18. Februar 1918 (siehe oben S. 520).

[1067] Raymund Netzhammer (1862–1945), lateinischer Erzbischof von Bukarest 1905–1924.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

6. Mai: Feierliches Diner beim Feldmarschall. Sein Toast. Anschließend Detailverhandlungen Eisenbahnbrücke und Manuskripte. Details[1068].

7. Mai: Feierliche Unterschrift in Cotroceni, dem Palast, in welchem am 14. August 1916 der für den Krieg entscheidende Kronrat stattgefunden. 1 Uhr Abschiedsfrühstück bei Marghiloman. Schenkt mir Terrain für Gesandtschaft. 4.25 [Uhr] ich reise [nach] Sofia. Bulgarien hat [den] Süden [der] Dobrudscha erhalten bis zur Linie ca. 10 km parallel laufend mit [der] Eisenbahn. [Der] Rest [der] Dobrudscha verbleibt im Condominium.

Nach Abschluß des Bukarester Friedens bestand meine Hauptaufgabe darin, das Vertragswerk vor dem Auswärtigen Ausschuß des Reichstags zu vertreten[1069]. Sowohl gegen meine Person als gegen den Bukarester Frieden hatte in Berlin eine heftige Agitation eingesetzt, welche eine ausführliche Besprechung der Vorgänge im Auswärtigen Ausschuß nötig machte[1070]. Sachlich war

[1068] Diese beiden mit Datumsangabe beginnenden Absätze bilden den Rest der Einschaltung „Schema für rumänischen Frieden". Das Wort „Details" findet sich nur im handschriftlichen Entwurf. Dort ist die Uhrzeit der Abreise mit „4.45" angegeben. Nach dieser Einschaltung wird der Basistext fortgesetzt.

[1069] Nach Ausweis der veröffentlichten Akten des Haushaltsausschusses des Reichstags fand in den Maitagen 1918 keine Sitzung mit Kühlmann statt. Er hatte sich bereits am 25. April 1918 ausführlich im Interfraktionellen Ausschuß über den Bukarester Frieden geäußert. Am 5. Juni referierte er erneut zu diesem Thema: IFA II, S. 373. – Einliegend finden sich Kopien von zwei weiteren öffentlichen Reden Kühlmanns über diesen Friedensvertrag, die er wohl noch in seine Darstellung einarbeiten wollte: „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", Nr. 259, 23. Mai 1918: „Staatssekretär Dr. von Kühlmann in der Berliner Handelskammer"; Nr. 314, 22. Juni 1918: „Der Bukarester Frieden im Reichstag". – Zudem liegt als maschinenschriftlicher Durchschlag anbei: „Protokoll über die am 11. Mai 1918 nachmittags ½5 Uhr in Spa abgehaltene Sitzung" zwischen Hindenburg, Ludendorff, General von Cramon, Hertling, Kühlmann und Botschafter Wedel (vgl. unten Teil II, S. 748). Diese diente der Vorbereitung der deutsch-österreichischen Monarchen-Zusammenkunft.

[1070] Anbei finden sich zwei Artikel über Theodor Duesterberg (1875–1950): „Duesterberg überführt!" aus dem „Westdeutschen Beobachter" vom 1. Oktober 1932, in dem die nationalsozialistische Zeitung den langjährigen Vorsitzenden des paramilitärischen deutschnationalen Stahlhelmbundes und damals aktuellen Kandidaten der DNVP zur Reichspräsidentenwahl als „Vierteljuden" zu diskreditieren sucht. Zudem der Artikel „Menschliches und Dienstliches von Duesterberg" aus dem „Berliner Lokal-Anzeiger" vom 1. März 1932, der eine Passage des Buchs „Seldte, Duesterberg" von Walter Eberhard Freiherr von Medem (Leipzig 1932, S. 76f) wiedergibt und Duesterbergs Angriffe gegen Kühlmann zum Thema hat (Kühlmann strich diese Passage an): „Im Frühjahr 1918 wird Duesterberg als Vertreter des Kriegsministeriums zu den Friedensverhandlungen nach Bukarest abkommandiert. In Bukarest hat Duesterberg einen schweren Zusammenstoß mit dem deutschen Staatssekretär des Auswärtigen v. Kühlmann. Die Verhandlungen gehen ihm nicht schnell genug. Er stellt fest, daß Herr v. Kühlmann oft durch Abwesenheit glänzt und damit dem österreichischen Minister des Auswärtigen, Graf Czernin, der diese Verhandlungen im besonderen österreichischen Interesse führen will, einen Gefallen tut. Als Duesterberg eines Nachts vor einem bekannten Bukarester Vergnügungslokal ein deutsches Armeeauto stehen sieht und die begleitenden Chauffeure ihm auf Befragen antworten, daß sie schon stundenlang auf den deutschen Staatssekretär v. Kühlmann warten, ist dem Faß der Boden ausgeschlagen. Duesterberg stürzt in das A. O. K. Mackensen und gibt von dort auf eigene Verantwortung durch Fernschreiber ein Telegramm an die OHL auf, welches das Verhalten des Leiters der deutschen Außenpolitik kennzeichnet. Erst am nächsten Morgen legt er sein Telegramm dem Generalfeldmarschall v. Mackensen vor, der ihn fragt, ob er, Duesterberg, dies alles verantworten wolle. Der Major bejaht es, und der Feldmarschall kann nicht umhin,

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

die Aufgabe, die Haltung der deutschen Delegation zu verteidigen, leicht[1071]. Wir waren genau nach den vom Kanzler gegebenen Instruktionen vorgegangen, und es war von keiner Seite eine alternative Politik vorgeschlagen worden. Es wäre auch schwierig gewesen, eine solche auszudenken. Man war eben unzufrieden, ohne recht zu wissen, warum. So konzentrierte sich der Angriff, der parlamentarisch im Wesentlichen von den Konservativen vorgetragen wurde, hauptsächlich um die Königsfrage, die bereits während der Bukarester Verhandlungen eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hatte. War schon der mit dem Lande tief verwurzelte, weise und geschulte König Carol nicht in der Lage gewesen, dem fast einstimmigen Wunsch Rumäniens nach einer den Mittelmächten feindlichen Politik entgegenzutreten, so konnte der aus der Fremde berufene, als deutscher Fürst und deutscher Offizier sowieso scheel angesehene Neffe und Thronfolger noch viel weniger sich der Strömung der öffentlichen Meinung entgegenstemmen. Im benachbarten Ungarn, insbesondere in Siebenbürgen, wohnten zahlreiche Rumänen; der Gedanke, den Weltkrieg zu benutzen, um diese dem Königreich anzugliedern, war in weiten Kreisen populär. Die Entente schürte mit allen Mitteln diese Bestrebungen. Leute, die den König gut gekannt haben, versicherten mich, daß diese Verhältnisse einen tragischen Zwiespalt in das Leben des Monarchen getragen haben, daß er im Innern sich stets als deutscher Fürst und preußischer Offizier gefühlt habe und Selbstvorwürfe wegen Felonie sein Leben verdüstert hätten.

In Rumänien selbst bestand eine Strömung, als deren Haupt man wohl den alten Führer der Konservativen, Peter Carp, bezeichnen konnte, die den Abfall vom deutsch-österreichischen Bündnis mit der Verjagung der Dynastie

---

ihm zu dieser bewiesenen Zivilcourage zu gratulieren. Das Duesterbergsche Telegramm ging über Ludendorff zu Hindenburg, der es dem Kaiser vorlegte. Der Kaiser sandte es dem Reichskanzler Graf Hertling zu, der es dem Staatssekretär v. Kühlmann wiederum zur Stellungnahme übersandte. ‚Es soll dann', schreibt Hauptmann Wernick, der diese Episode als Offizier beim A. O. K. Mackensen miterlebte, ‚zwischen Kühlmann und Duesterberg eine heftige Aussprache stattgefunden haben, in der der Diplomat von dem Offizier allerlei einstecken mußte, was ihm bisher noch niemand zu sagen gewagt hatte'." (In der Buchversion sind noch drei verschärfende Worte zu finden, die im Zeitungsartikel ausgelassen wurden. Dort heißt es über das Telegramm, „welches das eigentümliche[!] Verhalten des Leiters der deutschen Außenpolitik gebührend[!] kennzeichnet. Erst am nächsten Morgen legt er sein Telegramm dem Generalfeldmarschall v. Mackensen vor, der ihn fragt, ob er, Duesterberg, dies alles allein[!] verantworten wolle.") Diese Vorwürfe wurden zu starken publizistischen Angriffen auf Kühlmann ausgenutzt; die „Deutsche Zeitung", das Hauptorgan des annexionistischen und völkischen Alldeutschen Verbandes, veröffentlichte entsprechende diffamierende Artikel am 27. und 28. April 1918. Aufgrund eines Strafantrags im Namen des Reichskanzlers kam es Anfang Juli 1918 zu einem Prozeß wegen politisch-persönlicher Verunglimpfung nach § 185, 186, 196, 200 des Strafgesetzbuchs und § 20 des Pressegesetzes. Der beklagte Journalist Dr. Max Lohan gab bei der Prozeßeröffnung vor dem Kriminalgericht Berlin-Moabit unumwunden zu, politische Ziele zu verfolgen: „Der von uns erstrebte politische Effekt geht dahin, Herrn v. Kühlmann, den wir für einen Schädling halten, zu beseitigen. Wenn uns die Gewähr gegeben wird, daß Herr v. Kühlmann morgen von seinem Amte zurücktritt, so bin ich bereit, dem Privatmann v. Kühlmann die weitestgehende Erklärung abzugeben"; abgedruckt in: „Dresdner Neueste Nachrichten", 5. Juli 1918.

[1071] Ursprünglich: „außerordentlich leicht".

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

beantworten wollte. Andere, weniger radikale Anschauungen wollten sich mit der Ersetzung des Königs begnügen. Der Berliner Gesandte, Dr. Beldiman[1072], scheint mit Carps Richtung sympat[h]isiert zu haben. Er ist wohl mit dafür verantwortlich zu machen, daß gerade deutsche konservative Kreise sich so nachdrücklich für die Ersetzung König Ferdinands durch einen anderen Monarchen verwandten. Die Gründe, die mich persönlich gegen eine solche Politik Stellung nehmen ließen, waren einfach, eigneten sich aber nicht alle zur Diskussion in der Öffentlichkeit. Zunächst kam es für uns darauf an, und die Armeeführer hatten diese Notwendigkeit oft und aufs Nachdrücklichste betont, rasch im Osten Frieden zu schließen, um nach Westen vollkommen freie Hand zu haben. Das Schlimmste, was einem im Krieg passieren kann, ist, keinen Gegenspieler zu haben, mit dem der Friede verhandelt und abgeschlossen werden kann. Ich habe früher dargelegt, wie durchaus unerfreulich unsere militärische Lage in Rumänien bei Beginn der Friedensverhandlungen war und wie das vollkommene Versagen der Österreicher, die das Mitgehen im letzten Augenblick verweigerten, die deutsche Armee, falls wir nochmals zu schlagen gezwungen waren, vor eine schwierige und verlustreiche, wenn nicht gefährliche Aufgabe stellte. Eine Forderung, welche die Beseitigung des Königs zur Voraussetzung für Friedensverhandlungen gemacht hätte, konnte sehr leicht zum Abbruch der Besprechungen führen und uns erneut die Waffen-Entscheidung aufzwingen. Hätten wir den Rumänen nach Beseitigung des Königs einen billigen Frieden anbieten können, wäre es immerhin möglich gewesen, über die Kombination zu sprechen. So waren wir den Bulgaren gegenüber durch die anderwärts geschilderten Vorgänge gezwungen, auf der Zession der ganzen Dobrudscha zu bestehen; wir hätten also die Karre von vorne herein hoffnungslos überlastet. Der Gedanke, den „ungetreuen Hohenzollern“ durch einen „getreuen Hohenzollern“ zu ersetzen, war in der Praxis undurchführbar, denn sowohl König Carol als sein Neffe waren im Herzen sicherlich der deutschen Sache geneigter als dem Verrat am Bündnis. In einem so parlamentarisch regierten Land wie Rumänien war aber die Macht der Krone nicht groß, wenn bedeutende nationale Ziele lockten.

Wir konnten unter keinen Umständen vernünftigerweise hoffen, gegen die sich mehr und mehr entwickelnde numerische Übermacht der Gegner auf der Westfront einen so entscheidenden Sieg zu erfechten, daß die abgeschlossenen Ostfrieden nicht beim allgemeinen Friedensschluß nochmals unter die Lupe genommen worden wären. So, wie die Stimmung in Rumänien war, hätte ein von den Mittelmächten mit den Waffen in der Hand eingesetzter deutscher König, wie ich dies in den Kommissionsverhandlungen des Reichstags darlegte, mit dem letzten, deutsche Truppen abtransportierenden Militärzug Rumänien wieder verlassen müssen. Wir hätten einer wertlosen Geste zuliebe den ganzen Erfolg der Bukarester Verhandlungen frivol aufs Spiel gesetzt. Außerdem hätte uns eine derartige Politik auch Schwierigkeiten mit Österreich gebracht, denn Kaiser Karl hatte von anfang an die Tendenz, wohl aus einem

[1072] Alexandru Beldiman (1855–1924), rumänischer Gesandter in Berlin 1896–1916.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Gefühl monarchischer Solidarität heraus, König Ferdinand und seine Dynastie durch die Fährlichkeiten des Friedensschlusses hindurchzubringen. Czernin hatte schon vor Beginn der eigentlichen Verhandlungen bei seiner persönlichen Zusammenkunft mit dem König[1073] die Willensmeinung seines kaiserlichen Herrn dem König dargelegt.

Die sonst gegen den Friedensvertrag gerichtete Kritik bezog sich auch auf die Abmachungen über Petroleum. Hier waren wir in der für einen Unterhändler immer höchst unerfreulichen Lage gewesen, daß die Ziele der deutschen Interessentengruppen keineswegs übereinstimmten. Für diese Verhandlungen war mir von der Regierung Dr. Hertz als Spezialsachverständiger beigegeben worden, und in seiner Hand haben die Detailbesprechungen auch tatsächlich gelegen. In einer im Reichsamt des Inneren abgehaltenen Sitzung wurden über die Petroleum-Bestimmungen des Vertrages allerlei Beanstandung und Beschwerden vorgebracht. Ich forderte Dr. Hertz auf, die von uns vertretene Politik persönlich darzulegen, und seine Erklärungen waren so klar und überzeugend, daß jeder Widerspruch verstummen mußte. Aber es ging hier wie bei den Stipulationen des politischen Vertrages, man konnte nichts dagegen sagen, war auch ganz außerstande, eine alternative Politik zu formulieren, ein gewisses Gefühl dumpfer Unzufriedenheit blieb aber doch zurück.

Anknüpfungen mit dem Gegner[1074]

Trotz der aufreibenden und stetigen Beanspruchung durch die verwikkelte[1075] und drängende Arbeit der russischen und rumänischen Friedensschlüsse habe ich keinen Moment den Blick abgewandt von der eigentlichen

---

[1073] In Kühlmanns Text folgt ein „in“, ohne daß der Ort benannt ist. Gemeint ist die oben erwähnte Zusammenkunft am 27. Februar 1918.

[1074] Mit dieser Überschrift setzte Kühlmann im Manuskript neu an. Einliegend findet sich mit dem „Schema für Verhandl[ungen] im Haag u[nd] Rede“ noch das maschinenschriftliche Konzept hierzu, nach dem Kühlmann seine Ausführungen zum Abschluß der Memoiren gestaltete. Auffallend ist hierbei, daß der erste Satz aus der Chronologie fällt und in der zeitlichen Abfolge eigentlich in das Ende dieses Schemas gehört – und daß dieser Satz sich inhaltlich mit Aussagen aus eben diesem Ende des Schemas doppelt: „Gleichzeitige Sitzungen im Auswärtigen Ausschuß und im Plenum; zusammentreffend mit Arbeitshäufung im Amt selbst, schwere Belastung. Umstände, welche zu einer erneuten Sondierung beim Gegner ermutigten. Beschluß, die Verhandlungen über Austausch von Kriegsgefangenen, die im Haag geführt werden sollten, für diese Sondierung auszunutzen. Wahl des Fürsten Hatzfeldt-Wildenburg für diese Mission, seine besondere Eignung, Kenntnis insbesondere des englischen Terrains, diplomatische Erfahrung, Arbeit in Ägypten, nicht aktiv am Krieg beteiligt, mündliche Sondierung des Fürsten, seine Zustimmung, Verlauf der Haager Verhandlungen, erwünscht, die öffentliche Meinung bei Freund und Feind zu sondieren, Rede des Generals Smuts in Glasgow, Mitteilung an mich, mein Entschluß, bei sich bietender Gelegenheit ähnliche Töne anzuschlagen, um Öffentlichkeit auf die Möglichkeit von Friedensbesprechungen vorzubereiten. Rede zum Etat des Auswärtigen Amtes sollte vom Kanzler gehalten werden, Sonnabend [= 22. Juni 1918] spät Bitte des Kanzlers, die Rede an seiner Stelle zu übernehmen. Vielfache Abhaltungen den Sonntag über, deshalb keine schriftliche Fixierung der Rede. Unmöglichkeit, mich mit Hertling über Einzelheiten derselben zu verständigen. Montag vormittag auswärtiger Ausschuß, dann, da kurze Zwischenpause mit eiligen Amtsgeschäften ausgefüllt, sofort Plenum des Reichstags.“

[1075] Ursprünglich: „Trotz der starken und stetigen Beanspruchung durch die positive“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Aufgabe, mit einem der westlichen Hauptgegner zu einer Anknüpfung zu kommen und immer wieder[1076] zu versuchen, Gespräche über den Frieden einzuleiten, bevor wir[1077] in das Grauen eines weiteren Kriegswinters hineingezwungen wurden. Wie aus Anlaß der Mission Villalobars dargelegt, bestand keine Aussicht, mit Frankreich erfolgreiche Verhandlungen anzuknüpfen, es sei denn, wir wären innerlich zur Rückgabe Elsaß-Lothringens entschlossen gewesen. Darin aber waren sich alle Deutschen, mit Ausnahme vielleicht einiger unabhängiger Sozialisten, vollkommen einig und entschlossen, diese wichtigen Teile des Reichsgebietes vor entschiedener und hoffnungsloser militärischer Niederlage nicht herauszugeben. Gerade sozialdemokratische Führer wie Friedrich Ebert vertraten diesen Standpunkt mit nicht weniger Nachdruck als die konservative Rechte. Es blieb also immer wieder nur die Möglichkeit übrig, zu prüfen, ob nicht in England die Stimme der Vernunft allmählich die Oberhand zu gewinnen beginne. Von Zeit zu Zeit machten sich im Inselreiche Anschauungen geltend, welche klar bewiesen, daß die Breite der politischen Auffassung, die von jeher Groß-Britan[n]iens Stärke gewesen ist, auch durch die Einwirkung des Weltkrieges in den führenden Schichten kaum gelitten hatte. Der hoch angesehene, frühere Außenminister Lord Lansdowne[1078] trat in einem viel diskutierten Briefe warm für den Frieden ein und auch sonst ließ sich aus der sorgfältig verfolgten Tagespresse und vertraulichen Äußerungen der Schluß ziehen, daß ein Friedensgespräch am ehesten noch mit England einzuleiten sei. Amerika war durch eine geschickt geführte, rücksichtslose Propaganda in einen Paroxismus[1079] von Deutschenhaß versetzt worden. Die räumliche Entfernung und der Mangel an verbindenden Elementen ließen einen Versuch nach dieser Richtung hin als wenig aussichtsvoll erscheinen.

Außerdem lag es im wohlverstandenen eigenen Interesse von England, daß der Krieg nicht mit völligem Zusammenbruch und Vernichtung der Mittelmächte endigte, sondern aufgefangen wurde, bevor diese für eine weitblikkende englische Politik durchaus unerwünschte Entwicklung eintrat. Die britische Insel – auf die irische Nachbarinsel war zu keiner Zeit Verlaß – verdankt ihre Vormachtstellung auch auf dem europäischen Festland in erster Linie einer durch die letzten zwei Jahrhunderte konsequent verfolgten Politik, welche man das Gleichgewicht der Kräfte genannt hat. Je vollkommener sich dieses Gleichgewicht entwickeln ließ, desto entscheidender mußte der englische Einfluß sein, – je nachdem er in die eine oder andere Schale der Wa[a]ge geworfen wurde.

[1076] Ursprünglich: „und erneut“.

[1077] „erneut“ gestrichen.

[1078] Henry Charles Keith Petty-Fitzmaurice, 5th Marquess of Lansdowne (1845–1927), englischer Außenminister 1900–1905, Minister ohne Portfolio 1915–1916; er war im Weltkrieg Vertreter eines Verständigungsfriedens. – Sein „Friedensbrief“ vom 5. März 1918 in: Schulthess' Europ. Geschichtskalender 59,2 (1918) S. 167–168. – Vgl. auch ebenda S. 185, 190–192, 196–197.

[1079] Paroxysmus = sich steigernder Fieberschub.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Der auf uralten konstanten Reibungen an vielen Punkten des asiatischen Kontinents beruhende akute Gegensatz zu Rußland war natürlich im Weltkrieg zurückgetreten. Er mußte aber in voller Wucht erneut aufleben, wenn nach Vernichtung der Mittelmächte ein ermüdetes und geschwächtes England dem moskowitischen Koloß gegenüberstand, ohne das ausgleichende Gewicht, welches bisher der deutsch-österreichische Block[1080] in Europa geboten hatte. Nicht anders war die Lage Frankreich gegenüber. Vernichtung Deutschlands als Großmacht, Zerstückelung der österreich-ungarischen Monarchie mußten auf dem europäischen Kontinent naturnotwendig Frankreich eine absolute Vormacht verschaffen, umfassender und unbestrittener, als sie je Ludwig XIV. oder Napoleon dem Ersten zur Verfügung gestanden hatte. Gegen jede kontinentale Hegemonie hat England immer unnachgiebig und entschlossen angekämpft, bis sie niedergeworfen war. Als Napoleons wirklicher Besieger hat wohl mit Recht der Herzog von Wellington gegolten. Konnte es den Wünschen und Zielen Englands entsprechen, eine unbeschränkte französische Herrschaft in Europa aufzurichten? Nicht nur mußte eine solche die Niederlande im weiteren Sinne, speziell Belgien, bedrohen, sondern auch sowohl auf dem Gebiet der Flotte als der afrikanischen Kolonien ein Rivale Englands erstehen, der an Ehrgeiz und imperialistischer Gesinnung dem eben niedergeworfenen Deutschland in nichts nachstand, durch die geographische Entwicklung seiner Küsten aber zur See unendlich viel gefährlicher war als das in der Nordsee hoffnungslos eingeklemmte Kaiserreich. Es war ohne weiteres klar, daß das wohlverstandene englische Interesse einen Abbruch des großen Kampfes erwünscht erscheinen ließ, vor völliger Niederwerfung und Vernichtung der Mittelmächte. Ich will keineswegs behaupten, daß die breiten Massen des englischen Volkes so sahen und dachten; dazu unterlagen sie bis in die führenden Schichten hinein zu sehr der durch eine lange Agitation bis zur Raserei gesteigerten Kriegspsychose. Dafür, daß wirklich führende Leute[1081] an entscheidender Stelle in England die Dinge so betrachteten, fehlte es mir nicht an zuverlässigen Anzeichen.

Im Frieden ist es schwer, sich vorzustellen, wie gefährlich für einen Staatsmann im Kriege die Beschäftigung mit Friedensanknüpfungen ist. Verbindung mit dem Gegner zu halten, gilt als todeswürdiges Verbrechen. Wie schnell patriotische Versuche in dieser Beziehung Leib und Leben gefährden können, mußte der eminente französische Minister Caillaux zu seinem Schaden erfahren[1082]. Es ist deshalb klar, daß nur auf verdecktem Wege mit äußerster Vorsicht und in halben Andeutungen solche Dinge behandelt werden können, bevor sie festere Gestalt annehmen. Ich wußte, daß um die kritische Zeit an bedeutende neutrale Persönlichkeiten von England aus Anregungen ergangen waren, zu Gesprächen nach London zu kommen. Diese Gespräche haben keine feste Gestalt angenommen, bestärkten mich aber in meiner Auffassung, daß unter

[1080] Ursprünglich: „das deutsch-österreichische Bündnis“.

[1081] Ursprünglich: „daß leitende Leute“.

[1082] Vgl. oben S. 257, Anm. 448.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Umständen eine Anknüpfung mit England nicht außer dem Bereich der Möglichkeit liege. Meine Erwägungen mußten deshalb sich auf zwei Punkte konzentrieren: Den geeigneten Anlaß zu einem Gespräch und die geeignete Persönlichkeit zu finden. Beides schienen [sic] mir ohne weiteres gegeben. Es standen im Haag Verhandlungen mit England über den Austausch von Kriegsgefangenen bevor. Dies war eine im Rahmen der gewöhnlichen Routine des Krieges liegende Besprechung; die Delegierten beider Länder konnten sich, ohne Aufsehen oder Mißtrauen zu erregen, begegnen.

Als Persönlichkeit dachte ich an den Fürsten Hermann zu Hatzfeldt-Wildenburg[1083]. Viele Momente sprachen für diese Wahl: Einmal hatte der Fürst, der Sohn des genialen Londoner Botschafters Graf Paul von Hatzfeldt, seine ganze Jugend in England verbracht, war in großer Intimität mit leitenden aristokratischen Kreisen aufgewachsen, später in der Londoner City tätig, auch mit der gesamten Geschäftswelt in enge Fühlung gekommen. Als deutscher Generalkonsul in Ägypten hatte er seine Beziehungen erneuern und befestigen können. Er war den leitenden Köpfen im Foreign Office persönlich bekannt, so daß seine Ernennung allein drüben als Programm verstanden werden mußte. Im Kriege hatte der Fürst mit den Waffen nicht gedient, dafür aber im Roten Kreuz eine große und segensreiche[1084] Tätigkeit entfaltet. Durch seine Heirat mit der Tochter des Botschafters Freiherr von Stumm war er mit mir verwandt und persönlich befreundet, ein Moment, welches gleichfalls für ihn sprach. In einer in Berlin stattgehabten Unterredung unterrichtete ich Hatzfeldt von meinen Absichten, und er erklärte sich dankenswerter Weise bereit, die Führung der deutschen Delegation für die Haager Verhandlungen zu übernehmen.

Von englischer Seite wurden gesandt die Herren[1085]:

[*Eingelegt findet sich die Abschrift eines Briefs von Hatzfeldt an Kühlmann aus Den Haag vom 11. Juni 1918.*]

Lieber Herr von Kühlmann:

Nach dem Verlauf der ersten drei Sitzungen kann ich Ihnen einige Eindrücke mitteilen. Bei den Verhandlungen ist auf englischer Seite bisher fast ausschließlich Cave hervorgetreten, Newton und auch Balfield [sic] blieben

---

1083 Hermann (seit 1911:) Fürst von Hatzfeldt-Wildenburg (1867–1941), Legationssekretär in London 1895–1901; im Afrikahandel einer britischen Bank tätig 1902–1906; danach Botschaftsrat in Washington 1906–1908; Generalkonsul (1910: Gesandter) in Kairo 1908–1912. – Er war verheiratet mit Maria von Stumm, Tochter des ehemaligen Madrider Botschafters Ferdinand von Stumm und damit Cousine von Kühlmanns Frau Marguerite. – Über Hatzfeldts Sondierungen in Den Haag vgl. Scherer/Grunewald IV, S. 181, 203–211, 214–218, 224, 250–252.

1084 Ursprünglich: „große und umfangreiche".

1085 Kühlmann ließ eine Lücke. – Zu den Namen vgl. den folgenden Brief. – George (ab 1918: 1st Viscount) Cave (1856–1928), Innenminister 1916–1919. – Sir Herbert Belfield (1857–1934), bis 1914 im aktiven militärischen Dienst, danach zuständig für das Kriegsgefangenenwesen. – Thomas Wodehouse Legh, 2nd Baron Newton (1857–1942), Stellvertretender Unterstaatssekretär im Foreign Office für Propaganda und Kriegsgefangenenfragen 1916–1919. – Zum folgenden vgl. auch die Briefe Hatzfeldts an Kühlmann vom 12., 13. und 17. Juni 1918 in: Scherer/Grunewald IV, S. 203–211.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Statisten. Cave's Entsendung bedeutet fraglos eine Ausschaltung Newton's, teils weil man ihm die richtige Führung nicht zutraut, teils auch vielleicht weil, falls der Home Secretary einen guten Vertrag nach Hause mitbringt, dies eine Stärkung des Ll.[oyd] George Cabinet bedeuten wird. – Bezüglich der Frage, ob etwa die Entsendung der englischen Delegation weitere Zwecke oder Möglichkeiten birgt, dafür habe ich vorerst weniger konkrete Anhaltspunkte wie Eindrücke. Vorläufig nehme ich als fast sicher an, daß Cave nicht dabei in Frage kommt. Er hat übrigens bereits in einem Interview jede Friedensabsicht in Abrede gestellt. Belfield ist als Soldat ausgeschaltet, bleibt also Newton. Soweit ich informiert bin, ist dieser generell Pacifist und soll auch eher deutschfreundlich gewesen sein. In letzter Zeit habe sich dies aber aus verschiedenen Anlässen, wenigstens nach außen hin, geändert. Letzteres braucht wohl nicht tragisch genommen zu werden, aber es fragt sich, ob N.[ewton] für unsere Zwecke überhaupt ein genügendes Gewicht besitzt. Unser holl.[ändischer] Vorsitzender, Vredenborg[1086], mit dem ich gut stehe, sagte mir gestern vertraulich, daß N.[ewton] ihn gefragt habe, ob er, Vredenborg, nicht etwa irgend eine confidentielle communication zu machen habe? Hierin mag immerhin ein erster Annäherungsversuch zu erblicken sein? Fürs erste bin ich nicht weiter darauf eingegangen, gegebenenfalls dürfte aber wohl, falls ich diese Anfrage richtig deute, eine Aussprache mit N.[ewton] denkbar sein. Aber würde sie nützlich sein? Einerseits sehe ich vorläufig gar keinen anderen Weg to come into touch. Aber mein Bedenken ist, daß der gegenwärtige Lord Newton vielleicht ein recht schwacher Steeg ist, um an das Ufer des talk between gentlemen zu gelangen. Was meinen Sie? Der Sie alles vom heutigen England viel mehr wie ich kenne[n]? Ich kann ja vorläufig noch ruhig etwas warten, und dadurch, daß ich bisher keinerlei Empressement gezeigt habe, auch dem augenscheinlich tatendurstigen Holländer gegenüber, bin ich noch in der Vorhand. Vor der Hand sehe ich eben gar keine andere Aktionsmöglichkeit, möchte aber vorerst Ihre Ansicht, natürlich als private opinion, hören.

Mit bestem Gruß,

Ihr aufrichtig ergebener,

(Unterschrift).

Ich schreibe in großer Posteile, bitte daher Stil und Schrift zu entschuldigen. – H.[atzfeldt]

Die Dinge liefen, wie ich erwartet hatte: Nach anfänglichem Zögern ergriff der englische Delegierte, Lord Newton, bald in einem Privatgespräch mit Fürst Hatzfeldt die Gelegenheit anzuregen, ob sie nicht ihre Konversation auch auf außerhalb des Gefangenen-Austausches liegende Gebiete ausdehnen könnten. Auf die zusagende Antwort Hatzfeldts kam alsbald ein vertrauliches Gespräch in Gang.

[1086] Carel Gerard Willem van Vredenburch (1874–1927), holländischer Gesandter in Bukarest 1910–1917, in Stockholm 1917–1919; im Weltkrieg auch für deutsch-englische Kriegsgefangenenfragen tätig.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Wie es mit Hatzfeldt vereinbart worden war, sollte das Gespräch materielle Friedensfragen zunächst nicht berühren, sondern den Zweck verfolgen, eine persönliche Aussprache zwischen mir und einem führenden englischen Staatsmann am neutralen Ort in die Wege zu leiten. Wir dachten dabei, schon wegen der geographisch bequemen Lage, an Holland, und als Ort des Gespräches an ein Schloß des Grafen Wilhelm Bentinck, dessen weitreichende verwandtschaftliche Beziehungen sowohl in Deutschland als in England ihn für eine solche Rolle besonders geeignet erschienen ließen. Es schien nach dem Verlauf der ersten Fühlungnahme im Haag wahrscheinlich, daß eine solche Begegnung in absehbarer Zeit stattfinden werde, und ich hielt es deshalb für erwünscht, bei sich bietender Gelegenheit öffentlich, wenn auch in vorsichtiger Form, darauf hinzuweisen, daß man unter Umständen mit einem Vergleichsfrieden sich werde abfinden müssen, der den meisten der noch im Publikum genährten hochfliegenden Hoffnungen nicht entsprechen würde. Es handelte sich wohl auch darum, der Welt als Ganzes zu beweisen, daß in Deutschland ein Geist der Vernunft und Mäßigung herrsche, welcher den Abschluß eines Vergleichsfriedens möglich machen würde. Es ist zu vermuten[1087], daß ähnliche Erwägungen in den leitenden Kreisen Englands schwebten, jedenfalls hielt der bekannte, damals im öffentlichen Leben an prominenter Stelle stehende Burengeneral Smuts in Glasgow eine Rede, die in sehr gemäßigter Form den Gedanken eines Vergleichsfriedens vertrat[1088].

Es schien mir angezeigt, möglichst bald, ohne Smuts formell zu antworten, etwas im gleichen Geist zu sagen, besonders angesichts des ermutigenden Verlaufs der Haager Besprechungen.

Im breiten Publikum war es der Berichterstattung und der Propagandatätigkeit der Militärstellen gelungen, feste Zuversicht auf einen erdrückenden Sieg der deutschen Waffen und hochgespannte Hoffnungen auf die zu erreichenden Gewinne lebendig zu erhalten. Eingeweihte Kreise, die sich aber auf eine geringe Anzahl erstreckten, wußten zwar über die wirkliche Kriegslage, den verzweifelten Zustand und die Unsicherheit Österreichs, die drohende Erschöpfung der deutschen Hilfsmittel besser Bescheid. Es war aber unumgänglich notwendig zur Aufrechterhaltung des Kampfwillens, nach außen hin eine optimistische Note anzuschlagen. In Pessimismus zu machen lag mir völlig fern, nur hielt ich es, sollte der Übergang nicht zu schroff und der Schock in der öffentlichen Meinung nicht zu spürbar sein, für geraten, Wasser in den schäumenden Wein allzu ungestümer Hoffnungen zu gießen.

Der Reichskanzler war von mir, wie in alles, so auch in die Hatzfeldt'sche Besprechung im Haag, vollkommen eingeweiht worden. Sowohl S. M., dem Kaiser, als dem Hauptquartier gegenüber mußte ich mir vorläufig Reserve auferlegen. Die kaiserliche Stimmung, die unter dem furchtbaren Druck manch-

[1087] Ursprünglich: „Es ist wahrscheinlich".

[1088] Jan Smuts (1870–1950), Feldmarschall; seit 1917 Mitglied des Imperial War Cabinets unter Lloyd George; Präsident Südafrikas 1919–1924 und 1939–1949. – Zu seiner Rede in Glasgow am 17. Mai 1918 vgl. Schulthess' Europ. Geschichtskalender 59,2 (1918) S. 183–184.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

mal schwankte, ist schon eingehend besprochen worden. Von seiner gefühlsmäßig im tiefsten Grunde pessimistischen Einstellung aus hätte der Kaiser seiner überquellenden Freude keine Zügel anzulegen vermocht, hätte er gehört, daß eine, wenn auch nur vorläufige, Anknüpfung mit England geglückt sei. – Es liegt im Wesen von Hauptquartieren, daß solche Nachrichten von überragender Bedeutung selten[1089] wirklich geheim bleiben, und da die Telephone zwischen dem Hauptquartier und der Heimat ununterbrochen spielten, wußten gewisse Kreise zu Hause immer sehr rasch, was die maßgebenden Herren an der Front bewegte.

Zum Etat des Auswärtigen Amtes war die übliche Rede zu halten, welche einen Überblick über die gesamte außenpolitische Lage zu geben pflegte. An sich fiel diese Aufgabe dem Reichskanzler zu; erst im Laufe des Sonnabends – Montag nachmittag[1090] sollte die Rede gehalten werden – ließ mir der Kanzler sagen, er fühle sich etwas müde und wäre dankbar, wenn ich die Rede übernehmen wollte. Sonntags über war ich sehr beschäftigt und konnte den Kanzler nicht sprechen, erst gegen Sonntag abend legte ich mir zurecht, was am Montag gesagt werden sollte. Die Gelegenheit schien geeignet, in vorsichtig verschleierter Form die Haager Besprechungen anzudeuten und auf die Smuts'sche Rede zu antworten. Schriftlich fixiert habe ich die Rede nicht, sie würde aber, auch wenn dies geschehen wäre und ich sie abgelesen hätte, nicht anders ausgesehen haben, als sie tatsächlich gehalten worden ist.

Montag begann schon früh die übliche Debatte im Auswärtigen Ausschuß über den eben abgeschlossenen Bukarester Frieden; sie dauerte bis gegen Mittag. Wegen sehr dringender und eiliger auswärtiger Amtsgeschäfte konnte ich vor dem Beginn der Sitzung im Plenum des Reichstags weder mich ausruhen noch irgend etwas Nennenswertes zu mir nehmen. Kein Wunder, wenn nach so langer, dauernder Überarbeitung ich an diesem Tag nach den Anstrengungen der vormittäglichen Debatte körperlich einen etwas abgespannten Eindruck machte und der Vortrag der Rede hiervon nicht unberührt blieb. Ich gebe die Rede unter Weglassung der jetzt uninteressant gewordenen Übersicht über die Beziehungen zu den einzelnen Lägern [sic] im Wortlaut wieder, da sie ja zum Gegenstand vielfacher Erörterungen geworden ist[1091].

[1089] Ursprünglich: „niemals".

[1090] Montag, der 24. Juni 1918.

[1091] Gemeint sind die Beziehungen zu einzelnen Ländern (Kühlmann äußerte sich einleitend zu Österreich-Ungarn, Bulgarien, der Türkei, Rußland, Finnland, Kurland und Litauen, Polen, Georgien, Dänemark, Holland, der Schweiz, Spanien und den USA). Einliegend findet sich keine entsprechende Auswahl aus dem Redetext, sondern nur eine Kopie der kompletten Rede Kühlmanns in der Wiedergabe der „Norddeutschem Allgemeinen Zeitung", Nr. 319, 25. Juni 1918: „Die politische und militärische Lage. Erklärungen des Staatssekretärs Dr. von Kühlmann im Reichstag". Text in: Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Reichstags (1871–1918), 13. Legislaturperiode, 2. Session, Bd. 310, Berlin 1918, S. 5607–5612. Vgl. auch Schulthess' Europ. Geschichtskalender 59,1 (1918) S. 202–210, und unten im Teil II, S. 758–759. – Anbei liegt noch ein Ausschnitt aus dem Londoner „Evening Standard" vom 29. Juni 1931, S. 7: ein Bericht Karl Friedrich Nowaks über Smuts' und Kühlmanns Reden.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ganz im Gegensatz zu dem, was man post festum anzunehmen geneigt ist, wurden meine Äußerungen zunächst von niemandem als irgendwie sensationell oder Aufsehen erregend empfunden. Der alte Graf Hertling, wohl einer der feinfühligsten und erfahrensten deutschen Parlamentarier, saß neben mir, hörte sich die Rede an und bemerkte, nachdem ich geschlossen hatte: „Es wird wohl heute nichts mehr Besonderes geben, ich gehe nach Hause, weil ich noch zu arbeiten habe." Im Herausgehen sagte er noch zum damaligen Reichstagspräsidenten Fehrenbach[1092], „Kühlmann hat gut gesprochen, ich gehe jetzt nach Hause, weil ich noch arbeiten muß." Auch sonst verlief die Debatte, abgesehen von einigen Angriffen des Abgeordneten Stresemann, durchaus im gewohnten Rahmen, und ohne daß irgend eine Sensation zutage getreten wäre. Da auch mir ganz dringende Arbeiten im Amt auf den Nägeln brannten – Sonntags konnte im Auswärtigen Amt wenig erledigt werden, und der Montag war seit dem frühen Morgen mit parlamentarischer Arbeit ausgefüllt –, sagte ich gegen 5 Uhr zu dem neben mir sitzenden Vize-Kanzler von Payer, es scheine sich nichts Besonderes zu ereignen, und ich hätte nicht den Eindruck, daß ich nochmals das Wort ergreifen müsse. Mich riefen sehr dringende Arbeiten nach der Wilhelmstraße, ich bäte ihn, der Debatte bis zum Schluß zu folgen und mich, falls Not am Mann sei, telephonisch herbeirufen zu lassen. Ich verließ den Reichstag, der äußerlich in tiefem Frieden die übliche Debatte zum Budget des Auswärtigen Amtes fortsetzte, und arbeitete bis zum Abendessen in der Wilhelmstraße.

Beim Abendessen sagte mir ein Bekannter, Graf Westarp[1093] habe in später Stunde unter Verdrehung der von mir gebrauchten Wendungen heftige Angriffe gegen mich gerichtet. Ich versuchte sofort, den Wortlaut der Westarp'schen Äußerungen zu erfahren; Genaues konnte aber niemand mitteilen. Das Stenogramm der Westarp'schen Äußerungen war dem Redner zur Korrektur zugegangen und konnte nicht vor den Mittagsstunden des nächsten Tages zur Verfügung stehen. Der Kanzler ging früh zur Ruhe und stand spät auf. Es war mir deshalb unmöglich, ihn wegen dieser Angelegenheit noch vor Wiederbeginn der rumänischen Ausschußverhandlungen am Dienstag zu sprechen. Diese Debatten dauerten wieder ohne Unterbrechung den ganzen Vormittag, und es blieb mir, wollte ich nachmittags im Plenum mich zur Sache überhaupt äußern, nichts anderes übrig, als den Grafen Westarp persönlich zu bitten, mir das mittlerweile korrigierte Stenogramm seiner Rede zur Verfügung zu stellen. Das tat dieser, und ich ersah, daß er tatsächlich meine Äußerungen ungenau wiedergegeben und zum Gegenstand scharfer Angriffe gemacht hatte. Wie ich nachträglich in Spa hörte, hatte Westarp selbst oder einer seiner Freunde so-

[1092] Constantin Fehrenbach (1852–1926), MdR (Zentrum) 1903–1918; Vorsitzender des Hauptausschusses 1917 – Mai 1918; Präsident des Reichstags 8. Juni – November 1918; Präsident der Weimarer Nationalversammlung 1919–1920; Reichskanzler 1920–1921. – Zu seinen Äußerungen gegen Kühlmann vgl. Schulthess' Europ. Geschichtskalender 59,1 (1918) S. 212.

[1093] Kuno Graf von Westarp (1864–1945), MdR (Deutschkonservative Partei) 1908–1918; Fraktionsvorsitzender 1913–1918.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gleich nach meiner Rede im Großen Hauptquartier angerufen, und man geht wohl in der Annahme nicht fehl, daß der vom Grafen Westarp gemachte Vorstoß von dort ermutigt worden ist.

Die Zeit zwischen der Beendigung der Ausschußberatung und dem Beginn der Plenarberatung des Reichstags war wieder außerordentlich kurz bemessen; ich konnte den Kanzler nur wenige Augenblicke vor Beginn der Sitzung sprechen. Ich sagte ihm, er habe ja gestern meine Rede gehört und sei, soweit ich es aus seinem Benehmen schließen könne, mit derselben einverstanden gewesen. Durch Zeitmangel hätte ich aber ihm den Wortlaut der geplanten Äußerungen nicht vorher unterbreiten können, um seine Genehmigung einzuholen. Sollten ihm deshalb aus dieser Rede politische Schwierigkeiten entstehen, so sei ich selbstverständlich bereit, zur Erleichterung der Lage meine Demission einzureichen. Er versicherte mich, davon könne gar keine Rede sein, er sei inhaltlich mit meinen Äußerungen vollkommen einverstanden, sie deckten sich ja mit dem Inhalt dessen, was wir mehrfach besprochen hätten. Er wolle keinerlei Druck auf mich ausüben, es würde aber seine eigene Lage wesentlich erleichtern, wenn ich bei der Zurückweisung der konservativen Angriffe so wenig polemisch oder schroff als möglich mich ausdrücken wollte, denn die ganze aussichtsvoll eingeleitete geheime Friedensaktion stehe auf dem Spiel. Gelinge es nicht, den Grafen Westarp und seine Gesinnungsgenossen einigermaßen zu beruhigen, so sei gerade das, was wir planten, der Welt zu beweisen, daß gemäßigte, ruhige Anschauungen in Deutschland ohne Widerspruch geäußert werden könnten, vereitelt und ein Abreißen des Friedensfadens zu befürchten. Ich hatte von mir aus ähnliche Erwägungen angestellt und entwarf schnell mit Bleistift, auf Grund des mir noch vorliegenden Westarp'schen Stenogramms, eine sachliche Berichtigung, die in Vermeidung jeder Schroffheit bis an die Grenzen des noch Vertretbaren ging. Ich sagte nachher beim Beginn der Sitzung Folgendes[1094]:

Um die Rede und die am folgenden Tage gegebene Berichtigung hat sich ein Kreis von Legenden gesponnen. Viele von denen, die ich politisch als Freunde ansprechen möchte, sahen in der Rede vom [24. Juni 1918] eine Art Pronunziamento, ein Glaubensbekenntnis mit der Gesinnung eines Märtyrers vorgetragen, der für die geäußerte Überzeugung Leben und Stellung zu opfern bereit ist. Mir lagen so enthusiastische Erwägungen fern, ich wollte, wie gesagt, in dem Spiel um ein Friedensgespräch mit England Smuts eine verdeckte Antwort geben und vor aller Welt den Beweis führen, daß das deutsche Volk bereit sei, ohne Widerspruch die Möglichkeit eines Vergleichsfriedens von Regierungsstelle erörtert zu sehen. Da man der ersten Rede den Charakter eines Bekenntnisses hat geben wollen, ist die zweite Rede mir als Rückzug von

[1094] Anbei liegt eine Kopie des Redetexts in der Wiedergabe der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" Nr. 321, 26. Juni 1918: „Die Aussprache im Reichstag". Text in: Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Reichstags (1871–1918), 13. Legislaturperiode, 2. Session, Bd. 310, Berlin 1917, S. 5641–5642. Vgl. auch Schulthess' Europ. Geschichtskalender 59,1 (1918) S. 214–216; ferner unten im Teil II, S. 759. – Für die folgenden beiden Daten ließ Kühlmann Lücken.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Wohlmeinenden derselben Kreise verdacht worden. Ein Rückzug lag mir gänzlich fern, ich wollte genau definieren, wo Graf Westarp's Rede meine Äußerungen unrichtig wiedergegeben hatte, und zugleich, meiner eigenen Überzeugung und der Tendenz des Kanzlers gemäß, vermeiden, auch nur ein Wort zu sagen, welches die Konservativen zur Unterstreichung ihrer Protesthaltung hätte verleiten können.

So wie die Dinge sich ausgewachsen hatten, hielt ich es für das Beste, beim Kanzler anzuregen, ich solle ins Hauptquartier fahren, dem Kaiser Vortrag halten und die allerhöchste Entscheidung in dieser Frage und in der meines Gehens oder Bleibens herbeiführen. Es war leicht einzusehen, daß ich an meinem Posten nicht klebte, denn das Maß des Arbeitsdruckes und der Verantwortung war ungeheuer und die stets gesteigerten Reibungen, insbesondere mit General Ludendorff, ließen befürchten, daß jeder noch so sorgfältig eingeleitete Versuch zu friedlicher Lösung auf leidenschaftlichen Widerspruch des Generalquartiermeisters stoßen würde. Den Frieden anzubahnen, war nach allem, wie ich die Lage ansah, die wichtigste, ja fast die einzige Aufgabe des Auswärtigen Ressorts. Nur aus dieser Hoffnung heraus hatte ich das Amt übernommen.

So wie ich die Dinge damals ansah – alles, was ich seitdem gehört habe, hat mich in dieser Auffassung bestätigt –, hatte sich bei der Obersten Heeresleitung, insbesondere bei General Ludendorff, der Entschluß, nicht länger mit mir zusammenzuarbeiten, mehr und mehr befestigt. Die Rede war mehr ein äußerer Anlaß, um den Konflikt auf die Spitze zu treiben, als ein wirklicher Grund für diesen Konflikt.

Ich reiste am [7. Juli 1918] nach Spa, um zunächst mit Hertling mich noch zu besprechen, und dann dem Kaiser Vortrag zu halten. Die Lage, wie sie sich seitdem entwickelt hatte, wird vielleicht am besten durch einige Briefe charakter[i]siert. Der eine, vom Vize-Kanzler von Payer an den Grafen Hertling, die [drei][1095] anderen von dem Kaiserlichen Hauptquartier nahestehenden Herren direkt an mich:

Berlin, den 6. Juli 1918

Euer Excellenz [Hertling]:

Da ich höre, daß über meine Stellung zu der Frage eines etwaigen Rücktritts des Herrn Staatssekretärs v. Kühlmann verschiedene Auffassungen bestehen, gestatte ich mir, dieselbe kurz zu präzisieren:

[1095] In Kühlmanns Text ist von den „beiden anderen" Briefen die Rede, tatsächlich enthalten die einliegenden Blätter jedoch drei weitere Berichte an Kühlmann von Ende Juni 1918 aus dem Großen Hauptquartier – zwei von Grünau und einen aus der Feder von Lersner. Der Brief Payers an Hertling wurde, nachdem der Verfasser Karl Graf von Hertling einen Abdruck in dessen Buch „Ein Jahr in der Reichskanzlei" mit Hinweis auf die Vertraulichkeit des Schreibens und die nationalen Interessen verwehrt hatte (vgl. ebd. S. 130 mit einer einseitig verkürzenden Zusammenfassung des Schreibens, sowie Payer an Hertling, 29. April 1919, BArch Koblenz, Nachlaß Hertling, N 1036/54, Bl. 1–2) erstmals von Payer selbst in seinem Buch „Von Bethmann Hollweg bis Ebert", S. 69–70, veröffentlicht.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

In erster Linie halte ich es nach wie vor für notwendig, festzustellen, ob Herr v. Kühlmann und die Oberste Heeresleitung in Zukunft miteinander weiter arbeiten können und wollen. Der jetzige Zustand, daß sie nicht miteinander an einem Tisch sitzen, ist selbstverständlich auf die Dauer unhaltbar. Ich habe mir deshalb seinerzeit die Bitte an Euer Excellenz erlaubt, bei Seiner Majestät vorstellig zu werden, daß S. M. versuchen möge, dieses Zusammenarbeiten zu ermöglichen.

Ist dasselbe nicht zu ermöglichen, so bleibt nichts anderes übrig, als Herrn v. Kühlmann zum Rücktritt zu veranlassen. Sein Abgang hätte aber, ich darf das nicht verschweigen, sehr unerwünschte Folgen. Ich hoffte, die Sozialdemokratie lasse sich belehren, daß ein Wechsel in der Person nicht notwendig einen Wechsel im System bedeute. Sie versteift sich aber, wie ihr brutaler Vorstoß vom Mittwoch[1096] beweist, darauf, Kühlmanns Abgang ohne Rücksicht auf den etwaigen Nachfolger als einen Sieg der Alldeutschen und als den Beweis dafür anzusehen, daß die derzeitige Regierung unter dem Eindruck einer wilden Agitation macht- und kraftlos vor den Alldeutschen und der Obersten Heeresleitung kapituliert habe und kein Vertrauen mehr verdiene.

Dann muß sie aber, wozu sie ohnedies geneigt ist, formell in die rücksichtslose Opposition gehen, denn auf die Dauer kann sie so mit der Regierung nicht zusammenarbeiten und die Regierung nicht mit ihr. Dann tritt ein, was zu verhüten wir während des ganzen Krieges bemüht waren. Es existiert dann eben auch keine Mehrheit mehr, und ich kann mir weder vorstellen, wie eine von rechts und links angegriffene Regierung sich halten könnte, noch wie ihre Nachfolgerin aussehen sollte. Sie müßte wohl der äußersten Rechten oder der äußersten Linken entnommen sein.

Käme noch dazu, daß der Nachfolger v. Kühlmanns eine andere Politik treiben würde, so würden auch die Fortschrittliche Volkspartei und die weit überwiegende Mehrheit des Zentrums der Regierung den Dienst kündigen. Andernfalls ließen wohl sie sich, wenn auch ungern, beruhigen, aber ein großer Teil ihrer Presse und des um den Frieden besorgten Volkes würden die sozialdemokratische Politik mitmachen. Die Gefahren für unseren inneren Frieden liegen auf der Hand.

Das Ausland würde den Wechsel der Person wohl ziemlich einmütig als Übergang zu einer weniger friedlichen Politik ansehen.

Daß, wenn möglich, bei dieser Sachlage ein Wechsel nicht stattfinden sollte, scheint mir nahe zu liegen. Ein solcher müßte auch, selbst wenn er keinen Wechsel der Politik bedeuten würde, der Stetigkeit unserer auswärtigen Politik Abtrag tun.

Ein vollständiger Ersatz scheint mir zu fehlen.

[Payer]

[1096] 26. Juni. Gemeint ist vermutlich die Rede Noskes (SPD): Schulthess' Europ. Geschichtskalender 59,1 (1918) S. 218; möglicherweise aber die Rede Haases (USPD): ebenda S. 217.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Gr. Hauptquartier, den 26. Juni 1918

Hochzuverehrender Herr Staatssekretär!

In Ergänzung meines heutigen Telegrammes Nr. 329 möchte ich kurz noch Folgendes sagen:

Ich habe also S.[eine] M.[ajestät] darauf vorbereitet, daß er nach Eintreffen der O. H. L. einen Vortrag gehalten bekommen wird, der voraussichtlich die Vorträge aus den schlimmsten Krisenzeiten übertreffen werde, und daß die Stimmung der O. H. L. ganz toll ist. Ich habe den Kaiser ferner darauf aufmerksam gemacht, daß seit einiger Zeit die systematische Hetze gegen Euer Exzellenz in Berlin im vollsten Gange ist, daß Admiral von Capelle dies neuerlich hier bestätigt hat und daß die O. H. L. selbst auf die Beseitigung Euer Excellenz hinarbeitet. Der O. H. L. werde die Rede nur ein willkommener Vorwand sein, um gegen Euer Excellenz Sturm zu laufen, natürlich würden auch die Saargebietsfrage und die Meinungsverschiedenheiten über die Ostpolitik benutzt werden, auch spiele in gewissen Kreisen die Frage der „süddeutschen" Staatsmänner[1097] eine große Rolle.

Der Kaiser kann sich also innerlich auf das, was ihm bevorsteht, einstellen. Er sagte mir, daß von einem Wechsel gar nicht die Rede sein könne, wobei ich ihm dann noch die großen sachlichen Nachteile unterstrich, die ein Wechsel in der jetzigen Zeit haben würde. Der Kaiser gebrauchte den Ausdruck, daß es immer falsch ist, den Jockei [sic] zu wechseln, wenn das Pferd im Rennen steht, und daß man das Pferd nicht wechseln dürfe, bevor man gerade durch einen Fluß schwimmen will. Er wird also, wie er mir zum Schluß sagte, die Sache abwenden; hoffentlich bleibt er fest. Ich habe ihm auch noch ganz offen gesagt, daß es das deutsche Volk nicht ertragen wird, wenn die Ministerstürzerei der O. H. L. so weiter betrieben wird.

Bezüglich der Rede Euer Exzellenz habe ich den Kaiser noch besonders auf die Zustimmung Westarps aufmerksam gemacht, der selbst erklärt habe, daß der Krieg nicht durch die Waffen allein entschieden wird und der die positiven Kriegsziele Euer Excellenz akzeptiert hat. Der Kaiser hat sich vorgenommen, eventuell die O. H. L. damit ad absurdum zu führen.

Als ich dem Kaiser empfahl, sich für den Vortrag einen moralischen Gummimantel anzuziehen, sagte er mir: „Ach, wenn Sie wüßten, wie viele solcher Mäntel ich schon in diesem Kriege verbraucht habe."

Lersner[1098] wird Euer Excellenz weiteres selbst berichten und auch wegen der Herreise mit Euer Excellenz sprechen.

[1097] Kühlmann war geborener Bayer. Gemeint sind ferner Reichskanzler Hertling als Bayer und Vizekanzler Payer als Württemberger.

[1098] In der Abschrift steht hier (wie auch im Folgetelegramm) „Lersen"; es dürfte sich um Tippfehler handeln.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Mit den aufrichtigsten Wünschen verbleibe ich Euer Excellenz gehorsamst ergebener

v. Grünau.

Gr. Hauptquartier, den 28. Juni 1918

Streng vertraulich.

Hochzuverehrender Herr Staatssekretär!

Heute Mittag, 12 Uhr, kamen Hindenburg und Ludendorff zum Kaiser, kurz darauf traf Berg aus Berlin ein[1099]: Promenade à quatre. Im Generalstabsvortrag kam, wie mir Exc. von Lyncker sagte, nichts besonderes zur Sprache. Ihre Hauptsache hatten die Herren im kleinen Kreise vorgebracht. Ich stellte vorhin Berg wegen des Ergebnisses der Besprechung. Berg hat offenbar den anderen die Arbeit abgenommen und im Auftrag des Kanzlers S.[einer] M.[ajestät] erklärt, daß es sich jetzt nur noch darum handele, Euer Excellenz über die nächsten 3 Wochen, solange der Reichstag beisammen ist, zu halten, und daß alsdann ein Wechsel erfolgen solle! Da der Letzte immer Recht behält, so hat sich anscheinend der Kaiser damit einverstanden erklärt. Auch Lyncker bestätigte mir, daß er noch so eine ähnliche Bemerkung des Kaisers an Hindenburg gehört habe, wonach der Kaiser ihn auf etwas später vertröstet habe.

Ja, wenn der Kanzler selbst hier so eine Erklärung abgeben läßt, dann kann ich nichts mehr machen. Es war wirklich nicht nötig und der Kaiser war durchaus disponiert, Euer Excellenz zu halten und die Sache sich zurechtziehen zu lassen. Ich bin außer mir über das Verhalten der Reichskanzlei – vorausgesetzt, daß Berg seinen Auftrag nicht überschritten hat. Wenn man derartig von Berlin im Stich gelassen wird, kann man wirklich sich hier begraben lassen. Es stimmt aber mit dem überein, was ich Herrn v. Hoesch zur Mitteilung an Euer Excellenz gegeben hatte[1100].

Immerhin gebe ich die Hoffnung noch nicht ganz auf, denn in einigen Wochen kann sich doch manches geändert haben.

Ich muß schließen, da der Kurier schon wartet. Lersner habe ich noch nicht gesprochen, werde ihn erst nachher sehen.

Mit den besten Wünschen bin ich
Euer Excellenz aufrichtig ergebener
v. Grünau.

[1099] Vgl. dazu: Berg, Erinnerungen, S. 145. – Der im folgenden genannte: Moriz Freiherr von Lyncker (1853–1932), General der Infanterie; Chef des Militärkabinetts 1908–1918.

[1100] Offenbar waren in der Tat die Instruktionen des Reichskanzlers überschritten worden. Vgl. Kühlmann an Grünau, 29. Juni 1918, 2.45 pm, Nr. 711, ganz geheim, in: PA Berlin, RZ 201/1185, S. 104. Das von Kühlmann eigenhändig entworfene Antworttelegramm, das nach Abgang sekretiert wurde, spielt mit dem im ersten Satz genannten „Montanus“ auf von Berg an: „Habe mit Kanzler gesprochen, er bestreitet entschieden, Montanus derartigen Auftrag erteilt zu haben. Auch Lersner dringt sehr auf mein Kommen dorthin. Kann

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Gr. Hauptquartier, d. 29.6.1918.

Eure Excellenz

möchte ich nochmals gehorsamst bitten, den Herrn Reichskanzler hierher zu begleiten. Hier wird in allen Kasinos bereits erzählt, der Herr Reichskanzler habe Eure Excellenz bereits fallen gelassen. Die Gegner Eurer Excellenz arbeiten mit allen Mitteln, um Ihnen, Excellenz, den Boden unter den Füßen wegzuziehen. S.[eine] M.[ajestät] hat noch keine Stellung genommen und ist sehr einverstanden, daß Eure Excellenz den Herrn Reichskanzler hierher begleiten.

Wir, Grünau, Berckheim[1101] und ich, bitten Eure Excellenz inständigst, den guten Kampf nicht zu scheuen und ihn hier durchzufechten. Vielleicht bringen Eure Excellenz noch [den] einen oder den anderen Herrn mit. Die Villa steht bereit, Platz ist genügend da.

Ich bitte noch um telegraphischen chiffrierten Bescheid.

In der festen Erwartung, Eure Excellenz am Montag[1102] hier zu sehen, verbleibe ich stets

Euer Excellenz

treu ergebener und gehorsamer

Lersner.

Die Lage ähnelte sehr der bei der Entlassung Bethmann Hollwegs und Valentinis. Der Kaiser, an sich entschlossen, an einem Ratgeber festzuhalten, dem er sein persönliches Vertrauen nicht entzogen hatte, die verantwortlichen Militärs entschlossen, selbst unter Anwendung des äußersten Druckes den Kaiser ihrem Willen gefügig zu machen.

Ich hatte am Nachmittag des [7. Juli 1918] mit dem Grafen Hertling eine eingehende Unterredung, bei welcher seine Vornehmheit und Weisheit ebenso klar zutage trat[en] als seine praktische Hilflosigkeit. Er schloß unser Gespräch – dies hat mir einen tiefen Eindruck gemacht – mit den Worten: „Kann man sich etwas Unglücklicheres denken, als daß in so stürmischen Tagen ein müder, alter Philosophie-Professor als Reichskanzler die Dinge meistern soll?“[1103]

Erst bei späterem Nachdenken ist mir ganz klar geworden, daß Hertling und ich damals in einer ganz besonderen Lage waren, indem nur wir beide in die Haager Gespräche eingeweiht waren. Wir waren, die Welt von diesem Wis-

aber so, wie Dinge liegen, nur kommen, wenn S. M. mein Kommen direkt befiehlt. Kanzler glaubt, es wäre besser, wenn ich erst nach Abreise OHL dort einträfe. Kühlmann“

1101 Philipp Freiherr von Berckheim (1883–1945), Legationssekretär; kommissarisch beschäftigt beim Vertreter des AA im Großen Hauptquartier 1917–1918.

1102 1. Juli 1918.

1103 Vgl. Hertling, Reichskanzlei, S. 128 f. – Ganz ähnlich äußerte sich Hertling gegenüber Lersner in diesen Wochen, der sich einmal bei ihm wegen dessen widersprüchlicher Entscheidungen beschwert hatte. Darauf habe Hertling mit der Faust auf den Tisch geschlagen und erregt ausgerufen: „In solch unsagbar schwieriger Zeit einen alten Professor wie mich zum Reichskanzler zu machen ist das Schlimmste, was man tun kann.“ (Lersner, Erinnerungen, S. 154).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sen aus ansehend, vollkommen harmonisch und einig, aber gaben uns vielleicht nicht genügend Rechenschaft darüber, daß uneingeweihten Außenstehenden Manches nicht ganz im selben Licht erscheinen mochte.

Der Kaiser bewohnte in Spa von drei in einem großen Park übereinander liegenden Villen belgischer Industrieller die oberste. Ich fand mich zur gegebenen Zeit vormittags[1104] dort ein; während des Wartens auf den Kaiser sagte mir ein Herr der Umgebung: „Ludendorff hat von Avesnes aus abends am Telephon gewütet, der Kaiser wird dem Druck der Armee nachgeben müssen." Ein anderer erzählte mir, ähnlich wie bei der Ausschaltung Bethmann Hollwegs sei auch der Kronprinz eingespannt worden und habe beim Kaiser im Interesse der Erhaltung des Geistes in der Armee auf meine Entlassung gedrungen. Zum guten Ende kam noch der Chef der Reichskanzlei, Herr von Radowitz, mit einem seltsamen Anliegen: Der Kanzler und der Vize-Kanzler befürchteten, daß, falls die friedensfreundliche Rede für den Vorwand für mein Ausscheiden aus dem Kabinett benutzt werden sollte, parlamentarische Schwierigkeiten entstehen könnten. Insbesondere würde[n] die Linke und die Sozialdemokratie diesen Vorgang als Sieg des radikalen Militarismus ansehen, und die ohnehin schon brüchige Einigkeit unter den Mehrheitsparteien könne dabei endgültig versagen. Deswegen unterbreite[te] mir Radowitz die Idee, ob ich nicht zunächst einmal „krank werden wolle" und solange auf Urlaub gehen, bis die Vertagung des Reichstags erfolgt sei. Ich lehnte diese Zumutung rundweg ab, wies auch darauf hin, daß solche Winkelzüge erfolglos bleiben müßten, denn bei der regen Verbindung zwischen Hauptquartier und Heimat würde jede Entscheidung in wenigen Stunden bekannt sein. Die Ereignisse haben mir Recht gegeben. Schon wenige Stunden nach Abschluß meiner Unterredung mit dem Kaiser wurde das Ergebnis in Berlin besprochen.

Hinter der Villa erstreckte sich ein breiter, gerader Kiesweg. Auf diesem Pfad, immer auf und ab wandelnd, fand das letzte Gespräch statt, welches ich mit Wilhelm II. als Deutschem Kaiser geführt habe. Am besten orientiert über diese Unterredung der kurze Brief, in welchem ich dem Grafen Hertling von dem Verlauf Mitteilung machte[1105]:

[1104] Am 8. Juli 1918.

[1105] Es folgt noch das Wort „(Einschaltung)", die jedoch nicht anbei liegt. Der Privatbrief findet sich im Bundesarchiv Koblenz, Nachlaß Hertling, N 1036/41, Bl. 107–108 (er ist auch veröffentlicht in: Bernhard Schwertfeger, Das Weltkriegsende, Gedanken über die deutsche Kriegsführung 1918, Potsdam ³1937, S. 80–82). Er war absichtlich nicht über die offiziellen Kanäle – Reichskanzlei bzw. Auswärtiges Amt – gegangen. Als Hertlings Sohn den Brief 1919 in dem Buch über seinen Vater abdrucken wollte, bat Kühlmann zunächst per Telegramm „dringend, das Dokument nicht zu veröffentlichen", um in einem anschließenden Brief „nochmals" ausführlich die „Bitte, die Publikation zu unterdrücken", vorzubringen. Kühlmann begründete „mit dem Ausdruck meiner ausgezeichneten Hochachtung" seine „schweren politischen Bedenken […] gegen die geplante Veröffentlichung des betreffenden Exposés […] gerade wegen der streng vertraulichen Natur der Angelegenheit. […] Wie geheim ich die Angelegenheit behandelt wissen wollte, können Sie daraus ersehen, daß ich nicht einmal dem Archiv des Auswärtigen Amts eine Abschrift gelassen habe. Sie können mir glauben, daß Ihr verstorbener Herr Vater der Publikation eines derartigen Dokuments sich aufs schärfste widersetzt haben würde. Die Gründe gegen die Publikation liegen ein-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Berlin, am 10. Juli 1918

Aufzeichnung

Im Nachtrage zu meinem Schreiben vom 8. Juli beehre ich mich, Euerer Exzellenz nachstehende Aufzeichnung über mein Gespräch mit Seiner Majestät am Vormittage des gleichen Tages ergebenst einzureichen.

Seine Majestät eröffnete das Gespräch mit der Bemerkung, daß er die Überzeugung gewonnen habe, wir müßten unsere Ehe lösen.

Ich erwiderte, es sei Seiner Majestät bekannt, wie schwer es mir geworden [war], vor einem Jahre dem Befehl zur Uebernahme des Amtes nachzukommen. Meine Erfahrungen hätten diese Befürchtungen mehr als vollauf bestätigt. Durch die Zahl der Probleme, die zu lösen [waren], die Häufigkeit von Gegenwirkungen aller Art und die allgemeine Lage gingen die Anforderungen des Amtes fast über die menschliche Kraft. Ich könne es daher von meinem persönlichen Standpunkte aus nur dankbar begrüßen, wenn Seine Majestät geruhen wollten, mich von dieser Bürde wieder zu befreien.

Andererseits hielte ich es für Gewissenspflicht, Ihm die schweren Bedenken nicht zu verheimlichen, die m.E. im gegenwärtigen Augenblicke gegen einen Wechsel in der Leitung des Auswärtigen Amtes sprächen. Diese Bedenken lägen zum Teile auf innerpolitischem Gebiete. Die Reichstagsmehrheit, auf die Graf Hertling sich bisher gestützt habe, schien von Anfang an gewisse Befürchtungen zu verraten, der neue Kanzler könne stark konservativ sein. Sie erblickten in der Person des Vizekanzlers von Payer ein Korrektiv hie[r]gegen und in meiner Person eine gewisse Gewähr für die Stetigkeit der eingeschlagenen Politik. Ein Personenwechsel in diesem Augenblicke – besonders wenn er die Deutung zuließe, als solle eine mehr nach rechts gerichtete Orientierung eingeschlagen werden – scheine mir vom innerpolitischen Standpunkte aus nicht ohne Gefahren. Insbesondere hielte ich starke Angriffe gegen den Herrn Reichskanzler für denkbar.

Viel schwerer aber seien meine Bedenken auf dem Gebiete der auswärtigen Politik. Es habe sich, weniger durch mein Zutun als durch die Agitation der alldeutschen Presse, im Auslande die Vorstellung festgesetzt, ich verträte in Deutschland eine ausgleichende, friedenswillige Politik. Derartige Tendenzen zu fördern, insbesondere den englischen Ausführungen von General Smuts, Balfour und Asquith zu antworten, sei der Zweck meiner letzten viel-

mal in der unter den heutigen Verhältnissen doppelt nötigen Schonung der Person des Kaisers und in der nur angedeuteten, für den Eingeweihten aber hinlänglich klaren Anspielung auf wichtige internationale Verhandlungen, welche im nationalen Interesse jetzt nicht zum Gegenstand einer öffentlichen Diskussion gemacht werden können. Ich bin sicher, Sie werden sich dem Gewichte dieser nicht persönlichen, sondern rein sachlich nationalen Gründe nicht verschließen, die es mir vollkommen unmöglich machen, meine Zustimmung zu der geplanten Publikation zu geben, und Mittel und Wege finden, dieselbe zu verhindern.“ Außerdem hatte Kühlmann den Unterstaatssekretär des AA, Freiherrn von Langwerth, als Schützenhilfe kontaktiert und gab Karl Graf Hertling dessen ebenfalls ablehnende Antwort im Wortlaut wieder.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

besprochenen Reichstagrede gewesen. Ein Personenwechsel im gegenwärtigen Augenblicke werde im Auslande voraussichtlich als ein Unterliegen der friedensliebenden Tendenzen in Deutschland und als ein Sieg der alldeutschen Agitation aufgefaßt werden.

Es stehe zu befürchten, daß durch eine solche Auffassung gewisse, nur in zarten Umrissen erkennbare Versuche zu einer Annäherung im Keime zerstört würden. Es liege in der Natur derartiger internationaler Dinge, besonders in ihren ersten Anfängen, daß bei ihnen die Personenfrage eine nicht gleichgültige Rolle spiele. Einesteiles könne ich keine Gewähr dafür übernehmen, daß sich aus den erkennbaren Ansätzen etwas Brauchbares entwickeln werde, andererseits sei ich nicht in der Lage, auch nur mit einiger Sicherheit zu behaupten, daß ein Personenwechsel solche Ansätze unter allen Umständen zerstören müsse. Ich erblickte aber doch bei meiner Gesamtanschauung der Lage selbst in einer Gefährdung dieser Dinge eine eminente Bedrohung.

Auch nach der russischen Seite hin sei rasches Handeln der politischen Leitung unbedingt notwendig, um die Gunst der zurzeit sehr vorteilhaften Lage ganz ausnutzen zu können.

Zu all diesen Dingen brauche aber die politische Leitung ein gewisses Maß von Bewegungsfreiheit und Selbständigkeit, sonst könne sie keine Wirkung erzielen. Ich könne nicht prophezeien: ich hielte aber, die eben skizzierten Bedingungen vorausgesetzt, eine Beendigung des Krieges noch in diesem Herbste durch glückliche Vereinigung von Waffenerfolgen mit diplomatischer Aktion für möglich. Ein Hineintragen des Krieges in das nächste Jahr schiene mir eine nach vielen Seiten hin bedenkliche Perspektive. Die Befürchtung müsse nahe liegen, daß ein Personenwechsel in diesem Augenblicke wie oben beschrieben aufgefaßt und dadurch kriegverlängernd wirken müsse.

Ich glaubte mit diesen etwa halbstündigen Darlegungen meine Pflicht nach allen Seiten erfüllt zu haben, zumal die angeführten Gründe auf Seine Majestät keinerlei Eindruck zu machen schienen.

RvKühlmann.

Der Kaiser war, dies war nur natürlich, darüber ungehalten, daß er über die geheime Anknüpfung in Holland von mir nicht unterrichtet worden war. Ich mußte mich mit dieser ungnädigen Beurteilung meines wohl erwogenen und pflichtmäßigen Verhaltens abfinden. Dem Kaiser war der Gedanke, daß mit meiner Entlassung der Anknüpfungsfaden abreißen könne, unerträglich, er erörterte deshalb mit mir die Möglichkeit, als Botschafter in besonderer Mission die Verhandlungen weiterzuführen. Ich wies wohl mit Recht darauf hin, daß dies gar keinen Zweck hätte, die Welt würde mein Ausscheiden aus der Leitung des Auswärtigen Amtes als direkte Folge einer friedlichen Rede betrachten; damit sei der Beweis geliefert, daß die herrschenden Stellen in Deutschland die Äußerung solcher Anschauungen mißbilligten und ahndeten, und als spezieller Botschafter würde ich nach diesem Vorgang nicht das geringste Gewicht besitzen. Ich verhehlte dem Kaiser nicht, wie ich die Gesamtlage ansah, insbesondere, daß ich bei Mißlingen eines rechtzeitigen Friedens-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schlusses die Lage Deutschlands und der Dynastie für außerordentlich gefährdet hielte. Die Unterredung hatte, obwohl der Kaiser laut und aufgeregt sprach, keinerlei Schärfe; im Unterton kla[n]g seine persönliche gütige Gesinnung gegen mich immer durch. Ich verabschiedete mich von ihm nach getroffener Entscheidung und küßte ihm beim Abschied, was ich vorher niemals getan hatte, die Hand, da mir ein dumpfes Vorgefühl sagte, ich würde ihn als regierenden Monarchen nicht mehr wiedersehen. Als ich von ihm wegging, äußerte er zu einem Herrn der Umgebung[1106], der es mir wieder erzählt hat: „Da geht der Mann weg, der gröber zu mir gewesen ist als irgend ein anderer[1107]." Diese kaiserliche Äußerung war unrichtig, ich habe es oft für meine Pflicht gehalten, unter vier Augen dem Monarchen ehrfurchtsvoll in der Form, aber entschieden im Inhalt, meine jeweilige Auffassung der Lage zu unterbreiten. Er war großzügig genug, es mir niemals persönlich zu verübeln.

So sehr mich die sachliche Erwägung bedrückte, daß mit Scheitern der englischen Anknüpfung die drohenden Wolken über Deutschland immer näherrückten, so erleichtert fühlte ich mich persönlich, da der Zwang äußerer Umstände mich von der fast unerträglich gewordenen Bürde des Amtes befreiten.

Ich frühstückte unmittelbar nachher in dem Offiziers-Kasino, welches nach einem Stück des Tafelschmuckes „Der Silberlöwe" hieß, und überhörte die Konversation zweier hinter mir stehender Herren. „Radowitz", sagte der eine, „spielt jetzt vollkommen die Karte Ludendorff. Er ist doch ein großer Opportunist." – „Das mag stimmen", erwiderte der andere, „aber kein kluger Opportunist. Niemand, der heute weiter sieht als seine Nase, wird jetzt noch die Karte Ludendorff spielen. Das ist aus und vorbei." – Diese kleine, durch Zufall erhaschte Konversation schien mir für Lage und Gesinnung des Milieus charakteristisch genug, um sie aufzubewahren.

Nach kurzer Verabschiedung vom Kanzler, meinen Kollegen im Kabinett und den Beamten des Auswärtigen Amtes, die mich in diesen bewegten und arbeitsreichen Tagen mit musterhafter Pflichttreue unterstützt hatten, ging ich zunächst nach München, um mich beim Kriegsminister[1108] für eine allenfallsige Verwendung bei der Armee im Felde zu melden. König Ludwig, gnädig wie immer, lud mich, zusammen mit dem Ministerpräsidenten von Dandl, zum Essen ins Schloß Leutstetten ein. Der Flügeladjutant des Königs, Graf Castell[1109], kam eben von einer Mission an die Front zurück und berichtete dem Monarchen über seine Eindrücke. Wenn ich auch gewußt hatte, daß die Un-

[1106] Offenbar war dies Grünau, vgl. Kühlmanns stichpunktartige Aufzeichnung Oktober 1917 bis Juni 1918 (siehe unten S. 557).

[1107] „lebender Mann" wurde später wieder gestrichen. Im nächsten Satz ergänzte Kühlmann das Wort „oft" handschriftlich.

[1108] Philipp Ritter von Hellingrath (1862–1939), Generalmajor; Bayerischer Kriegsminister 1916–1918. – Der im folgenden genannte: Otto Ritter von Dandl (1868–1942), bayerischer Ministerpräsident 1917–1918.

[1109] Otto Friedrich Graf Castell-Castell (1868–1939), Generalmajor; Flügeladjutant des Prinzregenten Luitpold und König Ludwigs III.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

möglichkeit, für die in die Front gerissenen Lücken Ersatz zu schaffen, das schlimmste Übel war, an dem wir krankten, so wirkten die Darlegungen des genannten Herrn sowohl auf König Ludwig als auf die anderen Zuhörer höchst deprimierend. Man mußte den Eindruck gewinnen, daß die Divisionen so weit unter ihren normalen Präsenzstand gesunken waren, daß die gefährlichsten Entwicklungen kaum vermeidbar schienen. Der König verabschiedete mich in der gütigsten Weise; ich fuhr mit Dandl nach der Stadt.

Im Kriegsministerium wurde mir kurz darauf gesagt, daß bei den bayerischen Truppenteilen schon vom Frühjahr an Ersatz für die durch Kriegsverluste oder Krankheit ausscheidenden Frontsoldaten nicht mehr geschafft werden konnte. Wegen einer eventuellen Verwendung im Felde blieb ich mit dem Kriegsminister in Fühlung. Der hereinbrechende Umsturz[1110] hat die Realisierung dieses Planes verhindert.

[*Einliegend findet sich noch eine siebenseitige stichpunkthafte maschinenschriftliche Aufzeichnung Kühlmanns über den Verlauf seines Staatssekretariats von der Balkanreise im Oktober 1917 bis zum Rücktritt im Juni 1918:*]

Auf Balkanhöhe langer Damm[1111]. Im Tal ein See. Verdächtige Ansammlung von Automobilen. Wagen bis zur Achse eingesunken. Einzige Möglichkeit, selbst Steine herbeizutragen, aufzufüllen und Wagen selbst durchzuschieben. Kuriose Beschäftigung in großer Uniform mit Orden. Radoslavos [sic] ablehnt. Geleise aufgefüllt, Wagen durchgeschoben. Spätere Wagen im aufgeweichten Damm restlos steckengeblieben. Rosenberg und Genossen zu Fuß, gleichfalls in großer Uniform mußten zurückwandern nach Sinjakowa, konnten erst übernächsten Tag in Drama eintreffen. Weiterfahrt. Stark verspätete Ankunft in Dorf, wo Frühstück. Alles mit verschwenderischer Üppigkeit zugerichtet. Singende Kinderchöre. Kuriose Aussprache. Nach Tisch weiter Zusammenfahrt mit Oberndorf[f]s Automobil. Zweckmäßige Maßnahme, da dieses bald niederbricht. Gemeinsame Weiterreise. Alle[r]lei Abenteuer und Unfälle. Furchtbares Gewitter. Kavallarie-Pickett. Orientalische Verschwendung an Geld, Material und Menschen mitten im Weltkriege. Hofzug in Drama. Moskitonetze. Nächsten Morgen Parade bei Philippi angesagt. Allein mit Kaiser im Auto, berichte über Reichstagssitzung. Unmöglichkeit weiterer Kanzlerschaft Michaelis. Ärgerlicher Ausbruch. Kanzler war auf Vorschlag Feldmarschalls ernannt. Ausfall gegen Parlament. Ich beruhige und begütige, Parade bei Philippi. Ferdinand vorschlägt kleine Spazierfahrt. Zufällig von Höhe Ausblick auf Pavalla [sic] und Meer. Ferdinand botanisiert und verleiht Orden. Frühstück. Abreise. Leben im Zuge. Ankunft Konstantinopel. Wohne in Y[i]ldiz. Merkwürdiger Eindruck auf bekanntem Boden. Besichtigung des alten Serails. Kaiser trefflicher Laune. Rückreise. Besuch bei Ferdinand in Schloß vor Sofia. Befehl des Kaisers, bei ihm zu bleiben. Sonderbare Verwirrung. Spätes Abendessen. Brilliantdose. Intimes Gespräch mit Ferdinand. Rückkehr Berlin.

[1110] Handschriftlich geändert aus „Die hereinbrechende Revolution“.

[1111] Vgl. oben S. 458–459.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Anzeichen russischen Zusammenbruchs häufen sich. Man beginnt mit Waffenstillstands- bezw. Friedensverhandlungen Osten zu rechnen.

Michaelis abgeht. Hertling zum Kanzler ernannt. Persönlichkeitsbeschreibung. Russischer Rundfunk, unsere Antwort. Waffenstillstandsverhandlungen. Beratungen mit Verbündeten, insbesondere Czernin über gemeinsam anzunehmende Haltung. Verlauf Waffenstillstandsverhandlungen. Abschluß der Friedensverhandlung in Brest-Litowsk. Abreise dahin. Eindrücke unterwegs in Polen. Ankunft Brest-Litowsk. Schilderung Örtlichkeit und Lebensgewohnheiten. Einzigartiges Milieu. Mitwirkende Personen: Prinz Leopold von Bayern, Gastgeber, russische Gäste, Joffe, die kleineren Leute, die mörderische Frau[1112], Czernin, Tala[a]t, bulgarischer Vertreter, deutscher Vertreter Hoesch, Rosenberg, Simons, General Hoffmann, Baron Rei[s]chach. Kuriose Verhandlungsmethode. Russen teilnehmen an allen Mahlzeiten. Die diplomatischen Grundlagen der Verhandlung, Grundlinie gegeben, durch russischen Rundfunkspruch einesteils, Friedensresolution Reichstag andernteils. Militärische Wünsche zum Teil durch deutsche Öffentlichkeit getragen. Schmale Bewegungsmöglichkeiten Unterhändler innerhalb dieser Formeln. Rußland durch feierlichen Pakt an Entente gebunden, muß zunächst hiervon befreit werden. Besondere Heiligkeit solcher Verpflichtungen. Deshalb zunächst Friedensangebot an alle, um Russen Abspringen zu ermöglichen. Hierdurch auch Notwendigkeit von Weihnachtspause. Vor denselben Enthüllung weitgehender territorialer Forderungen durch Zentralmächte. Notwendige Basierung auf Selbstbestimmungsrecht. Weihnachtspause. Notwendigkeit der Berichterstattung. Vielfältigkeit der zu unterrichtenden Körper. 1) Kaiser, 2) Kanzler, dann Bundesratsausschuß, preußisches Ministerium, Reichstag, Presse. Während Sitzung Bundesratsausschuß Kaiser befiehlt Bellevue. Gnädig und aufgeräumt. Hat beschlossen, Umfang polnischer Annexionen selbst in die Hand zu nehmen. General Hoffmann zu Rate gezogen. Mitteilt Ergebnis dieser Besprechung. Ich mit Ergebnis einverstanden, da mit österreichischer Stellungsnahme vereinbar. Warne Kaiser dringend, seine Befragung Hoffmanns bekanntwerden zu lassen. Er meine Bedenken lächelnd ablehnt. Befiehlt für abends Kronrat in Bellevue. Unterredung lange hingezogen. O. H. L. mußte auf Gang warten, Zusammentreffen unvermeidlich. Verstimmung. Nachmittags längere Besprechungen im Generalstabsgebäude, anschließend Kronrat. Kaiser darlegte gefaßten Beschluß. Scharfer Widerspruch O. H. L. Diese durch Hoffmanns Nennung gereizt. Ludendorf[f] kaum noch höflich in Form. Ablehnt Wunsch des Kaisers, er solle persönlich nach Brest-Litowsk gehen. Abfahrt dahin. Bellevue Beratung. Kaum zu überbrückende Kluft Hoffmann O. H. L. geschaffen. Erschwerung allgemeiner Lage. Neue Situation in Brest-Litowsk. Trotzki russischer Verhandlungsführer. Strengste Absonderung der Russen. Keine Beteiligung an Mahlzeiten oder Besprechungen. Gedankenaustausch auf offizielle Sitzungen beschränkt. Trotzki benutzt Verhandlungen zu internationaler Propaganda. Ich anstrebe Diskreditierung Bolschewismus

[1112] Bicenko (vgl. oben S. 485, Anm. 946).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

durch Enthüllung seiner absoluten Gewaltnatur. Ausarbeite Theorie Selbstbestimmungsrechtes, um zu unseren Zwecken zu kommen. Ukrainische der Österreicher [sic], Czernin, Wassilkow[1113], ukrainische Delegation, deren Zähigkeit und Frechheit. Opfer betreffend Österreich, daher selbst zurückhalte Hauptverhandlung in Händen Czernins. Abschluß des Friedens mit der Ukraine bringt katastrophale Verschlechterung der russischen Lage. Trotzki verhandelt in letzter Stunde noch durch Admiral[1114]. Unsere Haltung unnachgiebig. Trotzki erklärt Kriegsende. Meine Antwort vorsichtig und reserviert. Sofort einsetzende Beratung, ob vollzogene Tatsache hinnehmen oder durch erneuten Druck Rußland zur Unterschrift zwingen. Ich und sämtliche Verbündete für ersteres. Gründe: Hauptsache, Armee vollkommen frei zu machen zum großen Schlag im Westen. Russische Unterschrift wenig wertvoll. Vertrag im Osten hat auf alle Fälle Charakter provisorischen Waffenstillstandes. Bei Generalverhandlungen zum Kriegsabschluß sämtliche Probleme aufs Neue aufgerollt. Lange Beratungen Homburg. Ausspruch Vizekanzlers Payer O. H. L. Neuer Kabinettschef des Kaisers[1115]. Militärisches Vorgehen zur Erzwingung der Unterschrift beschlossen. Frage Opportunitätsfrage, deswegen keine Kabinettsfrage daraus gemacht. Schon in Brest-Litowsk aufgezeigte Möglichkeit Abschluß rumänischen Friedens verdichtet sich. Frage, ob selbst Brest-Litowsk gehen soll oder Rumänien. O. H. L. setzt sich leidenschaftlich für Inangriffnahme Rumäniens ein. Dies mir sympathisch, da Brest-Litowsk mehr Formsache. Beauftrage Rosenberg, Brest-Litowsk abzuschließen. Fahre selbst mit Czernin nach Bukarest. Besprechen unterwegs Friedensmöglichkeiten. Lage ungeheuer erschwert durch früheres Gespräch Kaiser Radoslavoz [sic] über Dobrutscha [sic]. Ankunft Bukarest. Stadt. Unterkunft. Gastgeber Makkensen, Hell auf rumänischer Seite. Schilderung der Hauptpersönlichkeiten. Lage für Deutschland an sich leicht, da selbst kaum Forderungen an Rumänien. Schwierig hauptsächlich wegen Dobrutscha, wegen weitgehender ungarischer Forderungen an Karpathengrenze, und bis zum Ausbruch von Feindseligkeiten gesteigerte Spannung zwischen Türken und Bulgaren. General Hell offiziell Mitunterhändler. Seine Unterschrift notwendig. Maßnahme Verhandlungseinleitung. Niederschlagende Überraschung durch Schilderung militärischer Lage. Unsere Überlegenheit über Rumänien keineswegs gesichert. Czernin berichtet, daß Kaiser Karl unter keinen Umständen marschieren läßt. Nervosität wegen Ultimatum. Erleichterung nach rumänischer Annahme. Vorfrieden von Buftea. Dobrutscha Stein des Anstoßes. Törichte und unvernünftige Forderung. Erwägung, ob nicht auf Umweg über König Ferdinand Milderung zu erreichen. Öffentliche Meinung Bulgariens zu stark festgefahren. Rumänen erbitten Kompensation. Diese ihnen zusage. Allgemeine freundliche Stimmung in der Bevölkerung. Rolle der deutschen Delegation, Tätigkeit als

[1113] Nikolaus von Wassilko (1868–1924), österreichischer, später ukrainischer Politiker rumänischer Herkunft; Mitglied des österreichischen Reichsrats 1917–1918; Mitglied der ukrainischen Rada 1918; stand in engen Beziehungen zu Czernin.

[1114] Admiral Altvater (vgl. oben S. 512, Anm. 1005).

[1115] Friedrich von Berg.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Mittler zwischen Rumänien und Verbündeten. Exzellenz Kriege rumänisches Ehrengeschenk: pour cet[te] homme insupportable et vénérable. Der hl. Dimitru[1116]. Bulgarische Entführungsversuche vereitelt. Komplizierte Verhandlungen Reliquien, Eisenbahnbrücke. Heilige Schriften. Feierliche Unterschrift. O. H. L. macht steigende Schwierigkeiten wegen Werft Giurgiu. Hell unterschreibt. Ungnade bei Ludendorf[f]. Feierlicher Empfang in Berlin durch Kanzler und Staatsminister. Feindseligkeit O. H. L. steigert sich. Bericht an Kaiser über Verhalten deutscher Delegation. Zusammentreffen in Karlsruhe. Kaiser gütig und verständig. Presseangriffe, Kabinett beschließt Strafverfolgung. Belastung für Nerven und Zeit verantwortlichen Staatsmannes. Meine Äußerung Reichstagskommission. Vertretung rumänischen Friedens in Kommissionssitzungen, törichte Kritik. Friedensfühler nach Westen. Englische Bereitwilligkeit. Weitblickende englische Staatskunst. Mission des Fürsten Hatzfeld nach Holland. Gesandter Rosen frühere Bekanntschaft, spätere unfreundliche Einstellung. Hatzfelds Berichte. Beschluß, gelegentlich Öffentlichkeit leise vorzubereiten. Hertling will zum Etat des Auswärtigen Amtes in letzter Stunde nicht sprechen. Überträgt mir Aufgabe. Rumänische Kommissionssitzung. Große Last laufender Geschäfte. Versäumtes Frühstück. Spreche zum Etat des Auswärtigen Amtes. Benutze Gelegenheit zur geplanten Vorbereitung Öffentlichkeit. Rede verläuft ohne Spannung oder Aufregung. Hertling zu Fehrenbach: „Staatssekretär hat gut gesprochen." Beschließt nach einiger Zeit, nach hause zu gehen, bleibe selbst bis gegen 5 Uhr. Da sich nichts besonderes ereignet, beschließe, A. A. zu gehen um abzuwarten, höre, daß Westarp heftige Angriffe gerichtet und Wortlaut Rede entstellt hat, besitze aber keinerlei Grundlagen. Nächsten Vormittag erneute Kommissionssitzung Rumänien. Vor Reichstagssitzung nur kurzen Augenblick für Gespräch mit Hertling erübrigt. Dieser bittet, wenn möglich beruhigend auf Westarp einzuwirken, da Krise Friedenspläne stören würde. Hätte Westarp um Manuskriptstenogramm bitten müssen, Wortlaut meiner zusätzlichen Äußerung. Notwendigkeit, mit dem Kaiser persönlich Lage zu besprechen. Fahrt nach Spa. Besprechung mit Hertling in seiner Villa. Hertlings Ausspruch vom müden, alten Philosophieprofessor. Ich an sich zur Einreichung Demission bereit, aber verpflichtet, Kaiser zur Ablehnung des Gesuchs zu raten, da sonst eingeleitete Friedensfühler verlorengehen müßten. Gerüchte über nachhaltige Einwirkung der Armee. Telegramm Kronprinzen. Telephonische Einwirkung Ludendorf[f]s vor der kaiserlichen Villa Radovicz. Versucht Einwirkung wegen Geheimhaltung. Treffe Kaiser. Unterhaltung stattfindet auf- und abgehend vor Villa. Kaiser lebhaft. Vollkommen unter dem Eindruck, daß Armee Genugtuung haben müsse. Versuch darzulegen, daß Friedensfühler trotz meines Abgangs weitergepflegt werden könnten. Eventuell Verhandlungen durch mich weitergeführt. Darlege Unmöglichkeit. Beschließe meinen Abgang. Kaiser trotz nervöser Erregung persönlich gnädig wie immer. Küsse beim Abschied die Hand (was nie vorher getan), da überzeugt, daß ich ihn als Monarchen nicht wiedersehen würde.

[1116] Vgl. oben S. 531.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Szene photographiert. Äußerung des Kaisers zu Grünau. Verabschiedung von Hertling, von meinen Kollegen und vom Auswärtigen Amt. Gefühl der Erleichterung. Reise nach Bayern. Mittagessen beim König in Leutstetten. Mitteilung der Bauern im Oberlande. Revolution, persönliche Erlebnisse. Ausblick.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Teil II

Richard von Kühlmann
Politische Korrespondenz 1904–1918

(mit einem Anhang über Kühlmanns Aussagen vor
dem Weimarer Untersuchungsausschuß 1919–1926)

Bearbeitet von Winfried Baumgart

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an Bülow

GP XX,1 S. 232–234. Bericht.

Deutschland sollte in der Marokkofrage eine abwartende Politik verfolgen. Dazu möge auch die deutsche Presse beitragen.

Tanger, 9. November 1904

*Kühlmann an Bülow

GP XX,1 S. 237–239. Bericht. – Vgl. auch ebenda S. 239–249.

Frankreich versucht, durch folgende Bestrebungen allmählich ein Protektorat über Marokko zu errichten: Reorganisation der marokkanischen Armee; Unterzeichnung eines Vertrags, der dritte Mächte aus Marokko ausschiede; Kontrolle über die marokkanischen Finanzen. Hiergegen muß Deutschland auf volle wirtschaftliche Gleichstellung pochen.

Tanger, 28. November 1904

Kühlmann an Bülow

PA Berlin, RZ 201/15570, S. 349–354. Bericht. Behändigte Ausfertigung. Praes.: 14. Dezember 1904.

Nr. A 291. Tanger, 8. Dezember 1904

Von allen Diensten, welche der frühere General-Gouverneur von Algerien, Mr. Revoil, seinem Vaterlande geleistet hat, war wohl der nützlichste der, daß er für Frankreichs marokkanische Politik das Wort von der „pénétration pacifique“ erfand. Dieses Wort, unter dem man sich vieles denken kann, hat es Herrn Delcassé ermöglicht, von einer antimilitaristischen und friedensschwärmenden Kammermehrheit freudige Zustimmung zu seinen marokkanischen Plänen zu gewinnen. Für den, der näher zusieht, hat schon der bisherige Verlauf der Dinge ergeben, daß das Schlagwort nicht eine, sondern zwei sich diametral entgegenstehende politische Richtungslinien decken konnte. Von den heftigen Konflikten dieser zwei Politiken ist verhältnismäßig wenig an die Oeffentlichkeit gedrungen. Erst seit in der Affaire der Besetzung von Ras el-Ain die Gegensätze zwischen der hiesigen Gesandtschaft und dem Ministerium des Auswärtigen einerseits, der Subdivision von Ain Sefra und dem Ministerium des Inneren andererseits sich zu einem akuten Streit zugespitzt hatten, ist auch das größere Publikum auf diese Unterströmungen aufmerksam geworden. Insbesondere in der Rede des Abgeordneten

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Etienne[1] bei der Diskussion des franco-englischen Abkommens klingt der Gegensatz überall durch.

Das Programm Delcassés und Mr. St. René Taillandiers läßt sich, abstrakt gesprochen, ungefähr wie folgt definieren: Marokko ist nicht, wie die Gegenpartei behauptet, ein geographischer Begriff. Sultan und Machsen haben in den als Blad es-Machsen bezeichneten Landesteilen tatsächlichen, im Blad Es-Siba wenigstens religiösen und moralischen Einfluß. Die Aufgabe der französischen Politik ist, das scherifische Reich von Innen heraus zu stärken; die Autorität von Sultan und Regierung, soweit als tunlich, über das ganze Land auszubreiten und zu befestigen; die Integrität des Reiches zu wahren, auch gegenüber militärischen Uebergriffen algerischer Grenzkommandos; durch eine lang fortgesetzte Politik absoluter Loyalität, den Sultan zu überzeugen, daß Frankreich wirklich nur das Wohl und die Reorganisation Marokkos von Innen heraus erstrebe, und ihn so zu bewegen, ohne Mißtrauen die Kooperation der französischen Republik bei diesem Werk anzunehmen.

Der Vertreter dieser Politik, Mr. St. René-Taillandier, ist ein ehrlicher überzeugter Doktrinär und deshalb geeignet, eine solche etwas abstrakte Konstruktion mit unerbittlichem Ernst durchzuführen. An sich hat ein solcher Plan nichts widersinniges; Mächte, welche mit langen Zeiträumen rechnen, wie Rußland und die Kurie, könnten so etwas mit einigem Erfolge unternehmen. In unserem Fall aber konnten die Aussichten nicht rosig sein, mit einer nervösen auf rasche Erfolge erpichten Kammer, einer sensationslüsternen Presse und dem einflußreichsten Deputierten, Mr. Etienne, im gegnerischen Lager. So glaube ich denn auch feststellen zu können, daß der französische Gesandte trotz des bei den letzten Pariser Konferenzen über General Lyautey[2] davongetragenen Sieges kaum mehr auf Ausführung seines Programmes hofft. Ein wichtiges Indizium war mir, daß er gesprächsweise zugab, die Politik der Errichtung einer Zollgrenze zwischen Marokko und Algerien, welche noch in dem Abkommen von 1903 klar zum Ausdruck kam, praktisch aufgegeben zu haben. Auch kommt in seinen Gesprächen das Wort „ernste Drohung und Appell an die Gewalt“ neuerdings recht häufig vor.

Das was man als die algerische Politik bezeichnen kann, dürfte ungefähr wie folgt zu definieren sein: Der Sultan hat im Regierungsgebiet wenig zu sagen, im „Land der Räuber“ gar nichts; höchstens ist er als einflußreiches religiöses Oberhaupt beachtenswert. Statt dem Fantome nachzujagen, sein Vertrauen zu gewinnen und seine Autorität auch in Gegenden herzustellen, wo sie nie existiert hat, wäre es klüger, von dem künstlichen Begriff „Marokko“ ganz zu abstrahieren, im Blad Es-Siba durch französische Truppen Ordnung schaffen zu lassen, einen Stamm nach dem anderen zu pazifizieren und so allmälig

[1] Eugène Étienne (1844–1921), mehrfach Minister, Innenminister 1905, Kriegsminister 1905–1906. – Das im folgenden genannte Abkommen ist das englisch-französische Kolonialabkommen vom 8. April 1904 über Ägypten und Marokko („Entente cordiale“).

[2] Herbert Lyautey (1854–1934), Brigadegeneral (1921 Marschall von Frankreich); Truppenbefehlshaber in Marokko seit 1903; Militärgouverneur dort Mai 1907 – 1912; Generalresident von Marokko 1912–1925.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Marokko von den Grenzen her aufzusaugen. Diese Richtung weist mit Schadenfreude auf die geringen praktischen Erfolge hin, welche das System der Gesandtschaft bisher gezeitigt hat, und benutzt jede Räuberei im Grenzgebiet zu lärmender Agitation.

Es mußte auffallen, wie dürftig das Material ist, welches bisher über den sachlichen Inhalt der „Pénétration pacifique" veröffentlicht wurde. Der „Matin" brachte vor einiger Zeit eine offiziöse Auslassung, in welcher Föderation der marokkanischen Stämme unter Oberherrschaft des Sultans, Errichtung von Schulen und Krankenhäusern und Mehreres dergleichen als amtliches Programm verkündet wurde. Im „Temps" vom 2. Dezember tritt Georges Villiers[3], wie mir versichert wird, unter Benützung amtlichen Materials, besonders gesandtschaftlicher Berichte, diesem angeblich ganz verfrühten Aktions-Programm entgegen und empfiehlt eigentlich nur eine Reorganisation der Polizeitruppen in den wichtigsten Städten. Das würde ungefähr mit dem übereinstimmen, was mir Mr. St. René Taillandier über seine Pläne sagte, und mit einer mir berichteten Aeußerung von ihm: „Nous étonnerons le monde par notre modération."

Analysiert man den Gedanken der friedlichen Durchdringung, so stößt man sofort auf einen inneren Widerspruch. Die Autorität des Sultans bei seinen fanatischen Untertanen ist erschüttert worden, weil man ihn von Europäern, Ungläubigen, umgeben sah und beeinflußt glaubte. Nun soll durch Vermehrung der Europäer, Eindringen derselben in alle Zweige der Staatsverwaltung, die Autorität des Sultans gestärkt werden.

Die Idee selbst, durch materielle Wohltaten, Schulen, Hospitäler, Erleichterungen für den Handel bei den Arabern „moralische Eroberungen" zu machen, ist eine Utopie. Wir brauchen, um uns davon zu überzeugen, nur auf das benachbarte Algerien zu blicken, wo Frankreich seit drei Menschenaltern Gelegenheit gehabt hat, diese T[h]eorien praktisch zu erproben.

Der ausgezeichnete Beobachter E. Fromentin[4] schreibt 1852, mehr als 20 Jahre nach der Eroberung (Une année dans le Sahel): „Ce que ces proscrits volontaires détestent en nous, car ils nous détestent, ce n'est donc pas notre administration, plus équitable que celle des Turcs, notre justice moins vénale, notre religion tolérant envers la leur; ce n'est pas notre industrie, dont ils pourraient profiter, notre commerce, qui leur offre des moyens d'échange; ce n'est pas non plus l'autorité, car ils ont la longue habitude de la soumission. Ce qu'ils détestent, c'est notre voisinage, c'est-à-dire nous-mêmes; ce sont nos allures, nos coutumes, notre caractère, notre génie. Ils [nous] redoutent jusqu'à nos bienfaits."

[3] Nicht identifiziert.

[4] Eugène Fromentin (1820–1876), französischer Maler und Schriftsteller. – Zum folgenden „nach der Eroberung": nach der Eroberung Algeriens durch die Franzosen 1830 (das bis dahin zum Osmanischen Reich gehörte).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Der Deputierte Le Grand[5] sagt in seinem demnächst der Kammer vorzulegenden Bericht über das algerische Budget für 1905: „Ce sur quoi tous ceux qui ont vécu en Algérie tombent d'accord, c'est que l'assimilation directe apparaît comme absolument impossible. Rêver d'attirer les indigènes, même avec le temps, nos mœurs, nos traditions, nos manières de concevoir les droits et les obligations des citoyens, n'est … qu'un rêve."

In Tunesien ist nach dem offiziellen Budgetbericht die Zahl der Eingeborenen, die französische Schulen besuchen, im Schwinden begriffen. Bei einer Bevölkerung von ca. 2 ½ Millionen waren es noch 3.786 Schüler im Jahre 1899, 1903 ist ihre Zahl auf 2.927 zurückgegangen. Die Zahl der mohammedanischen Schülerinnen in ganz Tunesien betrug 31.

Nach dem Gesagten kann es nicht Wunder nehmen, daß intelligente Franzosen, die das Land kennen, nicht an die Pénétration pacifique glauben. Mr. Descos[6], früher französischer Geschäftsträger hier und Verfasser des Standardwerkes „Le Maroc d'aujourd'hui" sagte mir schon im Mai bei einer vertraulichen Konversation: „La pénétration pacifique est une vaste blague pour les gogos socialistes du parlement. Revoil lui-même, qui l'a inventée n'y croyait pas." Auch der französische Gesandte scheint, wie ich oben ausführte, in seinem Vertrauen auf die Durchführbarkeit des Planes erschüttert. Er spricht, wenn das Gespräch darauf kommt, das Wort schnell und leise aus, als hätte er das Bedürfnis, schnell über etwas hinwegzukommen, dessen man sich ein wenig schämt. Die Ansicht aller Franzosen, die ich hier sehe, läßt sich in einem Scherze meines russischen Kollegen[7] bündig zusammenfassen: „Bientôt la pénétration pacifique sera morte, alors vive la pacification pénétrante."

*Kühlmann an Bülow

GP XX,1 S. 249–251. Bericht. – Vgl. auch ebenda S. 255–256, 261–262; XX,2 S. 293 Anm., 296, 306.

Marokko fühlt sich derzeit noch stark genug, gegen französische Aspirationen vorzugehen. Die meisten ausländischen Vertreter unterstützen es dabei. Von Deutschland erwartet es „moralische Anlehnung".

Tanger, 31. Januar 1905

[5] Jules Legrand (1857–1928), Mitglied der französischen Deputiertenkammer (Progressiste) 1896–1910.

[6] Léon-Eugène-Aubin Coullard Descos (1863–1931), französischer Geschäftsträger (1904 Gesandter) in Tanger 1902–1904.

[7] Basil Romanovič Bacheracht (1851–1916), russischer Gesandter in Tanger 1898–1906.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Aufzeichnung Kühlmanns

PA Berlin, RZ 201/15609, S. 16–43. Behändigte Ausfertigung. Praes.: 10. August 1905 pm.

Berlin, 10. August 1905

Die Frage nach dem Orte, an welchem die Marokkokonferenz[8] stattfinden soll, ist zur Zeit noch offen. Man hat zwar von französischer Seite niemals klar gesagt, man werde nicht nach Tanger gehen, jedoch haben französische Preßäußerungen und private Mitteilungen deutlich erkennen lassen, daß der französischen Diplomatie jeder andere Ort für die Konferenz lieber wäre als die diplomatische Hauptstadt Marokkos. Sachliche Gründe sind hierbei so gut wie garnicht vorgebracht worden, das Klima, welches als Hinderungsgrund angeführt wurde, ist von der zweiten Hälfte September ab durchaus angenehm, und auch die Sicherheit Tangers läßt nichts zu wünschen übrig; wohnen doch dort außer den Diplomaten jahraus jahrein zahlreiche Europäer mit Frauen und Kindern, ohne der geringsten Belästigung ausgesetzt zu sein. Die Gründe, welche für die Wahl Tangers sprechen, sind so zahlreich und gewichtig, daß nur die allerbedeutendsten aufgeführt werden können. Vor allem hat der Sultan zur Konferenz nach Tanger eingeladen; es entspricht dem diplomatischen Brauche, daß bei der einladenden Macht die Versammlung stattfindet. Tanger ist ferner der einzige Ort, an welchem die nötige Anzahl an Sachverständigen, Konsuln und landeskundigen Dolmetscher[n] zu finden sind, der einzige Ort endlich, an welchem Gesandtschafts-Archive und Bibliotheken das Material zur Lösung der Detailfragen bieten, welche auf der Konferenz in großer Zahl auftauchen müssen. Der zwingendste Grund für die endgültige Wahl Tangers liegt in der augenblicklichen Stimmung der Marokkaner. Es besteht zweifellos in Fez ein gewisses Mißtrauen gegen die europäische Politik überhaupt, und diese Erscheinung ist durchaus erklärlich. Hatte schon Abdurachman[9], der große Emir von Afghanistan, gesagt, die Engländer seien weiße, die Russen schwarze Hunde, trauen könne man keinem, und gegen die Rechtgläubigen würden die Christen immer zusammenstehen, so läßt sich leicht begreifen, wie viel zugänglicher Marokko solchen Erwägungen sein muß, nachdem es sich von England, dem langjährigen Freunde, in schamloser Weise an Frankreich verkauft sah. Es hat deshalb durchaus nicht an Politikern gefehlt, welche am Scherifischen Hofe der deutschen Politik vorwarfen, sie suche Marokko in einen akuten Konflikt mit Frankreich zu treiben, um es dann um so teurer verkaufen zu können. Der deutsch-französische Notenaustausch vom 8. Juli traf gutem Vernehmen nach den Hof in Fez unvorbereitet und mag die Angst vor einer deutsch-französischen Verständigung auf Kosten Marokkos aufs neue verstärkt haben. Die Verlegung des Konferenzortes nach einer christlichen

[8] Zur Beilegung der (Ersten) Marokkokrise, die schließlich auf der Konferenz von Algeciras 1906 erreicht wurde.

[9] Abdur Rahman Khan (1844–1901), Emir von Afghanistan 1880–1901.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Hauptstadt würde als klares Anzeichen eines Wechsels in der deutschen Politik aufgefaßt werden. Der Sultan geriete vollständig in die Gewalt der prinzipiell fremden-feindlichen Partei, deren trübe Prophezeiungen so glänzend erfüllt scheinen würden; das Zustandekommen und der Erfolg der Konferenz wären auf das äußerste gefährdet.

Und doch ist es dringend wünschenswert, daß die Konferenz sich vereinige und das provisorische Notdach der Reformen zu Stande bringe. Selbst abgesehen von den Erfordernissen der marokkanischen Politik, scheint dies angesichts der Lage in Europa geboten.

Durch die Marokkokrisis ist die Frage sowohl unserer Beziehungen zu Frankreich als zu England akut geworden.

Was den unbeteiligten Beobachter am meisten frappieren mußte und merkwürdigerweise sogar von der englischen Presse (Pariser Korrespondent des Standard) hervorgehoben wurde, war das Fehlen jeder Animosität in Frankreich. Bis in die jüngste Zeit hatte die doch sehr radikale Operation keinerlei entzündliche Begleiterscheinungen hervorgerufen. Dies äußerte sich nicht nur in der Presse, sondern auch im Privat-Verkehr war es gelungen, mit französischen Diplomaten, Marine- und anderen Offizieren völlig ungetrübte freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten. Die eigentliche Marokkopolitik ist im französischen Volke nie so populär gewesen, daß sie eine ernste Belastungsprobe vertragen konnte. Dies hätte Delcassé, wenn er der Staatsmann war, als welchen ihn seine Freunde schilderten, in der Krisis erkennen müssen, welche um Weihnachten 1904 durch die Entlassung der fremden Militärmissionen in Fez eingetreten war. Damals schon wollte der Minister zu Gewaltmaßregeln greifen, die öffentliche Meinung zeigte sich aber jedem Abenteuer so abgeneigt, daß nur eine ganz plötzliche Schwenkung Delcassé vor völliger Isolierung retten konnte. Als er wenige Monate später Hand in Hand mit England Deutschland zurufen wollte, es möge kommen, wenn es den Mut dazu habe, fand er nicht einen Ministerkollegen, nicht ein Blatt, um für diese Politik einzutreten, und er fiel ruhmlos und gänzlich vereinsamt[10].

Zwei Tatsachen hat wohl diese letzte Krisis mit voller Klarheit dargetan: Frankreich wird ohne zwingende Notwendigkeit nicht gegen uns fechten, es sei denn mit einer starken kontinentalen Koalition. Zweitens: ein kontinentaler Gegner Deutschlands kann auf kriegerische Mitwirkung der englischen Flotte rechnen.

Die erste der angeführten Tatsachen könnte bisher als starke Wahrscheinlichkeit in die politische Rechnung eingesetzt werden, die Ereignisse haben sie jetzt zum Bewußtsein der breitesten Volksschichten gebracht. Deswegen ist auch dafür zu halten, daß trotz lärmender Verbrüderungsfeste, trotz des heißen Bemühens einflußreicher englischer Kreise und französischer Anglomanen wie der Londoner Cambon, die Entente in ihrem innersten Lebensnerv bereits tötlich [!] getroffen ist. Auch solche Gebilde der Völker-Psychologie sind in einer ständigen und notwendigen organischen Entwicklung begriffen. Zeigt

[10] Delcassé war am 6. Juni 1905 zurückgetreten.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sich wie in diesem Falle, daß die Entwicklung zur höheren Form durch die Umstände und permanenten großen Interessen unmöglich ist, so tritt Stagnation und endlich Auflösung ein. Die Geschichte der französisch-italienischen Beziehungen unter dem Regime Barrère's[11] mag als Illustration des Gesagten dienen.

In Frankreich sind es zwei Ideen, welche augenblicklich einem vertrauensvollen Verhältnis zu Deutschland im Wege stehen:

Die eine ist die, es möchte etwa nach Analogie von 1875[12] eine Militärpartei die augenblickliche Schwäche Frankreichs zur Führung eines Präventivkrieges benutzen, um so Frankreich endgültig zu vernichten, oder aber seine auswärtige Politik in ein schimpfliches Vasallenverhältnis zwingen. Es scheint nicht ausgeschlossen, daß Äußerungen deutscher Militärkreise im Zusammenhalt [sic] mit überschätzten Preßleistungen auch in maßgebenden französischen Kräften die Idee hervorgerufen haben, die deutsche Politik halte die Marokkofrage absichtlich offen, um jeder Zeit einen Kriegsvorwand zur Hand zu haben. Natürlich müssen solche Vorstellungen englischen Einflüsterungen einen günstigen Boden bieten. Die traditionelle Friedenspolitik Deutschlands, der Charakter unseres erhabenen Herrschers, die Bürgschaften, welche in der Person seiner ersten Ratgeber liegen, eine nach Möglichkeit large Behandlung des marokkanischen Problems in Einzelheiten werden wohl diese Gespenster verscheuchen.

Ein anderer Gedanke, welcher in Frankreich Wurzel gefaßt hat, ist der, ein Zusammenstoß Englands mit Deutschland stehe unmittelbar und naturnotwendig bevor. Deutschland werde in einem solchen Falle Frankreich nicht gestatten, neutral zu bleiben, vielmehr es zur Option und aktiven Teilnahme am Krieg zwingen, um seinerseits, eine glückliche Kriegführung zu Lande vorausgesetzt, in Frankreich sich die Kompensation zu holen für Verluste zur See durch Englands Übermacht.

Der Gedanke mag vielleicht prima facie etwas Verlockendes haben, andererseits mag er bei näherer Betrachtung verlieren. An sich müßte es doch als ein großer Gewinn für unsere auswärtige Politik erscheinen, daß nicht mehr ohne weiteres und naturnotwendig bei jedem fremden Angriff auf Deutschland die Flinten an den Vogesen von selbst losgehen. Dann muß man sich auch fragen, welches wäre denn die Spolie, welche unsere siegreiche Landarmee aus Frankreich heimbringen könnte. Eine weitere Erwerbung französischen Territoriums würde eher eine Schwächung als eine Stärkung Deutschlands bedeuten. Den Erwerb französischer Kolonien verlegte das zur See allmächtige Albion. So bliebe höchstens der Gewinn einer hohen Kriegsentschädigung, ein Gewinn wohl kaum im Verhältnis zu dem ungeheuren Einsatz.

Nicht auf der Straße nach Paris liegen die permanenten Sicherungen des deutschen Handels und der deutschen Küsten gegen einen englischen Angriff, sie liegen an den Bergen Afghanistans.

---

[11] Camille Barrère (1851–1940), französischer Gesandter in Rom 1897–1924.

[12] Während der „Krieg-in-Sicht-Krise" (deutsch-französischen Krise).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Trotz der Haltung der englischen Presse, trotz der vielbesprochenen Äußerungen mehr oder minder hervorragender Engländer kann ich nicht an einen kaltblütig vorbereiteten Angriff Englands auf Deutschland glauben. Daß ein Zwischenfall wie der bei Doggerbank bei dem gereizten Zustande von Presse und Publikum friedlich beigelegt werden könnte, wird sich schon mit weniger Sicherheit behaupten lassen, daß endlich England, einer starken Kontinentalmacht sich zum Angriff auf Deutschland zu verbünden bereit wäre, ist doch durch die Ereignisse der letzten Monate mehr als wahrscheinlich geworden. Resümierend: ein englischer Angriff ist nicht wahrscheinlich, aber möglich, und England ist zur Stunde die einzige Macht der Welt, welche uns durch einen Stoß ins Herz treffen könnte. Mögen immerhin die Wohlmeinenden beider Völker an Ausgleich und Versöhnung arbeiten und möchten ihre Bemühungen von Erfolg begleitet sein. So wie jetzt die Sachen liegen, wird wohl einem Teil der englischen Presse und des englischen Publikums gegenüber die Devise lauten müssen: oderint dum metuant[13].

Eine planmäßige und ständige Vergrößerung unserer Flotte ist natürlich die nächstliegende Maßregel gegen eventuelle Angriffsgelüste. Jeder Panzer vermindert die Versuchung, nach dem Gute des Nächsten zu trachten. Die eigentliche Achillesferse Englands aber, der einzige Punkt, wo es zu Land im hohen Grade verwundbar ist, liegt an seiner indischen Grenze. Das Problem hat sich fast in gleicher Form dem ersten Napoleon aufgedrängt, und er ist zur selben Lösung gelangt. Englands Übergewicht zur See kann nur durch die Möglichkeit ausgeglichen werden, ihm zu Lande den Druck einer überlegenen Armee fühlen zu lassen. Die Pläne für ein franco-russisches Zusammenwirken existieren noch, die Arbeiten der französischen Generalstabsoffiziere, welche zur Erkundung der Weg- und Verpflegungsverhältnisse Nord-Persien bis über Neschd hinaus aufnehmen. Damals war der Plan eine gigantische Utopie, heute, wo wir gesehen haben, wie Rußland über fast 10.000 km eingleisiger Bahn hinweg eine Armee von einer halben Million aufstellt und mit dem nötigen Nachschub versieht, erscheint das Problem militärisch durchaus nicht schwierig, besonders wenn man erwägt, daß Kitchener als ideales Maximum für die indische Armee 8 Divisionen bezeichnet und daß die großenteils aus Eingeborenen gebildeten Truppen selbst nach dem Urteil englischer Offiziere einem europäischen Gegner nicht mit Erfolg gegenübertreten könnten.

Nicht weniger als 3 Linien könnten zur Konzentration im Murghab-Thale nördlich von Herat verwendet werden. Die direkte Krasnowodsk – Merw – Kuschk, deren Zufuhrlinien wiederum die südrussischen Linien und vor allem die Wolga bilden würden, die Linie Samara – Orenburg – Taschkent – Kuschk, endlich als zukünftige Hilfslinie der von Napoleon vorgesehene Weg über Tabris – Teheran – Meshed – Kuschk. Bis kurz vor Tabris geht die russische Bahn Tiflis – Eriwan – Dschulfa.

Von Tabris nach Teheran ist der russisch-persischen Bank vor geraumer Zeit die Konzession zu einem Straßenbau erteilt worden. Die Straße sollte so

[13] „Mögen sie [mich] hassen, wie sie [mich] fürchten."

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gebaut werden, daß eine Feldbahn sofort verlegt werden könnte. Wie weit der Bau zur Zeit fortgeschritten ist, ist nicht bekannt. Das Stück von Teheran nach Mesched bildet keinerlei Geländeschwierigkeiten. Ein von Aschabad gegen Mesched vorstoßender Nebenstrang der Transkaspischen Bahn würde hier die Operationen sehr erleichtern.

Nach dem Gesagten erscheint z. Zt. als bestes Sicherungsmittel gegen eventuelle englische Angriffsgelüste zur See neben dem Ausbau der Flotte der Abschluß eines Defensiv-Bündnisses mit Rußland und einer Militär-Konvention, welche eine gemeinsame Aktion gegen die indische Nordgrenze zum Gegenstand hätte. Sollte dies nicht erreichbar sein, die Erlangung einer Etappen-Konvention, welche es Deutschland ermöglichte, mit Hilfe der russischen Bahnen bedrohlich in Zentralasien aufzutreten. Hat erst England die Gewißheit, daß ein Krieg mit Deutschland nicht nur den Seekrieg, sondern auch eventuell einen Existenzkampf zu Lande an der indischen Grenze entfesselt, so wird die Versuchung zu einem Angriff verschwunden sein.

Sollte eine Politik im vorstehenden Sinne realisiert werden, so würden sich als wünschenswerte Nebenmaßregeln ergeben, deutsche Darlehen an Rußland mit dem bestimmten Zwecke, die Linie Orenburg – Taschkent zweigleisig auszubauen oder, wie dies bei der sibirischen Bahn geschehen ist, mit genügenden Ausweichstellen zu versehen. Zweigleisiger Ausbau der Linie Krasnowodsk – Kuschk, Förderung der russischen Politik in Nord-Persien, insbesondere des Ausbaus der strategischen Straße Tabris, Teheran, Mesched.

Gelänge es auf diese Weise, die Garantien gegen einen englischen Angriff auf Deutschland zu vermehren, so würde ein großer Teil der Nervosität, welche die heutige Politik charakterisiert, dauernd verschwinden, ein engeres Verhältnis zu Rußland nicht nur unsere Beziehungen zu Frankreich aus der oben geschilderten anormalen Lage lösen, sondern auch die Hoffnung einer späteren dauernden Besserung unseres Verhältnisses zu England Raum geben.

*Aufzeichnung Kühlmanns

Willequet, Le Congo Belge S. 430–432.

Von französischer Seite kommen Vorschläge für eine gütliche deutsch-französische Abmachung vor der Konferenz von Algeciras über Marokko: Deutschland solle freie wirtschaftliche Betätigung und Kapitalzugang in Marokko erhalten; es solle in Afrika territoriale Kompensationen (Französisch-Kongo) bekommen.

[o. O.] 30. November 1905

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Aufzeichnung Kühlmanns

PA Berlin, RZ 201/15771, S. 142–150. Revidierte Ausfertigung. Ohne Praesentatum. – Dazu S. 141 Vermerk von der Hand Krieges: „Der anl[iegende] Aufsatz ist mir von Hrn. v. Kühlmann übersandt worden. Der Verfasser plädirt für eine spätere deutsch-französische Verständigung zum Schutz der wirtschaftlichen Interessen in Marokko, da das Interesse Frankreichs an der politischen Beherrschung Marokkos ein vitales sei. Für die konkrete Marokko-Konferenz ist aus dem Aufsatz wenig zu entnehmen. Kr[iege] 21/12."

München, 18. Dezember 1905

Eben jetzt, da die bevorstehende Konferenz in Algesiras, die Verhandlungen des deutschen Reichstages und das Erscheinen des französischen Gelbbuchs[14] die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf die marokkanische Frage koncentrieren, lohnt es, diese Frage insbesondere in ihrer Bedeutung für Deutschland wieder einmal im Zusammenhang zu überblicken.

Die marokkanische Frage gliedert sich in die marokkanische Frage als solche, d. h. in die Frage, wer am Hofe in Fez den vorwiegenden politischen Einfluß haben soll, und in die Frage der Beherrschung des Südrandes der Meerenge von Gibraltar.

Die zweite, um diese voranzustellen, wurde bisher immer als das eigentlich internationale Problem der Marokko-Frage angesehen. Hauptinteressent ist hier England, welches nach seiner feststehenden, seit Nelson[15] festgehaltenen Politik keinen mächtigen Nachbarn von Gibraltar dulden wird. Deutschlands Interesse an dieser Frage ist geringer, da wir bisher eine strategische Position im Mittelmeer nicht besitzen, da ferner für den Fall eines bewaffneten Konfliktes mit den Westmächten Gibraltar allein und die dort stationierte Flotte den Seeweg nach Ostasien durch das Mittelmeer völlig sperrt, da endlich für die Schifffahrt die Stellung Malta – Bizerta ebenso hinderlich sein würde als die Position Tanger – Gibraltar. England hat nach dem, was sowohl aus französischen als auch spanischen Quellen über den spanisch-französischen Vertrag[16] bekannt geworden ist, die Freiheit des südlichen Meerengenrandes dadurch gesichert, daß ganz Nordmarokko der spanischen Interessensphäre zugewiesen, also praktisch so gut wie neutralisiert wird. Jedenfalls könnten wir die Wacht an der Meerenge getrost den meistbeteiligten Engländern überlassen, die Meerengenfrage bildet also für uns keinen zwingenden Grund gegen eine französische Präponderanz im Cherifenreich.

Scheidet die Meerengenfrage aus, so wird die Marokkofrage eine rein afrikanische. In einflußreichen deutschen Kreisen mag lange Zeit der Gedanke an eine Gebietserwerbung in Marokko für nicht aussichtslos gegolten haben. Man

[14] Affaires du Maroc, 1901–1905. Paris 1905.

[15] Horatio Nelson, 1st Viscount Nelson (1758–1805), Admiral.

[16] Spanisch-französischer Geheimvertrag vom 3. Oktober 1905 über Marokko. Text: CTS 199 (1905) S. 137–140.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

dachte hiebei an Südmarokko, etwa von Mogador bis in die Gegend des Wad Nun[17]. So wie die Sachen heute liegen, dürften diese Pläne kaum mehr praktische Bedeutung haben. Ein solches deutsches Gebiet hätte immer den großen Nachteil gehabt, nur eine Enclave im französischen Nordwestafrika zu bilden. Abgesondert von unseren anderen afrikanischen Besitzungen wären die Kosten selbstständiger Verwaltung der Kolonie unverhältnismäßig hoch gewesen, die eigenartigen marokkanischen Verhältnisse hätten die langwierige Heranbildung eines Specialpersonals nötig gemacht.

Scheiden die Gedanken an Gebietserweiterung aus, so bleibt als deutsches tatsächliches Interesse das wirtschaftliche Interesse übrig. Das Cherifenreich ist zweifellos ein reiches Land und wird, wenn erst einmal Eisenbahnen gebaut, die Häfen verbessert und die Sicherheit gewährleistet ist, sicher zu den ertragreichsten afrikanischen Gebieten gehören. Deutschlands Anteil am marokkanischen Gesammthandel ist leider kein sehr bedeutender. Dies ist hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß in den beiden wichtigsten Einfuhrartikeln, Baumwolle und Zucker, die deutsche Industrie sich bisher als nicht konkurrenzfähig erwiesen hat, daß andererseits die Hauptausfuhrgüter landwirtschaftliche Erzeugnisse sind, deren Einfuhr nach Deutschland mit Rücksicht auf den Schutz der heimischen Landwirtschaft nicht zu sehr gefördert werden kann. Es ist aus den angegebenen Gründen nicht anzunehmen, daß der deutsche Handel in Marokko als solcher die Keime zu einer führenden Stellung in sich trägt. Dafür fehlt es auch, wenigstens bis jetzt, sowohl an den Persönlichkeiten als am Kapital. Woran Geld zu verdienen ist, das sind die Lieferungen an die marokkanische Regierung und die öffentlichen Arbeiten, besonders wenn unter europäischem Drucke hierin mehr und rascher gearbeitet wird.

Was unser Handel in Marokko braucht, ist die offene Türe, d. h. die Sicherheit, niemals in Zoll, Transport oder verwandten Angelegenheiten differentiell behandelt zu werden. Ferner, soweit das erreichbar, die Garantie, an allen öffentlichen Arbeiten und Regierungslieferungen mit einem festen Procentsatz beteiligt zu sein. Ersterem Petitum könnte entsprochen werden durch vertragsmäßige Stipulationen, für welche sich Analogien finden. Am vollständigsten wohl durch eine Klausel, nach welcher die Deutschen in wirtschaftlicher Beziehung vollständig und in allen Punkten den Franzosen gleichgestellt sein sollen. Der Anteil deutschen Gewerbefleißes an der künftigen Aufschließung des Cherifenreiches könnte durch einen privatrechtlichen Vertrag der führenden Bankgruppen über diese Beteiligung gesichert werden. Hat doch z. B. bei der Bagdadbahn das Zusammenarbeiten der deutschen und französischen Finanz befriedigende Ergebnisse gezeitigt und bieten die Abmachungen der großen internationalen Kartelle genügend Analogien. Wünschenswert wäre ein Zusammenschluß der deutschen Großinteressenten, um dem Ausland gegenüber korporativ auftreten zu können. Vermöge ihrer gepflegten Beziehungen zur Banque de Paris et des Pays Bas würde sich vielleicht die deutsche Bank

[17] Fluß in Südmarokko.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

zur Führung einer solchen Gruppe eignen. Dieser Frage wird ja schon bei Einrichtung der internationalen Bank durch die Konferenz von Algesiras actuell werden.

Auch in der wirtschaftlichen Frage liegt somit kein Moment, welches nicht durch Abmachungen mit Frankreich sich in befriedigender Weise lösen ließe. Nach meinen Beobachtungen an Ort und Stelle glaube ich, daß auf diesem Wege erheblich größere Vorteile zu erlangen sind, als wenn dem freien Spiel der Kräfte sein Lauf gelassen wird. So lange der Machsen frei die Concessionen vergiebt, möchten wohl aus politischen Gründen die deutschen Chancen gute sein. Gewinnt aber, wie es zu erwarten steht, die Internationale Bank starken Einfluß auf die Vergebung von Arbeiten und Aufträgen, wird insbesondere das Princip der Adjudication[18] durchgeführt, so steht zu befürchten, daß der französische Kapitalreichtum und der Wunsch, um jeden Preis wirtschaftlich in Marokko einzudringen, die Aussichten des deutschen Wettbewerbes so gut wie gänzlich vernichten. Hingegen würde eine deutsch-französische Gruppierung, welche an Ort und Stelle durchaus nicht offen zusammenzuwirken brauchte, jeden anderen Wettbewerb aus dem Felde schlagen können, ohne daß hiebei das juristische Princip der offenen Türe im geringsten verletzt wäre. Auf wirtschaftlichem Gebiete also würde Deutschland durch ein geeignetes Specialabkommen mit Frankreich nur gewinnen können.

Ein vitales deutsches Interesse daran, daß Frankreich nicht den vorwiegenden Einfluß am Sultanshofe erhält, ist wohl nicht vorhanden. Besonders wenn man, wie vorstehend ausgeführt, von der Möglichkeit territorialer Festsetzung absieht und die wirtschaftlichen Interessen in der angegebenen Weise schützt. Es ist kaum zweifelhaft, daß seinerzeit v o r dem englisch-französischen Aprilvertrag oder selbst u n m i t t e l b a r n a c h h e r ein loyales französisches Entgegenkommen Deutschlands Zustimmung zu einer führenden Stellung Frankreichs und [= in] Marokko um verhältnismäßig billigen Preis zu haben gewesen wäre, so wie England seinerseits das Plazet für die auf Aegypten bezüglichen Abmachungen erlangte. Hat auch später die Marokkopolitik eine vorzügliche Handhabe abgegeben, um der törichten Isolierungspolitik Delcas[s]é's das verdiente Ende zu bereiten, so ist doch durch diese Action kein neues vitales Interesse Deutschlands an Marokko geschaffen worden. Die Intervention der Allerhöchsten Person[19], welche die Delcas[s]é'sche Politik notwendig gemacht hatte, gab dem Sultan ein gewisses Anrecht, auf moralische Unterstützung seitens der deutschen Politik zu rechnen. Diese ist ihm durch den mühevollen Kampf um die Konferenz in Algesiras, auf welcher seine Souveränität und die Integrität seines Landes zu Principien des europäischen Völkerrechtes gestempelt werden, in reichlichem Masse zu teil geworden. Ebenso soll ihm unter internationalem Beistande eine Frist gewährt werden, innerhalb welcher er beweisen kann, ob er im Stande ist, die heillosen Zustände des Landes zu verbessern und für Ruhe und Sicherheit zu sorgen.

[18] Der schiedsrichterlichen Zuerkennung.

[19] Durch die Landung Kaiser Wilhelms II. in Tanger.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Gelingt ihm das nicht (und es steht nach den bisherigen Erfahrungen zu befürchten, daß es nicht der Fall sein wird), versucht insbesondere, wie es nach glaubwürdigen Berichten der Fall zu sein scheint, die Hofpartei in Fez schon jetzt wieder mit den Franzosen zu kokettieren, so liegt nach einer Reihe von Jahren doch wohl kein Grund mehr vor, das ganze Schwergewicht des deutschen Einflusses dafür in die Wagschale zu werfen, daß der marokkanische Hof unkontrolliert seine Mißwirtschaft fortsetzen kann. So dringend es im Interesse der Weltstellung Deutschlands notwendig war, der englisch-französischen Politik, wie sie sich in der Behandlung des Vertrages vom 8. April[20] aussprach, mit größter Energie entgegenzutreten, so wenig liegt ein permanentes deutsches Interesse vor, die Marokkofrage in ihrem gegenwärtigen Stadium dauernd offen zu halten. Darüber kann kein Zweifel sein, daß die Reihe von Verträgen, welche Frankreich mit Italien, England und Spanien abgeschlossen hat, doch die Lage in Bezug auf Marokko von Grund auf verändert hat. Außer Deutschland ist jetzt keine Macht bereit, gegen die französische Vorherrschaft erhebliches politisches Schwergewicht in die Wagschale zu werfen. Österreich hat wirtschaftliche Interessen im Cherifenreiche, andererseits aber auch zu viel andere Sorgen, um mehr als eine allgemeine Versicherung der offenen Türe zu verlangen. Hat es in der Marokkofrage eine activere Haltung eingenommen, so geschah dies wohl hauptsächlich aus Gefälligkeit gegen Deutschland; ähnlich ist die Lage bei Italien, bei welchem das Bedürfnis, keine Reibungen mit Frankreich zu haben, wohl noch erheblich ausgeprägter ist als am Ballhausplatz. In beiden Kabinetten würde das Verschwinden der acuten Marokkofrage mit Erleichterung begrüßt werden. Die Vereinigten Staaten werden sich jedenfalls auch mit der Erklärung der offenen Türe begnügen. Die Haltung ihres Vertreters in Tanger[21] wenigstens berechtigt zu diesem Schlusse. Sämmtliche genannten Staaten, welche uns in der Campagne Unterstützung gewährt haben, taten dies, von Amerika abgesehen, aus Gründen allgemeiner Politik und würden eine Beilegung nicht nur nicht übelnehmen, sondern im Gegenteil gerne sehen.

Die französische Politik hat sich seit einer Reihe von Jahren vollständig auf Marokko concentriert, für Frankreich mit seinem nordafrikanischen Besitz ist die Frage der Zukunft Marokkos eine vitale. Es ist deswegen vorauszusehen, daß jedes französische Kabinet auch in Zukunft auf geraden oder krummen Wegen versuchen wird, seinem Ziele näherzukommen; das einzige Hindernis bildet Deutschland. Es wird deshalb die marokkanische Frage einen Zustand der Spannung zwischen beiden Ländern dauernd herbeiführen, welcher ebenso unerwünscht als auf die Dauer gefährlich ist, da zu befürchten steht, daß im Verlauf der Diskussion nicht mehr die kühl abgewogenen realen Interessen, sondern Fragen des Prestiges und der nationalen Eitelkeit in den Vordergrund treten. Der Gewinnende bei diesem Zustand ist nur England. In Frankreich hat von je eine starke Partei bestanden, welche auch in den Blüten-

[20] Dem englisch-französischen Kolonialabkommen über Ägypten („Entente coloniale“).

[21] Gummere (oben Anm. 179).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

tagen der Entente Cordiale dem Nachbarn über dem Kanale mit Mißtrauen gegenüber stand. Und auch jetzt will die französische Politik nichts von einem engen Anschluß an England wissen, möchte vielmehr zu einer Verständigung mit Deutschland gelangen, um nicht durch die Macht der Tatsachen an die Seite Englands getrieben zu werden. Das militärische Selbstvertrauen der Franzosen ist nicht groß. Sie halten ihre Aussichten in einem deutsch-französischen Kriege für schlecht, werden deshalb, sobald sie die Ueberzeugung gewinnen, daß Deutschland entschlossen ist, evtl. Krieg zu führen, zu einem defensiven Bündnis mit England bewogen werden. An einen Angriffskrieg gegen Deutschland denkt in Frankreich kein maßgebender Politiker und in England ebensowenig. Trotz aller Unruhen liegt der Schlüssel der politischen Situation noch immer in Rußland, eine Tatsache, welche auch von dem englischen Kabinett so klar erkannt wird, daß die ganze Politik Englands als Hauptziel Verbesserung ihrer Beziehungen zu Rußland in's Auge faßt. In allerneuester Zeit scheint, wie ich höre, für diese Bestrebungen auch der französische Einfluß in Petersburg wieder zur Verfügung gestellt worden zu sein. Käme mangels fester deutscher Abmachungen mit dem Zarenreiche diese Kombination zu Stande, so würde unsere Lage keine beneidenswerte sein, eine wie viel bessere hingegen, wenn bei Wegfallen französischen Widerstandes in Petersburg eine deutsch-russische Verständigung schwarz auf weiß und ein beruhigtes Frankreich dem deutschen Reiche Ellenbogenfreiheit ließen. Damit wäre England wieder einmal für absehbare Zeiten isoliert. Allein die Tatsache des Abschlusses einer vertraulichen deutsch-französischen Konvention würde der englisch-französischen Entente, so wie sie von den Machern gedacht war, den Todesstoß versetzen. Geht Frankreich an die mehr oder minder friedliche Eroberung Marokko's heran, so ist es für die nächsten 10 Jahre reichlich genug beschäftigt, um in Europa zu einer vorsichtigen und friedliebenden Politik gezwungen zu sein. Hiebei darf nicht vergessen werden, daß innerhalb dieser 10 Jahre die Bevölkerungszahlen sich so viel weiter zu unseren Gunsten verschieben, daß dies allein den Resultaten eines gewonnenen Feldzuges gleicht. Weiter wird auch eine active französische Marokkopolitik sehr bald zu Interessengegensätzen mit Spanien und wahrscheinlich auch mit England führen. Besonders das letztere würde durch das Bekanntwerden eines deutsch-französischen Accords beschleunigt.

In Europa liegen z. Z. manche Momente vor, man denke nur an die Zustände in der Donaumonarchie und an die ansteckende Kraft der revolutionären Bewegungen in Rußland, welche dazu mahnen müssen, das politische Konto liquide zu stellen und nicht einen Teil des politischen Kapitals in wenig gewinnversprechenden Unternehmen anzulegen. Als solches muß das marokkanische Unternehmen erscheinen, wenn man auch noch so optimistisch über die wirtschaftliche Zukunft des Landes und über den deutschen Anteil hieran urteilt.

Sind erst durch die Konferenz in Algesiras die Souveränität des Sultans, die Integrität Marokko's und die offene Tür daselbst zu Principien des europäischen Rechtes gemacht, so hat Deutschland seine moralischen Verpflich-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

tungen sowohl gegen den Sultan wie gegen seine europäischen Freunde erfüllt. Sowohl die politischen als die wirtschaftlichen Interessen lassen es wünschenswert erscheinen, dann die marokkanische Frage durch ein Specialabkommen mit Frankreich, welchem in großen Zügen die jüngst gemachten offiziösen Vorschläge zu Grunde gelegt werden könnten, endgiltig abzuschließen.

*Aufzeichnung Kühlmanns

GP XXVIII S. 219–220. Bericht.

Gespräch mit dem Privatsekretär Greys, Tyrrell: Dieser begrüßt den Kanzlerwechsel von Bülow zu Bethmann Hollweg; die Hauptfrage in den deutsch-englischen Beziehungen sei die Flottenfrage.

London, 14. August 1909

*Aufzeichnung Kühlmanns

GP XXVII,2 S. 634–635. – Vgl. auch ebenda S. 638–639, 785 Anm. **.

Gespräch mit Außenminister Grey: Die deutsch-englische Flottenfrage stagniere. Er bedauert, daß auch die Bagdadbahnfrage ruhe; die persische Angelegenheit solle aber weiterbehandelt werden.

London, 31. März 1910

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXII S. 139–140. Bericht. – Vgl. auch ebenda S. 227–228, 285–286.

Gespräch mit einem japanischen Publizisten: Das englisch-japanische Bündnis von 1902 habe seine Raison d'être eingebüßt. – Der japanische Botschafter in London[22] ist aber weiter anglophil eingestellt.

London, 7. September 1910

[22] Katō Takaaki (1860–1926), japanischer Botschafter in London 1908–1913.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXII S. 421. Bericht. – Vgl. auch ebenda S. 441.

England ist beunruhigt darüber, daß China seine Hoheit über Tibet neuerdings befestigt.

London, 30. Dezember 1910

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXI S. 349. Bericht.

Die französisch-türkischen Verhandlungen über eine Reihe von Bahnkonzessionen in Mazedonien und im nördlichen Kleinasien stehen offenbar vor dem Abschluß.

London, 21. März 1911

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXI S. 311–312. Geheimer Bericht. – Vgl. auch ebenda S. 310–311, 314, 326, 334–337, 344–345.

Außenminister Grey möchte die Frage der Bagdadbahn in Mesopotamien und am Persischen Golf mit Deutschland lösen. Schwierig sei dabei die Beteiligung der Türkei, die besonders Kuweit beansprucht.

London, 1. April 1911

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXIX S. 81. Bericht.

Der „Daily Graphic“ bespricht die Lage in Marokko und Frankreichs Spiel dort.

London, 11. April 1911

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXI S. 87–91. Bericht. – Vgl. auch ebenda S. 91–94.

Die Beziehungen zwischen Deutschland und England sind an einem entscheidenden Wendepunkt angelangt: Deutschland kann sich entweder Englands Zustimmung zu einem vergrößerten Kolonialreich sichern (ohne dabei seinen Flottenbau zu erhöhen) oder es erhöht seinen Flottenbauplan und zer-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

stört dadurch jegliche Verständigung mit England. Eine Vergrößerung des deutschen Kolonialreichs ist in Afrika möglich: durch den Erwerb der portugiesischen Kolonien und des Kongobeckens. Darüber sollte mit England verhandelt werden unter Verzicht auf weiteren Flottenausbau.

London, 8. Januar 1912

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXI S. 463–464. Bericht. – Vgl. auch ebenda S. 506–511; ferner XXIX S. 289–290.

Zwischen England und Frankreich besteht kein – wie der deutsche Militärattaché[23] behauptet – formales Schutz- und Trutzbündnis.

London, 17. Januar 1912

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXII S. 305–306. Bericht. – Vgl. auch ebenda S. 351–354, 397–400, 405.

Das belgische Anleihesyndikat für China ist offenbar auf russische Initiative zustande gekommen.

London, 15. April 1912

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXI S. 270–273. Geheimer Bericht. – Vgl. auch ebenda S. 273–277, 290–291, 302–305.

Unterredung mit Kolonialminister Harcourt: Dieser schlägt Einzelheiten zur Beerbung des portugiesischen Kolonialreichs vor: In Angola könne eine Enklave an Deutschland fallen; auch die Inseln São Tomé und Principe könne Deutschland beanspruchen; die Hergabe Timors ist wegen holländischer und australischer Einsprüche schwierig. Für eine Zession von Sansibar und Timor kämen deutsche Zugeständnisse in Deutsch-Ostafrika in Frage.

London, 17. April 1912

[23] Ostertag (oben Anm. 297).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Widenmann an Tirpitz

Tirpitz, Poltische Dokumente S. 335–336. Bericht. – Vgl. auch ebenda S. 356.

Kühlmann ist der Meinung, daß man sich in England mit der Wehrvorlage und auch mit der Flottennovelle nunmehr abgefunden habe.

London, 17. April 1912

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXI S. 236–238. Bericht. – Vgl. auch ebenda S. 250–251.

Graf Metternich wurde in London feierlich verabschiedet. Sein Nachfolger Marschall wird schnell heimisch werden. – Ein Zeitschriftenartikel Balfours über die englisch-deutschen Beziehungen.

London, 15. Juni 1912

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXII S. 263. Bericht.

Laut Außenminister Grey strebt England weiterhin die Integrität Chinas an.

London, 6. August 1912

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXIII S. 70–71. Bericht.

Für Bulgarien gibt es nur zwei Lösungen: entweder lokale Selbstverwaltung für Mazedonien unter europäischer Kontrolle oder Krieg mit der Türkei.

London, 22. August 1912

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXIII S. 84. Bericht. – Vgl. auch ebenda S. 175–176, 221–222.

Außenminister Grey will in der Balkanfrage das Europäische Konzert zusammenhalten.

London, 28. August 1912

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXI S. 541. Bericht. – Vgl. auch ebenda S. 548–549, 552–554; XXXIII S. 175.

Der russische Außenminister Sazonov kommt nach London. Ob er nach Balmoral in Schottland weiterreisen wird, um dort Außenminister Grey zu treffen, ist unsicher.

London, 13. September 1912

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXI S. 543–544. Bericht. – Vgl. auch ebenda S. 547.

Die Nachricht von der Konzentration der französischen Flotte im Mittelmeer ist der englischen Regierung unangenehm. Es scheint aber, daß dies keiner formellen Abmachung entspricht.

London, 16. September 1912

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXI S. 552–556. Bericht.

Der russische Außenminister Sazonov ist ohne offensichtliches Ergebnis aus London abgereist. Über das schwache Persien hat man sich nur notdürftig einigen können. Die englisch-französische Entente erscheint auch nicht festgefügt. – Tod Marschalls von Bieberstein.

London, 4. Oktober 1912

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXIII S. 171. Telegramm. Entzifferung.

Unterstaatssekretär Nicolson teilt mit, die Türkei sei bereit, mit den europäischen Mächten über Reformen in Mazedonien zu verhandeln.

London, 5. Oktober 1912

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an das Auwärtige Amt

GP XXXIII S. 175–176. Telegramm. – Vgl. die folgende Nr.

Gespräch mit Außenminister Grey nach dessen Rückkehr aus Balmoral: Er habe mit Sazonov über Persien und die Lage auf dem Balkan gesprochen. – Grey will offenbar engeren Kontakt mit Deutschland.

London, 7. Oktober 1912

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXIII S. 228–232. Bericht.

Grey will mit Deutschland in engere Fühlung kommen; der Balkankrise müsse man vorerst ihren Lauf lassen. – Es scheint, daß die Entente mit Frankreich einen Riß bekommen hat; seit dem Tod König Eduards will die englische Politik einen neuen Kurs steuern. Die von Grey dargebotene Hand darf nicht abgeschlagen werden.

London, 15. Oktober 1912

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXIII S. 244–247. Bericht. – Vgl. auch ebenda. 232–233, 259–260, 291–292, 297–298, 317–318.

Unterredung mit Außenminister Grey: Nach Ausbruch des Balkankriegs sollten sich die europäischen Großmächte konzertieren; die Kretafrage müsse endgültig geregelt werden; das Schicksal der Türkei müsse nach dem Krieg von Europa besprochen werden; er wolle dabei mit Deutschland Hand in Hand gehen.

London, 25. Oktober 1912

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXVII,1 S. 34. Bericht. – Vgl. auch ebenda S. 3–5, 7–9, 16.

Unterredung mit Kolonialminister Harcourt über die englische Enklave in Angola, die Walfischbay und Sansibar.

London, 31. Oktober 1912

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXIII S. 271–273. Bericht. – Vgl. auch ebenda S. 283.

Gespräch mit dem russischen Botschafter Benckendorff: Dieser meint, die bulgarische Armee werde Konstantinopel besetzen und von dort nicht wieder herausgehen; es sei bedauerlich, daß Österreich seine Absichten noch nicht kundgetan habe.

London, 1. November 1912

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXIII S. 300–301. Bericht.

Poincarés unruhige Politik in der jetzigen Balkankrise sorgt in England für Verstimmung.

London, 7. November 1912

*Aufzeichnung von Unbekannt

Tirpitz, Politische Dokumente S. 386–389.

Kühlmann will im Einverständnis mit England ein vergrößertes deutsches Kolonialreich schaffen. England bot ihm ein schriftliches Neutralitätsabkommen an, das aber nicht zustande kam. Monate später erreichte er in Verhandlungen „faktisch für die Zukunft die Bildung eines mittelafrikanischen großen deutschen Kolonialreiches". – In der Balkankrise wurde eine deutsch-englische Zusammenarbeit praktiziert. Kühlmann will, daß das Reichsmarineamt keine neue Flottennovelle einbringe. – Tirpitz will er am liebsten als Reichskanzler haben. – Churchills Vorschlag, beide Regierungen sollten im Flottenbau einen „holiday" einlegen, hält er nicht für ernst gemeint. – Er ist bestürzt zu hören, daß sich Deutschland zum Fürsprecher der griechischen Wünsche bezüglich der südalbanischen Grenze gemacht hat.

[London?] April 1913

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

GP XXXIV,2 S. 847–848. Telegramm. Entzifferung.

Grey auf der Londoner Botschafterkonferenz: Der Zugang Serbiens zur Adria wird von den Großmächten sanktioniert.

London, 20. Mai 1913

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXVII,1 S. 179–181. Bericht. – Vgl. auch ebenda S. 181–187, 224 Anm. ***, 225–227, 228–252, 261–266, 271–284; XXXVII,2 S. 505–506. – Eine Anzahl von englischen Quellen zu den Verhandlungen über die Bagdadbahn (am Persischen Golf) in: British Documents on the Origins of the War X,2 S. 854 (Register sub Kühlmann).

Unterredung im Foreign Office über den Bahnbau am Persischen Golf; keine deutsche Beteiligung an der Schiffahrt auf dem Tigris nach Abschluß des Bahnbaus.

London, 20. Mai 1913

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXVIII S. 52–54. Bericht. – Vgl. auch ebenda S. 152, 169–170.

Die Reformpläne für Armenien kranken daran, daß die Armenier weder in den türkischen Wilajets noch im russischen Kaukasus eine Bevölkerungsmehrheit bilden. Rußland ist unter der Hand bestrebt, sich nach Türkisch-Armenien auszudehnen.

London, 28. Mai 1913

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXVII,1 S. 73–77. Bericht. – Vgl. auch ebenda S. 82–83.

Der Entwurf des englisch-deutschen Vertrags über die portugiesischen Kolonien; Übersetzungsschwierigkeiten.

London, 19. August 1913

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXVII,2 S. 504–505. Bericht. – Vgl. auch ebenda S. 515–516, 679–680.

Der französische Geschäftsträger in London und Außenminister Grey sind erfreut über die erfolgreichen deutsch-französischen Verhandlungen über Bahnbauten in Vorderasien.

London, 29. August 1913

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXVII,1 S. 82–83. Bericht.

Der portugiesische Kolonialvertrag zwischen Deutschland und England ist im Wortlaut geprüft und kann demnächst unterzeichnet werden.

London, 8. September 1913

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXVI,1 S. 165. Bericht. – Vgl. auch ebenda S. 217–218, 244–245, 247–248, 309, 394.

Außenminister Grey ist verärgert über die kleinliche Haltung Österreichs in der Albanienfrage.

London, 24. September 1913

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXIX S. 50–51. Bericht.

Die Kreuzfahrt der englischen Seestreitkräfte im Mittelmeer hat in Paris verstimmt.

London, 26. September 1913

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXVI,1 S. 104. Telegramm. Entzifferung. – Vgl. auch ebenda S. 209.

Gespräch mit dem König von Griechenland[24]: Dieser hat Nachricht, daß die Türken im Raum Kirk – Kilisse – Adrianopel starke Kräfte sammelten, um die griechischen Truppen mit Übermacht anzugreifen.

London, 30. September 1913

[24] Konstantin (1868–1923), König von Griechenland 1913–1917, 1920–1922.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXVI,1 S. 377–378. Bericht.

Außenminister Grey hält die panslawistische Bewegung in Rußland für praktisch tot, so daß auf dem Balkan nichts zu befürchten sei.

London, 1. Oktober 1913

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXIX S. 51. Bericht. – Vgl. auch ebenda S. 52–62, 64–65, 69–70.

Rede Churchills in Dundee über die englische Seemacht.

London, 10. Oktober 1913

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXVI,1 S. 407. Telegramm. Entzifferung.

Außenminister Grey ist verärgert über Österreichs ultimatives Vorgehen gegen Serbien in der Albanienfrage. Für Albanien werde hoffentlich bald ein Fürst ernannt werden.

London, 20. Oktober 1913

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Tirpitz, Politische Dokumente S. 402. Telegramm.

Churchills Rede über einen Flottenfeiertag wird in England als innenpolitisches Manöver angesehen. Deutschland sollte den Vorschlag ablehnen.

[London] 20. Oktober 1913

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXVI,1 S. 224. Bericht.

Die englische Regierung ist besorgt über die italienische Festsetzung im Dodekanes.

London, 22. November 1913

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

GP XXXVIII S. 245–247. Bericht. – Vgl. auch ebenda S. 249–250.

Unterredung mit Außenminister Grey über die deutsche Militärmission in der Türkei.

London, 9. Dezember 1913

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

Bescheiden S. 6–8. Bericht. – Vgl. auch ebenda S. 17–20, 58–60.

Holland verfolgt eine streng neutrale Politik. Derzeit beschäftigt sich die Regierung mit der Zukunft Belgiens. Eine Annexion durch Deutschland würde als ernste Bedrohung aufgefaßt werden und könnte Holland in die Arme Englands treiben. Entscheidet sich Deutschland gegen eine Annexion Belgiens, so erscheint es zweckmäßig, die Maasfestungen und das Maastal in deutschen Händen zu lassen. Holland könnte mit der Emsregelung und dem Ausbau des Rheins entschädigt werden.

[Haag] 8. Mai 1915

Kühlmann an Bethmann Hollweg

PA Berlin, RZ 201/4486, S. 41–42. Bericht. Behändigte Ausfertigung. Praes.: 16. Juli 1915.

Nr. 263. Haag, 14. Juli 1915

Die flämische Bewegung wird in Holland nicht nur mit großer Aufmerksamkeit verfolgt; ein an Zahl nicht allzu großer, an Willenskraft und politischer Begabung jedenfalls nicht gering einzuschätzender Kreis von Holländern arbeitet an der Verwirklichung einer großniederländischen Idee. Das Ziel dieser Männer ist nicht eine Vereinigung Hollands mit den flämischen Teilen Belgiens. Vor dieser schrecken sie eigentlich alle zurück, besonders wegen der religiösen Frage. Die Hereinnahme [eines] so starken katholischen Elementes will niemand in Holland. Vielmehr schwebt diesen Kreisen vor, daß in einem mehr oder minder wiederhergestellten Belgien die flandrischen Landesteile so gut wie vollständige Selbstregierung haben sollen und daß Holland sozusagen als Lehrer und Freund mit diesen selbständig eingerichteten flämischen Landesteilen ein besonders enges Verhältnis unterhalten solle. Der Ministerpräsi-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

dent, Herr Cort van der Linden[25], hat, um nicht mehr zu sagen, sehr starke Sympathien mit den Leitgedanken dieses Kreises.

Das Organ der Bewegung ist der „Allgemeine niederländische Bund", eine seiner rührigsten Unterabteilungen die „Utrechter Studentenabteilung".

Nicht ohne Spitze gegen Frankreich, das wegen seiner Unterstützung der Wallonen gehaßt wird, haben die in Holland befindlichen Flamen und holländischen Flamenfreunde den Jahrestag der sogenannten „Sporenschlacht" zu Demonstrationen verwandt. Den Wortlaut der abgesandten Telegramme füge ich in Übersetzung aus dem Haager „Nieuwen Courant" gehorsamst bei [*liegt nicht bei*]. Besonders charakteristisch ist das an Ihre Majestät die Königin von Holland[26] abgeschickte Telegramm, in dem sie als „das Symbol der geistigen Einheit des niederländischen Stammes" begrüßt wird.

Der belgische Hof in De Panne[27] wird diese Kundgebung mit sehr gemischten Gefühlen lesen. Es wird, wie ich höre, nunmehr auch von belgischer Seite darauf hingearbeitet, eine Kundgebung von loyalen, d. h. vollkommen belgientreuen, Flamen zu organisieren, da sich die belgische Regierung klar geworden zu sein scheint, daß die weitgehenden Autonomiegelüste der flämischen Landesteile Deutschland nützen und für Belgiens späteren Bestand eine Gefahr bilden müssen.

Für den Augenblick sind die Mehrzahl der flamenfreundlichen Elemente Hollands deutschfreundlich gesinnt und arbeiten im Sinne der deutschen Sache.

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

Bescheiden S. 22–25. Bericht. – Vgl. auch ebenda S. 29–32.

Ein Gewährsmann teilt mir über die öffentliche Meinung in Holland nach der Reichstagsrede Bethmann Hollwegs vom 19. August 1915 mit: Diese ist kühl aufgenommen worden; die deutschen militärischen Siege haben die Gemüter ängstlich gemacht; trotzdem ist die Stimmung deutschfreundlich geworden. – Durch die belgischen Dokumente zum Kriegsausbruch ist jetzt die Kriegstreiberei der Ententemächte vor 1914 belegt worden[28]. Die ängstliche Stimmung in Holland muß beruhigt werden, indem gesagt wird, Deutschland sei „kein Unterdrücker, sondern ein Freund der benachbarten Staaten".

[Haag] 29. August 1915

[25] Pieter Cort van der Linden (1846–1935), holländischer Ministerpräsident und Innenminister 1913–1918. – Zur im folgenden genannten „Sporenschlacht": Sie fand am 11. Juli 1302 zwischen flämischen und französischen Truppen statt und ist ein Vorkonflikt des Hundertjährigen Krieges zwischen England und Frankreich.

[26] Wilhelmina (oben Anm. 281).

[27] Belgien war bis auf einen kleinen Zipfel im Westen (mit De Panne und Ypern) von deutschen Truppen besetzt. Die Königsfamilie hielt sich in De Panne auf.

[28] Vgl. dazu: Quellenkunde zur deutschen Geschichte der Neuzeit II S. 310–311.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Kühlmann an Bethmann Hollweg

PA Berlin, RZ 201/8268, S. 60. Bericht. Behändigte Ausfertigung. Praes.: 4. September 1915.

A No. 274. Haag, 3. September 1915

Der „Telegraaf“ entrüstet sich in seiner Nummer vom 1. September darüber, daß holländische Truppen bei einem Übungsmarsche aus voller Brust die Wacht am Rhein gesungen hätten, und knüpft hieran die Bemerkung, es seien ihm schon lange Mitteilungen zugetragen worden, wonach unter einem Teile der holländischen Truppen eine deutschfreundliche Stimmung herrsche, die sich im Singen deutscher Lieder äußere. Natürlich verlangt das Blatt strenge Untersuchung solcher Vorfälle und meldet schon am 2. September mit einer gewissen Befriedigung, daß angesichts des fortwährenden Singens deutscher Lieder durch die holländischen Truppen, besonders im Osten des Landes, einzelne Garnisons-Kommandanten es für nötig befunden hätten, das Singen von Liedern der kriegführenden Länder während des Dienstes amtlich zu verbieten.

Die beiden Ausschnitte aus dem „Telegraaf“ sind gehorsamst beigefügt[29].

Kühlmann an Bethmann Hollweg

PA Berlin, RZ 201/20192, S. 285–287. Bericht. Behändigte Ausfertigung. Praes.: 8. Oktober 1915.

Nr. 428. Haag, 6. Oktober 1915

Daß der letzte Zeppelinangriff auf London viel größere Wirkungen gehabt haben müsse als seine Vorgänger, geht u. a. auch schon daraus hervor, daß die Vorsichtsmaßregeln ganz außerordentlich verschärft worden sind. Die Verdunkelung der Straßen geht so weit, daß die Sicherheit des Verkehrs aufs äußerste gefährdet ist. Kein Tag vergeht, an dem nicht zahlreiche Fußgänger durch Automobile oder Motoromnibusse verletzt oder getötet werden. Die Nummer der Times vom 5. Oktober enthält nicht weniger als fünf Fälle von Tötung und schwerer Beschädigung durch den Verkehr bei Nacht. Man kann ohne weiteres annehmen, daß nur ein kleiner Teil der Fälle an die Öffentlichkeit dringt.

Eine Folge der Verdunkelung und der dadurch sehr gesteigerten Gefahr des Verkehres ist die Abnahme desselben. Wer nicht durchaus abends auf die Straße muß, zieht es vor, zuhause zu bleiben. In der Tat soll die Abnahme des Verkehrs schon sehr deutlich zu spüren sein.

[29] Sie liegen bei: PA Berlin RZ 201/8268, S. 61–62.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ebenso wird die Ausführung irgendwelcher Bauarbeiten, die in London bisher fast die Regel bildeten, durchaus verboten, wenn hiezu grelle Beleuchtung nötig ist.

Auch in den Museen sind umfassende Vorsichtsmaßregeln getroffen worden. Ein großer Teil der wichtigsten Stücke des Britischen Museums ist in die Kellerräume gebracht worden.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß alle diese Maßregeln, die tief in das Leben jedes einzelnen eingreifen, geeignet sind, eine erhebliche moralische Wirkung auszuüben, und keineswegs ohne Einfluß auf den Seelenzustand der Großstadtbevölkerung bleiben können. Der Druck des Bewußtseins, daß Krieg ist in der Hauptstadt unseres mächtigsten Gegners, kann von unserem Standpunkte nur erwünscht erscheinen.

Kühlmann an Bethmann Hollweg

PA Berlin, RZ 201/5763, S. 160–167. Bericht. Behändigte Abschrift. Praes.: 22. Oktober 1915.

Nr. 447. Haag, 21. Oktober 1915

Die „Times“ bringt in ihrer Nummer vom 18. Oktober eine kurze Notiz, die besagt, Sir William Tyrrell sei vor einiger Zeit durch seinen Gesundheitszustand gezwungen worden, die Arbeit niederzulegen. Diese wenigen Worte bedeuten ein sehr tief einschneidendes Ereignis in der auswärtigen Politik Englands. Denn Sir William ist seit dem Jahre 1907, wo er offiziell zum Privatsekretär Sir Edward Greys ernannt wurde, wohl derjenige Mann gewesen, der auf die Gestaltung der englischen auswärtigen Politik den größten Einfluß gehabt hat – Grey selbst nicht ausgenommen.

Schon durch Abstammung und Erziehung war er komplex und außerordentlich vielseitig. Seine Mutter, die seinen Vater, den Inhaber eines hohen englischen Richteramtes in Indien, heiratete, stammt selbst aus einer angloindischen Offiziersfamilie, war aber von mütterlicher Seite Inderin. Durch seine Mutter war Tyrrell mit dem früheren Botschafter Fürsten Radolin durch dessen erste Gattin nahe verwandt[30]. Seine Jugend verbrachte er großenteils in Deutschland. Er besuchte in Bonn das Gymnasium und besaß von dieser Zeit her eine vollkommene Beherrschung der deutschen Sprache. Durch zahlreiche Reisen nach Deutschland und fortwährendes Lesen deutscher Blätter und Literatur kannte er Deutschland für einen Engländer überraschend gut. Das Französische beherrschte er ebenso wie das Deutsche und hatte zahlreiche Verbindungen in Paris. Seine Frau wieder war die Tochter des genialen, wenn auch etwas barocken Russenhassers David Urquhart[31], der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine nicht unbedeutende Rolle spielte und viel dazu bei-

[30] Vgl. oben Anm. 192 u. 355.

[31] David Urquhart (1805–1877), Diplomat, Politiker und Schriftsteller.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

trug, den Gegensatz zwischen England und Rußland zu verschärfen. Rußland war für Urquhart die Quelle alles Übels auf Erden und besonders die Ursache jedes erdenklichen Mißgeschickes, das England irgendwo auf dem weiten Erdkreise traf.

Zu dieser vielseitigen Erziehung und Erfahrung gesellte sich eine ausgezeichnete Schulung in der Arbeit des auswärtigen Ministeriums. Sieben Jahre, von 1896 bis 1903, lernte Tyrrell als Privatsekretär Lord Sanderson[s][32], der – obwohl nur Under Secretary – im Foreign Office eine maßgebende Rolle spielte, alle Fäden dieser komplizierten und delikaten Maschine vollkommen kennen. Kein Wunder, daß, als Grey im Jahre 1907 Tyrrell zu seinem Privatsekretär ernannte, dem puritanischen, sowohl mit den Sprachen als den Gebräuchen Europas gänzlich unvertrauten Landedelmann der Vielgewandte alsbald unentbehrlich wurde und in immer zunehmenden Maße Greys Entschlüsse maßgebend beeinflußte.

Tyrrell hat die Ententepolitik, die jetzt, wohl sehr mit Unrecht, auf den Namen des Königs Eduard getauft worden ist, aus voller Überzeugung mitgemacht, und wenn über die sehr geheim und außerhalb der Akten sich abspielenden Vorgänge die spätere Geschichte vielleicht etwas Licht verbreiten wird, so wäre es nicht wunderbar, wenn man fände, daß Tyrrell bei der Ausgestaltung dieser Politik stark mitgewirkt hat. Das war die Phase seiner engen persönlichen Beziehungen zu Leo Maxse, dessen fanatische politische Prosa seit Jahren die National Review zu einer so erheiternden Lektüre macht.

Tyrrell ist sich aber wohl nach einiger Zeit darüber klar geworden – denn man kann seinem etwas nervösen und nicht immer breiten Geist Voraussicht keineswegs absprechen –, daß die konsequente Durchführung der Ententepolitik England in hohem Grade von Frankreich und noch mehr von Rußland abhängig machen mußte. Sein Bestreben ging daher, insbesondere von 1911 ab, darauf hinaus, die Beziehungen zu den Zentralmächten Deutschland und Österreich zu verbessern, um England, Rußland und Frankreich gegenüber völlige Bewegungsfreiheit zu verschaffen. Er dachte keineswegs daran, die russisch-französische Freundschaft aufzuheben, da er diese für Rückversicherung gegen zu hohe weltpolitische Anforderungen Deutschlands als notwendig betrachtete, denen (seiner Anschauung nach) ein sonst isoliertes England ausgesetzt gewesen wäre. Er wollte aber die Intimität mit Deutschland soweit fördern – hauptsächlich durch eine Regelung sowohl der Fragen in der Türkei als in Afrika –, daß England gegenüber russisch-französischen Begehrlichkeiten immer den Draht nach Berlin benutzen konnte. Es war in der Konzeption eine Politik, nicht unähnlich der des Fürsten Bismarck, der wohlgepflegte russisch-preußische Beziehungen – „den Draht nach Petersburg“ – zur Regulierung des Dreibundes und zur Dämpfung österreichisch-ungarischer Begehrlichkeiten benutzte.

[32] Thomas Sanderson (1841–1923), Ständiger Unterstaatssekretär im Foreign Office 1894–1906.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Tyrrells Politik ist an den Ereignissen gescheitert. Er hatte nach dem Gelingen des Experimentes, die Kriegsgefahr während des Balkankrieges durch enges deutsch-englisches Zusammengehen zu beschwören, nicht mehr daran geglaubt, daß der russisch-österreichische Balkangegensatz akut genug werden könnte, um die Welt in Krieg zu setzen. Aus diesem nicht genug beachteten Wetterwinkel ist, für die englische Politik überraschend, das Ungewitter losgebrochen, das bald über ganz Europa hinwegfegen sollte.

Im entscheidenden Augenblicke hat wohl weder er noch sein Minister Sir Edward Grey den Entschluß finden können, Rußland durch energisches Auftreten im letzten Momente vor dem Abgrund zurückzureißen. Die Angst, die Rückversicherung der Entente zu verlieren und damit, mehr oder minder bei Rußland und Frankreich diskreditiert, isoliert Deutschland gegenüberzustehen, hat diesen beiden Politikern den Arm gelähmt, als es noch Zeit gewesen wäre. Nach einigem Schwanken erwiesen sich die alten, durch lange Jahre eingefahrenen Ententebeziehungen als niederzwingendes Schwergewicht. England entschloß sich zur Teilnahme am Kriege.

Die Tyrrellsche Politik war ursprünglich auf der Anschauung aufgebaut, daß Deutschland der Feind war. Später, mit der wachsenden diplomatischen Annäherung an Deutschland, verstärkte sich die Neigung, Rußland als den eigentlich gefährlicheren Gegner zu betrachten. Mitgesprochen mag die stille Hoffnung haben, es könne einmal der englischen Politik später gelingen, auf Grund einer gemeinsamen Politik der Erhaltung der Türkei Deutschland gegen russische Balkanpläne einzuspannen. Diese Entwickelung war aber keineswegs vollkommen klar geworden oder zu einer festen politischen Durchbildung gediehen, als der Strom der Ereignisse alle diplomatischen Kombinationen über den Haufen warf.

Das vor kurzem von deutscher Seite veröffentlichte Abschiedsinterview des Fürsten Lichnowsky mit Sir Edward Grey[33] läßt sich wohl kaum anders erklären, als daß Grey selbst nach der Kriegserklärung noch eine Art Rückversicherung mit Deutschland schließen wollte für den Fall zu rascher und zu vollständiger russischer Erfolge im Osten, an die man in England zu glauben nicht abgeneigt war. Die Legende von der unwiderstehlichen „Dampfwalze“, die der bis zum Blödsinn russophile Sir Arthur Nicolson eifrig predigte, fand damals noch Gläubige. Niemand ahnte, wie schmählich ihr Ende sein würde. Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man in dieser höchst sonderbaren und der Außenwelt schwer verständlichen Äußerung Greys einen letzten Überrest der Tyrrell'schen Politik sieht, die eine Überwältigung Deutschlands durch Frankreich und insbesondere Rußland als den englischen Interessen zuwider zu verhindern gesucht hatte. Die vom Kriege entfesselten Leidenschaften und die deutschen Siege haben alle diese Kombinationen gegenstandslos gemacht.

Jedenfalls verschwindet mit Tyrrell ein hochwichtiger Faktor aus der englischen Politik. Er verkörperte eine für England immerhin bemerkenswerte

[33] Am 3. August 1918: Lichnowsky, Auf dem Wege zum Abgrund II S. 291–292. Vgl. auch Grey, Twenty-Five Years S. 12–14.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Kenntnis des Kontinentes und der Routine seines Ministeriums mit einem Sinn für große Zusammenhänge. Von den mir bekannten Leuten im Foreign Office ist keiner auch nur annähernd imstande, ihn zu ersetzen.

So weit es sich aus der Ferne beurteilen läßt, wird wahrscheinlich Sir Arthur Nicolson einen großen Teil des Tyrrell'schen Einflusses erben. Nicolson hat niemals politische Schwenkungen mitgemacht. Er ist, seitdem ich ihn im Jahre 1904 in Tanger als englischen Gesandten gekannt habe, gleichmäßig und ohne auch nur um Haaresbreite abzuirren ein fanatischer Ententefreund gewesen: ursprünglich mehr französisch gefärbt, seit seinem Aufenthalt als Botschafter in Rußland bedingungslos und bis aufs äußerste Rußland ergeben. Er bildete während der kritischen Zeiten stets die Stütze des Grafen Benckendorff und des Herrn Paul Cambon und dürfte auch jetzt während der langen Abwesenheiten und fortwährenden Krankheiten Greys im Zusammenarbeiten mit diesen beiden Diplomaten der eigentliche Leiter der englischen Politik sein.

An Stelle Tyrrells sind ernannt worden: der Hon[orable] James Eric Drummond, der Halbbruder des Earl of Perth[34]. Er ist ein durch die verschiedenen Stadien der Privatsekretärkarriere gelaufener sehr liebenswürdiger junger Mann mit guten Umgangsformen. Irgendwelche bedeutende politische Begabung hat bisher niemand an ihm entdeckt. Zum Diplomatic Secretary ist der Hon. Theo Russell ernannt worden. Diese Ernennung ist nicht uninteressant; denn Russell ist der zweite Sohn des Lord Ampthill, dessen Familie vielfache deutsche Beziehungen besitzt. Er selbst hat als Sekretär in Wien wieder eine Deutsche, die Tochter des sächsischen Gesandten in Wien Grafen Rex, geheiratet. Er ist auch in Berlin tätig gewesen, dürfte also dort bekannt sein.

Es wird in hohem Grade interessant sein zu beobachten, was Grey, wenn er wirklich mangels eines geeigneten Nachfolgers am Ruder bleiben sollte, ohne den Rat und die Feder Sir Willam Tyrrells machen wird. Denn die beiden hatten sich im Laufe der Jahre zu einer vollkommenen politischen Einheit verschmolzen, und die Eingeweihten vermuteten immer stark, daß der Anteil Tyrrells an Greys politischer Persönlichkeit ein außerordentlich starker sei.

[34] James Eric Drummond, 16th Earl of Perth (1876–1951) Privatsekretär von Außenminister Arthur Balfour 1900–1916; Erster Sekretär des Völkerbunds 1919–1933. – Sein Halbbruder: William Huntley Drummond, 15th Earl of Perth (1871–1937). – Der dann genannte: Theo Russell (1870–1951), Diplomatischer Sekretär von Edward Grey 1914–1919; Gesandter in der Schweiz 1919–1922. – Sein Vater: Odo Russell, 1st Baron Ampthill (1829–1884), englischer Botschafter in Berlin 1871–1884.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Kühlmann an Bethmann Hollweg

PA Berlin, RZ 201/5939, S. 12–17. Bericht. Behändigte Ausfertigung. Praes.: 7. November 1915 am.

Nr. 475. Haag, 4. November 1915

Mr. Asquith hat seine mit so vielen Posaunenstößen angekündigte Rede gehalten[35]. Der Wortlaut liegt noch nicht vor, doch löst sich aus den sehr ausführlichen Reuter'schen Auszügen schon ein Eindruck mit überwältigender Klarheit los: Die Rede des Premierministers war eine außerordentlich schwache Leistung, die nach allen Seiten hin schwer enttäuschen wird; und wenn man der Regierung bisher in England vorzuwerfen geneigt war, sie habe statt Taten glänzende Reden geboten, so kann man dieses Prädikat auf das schwache Asquith'sche Konkoktum sicher nicht anwenden.

Das englische Volk verlangt von der Regierung Erfolge. Die Regierung wartet aber stets mit Mißerfolgen auf, deren stärkster und am meisten in die Augen springender jetzt der in der englischen Balkanpolitik war. Das Volk hat so viel von „muddle" und „blunders" gehört, daß es ganz ratlos geworden ist, und nun wirft ihm der geschickte Unruhestifter Lord Northcliffe als Allheilmittel den Gedanken einer Änderung in der Regierung hin. Dies ist wieder einer der geschickten Schachzüge, mit denen das englische Publikum über das wesentliche hinweggetäuscht und seine Aufmerksamkeit auf irgend eine nebensächliche Frage konzentriert wird.

Als es im Winter und Frühjahr nicht ging, erfand ein findiger Geist das Schlagwort von der Munition: England hatte keine Munition, somit war es ganz klar, daß man bisher nur Mißerfolge erlitten hatte. Erst sollte der geniale Mr. George[36] ganze Gebirge von Munition herbeizaubern, dann würde alles andere gehen. Jetzt spricht niemand mehr von Munition, und ich habe nirgends die Behauptung auftauchen sehen, daß an dem Mißerfolge der letzten großen englischen Offensive Munitionsmangel die Schuld getragen hätte. Das Schlagwort der Munition ist offenbar verschlissen. Nun muß ein neues gefunden werden, und daher wird dem staunenden Volke verkündet, das Kabinett sei viel zu groß. 22 Menschen können unmöglich rasche, weittragende Entschlüsse fassen, dazu brauchten sie viel zu lange Zeit. Man müsse ein ganz kleines Kabinett aus ungeheuer fähigen und energischen Leuten bilden. Dann werde alles gut. In der Tat beschäftigt sich ganz England augenblicklich nur mit der Frage der Organisation des Kabinettes. 7, 5, 3 Mitglieder sollen – je nach Vorliebe des betreffenden Weltverbesserers – einen eigentlichen Kriegsrat bilden. Dann würden alle Entschlüsse rechtzeitig gefaßt werden, und es würde den bösen Deutschen nicht mehr gelingen, den Engländern auf den wichtigsten Gebieten den Rang abzulaufen.

[35] Schulthess' Europ. Geschichtskalender 56,2 (1915) S. 849–855.

[36] Gemeint ist Lloyd George.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Für jeden Kenner der wirklichen englischen Regierungsverhältnisse ist die ganze Geschichte ein leeres Spiel mit Worten. Es hat zu allen Zeiten im Kabinett ein sogenanntes inneres Kabinett bestanden, einfach dadurch, daß mehrere der leitenden Kabinettsmitglieder durch alte persönliche Freundschaft, besonderes gegenseitiges Vertrauen, soziale Bande usw. miteinander im innigsten täglichen Konnex standen, alle wichtigen Fragen unter sich besprachen und so dem ganzen Kabinett im großen ganzen meist nur übrig blieb, ja und amen zu sagen. Schließich ist es in jedem Kollegialkörper – sei es Aufsichtsrat, sei es kollegiales Gericht – ähnlich: Einige wenige tun die harte Arbeit und fassen Entschlüsse, und die anderen folgen mit mehr oder minder Modifikationen der von den geistigen Führern gegebenen Linie.

Die fundamentale Schwäche von Asquith liegt darin, daß er kein Führer in des Wortes eigenster Bedeutung ist. Er hat es meisterhaft verstanden, eine Zahl talentvoller und größtenteils politisch disziplinloser Minister für die großen Ziele der liberalen Partei einzuspannen, sich selbst aber immer sehr im Hintergrunde gehalten. Sein Einfluß war viel mehr ein koordinierender und mäßigender als ein wirklich führender. Er ist seiner ganzen Veranlagung nach ein reiner parlamentarischer Taktiker. Nun im Kriege schreit die Nation instinktiv nach einer wirklich führenden Persönlichkeit und fühlt dunkel, daß sie diese in Asquith besitzt.

Die große Schwierigkeit dieses Krieges besteht darin, daß die militärischen, maritimen und vor allem die politischen Probleme so unlösbar in einander übergehen und mit einander verflochten sind, daß Militär und Marine ohne den Fachmann der äußeren Politik nichts entscheiden können und dieser wieder machtlos ist ohne die genauen fachmännischen Kenntnisse, die nur Soldaten und Seeleute haben können. Der neueste in der englischen Presse gemachte Vorschlag, das Kriegskomitee, das von nun an den Krieg leiten soll, möchte aus dem Premierminister, Kitchener und dem Marineminister zusammengesetzt werden, ist schon deswegen völlig undurchführbar, weil Asquith die Kenntnis der auswärtigen Politik fehlt, die unerläßlich ist.

Der tiefste Grund der Hemmungen und Verzögerungen, die auf der Ententeseite gottlob so sichtbar und zerstörend hervortreten, liegt eben darin, daß die weltpolitischen Interessen der Alliierten auseinandergehen und daß infolgedessen beim Auftauchen jedes neuen Problems erst eine mühsame diplomatische Harmonisierungsarbeit vorgenommen werden muß, um die verschiedenen Ansichten und Absichten unter einen Hut zu bringen. Manchmal gelingt es, manchmal auch nicht vollkommen; jedenfalls gelingt es nicht ohne erheblichen Zeitverlust und hörbare Friktionen.

Wie kindisch das in England empfohlene Allheilmittel eines kleinen Kabinettsausschusses für die Führung des Krieges in Wirklichkeit ist, geht am besten daraus hervor, daß im selben Augenblick, wo die Engländer ein Kabinett von 22 Personen als vollständig unfähig zur Führung des Krieges hinstellen, die Franzosen sich eines von 24 Ministern zulegen, zu dessen Ausstattung

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sie die ältesten Mumien des Schautenhauses[37] zu galvanisieren für gut fanden. Hätten die Verbündeten etwas mehr Logik, so müßten sie sich sagen, daß die behenden und tapferen Entschlüsse des kleinen und tapferen Kriegskomitees durch die schwerfällige Maschine der 24 französischen Minister aufs schwerste behindert werden müßten.

Die Salonikiexpedition ist ein typisches Musterbeispiel für die mangelnde Einigkeit unter den Verbündeten. Lord Lansdowne hielt eine Rede, aus der klar hervorging, daß England die Expedition für ein wenig glückliches Experiment ansehe und sich vorbehalte, je nach der Sachlage seine Kräfte anderweitig einzusetzen. Der „Temps" findet es nötig zu bemerken, es wäre im höchsten Grade bedauernswert, wenn man die Mitteilungen Lord Lansdownes als wohlüberlegte Äußerungen des englischen Kabinettes ansehen sollte, und noch bedauernswerter, wenn der falsche Eindruck Boden gewinnen sollte, als seien die Lansdowne'schen Äußerungen auf Grund einer Verabredung unter den Verbündeten erfolgt.

Das bemerkenswerteste Ereignis der Parlamentssitzung, in der Asquith seine schwache Rede hielt, war das unerwartet scharfe Auftreten des eben aus dem Kabinett ausgetretenen Sir Edward Carson. Neulich bei seinem Ausscheiden aus der Regierung gab er eine Erklärung ab, die, zwar leidlich vorsichtig stilisiert, immerhin schon zu mehrfachen Kritiken Anlaß gab. Jetzt hat er unverhüllt die Regierung in der schroffsten Form der Planlosigkeit bezichtigt und ist dadurch wohl automatisch der Führer jener malkontenten Gruppe geworden, die unter den Tories besteht und sowohl in der Northcliffepresse als neuerdings besonders scharf in der „Morning Post" auf das Kabinett Asquith losschlägt. Die Opposition der Northcliffepresse hatte bisher im Parlamente nur Wortführer zweiten und dritten Ranges gefunden. Daß ein Mann von der Bedeutung Carsons, der eben noch Kabinettsminister gewesen, so gegen die Regierung auftritt, schafft eine vollkommen neue Lage, auf deren Entwickelung man im höchsten Grade gespannt sein kann.

Sollte das Ministerium Asquith – wie es immerhin möglich ist – seiner eigenen Schwäche und Zwiespältigkeit und den Schlägen der Gegner erliegen, so wäre ein Kabinett heftiger Tories, etwa mit Einbeziehung von Lloyd George zur Beruhigung der breiten Massen, nicht außerhalb des Rahmens des möglichen. Jedenfalls deutet alles darauf hin, daß die Zustände im Innern Englands, statt sich zu konsolidieren, einer weiteren Zersetzung und Gärung zustreben.

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Bescheiden S. 5. Telegramm. – Vgl. auch ebenda S. 33–35.

Gerüchte, daß sich Holland in absehbarer Zeit der Entente anschließen wolle, sind Erfindungen. Die öffentliche Meinung ist eindeutig gegen einen

[37] Jüdisches Wort für: Narrenhaus.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

solchen Anschluß. – Unser oberstes Ziel ist die Erhaltung der holländischen Neutralität.

[Haag] 17. November 1915

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

Bescheiden S. 35–38. Bericht. – Vgl. auch ebenda S. 39–44.

Debatte in der Kammer über das internierte deutsche Uboot und eine angeblich bevorstehende englische Landung an der holländischen Küste. Der holländische Gesandte in Stockholm[38] hält die Landung für möglich. – Verhaftung eines ententefreundlichen Journalisten wegen Spionage. – Deutschland wird nach dem Krieg auf der Welt isoliert dastehen. Deswegen ist es wichtig, einen „neutralen Vermittler unmittelbar vor der Türe zu haben". Die „geistige und ökonomische Assimilierung" Hollands kann nur „in der Atmosphäre eines gepflegten freundnachbarlichen Verhältnisses" gelingen.

[Haag] 8. Dezember 1915

Kühlmann an Bethmann Hollweg

PA Berlin, RZ 201/4487, S. 20–24. Bericht. Behändigte Ausfertigung. Praes.: 31. Dezember 1915.

Nr. 572. Haag, 28. Dezember 1915

Die Äußerung des Chefs der politischen Abteilung bei dem Generalgouverneur in Belgien zu dem Programm der jungen geistigen Führer der flämischen Bewegung in den Niederlanden, von der ich weisungsgemäß Kenntnis genommen habe, wird anliegend gehorsamst zurückgereicht[39].

In den Bemerkungen wird mehrfach darauf hingewiesen, daß das flämische Programm der jungen Großniederländer die deutschen Interessen nicht genügend wahrt, ohne daß in den Bemerkungen genauer definiert würde, welches nach Ansicht des Verfassers die deutschen Interessen in Belgien sind und auf welche Weise ein genügender Schutz derselben herbeigeführt werden könnte.

Für eine Politik, die zu dem Ergebnis kommt, daß die deutschen Interessen in Belgien nur durch offene oder verschleierte Annexion genügend gewahrt werden können, ist die flämische Bewegung von vollkommen sekundärer Bedeutung. Bleibt Deutschland unumschränkt Herr im belgischen Hause, so kann es sich dort einrichten, wie es will, und braucht insbesondere nicht

[38] Johann Paul van Limburg-Stirum (1875–1948), holländischer Gesandter in Stockholm 1914–1916; Generalgouverneur von Niederländisch-Indien 1916–1921.

[39] Liegt bei: PA Berlin, RZ 201/4487, S. 26–32.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ängstlich mit der Zeit zu rechnen. Es kann das ganze flämische Problem vollkommen nach Gutdünken handhaben.

Die Frage Annexion oder Nichtannexion kann nur von der verantwortlichen Leitung der deutschen Gesamtpolitik gelöst werden. Denn sie hängt mit dem Friedensschlusse – insbesondere mit dem Friedensschlusse mit England – aufs innigste zusammen. Kommen die maßgebenden Stellen zu dem Schlusse, daß eine Annexion Belgiens vom Standpunkte der deutschen Gesamtpolitik nicht durchführbar oder wünschenswert ist, daß es aber notwendig ist, Deutschland in Belgien die größtmöglichen Garantien zu verschaffen, dann allerdings gewinnt die flämische Frage eine ganz überragende Bedeutung; dann allerdings spielt auch die Zeit bei Behandlung dieser Frage eine sehr wesentliche Rolle, d. h. es wird nur dann Aussicht sein, mit Hilfe der flämischen Frage den belgischen Staat dauerhaft zu spalten, wenn vor dem Friedensschlusse, wenn möglich schon vor dem Beginne der Friedensverhandlungen, ein starkes fait accompli im flämischen Sinne geschaffen ist, daß die belgische Emigrantenregierung sich einer vollendeten Tatsache gegenüber sieht.

Die Gedankengänge der jetzt in Holland weilenden jungen Flamen scheinen sich mehr und mehr in dieser Richtung zu orientieren. Die in Abschrift gehorsamst beigefügte Aufzeichnung eines der hiesigen jungen Flamen dürfte eine gewisse Beachtung verdienen, da der Verfasser offenbar im Gegensatz zu vielen seiner Landsleute praktisch denkt.

Je mehr man das Problem zergliedert, desto mehr muß sich einem die Überzeugung aufdrängen, daß man ohne einen Bruch mit der belgischen Tradition, der – so sehr man das Wort perhorreszieren mag – immer revolutionären Charakter tragen muß, nicht imstande sein wird, eine vollendete Tatsache zu schaffen und einen Deich um das Flamenland zu errichten, der den nagenden und zerstörenden Einflüssen einer zentralistischen Regierung offener und verkappter Französlinge standhalten könnte. Vielleicht wird es sogar nötig sein, die werbende und christallisierende [!] Kraft eines großen Namens – wie „Königreich Flandern“ – mit in die Bewegung zu werfen. Die Kraft eines solchen Wortes ist kaum zu überschätzen.

Es soll sicher nicht verkannt werden, daß wahrscheinlich vom Gesichtspunkte des Kaiserlichen Generalgouvernements für Belgien vieles gegen eine solche Politik spricht, die darauf hinauslaufen würde, erst eine starke populäre Agitation in Flandern zu entfesseln und dann einer Revolution in Gehrock und Zylinder, die aber immer Revolution wäre und den historischen und staatsrechtlichen Zusammenhang mit dem bisherigen Königreiche Belgien glatt durchschneiden würde, mit verschränkten Armen, aber innerlich wohlwollend zuzusehen. Die Verwaltungstrennung, von der man so viel gesprochen hat, ist ein glattes und blutloses Schemen, jedenfalls kein Begriff, mit dem man breite Massen eines schwerfälligen und ungebildeten Volkes aufpeitschen kann; ein Gebilde, das zu umgehen, zu verschleißen und zu unterhöhlen für eine durch geschickte Bürokratie unterstützte Zentralregierung in Brüssel ein Kinderspiel wäre. Belgien würde nach Durchführung solcher Bestrebungen aus zwei vollkommen selbständigen Landesteilen mit selbständigen Regierun-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gen und selbständigen Parlamenten bestehen, die durch Personalunion vereinigt bleiben könnten. Eine Annexion der Maaslinie würde das wallonische Element ungeheuer schwächen.

Auch vom Standpunkte der internationalen Politik aus würde das Auftreten eines vollkommen selbständigen und unabhängigen Flandern, das mit, als der belgischen Emigrantenregierung gleichberechtigte Macht[40], über die künftige Gestaltung des früheren Belgiens beraten könnte, insbesondere England gegenüber die Sachlage beim Friedensschlusse bedeutend vereinfachen. Denn eine solche, aus dem Volkswillen ruhende selbständige flandrische Regierung würde die Emigrantenregierung in Hâvre des Rechtes berauben, bei den Friedensverhandlungen im Namen von ganz Belgien zu sprechen.

Nach dem Urteil der besten Sachkenner hängt Gelingen oder Mißlingen einer flandrischen Volksbewegung zum großen Teile von der Haltung des niedrigen Klerus ab. Wie weit dieser für flämische Ziele, im Gegensatz zu den loyalistischen Richtungen, wie sie etwa Mercier[41] vertritt, gewonnen ist oder zu gewinnen ist, kann man von Brüssel aus unendlich viel besser beurteilen als von hier aus. Gewisse Schwierigkeiten birgt da sicher die Zukunft; denn das wichtigste Mittel, um Flandern Selbständigkeit, Einfluß und Reichtum zu sichern, ist eine kühne, starke Schulpolitik, und gerade einer solchen pflegt erfahrungsgemäß der katholische Klerus wenig Sympathie entgegenzubringen.

Auch die Schaffung einer Universität oder nur des Rumpfes einer solchen für das Flamentum in Gent würde eine kostbare Hilfe für das ringende Flamentum bedeuten. Aber, wie oben ausgeführt, bei wirklich eingehender Untersuchung des ganzen Verhältnisses wird man immer wieder zu dem Schlusse gezwungen, daß nur ein glatter Schnitt und reinliche Trennung von der belgischen Vergangenheit die Grundlage für ein lebensfähiges Flandern schaffen kann.

Mit dem früheren Ministerpräsidenten Abraham Kuyper[42] habe ich mehrfach eingehend über die allgemeineren Seiten der flämischen Bewegung und der deutschen und holländischen Politik in Bezug auf dieselbe gesprochen. Er ist, getreu den Traditionen der antirevolutionären Partei, deren Führer er ist, ein warmer Freund des flämischen Gedankens mit großniederländischer Färbung. Er wies mehrfach mit großem Nachdrucke darauf hin, daß Deutschland in Belgien arbeiten solle, solange es die Macht und die schützenden Umstände des Kriegszustandes besitze. „Was Sie“, so ungefähr führte er aus, „nicht vor dem Friedensschlusse schaffen, wird überhaupt nicht zustande kommen. Und wenn der Friede in irgend einer Form eine belgische Zentralregierung in Brüssel herstellt, wird die Lage der flämischen Bewegung und der Flamen viel hoffnungsloser sein als vorher. Sie werden, durch die Vorgänge während der deutschen Okkupation kompromittiert, den schlimmsten Verfolgungen ausgesetzt

[40] Sie hielt sich während der deutschen Besetzung Belgiens in Le Havre auf.

[41] Désiré-Joseph Mercier (1851–1926), Kardinal; Primas von Belgien; im besetzten Belgien organisierte er den Widerstand.

[42] Abraham Kuyper (1837–1920), holländischer Ministerpräsident 1901–1905.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sein, und ihr Verhalten wird der belgischen Regierung zu verschärftem Vorgehen in französisch zentralistischem Sinne die Handhabe bieten.

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

Bescheiden S. 45–47. Bericht. – Vgl. auch ebenda S. 49–50.

Die Reichstagsrede Bethmann Hollwegs vom 9. Dezember 1915[43] hat die öffentliche Meinung in Holland wieder deutschfreundlich gestimmt. Die Annexion des östlichen Teiles Belgiens durch Deutschland bis zur Maaslinie wird sogar als holländisches Interesse gesehen. Auch die Vlamisierung Belgiens wird nun ein holländisches Staatsinteresse.

[Haag] 5. Januar 1916

Kühlmann an Bethmann Hollweg

PA Berlin, RZ 201/8298, S. 29–30. Bericht. Behändigte Abschrift. Auszug. Praes.: 30. Januar 1916.

A 151. Haag, 28. Januar 1916

pp.

In der heutigen Kammersitzung ist mit der schwachen Mehrheit von drei Stimmen ein Antrag Schaper[44] angenommen worden, der ein Tadelsvotum gegen den Finanzminister Treub und die von ihm verfolgte Politik ausdrückt. Nach der in Kammerkrisen herrschenden Auffassung wird dem in den letzten Tagen in der Öffentlichkeit aufs heftigste angefallenen Minister kaum etwas anderes übrig bleiben, als zurückzutreten. Die Schwierigkeiten, einen Nachfolger zu finden, sind außerordentlich groß. Niemand hat Lust, die schwer belastete Erbschaft zu übernehmen und sich der höchst unpopulären Aufgabe zu unterziehen, das Volk mit etwa 40.000.000 Gulden dauernder Abgaben zu belasten. Diese Schwierigkeiten bilden augenblicklich noch den einzigen Hoffnungsschimmer der Anhänger des Finanzministers.

Treub, ein begabter, herrschsüchtiger und leidenschaftlicher Mann, hat seinen großen Einfluß stets zugunsten der Entente und gegen Deutschland in die Wagschale geworfen. Die Kämpfe um wirtschaftliche Fragen, die zu Zeiten einen außerordentlich heftigen Charakter annahmen, waren nichts als versteckte Kämpfe gegen den Finanzminister, der jede Gelegenheit benützte, um sich dem deutschen Einflusse entgegenzustemmen. Wie sein Bruder, der Am-

[43] Vgl. Schulthess' Europ. Geschichtskalender 56,1 (1915) S. 581–587 und 590–594.

[44] Jan Schaper (1868–1934), Sekretär der holländischen Sozialdemokratischen Partei 1894–1913, 1915–1916. – Der danach genannte: Willem Treub (1858–1931), holländischer Finanzminister 1914–1916.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sterdamer Chirurg, Professor Hektor Treub[45] – der nebenbei bemerkt, in allerengster Verbindung mit dem Schandblatt Telegraaf stand –, machte Treub aus seinen Sympathien für Frankreich und England keinen Hehl. Wenn er fällt, scheidet mit ihm der einzige gefährliche und leidenschaftliche Gegner größeren Stils, den wir im Kabinett hatten, aus.

Vom Standpunkt der deutschen Politik in Holland aus betrachtet, dürfte der Zusammenbruch des Telegraaf und das Ausscheiden Treubs als großer Gewinn zu buchen sein. Die Flut läuft schon eine ganze Weile gegen die Entente, besonders gegen England, und zu unseren Gunsten. Die vollkommene Diskreditierung des Hauptblattes unserer Feinde in Holland und ihrer politischen Hauptstütze verdienen in Deutschland mit Genugtuung registriert zu werden.

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

Bescheiden S. 51–52. Bericht. – Vgl. auch ebenda S. 52–56, 57–58.

Die Beschlagnahme der holländischen Post, neuerdings auch von Wertpapieren, durch die englische Marine wird in der Presse hier scharf verurteilt. Allerdings hat sich durch die Versenkung des holländischen Dampfers „Tubantia“ durch ein deutsches Uboot auch wieder bittere antideutsche Stimmung eingestellt.

[Haag] 17. März 1916

Kühlmann an Bethmann Hollweg

PA Berlin, RZ 201/20198, S. 80–89. Geheimer Bericht. Behändigte Ausfertigung. Praes.: 26. März 1916.

A 413. Haag, 24. März 1916

Der spanische Gesandte in Brüssel[46] ist eben von einer längeren Reise zurückgekehrt. Er ging erst nach London, zunächst um mit dem englischen Kabinett über Fragen der Relief Commission zu verhandeln, im allgemeinen aber wohl auch in der Absicht, Stimmung und Lage zu studieren, um seinem Souveräne[47], der ihn mit vollem Vertrauen beehrt, Bericht zu erstatten. Von London führte ihn der Weg nach Paris, von Paris nach Madrid. Auf der Rückreise berührte er wiederum Paris, besuchte das belgische Königspaar in De Panne und kehrte über London und Haag auf seinen Posten in Brüssel zurück.

[45] Hector Treub (1856–1920), holländischer Gynäkologe.

[46] Villalobar (oben Anm. 691).

[47] Alfons XIII. (oben 75). – Das im folgenden genannte belgische Königspaar: Albert (1875–1934), König von Belgien 1909–1934; verheiratet 1900 mit Elisabeth Gabriele (1876–1965), geb. Herzogin in Bayern.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Villalobar, den ich von früher her gut kenne und der von urteilsfähigen Beobachtern für einen aufrichtigen Freund der deutschen Sache gehalten wird, erzählte mir heute in etwa anderthalbstündiger vertraulicher Unterhaltung von seinen Eindrücken und von seiner Auffassung der Gesamtlage. Er hat mich ausdrücklich um ganz streng vertrauliche Behandlung seiner Äußerungen gebeten. Ich bitte deshalb gehorsamst, dieselben als geheim behandeln zu wollen.

In London herrscht nach seinen Beobachtungen ein erstaunlicher Fanatismus, und der spanische Diplomat, der viele Jahre in London gearbeitet hat, sagte, die Engländer seien nicht wieder zu erkennen. Der gesunde Menschenverstand und die Ruhe, die sonst zu ihren hervorstechendsten Eigenschaften gehört hätten, schien[en] gänzlich verschwunden, politische Gedanken habe anscheinend auch niemand, um so ausgiebiger werde überall auf Deutschland und alles deutsche geschimpft. Villalobar ist mit der königlichen Familie in Berührung gewesen. Relativ gemäßigt soll Ihre Majestät die Königin-Witwe Alexandra sein, während bei Seiner Majestät König Georg, von dessen geistiger Begabung der spanische Diplomat eine wenig günstige Auffassung hegt, Groll und Haß in denselben stereotypen Redensarten sich Luft machen sollen wie bei der Mehrzahl seiner Untertanen. Villalobar fand im Laufe eines längeren Gespräches mit dem Könige Gelegenheit, bei Berührung des Cavell-Falles[48], für den sich die Engländer noch immer in hohem Grade interessieren, darzulegen, daß Seine Majestät der Kaiser von der Angelegenheit nicht unterrichtet gewesen seien. König Georg äußerte, es sei für ihn eine sehr große Erleichterung, dies zu erfahren.

Der spanische Diplomat hat sich, wie er mir sagte, bei seiner Reise sowohl in England als in Paris Mühe gegeben, für eine richtigere Auffassung des Cavell-Falles, den er ja in allen Einzelheiten miterlebt habe, zu wirken, insbesondere habe er sich angelegen sein lassen, darauf hinzuweisen, daß die in der Ententepresse sowohl gegen seine Exzellenz den Kaiserlichen Generalgouverneur von Bissing als gegen den Gesandten Freiherrn von der Lancken geschleuderten gewissenlosen und gehässigen Anklagen vollkommen unbegründet seien. Er glaube, fügte er hinzu, mit seinen Darlegungen Eindruck gemacht zu haben.

Die hysterische Wut gegen Deutschland sei in England bei allen Schichten groß. Selbst Edward Grey, mit dem er gleichfalls gesprochen und den er körperlich leidend und sehr verändert gefunden, habe sich vollständig in den Gedanken verrannt, Deutschland müsse zermalmt werden. Auf die russische Gefahr hingewiesen, äußerte er, das sei alles gut und schön, er verliere sie nicht aus dem Auge, aber vorläufig gäbe es nur ein politisches Ziel: die Vernichtung Deutschlands. Ähnlich dächten und sprächen so gut wie alle Leute, denen er begegnet sei.

Die englische Aristokratie sei, getreu ihrer Tradition, sofort ins Heer eingetreten. Ihre Verluste seien ungeheuer; kaum ein Haus, das nicht mehrere Söhne

[48] Vgl. oben Anm. 697.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

oder Brüder zu betrauern hätte. Der wohlhabende Mittelstand dagegen habe sich zum großen Teile gänzlich beiseite gehalten. In diesen Kreisen sei der Krieg gegen Deutschland niemals populär gewesen und sei es auch heute noch nicht. Die unteren Klassen, insbesondere die Arbeiterschaft, seien mit allen Künsten der Überredung, des moralischen und zuletzt auch des physischen Zwanges, in die Armee gepreßt worden.

Von der Armee hätten sachkundige Beobachter keinen guten Eindruck. Es fehle am nötigen inneren Zusammenhange, hauptsächlich wegen Mangels wirklich tüchtiger, kriegsgewohnter Offiziere. Es scheine nichts recht fertig zu sein. Die Unfähigkeit der Engländer zu organisieren, die sich bei allen administrativen Angelegenheiten in großer Unordnung und Verwirrung und ständigen Kompetenzkonflikten zwischen den verschiedenen Ministerien und Ämtern täglich dokumentiere, habe jedenfalls auch auf die Armee ihren nachteiligen Einfluß ausgeübt.

Wie dies schon aus verschiedenen Äußerungen in der Presse hervorleuchtete, sei der besondere Gegenstand des englischen Hasses die deutsche Flotte. Verschiedene Male wurde von maßgebender englischer Seite auf die Frage, wie sie sich eigentlich die Zerschmetterung des preußischen Militarismus dächten, geantwortet, zuerst müsse natürlich die Flotte versenkt werden.

Sowohl in England als in Frankreich beruhten die Hoffnungen auf die Niederwerfung Deutschlands auf den Berichten, die über einen ökonomischen und finanziellen Zusammenbruch der Mittelreiche, auf das Wachsen der Unzufriedenheit im Innern und auf die Möglichkeit einer sozialen Revolution hinwiesen. (Auch aus anderer Quelle empfange ich täglich Berichte, daß man in England und Frankreich die kleinen Unebenheiten in der deutschen Nahrungsmittelversorgung und die Reden einiger sozialistischer Agitatoren als Vorboten des völligen Zusammenbruches Deutschlands ansieht.)

Die beiden deutschen Maßnahmen, vor denen England sich fürchte, seien die Zeppelinbesuche[49] und der Handelskrieg. Die Zeppelinbesuche verbreiteten unsagbaren Schrecken, stählten aber vielleicht auch wieder bis zu einem gewissen Grade den Geist des Widerstandes in den breiteren Schichten der Bevölkerung. Die aus Zeppelinfurcht bewirkte vollkommene Verdunkelung aller Straßen erschwere das Leben außerordentlich und wirke drückend auf die Gesamtstimmung.

Den Handelskrieg fürchteten die Engländer gleichfalls. Die Fahrt der „Möwe“[50] habe Eindruck gemacht, und man erblicke in dem Handelskrieg die einzige Waffe Deutschlands zur See. Vor einem Angriffe der deutschen Hochseeflotte bestehe weniger Besorgnis.

Asquith sah der spanische Diplomat gegen den Schluß seines Besuches in London zweimal. Er soll sich ziemlich treiben lassen und seiner Vorliebe für

[49] Während derer London bombardiert wurde.

[50] Der Hilfskreuzer „Möve“ war seit Dezember 1915 im Kriegseinsatz. Er versenkte zahlreiche englische (auch französische) Dampfer und befand sich seit Anfang März 1916 in Wilhelmshaven zu Reparaturarbeiten.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

einen starken Trunk, die er schon im Frieden hatte, noch bedeutend mehr nachgeben als sonst. Bei keiner der beiden Unterredungen sei er völlig nüchtern gewesen.

Sein Urteil über England faßte sein Gewährsmann dahin zusammen, daß weit und breit keine Persönlichkeit in Sicht sei, imstande, der Unordnung und des Chaos im Innern zu steuern und die Politik des Landes aus der Atmosphäre hysterischen Hasses in die Welt politischer Wirklichkeiten zurückzuleiten. Das ganze mache gerade wegen der nervösen Überhitztheit der Menschen einen höchst unerfreulichen, jedenfalls nicht auf grade kommende Erfolge hinweisenden Eindruck. In Deutschland müsse man sich aber darüber klar sein, daß England augenblicklich den Krieg bis aufs Messer wolle und an den Erfolg glaube. An Deutschland sei es, diesen Glauben zu vereiteln.

In Paris fand Villalobar gleichfalls entschlossen deutschfeindliche Stimmung. Das allgemeine Schlagwort sei jetzt: Es gehe garnicht um Elsaß-Lothringen, obwohl dessen Wiedererwerbung selbstverständlich sei, sondern Frankreich müsse Deutschland ein für alle mal vollkommen zerschlagen. Ein Friedensschluß, bei dem der Druck der deutschen Drohung so bleibe, wie er vor dem Kriege gewesen, sei unerträglich. Man habe schon so unermeßliche Opfer gebracht, daß es jetzt besser sei, bis ans Ende zu gehen, um den großen Sieg doch noch zur Tatsache werden zu lassen.

Trotzdem sollen die Menschen in Frankreich ruhiger, klarer und fester sein als in England. Poincaré gefalle sich in polternden Beschimpfungen Deutschlands, dagegen spreche Briand sehr ruhig, überlegt und gemäßigt. Sowohl für Poincaré wie für Briand sei es nicht möglich, den Frieden zu machen. Diesen müsse entweder eine viel weiter rechts stehende, mit der Monarchie liebäugelnde Klique machen, die in der Armee starken Anhang besitze, oder die extreme Linke, wahrscheinlich mit Caillaux. (Villalobar ist katholisch und streng monarchistisch. Ihm ist die freimaurerisch-republikanische Gesellschaft, die augenblicklich in Frankreich die Macht in Händen hat, ein Greuel, und aus diesem Gefühle heraus möchte er, daß Deutschland ein reaktionäres Regime in Frankreich begünstigt. Eine Politik, die nach allen bisherigen Erfahrungen unseren Interessen durchaus widerstreiten würde. Die radikale Linke mit ihren zahlreichen Zersetzungsprodukten ist für Deutschland immer noch die angenehmste Regierungsform in Frankreich gewesen.)

Spanien sei in Paris durch zwei Militärattachés vertreten[51], von denen der eine französische, der andere deutsche Sympathien habe. Beide stimmten in ihrem Urteile insoweit überein, als nach ihrer Berechnung gegen den Herbst zu das französische Menschenmaterial zu Ende gehen müsse, Frankreich mithin gezwungen sei, Frieden zu machen.

Die französischen Finanzen seien in sehr schlechtem Zustande. Im Lande aber sei noch Geld vorhanden. Von materieller Not höre man nicht viel. Paris mache einen viel gedrückteren Eindruck als London. Es liege gleichsam in der

[51] Es wurden ermittelt: I. R. de Rivas, Oberst; spanischer Militärattaché in Paris ca.1911 – ca. 1918. Ferner: Marquis de la Torre, spanischer Honorarattaché in Paris ca. 1914 – ca. 1916.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Luft, daß der Feind nur 80 Kilometer entfernt stehe. Die französische Regierung verstehe es, durch geschickt gefaßte Bulletins und Pressebeinflussung immer wieder dem Volke den Eindruck von errungenen Erfolgen zu geben. So werde jetzt wieder Verdun als großer Sieg ausposaunt und dadurch die Moral des Volkes erhalten. Ein entscheidender deutscher Sieg, z. B. die Einnahme Verduns, könne einen Umschwung der Stimmung zur Folge haben. Überhaupt brauche man den beeindruckbaren Franzosen gegenüber einmal einen überraschenden deutschen Erfolg, selbst wenn er vom höheren militärischen Gesichtspunkte aus wenig Wert habe. Gelinge es Deutschland, z. B. nach Compiègne vorzustoßen, so werde der moralische Eindruck in Paris vernichtend sein. Denn Paris sei nun einmal in ganz anderem Maße das Herz und die Seele des Landes als irgend eine andere Hauptstadt.

Die Verluste des Krieges trafen am schwersten das Rückgrat des französischen Volkes, die ländliche Bevölkerung. Leute aus der Bretagne, der Vendée und aus dem Süden bildeten zum großen Teile die vorn kämpfenden Regimenter. Das sozialistische Gesindel, das man wegen gewisser Beziehungen oder auch aus wahltaktischen Gründen zu schonen für nützlich erachte, sei zum großen Teil in Munitions- und anderen Fabriken untergebracht worden, blute auch nicht annähernd so stark als die aus kräftigen Bauernburschen zusammengesetzte vorderste Linie. Frankreich, das schon vor dem Kriege seine Bevölkerung kaum im Gleichgewichte erhalten habe und dessen erstaunliche Rekuperationskraft nach großen Katastrophen gerade auf der bäuerlichen Bevölkerung beruhe, werde sich nach menschlichem Ermessen von diesem Kriege nicht mehr erholen.

Den sympathischsten Eindruck habe er beim belgischen Königspaar in De Panne gefunden. Seine Majestät der König sei durch die harten Erfahrungen dieses Krieges außerordentlich gereift und im Gegensatz zum größten Teile seiner Umgebung durchaus nicht deutschfeindlich. Er habe es offen ausgesprochen, daß er Frankreich für „verfault“ halte und es bedaure, daß die belgischen Truppen mit Ententetruppen kämpfen müßten. Die englische Zumutung, die Linie so weit zurück zu verlegen, daß Belgien ganz geräumt hätte werden müssen, habe er mit Entrüstung abgelehnt. England denke immer nur an sich. Die Zukunft Belgiens liege nicht in einem engeren Anschlusse an Frankreich, sondern in der Herstellung eines verständigen Verhältnisses zu Deutschland. (Aus durchaus vertrauenswürdiger Seite erfuhr ich kürzlich von einer Äußerung Seiner Majestät des Königs zu einem hochgestellten belgischen Diplomaten, dem er gesagt hat: „O, wenn Sie nur wüßten, wie mich die Engländer hereingelegt haben!“) Einen Separatfrieden mit Deutschland hält der König trotz seiner Gesinnungen für unmöglich. Er sei moralisch und politisch mit den Westmächten so eng verknüpft, daß er keine selbständige Bewegungsfreiheit mehr besitze.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Auch Ihre Majestät die Königin, die mit Höchstihrer Mutter[52] in dauerndem Briefverkehr stehe, teile die Anschauungen und Empfindungen des belgischen Souveräns.

Die Umgebung, insbesondere der noch stark im Vordergrund stehende Minister Broqueville[53], sei viel stärker unter französischem Einflusse als der König selbst. Aber auch unter den höherstehenden Belgiern beginne allmählich die Einsicht Platz zu gewinnen, daß die Zukunft Belgiens nur durch eine Verständigung mit Deutschland, mindestens über alle Handelsfragen, gesichert werden könne.

Aus den gesamten Darlegungen Villalobars, der mehr als vielleicht irgend jemand augenblicklich in Europa in der Lage war, nach frischen, aus dem persönlichen Verkehr mit allen maßgebenden Männern gewonnenen Eindrücken zu urteilen, ergibt sich das Resultat, daß Frankreich und England noch zuversichtlich sind und von der möglichen Vernichtung Deutschlands träumen und daß Deutschland der einfache Selbsterhaltungstrieb die Pflicht auferlegt, mit eiserner Ruhe und vollem Zielbewußtsein den Krieg bis zu dem Punkte zu führen, wo das ausgeblutete Frankreich nicht mehr kann. Mehr als Butterkrawalle und sinkender Markkurs schadet im Auslande der durch gewisse Äußerungen von Parteiführern und Preßorganen genährte Glaube, als herrsche in den maßgebenden Kreisen Deutschlands nicht mehr dieselbe vollkommene Einigkeit wie zu Anfang dieses ungeheuren Krieges.

Kühlmann an Bethmann Hollweg

PA Berlin, RZ 201/8255, S. 168. Bericht. Behändigte Abschrift. Praes.: 12. April 1916.

A. 506. Haag, 10. April 1916

England war vor einiger Zeit dazu übergegangen, bei Durchsuchung der in Beschlag genommenen niederländischen Post alle Wertgegenstände, insbesondere Kupons und Wertpapiere, die in bedeutendem Umfang nach Amerika versendet wurden, mit Beschlag zu belegen. Dieses Vorgehen traf hauptsächlich die Amsterdamer Kaufmannswelt an ihrem empfindlichsten Punkte: der Goldbörse, und während sonst die englischen Gewalttaten verhältnismäßig ruhig eingesteckt und höchstens die Faust in der Tasche geballt wurde, begannen die holländischen Blätter über diese Festhaltung von Wertsendungen ein lautes Geschrei. Dem Engländer gegenüber ist das eine vollkommen richtige Taktik. Ich habe mehr als einmal meine holländischen Freunde darauf aufmerksam gemacht, daß der Engländer für nichts so empfindlich ist als für Lärm und gegenüber durch nötigen Nachdruck in der Öffentlichkeit gestützten Protesten

[52] Marie José (1857–1943), geb. Infantin von Portugal; verheiratet 1874 mit Carl Theodor (1839–1909), Herzog in Bayern.

[53] Charles Baron de Broqueville (1860–1940), belgischer Ministerpräsident 1911–1918; Kriegsminister 1912–1916.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

meistens den Rückzug antritt. Dies hat sich im vorliegenden Falle als richtig bewährt. Offenbar in der Befürchtung, die Mobilisationskrise könne in Holland die antienglische Stimmung in einem gefährlichen Grade verstärken, hat England sämtliche mit Beschlag belegten holländischen Wertsendungen restituiert.

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

Bescheiden S. 56–57. Bericht.

Um der französischen Kulturpolitik in Holland zu begegnen, ist hier die Gründung eines „Deutsch-holländischen Goethebunds“ angeregt worden. Dadurch könnte auch den deutschen Flottenvereinen Paroli geboten werden.

[Haag] 11. Mai 1916

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

Bescheiden S. 60–61. Bericht.

Die Entente-Diplomaten haben es in taktloser Weise unterlassen, dem holländischen Ministerpräsidenten Cort van der Linden zu dessen 70. Geburtstag zu gratulieren.

[Haag] 16. Mai 1916

Kühlmann an Bethmann Hollweg

PA Berlin, RZ 201/5939, S. 181–185. Bericht. Behändigte Ausfertigung. Praes.: 20. Mai 1916 a. m.

Nr. A 703. Haag, 18. Mai 1916

Der permanente Unterstaatssekretär im englischen Auswärtigen Amte, Sir Arthur Nicolson, hat aus Gesundheitsrücksichten sein Amt niedergelegt. Auf seine Empfehlung hin ist sein Vorgänger im Amte, der inzwischen Vizekönig von Indien gewesen war, Lord Hardinge of Penshurst – in der europäischen Gesellschaft besser bekannt als Sir Charles oder Charley Hardinge –, interimistisch zu seinem Nachfolger ernannt worden.

Nicolson, der wohl zum ersten Male während der Konferenz von Algesiras als schlauer, tätiger und verschlagener Feind Deutschlands in den Gesichtskreis der deutschen Politik trat, war nicht Engländer, sondern Ire aus einer alten irischen Familie. Es sind in Deutschland dunkle Andeutungen geflüstert worden, als sei er jüdischer Abstammung. Die Geschichte seiner Familie läßt dies aber wenig wahrscheinlich erscheinen. Wie er war, so war seine Politik. Ein kleines, krummes, fast buckliges, von Gicht schief gezogenes Männchen,

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

besaß er in hohem Grade Schlauheit und die Kunst, auf krummen Wegen Diplomatie der alten Schule zu treiben.

Deutschland mochte er nicht leiden, für Rußland hatte er seit seinem Aufenthalte als Botschafter in St. Petersburg eine fast kindische Bewunderung und Verehrung. Rußland konnte sich in London mit dem sehr wenig erleuchteten, an eine Serenissemefigur des Simplizissimus erinnernden Grafen Benckendorff als Vertreter begnügen, da es in dem permanenten Unterstaatssekretär Sir Arthur Nicolson den gescheitesten, dienstwilligsten und auch einflußreichsten Vertreter seiner Interessen im Herzen der englischen Regierung selbst besaß. Nicolson hielt Rußland für unermeßlich reich, namenlos zivilisiert und vor allem militärisch für unbesiegbar. Der Aberglaube von der „russischen Dampfwalze", der in England so lange geblüht hat und zu so bitteren Enttäuschungen führen sollte, dürfte nicht zum geringsten Teile auf sein Konto zu setzen sein.

In der Zeit vor dem Kriege, als Grey unter dem Einflusse anderer Ratgeber eine Politik zu betreiben anfing, die – insbesondere in der türkischen und mesopotamischen Frage – eine klar erkennbare antirussische Spitze hatte, war Nicolsons Einfluß sehr tief gesunken, zumal auch einige der fähigeren jüngeren Leute im Foreign Office ausgesprochen antirussisch waren. Damals wurde der Plan ventiliert, Nicolson als Botschafter nach Paris abzuschieben; ein Plan, der sich wohl realisiert hätte, wenn die Dinge einen friedlichen Verlauf genommen hätten.

In der dem Eingreifen Englands in den europäischen Krieg vorausgehenden bewegten Periode hat Nicolson zweifellos den großen Einfluß, den ihm seine amtliche Stellung in unruhigen Zeiten automatisch gab, restlos zugunsten eines englischen Eingreifens in den Krieg in die Wagschale geworfen. Während der häufigen und langen Abwesenheit Sir Edward Greys seit Kriegsbeginn ist Nicolson, wie ich aus London mehrfach hörte, ziemlich unumschränkter Herrscher im Foreign Office gewesen und hat da wohl häufig Gelegenheit gefunden, seine Neigung für Frankreich und seine fast kindische Hingabe für Rußland diplomatisch in die Tat umzusetzen.

Als Grund für seinen Rücktritt werden gesundheitliche Erwägungen genannt. Dies mag wohl glaublich scheinen. Denn die auf ihm ruhende Geschäftslast hat seine ohnehin nicht starken Kräfte sicherlich im höchsten Grade angestrengt.

Sein Nachfolger Lord Hardinge[54] ist ihm äußerlich und innerlich so unähnlich wie möglich. War Nicolson klein und krumm, so ist Hardinge lang und gerade: der typische Engländer, der einen Ladestock verschluckt hat, wie er in alten Bilderbüchern gezeichnet wird. Nicolson war freundlich und einschmeichelnd, Hardinge ist so kalt, hochmütig und insular, als nur je ein Engländer gewesen ist. Die Ausübung des vizeköniglichen Amtes wird ihn in seiner steifen, hoheitsvollen Art sicher nur weiter bestärkt haben, und es ist wohl nicht

[54] Charles Hardinge (oben Anm. 347). – Seine im folgenden genannte Frau: Winifred Selina (1868–1914), geb. Sturt; seit 1890 verheiratet mit Hardinge.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

zu viel gesagt, daß er einer der unangenehmsten und unverbindlichsten Staatsmänner ist, die es augenblicklich überhaupt gibt.

Seine geistigen Fähigkeiten könnte man leicht überschätzen. Ich will nicht so weit gehen wie manche seiner Mitarbeiter im Foreign Office, die ihm nicht mehr als ein Spatzengehirn konzedieren wollten, aber höhere Fähigkeiten besitzt er im ganzen gewiß nicht. Er ist fleißig, methodisch und tritt nach außen korrekt auf. Seine Laufbahn verdankt er fast ausschließlich König Eduard, und im Geiste König Eduards hat er auch immer seine Politik gemacht. Seine gewandte hübsche Frau, die zum innersten Hofkreise Beziehungen hatte, dürfte an seiner raschen Karriere einen bedeutenden Anteil gehabt haben. 1880 in den diplomatischen Dienst eingetreten, war er von 1898 bis 1904 Hilfsunterstaatssekretär im Foreign Office, 1904 bis 1906 als Botschafter in Petersburg, um von 1906 bis 1910 als Unterstaatssekretär wieder im Foreign Office zu wirken.

Man kann ihn als vollkommen orthodoxen Ententediplomaten im Kreise der Anschauungen König Eduards bezeichnen. Er hat als Botschafter in Petersburg und später im Foreign Office an der freundschaftlichen Ausgestaltung der russisch-englischen Beziehungen fleißig mitgearbeitet, war eben doch gerade diese Ausgestaltung der notwendige Schlußstein der Eduardischen Politik. Denn ohne diese Ausgestaltung war stets die Gefahr gegeben, daß Deutschland sich auf Kosten seiner türkischen Aspirationen wieder enger mit Rußland verband und der zu Lande relativ schwachen Kombination der Westmächte einen übermächtigen Block des erneuten Dreikaiserbündnisses entgegenwarf.

Als Gegner ist Hardinge eher weniger gefährlich als Nicolson, weil er weniger schlau und anpassungsfähig ist und durch seine kalte unangenehme Manier auch auf Freunde, insbesondere die Franzosen, verstimmend einwirken dürfte. Hardinge ist kein Mann, mit dem irgendwelche Geschäfte zu machen sind, vor allem für Deutschland nicht. Und wenn seine Berufung auf den Unterstaatssekretärposten, die ja an sich ungewöhnlich und nur durch die außerordentlichen Zeitumstände erklärlich ist, bedeutet, daß er als einer der englischen Vertreter bei den Friedensverhandlungen in Aussicht genommen werden soll, so ist dies für ein Gelingen dieser Verhandlungen ein herzlich schlechtes Omen.

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

Bescheiden S. 61–62. Bericht.

Er übersendet einen Bericht Dr. Wicherts über das Bestehen der „Hilfsstelle“ bei der deutschen Gesandtschaft im Haag zur vertraulichen Verwertung (der Bericht als Beilage S. 62–70).

[Haag] 28. Mai 1916

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

Bescheiden S. 70–72. Bericht. – Vgl. auch ebenda S. 72–79, 80–90.

Die Ententemächte haben es längst aufgegeben, Holland in den Krieg auf ihre Seite zu ziehen. Jetzt wird der Kampf auf wirtschaftlichem Gebiet geführt. Die Ausfuhr von Rindvieh und Pferden nach Deutschland hat in Holland zu Teuerung geführt. Dafür wird die Regierung verantwortlich gemacht, besonders der Ackerbauminister[55]. Es scheint, daß der entlassene ententefreundliche Finanzminister sich die Situation zunutze macht.

[Haag] 15. Juni 1916

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

Bescheiden S. 79–80. Bericht.

Durch die zunehmenden englischen Übergriffe gegen Holland mehren sich hier die Stimmen für eine „festere Haltung" gegenüber England. In diesem Zusammenhang hat Japan mitgeteilt, daß es sich dann zu entsprechenden Maßnahmen gegen die niederländischen Kolonien[56] veranlaßt sehen würde. Diese Kolonien sind ohnehin nicht mehr lange zu halten.

[Haag] 28. Juli 1916

Kühlmann an Bethmann Hollweg

PA Berlin, RZ 201/2596, S. 40–44. Bericht. Behändigte Ausfertigung. Praes.: 13. August 1916.

A 1095. Haag, 11. August 1916

Der in der Anlage gehorsamst eingereichte Bericht des Kaiserlichen Marineattachés[57] befaßt sich, wie aus der Überschrift „Englischer Bericht" hervorgeht, in ausführlicher Weise mit den politischen und wirtschaftlichen Zuständen in England. Ein berichtliches Eingehen auf diesen Teil der Ausführungen dürfte sich meinerseits erübrigen, da ich durch die fortlaufende eingehende Berichterstattung über englische Verhältnisse, bei der die ökonomische Lage Englands stets besonders im Auge behalten wird, Euerer Exzellenz die von mir gewonnene Auffassung bereits unterbreiten durfte.

[55] Folkert Posthuma (1874–1943), holländischer Minister für Landwirtschaft und Handel 1914–1918. – Der im weiteren genannte Minister ist der schon kommentierte Finanzminister Treub.

[56] Gemeint sind die holländischen Kolonien in Ostasien (Sumatra, Java, die Molukken u. a.).

[57] Erich von Müller (1877–1943), Korvettenkapitän; Marineattaché in Den Haag 1915–1919. – Sein Bericht liegt nicht bei.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Der Bericht des Kaiserlichen Marineattachés befaßt sich in seinem Schlußabsatze auch mit den Neutralen, und zwar speziell den kleineren europäischen Neutralen, und dieser Teil der Ausführungen gibt mir zu einigen Bemerkungen Anlaß; zumal das auch in der deutschen Presse, namentlich bei Graf Reventlow[58] in der „Deutschen Tageszeitung“ und durch den Berliner Korrespondenten der „Kölnischen Volkszeitung“, in neuerer Zeit ähnliche Anschauungen in der deutschen Öffentlichkeit vertreten worden sind, und diese Ansichten, wie ich Euerer Exzellenz zu berichten die Ehre hatte, geeignet sind, unsere Stellung in Holland nachteilig zu beeinflussen.

Wenn in dem Berichte des Herrn Marineattachés gesagt wird: „Durch das Gefühl der Sicherheit seiner Lage meistert England die Neutralen“, so halte ich dies nicht für richtig. England meistert die Neutralen dadurch, daß es vermöge seiner geografischen Lage und seiner Seeherrschaft je nach Belieben den Neutralen den Brotkorb höher oder niedriger hängt. Ebenso wenig kann ich es für richtig halten, daß England die Neutralen „dem Ring zur Absperrung der Zentralmächte eingegliedert hat“. Der richtige Ausdruck würde sein: „England versucht, seine Überlegenheit zur See dahin auszunutzen, um die Neutralen seinen Absperrungsplänen dienstbar zu machen.“ Dadurch daß ein Prozeß, der noch vollkommen in der Entwicklung begriffen ist und bei dem England seine Pläne auch nicht annähernd durchzusetzen vermocht hat, als abgeschlossen hingestellt wird, könnte beim Leser ein Eindruck entstehen, der mit den tatsächlichen Verhältnissen durchaus nicht in Übereinstimmung wäre. Die Versuche Englands, die Zufuhr aus Holland z. B. nach Deutschland abzuschnüren, sind bisher so wenig geglückt, daß unsere Ausfuhrziffern von Holland eine stetig wachsende Tendenz aufweisen. Sie erreichten, wie ich Euerer Exzellenz anderweitig zu berichten die Ehre hatte, im Mai 100 Millionen Gulden, im Juni 106 Millionen Gulden. Die Juliziffern liegen nicht vor, sollen aber, wie ich höre, auch sehr befriedigend sein. Also bisher ist es mit der Abschnürung Deutschlands unter Zuhilfenahme Hollands nichts geworden, im Gegenteil: wir beziehen die uns nötigsten Güter vorläufig noch in steigendem Maße.

Der Bericht fährt weiter fort in einem Satze, der ausführt, infolge der Eingriffe Englands in das wirtschaftliche Leben der Neutralen könne von einer Selbständigkeit der Interessen dieser Staaten kaum mehr gesprochen werden. Auch diesen Satz halte ich für unrichtig. Gerade Holland hat, zwischen die beiden Kriegführenden eingepreßt, bisher seine politische und innerhalb des Rahmens des Möglichen auch seine wirtschaftliche Selbständigkeit zu wahren gewußt. Es hat verschiedene Gelegenheiten, z. B. als England in der Kohlenfrage allzu schroff auftrat, durch energische Remonstration den englischen Blockademinister[59] zum Rückzug gezwungen, und auch jetzt in der Heringsfrage scheint gegenüber den energischen Protesten des holländischen Ministe-

[58] Ernst Graf zu Reventlow (1869–1943), Journalist; schrieb u. a. für die „Deutsche Tageszeitung“; Chefredakteur der „Alldeutschen Blätter“ 1908–1914.

[59] Lord Cecil. – In der Kohlenfrage zwischen England und Holland ging es um das englische Ansinnen, daß deutsche Bunkerkohle unter den Begriff der Konterbande falle. – Die im folgenden angesprochene „Heringsfrage“ meint ähnlich, daß England holländische He-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

riums und der öffentlichen Meinung England wenigstens einen teilweisen Rückzug antreten zu wollen. Als einen Moment durch englische Landungspläne die Integrität Hollands bedroht zu sein schien, haben sich Krone, Ministerium und Volk einmütig dafür entschieden, jeder Verletzung niederländischen Territoriums mit den Waffen entgegenzutreten, und dieser Entschluß würde auch heute noch unter gleichen Umständen gefaßt werden. Ich halte es also für falsch (wenigstens soweit Holland in Frage kommt), wenn behauptet wird, von einer Selbständigkeit der holländischen Interessen England gegenüber könne nicht mehr gesprochen werden.

Für ebenso falsch halte ich den nächsten Satz: „Verzichten die Neutralen wie bisher auf kraftvollen Widerstand, so geht ihnen die Freiheit des Handelns auch für die Zukunft verloren." In keiner der sich in neuerer Zeit häufenden Äußerungen, die alle die Tendenz klar erkennen lassen, Verstimmung gegen die Neutralen zu säen, ist auch nur in geringstem der Weg angegeben, auf dem dieser kraftvolle Widerstand gegen die englischen Übergriffe geleistet werden soll. Eine Kriegserklärung an England kann die deutsche Politik Holland wohl nicht anraten. Was durch Proteste und eine geschickte Diplomatie erreicht werden kann, wird versucht – manchmal mit Erfolg. Die kleinen Staaten werden die Freiheit des Handelns in der Zukunft, d. h. nach dem Friedensschluß, wiedergewinnen, wenn England nicht mehr in der Lage ist, sich auf den Kriegszustand berufend, die Schiffe nach Willkür anzuhalten. In einem zwischen Großstaaten gelegenen kleineren Land wie Holland wird jeder der angrenzenden Großstaaten sich eine Position der Vorherrschaft wirtschaftlich und politisch zu gewinnen versuchen. Diese Einflüsse pflegen sich meistens auszubalanzieren. Daher ist es, seitdem es eine Geschichte gibt, für schwächere Mittelstaaten fast immer der Ausweg gewesen, durch Schaffung einer solchen Balance ihre Existenzmöglichkeit und relative Unabhängigkeit zu sichern.

Daß England versucht, auch die Neutralen seinem wirtschaftlichen Kampfe dienstbar zu machen, ist nichts neues. Es hat dies vom ersten Tage an getan. Es hat dabei Erfolge errungen und Niederlagen erlitten. Wogegen ich ankämpfen möchte, ist, daß der Eindruck entstünde, dieser Kampf sei zugunsten Englands entschieden. Solange wir aus Holland erhebliche Mengen wichtiger deutscher Lebensbedürfnisse beziehen können, solange wir insbesondere auch durch Kreditoperationen den holländischen Geldmarkt, wenigstens zum Teile, für die Finanzierung unserer Bedürfnisse heranziehen können, haben wir und nicht England in diesem Ringkampfe um die Seele der Neutralen gesiegt. Nichts liegt mir ferner, als den Vernichtungswillen Englands zu unterschätzen. Aber England ist eben genau so wie die Mittelmächte nicht allmächtig und muß auch bei seinem Vorgehen den kleineren Neutralen, z. B. Holland gegenüber, stets vor zu hartem Zupacken sich in acht nehmen, sonst entstehen wie-

ringslieferungen an Deutschland als Konterbande verstehe, die konfisziert werden könnten.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

der politische Reaktionen, die seinen permanenten Interessen in höchstem Grade schädlich sind.

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

Bescheiden S. 91–93. Bericht. – Vgl. auch ebenda S. 93.

Der rasche Eintritt Rumäniens in den Krieg ist hier recht reserviert aufgenommen worden. Es liegt kein Symptom vor, daß Holland seine strikte Neutralität aufgäbe. Auf dem Handelsgebiet wächst der Druck seitens Englands. Für Deutschland sollte die „Politik der freien Hand" weiter befolgt werden.

[Haag] 30. August 1916

Kühlmann an Bethmann Hollweg

PA Berlin, RZ 201/8268, S. 140–141. Bericht. Behändigte Ausfertigung. Praes.: 13. September 1916.

A 1257. Haag, 10. September 1916

Auf die Anfrage wegen einer angeblichen Probemobilmachung in Holland hatte ich nicht sofort geantwortet, da ich erst eingehende Erkundigungen einziehen ließ, ob und gegebenenfalls welche militärischen Maßregeln zu den Gerüchten Anlaß gegeben haben können.

Der Militärattaché[60], mit dem ich mich deshalb in Verbindung gesetzt hatte, lehnte die Nachricht sofort ohne weiteres ab, indem er darauf hinwies, daß in einem vollständig mobilisierten Lande wie Holland eine Probemobilmachung an sich schon ein Unsinn sei. Seinen Nachrichten zufolge liege überhaupt nichts vor, was zu einer derartigen Meldung Anlaß gegeben haben könnte. Auch anderweitige Erkundigungen haben genau zu demselben Ergebnis geführt.

In Deutschland ist, wie vorauszusehen war, nach der anscheinend doch überraschend gekommenen Kriegserklärung Rumäniens in breiten Schichten des Publikums eine Nervosität entstanden im Hinblick auf die künftige Haltung anderer wichtiger Neutraler. Diese Nervosität hat in Meldungen aus Dänemark und in der in Deutschland anscheinend weit verbreiteten Ansicht Ausdruck gefunden, Holland könne gegebenenfalls seine Neutralität aufgeben und sich zu unseren Gegnern schlagen. Für eine solche Annahme liegt, wie ich mehrfach zu berichten die Ehre hatte, auch nicht der leiseste Anhaltspunkt vor. Es wäre vielleicht zweckmäßig, auch in der deutschen Presse in dieser Beziehung beruhigend zu wirken. Soweit es durch die hiesigen Korresponden-

[60] Martin Renner (oben Anm. 275).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ten größerer Blätter geschehen kann, bin ich bereits in diesem Sinne bemüht gewesen.

Es ist garnicht ausgeschlossen, daß die Aufregung der Amsterdamer Börsenkreise und die aus dieser Aufregung hervorgegangenen wilden Gerüchte über militärische Maßnahmen Hollands ein Reflex der insbesondere am Rhein in Deutschland in dieser Beziehung hervorgetretenen Nervosität waren. Trotz sorgfältiger Grenzüberwachung und Zensur reagieren Rheinland und Holland doch merkwürdig rasch und genau auf einander.

*Kühlmann an Bethmann Hollweg

Bescheiden S. 96–97. Bericht. – Vgl. auch ebenda S. 103 (Abschiedsaudienz Kühlmanns bei der Königin von Holland).

Die Nachricht, daß der schwedische Außenminister[61] die Neutralität Hollands bezweifele, ist nicht zutreffend. „Holland wird […] seine Neutralität mit allen Mitteln zu bewahren suchen."

[Haag] 11. September 1916

Kühlmann an Bethmann Hollweg

PA Berlin, RZ 201/8268, S. 77–78. Bericht. Behändigte Ausfertigung. Praes.: 17. Oktober 1916.

Nr. 436. Haag, 14. Oktober 1916

Holland war eben im Begriff, in den etwas schlafähnlichen Zustand zu verfallen, der in der Regel im hiesigen öffentlichen Leben herrscht, als die Nachrichten von den scharfen Gefechten an der West- und Ostfront zeitweilig wieder eine gewisse Beunruhigung hervorriefen.

Im Gefühl der zunehmenden Sicherheit war die Unlust, die schwere Last der Mobilisierung auf unabsehbare Zeit weiter zu tragen, stark gestiegen und hatte sich sogar schon zu positiven Abrüstungsplänen verdichtet. Jetzt wo auch die Wirkung des letzten Schreckschusses aus dem Westen wieder abflaut, gewinnen die Absichten auf Verminderung der drückenden Heereslasten neuerdings an Boden. Sowohl der Ministerpräsident Dr. Cort van der Linden als einer der einflußreichsten parlamentarischen Führer des holländischen Unterhauses sagten mir heute, daß mit einer gewissen Erleichterung der militärischen Bürde gerechnet werden müsse. Man werde zwar nicht eigentlich demobilisieren, im Gegenteil die Grenzen und insbesondere die Küste noch stärker besetzen, dafür aber die Garnisonen im Innern des Landes durch Beurlaubung

[61] Knut Wallenberg.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

auf lange Frist (etwa 3 Monate) erheblich herabsetzen. Die Beurlaubungen sollen nach sorgfältiger Prüfung jedes Einzelfalles vorgenommen werden.

Wie ich streng vertraulich erfahre, sind gewisse Truppenbewegungen schon im Gange. Eine größere Truppenmenge soll aus den südlichen Provinzen an die friesische Küste dirigiert worden sein. Ebenso sagte mir Dr. Kuiper zu, daß er für eine starke Besetzung von Seeländisch Flandern noch über den jetzigen Stand hinaus wirken werde. Man scheint in holländischen Kreisen neuerdings Befürchtungen wegen einer möglichen englischen Unternehmung gegen Friesland gehegt zu haben. Wie ich höre, ist die Durchfahrt zwischen sämtlichen holländischen Inseln von Schiermonnigkoog bis Texel verboten worden. Schiffe dürfen nur den Kanal bis Helder benutzen.

Interessant war es, in der letzten Zeit die Haltung des Telegraaf in der Frage einer beschränkten Abrüstung zu beobachten. Das Blatt trat sehr energisch für eine solche ein und stellte die Behauptung auf, die holländische Rüstung erfolge nur in deutschem Interesse, wahrscheinlich sogar auf Grund eines mit Deutschland geschlossenen vertraglichen Abkommens, und diene lediglich dazu, die äußerste rechte Flanke der deutschen Armee zu decken. Wie schon früher berichtlich angedeutet, ist die Absicht der holländischen Ententepresse wohl zunächst, nach erfolgter teilweiser Abrüstung Hollands den Beunruhigungsbazillus hier zu züchten. Vorläufig sieht es nicht so aus, als ob die Ententejournalisten damit großen Erfolg haben sollten.

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald I S. 577. Telegramm.

Die türkischen Friedensbedingungen sind laut Talaat Pascha: territorialer Status quo von 1914, Kriegsentschädigung, Abschaffung der Kapitulationen.

Konstantinopel, 22. November 1916

Kühlmann an Bethmann Hollweg

PA Berlin, RZ 201/14094. Bericht. Behändigte Ausfertigung. Praes.: 28. November 1916 p. m.

Nr. 723. Pera, 25. November 1916

Im meinem Auftrage hat der Geheime Legationsrat v. Radowitz Halil Bey Kenntnis von der amerikanischen Demarche in Berlin[62] gegeben und dabei unter Hinweis auf die bekannte Asquith'sche Rede betont, daß wir uns in einer

[62] In einem Telegramm vom 4. November 1916 an den Geschäftsträger in Berlin, Grew, beschwerte sich der amerikanische Staatssekretär Lansing bei der deutschen Regierung über die Behandlung der Armenier durch die Türkei (Foreign Relations of the United States 1916, Supplement, The World War. Washington 1929, S. 858). – Zu der im folgenden ge-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schwierigen Lage befänden, da unsere Feinde die Armenierfrage gegen uns ausnützten und uns mit für die Verfolgungen verantwortlich machten. Als christliche Macht könnten wir daran nicht stillschweigend vorübergehen. Im Anschluß daran wurden auch die jüngsten Vorgänge in Smyrna erwähnt und dem Minister dringend anheimgegeben, bei der Behandlung der Armenier möglichst vorsichtig zu sein und die Schwierigkeiten nicht zu übersehen, die der Türkei und uns daraus erwüchsen. Inzwischen ergeben die letzten Nachrichten aus Smyrna, daß die dortige Regierung auf Grund der Intervention des Marschalls Liman von Sanders von der Massenverschickung der Armenier Abstand genommen hat.

Bezüglich der amerikanischen Note vom 4. d.Mts. gestatte ich mir, in der Anlage den Entwurf einer Antwort mit dem Bemerken vorzulegen, daß es mir zweckmäßig erscheint, den Amerikanern gegenüber das Vorgehen der türkischen Regierung zu rechtfertigen bezw. zu entschuldigen und unser Einschreiten auf das unpolitische Gebiet der Hilfsaktion für die notleidenden Armenier einzuschränken.

Kühlmann an Bethmann Hollweg

PA Berlin, RZ 201/13753, S. 194–199. Bericht. Behändigte Abschrift. Praes.: 12. Dezember 1916.

Nr. 755. Pera, 8. Dezember 1916

Die Politik Enver Paschas beruht zweifellos auf einer richtigen und großzügigen Auffassung der Gesamtlage. Er läßt die Nebenkriegsschauplätze, auf denen eine eigentliche Entscheidung nicht erfochten werden kann, absichtlich beiseite, wenn sie auch türkisches Gebiet sind, und verwendet die ottomanischen Truppen ohne jede ausdrücklich verlangte Gegenleistung da, wo sie die deutsche Oberste Heeresleitung am nötigsten glaubt brauchen zu können. Diesem Verfahren lag, wenn auch nach türkischer Weise unausgesprochen, die Hoffnung zugrunde, daß aus den von Deutschland besetzten Gebieten genügend Kompensationen (hauptsächlich Rußland gegenüber) sich würden herauswirtschaften lassen, um insbesondere in Armenien den größten Teil des verlorenen wieder zurückzugewinnen. In dieser Beziehung hat die Gründung des Königreiches Polen unsere Freunde enttäuscht und ihre Lage weniger günstig gemacht. Einmal mußten sie im Komitee zugeben, daß dieser wichtige Schritt getan worden ist, ohne daß sie um Rat gefragt worden wären – und dies war eine Enttäuschung für ihre Behauptung, sie würden stets als vollkommen gleichwertiger und gleichberechtigter Bundesgenosse betrachtet und behandelt –, aber auch sachlich ließ er manche politische Hoffnung schwinden. Denn durch die Gründung des Königreiches Polen begab sich Deutschland fast

nannten Rede Asquiths vom 9. November 1916 vgl. Schulthess' Europ. Geschichtskalender 57,2 (1916) S. 185–186.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

des gesamten Gebietes, daß gegebenenfalls als Kompensationsmasse für eine Räumung Armeniens infrage hätte kommen können.

Diese Erwägungen sind nach türkischer Art wenig hervorgetreten, haben aber die gesamte Lage stark zum Nachteil der unbedingten Anhänger Deutschlands verändert. Denn die regierende Komiteepartei muß jetzt mit der Möglichkeit, wenn nicht Wahrscheinlichkeit, rechnen, daß der Friedensschluß der Türkei neue schmerzliche Opfer an Reichsgebiet auferlegen könnte. Nachdem gerade die Schwäche der auswärtigen Politik beim Sturze Abdül Hamids die wichtigste Parole abgegeben hatte, müssen sich die verständigen Komiteeleute sagen, daß ihnen der Boden unter den Füßen unsicher zu werden beginnt, wenn auch sie, nachdem von dem Lande bisher unerhörte Opfer verlangt worden sind, nicht nur mit leeren Händen, sondern mit einem weiter zerkleinerten und geschwächten Reiche nach Hause zurückkehren.

Als Kompensation für die vielen und großen Übel des Krieges hatte man dem Volke seit langem die Befreiung von den verhaßten Kapitulationen in Aussicht gestellt, die auf Schritt und Tritt die Bewegungsfreiheit von Volk und Regierung hemmten und in der Tat unzähligen Mißbräuchen zum Schutze dienen mußten.

Unsere Verhandlungen wegen Aufhebung der Kapitulationen waren bis zu einem gewissen Grade gefördert worden, hingen dann aber viele Monate lang bei der Besprechung über die Kirchen- und Schulfrage fest. Unsere Kirchen und Schulen in der Türkei hatten bisher keinen besonderen vertraglichen Schutz. Sie genossen aber einen gewissen Schutz durch das Bestehen der Kapitulationen. Einesteils war es begreiflich, daß die verantwortlichen deutschen Stellen von dem Wunsche beseelt waren, den deutschen Anstalten anstelle des nunmehr schwindenden Kapitulationsschutzes neue vertragliche Garantien ihres unveränderten Fortbestehens zu verschaffen, anderenteils muß man auch den zähen Widerstand der türkischen Staatsleiter gegen derartige vertragliche Abmachungen als wohlberechtigt würdigen, da (wie sie richtig voraussehen) nach dem Friedensschluß es so gut wie unmöglich sein wird, dem Andrängen der anderen Nationen, insbesondere der Franzosen, auf Gewährung der Gleichberechtigung, d. h. Einräumung derselben Vorteile, wie sie durch eine derartige vertragliche Zusicherung von uns erlangt worden wären, zu widerstehen. Nun handelt es sich auf deutscher Seite um einige Dutzend, bei unseren Gegnern um nahe an die tausend Anstalten.

In dem brennenden Wunsche, die Kapitulationsverhandlungen endlich zu Ende zu bringen und dem türkischen Volke diese so lange verheißene Frucht der engen Freundschaft mit Deutschland vorzulegen, wurden von türkischer Seite allerlei Versuche gemacht, den toten Punkt zu überwinden. Unter anderem vereinbarte der Minister des Äußern, Halil Bey, nach langer Verhandlung in Berlin einen Notenentwurf, der den beiderseitigen Wünschen auf einer mittleren Linie gerecht zu werden schien. Offenbar aber hatte Halil Bey durch den längeren Aufenthalt im Auslande den Kontakt mit den Tagesströmungen in Konstantinopel etwas verloren. Die Beratung seines Entwurfes in Konstantinopel ergab, daß im Ministerrate eine Minorität unter Führung von Talaat und

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Enver, im Komitee hingegen eine starke Majorität sich in der nachdrücklichsten Weise der Annahme der Halil'schen Vorschläge widersetzten. Die Dinge spitzten sich so zu, daß Halil mit einem Demissionsantrage hervortrat für den Fall, daß sein Entwurf nicht angenommen würde, Talaat Bey, der Minister des Innern, hingegen seine Demission in sichere Aussicht stellte, wenn ein dem Halil'schen ähnlicher Entwurf durchgehen sollte. Enver Pascha machte den Versuch, durch einen weiteren Notenentwurf die Gegensätze auszugleichen. Es gelang ihm, unter starker Einsetzung seiner Persönlichkeit einen türkischen Entwurf im Ministerrate durchzubringen, der aber keine von beiden Parteien befriedigte und wegen seiner wenig glücklichen Fassung von der deutschen Regierung in unzweideutiger Weise abgelehnt werden mußte.

Auf diese Weise war für uns eine politisch sehr gefährliche und gespannte Lage entstanden. Im Komitee triumphierten die Deutschland weniger geneigten Elemente, indem sie darauf hinwiesen, es sei Deutschland überhaupt gar nicht Ernst mit der Abschaffung der Kapitulationen, die deutsche Politik treibe nur Spiegelfechterei, suche die Angelegenheit jetzt durch allerlei juristische Künste hinzuschleppen, um nach Friedensschluß gemeinsam mit den jetzigen Gegnern der Türkei die Sklavenketten der Kapitulationen wieder aufzuzwingen. Das Ministerium selbst war gespalten, unsere vier stärksten Stützen unter sich vollkommen zerfallen. Enver und Talaat lehnten ab, in dieser Frage mit Halil überhaupt noch zu verhandeln. Die Stellung des Ministers des Äußern war auf das bedenklichste erschüttert, sein Rücktritt galt vielen als unmittelbar bevorstehend. Enver war über die Zurückweisung der türkischen Note, die er mit so viel Mühe zustande gebracht hatte, verstimmt. Fielen einmal diese vier Männer auseinander, so brach das jetzige Ministerium zusammen, so waren die stärksten Stützen unseres Einflusses in der Türkei beseitigt und den Intrigen der Gegner Tür und Tor geöffnet.

Bei so bedrohlicher Lage schien rasches Handeln geboten, und die von Ew. Exzellenz angeordnete Lösung, die uns alle wesentlichen Garantien – insbesondere die Meistbegünstigung – sicherte, ohne daß eine der beiden Parteien im Kabinett sich der anderen bedingungslos zu unterwerfen brauchte, dürfte auf die gesamte politische Lage klärend und festigend wirken.

Die Freude über die endliche Abschaffung der Kapitulationen, welche die Türkei Deutschland danken wird, wird viel größer und tiefgehender sein, als irgend jemand in Deutschland sich vorstellen kann, und wird das Vertrauen und die Anhänglichkeit an Deutschland auf viel festeren Boden stellen als irgend etwas, was vorher geschehen ist. Auch für die Zukunft wird, richtig ausgenutzt, unsere Haltung in der Kapitulationsfrage immer dazu beitragen, ein festes Band zwischen Deutschland und der Türkei zu schmieden. Denn es ist in der Tat vorauszusehen, daß insbesondere Frankreich, dessen ganze Stellung im Orient mit der Frage des katholischen Protektorats und der Schulen innig verwachsen ist, alles daran setzen wird, an den Kapitulationen festzuhalten und sein dem ganzen Orient planmäßig umklammerndes System von Schulen wieder zu eröffnen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Gerade diese Frage wird noch für Jahre nach dem Friedensschluß einen trennenden Keil zwischen die Türkei und die Westmächte treiben und uns die Möglichkeit gewähren, der Türkei gegenüber die Rolle eines treuen Freundes und Helfers zu spielen. Halten wir diese Frage stets genügend im Vordergrund, so sichert sie allein uns schon eine Fortdauer des engen Vertrauensverhältnisses, wie es jetzt im großen ganzen zwischen der Türkei und uns besteht.

Kühlmann an Bethmann Hollweg

PA Berlin, RZ 201/12518, S. 303–306. Bericht. Behändigte Ausfertigung. Praes.: 19. Dezember 1916.

Nr. 766. Pera, 15. Dezember 1916

Die Sicherheit, daß das verbündete Deutschland sich der Notwendigkeit nicht entziehen kann, der Türkei die für Heereszwecke und ebenso für die sonstigen Staatsbedürfnisse erforderlichen Mittel zu gewähren, hatte hier während der Kriegszeit die finanziellen Sorgen zurücktreten lassen. Seit einiger Zeit hat man jedoch angefangen, sich mit dem Gedanken zu beschäftigen, wie sich das Staatsbudget nach Friedensschluß gestalten wird, wieviel für die laufenden Bedürfnisse der Staatsverwaltung, für Heereszwecke sowie zur Ausführung der Flottenpläne erforderlich sein wird und wie der Gesamtbedarf gedeckt werden soll.

Dschavid Bey[63] hat sich vor seiner Abreise nach Berlin auch mit diesen Fragen beschäftigt. Zu gleicher Zeit hat der deutsche Berater im Ministerium für Ackerbau und Handel, Geheimrat Hahl, mit Unterstützung von Beamten des Finanzministeriums die anliegende Denkschrift[64] über die Finanzen der Türkei ausgearbeitet. Dschavid Bey hat sich für diese Arbeit lebhaft interessiert. Geheimrat Hahl kommt zu dem Ergebnis, daß, wenn man die Zinsen der deutschen Vorschüsse und der kreditierten Forderungen für Kriegsmaterial, die Kosten des militärischen Etablissements und der Flottenpläne sowie die Ausgaben für Reformen auf den verschiedenen Verwaltungsgebieten, Bezahlung der Requisitionen, Versorgung von Kriegsinvaliden, -Witwen und -Waisen unberücksichtigt läßt, die Ausgaben im ersten Friedensjahre um rund 17, in zweiten Friedensjahre um rund 7 Millionen türkische Pfund hinter den Einnahmen zurückbleiben werden, daß also 24 bis 25 Millionen Ltq[65] erforderlich wären, um die Staatsverwaltung überhaupt nur im Gange zu erhalten. Dabei hat er, wie ich von anderer Seite höre, die Sachlage eher zu günstig beurteilt.

[63] Vgl. oben Anm. 757. – Der im folgenden genannte: Albert Hahl (1868–1845), Gouverneur von Neuguinea 1899–1914; Beirat im türkischen Ministerium für Handel und Landwirtschft 1916–1918.

[64] Sie liegt bei: PA Berlin, RZ 201/12518, S. 310–340.

[65] LTQ = türkische Pfund.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Der Etat für das am 1./14. März beginnende neue Finanzjahr 1333[66] weist übrigens eine Spannung von rund 22 Millionen Ltq zwischen Einnahmen und Ausgaben auf.

Nach einem im Kriegsministerium aufgestellten Etatsentwurf, der mir ganz vertraulich mitgeteilt wurde und unter Rückerbittung hier beigefügt ist, werden die Kosten für Um- und Neubewaffnung der Armee, der Meerengen und der Küsten sowie für die geplante Einrichtung von Waffen- und Munitionsfabriken auf über 1.300.000.000 Mark veranschlagt.

Das Marineprogramm Dschemal Paschas[67] (Bericht Nr. 761 vom 12.12.16) sieht eine Aufwendung von rund 800 Millionen Mark – verteilt auf 10 Jahre – vor, wovon rund 320 Millionen Mark auf die ersten drei Jahre entfallen sollen.

Nun wird sich ja manches Wasser in diesen Wein tun lassen. Weder das 1¼ Milliardenprojekt für Befestigung und Retablissement nach dem Kriege noch das 800 Millionenprogramm Dschemal Paschas werden ohne starke Beschneidung durchgeführt werden. Immerhin lassen die jetzt vorliegenden Daten schon in den Umrissen erkennen, wie groß etwa der Finanzbedarf der Türkei in den ersten Jahren nach Friedensschluß sein wird, und es scheint schon jetzt für die deutsche Politik notwendig, dieser Lage klar ins Auge zu sehen, zu prüfen und Klarheit zu gewinnen, ob wir gewillt und in der Lage sind, als der hauptsächliche Geldgeber der Türkei ihre Finanzierung bis auf weiteres zu übernehmen. Von diesem Entschlusse wird m. E. zum großen Teile auch die künftige Haltung der Türkei abhängen.

Falls wir in der Lage sind, sie zu finanzieren, so glaube ich, daß es bei geschickter Behandlung gelingen wird, unsere präponderante Stellung auch nach Rückkehr der Gegner auf den diplomatischen Kampfplatz zu behaupten. Übersteigt die Finanzierung unsere Kräfte, so erscheint es wenig wahrscheinlich, daß wir die während des Krieges errungene Stellung behaupten können. So sehr die Entente nach dem Kriege in ihren Finanzen geschwächt und heruntergekommen sein wird, halte ich es für wahrscheinlich, daß sie selbst unter verzweifelten Anstrengungen versuchen wird, uns finanziell hier herauszudrängen und dadurch politisch Deutschland das Wasser abzugraben. Vor allem fürchte ich hiebei Amerika, das, durch den Krieg maßlos bereichert, sich wahrscheinlich von England und Frankreich gebrauchen lassen würde, um mit Hilfe seiner Kapitalien hier der Ententepolitik Vorschub zu leisten. Wie mir der Großwesir vertraulich sagt, hat Botschafter Elkus[68] ihm bereits Andeutungen über amerikanische Hilfsbereitschaft auf finanziellem Gebiete gemacht, die er aber bisher geflissentlich überhört habe.

Es handelt sich selbstverständlich (von dem sogenannten kleinen Marineprojekt Dschemal Paschas abgesehen, über das anderweitig ausführlich berich-

[66] = 1917.

[67] Ahmed Djemal [Cemal] Pascha (1873–1922), einer der Führer in der jungtürkischen Bewegung; Marineminister 1914–1916, 1917–1918; im Weltkrieg auch Militärbefehlshaber und Generalgouverneur von Syrien 1915–1917.

[68] Abraham Isaac Elkus (1867–1947), amerikanischer Botschafter in Konstantinopel 1916–April 1917 (Abbruch der Beziehungen).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

tet worden ist) um keine unmittelbar vorliegenden Forderungen und um keine Bindung unsererseits. Es scheint mir nur im Interesse der Stetigkeit unserer Politik wünschenswert, daß man auch bei den gegenwärtigen Verhandlungen mit Dschavid in Berlin in der Lage ist, weit ausschauend zu überblicken, mit welchen Anforderungen in der Zukunft zu rechnen sein wird.

Kühlmann an Bethmann Hollweg

PA Berlin, RZ 201/12519, S. 309–311. Bericht. Behändigte Ausfertigung. Praes.: 8. Februar 1917.

Nr. 81. Pera, 3. Februar 1917

Die Türkei ist nur dank den von Deutschland gewährten Vorschüssen in der Lage, den Krieg fortzuführen. Sie wird nach Beendigung des großen Ringens von allen kriegführenden Staaten verhältnismäßig in der schlechtesten Lage sein. Denn die, insbesondere durch rücksichtslose Beitreibung von seiten der Armeebehörden, stark erschöpften natürlichen Hilfsquellen des vorwiegend vom Ackerbau lebenden, dünn bevölkerten Landes werden nach den Ansichten aller Sachverständigen, die ich gesprochen habe, nicht ausreichen, um die Kosten des Retablissements, der normalen Weiterführung der Verwaltung und der Verzinsung und Amortisation unserer Kriegsvorschüsse zu gewährleisten. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das Ergebnis des Versuches, dies durchzuführen, die erklärte Zahlungsunfähigkeit des ottomanischen Reiches zur Folge haben müßte.

Dieser Gedanke beschäftigt Staatsmänner fortwährend, und auch Dschavid Bey hat (wie ich aus Berliner Finanzkreisen höre) schon öfters in mehr oder minder verblümter Form darauf hingewiesen, daß er hoffe, Deutschland werde in irgend einer Form die Eintreibung seiner Schuldforderungen mildern oder zeitweise suspendieren. Kühnere Wünsche spielen wohl auch schon mit dem Gedanken eines vollständigen Nachlasses der Kriegsvorschüsse.

Ich möchte heute auf diesen Fragenkomplex nicht näher eingehen, da dabei zahlreiche Erwägungen mitsprechen müssen, die Sache der Zentralbehörden sind. Der Gedanke, daß für ein Nachlassen der Schuld in irgendwelcher Art (sei es Stundung der Verzinsung, sei es Nachlaß eines Teiles der Kapitalschuld) reale Entschädigungen von der Türkei gewährt werden müßten, ist mir öfters entgegengetreten und scheint erwägenswert. In diesem Zusammenhange hielte ich es für zweckmäßig, eingehender als dies bisher geschehen, zu studieren und klar zu legen, welche Vermögensobjekte unsere Kriegsgegner in der Türkei besitzen.

Es kommen da sehr erhebliche Werte, insbesondere Bahnunternehmungen, infrage. Während das, was uns die Türken an eigenem bieten könnten (Minen, Konzessionen u. dergl.), zweifellos gegenüber den jetzt schon für die Kriegführung geliehenen Summen als ganz unzureichend erscheinen muß, würde die Einrechnung alles gegnerischen Eigentumes in der Türkei das Bild

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

erheblich zu unseren Gunsten verändern. Bisher haben die ottomanischen Staatsmänner das feindliche Eigentum nicht allzu scharf angefaßt – aus der begreiflichen Erwägung heraus, daß die Türkei nach dem Kriege doch wieder auf die finanzielle Unterstützung so ziemlich aller europäischen Großmächte angewiesen sein würde.

Gelänge es uns, gegen gewisse Milderung unserer Schuldforderung an die Türkei ein entscheidendes Mitbestimmungsrecht über die im ottomanischen Reiche befindlichen feindlichen Unternehmungen zu erlangen, so würde unsere Stellung in dieser Frage England gegenüber erheblich gebessert. Augenblicklich übersteigt wohl die Masse des in England befindlichen deutschen Eigentums die des in Deutschland befindlichen englischen Besitzes so sehr, daß bei einer rücksichtslosen Durchführung und Aufrechterhaltung der Konfiskation wir die Geschädigten bleiben.

So notwendig es ist, daß wir uns zur Klärung der eigenen Auffassung mit der Frage beschäftigen, was aus unserer großen Kriegsforderung an die Türkei werden soll, so wenig, scheint mir, wäre es zweckmäßig, den türkischen Unterhändlern in dieser Beziehung irgendwie nennenswertes Entgegenkommen zu zeigen. Das Bestehen einer großen deutschen Schuldforderung gegen die Türkei ist eine Waffe, die (vorsichtig, aber nachdrücklich verwendet) sich bei der Neugestaltung unseres späteren Verhältnisses sehr nützlich erweisen kann.

Kühlmann an Bethmann Hollweg

PA Berlin, RZ 201/13907, S. 116–119. Bericht. Behändigte Ausfertigung. Praes.: 10. Februar 1917.

Nr. 86. Pera, 3. Februar 1917

Die deutschen wissenschaftlichen Bestrebungen in der Türkei, deren hervorragende Ergebnisse die größte Anerkennung verdienen, haben sich fast ausschließlich den frühen Epochen, insbesondere der klassischen und nachklassischen Epoche der griechischen und greco-romanischen Kunst zugewendet. Die byzantinische Epoche hat verhältnismäßig weit weniger Bedeutung gefunden. Der etwa vor zwanzig Jahren gegründete Lehrstuhl für byzantinische Wissenschaften an der Universität München, hat, soweit ich unterrichtet bin, wenig Nachahmung gefunden. Noch weniger hat nach dem Urteil kompetenter Kreise, mit denen ich mich über die Frage zu unterhalten Gelegenheit nahm, die neueste deutsche Forschung sich mit dem eigentlichen türkischen Reich, seiner Geschichte, Kulturgeschichte, seinem Kunstgewerbe, seiner Kunst abgegeben, obwohl hier mit den heutigen Verkehrsverhältnissen sozusagen vor den Toren Deutschlands eine reiche, in sich abgeschlossene Kultur eines Volkes vorliegt, mit dem uns durch die Entwickelung des letzten Menschenalters enge politische und wirtschaftliche Bande verbinden. Der Gedanke liegt nahe zu erwägen, ob es nicht eine dankbare und nützliche Aufgabe des Deutschen Reiches wäre, die Errichtung eines Forschungsinstitutes – ähnlich denen, die in

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Rom und Athen seit Jahren ruhmvoll wirken – in Konstantinopel für die Zeit nach dem Kriege ins Auge zu fassen. Ich glaube, daß der Gedanke in der deutschen wissenschaftlichen Welt Beifall und warme Förderung finden würde. Vor [= Bevor] die maßgebenden Faktoren einen bindenden Entschluß für ein solches immerhin weitaussehendes Institut fassen, möchte ich befürworten, daß schon jetzt, ohne Aufwand irgendwelcher besonderen Mittel, gewisse allgemeine Vorstudien für ein derartiges wissenschaftliches Unternehmen ins Auge gefaßt werden.

Der am Athener Institut tätig gewesene Professor Karo[69], der augenblicklich zur Armee eingezogen ist, soll, wie ich aus Berlin privatim höre, demnächst hieher entsandt werden. Er erschien in hervorragendem Maße als die geeignete Persönlichkeit, um die Verhältnisse hier an Ort und Stelle eingehend zu studieren und dann in Form einer Denkschrift die Ergebnisse zusammenzufassen. Ebenso könnte die vom April des Jahres ab umzugestaltende Nachrichtenstelle mit den reichen Mitteln der Großindustrie vorbereitend für derartige Unternehmungen wirken. Die Nachrichtenstelle für den Orient[70] bedarf einer ausreichenden Bibliothek, um ihrer Aufgabe gerecht werden zu können. Sowohl in der Person einiger deutscher Professoren der hiesigen Universität als auch hier lebender verdienter Orientkenner, wie des früheren Generalkonsuls Mortmann[71], stehen ausgezeichnete Persönlichkeiten zur Verfügung, um – wenn auch kleine – Mittel für ein derartiges Bibliotheksunternehmen zweckmäßig zu verwenden.

Auf türkischer Seite ist, wie ich bereits anderweitig zu berichten die Ehre hatte, wohl mit unter deutschem Einfluß das Bestreben lebendig geworden, die großen, bisher so gut wie unzugänglichen Schätze sowohl der Kaiserlichen als der privaten Moscheen und Stiftungsbibliotheken zu vereinigen, zu katalogisieren und der wissenschaftlichen Welt zugänglich zu machen. Die Bücherei der deutschen Orient-Nachrichtenstelle könnte sich die bescheidene, aber nützliche Aufgabe setzen, Lücken der vorhandenen Büchersammlungen auszufüllen, vor allem aber die wichtigeren Tageserscheinungen der türkischen Literatur zu erwerben und zu sichern. Türkische Bücher, auch sehr wichtige Werke, erscheinen in kleinen, oft nur einmaligen Auflagen, verschwinden alsbald aus dem Markte und erreichen bei einem sehr wenig entwickelten Antiquariatsgeschäfte nach kurzer Zeit fabelhafte Preise, wenn sie überhaupt noch zu erhalten sind. Auf diese Weise kommt es, daß jedes ältere Buch gerade der letzten dreißig bis vierzig Jahre häufig unauffindbar ist. Systematische Sammlungen der wichtigen Tageszeitungen und dergleichen, die ebenfalls so gut wie

[69] Georg Karo (1872–1963), Professor der Archäologie; Direktor des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen 1912–1919, 1930–1936.

[70] Die „Nachrichtenstelle für den Orient“ war eine Einrichtung des deutschen Generalstabs und des Auswärtigen Amtes, die im Ersten Weltkrieg Propaganda in den Ländern des Orients und Indiens betrieb. – Neuere Studie dazu: Bragulla, Nachrichtenstelle.

[71] Johannes Mordtmann (1852–1932), Generalkonsul in Smyrna 1903–1910; seit 1910 im Ruhestand.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

garnicht existieren, würden für den künftigen Forscher von größter Wichtigkeit sein.

Solche kulturelle Bestrebungen sind neben ihrem Werte an sich auch von großer politischer und kommerzieller Bedeutung. Die Verkettung der Ereignisse hat uns zu einer Intimität des politischen Verhältnisses mit der Türkei geführt, der unsere sonstige Fühlungnahme mit ihr nicht entsprochen hat. Die Flut von Broschüren und leicht hingeschriebener Tagesliteratur, mit der ein oft mehr feuriger als wohlgeleiteter Eifer Deutschland in den letzten Jahren bis zur Übersättigung überschüttet hat, vermag die Wirkung langjähriger und eingehender, liebevoller wissenschaftlicher Arbeit keineswegs zu ersetzen. Die tiefen Wurzeln, welche die französische Sprache und französische Sympathie hier geschlagen haben, beruhen auf den unzähligen Fäden schöngeistiger intellektueller und wissenschaftlicher Natur, welche Frankreich zwischen dem Orient und Paris anzuknüpfen verstanden hat. Es ist für Deutschland eine Aufgabe, welche den schönsten Traditionen der deutschen Geistesgeschichte gemäß ist, in dieser Beziehung es den Franzosen gleichzutun, um sie zu übertreffen.

Kühlmann an Bethmann Hollweg

PA Berlin, RZ 201/13891, S. 91–97. Bericht. Behändigte Ausfertigung. Praes: 10. Februar 1917.

Nr. 88. Pera, 5. Februar 1917

Wie schon seit geraumer Zeit in intimeren Komiteekreisen vorausgesagt worden war, ist der bisher als Großwesir fungierende egyptische Prinz Saïd Halim[72] zurückgetreten, um Talaat Platz zu machen.

Schon bei den Verhandlungen, die zur Teilnahme der Türkei am Kriege führten, und beim Kriegsausbruche selbst trat es deutlich zutage, daß neben dem die Türkei wirklich regierenden Bunde der vier Männer – Enver, Talaat, Halil und Dschemal – der Großwesir nur eine verhältnismäßig nebensächliche und formale Rolle spielte. Er wurde damals vom Ausbruche der Feindseligkeiten gegen Rußland überrascht, wollte zurücktreten und ist nur durch erheblichen Druck der Komiteepartei veranlaßt worden, auf seinem Posten als Großwesir auszuharren.

Seine Funktion war größtenteils eine dekorative. Aus einem im ganzen Orient angesehenen reichen Fürstenhaus hervorgegangen, vertrat der kleine Mann mit den hervorstechenden, lebhaften Glotzaugen und dem struppigen weißen Barte das konservative, orthodoxe, vornehme Element in einer Regierung der homines novissimi, die in wenigen Jahren aus den unteren Volksschichten zur Macht emporgestiegen waren. Saïd Halim ist Eigentümer einer herrschaftlichen Besitzung am Bosporus, konnte empfangen und repräsentie-

[72] Said Halim Pascha (1864–1921), Großwesir 1913–3. Februar 1917.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ren, und wenn auch der Krieg seine großenteils aus Egypten fließenden Einkünfte stark beschnitten hat, so war er doch der einzige in der türkischen Regierung, der als geborener und erzogener Grandseigneur gelten konnte.

Innerlich paßte er nicht zu seinen Ministerkollegen, und der wirklich politische Einfluß wurde seinen Händen schon entwunden, als ihm das Ministerium des Äußeren genommen und an Halil übertragen wurde. Seitdem er auf das an sich einflußlose Amt des Großwesirs beschränkt war, hatte er politisch wenig mehr zu sagen, wenn er auch gerne die Fiktion aufrecht erhielt, die ganz großen Fragen könnten ohne sein Zutun nicht gelöst werden. Es war für die Botschafter zweckmäßig, diese Fiktion nach Kräften zu unterstützen. Denn der Verkehr mit ihm als Grandseigneur war angenehm. Außerdem wußte er doch so ziemlich alles, was vorging, und war häufig mitteilsamer als seine Kollegen.

Es waren keine großen grundlegenden Fragen, die den schließlichen Bruch herbeigeführt haben, sondern eine Reihe von kleinen Meinungsverschiedenheiten im einzelnen. Von Komiteeseite wird behauptet (und das mag wohl wahr sein), Saïd Halim habe in dieser ungewöhnlich schwierigen Zeit für die Türkei in seiner Stellung als Präsident des Ministerrates nicht genügt. Er habe es nicht verstanden, diesem Körper durch kraftvolle und zielbewußte Leitung Einheit und Kontinuität zu verleihen, sondern habe vielmehr durch seine eigene, schwer zu bestimmende, manchmal paradoxale Haltung Unruhe und Unsicherheit in die Politik gebracht.

Ich habe den Großwesir seit seiner Abdankung noch nicht gesehen. Es läßt sich also schwer sagen, ob er nun verärgert schmollen oder die Rolle des endlich auf seinen Wunsch von einer lästigen Bürde befreiten Grandseigneurs vorziehen wird.

Mit Talaat ist der stärkste und bedeutendste Mann der ganzen jungtürkischen Partei, der schon seit geraumer Zeit die effektive Macht in Händen hatte, nunmehr auch formell zur Leitung des türkischen Staats berufen worden. Der breitschultrige, schwergebaute Mann mit seinen schwarzen, durchdringenden Augen und einer äußeren Ruhe und bonhomie, die eine gewaltige Willenskraft und, wo es not tut, auch Brutalität angenehm verschleiern, ist aus den unteren Klassen hervorgegangen. Von Abstammung kein Türke, sondern wahrscheinlich bulgarischen Blutes, gehörte er schon in Salonik, wo er eine untergeordnete Stellung im Telegrafendienst einnahm, zu den Verschworenen und ist seit Ausbruch der Revolution gegen Abdul Hamit immer im Vordergrund der Ereignisse gestanden.

Talaat ist eine bedeutende Persönlichkeit, der auch Züge wirklicher Größe nicht mangeln. In manchem erinnert er sich an den großen, später in Teheran ermordeten persischen Staatsmann Atabeg Asam[73]. Wie jener hat er die Gabe der raschen Auffassung und des durchdringenden Verstandes, mit denen er große und verwickelte Probleme rasch auf eine einfache Form bringen [kann], und wie jener besitzt er eine im Orient bei hochstehenden Beamten seltene

[73] Mirza Ali Asghar Khan Amin al-Soltan (1858–1907), letzter Premierminister Persiens Mai – August 1907 (ermordet); er führte den Ehrentitel Atabak („Führer“).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Eigenschaft: einen ausgesprochenen Sinn für Humor, der auch vor Selbstironie nicht zurückschreckt, und statt zu versuchen, den bescheidenen Ursprung vergessen zu machen, gerne mit allerlei Witzen an die harten Jahre des Aufstieges erinnert. Soweit ein Orientale absolut ehrlich und zuverlässig sein kann, besitzt Talaat diese Eigenschaften. Wer es einmal verstanden hat, sein Vertrauen zu gewinnen, kann bei ihm vieles erreichen. Seine Bildung ist, wie dies bei seinem Werdegange nicht anders möglich, außerordentlich lückenhaft. Französisch spricht und versteht er, ohne die Feinheiten der Sprache wirklich zu beherrschen,

Er ist ein aufrichtiger, glühender türkischer Patriot. Seine schwächste Seite liegt wohl darin, daß er dies allzu sehr ist und bis zu einem gewissen Grade noch in den Anschauungen der Revolutionsperiode befangen ist, die zweifellos einen ausgesprochenen nationalistischen und wenig fremdenfreundlichen Charakter hatte.

Von ihm ist eine geschlossene und einheitliche Leitung der türkischen Gesamtpolitik zuversichtlich zu erwarten. Er hat seine eigene politische Existenz und die seines Landes auf das Bündnis mit Deutschland gestellt. Wir können, solange die Umstände oder wir selbst ihn nicht vor die Alternative stellen, die Existenz der Türkei auf dem Altar der Bundestreue zu opfern, meiner Ansicht nach fest und bestimmt auf ihn rechnen.

Dschavid, dessen Eintritt in das Kabinett als Finanzminister augenblicklich als feststehend angenommen wird, ist durch seine langen Verhandlungen in den Berliner politischen und Finanzkreisen persönlich so wohl bekannt, daß ich mir eine Charakteristik dieses Mannes füglich ersparen darf. Für Talaat bedeutet es eine ansehnliche Stärkung seines Kabinetts, daß Dschavid diesem beitritt. Denn er war als Kristallisationspunkt einer Oppositionsgruppe im Komitee stets sehr gefährlich, zumal er auf einflußreiche und begabte jüngere Politiker, wie den Vizepräsidenten der Kammer Hussein Dschahid[74], unbeschränkten Einfluß ausübte. Vielfach war ihm von Ententeseite die Rolle zugedacht, bei einem Systemwechsel in der Türkei der Premierminister eines ententefreundlichen Kabinettes zu werden. Gelingt es, ihn zu positiver Mitarbeit im Kabinett Talaat heranzuziehen, so muß er – durch die Verhältnisse gezwungen – sich auch politisch mit diesem Kabinette identifizieren. Der Entente gegenüber ist er damit wohl für alle Zeiten unheilbar kompromittiert.

Vom diplomatischen Standpunkte aus ist das Ausscheiden Halils aus dem Ministerium des Äußern sehr zu beklagen. Der dicke, stets heitere Mann war ein aufrichtiger Freund Deutschlands, und wenn man auch sicherlich nicht behaupten kann, daß er ein großer Diplomat war, so konnte man dafür seiner erprobten Ehrlichkeit immer vertrauen.

Seine Stellung als auswärtiger Minister ist, wie ich mehrfach zu berichten die Ehre hatte, durch den Verlauf der Kapitulationsverhandlungen mit Deutschland geschwächt worden, hatte aber durch den endlichen Abschluß des Werkes wieder an Stärke gewonnen. Jetzt ist er auf eigenen Wunsch ausgeschie-

[74] Nicht weiter identifiziert.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

den, um sich dem ihm näher liegenden Justizministerium zu widmen, da er voraussah, daß der energische Talaat, der ihm schon früher mehrfach das Konzept verdorben, als Großwesir noch mehr die eigentliche Entscheidung auch in auswärtigen Fragen an sich reißen werde, sodaß der auswärtige Minister wenig Aussicht auf irgendwelche Selbstständigkeit behalten werde.

Vom Nachfolger Nessimy Bey, dem bisherigen Handelsminister, ist wenig günstiges zu berichten. Ein geborener ottomanischer Kreter, durch großen Reichtum in der Lage, viele Komiteemitglieder pekuniär sich zu verpflichten, gilt er nach seinen bisherigen Leistungen als unentschiedener, wenig entschlußfroher Charakter. Mit der deutschen Einkaufskommission hat er als Handelsminister zahlreiche Meinungsdifferenzen gehabt. Über seine allgemeine Stellung zu Deutschland möchte ich mir mein Urteil vorbehalten, bis ich Gelegenheit gehabt habe, ihm im Auswärtigen an der Arbeit zu sehen. Seine guten Kenntnisse der französischen Sprache haben bei seiner Ernennung wesentlich mitbestimmend gewirkt.

Praktisch wird die Sache sich voraussichtlich so entwickeln, daß man noch mehr, als dies bisher schon üblich, wichtigere Angelegenheiten mit Talaat und Enver persönlich bespricht und das auswärtige Ministerium hauptsächlich zur Erledigung laufender Angelegenheiten benutzt. Dieser Zustand ist keineswegs ideal, hängt aber damit zusammen, daß die gesamten gelernten Diplomaten der Türkei beim Komitee als wenig gesinnungstüchtig gelten und geheimer Sympathien mit dem alten Regime verdächtigt werden.

Die anderen neuen Männer gehören durchweg zur zweiten und dritten politischen Garnitur. Ein näheres Eingehen auf ihre Persönlichkeit darf vorläufig füglich unterbleiben.

Politisch wird auch das Kabinett Talaat genau denselben Kurs weiter steuern wie das bisherige. Für die junge Türkei bedeutet es insofern einen Wendepunkt, als sie mit Talaat ihre größte, aber auch ihre letzte Karte ausspielt. Sollte er sich politisch verbrauchen oder (was hier im Orient immer im Bereich des möglichen liegt) einem politischen Attentat zum Opfer fallen, so ist in der gesamten jungtürkischen Partei vorläufig keine Persönlichkeit ersten Ranges sichtbar, die in der Lage wäre, an seine Stelle zu treten.

Kühlmann an Bethmann Hollweg

PA Berlin, RZ 201/13754, S. 34–37. Bericht. Abschrift (ohne Nr. und Praes.).

Pera, 16. Februar 1917

Das Kabinett Talaat Pascha hat sich gestern offiziell der Kammer vorgestellt[75]. Bei dieser Gelegenheit hat der neue Großwesir programmatische Erklärungen abgegeben, die mir von größter prinzipieller Wichtigkeit scheinen und in der inneren Geschichte der Türkei einen neuen Wendepunkt bilden.

[75] Seine Rede in: Schulthess' Europ. Geschichtskalender 58,2 (1917) S. 815–816.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Wie ich bereits vor einiger Zeit Euerer Exzellenz zu berichten die Ehre hatte, gewann innerhalb der einflußreichen Kreise eine gemäßigte Richtung an Boden, die im Gegensatz zu dem rücksichtslosen, selbst vor blutiger Gewaltsamkeit nicht zurückschreckenden Nationalismus gewisser Komiteemitglieder eine verständige und tolerante innere Politik für die Türkei verlangte. Die Türkei ist durch die vielen fremden Elemente in ihrer Mitte ein von jedem anderen europäischen Staate wesentlich unterschiedenes Gebilde. Die Versuche, durch versöhnliches Entgegenkommen die fremden Bestandteile im ottomanischen Staatskörper zu einem wirklich ottomanischen Patriotismus und damit zur freiwilligen, überzeugten Mitarbeit am türkischen Staatsleben zu erziehen, haben immer wieder abgewechselt mit Perioden, in denen durch Druck und Ausrottungsbestrebungen die dem Staate so nötige Einheit der Zusammensetzung erzwungen werden sollte.

Sultan Abdul Hamid war in der letzten Zeit seiner Regierung durch die berüchtigten Armeniermassakers in der Richtung einer schonungslosen Ausrottungspolitik so weit gegangen, daß selbst in dem an Blutvergießen gewöhnten Orient ein Schauder durch alle Gemüter ging. Das Komitee, in allen Stükken trachtend, eine der Sultanspolitik entgegengesetzte Haltung einzunehmen, schrieb im Anfang seiner Wirksamkeit Zusammenfassung aller in der Türkei lebenden Völkerschaften zu freier und freiwilliger Mitarbeit am Staate auf seine Fahnen und konnte im Anfange seiner Tätigkeit fast all die dissentierenden Elemente – Araber, Armenier und Griechen –, wenn auch nur für kurz, unter einen Hut bringen. Das Fortbestehen der revolutionär-separatistischen Treibereien unter den Armeniern und die während des Balkankrieges, als die Türkei dem Zusammenbruche nahe schien, aufs neue klar hervortretende vaterlandsverräterische Gesinnung weiter griechischer und armenischer Kreise aber führte zu einem Umschwunge und zu einem vollständigen Siege der türkisch-nationalistischen Richtung im Komitee.

Die im großen Umfange durchgeführte Armeniervernichtung und die in einzelnen kleineren Unternehmungen zutage tretenden Neigungen, auch dem griechischen Elemente gegenüber schonungslos vorzugehen, sind das Resultat dieser politischen Richtung gewesen.

Ich glaube, daß als Gesamtergebnis die Ausrottungspolitik dem türkischen Reiche geschadet hat. Die Greuel des Armenierfeldzuges werden noch lange auf dem türkischen Namen lasten und noch lange denjenigen vergiftete Waffen liefern, die der Türkei die Eigenschaft als Kulturstaat absprechen und die Austreibung der Türken aus Europa verlangen. Auch innerlich ist das Land durch den Untergang und die Verbannung einer körperlich kräftigen, arbeitsamen und sparsamen Bevölkerung ansehnlich geschwächt worden, besonders da Armut an Menschen eines der größten Hindernisse bei der rascheren Entwickelung der türkischen Bodenschätze bildet.

Im vertrauten Gespräche habe ich Talaat Pascha gegenüber seit Beginn meiner hiesigen amtlichen Tätigkeit mit meiner Meinung über diese Frage nicht zurückgehalten. Daß er jetzt, zur Macht gelangt, in seiner ersten programmatischen Erklärung die Gleichberechtigung der ottomanischen Nationalitäten

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

zum wichtigen Punkte des Regierungsprogrammes macht, ist mit Genugtuung zu begrüßen. Wie ich vertraulich höre, ist mit Einstellung der Armeniervertreibungen und mit Aufhören der an einzelnen Stellen hervorgetretenen Verfolgung gegen die Griechen bestimmt zu rechnen. Den Armeniern soll (damit will man aber erst in einiger Zeit hervortreten) die Rückkehr in ihre alten Wohnplätze, soweit diese nicht als Kriegsgebiet zu betrachten sind, gestattet werden.

Die wilde nationalistische Richtung ist natürlich noch nicht tot. Die fähigen und rücksichtslosen Köpfe, die sie vertreten haben, werden sich bei ihrer zeitweiligen Niederlage nicht beruhigen. Auch darauf, daß nun, wie mit einem Zauberschlage, die Klagen aus verschiedenen Provinzen über Bedrückungen und Verfolgungen einzelner Verwaltungsbeamten völlig verstummen, ist nicht zu rechnen. Aber die Erfahrung lehrt doch, daß die in Konstantinopel ausgegebene Parole im großen ganzen recht genau in der Provinz befolgt wird; umso mehr wenn die Parole nicht das Ergebnis fremden Drucks auf die Zentralregierung ist, sondern der freien Entschließung der türkischen Machthaber entspricht. Dies ist zum Glück dieses Mal vollkommen der Fall.

Zweifellos wird die Stellungnahme Talaat Paschas in seiner gestrigen Rede für geraume Zeit hinaus richtunggebend bleiben. Dies ist, meiner Ansicht nach, für uns und die Sache des deutsch-türkischen Bündnisses ein großer Gewinn. Denn auf Seiten all unserer Feinde bestand das Bestreben, uns für die blutigen Ausschreitungen des türkischen Nationalismus verantwortlich zu machen. Andererseits bildeten die häufigen Einmischungsversuche, zu denen uns humanitäre Erwägungen gegenüber diesen Maßnahmen veranlaßten, eine Quelle ständiger Reibung mit der türkischen Regierung. Auch unserer Öffentlichkeit gegenüber ist das Bündnis mit einer gemäßigten, auch im Innern nach modernen Grundsätzen arbeitenden Türkei viel leichter zu verteidigen und aufrecht zu erhalten als mit einem ausgesprochen ottomanisch-nationalistischen Gebilde.

Kühlmann an das Auswärtige Amt

PA Berlin, RZ 201/14035, S. 49–50. Telegramm. Entzifferung.

Nr. 209. Konstantinopel, 20. Februar 1917, 5 Uhr 40 Min. nachm.
Ankunft: 20. Februar 1917, 10 Uhr – – Min. nachm.

Die Anzeichen mehren sich täglich, aus denen hervorgeht, daß es dem Kabinett Talaat Pascha mit einer Umkehr in der bisher erfolgten Nationalitäten-Politik ernst ist; und zwar wird sich diese Umkehr, soweit sich bis jetzt erkennen läßt, nicht nur auf Armenier und Griechen erstrecken, sondern besonders auch auf die Behandlung der arabischen Frage.

Einer der am tiefsten in die Pläne der Regierung eingeweihten hiesigen Staatsmänner legte mir dar, daß die arabische Frage für die Türkei von vitalster Bedeutung sei. Nachdem man unter den europäischen Besitz, soweit er nicht

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

als Glacisstellung für die Erhaltung der Hauptstadt Constantinopel unbedingt vonnöten sei, das Kreuz gemacht habe, sei eine Erhaltung und auch innerliche Angliederung der arabischen Reichsteile eine gebieterische Notwendigkeit für den Fortbestand der Türkei als Großmacht.

Dieser Umschwung in der Anschauung ist allerneuesten Datums. Bis vor kurzem hat man die Araber vielmehr schlecht behandelt und, wo es Not tat, mit eiserner Faust. Ob die Durchführung der jetzt offenbar geplanten Versöhnungs- und Annäherungspolitik Djemal Pascha anvertraut werden kann, muß zweifelhaft erscheinen. Sein Name ist zu fest mit der Herrschaft der Gewalt in Syrien verknüpft. Auch aus Komiteekreisen höre ich Andeutungen, als rechne man mit der Möglichkeit seines Rücktritts vom Generalgouverneurposten, um sich wieder ganz der Politik und der Marine zu widmen. Schwierigkeiten dürfte die Wahl eines eventuellen Nachfolgers bieten, besonders angesichts der militärisch stark bedrohlichen Lage in Syrien und Palästina.

Kühlmann an das Auswärtige Amt

PA Berlin, RZ 201/13880, S. 157–158. Telegramm. Entzifferung.

Nr. 279. Konstantinopel, 4. März 1917, 5 Uhr 5 Min. Nm.
Ankunft: 4. März 1917, 8 Uhr 5 Min. Nm.

Geheim.

Oberst Kreß berichtet durch Fernschreiber an Militärbevollmächtigten[76], daß Beratungen mit Djemal und Enver befriedigend verlaufen, stufenweise Räumung Jemen beschlossen worden, die unter günstigen Umständen in 6 Wochen ausgeführt werden kann. Oberst von Kreß hofft auf der Höhe von Hebron defensiv sich so stark machen zu können, daß Aussichten auf erfolgreichen Widerstand gegen englische Invasion günstig.

Kreß hat Enver gegenüber erklärt, daß er der aus Gründen der Araberpolitik vielleicht an sich wünschenswerten Ablösung Djemal Paschas aus militärischen Gründen augenblicklich dringend widerrate.

Strikteste Geheimhaltung, namentlich der beabsichtigten Räumung notwendig.

[76] Otto von Lossow (1868–1938), Generalmajor; Militärbevollmächtigter bei der deutschen Botschaft in Konstantinopel 1915–1919.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Kühlmann an Bethmann Hollweg

PA Berlin, RZ 201/13198, S. 127–132. Bericht. Behändigte Ausfertigung. Praes.: 13. März 1917.

Nr. 164. Pera, 8. März 1917

Die Einführung der lateinischen Schrift für das Türkische beschäftigt schon seit einiger Zeit die hiesigen litterarischen Kreise, und namentlich die jüngeren Vertreter der türkischen Moderne sind mit Entschiedenheit für die Neuerung eingetreten.

Wie von gut unterrichteter Seite behauptet wird, war Hussein Djahid dazu ausersehen, im Kabinett Talaat Paschas Nachfolger des Unterrichtsministers Schükri Bey[77] zu werden: Als erste Bedingung seines Eintritts in das neue Kabinett stellte er die Einführung der lateinischen Schrift auf und trat zurück, als diese Bedingung nicht angenommen wurde. Tatsächlich ist die Mehrzahl der Minister dieser Neuerung durchaus abhold, und Schükri Bey, der seinen Posten beibehalten hat, hat in der Zeitung Ikdam vom 22. v. M. bekannt gegeben, daß das Unterrichtsministerium diesen Bestrebungen fernstehe sowie daß die im Vorbericht erwähnte Konzession für Transkription des Türkischen nicht vom Ministerium eingesetzt, sondern lediglich auf Anregung aus Kreisen der Universität zusammengetreten sei, um für Publikationen der Universität ein einheitliches System für die Umschrift türkischer Eigennamen in lateinischen Lettern aufzustellen. Dieses Dementi trifft insofern zu, als die fragliche Kommission sich auf Antrag des bekannten Litteraten Zia Gök Alp[78] gebildet und kein Mandat seitens des Ministeriums hat; auch beschäftigt sie sich zunächst nur mit der Umschrift von Eigennamen. Da aber Zia Gök Alp ebenfalls für das Aufgeben der arabischen Schrift ist, so dient die Arbeit der Kommission offenbar dem gleichen Zwecke und stellt einen Versuchsballon, wenn auch nur auf einem beschränkten Gebiete, dar.

Außer dem Verbote der weiteren Verbreitung von Hussein Djahids Äußerungen hat die Regierung der Presse untersagt, über die angeblich von der bulgarischen Regierung beschlossene Einführung der lateinischen Schrift zu berichten.

Aber diese amtlichen Dementis und Verbote können nicht hindern, daß die Frage, nachdem sie einmal ins Rollen gekommen ist, in den interessierten Kreisen weiter erörtert wird. So kam es kürzlich in dem hiesigen Islamischen Verein zu einer stürmischen Auseinandersetzung zwischen den Anhängern der beiden Schriftsysteme. Saïd Bey[79], Senator und Professor an der juristischen Fakultät, erklärte, daß zwar die lateinische Schrift den Europäern das Erlernen der türkischen Sprache erleichtern würde, dafür aber würden die

[77] Mehmed Schükrü [Şükrü] Bey (1875–1926), türkischer Unterrichtsminister 1917.

[78] Mehmed Siya [Schriftstellername Ziya Gökalp) (1876–1924), türkischer politischer Publizist.

[79] Nicht weiter identifiziert, ebensowenig der im folgenden genannte Abulula Effendi.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Türken schweren Schaden in ihrer Nationalbildung nehmen; ein anderer Redner, Abulula Effendi, früher Beirat im Scheich-ül-Islamat, führte dazu aus, daß die geplante Neuerung weder mit der nationalen Politik noch mit der Religion des Islam in Einklang zu bringen sei und daß die Stellung der Türkei in der islamischen Welt dadurch erschüttert würde. Andere Redner dagegen, wie Djenab Schönabeddin, Djelal Nur und Abdullah Djevdet[80], sprachen sich für das lateinische Alphabet aus, und es hat den Anschein, daß die Anhänger der Lateinschrift mit einem Mann wie Hussein Djahid an der Spitze sich durch die vorläufig ablehnende Haltung der Regierung nicht abhalten lassen werden, den Kampf gegen die arabische Schrift mit allen Mitteln fortzusetzen.

Bei unbefangener Prüfung der für und wider vorgebrachten Argumente ist m.E. weniger Gewicht auf die rein äußerlichen Momente zu legen als auf die politischen und kulturgeschichtlichen Folgen, die sich für die Entwickelung der Türkei an die Einführung der lateinischen Schrift knüpfen würden.

In ersterer Beziehung möchte ich gegenüber Hussein Djahid bemerken, daß die Behauptung, die arabische Schrift sei schwerer zu erlernen als die lateinische und dieser Umstand hindere die Verbreitung der Volksbildung, stark übertrieben ist; jedenfalls trägt nicht die arabische Schrift die Hauptschuld daran, daß die Kunst des Lesens und Schreibens hierzulande zu wenig verbreitet ist, sondern vielmehr der mangelhafte Schulunterricht, die Unmöglichkeit, den gesetzlich bestehenden Schulzwang durchzuführen, und die geistige Trägheit der großen Masse des Volks.

Hussein Djahid und seine Anhänger haben es bisher unterlassen, diejenige europäische Sprache zu bezeichnen, welche für den Lautwert der hier einzuführenden lateinischen Schriftzeichen maßgebend sein soll. Es steht zu vermuten, daß man sich in erster Linie an's Französische halten wird, obwohl in mancher Hinsicht das Italienische sich besser dazu eignen würde. In jedem Falle würden sich vielfache Schwierigkeiten ergeben für die Wiedergabe gewisser im Französischen und Italienischen nicht vorhandener Laute, namentlich in den zahlreichen Wörtern, die das Türkische aus dem Persischen und Arabischen entlehnt hat und die nicht zu entbehren bezw. nicht zu ersetzen sind. Als daher – was jetzt anscheinend vergessen ist – Fuad Pascha[81], der langjährige Großwesir unter Abdul Medjid und Abdul Asis, vor etwa fünfzig Jahren zuerst den Gedanken hatte, die arabische Schrift durch eine andere zu ersetzen, zog er das armenische Alphabet vor, weil dessen Buchstaben besser der Phonetik des Türkischen entsprachen. Aber wenn schon damals der Nationalstolz der herrschenden Rasse sich dagegen sträubte, die Schrift eines verachteten Rajavolkes anzunehmen, so trifft dies heute noch mehr zu, nachdem alles, was armenisch ist, in Acht und Bann getan ist.

[80] Die ersten beiden Namen wurden nicht identifiziert. – Abdullah Cevdet (1869–1932), Schriftsteller und Übersetzer.

[81] Fuad Pascha (1814–1869), mehrfach türkischer Außenminister, zuletzt 1867–1869; Großwesir 1861–1863, 1863–1866. – Die im folgenden genannten: Abdul-Medschid (Abdülmecid) (1823–1861), Sultan 1839–1861. – Abdülaziz (1830–1876), Sultan 1861–1876.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Aber diese rein äußerlichen, ich möchte sagen, technischen Schwierigkeiten erscheinen nur als Nebensachen, wenn man bedenkt, daß das Aufgeben der arabischen Schrift nicht nur, wie z. B. die Ablegung einer unpraktisch gewordenen Kleidertracht, die Abkehr von einer jahrhundertelangen Gewohnheit bedeutet, sondern den Abbruch der Beziehungen der historischen und geistigen Vergangenheit des eigenen Volkes und der übrigen Kultur-Völker des Islam, und – was für die politischen Verhältnisse in Gegenwart und Zukunft von Wichtigkeit ist – die Isolierung der Türkei in der Welt des Islam. Es ist gewiß nicht Zufall, daß die vielen Tausende von Armeniern und anatolischen Griechen, die ihre Muttersprache vergessen haben und dafür Türkisch reden, das Türkische mit armenischen bezw. griechischen Lettern schreiben, und ebenso die Juden, die Griechisch und Spanisch reden, sich der hebräischen Schrift bedienen. In der Mentalität des Orients ist die Schrift ebenso wie die Konfession ein wesentlicher Bestandteil der Nationalität, der völkischen Eigenart, und es ist noch in frischer Erinnerung, daß der Beschluß der Albanesen, die lateinische Schrift für ihre Sprache einzuführen, wesentlich zur Verschärfung des Konflikts beigetragen hat, der gleich nach der Konstitution zwischen Albanesen und der jungtürkischen Regierung ausbrach und zu einem blutigen Aufstande führte[82]. Wenn die Türkei mit Einführung der lateinischen Schrift die Schranken niederreißt, die [sie] vom europäischen Kulturkreis trennen, so richtet sie sie auf der anderen Seite gegen den Orient, in erster Linie gegen die arabische Welt auf, und die von den Gegnern der Lateinschrift in dieser Beziehung geltend gemachten Bedenken sind sicherlich nicht unbegründet.

Es fragt sich, ob sie gegenüber dem von der jungen Türkei angestrebten Anschluß an die westeuropäische Kultur, zu dem die Einführung der europäischen Schrift einen der ersten Schritte bilden würde, hinreichend schwer ins Gewicht fallen. Meines Erachtens hat der Verlauf des jetzigen Krieges den bündigen Beweis dafür erbracht, daß weder die materielle noch auch die ungleich stärkere intellektuelle Interessengemeinschaft mit den zum Teil stammesverwandten mohamedanischen Völkern des Ostens der Türkei den vielfach, auch bei uns in Deutschland von dieser Seite erwarteten Beistand sichert. Weder die Muhamedaner in den unter europäischer Herrschaft stehenden Gebieten noch die unabhängigen mohamedanischen Staaten haben einen ernsten Versuch gewagt, ihren bedrängten Glaubensgenossen zu Hilfe zu kommen; im Gegenteil hat der Scherif von Mekka sich nicht gescheut, vom türkischen Khalifate sich loszusagen und ins feindliche Lager überzugehen[83].

Ich glaube daher, daß für uns kein Grund vorliegt, vom politischen Standpunkte aus die Einführung der europäischen Schrift in der Türkei zu tadeln. Wenn sie, wozu allerdings vorläufig keine Aussicht vorhanden ist, zur Tatsache werden sollte, so würde sie, ebenso wie die kürzlich erfolgte Einführung

[82] Seit 1908 wurde die albanische Sprache in lateinischer Schrift geschrieben.

[83] Am 28. Oktober 1916 erklärte sich Scherif Husain von Mekka zum „König der arabischen Länder“ und sagte sich damit vom Sultan in Konstantinopel los.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

des Gregorianischen Kalenders als eine weitere Annäherung an unseren Kulturkreis zu begrüßen sein.

Kühlmann an Bethmann Hollweg

PA Berlin, RZ 201/13567, S. 89–91. Bericht. Abschrift. Kein Praesentatum.

[o. Nr.] Pera, 20. März 1917

Zur vertraulichen Information.

Die Türkei kämpft in diesem Kriege an unserer Seite gegen eine starke Mächtekoalition; gefühlsmäßig aber kämpft sie von Anfang an gegen einen Feind, den unversöhnlichen Erbfeind im Norden: Rußland. Deswegen ist wohl auch nirgends in den kriegführenden Ländern so atemlos aufgehorcht worden, als der Draht die ersten unklaren Nachrichten über die revolutionäre Bewegung an der Newa[84] brachte, wie hier in den Kreisen türkischer Staatsmänner.

Die erste Empfindung war rein instinktiv und wohl auch richtig. Es war die, daß in dem gewaltigen Turm der moskowitischen Macht sich tiefgehende, bis ins Herz dringende Risse zeigten, daß die Möglichkeit aufdämmerte, der zäheste und gefährlichste Feind der Türkei könne durch die Zunahme innerer Zersetzung am vollen Gebrauch seiner Macht verhindert werden. Wie mir ein hiesiger erfahrener Staatsmann sagte, haben die Telegramme über den Ausbruch der russischen Revolution wirksamer als irgend etwas anderes dazu beigetragen, die Wirkung der Nachrichten über den Fall Bagdads[85] im Lande auszugleichen.

In der Presse sind diese Regungen nicht so klar zum Ausdruck gekommen wie in vertraulichen Gesprächen mit den leitenden Männern der heutigen Türkei.

Über diese erste rein gefühlsmäßige Wallung des geschulten politischen Instinktes hinaus ist es zu einer klaren Stellungnahme hier nicht gekommen. Einesteils sind die Nachrichten noch nicht zahlreich und durchsichtig genug, um ein wirkliches Bild von der Lage zu gewinnen, andererseits klingt doch vieles von dem, was jetzt an der Newa geschieht, so stark an noch nicht weit zurückliegende Ereignisse in Beurteilung am Goldenen Horne an, daß vollkommene geistige Freiheit in Beurteilung der russischen Vorgänge hier am wenigsten erwartet werden kann. Es ist noch so gar lange nicht her, als auch in Konstantinopel liberale und liberalisierende parlamentarisch gerichtete Staatsmänner von der englischen und französischen Botschaft mit Ratschlägen, Geld und was sonst zu Revolutionen noch nötig ist, reichlich versehen wurden, bis ein morscher Thron zusammenbrach und die von der Aussicht auf beglükkende parlamentarische Regierung berauschte Menge den französischen Bot-

[84] Die russische „Februarrevolution“ (Märzrevolution) 1917.

[85] Bagdad fiel am 11. März 1917 in die Hände der Engländer.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schafter[86] akklamierte und dem englischen vor Begeisterung fast die Pferde ausspannte.

Viele Einzelheiten der beiden Revolutionen sehen sich so ähnlich, daß manche Beobachter sogar die gleiche Künstlerhand in beiden erkennen wollen. Es wäre nicht uninteressant zu erfahren, ob der frühere erste Dragoman der englischen Botschaft hier, Fitz Maurice, vielleicht auch Gastrollen in Petersburg gegeben hat.

Angesichts der Entwicklung, welche seither die mit englisch-französischem Segen aus der Taufe gehobene junge Türkei zum Kampf auf Leben und Tod an die Seite der Zentralmächte geführt hat, erinnert man sich jetzt in leitenden türkischen Kreisen nicht gern an die Zeit der schwärmerischen Englandfreundschaft. Deshalb wird es über die Freude, einen gehaßten und gefürchteten Gegner auf lange hinaus geschwächt zu sehen, zu einer klaren Stellungnahme zur russischen Revolution hier kaum kommen können.

Daß aber auch die durch Revolutionen befreiten Völker häufig undankbar sind und ihre politische Orientierung ändern, das hat gerade die junge Türkei bewiesen, und viele hiesige Beobachter glauben, daß auch in Rußland Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegen die Westmächte abnehmen werden, je weiter sich der Schwerpunkt der Macht in den Revolutionsparteien nach der extremen Linken verschiebt.

Kühlmann an Bethmann Hollweg

PA Berlin, RZ 201/13341, S. 59–60. Telegramm. Entzifferung.

Nr. 399. Konstantinopel, 27. März 1917, 12 Uhr 30 Min. Vm.
Ankunft: 27. März 1917, 12 Uhr 40 Min. Nm.

Über das künftige Schicksal von Göben und Breslau[87] herrschte, wie aus einem Schriftwechsel zwischen Admiral von Usedom und Admiral Souchon hervorging, auch unter den leitenden hiesigen Stellen keine volle Übereinstimmung. Auf meinen Wunsch fand zwischen Admiral von Usedom, Admiral Souchon und mir Besprechung statt. Ergebnis einstimmiger hiesiger Auffassung ist:

1) Göben und Breslau sollen an die Türkei abgegeben werden, ohne daß besondere Bedingungen an Abgabe geknüpft werden, es sei denn, daß türkische Politik in völlig unfreundliche Richtung umschwenkt.

2) Es ist nicht erwünscht, daß schon jetzt eine bindende Erklärung über Übergabe abgegeben wird oder daß in Deutschland Schritte getan werden, die

[86] Ernest Constans (1833–1913), französischer Botschafter in Konstantinopel 1898–1909. – Gemeint ist hier die jungtürkische Revolution von 1908. – Der im folgenden genannte: Gerard Lowther (1858–1916), englischer Botschafter in Konstantinopel 1908–1913. – Der im folgenden genannte: Gerald Fitzmaurice (1865–1939), Erster Dragoman an der englischen Botschaft in Konstantinopel 1907–1914.

[87] Schlachtkreuzer und Kleiner Kreuzer (oben S. 339).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

diese Übergabe öffentlich festlegt. Solche Festlegung würde schwerwiegende militärische Nachteile haben.

3) Es muß noch nachgeprüft werden, ob die Übergabe in Verhandlungen über Militärkonvention erwähnt werden soll.

Kühlmann an Bethmann Hollweg

PA Berlin, RZ 201/12521, S. 201–210. Bericht. Behändigte Ausfertigung. Praes.: 6. April 1917.

Nr. 216. Pera, 2. April 1917

Der Finanzminister Dschawid Bey besuchte mich und sprach in einer fast zweistündigen Unterhaltung die gesamten zwischen Deutschland und der Türkei schwebenden finanziellen Fragen durch. Obwohl ich annehmen kann, daß er den größten Teil seiner mir gemachten Darlegungen schon bei Gesprächen in Berlin verwertet hat, so dürfte eine Zusammenfassung der von ihm vertretenen Anschauungen doch von Interesse sein.

Ich halte die Frage: „Wie ist die von der Türkei im Kriege uns gegenüber kontrahierte Schuld zweckmäßig zu verteilen und zu liquidieren, und wie können wir der Türkei auch nach dem Frieden die zu ihrer Wiederaufrichtung nötigen finanziellen Hilfsmittel zu Gebote stellen?“ für die wichtigste der zwischen Deutschland und der Türkei vorliegenden Fragen. Ihre Behandlung und Lösung wird für die nächste Zeit vollkommen im Vordergrund des Interesses stehen und die politischen deutsch-türkischen Beziehungen auf lange Zeit hinaus maßgebend beeinflussen.

Vor dem Eingehen auf die eigentlichen finanziellen Fragen muß die politische Vorfrage mit wenigen Worten gestreift werden.

Vielfach findet man in Deutschland noch die Anschauung vertreten, als seien wir der Türkei gegenüber sozusagen noch vollkommen frei in unseren Entschließungen, sodaß es von unserem freien Willen oder unserer freien Wahl abhänge, ob wir das Verhältnis zu ihr fortsetzen oder aber nach dem Kriege abbrechen wollen. Ich glaube nicht, daß diese Anschauung einer eingehenderen Untersuchung standhält. Der Entschluß zu einer grundsätzlichen Umgestaltung unseres Verhältnisses zur Türkei und zur stärkeren Betonung der deutschen Orientinteressen ist kurz nach dem Abgange des Fürsten Bismarck gefaßt worden, als Freiherr von Marschall Staatssekretär war. Es ist durchweg mit Glück und Geschick an der Weiterfortführung dieser Politik, großenteils noch durch den Freiherrn von Marschall selbst als Botschafter in Konstantinopel, gearbeitet worden, und der weitgehende Erfolg dieser Bestrebungen hat mit dazu beigetragen, jene Weltlage zu schaffen, der wir jetzt im großen Kriege gegenüberstehen.

Ein plötzlicher Umschwung in dieser Weltlage ist nicht zu erwarten. Selbst wenn es gelingen sollte, unser Verhältnis mit Rußland wieder dauernd zu bessern, so darf dies auf lange Zeit hinaus nur in allerbeschränktestem

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Maße auf Kosten der Türkei geschehen. Ein Preisgeben dieses Bundesgenossen, der in der schwersten Stunde der Gefahr freiwillig an unsere Seite getreten ist, würde Deutschlands Ansehen in der Welt so erschüttern, daß der so entstandene Schade durch keinen, auch anscheinend noch so großen realpolitischen Vorteil aufgewogen werden könnte. Es muß wie ein rocher de bronze stabilisiert werden, daß jeder, der sich mit Deutschland politisch einläßt, unbedingt und bis zu den letzten Konsequenzen auf die Zuverlässigkeit der deutschen Treue bauen kann. Für Staaten wie für größere Geschäfte beruht auf diesem Rufe der Kredit und damit die eigentliche Wirkungsmöglichkeit in der großen Welt.

Müssen wir, rebus sic stantibus, mit der Wahrscheinlichkeit rechnen, daß auch das Ende des Krieges in den fundamentalen Beziehungen der europäischen Völker zunächst keinen vollständigen Umschwung herbeiführt, so muß der Frage näher getreten werden: Wie sollen die zwischen Deutschland und der Türkei im Laufe des Krieges entstandenen Schuldbeziehungen geregelt werden?

Besteht Deutschland auf einer Regelung nach dem Buchstaben des Gesetzes und der Abmachungen, so wird die Türkei zweifellos zum Staatsbankerott getrieben. Sie wird sich zahlungsunfähig erklären und mit ihrem Hauptgläubiger Deutschland in Ausgleichsverhandlungen eintreten. Man kann sich also das überflüssige und odiose Stadium ersparen, daß wir die Türkei in den Bankerott treiben, um uns nachher mit ihr zu arrangieren. Es ist viel gescheiter, wir arrangieren uns schon vorher mit ihr.

Als günstigen Umstand kann man es betrachten, daß die Türkei in dem Finanzminister Dschawid Bey einen sachverständigen, klugen und energischen Fachmann besitzt, der auch durch mehrfachen längeren Aufenthalt in Deutschland mit deutschen Persönlichkeiten und Verhältnissen leidlich vertraut ist. Dschawids Programm für unseren finanzpolitischen Ausgleich ist in ganz grobem Umriß folgendes:

Deutschland soll nicht sofort auf der vollen Verzinsung seiner ganzen Schuld bestehen. Die kann die Türkei in ihrer Erschöpfung unmittelbar nach Kriegsende nicht leisten. Deutschland soll im Gegenteil unter vernünftigen Garantien sich entschließen, noch etwa 150–160 Millionen Mark im Jahre der Türkei für Erschließungs- und Meliorationszwecke auf 10 Jahre nach dem Kriege vorschießen. Nach diesen 10 Jahren, glaubt der Finanzminister zuversichtlich, würde die Türkei so weit wieder erstarkt sein, daß sie die ganze Zinsenlast auf sich zu nehmen imstande sei.

Dschawid erkennt ohne weiteres an, daß Deutschland für dieses Entgegenkommen auf Kompensationen in der Türkei rechnen könne, und lädt uns ein, unsererseits zu formulieren, welche Kompensationswünsche wir geltend machen. Er weist dabei auf Eisenbahnen und Schiffahrtskonzessionen, auf Bergwerke und Minen, insbesondere auf Asphalt und Petroleum, auf Verbesserung bestehender Konzessionen – wie z. B. der Bagdadbahnkonzession.

Nach Ansicht des türkischen Finanzministers liegt es in unserem beiderseitigen Interesse, diese Verhandlungen wenn auch nicht bis ins kleinste Detail

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

rechnungsmäßig, aber doch bis zur bindenden Stipulation aller wichtigeren Prinzipien vor Kriegsende unter Dach zu bringen. Wie er mir sagte, waren speziell über letzteren Punkt fast alle Herren in Berlin abweichender Meinung. Ich kenne die für die abweichende Meinung ins Feuer geführten Gründe nicht, neige aber zur Auffassung Dschawid Beys, daß wir so bald als möglich ins Reine kommen sollten, und zwar aus einem Grunde, den er nicht angeführt hat.

In unserer Auseinandersetzung mit den feindlichen Ländern – insbesondere mit England und Frankreich – wird ein schwieriger und wichtiger Punkt die Frage nach der Behandlung des im Feindeslande befindlichen deutschen Privateigentums sein. Wir stehen in dieser Frage den beiden genannten Ländern ungünstig gegenüber, da der Wert des dort vorhandenen deutschen Privateigentums die in Deutschland befindlichen englisch-französischen Werte ganz erheblich übersteigt. Wir können nun unsere Stellung bedeutend verbessern, wenn uns die Türkei die Gesamtheit der in der Türkei befindlichen Werte zur Verfügung stellen würde. Diese betragen für Frankreich allein nach Schätzung hiesiger Finanzautoritäten im Durchschnitt etwa 5 Milliarden Mark. (Schätzung Dschawids 5–6 Millarden Mark, Minister Pritsch[88] 4–4 ½ Millarden Mark. – Ich lasse eben eine genauere Aufstellung dieser Werte anfertigen und werde seinerzeit auf diesen Punkt ausführlich zurückkommen.)

Zedieren uns sozusagen die Türken diese Werte für die Verhandlung, so kann es sehr leicht sein, daß wir die Konfiskation deutschen Privateigentums in den feindlichen Ländern überhaupt hintertreiben. In diesem Falle können wir die Waffe nach Gebrauch an die Türkei zurückgeben und es der Türkei überlassen, sich nach dem dann proklamierten Grundsatze der Rückgabe feindlichen Eigentums mit den Eigentümern auseinanderzusetzen.

In beiden Fällen – sei es, daß wir mit Hilfe des türkischen fremden Eigentums unsere eigenen Auslandswerte wieder freibekommen, sei es daß bei Nichtfreibekommen unserer Auslandswerte wir uns an den in der Türkei befindlichen fremden Werten schadlos halten können – hat die Türkei in ihren fremden Werten ein wichtiges Mittel, uns einen finanzpolitischen Dienst zu erweisen. Dieser finanzpolitische Dienst müßte natürlich auch in der Behandlung unseres gegenseitigen Schuldverhältnisses Berücksichtigung finden. Ich habe bei den Besprechungen unseres Schuldverhältnisses zur Türkei Betonung dieses Moments immer vermißt. Meiner Ansicht nach hat die Türkei in ihrem Besitz fremden Eigentums und in ihrem zur Konzessionserteilung noch freien Besitz genügende Vermögenswerte, um einen sehr annehmbaren Ausgleich mit Deutschland herbeiführen zu können.

Die in der Türkei befindlichen feindlichen Vermögenswerte können aber mit vollem Nachdruck in die Verhandlungen mit unseren gegenwärtigen Feinden nur hereingeworfen werden, wenn wir uns vor Friedensschluß darüber mit der Türkei geeinigt haben. Aus diesem Grunde und weil ich diese feindli-

[88] R. Pritsch, Mitglied der Verwaltung der Öffentlichen Ottomanischen Schulden als Vertreter der deutschen Gläubiger bis 1917 (Lebensdaten nicht ermittelt).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

chen Forderungen mit für den wichtigsten Faktor unserer finanziellen Befriedigung der Türkei gegenüber halte, teile ich Dschawid Bey's Auffassung, daß wir zweckmäßigerweise vor Kriegsende das deutsch-türkische Haus im Schuldwesen in Ordnung bringen sollten. Ich verhehle mir dabei keinen Augenblick den Umfang und die Schwierigkeit der Verhandlungen und möchte deshalb auch nicht eine rechnungsmäßig bis ins kleine Detail gehende Abgleichung, sondern die Aufstellung beiderseitig verbindlicher Leitsätze befürworten.

Im Nachstehenden sei in großen Zügen versucht, einen Entwurf für solche leitenden Sätze aufzustellen. Es käme nun darauf an, zu diesem Entwurf die grundsätzliche Zustimmung Euerer Exzellenz zu erhalten. Dann wäre ein rascher und planmäßiger Fortgang dieser Arbeit gesichert.

Bei Betrachtung der Verschuldungsverhältnisse der Türkei an uns ist es, um Übersicht zu behalten und nicht durch die Fülle der Einzelheiten verwirrt zu werden, notwendig, gewisse programmatische Grundsätze im vornherein festzulegen.

1) Die während des Krieges entstandene Schuld der Türkei an Deutschland ist eine Schuld sui generis. Sie ist nicht entstanden durch eine kommerzielle Transaktion, sondern dadurch, daß wir der Türkei, die in einer sehr schweren Stunde des Krieges nach der Marneschlacht und beim Beginn des großen Hindenburgischen Rückzugs in Polen an unsere Seite getreten ist, die zur Führung des Krieges nötigen Geldmittel und Kriegsmittel geliefert haben. Die militärischen und politischen Dienste, welche die Türkei in diesem Kriege Deutschland geleistet hat, hier näher auszuführen, dürfte sich erübrigen. Eine unter diesen Umständen entstandene Schuld muß anders behandelt werden als ein auf gewöhnlichen Darlehnsverhältnissen beruhendes Schuldwesen. Ich habe persönlich keinen Zweifel, daß, wenn die Türkei zur Bedingung ihres Eintritts in den Krieg gemacht hätte, Deutschland müsse ihr für die Kriegsdauer Unterstützung an Waffen und Geld in Aussicht auf Wiedererstattung liefern, aus politischen Gesichtspunkten eine solche Forderung angenommen worden wäre, und zwar mit Recht. Denn in einem Kampfe um die Existenz dürfen derartige pekuniäre Erwägungen keine Rolle spielen.

2) Als zweiter Grundsatz ist aufzustellen, daß ein Erlaß der nun aufgehäuften Schuld fehlerhaft wäre; die Dankbarkeit für einen solchen großmütigen Entschluß würde nur verhältnismäßig kurze Zeit nachwirken. Hingegen bietet das Bestehen einer solcher Forderung ein zweckmäßiges Druckmittel für die Diplomatie, wenn einmal Druck nötig sein sollte. Die Türkei hat solchen Druck immer sehr unwillig empfunden, ist ihn aber bis zu einem gewissen Grade gewöhnt. Das Drücken der Russen mit den Resten der Schuld aus dem Kriege [18]78 kann als typisches Beispiel gelten.

3) Die Verzinsung und Tilgung der Schuld muß aber so eingerichtet werden, daß die Türkei nicht ohne weiteres finanziell zusammenbricht. Sie müßte das bei rücksichtsloser Geltendmachung unserer Forderung ohne weiteres tun. Anders ausgedrückt: Es ist für uns zweckmäßiger, dem Bankerott der Türkei durch einen Vergleich zuvorzukommen, als sie erst zum Bankerott zu zwingen und dann einen Zwangsvergleich zu schließen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

4) Die zweckmäßige, dabei schonende Durchführung der Regelung der durch den Krieg entstandenen türkisch-deutschen Schuldverhältnisse wird für die politischen Beziehungen der beiden Völker auf lange hinaus von grundlegender Wichtigkeit sein. Gelingt es, durch zweckmäßige Behandlung schwere Friktionen nach dieser Richtung zu vermeiden, so sind die Aussichten für eine Fortdauer erfolgreichen Zusammenwirkens günstig.

5) Die Türkei hat Mittel, um uns für unsere Schuldforderung schadlos zu halten. Das allerwichtigste dieser Mittel sind die bedeutenden Guthaben des feindlichen Auslandes in der Türkei, sowohl aus Wertpapierbesitz, aus Besitz von Eisenbahnen, Häfen, Bergwerken, Konzessionen etc. Der Betrag dieses Besitzes wird von sehr vorsichtigen Sachkennern auf vier Milliarden Mark, von anderen bis zu sechs Milliarden Mark geschätzt. Das türkische Finanzministerium läßt augenblicklich eine möglichst genaue Aufstellung vorbereiten, deren Ergebnis mir mitgeteilt wird. In unseren Verhandlungen mit England und Frankreich beim Friedensschluß wird die Frage nach der Behandlung des deutschen Privateigentums in beiden Ländern eine wichtige Rolle spielen. Deutschland steht insofern ungünstig da, als der deutsche Besitz in genannten feindlichen Ländern den feindlichen Besitz in Deutschland bei weitem überwiegt. Stellt uns aber die Türkei die Guthaben des feindlichen Auslandes im ottomanischen Reich zur Verfügung, so verbessert sich unsere Stellung England und Frankreich gegenüber sofort um ein Bedeutendes. Ich bin nicht im Besitz zuverlässiger Aufstellungen in dieser Hinsicht, neige aber zum Glauben, daß, wenn wir in der Abrechnung mit England und Frankreich auch noch zwischen 4–6 Milliarden türkischerseits in die Wagschale werfen können, das Geschäft für England und Frankreich so schlecht wird, daß sie auf die prinzipielle Konfiskation feindlichen Privateigentums voraussichtlich verzichten werden. Beim Eintritt eines türkisch-amerikanischen Krieges würde sich das Verhältnis noch etwas mehr zu unseren Gunsten verschieben. Tritt die von mir erwartete Eventualität ein, so hätte die Türkei uns durch Zurverfügungstellung ihrer Positionen deutsches Eigentum im Werte von mehreren Milliarden im Auslande von [= vor] dem Zugriff feindlicher Konfiskation gerettet. Es erschiene mir daher angemessen, daß wir ihr einen gewissen Prozentsatz von dem nachgewiesenermaßen auf diesem Wege der Konfiskation entgangenen Privateigentum auf ihre Schuld anrechneten als Entgelt für die Überlassung ihrer Positionen. Sollte das Verfahren wider Erwarten erfolglos sein und der Gegner doch zur Konfiskation des deutschen Eigentums schreiten, so könnte Deutschland im Einvernehmen mit der Türkei aus dem feindlichen Eigentum sich für seine gesamten Forderungen voraussichtlich voll befriedigen.

Trotzdem meines Erachtens in den feindlichen Guthaben in der Türkei schon Material genug zur Tilgung unserer gesamten Kriegsforderung vorhanden wäre, ist die Türkei auch außerdem im Stande, uns durch Einräumen gewisser Konzessionen wesentliche Vermögensvorteile zu verschaffen, die gleichfalls auf die Kriegsschuld anzurechnen wären. Ich habe hierbei im Auge Ausbau der Konzessionen für Bahnen, Asphalt, Kupfer, Blei, Steinkohle und Pandermit, um nur die wichtigsten zu nennen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Verhandlungen werden ungeheuer umfangreich und nach allen bisherigen Erfahrungen über orientalische Verhandlungen auch langwierig werden. Ich halte es deshalb, insbesondere im Hinblick auf Punkt 5, für dringend erforderlich, daß über die Grundsätze zwischen der deutschen und der ottomanischen Regierung so bald als möglich in Verhandlungen eingetreten werde, damit beim Herannahen des Friedensschlusses über alle Grundsätze vollkommen vertragsmäßige Auseinandersetzung erzielt sei. Die rein rechnungsmäßige Auseinandersetzung wird sich voraussichtlich weit in den Frieden hinein hinziehen, ist aber nicht so wichtig wie die Grundsätze. Da Dschawid Bey für absehbare Zeit hier unabkömmlich ist, würde in Constantinopel zu verhandeln sein.

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald II S. 114. Telegramm. – Vgl. auch ebenda S. 232, 337.

Von englischer Seite wird eine Fühlungnahme mit der türkischen Regierung – am besten auf dem Weg über Bern – gesucht. Großwesir Talaat bittet um Stellungnahme.

Konstantinopel, 15. April 1917

Kühlmann an das Auswärtige Amt

PA Berlin, RZ 201/13341, S. 196–199. Telegramm. Entzifferung.

Nr. 499. Konstantinopel, 20. April 1917, 4 Uhr 30 pm.
Ankunft: 21. April 1917, 8 Uhr – am.

Antwort auf Telegramm Nr. 371.

Weder Talaat Pascha noch Minister der auswärtigen Angelegenheiten Nessimy Bey haben sich mir gegenüber darüber geäußert, welche Fragen der Großwesir in Berlin anzuschneiden gedenkt[89]. Ich bin, da ich es nach Lage der augenblicklichen Verhältnisse nicht für opportun halte, ihn meinerseits direkt zu befragen, auf Vermutungen angewiesen, die sich auf Stimmungen im Komitee und Äußerungen Talaats und Ministers der auswärtigen Angelegenheiten zu dritten gründen.

Trotzdem es mir gelungen ist, die Angelegenheit des Paragraphen 1 des Geheimvertrags[90] (meine Tel. Nr. 33 vom 8. Januar und 52 vom 12. Januar) hier nicht erneut zur Diskussion kommen zu lassen, weiß ich doch, daß die uns

[89] Talaat Pascha hielt sich vom 23. bis 26. April 1917 in Berlin auf. Vgl. Schulthess' Europ. Geschichtskalender 58,1 (1917) S. 436–437.

[90] Er ist nicht veröffentlicht; er behandelt die Frage der Kapitulationen, wie aus dem folgenden hervorgeht.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

wenig günstigen Elemente des Komitees fortfahren, die getroffene Lösung als unbefriedigend zu bezeichnen, und darauf dringen, daß in der Frage der Kapitulationen ein ebenso unzweideutiges Abkommen getroffen werde wie bei der Frage des besetzten ottomanischen Gebiets (dortiges Tel. Nr. 76 vom 28. September 1916, Erlaß Nr. 103 vom gleichen Tage). Gerade in neuerer Zeit ist im Schoße des Komitees die Diskussion über diese Frage wieder neu aufgelebt, und es sollte mich nicht wundern, wenn Talaat sie in Berlin wieder aufs Tapet brächte.

Dies ist von allen Fragen die unglücklichste und für uns unbequemste. Denn jede Ablehnung unsererseits wird von unseren Feinden hier maßlos ausgebeutet mit der Behauptung: „Seht, Deutschland ist es eben bei dem ganzen Kapitulations-Werk doch nicht ernst gewesen. Anscheinend hat Deutschland mit vollen Händen gegeben und uns zufrieden gestellt. Innerlich aber rechnet es auf Widerstand der jetzigen Feinde, um auf dem Umwege über die Meistbegünstigungsklausel alle Zugeständnisse wieder zurückzunehmen."

Nach der sehr weitgehenden Zusage, die wir der Türkei in der Frage des Friedensschlusses bei Fortdauer der Okkupation türkischer Landesteile gewährt haben, würde ich persönlich keine unüberwindlichen Bedenken haben, den Türken die von ihnen gewünschte Formel auch in Sachen Kapitulationen zu geben. Wirklich ausführbar ist keine von beiden Formeln. Wenn Deutschland einen leidlichen Frieden zustandebringen könnte, dem die Türkei wegen ihr ungenügend erscheinender Regelung türkischer territorialer Verhältnisse widerspräche, so wird der Buchstabe des Abkommens nicht stark genug sein, den tatsächlichen Abschluß des Friedens zu verhindern. Ähnlich würde es in der Praxis bei einem analogen Abkommen über Kapitulationen gehen.

Die Türken sind aus ihrer eigenen Geschichte an die Nichteinhaltung derartiger Verpflichtungen seitens der europäischen Mächte gewöhnt. Es kommt Talaat und seiner Partei hauptsächlich darauf an, einen eklatanten Erfolg zu erringen und die bona fides des Deutschen Reiches in der Kapitulationenangelegenheit Gegnern und Zweiflern gegenüber über jede Anfechtung erhaben hervortreten zu lassen.

Wenn sich die maßgebenden Instanzen in Berlin im Sinne dieser meiner persönlichen Auffassung entscheiden könnten, so würde dies für Talaat einen großen persönlichen Erfolg und eine Stärkung unseres Bundesverhältnisses bedeuten. O h n e das bestehende Territorial-Abkommen würde ich ein solches Vorgehen nicht befürworten können; b e i bestehendem Abkommen glaube ich, daß das Abkommen das Risiko, gegebenenfalls wortbrüchig werden zu müssen, nur sehr unwesentlich vermehren wird. Talaat hat einem zuverlässigen Gewährsmann gegenüber erklärt, sich nötigenfalls auch mit einer mündlichen Versicherung des Herrn Staatssekretärs begnügen zu können.

Eine zweite Frage, die gleichfalls in Komiteekreisen häufig erörtert wird und auf die [der] Minister des Äußern – wenn auch schüchtern – immer wieder zurückkommt, ist die Kündigung der Verträge. Die jetzt beliebte Argumentation lautet etwa folgendermaßen:

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„Von den drei reservierten Punkten ist der über die Handelsfreiheit durch die getroffenen Handelsübereinkommen erledigt, der über die religiöse Freiheit hat in der modernistischen [Gru(ppe) unv(ständlich)] Türkei keine praktische Bedeutung (ich möchte hinzufügen, daß er meines Erachtens auch in der verflossenen despotischen Türkei keinerlei praktische Bedeutung hatte). – Die Meerengenfrage soll mit den Bundesgenossen freundschaftlich erörtert werden, sodaß auch dieser reservierte sich von selbst erledigt."

Wird es nicht angängig gefunden, in der Kapitulationenfrage weiter zu gehen, als wir schon gegangen sind, so könnte ein Erfolg in der Vertragsfrage die erlittene Niederlage einigermaßen verschleiern. Aber die betreffenden Angelegenheiten haben bei weitem nicht die gleiche Bedeutung. Die Kapitulationenfrage ist eine Frage, an der die gesamte türkische Intelligenz mit großer Leidenschaft hängt. Die Frage der Kündigung der Verträge interessiert mehr nur die eigentlichen politischen und diplomatischen Kreise.

Dies wären die beiden großen Fragen, mit denen Talaat wahrscheinlich ankommen wird.

Möglicherweise wird er die Goldfrage berühren (mein Tel. Nr. 452 vom 8. April), vielleicht auch die Marinefrage (Erlaß Nr. 362 vom 13. April). In beiden Fällen möchte ich empfehlen, was an Konzessionen gemacht werden kann oder schon gemacht ist, als Erfolg der Mission Talaats erscheinen zu lassen.

Der Großwesir hat mit ruhiger und starker Hand im engen Einvernehmen mit uns die amerikanische Krisis[91], die sich zu einer großen politischen Krisis ausgewachsen [hat], schwer [= sehr] zu einem unsern Wünschen genehmen Ausgang gesteuert und ist für absehbare Zeit der stärkste Mann der neuen Türkei. Seine Berliner Mission so erfolgreich zu gestalten, als innerhalb der gegebenen Umstände überhaupt möglich ist, möchte ich als eine dringende Notwendigkeit unserer europäischen Politik erklären.

Kühlmann an das Auswärtige Amt

PA Berlin, RZ 201/13801, S. 228–229. Telegramm. Entzifferung.

Nr. 500. Konstantinopel, 20. April 1917, 11 Uhr – – Nachm.
Ankunft: 21. April 1917, 11 Uhr 50 Min. Vorm.

Wie mir Talaat Pascha heute Mittag erzählte, hat er durch den Minister der auswärtigen Angelegenheiten die amerikanische Botschaft heute vom Abbruch der Beziehungen verständigen lassen. Bei der schweren Erkrankung des amerikanischen Botschafters[92] am Flecktyphus wird sich seine Abreise wahrscheinlich noch erheblich verzögern. Die politische Krisis ist aber durch die-

[91] Gemeint ist der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu den USA am 20. April aus Anlaß der amerikanischen Kriegserklärung an Deutschland am 6. April 1917.

[92] Abraham Elkus.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sen Schritt der Türkischen Regierung als endgültig abgeschlossen zu betrachten.

Es war die größte politische Krisis, deren ich mich hier seit Übernahme der Geschäfte erinnern kann. Alle Personen und Gruppen, die öffentlich oder heimlich hier Ententeinteressen vertreten hatten oder noch vertreten, hatten sich zusammengetan und versuchten, die Angelegenheit des Abbruchs der Beziehungen zu Amerika zu einer Kraftprobe zu benutzen. Da auch Djavid aus seiner Opposition gegen den Abbruch keinen Hehl machte und seine jüngeren Gefolgsleute – wie Hussein Djahid, der Vizepräsident der Kammer, und Dschambolat Bey[93] – sich noch heftiger gebärdeten als ihr Meister, waren selbst altbewährte Beobachter der hiesigen Zustände sehr unsicher geworden. Ein Obsiegen der Opposition wäre zweifellos als Erfolg der ententistischen Politik und Beginn des Abschwenkens der Türkei von der bisherigen Bahn ausgelegt worden. Einige zweckmäßig getroffene Gegenschachzüge sowie eine private freundschaftliche Unterredung mit Talaat genügten, um den Spuk zu bannen.

Der Ministerratsbeschluß, in welchem dem Sultan der Abbruch der Beziehungen angeraten wurde, ist einstimmig gefaßt worden und trägt die Unterschrift Djavid Bey's, und der Großwesir konnte im Ministerrat ohne Unwahrheit hervorheben, daß von Seiten der Zentralmächte nicht der leiseste Versuch einer Pression gemacht worden sei. Die Intrige, die sich zugleich auch gegen Enver Pascha als eine unserer festesten Stützen richtete, hat auch in dieser Beziehung versagt; Dschambolat Bey, der wegen früherer Differenzen mit dem Generalintendanten Ismail Hakki Pascha[94] mit Enver Pascha schlecht steht, ist auf den Gesandtenposten in Stockholm für die innere Politik vorläufig kaltgestellt, und Enver Pascha übernähme während der Reise Talaats nach Deutschland dessen Stellvertretung im Großwesirat.

Die hiesigen ententistischen Kreise werden die empfindlichen Niederlagen, die sie in der amerikanischen Krise erlitten haben, nicht so leicht vergessen.

Kühlmann an das Auswärtige Amt

PA Berlin, RZ 201/21832, S. 298–299. Telegramm. Entzifferung.

Nr. 512. Pera, 22. April 1917, 11 Uhr 40 Min. Nm.
Ankunft: 23. April 1917, 1 Uhr 30 Min. Nm.

Wie ich aus gewöhnlich gut unterrichteter Quelle höre, hat Dchekow[95] bei seinem Aufenthalt hier Talaat Pascha gegenüber die Frage der Überlassung der

[93] Ismail Dschambolat [Cambolat] Bey (1880–1926), Präfekt a.D. der Stadt Konstantinopel; Botschafter in Stockholm 1917–1918.

[94] Lebensdaten nicht ermittelt.

[95] Nikola Todorov Žekov (1865–1939), bulgarischer General; Kriegsminister und Oberbefehlshaber der Armee 1915–1919.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Nord-Dobrudscha an Bulgarien angeschnitten und die Bereitwilligkeit zu bulgarischen Gegenleistungen an der Maritza in Aussicht gestellt; letzteres aber anscheinend in so verschwommener Weise, daß Talaat Pascha wenig Lust zeigte, auf die Sache einzugehen und auf bulgarischer Seite der Eindruck eines Refus entstanden sein soll.

Es wird für die heutige türkische Regierung fast eine Notwendigkeit sein, die jetzt unmögliche Grenzführung an der Maritza zu verbessern und der öffentlichen Meinung für die in Armenien und Mesopotamien wohl kaum vermeidlichen Gebietsverluste auf diese Weise Entschädigung zu verschaffen. Da der Bulgare im Verhandeln ein zäher Bauer ist und für die schönen Augen der Türkei [= Türken] niemals auch nur einen Schuhbreit Land abtreten wird, sehe ich keinen anderen Weg zur Erfüllung der türkischen Wünsche außer durch eine türkische Konzession an Bulgarien.

Den Türken ist der Gedanke einer bulgarischen Besetzung der Nord-Dobrudscha unsympathisch, da dann auch der Europaweg über Konstantza sich in bulgarischen Händen befände. Wir haben, soweit ich unterrichtet bin, uns bisher gegen den Gedanken einer bulgarischen Nord-Dobrudscha vollständig ablehnend verhalten. Ob er uns durch bulgarische Kompensationen an die Türkei in der Maritza-Frage diskutabel gemacht werden könnte, vermag ich von hier aus nicht zu übersehen. Jedenfalls hätte eine Angliederung der ganzen Dobrudscha an Bulgarien den Vorteil, einen dauernden Antagonismus Rumäniens zu schaffen – wahrscheinlich auch Rußlands – und dadurch die bulgarische Politik etwas zwangsläufiger auf der Seite der Zentralmächte zu gestalten, als sie rebus sic stantibus zu sein braucht.

Kühlmann an Bethmann Hollweg

PA Berlin, RZ 201/13881, S. 27–30. Bericht. Behändigte Ausfertigung. Praes.: 1. Mai 1917 p.m. – Einzelne Wörter, die, im Falz verschwunden, nicht lesbar sind, sind in eckigen Klammern sinngemäß ergänzt.

Nr. 261. Pera, 25. April 1917

Das Manifest, das Sir Stanley Maude[96], der englische Oberkommandierende an der Irakfront, nach der Einnahme von Bagdad an die Bevölkerung erlassen hat, enthält, wenn auch sehr verklausuliert, eine Art Programm für Englands zukünftige Araberpolitik. Nach den üblichen Phrasen von der Befreiung der Araber vom Türkenjoch und der Wiederaufrichtung der alten Herrlichkeit der Khalifenstadt wird den Irakarabern erklärt, daß es „Hoffnung und Wunsch des Britischen Volkes und der mit ihm verbündeten Nationen sei, daß

[96] Sir Frederick Stanley Maude (1864–1917), englischer Generalmajor; Oberbefehlshaber des „Tigris Corps“ (III. Indisches Armeekommando); eroberte Bagdad im März 1917. – Seine Proklamation an die Bevölkerung Bagdads ist auf den 19. März datiert. Sie ist unter dem Titel „The Proclamation of Bagdad“ 1917 veröffentlicht (auch in der zeitgenössischen Presse). – Vgl. die folgenden Ausführungen Kühlmanns.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

die arabische Rasse sich wieder zu Größe und Ruhm unter den Völkern der Erde erheben und sich zu diesem Ende in Einigkeit und Eintracht verbinden möge“. Allerdings könne im Hinblick auf die Tatsache, daß Bagdad von den Deutschen und Türken während des Krieges zum Mittelpunkt ihrer gegen Groß-Britanniens Stellung in Persien und Arabien gerichteten Tätigkeit gemacht worden sei, „die britische Regierung nicht gleichgültig demgegenüber bleiben, was jetzt oder in Zukunft in diesem Lande vorgehe“. Doch sei es nicht der Wille der englischen Regierung, „den Arabern des Irak fremde Institutionen aufzuzwingen“. Das Volk von Bagdad solle vielmehr „sich seines Wohlstandes und Eigentums unter Einrichtungen freuen, die sich in Uebereinstimmung mit seinen geheiligten Gesetzen und Rassenidealen befänden“. Als Beispiel werden dann den Irakarabern der Scherif von Mekka und die Emire von Koweit, Nedschd und Assir vorgehalten, die sich den gegen Deutschland und die Türkei verbündeten Mächten angeschlossen hätten.

Der Sinn dieser Proklamation ist also offenbar, daß aus dem Irak etwa nach egyptischem Muster ein unter englischer Kontrolle stehender arabischer Duodezstaat geschaffen werden soll, für dessen Thron, wie aus anderer Quelle verlautet, der egyptische Prinz Fuad[97], ein Onkel des Khedive Abbas Hilmi, ausersehen zu sein scheint. Ein ähnliches Schicksal ist offenbar – denn General Maudes Manifest spricht auch von „arabischen Landsleuten im Westen“ – Syrien und Palästina – zugedacht. Es würde also um die Türkei von Süden und Osten ein Ring von kleinen arabischen Nationalstaaten gelegt werden, die unter der Aufsicht Englands oder seiner Verbündeten stehen würden. Wie es mit der englischen A[uf]sicht der zukünftigen Einigung dieser Staaten unter sich steht, erhellt aus einem kürzlich erschienenen Artikel des in Kairo lebenden, der britischen Residenz nahestehenden Syrers Rachid Rida[98] in der offiziösen egyptischen Zeitung Makattan, wo nach der türkischen Liquidation „ein gewisser Zusammenschluß aller arabischen Länder unter der Führung des Königs des Hedjas nach Maßgabe der politischen Möglichkeit“ gefordert wird. Die einzige politische Möglichkeit für einen derartigen Zusammenschluß wäre wohl eine solche auf religiöser Grundlage, das heißt die Aufrichtung eines arabischen Khalifats in Mekka, dessen Oberhaupt in den übrigen arabischen Ländern etwa dieselben Rechte zustehen würden wie vor dem Kriege dem Khalifen von Konstantinopel in Tripolis, das heißt die Ernennung oder Bestätigung geistlicher Beamter oder dergleichen.

Das ganze Spielen der englischen Politik mit dem arabischen Einheitsgedanken ist in seiner Wirkung natürlich ausschließlich auf die Araber der Türkei berechnet. Es [soll] offenbar im Hinblick auf das scheinbar unabhängige Königreich Hedjas in Syrien und Palästina eine Irredenta geschaffen werden, in der alle arabische Unzufriedenheit zusammengefaßt werden soll, der es

[97] Fuad I. (1868–1936), Sultan von Ägypten Oktober 1917–1922. – Der im folgenden genannte ist: Abbas Hilmi II. (1874–1944), Vizekönig von Ägypten 1892–1914.

[98] Raschid Rida (1865–1935), libanesischer Publizist; Vordenker des arabischen Nationalismus.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

bisher zwar nicht an Parteigängern, aber an einem wirklich populären Ziel fehlte. Alle die Syrer, die bis jetzt davor zurückschreckten, mit den andersgläubigen Engländern zu paktieren, um sich von der verhaßten Türkenherrschaft zu befreien, würden, so nimmt man wohl in England an, nicht zögern, sich zu dem arabischen Königreich zu bekennen, das im Bunde mit Großbritannien steht.

In der Tat ist, wie mehrfach berichtet, in Syrien die Stimmung überwiegend eine ausgesprochen antitürkische, und zwar gleichmäßig bei Christen und Muhammedanern. Die Türken haben es in keiner Weise verstanden, die kärgliche, bei Kriegsanfang sich zeigende Begeisterung der Araber anzufachen und zu erhalten. Die unglückseligen Hochverratsprozesse, durch die alte und zum Teil nicht einmal einwandfrei erwiesene Verfehlungen zahlreicher einflußreicher Syrer ans Licht gezogen und mit drakonischer Strenge geahndet würden [= wurden], trugen nicht dazu bei, die Regierung im Lande volkstümlich zu machen. Die Unfähigkeit der Regierung Djemal Paschas, die Härte ihres Regiments durch Gerechtigkeit und vernünftige Bekämpfung der Kriegsnot erträglich zu machen, ihre völlige Ohnmacht gegenüber der ständig zunehmenden Entwertung des Papiergeldes – das Papierpfund hat in Jerusalem einen Wert von 25 Piastern –, die Ratlosigkeit der Behörden in der Frage der Getreideversorgung haben bei den wenigen Freunden der Türken in Syrien Scham und Bestürzung, bei ihren zahlreichen Feinden Hohn und Haß hervorgerufen. Andererseits haben die einer an Zahl so bedeutenden Staatsangehörigen – an Intelligenz, Tradition und Regsamkeit den Türken weit überlegenen Bevölkerung gegenüber – unternommenen törichten Vertürkungs-Versuche, die Anläufe zur Unterdrückung der arabischen Sprache, die Zurücksetzung der Araber bei der Besetzung aller höheren Beamten[-] und Offiziersstellen, vor allem aber der überall zutage tretende Hoc[hmut] der Türken sie in den arabischen Landesteilen so unbeliebt gemacht, daß heute die Engländer, zumal als Verbündete des Königs von Mekka, von der Mehrheit des Volkes in Syrien mit Freude begrüßt werden würden.

Die wenigen loyal osmanischen Araber, die begriffen haben, daß eine Trennung der arabischen Länder vom osmanischen Reiche diesen keineswegs die Freiheit, sondern n[ur] unter ihrer Maske ein Rassen- und Religionsfremdes Protektorat bringen würde, sind eifrig bemüht, die Pforte von der Notwendigkeit der Gewährung einer inneren Selbstverwaltung wenigstens für Syrien und Palästina zu überzeugen. Diese Wünsche werden aber auf wenig Entgegenkommen rechnen k[önnen], da die Pforte an dem Beispiel der Balkan-Autonomie ge[sehen] hat, wohin derartige Bestrebungen leicht führen. Der Vergleich dürfte allerdings insofern vielleicht nicht ganz zutreffen, als bei den Balkanvölkern zum Rassenhaß noch religiöse Abneigung hinzukam, die sie von den Türken s[eparieren?], während zwischen Arabern und Türken die Gemeinsamkeit des Glaubens vielleicht als ziemlich zuverlässiges Bindemittel wirken würde, wenn einmal die aus ethnologischer Verschiedenheit entstandenen Gegensätze durch die arabische Autonomie neutralisiert wären. Immerhin wäre eine solche Autonomiegewährung ein so gefährliches Experiment,

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

daß man den türkischen Staatsmännern nicht verargen kann, wenn sie bis jetzt davor zurückschrecken.

Kühlmann an das Auswärtige Amt

PA Berlin, RZ 201/14035, S. 143–145. Telegramm. Entzifferung.

Nr. 537. Konstantinopel, 27. April 1917, 4 Uhr – – Min. nachm.
Ankunft: 28. April, 12 Uhr 02 Min. vorm.

Zu der von Djemal Pascha beabsichtigten Räumung Jerusalems drahtet General von Kreß nachstehendes:

„Djemal Pascha trifft trotz günstiger Lage der Front Vorbereitungen zur Evakuierung Jerusalems. Wie schon berichtet, ist Verteidigung der Stadt selbst militärisch wertlos und politisch ein schwerer Fehler. Wenn aber Jerusalem nicht verteidigt wird, ist auch seine Evakuierung unnötig. Da Ernte begonnen hat, ist auch Vorwand, daß Evakuierung wegen Verpflegungsschwierigkeiten erfolgen müsse, hinfällig. Ich habe dringenden Verdacht, daß Djemal nicht durch militärische, sondern durch politische Gesichtspunkte zu dieser sonst unbegreiflichen Maßnahme veranlaßt wird. Wie Beispiel von Gaza und Jaffa zeigt, ist Evakuierung einer Stadt in der Türkei gleichbedeutend mit ihrer völligen Vernichtung. Selbst wenn es Djemal Ernst wäre mit seinem Versprechen, Wohlfahrtseinrichtungen zu schützen, so könnte er dies nicht halten, weil sich hiesige Gendarmerie und Polizei ausschließlich aus Verbrechern zusammensetzt und völlig undiszipliniert ist. Ich habe unerschütterliche Überzeugung, daß Evakuierung Jerusalems völligen Ruin zahlloser Existenzen und aller jüdischen und christlichen Anstalten und Einrichtungen bedeutet und bezweckt. Die Verantwortlichkeit hierfür wird die Geschichte den christlichen Verbündeten der Türkei aufbürden. Die in Jerusalem ansässigen Deutschen haben meinen Rat erbeten. Ich habe geraten, vorerst abzuwarten. Ich halte es für unsere unabweisliche Pflicht, daß wir uns mit aller Energie der Vernichtung Jerusalems widersetzen und alle Zusicherungen Djemals als wertlos und unausführbar ablehnen. Nötigenfalls müßte meines Erachtens mit sofortiger Zurückziehung aller in Palästina befindlichen christlichen Offiziere und Truppen gedroht werden."

Angesichts dieser Äußerung eines so kompetenten Offiziers möchte ich die Durchführung der Räumung Jerusalems im gegenwärtigen Augenblick für einen politischen Fehler halten. Ich möchte daher empfehlen, Talaat Pascha sofort von der Sachlage Kenntnis zu geben, ohne jedoch General Kreß bloßzustellen, und ihm anheimzugeben, telegraphisch die Ausführung der Räumung zu inhibieren. Ich meinerseits werde vorläufig mit nicht allzu scharfen Mitteln hier auf Aufschub der Räumung hinarbeiten.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ich hoffe umso mehr auf Erfolg, als Konsul Jerusalem[99] nachstehendes drahtet: „Djemal Pascha scheint in seinem Plan, Jerusalem zu evakuieren, schwankend geworden zu sein. Die versprochene Reiseerleichterung hat er bisher nicht gewährt.

Die militärische Lage an der hiesigen Front wird zur Zeit recht günstig beurteilt."

Kühlmann an Bethmann Hollweg

PA Berlin, RZ 201/13929, S. 140–141. Bericht. Behändigte Ausfertigung. Praes.: 22. Mai 1917 p. m.

Nr. 286. Pera, 17. Mai 1917

Über die Verfolgung der griechischen Bevölkerung im anatolischen Küstengebiete des Schwarzen Meeres liegen die in Durchschlägen beigefügten beiden Berichte vor[100], die der Kaiserlichen Botschaft durch das Oekumenische Patriarchat vertraulich mitgeteilt worden sind; sie rühren von den griechischen Metropoliten von Kerassund und Samsun her.

Graf Schulenburg[101], der von dem ersten Bericht Kenntnis genommen hat, kann die Richtigkeit der darin aufgeführten Tatsachen, soweit es sich um Ereignisse handelt, die in Kerassund selber stattgefunden haben, aus eigener Anschauung bestätigen. Ebenso nimmt er auf Grund der von ihm seinerzeit in Kerassund angestellten Erkundigungen an, daß die Angaben über die Vorfälle in der Umgegend dieser Stadt im allgemeinen der Wahrheit entsprechen.

Immerhin muß dem großen Geschick der Griechen Rechnung getragen werden, alle Vorfälle in einem der griechischen Sache möglichst günstigen Lichte erscheinen zu lassen.

Der Inhalt des zweiten Berichtes wird durch eine Aufzeichnung des Herrn Mosel[102] aus Samsun bestätigt.

Die Griechenverfolgung trägt nicht entfernt den grausamen und unmenschlichen Charakter des Vernichtungskampfes gegen die Armenier. Dies dürfte sich zum Teil dadurch erklären, daß die griechische Bevölkerung und ihre geistlichen Oberhäupter sich im Gegensatz zu den Armeniern von der in-

[99] Heinrich Brode (1874–1936), Leiter des Vizekonsulats Jaffa seit 1910, zusätzlich mehrmalige kommissarische Leitung des Generalkonsulats Jerusalem; 1914 Konsul; Leitung des Konsulats Jaffa und des Generalkonsulats Jerusalem 1916 – November 1917; danach Verlegung nach Damaskus bis 1918.

[100] Sie liegen bei: PA Berlin RZ 201/13929, S. 142–170.

[101] Friedrich-Werner Graf von der Schulenburg (1875–1944), Konsul; Hauptmann der Reserve; August 1915 aus dem Heeresdienst vom AA reklamiert zur besonderen Verwendung und als Verbindungsoffizier bei der türkischen Armee mit Sitz in Erzurum eingesetzt; beim Konsulat in Beirut und in Damaskus tätig 1917; Gesandter in Tiflis 1918; später u. a. Botschafter in Moskau 1934–1941.

[102] Louis Mosel, am deutschen Konsulat in Samsun tätig (keine weiteren Daten ermittelt).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nerpolitischen Agitation ferngehalten, namentlich aber keine Geheimbündelei getrieben und in den letzten Jahren auch ihre hellenistischen Aspirationen zurückgestellt haben. Ebenso muß anerkannt werden, daß sie in Handel und Wandel die Bevölkerung nicht so rücksichtslos ausgebeutet haben wie die Armenier.

So wichtig nun auch die Erhaltung der Griechen in der Türkei im wirtschaftlichen und kulturellen Interesse ist – ihre Ersetzung durch gleichwertige Elemente ist in absehbarer Zeit nicht zu erwarten –, so kann ich mir doch nicht verhehlen, daß unsere Einwirkungen auf die türkische Regierung mit großer Vorsicht erfolgen müssen, um den Anschein einer Einmischung in innere Verhältnisse zu vermeiden. Die Kaiserliche Botschaft muß sich unter diesen Umständen darauf beschränken, sich gelegentlich zugunsten einzelner Griechen – übrigens in nichtamtlicher Form – zu verwenden und zur Linderung der ärgsten Not unter den Vertriebenen beizutragen. Ein gutes Wort im Privatgespräch mit Talaat Pascha fällt häufig auf fruchtbaren Boden.

Kühlmann an Bethmann Hollweg

PA Berlin, RZ 201/12612, S. 3–4. Telegramm. Entzifferung.

Nr. 670. Pera, 30. Mai 1917, 11 Uhr 25 Min. Nm.
Ankunft: 31. Mai 1917, 4 Uhr 20 Vm.

Der Kaiserliche Militärbevollmächtigte[103] drahtet der Obersten Heeresleitung folgendes:

„Enver Pascha mitteilte mir, daß die Oberbefehlshaber der auf den asiatischen Kriegsschauplätzen operierenden Armeen eine nicht unwesentliche Erhöhung ihrer Etats beantragt hätten, da sie wegen ständigen Sinkens Wertes des Papiergeldes nicht mehr in der Lage seien, die für die Kriegführung notwendigen Ausgaben zu bestreiten. Er schätze den Mehrbedarf auf 8 Millionen Pfund Türkisch. Der Finanzminister habe sich dahin geäußert, er könne den Anforderungen nur nachkommen, wenn die deutschen Vorschüsse entsprechend erhöht würden. Enver Pascha bittet Euere Exzellenz dringend, seinen bereits durch Zekki Pascha[104] übermittelten Wunsch zu unterstützen. Der Herr Botschafter ist unterrichtet."

Auch mir hatte Djavid Bey schon gesagt und Talaat Pascha bestätigt, daß zwischen Enver Pascha und Djavid ein Konflikt besteht. Enver Pascha erklärt, er könne mit der bisher für die Armee ausgeworfenen Summe nicht mehr auskommen, da die Teuerung in den asiatischen Provinzen so zugenommen habe, daß ohne Erhöhung der Verpflegungsgelder die Soldaten hungern und vielleicht verhungern müßten.

[103] von Lossow.

[104] Zekki Pascha [Halepli Zeki Paşa] (1862–1941), General; Verbindungsoffizier bei Wilhelm II. 1914–1918.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Djavid erklärte, er habe kein Geld und könne ohne neue Verhandlungen mit Deutschland auch keines beschaffen.

Nach Erkundigungen an unparteiischer, gut unterrichteter Stelle sind in der Tat die Preise aller Lebensbedürfnisse in Syrien und im Irak aufs neue bedeutend gestiegen, sodaß die bisher aufgestellten Berechnungen über die zur Truppenernährung ausreichenden Summen nicht mehr stimmen. Ich werde mit den morgen hier eintreffenden Generalen von Falkenhayn und von Lossow Lage besprechen.

Auch abgesehen von obigem wird die Frage, wo und von wem der neue deutsch-türkische Subsidienvertrag verhandelt und geschlossen werden soll, jetzt allmählich dringend. Djavid Bey erklärte mir, er könne jetzt nicht nach Deutschland reisen, er habe auch keinen geeigneten Unterhändler, bitte also, eine geeignete bevollmächtigte deutsche Persönlichkeit hierher zu entsenden.

Kühlmann an Bethmann Hollweg

PA Berlin, RZ 201/14118, S. 78–79. Bericht. Behändigte Abschrift. Praes.: 19. Juni 1917.

Nr. 335. Pera, 16. Juni 1917

Das American Bible House, das, wie in dem nebenbezeichneten Berichte bemerkt, bisher die amerikanischen Hilfsgelder für die Türkei ihrer Bestimmung übermittelte, ist seit Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen der Türkei und Amerika von jeder Verbindung mit den Geldgebern abgeschnitten. Der bisherige Leiter des Bible House, Mr. Peet[105], ist vor einiger Zeit nach der Schweiz abgereist und hat bisher keine Nachrichten hierher gelangen lassen. Inzwischen sind die vorhandenen Fonds fast völlig aufgebraucht, und der Betrieb müßte demnächst eingestellt werden, wenn nicht dem Vertreter des Mr. Peet neue Kredite eröffnet werden.

Meines Erachtens haben auch wir ein wesentliches Interesse daran, daß die amerikanischen Geldsendungen nicht unterbrochen werden oder ganz aufhören.

Denn eine Reihe deutscher Wohlfahrtsunternehmungen, wie z. B. die mit dem Deutschen Hilfsbunde für christliches Lebenswerk im Orient des Direktors Schuchardt[106] zusammenhängenden Missionen der Schwestern Rohner in Aleppo und Paula Schäfer in Adana, die Waisenhäuser des Pfarrers Ehmann in

[105] William W. Peet (1851–1942), Schatzmeister des „American Board of Commissioners for Foreign Missions".

[106] Friedrich Schuchardt (Lebensdaten nicht ermittelt). – Die weiterhin genannten (bei einigen von ihnen wurden die Lebensdaten nicht ermittelt): Beatrice Rohner (1876–1947), Schweizer Missionsschwester in Aleppo zugunsten von Armenierkindern Dezember 1915 – April 1917. – Paula Schäfer, deutsche Missionsschwester in Adana. – Johannes Ehmann, deutscher Lehrer und Prediger in Mesereh bei Kharput. – Jakob Künzler (1871–1949), Schweizer Diakon; Leiter eines Krankenhauses in Urfa.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Harput und des Herrn Dobbeler in Harunije, die Mission des Diakon Künzler in Urfa (Deutsche Orient-Mission) und eine in Samsun unter deutscher Aufsicht eröffnete Suppenküche für rund 1000 Personen arbeiten zum großen Teile mit amerikanischem Gelde. Bleibt dieses in Zukunft aus, so würden voraussichtlich die in Deutschland an den verschiedenen Hilfswerken beteiligten Kreise stärker herangezogen werden und auf diese Weise deutsches Geld ins Ausland wandern, das besser im Inlande für deutsche Zwecke verwendet wird.

Aber auch aus rein menschlichen Gründen erscheint es wünschenswert, daß die bestehenden Wohlfahrtsanstalten weiter geführt werden. Diese sind zwar in erster Linie für die armenischen Notleidenden bestimmt, aber auch die anderen nicht-armenischen und nicht-christlichen Elemente (Griechen und Mohammedaner) partizipieren daran in reichlichem Maße.

Ich glaube daher der Bitte des Mr. L. R. Fosle[107], der den abwesenden Mr. Peet vertritt, um Beförderung des anliegenden Briefes entsprechen zu sollen. Gegebenenfalls bitte ich die Antwort des Mr. Peet auf gleichem Wege hierhergelangen lassen zu sollen; eine tunlichst baldige Erledigung würde in allseitigem Interesse sein und von den Beteiligten mit besonderem Danke begrüßt werden.

Kühlmann an Bethmann Hollweg

PA Berlin, RZ 201/21429, S. 386–389. Bericht. Behändigte Ausfertigung. Praes.: 26. Juni 1917.

Nr. 344. Pera, 20. Juni 1917

Heute fand im Anschluß an ein intimes Frühstück auf der Botschaft die schon längere Zeit ins Auge gefaßte eingehende Besprechung der Balkandinge mit türkischen Staatsmännern statt. Talaat Pascha hatte mich gebeten, noch den früheren Minister der auswärtigen Angelegenheiten, jetzigen Justizminister Halil Bey, zuzuziehen. Von deutscher Seite waren außer mir der Militärbevollmächtigte General von Lossow und der Botschaftsrat Graf Waldburg gegenwärtig.

Zuerst führte Nessimy Bey aus, die dankenswerten Mitteilungen der deutschen Regierung hätten zwar die türkische Politik über die Ausdehnung unserer territorialen Zusagen an Bulgarien aufgeklärt, es seien aber noch einige Punkte, über welche sie im dunkeln schwebte; insbesondere die Art unserer Bindung im Hinblick auf diese territorialen Erweiterungen. Sie wüßten nicht, ob wir Bulgarien versprochen hätten, keinen Frieden abzuschließen, bevor diese Eroberungen erreicht seien, oder ob wir uns darauf beschränkt hätten, Bulgarien unsere Unterstützung zur Erreichung dieser territorialen Ziele zuzusagen.

[107] Nicht weiter identifiziert.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Auch über das Maß unserer Zusagen in Griechisch-Mazedonien und über deren Form seien sie noch immer im unklaren. Bulgarien habe nach dem Balkankriege nur einmal in der Ansprache des Königs nach dem Friedensschlusse Salonik als an Griechenland abgetretenes Gebiet erwähnt. Offenbar sei aber Bulgarien auf Salonik zurückgekommen. Denn in der Aufzeichnung des Generalquartiermeisters Ludendorff sei Salonik neben[her] aufgeführt.

Es entspann sich eine längere Diskussion darüber, ob die Türkei ein vitales Interesse daran habe, Bulgarien dauernd vom Besitze Saloniks auszuschließen, nachdem doch wahrscheinlich beim Friedensschlusse Bulgarien Besitzer des Hinterlandes sein würde. Halil Bey insbesondere neigte zur Auffassung, die Türkei habe ein unbedingtes Interesse daran, Bulgarien von Salonik fernzuhalten, wenn die Türkei als Kompensation etwa das Gebiet bis zur Mesta zurückerhalte samt einer Grenzziehung, die erlaube, Thrazien zu einem starken Bollwerk für die Hauptstadt Konstantinopel auszubilden. Griechenland könne nötigenfalls durch Vallona entschädigt werden, das sonst doch einen gefährlichen Zankapfel zwischen Österreich und Italien bilden müsse.

Anschließend wurde eingehend die Dobrudschafrage besprochen. Sowohl Talaat als Nessimy führten aus, der einzig wirklich brauchbare Weg sei der über Tschernawoda – Konstantza, und der führe mitten durch die Dobrudscha durch, und werde diese ganz bulgarisch, so gebe es überhaupt garkeine denkbaren Garantien, die Sicherheit dieser Straße zu gewährleisten. Selbst wenn man sich entschließen sollte, einen ziemlich breiten Streifen herauszuschneiden und zu neutralisieren, so könne man davon keine dauernde Regelung erhoffen. Denn die Geschichte habe nur zu oft gezeigt, wie rasch ein gewalttätiges Volk wie Bulgarien über künstliche diplomatische Abmachungen zur Tagesordnung übergehe. Es wurde immer wieder betont, daß die Wegefrage – so wichtig sie auch sei – vom türkischen Standpunkte aus doch nur immer sekundär erscheinen könnte. Die Hauptsache sei, daß Bulgarien keine gemeinsame Grenze mit Rußland bekomme.

In der zweiten Hälfte der Besprechungen setzte Talaat Pascha seine Wünsche und Auffassungen im allgemeinen auseinander.

Nähme dieser Krieg einen einigermaßen günstigen Verlauf für die Zentralmächte, so gehe Bulgarien mit großen Landgewinnen aus ihm hervor und werde mit rund zehn Millionen Einwohnern eine ganz bedeutende Macht. Seiner Auffassung nach liege es weder im Interesse Deutschlands noch im Interesse der Türkei, noch im Interesse Österreich-Ungarns, diese Macht so stark werden zu lassen, daß die übrigen Balkanstaaten auch zusammen oder im Bündnis mit der Türkei nicht dagegen aufzukommen vermöchten. Deswegen sei es ein verständiges Interesse des Vierbundes, lebensfähige, wenn auch nicht allzu kräftige Balkanstaaten – Serbien, Griechenland und Rumänien – zu erhalten beziehungsweise wieder zu schaffen.

Bulgarien werde jeder dieser drei Nationen beim Friedensschlusse so wichtige Gebietsteile abnehmen, daß immer Grund und Stimmung genug für eine Irredenta gegen Bulgarien in jedem der drei Länder bestehen werde. Gemeinschaftlicher Haß werde die Balkanstaaten voraussichtlich gegen Bulga-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

rien zusammenschließen, und diese stets drohende Gefahr werde verhindern, daß Bulgarien sich zu einem zu unerträglich anspruchsvollen Bundesgenossen entwickle.

Dies wäre in Kürze die vom Großvezier skizzierte Politik.

Die Auffassung Talaat Paschas scheint mir staatsmännisch durchdacht und sehr beachtenswert zu sein. Meines Erachtens sind die deutschen Interessen in dieser Frage mit den türkischen ziemlich identisch. Die Schaffung eventueller Gegengewichte gegen ein zu starkes oder anspruchsvolles Bulgarien wird sich auch vom deutschen Standpunkt aus empfehlen.

Kühlmann an das Auswärtige Amt

PA Berlin, RZ 201/12612, S. 135–136. Telegramm. Entzifferung.

Nr. 859. Konstantinopel, 19. Juli 1917, 5 Uhr 30 Min. pm.
Ankunft: 20. Juli 1917, 1 Uhr 35 Min. –

Unter Bezugnahme auf Telegramm Nr. 858.

Die Auffassung, daß Djavid Bey gern aus dem Ministerium ausscheiden möchte, um sich politisch zu reservieren, ist in türkischen Kreisen weit verbreitet. Ich habe sie auch Euerer Exzellenz bereits Bericht 21 unterbreitet.

Bei der von mir geleiteten Besprechung sind irgend welche Anzeichen für eine derartige Absicht nicht zu Tage getreten. Djavid hat sich als zäher und gewandter Unterhändler erwiesen, war aber durchaus sachlich. Eine restlose Lösung des Problems, wonach wir der Türkei eine große Subsidie in Goldnoten stellen sollen, ohne unsere Goldverpflichtungen nennenswert zu vermehren, ist meines Erachtens fast die Quadratur des Zirkels.

Aus politischen Gründen wäre es sehr unerwünscht, wenn die Vorschußverhandlungen mit Deutschland für den Finanzminister Anlaß oder gar Vorwand geben sollten, das Ministerium zu verlassen. So wie die Verhältnisse liegen, müssen wir die Vorschüsse geben, die Türkei muß sie nehmen. Die Bedingungen so günstig wie möglich zu gestalten bleibe ich, in enger Fühlung mit Direktor Wassermann[108], bemüht.

*Aufzeichnung Kühlmanns

Steglich, Friedensappell Benedikts XV. S. 505–508. Kopie (aus dem verlorengegangenen Nachlaß Kühlmanns); auch gedruckt bei: Friedrich Meinecke, Kühlmann und die päpstliche Friedensaktion von 1917. Sitzungsberichte der Preuß. Akademie d. Wis-

[108] Sigmund Wassermann (1889–1958), Jurist und Bankier; während des Weltkriegs für kurze Zeit bei der Deutschen Bank in Konstantinopel tätig.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

senschaften, Jg. 1928, Philos.-Hist. Kl., S. 191–192. –Vgl. auch oben den Wortlaut S. 415–418.

„Ein ‚Niederzwingen' Englands beziehungsweise der gesamten Verbündeten einschließlich Amerikas durch militärische und maritime Machtmittel halte ich für ausgeschlossen." Belgien muß weitgehend aufgegeben werden. In der Kolonialfrage „ist der Gewinn von afrikanischem Kolonialgebiet in größerem Umfange eines der wichtigsten Ziele". Elsaß-Lothringen soll nicht unter die deutschen Bundesstaaten aufgeteilt werden. Über Polen ist eine Separatverständigung mit Rußland ins Auge zu fassen.

Berlin, 27. Juli 1917

*Kühlmann auf einer deutsch-österreichisch-ungarischen Konferenz

Steglich, Friedensversuche S. 402, 403, 404, 405. Protokoll (Auszüge).

In Sachen Elsaß-Lothringen sind Konzessionen ausgeschlossen.

Berlin, 14. August 1917

*Kühlmann vor dem Hauptausschuß

Schulthess' Europ. Geschichtskalender 58,1 (1917) S. 759–761. Rede (Protokoll).

Er ist sich der Schwere der Verantwortung bei der Übernahme der Leitung des AA bewußt. Wichtig ist die Pflege der Beziehungen zu Deutschlands Verbündeten und zu den Neutralen; aber auch die öffentliche Meinung bei den Kriegsgegnern muß sorgfältig beobachtet werden. Bei der Diskussion von auswärtigen Fragen im Reichstag ist es hilfreich, wenn solche Fragen zuvor notifiziert würden.

[Berlin] 22. August 1917

*Kühlmann an Wedel

Scherer/Grunewald II S. 371–372. Telegramm.

Graf Czernin drängt bedauerlicherweise, das Schreiben Papst Benedikts XV. betreffend eine Friedensvermittlung beschleunigt zu beantworten. Eile ist überhaupt nicht geboten; es genügt eine „freundliche Vorantwort".

Berlin, 27. August 1917

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann im Siebenerausschuß

IFA I S. 168–170. Bericht (des bremischen Gesandten in Berlin, Sieveking). – Vgl. auch ebenda S. 175–176, 181–182, 184–187, 193, 194–197, 199–200, 203. – Vgl. auch Steglich, Friedensappell Benedikts XV. S. 238–239.

Die päpstliche Friedensinitiative ist im Inland wie im Ausland (außer in Frankreich) begrüßt worden. Es ist zu prüfen, ob sie in allgemeinen Wendungen oder schon in Einzelheiten beantwortet werden soll.

[Berlin] 28. August 1917

*Kühlmann an Michaelis

Scherer/Grunewald II S. 378–380. Telegramm. – Vgl. auch Steglich, Friedensversuche S. 54–57, 60–61.

Mitteilung von österreichischer Seite: Der französische Kriegsminister Painlevé schlägt u. a. folgende Bedingungen für Friedensverhandlungen vor: Wiederherstellung Belgiens und Schadensersatz; Abtretung von Elsaß-Lothringen und Helgoland; Wiederherstellung Serbiens; Südtirol und Triest an Italien; Polen in den Grenzen von 1772; Freiheit der türkischen Meerengen. – Graf Czernin erklärt sich zu mündlichen Besprechungen bereit. – Deutsche Antwort: Czernin sollte nicht Anknüpfungen machen, höchstens seine Guten Dienste einbringen.

Berlin, 30. August 1917

*Aufzeichnung Kühlmanns

Scherer/Grunewald II S. 381–385. – Vgl. auch Steglich, Friedensversuche S. 64–66, 416–417.

Unterhaltung mit Außenminister Czernin in Wien und in Reichenau: 1. die Papstnote; 2. Polen (die OHL ist strikt gegen die austropolnische Lösung); 3. das französische Sonderfriedensangebot (Schaffung einer Donaukonföderation mit Bayern, Sachsen und Schlesien; Beschneidung Preußens) hat Czernin abgelehnt; mit dem französischen Kriegsminister Painlevé will er aber Fühlung aufnehmen; 4. deutsche Antwort auf den letzten Punkt: Die Franzosen sollen mit den Deutschen direkt Kontakt aufnehmen; 6. deutsch-österreichische Wirtschaftsverhandlungen. – Gespräch mit Kaiser Karl und Kaiserin Zita.

Berlin, 2. September 1917

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Aufzeichnung Kühlmanns

Scherer/Grunewald II S. 387–390 (für Reichskanzler Michaelis bestimmt).

Das an Österreich gerichtete Friedensangebot der Entente ist gefährlich; es muß klargestellt werden, daß jeder der beiden Partner über die ihn betreffenden Fragen allein verhandelt. – Die deutsche Seite muß mit England ins Gespräch kommen, um einen Keil in die Entente zu treiben und Deutschland nicht ins Schlepptau Österreichs zu ziehen. – Fazit: Es muß auf höchster Ebene (OHL und Kaiser) entschieden werden, daß der Staatssekretär des AA sich vergewissern solle, welches die Minimalforderungen der Westmächte in bezug auf Belgien seien.

Berlin, 3. September 1917

*Kühlmann an Rosen

Scherer/Grunewald II S. 409. Erlaß.

Eine öffentliche Erklärung Deutschlands in bezug auf Belgien ist derzeit ganz inopportun; dafür muß ein günstiger Zeitpunkt abgewartet werden.

Berlin, 6. September 1917

Kühlmann an Grünau

PA Berlin, RZ 202/22233, S. 16–19. Telegramm. Entzifferung. Von Wilhelm II. behändigt 7. September 1917.

Nr. 432. Berlin, 6. September 1917

Seine Majestatät Kaiser Karl empfing mich in Reichenau in der hübsch gelegenen, aber einfachen Villa, die er zusammen mit der Kaiserin bewohnt[109].

Seine Majestät sprach sehr angeregt fast eine Stunde mit mir über die verschiedensten Gegenstände: am eingehendsten über seinen und seiner Völker Wunsch, in nicht allzu ferner Zeit zum Frieden zu kommen.

Ich versicherte dem Kaiser, daß auch unser Allergnädigster Herr diesen Wunsch vollkommen teile und daß die Reichsleitung gleichfalls einen ehrenvollen Frieden anstrebe. Es sei aber zu erwägen, daß ein allzu eifriges Betonen unseres Friedenswunsches bereits mehrfach bei den Gegnern den Willen zum Durchhalten gestärkt hätte.

Nach der Audienz fand eine Frühstückstafel statt, ich saß neben Ihrer Majestät der Kaiserin Zita. Die hohe Frau sah, trotzdem sie Mutterfreuden entge-

[109] Das Kaiserpaar hielt sich während des Sommers in seiner Villa Wartholz in Reichenau an der Rax auf. – Vgl. auch oben S. 654.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gensieht, sehr gut aus und führte während der ganzen Mahlzeit ein sehr lebhaftes Gespräch mit mir, ohne politische Gegenstände zu berühren.

Auf der zweistündigen Automobilfahrt zwischen Wien und Reichenau und ebenso auf der Rückfahrt bot sich mir Gelegenheit zu eingehender politischer Unterhaltung mit dem Grafen Czernin.

Graf Czernin erkundigte sich, in welchem Sinne wir beabsichtigten, die Päpstliche Note zu beantworten[110]. Ich teilte ihm als vorläufige, ganz unverbindliche Grundlage die unserem Entwurf zu Grunde liegenden Hauptideen mit, wie sie sich aus der letzten Besprechung des freien Siebenerausschusses, den Mitteilungen unserer Verbündeten, des päpstlichen Nuntius und der Arbeit der Sachverständigen im Auswärtigen Amt ergab, und betonte, daß ich ihm eine endgültige Mitteilung erst nach Einholung der Allerhöchsten Befehle zugehen lassen könne.

Der Minister mahnte, die Antwort nicht zu lange hinauszuziehen, war aber viel weniger drängend als anscheinend bei anderen Gelegenheiten.

Der Minister klagte mehr über die ihm durch die Polenfragen hauptsächlich im Hinblick auf die innerösterreichische Politik verursachte Schwierigkeit, brachte aber die Frage des Abtransports der polnischen Legionen[111] nicht aufs Tapet. Ich vermied auch meinerseits Berührung dieses Punktes.

Gesprächsweise äußerte ich, ich hätte den Eindruck, daß bei uns keine Neigung bestehe, Graf Adam Tarnowsky[112] als polnischen Ministerpräsidenten zu sehen. Czernin erwiderte, er könne dies bei der gegenwärtigen Sachlage vollkommen verstehen, fragte, wer gegebenenfalls in Frage käme. Ich erwiderte, es würde von Druck Lubecki gesprochen. Der Minister erhob keinen Widerspruch, erklärte ihn aber für unbedeutend.

Czernin führte dann aus, die jetzt nach den Kreuznacher Abmachungen[113] bestehenden Absprachen führten zu vielfachen Reibungen. Er wisse, daß deutscherseits die österreichische Politik in Polen fortwährend der Illoyalität angeklagt werde, andererseits habe er reiches Material (was er uns auf Verlangen auch zugänglich machen könne), aus dem hervorgehe, daß auch von deutscher Seite in Rumänien häufig nicht im Sinne der österreichischen Politik gearbeitet werde. Falls es uns bei der jetzigen Regelung nicht wohl sei, sei er auch bereit, das Abkommen zu revidieren, in dem Sinne, daß Deutschland in Rumänien, Österreich in Polen eine Vorrangstellung einnehmen solle. Nötige Ver-

[110] Vgl. oben Anm. 829. – Zum folgenden grundlegend: Steglich, Friedensappell Benedikts XV. S. 157–328.

[111] Die Polnischen Legionen waren bereits im August 1914 in Galizien als Verband der k. u. k. Armee gebildet worden; sie wurden an der Ostfront eingesetzt. Nach der Gründung Polens im November 1916 wurden sie unter deutsches Kommando gestellt. Mitte Juli 1917 wurden sie jedoch aufgelöst und ihre Soldaten interniert, weil sie sich geweigert hatten, dem deutschen Kaiser den Eid zu leisten.

[112] Adam Graf Tarnowski (1866–1946), österreichisch-ungarischer Botschafter in Sofia 1911–1916, in Washington November 1916–April 1917. – Der im folgenden genannte: Franz Xaver Drucki-Lubecki (1860–1918), einer der Führer der „Partei der polnischen Demokratie".

[113] Zuletzt vom 9. August 1917: Scherer/Grunewald II S. 339–343.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

träge wegen Deutschlands Zugang zu Rumänien und Durchfuhr würden keine Schwierigkeiten machen. Ihm stehe über allem Erhaltung absolut klarer und vertrauensvoller Verhältnisse zwischen den Verbündeten; die territorialen Einzelfragen müßten dagegen relativ zurücktreten. Ich stimmte dieser letzten Äußerung sehr nachdrücklich zu und sagte, sie stimme mit meiner Auffassung vollkommen überein. Die Anschauungen der deutschen leitenden Kreise in der polnischen Frage seien aber m.E. noch nicht genügend geklärt, um einen so einschneidenden Schritt wie die Revision des Kreuznacher Abkommens zu ermöglichen.

Czernin machte mir mit Bitte um strenge Geheimhaltung Mitteilung von einem französischen Sonderfrieden-Angebot. Die Österreich vorgeschlagenen Bedingungen waren: Abtretung des rein italienischen Teils des Trentino auf einer Linie verlaufend etwa halbwegs zwischen der heutigen Grenze und Bozen; Angliederung an Österreich von Bayern, Sachsen, Schlesien; Vorherrschaft des Hauses Habsburg in Polen und Rumänien. Das Ganze sollte den Namen einer Confédération Danubienne unter Habsburgischem Szepter führen. Von Preußen sei nichts mehr zu fürchten. Es werde nach allen Seiten so beschnitten, daß es keine Großmacht mehr sei. Das neue Polen solle alle von Polen bewohnten preußischen Provinzen umfassen und würde bis nahe an die Torküm reichen. Ich sagte dem Minister, die Entente habe diesen Christbaum sehr sinnig geschmückt. Mit solchem Speck fange man die politischen Mäuse nur dann, wenn sie sehr dumm seien.

Das Sonderfriedensangebot ist a limine abgelehnt worden. – Es war ein sehr geschickter und meiner Ansicht nach in seiner Gefährlichkeit nicht zu unterschätzender Appell der Entente an gewisse in Österreich sicher noch nicht vollständig erstorbene Bestrebungen. Die Haltung des Kaisers Karl und des Grafen Czernin verdient daher um so größere Anerkennung.

Czernin verbreitete sich schließlich über den ihm von französischer Seite gemachten Vorschlag eines Zusammentreffens mit dem Kriegsminister Painlevé[114]. Ich wies den Minister darauf hin, daß es ungünstig sei, wenn er selbst ginge. Er meinte aber, für sich selbst könne er am besten einstehen und wohl auch am raschesten sich ein richtiges Bild von den französischen Dispositionen machen. Er könne selbst auch am nachdrücklichsten etwaigen Entstellungen entgegen treten, die in Frankreich den Glauben hätten erwecken können, der Zusammenhalt zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland sei gelokkert. Ich erwiderte dem Miniser, ich könne ihm zur Zeit nur meine persönliche Meinung aussprechen. Wenn er sich darauf beschränke, den Franzosen in der nachdrücklichsten Weise zu sagen, daß die beiden Kaiserreiche zusammenhielten wie Pech und Schwefel und daß über diejenigen politischen Punkte, die das deutsch-französische Verhältnis beträfen, wie z.B. Elsaß–Lothringen,

[114] Vgl. oben Anm. 801. – Ferner die Aktenstücke in: Scherer/Grunwald II S. 289–296, 378–380. – Ferner Steglich, Friedensversuche gemäß Register S. 712 sub Painlevé (besonders S. 83–93).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

französischerseits in einen direkten Meinungsaustausch mit uns einzutreten sei, so würden meine Bedenken gegen eine solche Entrevue geringer werden.

Der Minister schien nicht ganz damit zufrieden, da ich implicite die Österreichische Vermittelung in Fragen, die uns betreffen, ganz ablehnte, und meinte, er möchte doch gern (wenigstens in den allgemeinsten Umrissen) in der Lage sein, den Franzosen anzudeuten, auf welcher Linie unsere Forderungen sich bewegen würden. Ich erwiderte ihm, in Bezug auf die wichtigste Frage – die belgische – sei ich nicht in der Lage, über das ihm bereits bekannte hinaus unsere Stellung näher zu präzisieren.

Der vom Grafen Czernin überraschender Weise auf Mittwoch angesagte Besuch in Berlin dürfte in erster Linie mit dem französischen Entrevue-Vorschlag in Zusammenhang stehen.

*Aufzeichnung Kühlmanns

Steglich, Friedensappell Benedikts XV. S. 524–525 (für Reichskanzler Michaelis).

Bevor im Sinne einer Friedensanbahnung über Belgien diskutiert wird, sind als Grundzüge für einen allgemeinen Frieden zu fordern: Integrität des deutschen Territoriums; Restitution des deutschen Kolonialbesitzes. Über eine Entschädigung an Belgien ist am besten zwischen diesem Staat und Deutschland allein zu verhandeln.

Berlin, 8. September 1917

*Kühlmann im Bundesratsausschuß für auswärtige Angelegenheiten

Steglich, Friedensappell Benedikts XV. S. 242–243, 246 (Protokoll des bayerischen Gesandten in Berlin). – Vgl. auch ebenda S. 246–247 Anm. 7, 284, 287–288, 294.

Die Antwortnote auf die päpstliche Friedensaktion ist derzeit noch im Entwurf. Es ist unbedingt davon abzuraten, darin Belgien zu erwähnen, da Belgien für uns eine Verhandlungsmasse ist. Dies entspricht auch dem Rat der Kurie. Belgien bildet „die Brücke zum Frieden“.

Berlin, 10. September 1917

*Kühlmann vor dem Siebenerausschuß

IFA I S. 184–187, 192–193 (Niederschrift Erzbergers). – Vgl. auch ebenda S. 195–204.

Gewisse Kreise in England sind für Vermittlungsfrieden. Er verliest den Text der Antwortnote auf die päpstliche Friedensnote. Belgien bleibt Faustpfand. Reichstagsresolution dient als Richtschnur für belgische Frage.

[Berlin] 10. September 1917

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

***Tagebucheintragung Müllers**

Müller, Regierte der Kaiser? S. 319.

Kronrat über Belgien: „Vorher hatte ich…gehört, daß der neue Staatssekretär v. Kühlmann sehr geschickt vertreten hatte, durch Verzicht auf Belgien eine Möglichkeit baldigen Friedens zu schaffen, den unsere Verbündeten dringend verlangen. Österreich würde jedenfalls nicht weiterkämpfen, nur um uns Belgien zu verschaffen. Endergebnis Verzicht auch auf Belgien."

Berlin, 11. September 1917

Kühlmann an das Auswärtige Amt (im Großen Hauptquartier)

PA Berlin, RZ 201/20209, S. 40–41. Telegramm. Entzifferung.

Dringend. München, 15. September 1917, 10 Uhr 20 Min. Nm.
Ankunft: 15. September 1917, 11 Uhr – – Min. Nm.

Zum Vortrag für Herrn Lersner bei General Ludendorff.

Habe unmittelbar vor Abreise München Telegramm über Schwierigkeiten des Oberbefehls an syrischer Front erhalten. Wie ich General Ludendorff schon mündlich mitgeteilt hatte, halte ich diese Frage politisch für höchst gefährlich. Der eitle und herrische Djemal Pascha wird sich eine Unterstellung unter Falkenhayn nicht gefallen lassen[115]. Die Angelegenheit kann für unsern Freund Enver Bey, dessen Stellung in letzter Zeit nicht stärker geworden ist, verhängnisvoll werden. Unsere Stellung in der Türkei beruht auf dem leidlich harmonischen Zusammenarbeiten von 4 Männern, entsteht darin ein Riß, so sind die Folgen unabsehbar. Ich möchte dringend davor abraten, in dieser Frage etwas ohne Befragung des Militärbevollmächtigten und der Botschaft zu tun. General von Lossow ist, was durchaus kein Vorwurf sein soll, persönlich in hohem Grad Herrn von Falkenhayn ergeben, wird sich also nur schwer entschließen können, dessen Wünschen entgegenzutreten. Die eigentliche Leitung der Operationen an der Sinaifront kann mit gutem Gewissen dem erfahrenen und erprobten General von Kreß überlassen bleiben. Der Oberbefehl wird also immer mehr oder weniger Formsache sein. Den dort besonders wichtigen Nachschub kann Djemal Pascha, solange er Oberbefehlshaber bleibt, jederzeit vollkommen sicherstellen, während er bei einem Oberbefehl Falkenhayn voraussichtlich Sabotage treiben würde. Erfolgt auf Allerhöchsten Befehl eine Unterstellung des Generals von Falkenhayn, soweit der syrische Krieg in Frage kommt, unter Djemal Pascha, so riskieren wir äußersten Falls die persönliche

[115] Dschemal Pascha war noch Oberbefehlshaber der türkischen Streitkräfte in Syrien und Palästina. – Falkenhayn wurde auf Bitte Enver Paschas zum Führer der Heeresgruppe F ernannt, für die Kräfte im Irak und auf der Sinaihalbinsel neu gebildet wurden. Damit ergab sich ein Kompetenzkonflikt zwischen beiden, der dadurch beigelegt wurde, daß sich Dschemal auf seine ursprüngliche Aufgabe als Marineminister zurückzog.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Verstimmung eines verdienten deutschen Heerführers, der keinenfalls unersetzlich ist. Im anderen Falle wird unter Umständen das gesamte Gebäude unseres deutschen Einflusses in der Türkei aufs schwerste gefährdet.

*Notiz Kühlmanns

Scherer/Grunewald II S. 442–443. Telegramm (für Romberg in Bern). – Vgl. auch Steglich, Friedensversuche S. 160.

Lancken in Brüssel soll mitgeteilt werden, daß ein deutsch-französischer Friedensfühler zweitrangig sei; an erster Stelle steht der deutsch-englische Gedankenaustausch.

Berlin, 20. September 1917

*Kühlmann an Treutler

Steglich, Friedensappell Benedikts XV. S. 359–360. Telegramm. – Vgl. auch ebenda S. 373–374.

Er soll gegenüber dem Nuntius in München[116] keinen Zweifel darüber lassen, „daß aus unserer Friedensbereitschaft keineswegs eine Friedensnotwendigkeit zu folgern ist. Wir wünschen den Frieden nicht um ein Atom mehr, als unsere Gegner ihn wünschen müssen."

Berlin, 22. September 1917

*Kühlmann an Wedel

Scherer/Grunewald II S. 447–448. Telegramm.

Graf Czernin weiß Bescheid, daß er Deutschland bei der Aufnahme von Friedensfühlern nicht drängen dürfe. – Die Veröffentlichung der deutschen Antwort auf die Papstnote erfolgt in den nächsten Tagen.

Berlin, 22. September 1917

*Kühlmann im Hauptausschuß des Reichstags

Hauptausschuß des Reichstags III S. 1737–1738. Protokoll (Wiedergabe in indirekter Rede). – Vgl. auch: Steglich, Friedensappell Benedikts XV. S. 248–249.

Die deutsche Antwort auf die päpstliche Friedensinitiative ist auch insofern bedeutsam, als sie im Zusammenwirken aller Faktoren der Regierung und

[116] Pacelli.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

der Vertreter des Parlaments zustande gekommen ist. Die Papstnote bietet noch einmal die Möglichkeit, den Wiederaufbau Europas zu beginnen.

[Berlin] 28. September 1917

*Kühlmann an Lersner

Zeman, Germany S. 70–71.Telegramm (in englischer Übersetzung).

Unsere Arbeit zur Revolutionierung Rußlands hat sichtbare Ergebnisse erbracht: Die bolschewistische Bewegung hätte nie ihren Einfluß ohne unsere dauernde Unterstützung errungen. Ein Aufstand in Finnland kann am besten erreicht werden, wenn die Ålandinseln besetzt würden. Eine Besetzung der Inseln wäre auch für Schweden von Vorteil. Diese Frage sollte von der OHL gebührend geprüft werden.

Berlin, 29. September 1917

*Kühlmann an Rantzau

Steglich, Friedensversuche S. 246. Telegramm. – Vgl. auch ebenda S. 247, 255, 267.

Direktor Andersen[117]: Seine Reise nach Berlin bitte verschieben.

Berlin, 2. Oktober 1917

*Kühlmann an Villalobar

Steglich, Friedensversuche S. 545–548, 580–583. Privatdienstbrief.

Der Wunsch der spanischen Regierung, für den Frieden zu intervenieren, kann derzeit nicht erfüllt werden, weil die Initiative des Vatikans nicht geschmälert werden soll. Den Vatikan können wir nicht über unsere genauen Friedensbedingungen unterrichten. Wenn Sie (Villalobar) aber nach Madrid reisten, könnten wir „vertraulich alle unsere Friedensbedingungen“ nennen. Von dort aus kann über Brüssel (Lancken) der Faden weitergesponnen werden.

Berlin, 2. Oktober 1917

[117] Hans Nils Andersen (1852–1937), dänischer Reeder (befreundet mit Albert Ballin); Staatsrat und Generalkonsul; Vertrauensmann des dänischen Königshauses und des Zaren Nikolaus II., auch des Reichskanzlers Bethmann Hollweg.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Hohenlohe[118] an Czernin

Steglich, Friedensappell Benedikts XV. S. 379–380.

Gespräch mit Kühlmann: Dieser will eine Erklärung über Belgien auf keinen Fall öffentlich machen, da ein derartiges Angebot mit Sicherheit abgelehnt würde. Er sagt, er habe die linken Abgeordneten mit seiner Vorgehensweise überzeugt.

Berlin, 2. Oktober 1917

*Kühlmann auf einer Besprechung in Kreuznach

Scherer/Grunewald II S. 487–488. Protokoll (Auszug). – Vgl. auch Auswirkungen der … Oktoberrevolution IV,2 S. 758.

Beratung über die polnische Frage. Kühlmann: Eine russische Lösung[119] darüber ist derzeit nicht durchführbar; die austro-polnische Lösung ist das geringste Übel; sie muß mit Kautelen zugunsten Deutschlands versehen werden.

[Kreuznach] 7. Oktober 1917

*Kühlmann an Treutler

Scherer/Grunewald II S. 497. Privatdienstbrief.

Er hat Ministerpräsident Hertling deutlich gesagt, daß eine Aufteilung Elsaß-Lothringens nicht möglich sei. Treutler soll vorsichtig eruieren, welches die bayerischen Ideen für eine neue Grenzziehung im Raum Forbach sein könnten.

Berlin, 9. Oktober 1917

*Kühlmann im Reichstag

Verhandlungen des Reichstags. Stenographische Berichte. Bd. 310 (7. Mai – 10. Oktober 1917) S. 3811–3813. – Vgl. auch Schulthess' Europ. Geschichtskalender 58,1 (1917) S. 878–881.

Die Kriegserklärung Perus an Deutschland. Abbruch der Beziehungen durch Uruguay. – Seit der deutschen Beantwortung der Papstnote ist kein Fortschritt für den Frieden erkennbar. In Sachen Elsaß-Lothringen gibt es nur eine Antwort auf die französischen und englischen Forderungen: „Nein, nein, nie-

[118] Gottfried Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst (1867–1932), österreichisch-ungarischer Botschafter in Berlin 1914–1918.

[119] Rückgabe Polens an Rußland.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

mals!“ Das Friedenszielprogramm der Entente ist ein „vollkommen utopistisches Maximal- und Eroberungsprogramm“.

Berlin, 10. Oktober 1917

*Aufzeichnung Erzbergers

IFA I S. 381–382. Protokoll. – Vgl. auch ebenda S. 429–430, 513, 563.

Unterredung Richthofens[120] mit Kühlmann: Aus Gründen der internationalen Politik müsse Graf Hertling das Kanzleramt übernehmen. Er – Kühlmann – brauche diesen Kanzler, „um im Ausland friedensfördernd zu wirken“.

[o. O.] 30. Oktober 1917

*Kühlmann im Preußischen Staatsministerium

Scherer/Grunewald II S. 527–528, 532 (Auszug). Vgl. auch ebenda S. 533–534, 538.

Das Kreuznacher Abkommen vom 18. Mai[121] sollte in bezug auf Polen umgekehrt werden: In Polen soll Österreich, in Rumänien Deutschland die Vorhand bekommen; das muß vor den allgemeinen Friedensverhandlungen gelöst werden; mit Österreich soll eine Zollunion vereinbart werden. – Litauen und Kurland sollen politisch selbständig werden.

Berlin, 4. November 1917

*Kühlmann in einer Kronratssitzung

Auswirkungen der … Oktoberrevolution IV,2 S. 758. Protokoll (Auszug).

Die russische Lösung der polnischen Frage (Rückgabe Polens an Rußland) kommt derzeit nicht in Frage.

Berlin, 5. November 1917

[120] Hartmann Freiherr von Richthofen (1878–1953), MdR (Nationalliberal) 1912–1918.

[121] Als Ergebnis einer Besprechung zwischen Bethmann Hollweg und Czernin. Text: Scherer/Grunewald II S. 204–206.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an Lersner

Scherer/Grunewald III S. 1. Telegramm. – Vgl. auch ebenda S. 9–10.

Einverstanden mit dem Rat Lucius'[122] aus Stockholm, in der Presse Zurückhaltung wegen des eventuellen Friedensangebots der Bolschewiki zu üben.

Berlin, 9. November 1917

*Kühlmann an Treutler

Zeman, Germany S. 83–84. Telegramm (in englischer Übersetzung).

Graf Czernin in Wien hat Deutschland aufgefordert, das Friedensangebot der Bolschewiki in Petersburg anzunehmen. Da diese aber noch nicht fest im Satzel sitzen, ist es derzeit noch zu früh, das Angebot anzunehmen.

Berlin, 13. November 1917

Kühlmann an Grünau

PA Berlin, RZ 202/22254, S. 273. Telegramm. Entzifferung.

Nr. 1796. Berlin, 16. November 1917

Euer Hochwohlgeboren bitte ich, sich das Telegramm, welches Staatsminister Friedberg[123] heute an Exzellenz von Valentini in Frage der Wahlrechtsvorlage gerichtet hat, zeigen zu lassen. Sie wollen dann Seiner Majestät baldmöglichst vortragen, daß auch ich vom Standpunkt der auswärtigen Politik des Reiches die Bitte des preußischen Ministerpräsidenten um schleunigste Erledigung der Wahlrechtsvorlage eindringlichst unterstüzen muß und gegen jede Hinausschiebung der Regelung dieser Frage die schwersten Bedenken hege. Das Bekanntwerden auch nur eines solchen Versuches würde dem feindlichen Ausland, welches die innerpolitischen deutschen Vorgänge mit größter Aufmerksamkeit verfolgt, eine Waffe gegen uns liefern.

[122] Hellmuth Freiherr Lucius von Stoedten (1869–1934), Gesandter in Stockholm 1915–1921 (ab 1914 bereits kommissarisch).

[123] Robert Friedberg (1851–1920), Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses (Nationalliberal) 1886–1918; Fraktionsvorsitzender ab 1906, Parteivorsitzender 1913–1918; Staatsminister und Vizepräsident des Staatsministeriums November 1917 – November 1918. – Zum folgenden: In der sogenannten Osterbotschaft des Kaisers vom 7. April 1917 hatte das preußische Dreiklassenwahlrecht durch ein geheimes und direktes Wahlrecht ersetzt werden sollen. Wegen zahlreicher Widerstände seitens der konservativen Kabinettsmitglieder und der OHL wurden keinerlei konkrete Vorbereitungen getroffen. Friedberg hatte in einem Telegramm vom 16. November vor einem Hinausschieben der Wahlrechtsfrage dringend gewarnt (PA Berlin, RZ 202/22254, S. 271–272).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an Wedel

Scherer/Grunewald III S. 17. Telegramm.

Czernin möge wegen der Friedensbestrebungen der Bolschewiki nicht einseitig vorgehen, sondern unser Einvernehmen suchen.

Berlin, 17. November 1917

*Kühlmann an Lucius

Scherer /Grunewald III S. 24. Telegramm.

Die Bolschewiki in Petersburg sollen ihr Friedensinteresse nicht über einen internationalen Sozialistenkongreß kundgeben, sondern sich direkt an die deutsche Regierung wenden.

Berlin, 20. November 1917

*Kühlmann an Romberg[124]

Scherer/Grunewald III S. 39. Telegramm. – Vgl. auch ebenda S. 105–106.

Reden und Maßnahmen Clemenceaus bieten keine Grundlage für eine deutsch-französische Annäherung; über Elsaß-Lothringen lassen wir nicht mit uns reden.

Berlin, 28. November 1917

*Kühlmann an die Oberste Heeresleitung

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 32. Telegramm. – Vgl. auch ebenda S. 37–38.

Aufgrund des russischen Funkspruchs ist Deutschland zu Verhandlungen über einen Waffenstillstand und einen allgemeinen Frieden bereit.

Berlin, 29. November 1917

*Kühlmann im Hauptausschuß des Reichstags

Hauptausschuß des Reichstags III S. 1797–1799 und 1807. Protokoll (Wiedergabe in indirekter Rede).

Bei den derzeitigen deutsch-russischen Verhandlungen soll in der Öffentlichkeit absolute Zurückhaltung geübt werden. – Durch die militärischen Er-

[124] Gisbert Freiherr von Romberg (1866–1937), Gesandter in Bern 1912–1919.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

folge auf dem italienischen Kriegsschauplatz muß Italien seinen Kriegseintritt blutig büßen. – Clemenceau und Lloyd George führen ihre jeweiligen Regierungen diktatorisch. – Deutschland kann seine Kriegsziele nicht öffentlich bekanntgeben. – Zwischen militärischer Leitung (OHL) und politischer Leitung findet engste Fühlung statt; es besteht keine Absicht, Litauen zu teilen. – Das Zurückweichen der Türkei in Palästina beruht auf den schwierigen Nachschubproblemen.

[Berlin] 30. November 1917

Kühlmann an Grünau

PA Berlin, RZ 202/22304, S. 249–251. Telegramm. Entzifferung. – In englischer Übersetzung gedruckt in: Zeman, Germany S. 94–95.

Nr. 1925. Berlin, 3. Dezember 1917, 6 Uhr 30 Min. Nm.

Die Sprengung der Entente und in der Folge die Bildung neuer, uns genehmer politischer Kombinationen ist das wichtigste diplomatische Kriegsziel. Als schwächstes Glied in der feindlichen Kette erschien der russische Ring; es galt daher, ihn allmählich zu lockern und wenn möglichst herauszulösen; diesem Zweck diente die destruktive Arbeit, die wir hinter der Front in Rußland vornehmen ließen, in erster Linie die Förderung der separatistischen Tendenzen und die Unterstützung der Bolschewiki. Die Mittel, die den Bolschewiki auf verschiedenen Kanälen und unter wechselndem Etikett von unserer Seite dauernd zuflossen, haben es ihnen ermöglicht, die „Prawda“, ihr Hauptorgan, auszugestalten, eine rege Agitation zu betreiben und die anfänglich schmale Basis ihrer Partei stark zu verbreitern. Die Bolschewiki sind nun zur Herrschaft gelangt; wie lange sie sich an der Macht werden halten können, ist noch nicht zu übersehen. Sie brauchen zur Befestigung ihrer eigenen Stellung den Frieden; auf der anderen Seite haben wir alles Interesse daran, ihre vielleicht nur kurze Regierungszeit auszunutzen, um zunächst zu einem Waffenstillstand, sodann wenn möglich zum Frieden zu gelangen. Der Abschluß eines Separatfriedens würde die Verwirklichung des erstrebten Kriegszieles, den Bruch Rußlands mit seinen Verbündeten, bedeuten. Die Stärke der aus diesem Bruch notwendigerweise sich ergebenden Spannung wird die Intensität des Anlehnungsbedürfnisses Rußlands an Deutschland und seine künftigen Beziehungen zu uns bestimmen. Von seinen bisherigen Alliierten in Acht und Bann getan, finanziell im Stich gelassen, wird Rußland bei uns Unterstützung suchen müssen. Wir werden Rußland unsere Hilfe nach verschiedenen Richtungen hin zuteil werden lassen können; zunächst bei der Ordnung und der Wiederherstellung der Eisenbahnbetriebe; (ich denke hierbei an eine deutsch-russische von uns geleitete Kommission, welche im Interesse einer beschleunigten Wiederaufnahme des Warenverkehrs eine zweckmäßige Ausnutzung der Bahnen nach einheitlichen Grundsätzen durchzuführen hätte); sodann durch Ge-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

währung einer größeren Anleihe, deren Rußland für die Inganghaltung der Staatsmaschinerie bedarf. Diese könnte in der Form von Vorschüssen auf Getreide, Rohstoffe u. s. w. gewährt werden, die Rußland liefern und deren Abtransport jene Kommission überwachen müßte. Auf einer derart je nach Bedarf noch auszugestaltenden Hilfe basiert, würde sich m. E. mit der Zeit eine steigende Annäherung zwischen beiden Ländern vollziehen.

Österreich-Ungarn wird den Annäherungsprozeß mit Mißtrauen und nicht ohne Beklemmungen verfolgen. Ich möchte den Übereifer des Grafen von Czernin, mit den Russen ins Reine zu kommen, als den Wunsch deuten, uns zuvor zu kommen und eine für die Donaumonarchie unbequeme Gestaltung intimer Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland zu hintertreiben. Wir brauchen uns an diesem Lauf um die Gunst Rußlands nicht zu beteiligen. Wir sind stark genug, um in Ruhe warten zu können; wir sind weit eher als Österreich-Ungarn in der Lage, Rußland das zu bieten, was es zum Wiederaufbau seines Staates gebraucht. Ich sehe der Weiterentwickelung der Dinge im Osten mit Zuversicht entgegen, halte es aber für zweckmäßig, der österreichisch-ungarischen Regierung gegenüber bis auf weiteres in allen Angelegenheiten, welche beide Monarchien berühren, so auch in der polnischen Frage, eine gewisse Reserve zu beobachten, um für alle Eventualitäten freie Hand zu bewahren.

Der im Vorstehenden entwickelte Gedanke bewegt sich, wie ich annehmen darf, im Rahmen der mir von Seiner Majestät erteilten Direktiven.

*Kühlmann an Lersner

Scherer/Grunewald III S. 65. Telegramm.

Ludendorff verständigen, daß Waffenstillstandsverhandlungen in militärischen, Friedensverhandlungen dagegen in politischen Händen lägen.

Berlin, 4. Dezember 1917

*Kühlmann in einer Besprechung zwischen Reichsleitung und Oberster Heeresleitung

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 73–74. Protokoll (Auszug). – Vgl. auch ebenda S. 75–77. Ferner: Deutsch-sowjetische Beziehungen S. 69–77.

Bei den Verhandlungen mit Rußland muß nach der Taktik „Selbstbestimmungsrecht“ verfahren werden, zunächst in bezug auf Litauen.

Berlin, 6. Dezember 1917

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann in einer Besprechung beim Reichskanzler

Scherer/Grunewald III S. 84–86. Protokoll (Auszug). Vgl. auch ebenda S. 92–94. – Ferner: Hahlweg, Brest-Litowsk S. 77–83.

Die Schaffung weiterer Staaten im Baltikum (Livland, Estland) ist eine weittragende Entscheidung; Rußland wird dann dauernd Deutschlands Feind.

Berlin, 7. Dezember 1917

*Kühlmann an Lucius

Zeman, Germany S. 101–102. Telegramm (für Riezler) (in englischer Übersetzung).

Er soll Scheidemann, der gerade nach Stockholm abgereist ist, abfangen und ihm beibringen, daß die Bolschewiki nur mit der deutschen Regierung (und nicht etwa mit den Sozialdemokraten oder sonst einer Organisation) in Friedensverhandlungen eintreten sollen.

Berlin, 9. Dezember 1917

*Kühlmann an Wedel

Scherer/Grunewald III S. 98. Telegramm.

Die Friedensverhandlungen mit Rußland sollten von „Macht zu Macht“ stattfinden; alles andere wäre ein Präjudiz für die künftigen Verhandlungen mit der Entente.

Berlin, 10. Dezember 1917

*Kühlmann an Romberg

Steglich, Friedensversuche S. 339. Privatdienstbrief.

Bei den Unterredungen mit Graf Kessler und Graf Károlyi[125] über Elsaß-Lothringen sind beide zu weit gegangen. Das kann zu Mißverständnissen führen.

Berlin, 11. Dezember 1917

[125] Harry Graf von Kessler (1868–1937), Schriftsteller; Mäzen; seine wichtigen Tagebücher sind veröffentlicht. – Mihály Károlyi (1875–1955), ungarischer Magnat; setzte sich für einen annexionslosen Frieden ein.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an Lancken

Scherer/Grunewald III S. 114–115. Telegramm.

Bitte die Stellungnahme des englischen Außenministers Balfour im Unterhaus[126] mit dem spanischen Kollegen Villalobar besprechen.

Berlin, 13. Dezember 1917

*Kühlmann an Riezler[127]

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 100–101. Telegramm.

Auf den russischen Wunsch, die Verhandlungen in Stockholm stattfinden zu lassen, ist nach Möglichkeit nicht einzugehen.

Berlin, 13. Dezember 1917

Kühlmann an Lucius?

PA Berlin, R 22767. Telegramm. Handschriftliches Reinkonzept. – Vgl. die vorangehende Nr. – Es ist nicht klar, an wen das Telegramm gerichtet ist. Das Aktenstück hat keinerlei Vermerke und ist ein rein handschriftliches Konzept. Vgl. die vorangehende Nr.; ferner Hahlweg, Brest-Litowsk S. 108–109. Als Adressat kommt auch ein Nichtdiplomat in Frage, etwa der russische Revolutionär Alexander Parvus (Helphand), der 1917 mit deutschen Regierungsstellen zusammenarbeitete.

Nr. 42. [Berlin] 14. Dezember 1917

Der Ksl. Gesandte Kopenhagen meldet, er habe aus zuverlässiger Quelle erfahren, daß der Vertreter der Bolschewiki, Orlowski[128], in Stockholm an seinen Kopenhagener Vertrauensmann geschrieben habe, es sei wünschenswert, die Verhandlungen von der Front in das neutrale Ausland zu verlegen (vielleicht Stockholm). Zur Begründung habe Orlowski ausgeführt, daß von einem neutralen Ort aus leichter auf die Entente eingewirkt werden könne, sich an den Verhandlungen zu beteiligen u. so Übergang von den Separatverhandlugnen zu allgemeinen Verhandlungen zu schaffen.

Orlowski habe ferner mitgteilt, daß Lenin und Trotzki wünschten, daß die Verhandlungen durch Parlamentarier geführt würden, weil dadurch der Druck der Militärs ausgeschaltet würde.

---

[126] Vgl. Scherer/Grunewald III S. 114 Anm. 2.

[127] Kurt Riezler (1882–1955), vertrauter Mitarbeiter Bethmann Hollwegs; Leiter der russischen Sektion an der Gesandtschaft in Stockholm November 1917–April 1918; diplomatischer Vertreter in Moskau April–August 1918.

[128] Vaclav Vaclavovič Orlovskij (1871–1923), Mitglied des Zentralkomitees der bolschewistischen Partei; Vertreter der Bolschewiki in Stockholm 1917.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ich habe Stockholm angewiesen, Orlowski zu sagen, für einen Präliminarfrieden käme nur Brest in Frage, da dort alles eingerichtet [sei]. Durch Wahl neutralen Ortes würden Verhandlungen sehr hinausgezögert, unzählige Fragen der internationalen Etikette aufgeworfen. Präliminarfrieden könne in kürzester Zeit abgeschlossen werden. Modus und Ort der Detail Verhandlungen.

[Ob] ich eventuell auf einen neutralen Ort eingehen könnte, würde Gegenstand der direkten Verhandlung sein. Wenn Trotzky oder Lenin selbst kämen, würde ich persönlich zu den Verhandlungen erscheinen, was eine Gewähr für raschen Abschluß böte. Bitte im Sinne Ihres heutigen Telegramms sehr nachdrücklich weiter wirken. Die interparlamentarische Konferenz ist auch jetzt unmöglich und würde das Scheitern der Friedensverhandlungen zur Folge haben.

Bitte nötigenfalls in demselben Sinne zu wirken.

*Kühlmann an Treutler

Steglich, Friedensappell Benedikts XV. S. 591–593. Telegramm.

Dem Nuntius in München ist mitzuteilen: Während Deutschland auf die Initiative des Papstes geantwortet hat[129], hat die Entente geschwiegen. Vorbedingung für unsere Friedensbereitschaft war, daß bei Gesprächen davon auszugehen sei, „daß zu keiner Zeit keine von beiden Parteien besiegt sei“. Zur Klärung wurde ein Vertrauensmann (Villalobar) eingeschaltet, doch dieser hat in Madrid nichts erreicht. – Wir stehen weiterhin auf dem Boden unserer Antwort vom 19. September 1917 auf die Papstnote.

Berlin, 17. Dezember 1917

*Kühlmann in einer Besprechung im Großen Hauptquartier

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 129–130. Protokoll (Auszug).

Er äußert Bedenken, die deutsche Interessensphäre auf Livland und Estland auszudehnen. Im Hinblick auf Polen wünscht das Preußische Staatsministerium keinen großen Zuwachs an polnischer Bevölkerung.

Großes Hauptquartier [Kreuznach], 18. Dezember 1917

[129] Text in: Schulthess' Europ. Geschichtskalender 58,1 (1917) S. 801–802. Vgl. auch ebenda 58,2 (1917) S. 541.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Tagebucheintragung Müllers

Müller, Regierte der Kaiser? S. 339.

„Ich erfahre, daß bei der gestrigen Besprechung zwischen Kaiser und der Obersten Heeresleitung Ludendorff als Friedensbedingung auch die Abtretung der von uns noch gar nicht eroberten Provinzen Livland und Estland gefordert habe. Kühlmann habe eine solche unsinnige Forderung abgelehnt. Schließlich geeinigt auf Nichterwähnen von Estland und nur eventuelle Angliederung von Livland, falls die dortige Bevölkerung es wünscht."

Homburg, 19. Dezember 1917

*Kühlmann im Interfraktionellen Ausschuß

IFA I S. 638–641. Stenogramm.

Bei den Verhandlungen mit Rußland spielt das Selbstbestimmungsrecht der Völker eine Rolle. Die russischen Randstaaten sollen nur anerkannt werden, wenn Rußland sie anerkennt. – Parlamentarische Beteiligung in Deutschland an den Friedensverhandlungen kann in Konferenzen mit dem IFA erfolgen.

[Berlin] 20. Dezember 1917

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Deutsch-sowjetische Beziehungen S. 161–162. Telegramm.

Der polnische Ministerpräsident Kucharzewski[130] möchte sich in der Brester Konferenz vertreten lassen. Ich machte diverse rechtliche Gründe dagegen geltend. Als Notbehelf könnte er den befreundeten Mächten den polnischen Standpunkt schriftlich mitteilen.

Aus dem Felde, 21. Dezember 1917

[130] Johann Kucharzewski (1876–1952), polnischer Ministerpräsident 1917–1918.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Kühlmann an das Auswärtige Amt

PA Berlin, R 22767. Telegramm. In Typendruckschrift.

Nr. 147. Ganz geheim. Aus dem Felde, 23. Dezember 1917, 12 Uhr 15 nm.

Herr Pavlowitsch alias Weltmann[131] ist von Trotzki mit der Verwahrung und Veröffentlichung der Geheimdokumente betraut. Er ist sich der Wichtigkeit dieser Aufgabe sehr bewußt und spricht gerne von der großen damit verbundenen Verantwortung. Er erzählte dieser Tage einem Mitgliede der deutschen Delegation, das Material werde noch gründlich ausgenutzt werden. Höchst interessante Ausschnitte aus dem Briefwechsel zwischen seiner Majestät dem Kaiser und dem Zaren[132] wollte Trotzki jedoch während der jetzt schwebenden Verhandlungen nicht veröffentlichen, weil er sonst zweifellos von der Entente als Agent des deutschen Kaisers verschrieen würde. So schlagend bewiesen diese Briefe die friedfertige und alles andere als autokratische Gesinnung unseres allergnädigsten Herrn. Verwertung dieses bemerkenswerten Ausspruchs kann leider einstweilen nicht in Frage kommen.

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald III S. 154–155. Telegramm. – Vgl. auch Hahlweg, Brest-Litowsk S. 133–135. – Die deutsche (Kühlmanns) Antwort ebenda S. 159–163, 164.

Der Standpunkt der russischen Delegation bei den Friedensverhandlungen: Räumung der besetzten Gebiete; dort Referendum über ihre politische Zukunft; keine Kriegskosten.

Hauptquartier Oberost, 23. Dezember 1917

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 137. Telegramm. – Vgl. auch ebenda S. 142.

Die bulgarischen Delegierten machen in der Annexionsfrage Vorbehalte.

Brest-Litovsk, 24. Dezember 1917

[131] Michail Pavlovič, alias Michail Lazarevič Weltman (1871–1927), Bolschewist; Mitglied der russischen Friedensdelegation.

[132] Es ist die berühmte Willy-Nicky Correspondence: Herman Bernstein, The Willy-Nicky-Correspondence. Being the Secret and Intimate Telegrams Exchanged between the Kaiser and the Tsar (1904–1907). New York 1918 (deutsche Ausgabe 1920).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Deutsch-sowjetische Beziehungen S. 187–188. Telegramm.

In der Frage Estland und Livland ist äußerste Vorsicht geboten.

Aus dem Felde, 24. Dezember 1917

Kühlmann an das Auswärtige Amt

PA Berlin, R 22833. Telegramm in Typendruckschrift.

Nr. 161. Aus dem Felde, 25. Dezember 1917

Die Bulgaren haben heute in der Annexionsfrage den erwartetetn Vorbehalt gemacht. Da die Verbündeten hierauf nicht eingehen konnten, erbaten die Bulgaren neue Instruktionen aus Sofia, die angeblich morgen Mittag hier sein sollen. Abgesehen von dem Vorsitzenden Popow[133], der ein treuer Freund des Bündnisses, aber der Situation nicht ganz gewachsen ist, scheinen sämtliche Mitglieder der bulgarischen Delegation die Berechtigung unseres Standpunktes anzuerkennen. Da sämtliche Mitglieder nach Sofia berichten, steht zu hoffen, daß die neuen Instruktionen in unserem Sinne ausfallen.

Kühlmann an das Auswärtige Amt

PA Berlin, R 22767. Telegramm.

Nr. 162. Brest-Litovsk, 25. Dezember 1917

Einer der russischen Friedensdelegierten, der die geheimen Dokumente kennt, bestätigte mir, daß aus ihnen klar hervorgeht, daß Rußland sich im März 1914 hauptsächlich wegen der türkischen Frage und Konstantinopels zum Kriege entschlossen habe.

Nach der Auffassung eines Gewährsmannes, die indessen durch eine ausgesprochen sozialistische Richtung gefärbt sein kann, bot die Verschärfung der Konstantinopelfrage allerdings den unmittelbaren Anlaß zum Kriege, der grundsätzliche Entschluß zu einem großen Kriege sei aber bei der russischen Regierung durch die Erwägung veranlaßt worden, daß die Lage der Dynastie und regierenden Klassen angesichts der anschwellenden Revolutionsgefahr hoffnungslos sich gestalten müsse, falls nicht durch einen Krieg Entlastung nach außen geschaffen werde.

Diese Äußerungen sind umso interessanter, als sie sich mit den Anschauungen des verstorbenen Botschafters Freiherrn von Wangenheim decken, der

[133] Hristo Iv. Popov, bulgarischer Justizminister 1914–1918 (Lebensdaten nicht ermittelt).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

mir mehrfach erzählte, er habe aus Unterhaltungen mit Botschafter Giers[134] in Konstantinopel im Frühjahre 1914 den bestimmten Eindruck gewonnen, daß Rußland, falls wir ihm nicht in dieser Frage weit entgegenkämen, wegen dieser zum Kriege entschlossen sei.

Die Äußerungen stammen von Professor Pokrowski[135].

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Deutsch-sowjetische Beziehungen S. 201–202. Telegramm.

Es ist unwahrscheinlich, daß die Kriegsgegner auf die Bedingungen für die Teilnahme an allgemeinen Friedensverhandlungen (u. a. Frankreichs Verzicht auf Elsaß-Lothringen, Italiens auf das Trentino) eingehen.

Obost, 26. Dezember 1917

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald III S. 167–170. Telegramm. – Vgl. auch ebenda S. 171–172, 174, 182. – Ferner: Hahlweg, Brest-Litowsk S. 150–153, 154, 160–164, 167. – Ferner: Deutsch-sowjetische Beziehungen S. 202–203.

Die Besprechung der territorialen Frage mit der russischen Delegation hat folgendes ergeben: Die deutsche Seite könne der russischen Seite den Zeitpunkt der Räumung der besetzten Gebiete nicht mitteilen; sie hat erklärt, sie sehe die bereits erfolgten Erklärungen der „Befugten Korporationen“ von Polen, Litauen, Kurland, auch Estland und Livland, als völlig ausreichend an; die russische Seite besteht weiter auf Räumung, gibt aber zu, daß der Volkswille auch später noch einmal festgestellt werden könne. – Da die OHL darauf bestehe, die militärische Besetzung werde „eine Reihe von Jahren dauern“, daß daran der Frieden aber nicht scheitern dürfe, werde er darüber die Vertrauensfrage stellen. – Möglichkeit eines österreichischen Sonderfriedens mit Rußland.

Brest-Litovsk, 26. Dezember 1917

[134] Michail Nikolaevič von Giers [Girs] (1856–1932), russischer Botschafter in Konstantinopel 1912–1914.

[135] Michail Nikolaevič Pokrovskij (1868–1939), marxistischer Historiker; Mitglied der russischen Delegation in Brest-Litovsk.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an Bussche

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 158. Privatdienstbrief.

Er kann Stresemann mitteilen, daß es in Brest-Litovsk derzeit nur darum gehe, auf ein „Übereinkommen in großen Linien“ zuzusteuern.

Brest-Litovsk, 27. Dezember 1917

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald III S. 175. Telegramm. – Vgl. auch Hahlweg, Brest-Litowsk S. 168.

Alle Demarchen werden „bis ins kleinste“ mit General Hoffmann durchgesprochen.

Brest-Litovsk, 28. Dezember 1917

*Kühlmann an Hertling

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 171–172. Telegramm. – Vgl. auch Scherer/Grunewald III S. 182; Deutsch-sowjetische Beziehungen S. 211.

Czernin teilt mit, er habe den Auftrag, gegebenenfalls mit den russischen Unterhändlern in Separatverhandlungen einzutreten.

Brest-Litovsk, 29. Dezember 1917

Kühlmann an das Auswärtige Amt

PA Berlin, RZ 201/22037, S. 97. Telegramm. Entzifferung.

[o. Nr.] Warschau, 29. Dezember 1917, 1 Uhr 55 Min. Nm.
Ankunft: 30. Dezember 1917, 3 Uhr 45 Min. Nm.

Für Frh. von Lersner.

Antwort auf Telegramm Nr. 26 vom 28.12. an Herrn von Rosenberg.

Ich habe es von Anfang an bedauert, daß General Ludendorff nicht persönlich in Brest unseren Verhandlungen beiwohnen konnte, und werde mich sehr freuen, ihn dort zu sehen. Mit Ihrer Begleitung vollkommen einverstanden.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann nach den Erinnerungen Lersners

Lersner, Hinter den Kulissen S. 446–447.

„General Ludendorff äußerte sich während der ersten Phase der Brester Verhandlungen laut abfällig über den Staatssekretär." Kühlmann habe sich beleidigt gefühlt und Ludendorff zum Pistolenduell herausgefordert. Oberst Tieschowitz[136], Abteilungschef der OHL, und Lersner, hätten „vier Tage lang verhandelt, telephoniert, zugeredet, telegraphiert, bis wir endlich diese Ehrensache auf anständige Weise beigelegt hatten."

[o. O.] Ende Dezember 1917/Anfang Januar 1918

*Kühlmann im Interfraktionellen Ausschuß

IFA II S. 3–49. Protokoll (Auszüge). – Vgl. dazu auch ebenda S. 50–51, 64–66, 77 und Anm. 5.

Über die bisherigen Verhandlungen in Brest-Litovsk: gute Zusammenarbeit mit dem Vertreter der OHL, General Hoffmann; die verschiedenen besetzten Gebiete; die Verhandlungen in Brest-Litovsk; abzuwarten ist die Stellungnahme der Westmächte binnen zehn Tagen; die Öffentlichkeit der Verhandlungen; Polen, Litauen und Kurland haben vom Selbstbestimmungsrecht Gebrauch gemacht; Ausübung dieses Rechtes; Aussichten für die Verhandlungen sind unsicher; ruhmredige russische Funksprüche; Anbahnung von Friedensverhandlungen auch mit der Ukraine; Rumänien ist am Boden; die Erklärungen Polens, Litauens und Kurlands; Behandlung alter russischer Anleihen in Deutschland; schwierige Abgrenzung zwischen Polen und Litauen; Reaktivierung des deutsch-russischen Handelsvertrags, besonders der Meistbegünstigung; Redaktion der Sitzungsprotokolle; zu Finnland ist eine Kundgebung des Reichstags erwünscht; Fortgeltung der Reichstagsresolution vom 19. Juli 1917.

Berlin, 1. Januar 1918

*Kühlmann im Bundesratsausschuß für auswärtige Angelegenheiten

Auswirkungen der … Oktoberrevolution IV,2 S. 880–883. Bericht Vitzthums nach Dresden (Auszug). – Vgl. auch Baumgart/Repgen, Brest-Litovsk S. 37–38, 41–45.

Die Friedensverhandlungen in Brest-Litovsk sollen am 4. Januar 1918 fortgesetzt werden. Die zivilen und militärischen Stellen haben einträchtig zusammengearbeitet. Bei den Verhandlungen mit Rußland hat die Formel vom Selbstbestimmungsrecht der Völker eine große Rolle gespielt. Der Wunsch der Völker soll noch auf einer breiteren Grundlage zum Ausdruck kommen. Die

[136] Hans Tieschowitz von Tieschowa (1872–1952), Oberstleutnant; Abteilungschef beim Chef des Generalstabs des Feldheeres 1916–1918.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Zukunft Rußlands soll am besten föderativ gestaltet werden. Bei einem Entscheidungskampf zwischen Deutschland und England wird Rußland keine Rolle spielen, Amerika aber sehr wohl.

Berlin, 2. Januar 1918

*Kühlmann an Rosen

Rosen, Wanderleben III/IV S. 130–131. Privatdienstbrief.

Für die Wiederbesetzung des Gesandtenpostens in Teheran kommt nur er – Rosen – als Kenner des Nahen Orients in Frage. Ist er mit dieser Wahl einverstanden?

Berlin, 2. Januar 1918

*Kühlmann an Hertling

Scherer/Grunewald III S. 200–201. Telegramm. – Vgl. auch ebenda S. 202–203. Ferner: Hahlweg, Brest-Litowsk S. 200–201, 202–203.

Die von russischer Seite erhobene Forderung, die Friedensverhandlungen sollten in Stockholm weitergeführt werden, muß abgelehnt und der Waffenstillstand daher am 7. Januar gekündigt werden.

Brest-Litovsk, 4. Januar 1918

*Kühlmann im Gespräch mit Czernin

Czernin, Im Weltkriege S. 314. Erinnerungen Czernins.

„Kühlmann hatte Ludendorff in Berlin [am 2. Januar 1918] vorgeschlagen, mit nach Brest zu kommen und selbst zu verhandeln.“ Ludendorff erklärte dazu, „er fände es überflüssig, mit nach Brest zu kommen, ‚er könne höchstens dort etwas verderben’.“

[Brest-Litovsk] 4. Januar 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 206. Telegramm. – Vgl. auch Scherer/Grunewald III S. 201–202.

Erklärungen der ukrainischen Delegation zum Gebietsumfang ihres Landes. – Demnächst gesonderte Verhandlungen mit ihr.

Brest-Litovsk, 4. Januar 1918

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald III S. 204–205. Telegramm. – Vgl. auch ebenda S. 216.

Gegen die Motivierung der Nachricht, Ludendorff habe seinen Abschied eingereicht, muß er schärfstens protestieren. Über die Grenzziehung in Oberschlesien hat der Kaiser auf Vortrag General Hoffmanns entschieden. Die darüber verbreiteten lügenhaften Ausstreuungen müssen rektifiziert werden; andernfalls reicht er seinen Abschied ein.

Brest-Litovsk, 6. Januar 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald III S. 209–214. Telegramm. – Vgl. auch Hahlweg, Brest-Litowsk S. 215–220; Deutsch-sowjetische Beziehungen S. 250–251.

Er übersendet dem Reichskanzler das Stenogramm der ersten Sitzung mit den ukrainischen Bevollmächtigten. Deren Leiter[137] gibt bekannt, er werde baldigst den Vierbundmächten eine Note überreichen, in der der Wunsch nach offiziellen Friedensverhandlungen der Ukraine mit den Vierbundmächten ausgesprochen werde. Nach Empfang dieser Note, sagt Kühlmann, würden die Vierbundmächte darüber beraten und entscheiden.

Brest-Litovsk, 6. Januar 1918

Kühlmann an das Auswärtige Amt

PA Berlin, R 22778. Telegramm.

Nr. 2. Für Reichskanzler. Brest-Litovsk, 6. Januar 1918

Die letzten Tage waren ganz den Besprechungen mit Ukrainern vorbehalten.

Die Deputierten sind verhältnismäßig junge Leute, Anfang der dreißiger Jahre, zeigen aber Geschick und Verschlagenheit bei den Verhandlungen. Ihr Ziel ist, von uns als vollberechtigte Abordnung zu den Friedensverhandlungen zugelassen zu werden; gleichzeitig betonen sie aber mit großer Sorgfalt ihren lebhaften Wunsch, an einer Föderation des gesamten Rußlands sich zu beteiligen. Ob sie nun ohne weiteres im Falle eines Bruches mit den Bolschewikis zu Separatverhandlungen zu bringen wären, ist bei der jetzigen Sachlage noch

[137] Wsewołod Hołubowycz (1885–1939), Hauptdelegierter der ukrainischen Friedensdelegation.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nicht zu übersehen. Einzelheiten werden Euere Exzellenz aus dem durch Fernschreiben übermittelten Protokoll der heutigen Sitzung[138] entnehmen.

Die Ansichten der verbündeten Mächte gehen dahin, daß unter gewissen Voraussetzungen den Ukrainern die Zulassung als Deputation konzediert werden soll, daß aber die amtliche und offizielle Anerkennung der ukrainischen Republik erst für den zwischen uns abzuschließenden Friedensvertrag in Aussicht zu nehmen wäre. Lassen wir die Ukrainer zu, bevor die Bolschewiki hier ankommen[139], so wird die Angst der Bolschewiki vor der Möglichkeit unseres Abrückens bei ihnen gestärkt.

In Übereinstimmung mit General Hoffmann und mit den anderen Delegierten, von denen besonders die Bulgaren die russische Psyche gut kennen, bin ich der Anschauung, daß wir die Bolschewiki außerordentlich kurz halten müssen und ihnen unzweideutig zu verstehen geben, daß wir einerseits zu einer Verständigung auf der bisher festgelegten Basis bereit sind, andererseits aber auch auf die Gefahr eines Abbruches von dieser Basis nach Maßgabe der mir durch Seine Majestät erteilten Instruktion nicht um einen Zoll abweichen werden.

Es ist erfreulich festzustellen, daß auch von österreichischer Seite dieser entschlossenen Taktik Bedenken jetzt nicht entgegengestellt werden. Graf Czernin äußerte heute seine volle Zustimmung zu derselben.

Falls ich von Euerer Exzellenz nicht anderweitige Instruktionen bekomme, werde ich auf der mit diesem Telegramme und dem gleichfalls übermittelten Protokoll mit Zustimmung aller Verbündeten vorgeschlagenen Linie weiterarbeiten.

*Kühlmann an Hertling

Scherer/Grunewald III S. 216–218. Telegramm. Entzifferung.

Die für die Zukunft geplante stärkere Verschmelzung Deutschlands und Österreich-Ungarns stößt wegen der von der OHL vorgeschlagenen Militärkonvention auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten, da diese Konvention auf Grundlage der mit Sachsen und Bayern bestehenden abgefaßt werden soll. Die deutsche Politik kann nicht weitergeführt werden, wenn trotz Vorliegen der Allerhöchsten Entscheidung die OHL auf ihrem Standpunkt beharrt. – Die russische Delegation ist in Brest-Litovsk eingetroffen.

Brest-Litowsk, 7. Januar 1918

[138] Die vorangehende Nr.

[139] Die Friedensverhandlungen in Brest-Litovsk waren am 28. Dezember 1917 unterbrochen worden, um der Entente innerhalb von zehn Tagen die Möglichkeit zu geben, auf das Angebot allgemeiner Friedensverhandlungen zu antworten. Am 5. Januar 1918 lief die Frist ab, ohne daß das Angebot angenommen wurde. Am 7. Januar traf die neue russische Friedensdelegation mit Trockij an der Spitze in Brest-Litovsk ein.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 224. Telegramm. – Vgl. auch ebenda S. 225.

Die russische Delegation weiß genau, „daß wir Kurland, Litauen, Polen zwar nicht annektieren, aber auch den Russen nicht wieder ausliefern würden“.

Brest-Litovsk, 7. Januar 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Steglich, Friedensappell Benedikts XV. S. 583. Telegramm. – Vgl. auch ebenda S. 559–560, 584.

Der spanische Gesandte in Brüssel, Villalobar, hat nach Madrid berichtet, daß er dem deutschen Staatssekretär des Auswärtigen die englische Antwort auf den Friedensfühler übermittelt habe. Die spanische Regierung soll über ihre Vermittlungstätigkeit Erklärungen abgeben.

Brest-Litovsk, 7. Januar 1918

*Kühlmann an Hertling

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 223. Privatdienstbrief.

Es ist für die Zukunft gefährlich, so große Landesteile von Rußland abzutrennen. – Die Telegramme aus Brest-Litovsk werden von der OHL entziffert und gelesen.

Brest-Litovsk, 7. Januar 1918

Lersner an Kühlmann

PA Berlin, RZ 202/22325, S. 126–127. Telegramm in Ziffern. Eigenhändiges revidiertes Konzept. – Vgl. auch Scherer/Grunewald III S. 203 und 215.

Nr. 2. [Großes Hauptquartier] 7. Januar 1918

Auf Telegramm Nr. 1[140].

Euerer Excellenz Telegramm habe ich General Ludendorff mit erläuternden Worten übergeben. Der General versicherte mir auf das Entschiedenste, er habe mit keinem Wort dergleichen von Euerer Excellenz behauptet. Er stände nicht persönlich, aber sachlich und amtlich in der polnischen Grenzfrage ge-

[140] Oben S. 678.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gen Euere Excellenz. – Er wäre auch darüber unwillig, daß Euere Excellenz diese Frage im Kronrat vom 2. Januar aufgebracht hätten, ohne ihm vorher davon Mitteilung gemacht zu haben. Über die ganze Frage habe er einen Bericht an Seine Majestät verfaßt, den er heute absenden würde.

Ich fand den General wesentlich ruhiger als die letzten Tage, trotzdem hier von allen möglichen Seiten in unverantwortlicher Weise weiter gehetzt wird.

Euere Excellenz würden mir meine Aufgabe erleichtern, wenn ich stets ausführlich über den Gang der Brester Ereignisse drahtlich Kenntnis erhielte.

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald III S. 216. Telegramm.

Der Kaiser ließ mich am 2. Januar aus der Bundesratssitzung nach Bellevue rufen: Er wolle die Grenzfrage zu Polen endgültig regeln und habe nach dem Vortrag General Hoffmanns eine Linie in die Karte eingetragen, die zwischen den Forderungen der OHL und der österreichischen Karte eine mittlere Linie darstelle. Er habe davon die OHL unterrichten wollen.

Brest-Litovsk, 9. Januar 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald III S. 225–229. Telegramm. – Vgl. auch ebenda S. 230–239, 251–252, 258. Ferner: Hahlweg, Brest-Litowsk S. 229–234, 241–252, 255–271, 277–287, 294–301, 327, 334–337.

Er übersendet dem Reichskanzler das Stenogramm der Friedensverhandlungen vom 9. Januar 1918. Kühlmann gibt darin einen Überblick über das Zustandekommen der Verhandlungen von Ende November bis Ende Dezember 1917. Der russische Wunsch nach Verlegung der Verhandlungen nach Stockholm war für die Vierbundmächte unannehmbar. – Verlegung dieser Sitzung auf russischen Wunsch auf den Nachmittag.

Brest-Litovsk, 9. Januar 1918

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 252. Telegramm.

Der bayerische Gesandte Graf Podewils[141] kann an den Verhandlungen in Brest-Litovsk teilnehmen.

Brest-Litovsk, 10. Januar 1918

*Kühlmann an Hertling

Werk des Untersuchungsausschusses IV,8 S. 130–134. Bericht.

Eine verantwortliche Mitwirkung der OHL an den Friedensverhandlungen von Brest-Litovsk entspricht nicht der Verfassung[142]. – In der polnischen Frage hat der Kaiser die Grenzfrage entschieden, die noch große Kämpfe kosten wird. An den Verhandlungen in Brest-Litovsk nimmt ein Vertrauensmann der OHL (General Hoffmann) teil, und zwar stets im Einvernehmen mit der politischen Leitung. In den fünf Tagen der Verhandlungen in Brest-Litovsk konnte selbstredend noch kein Ergebnis zustande kommen. Ein Rücktritt Hindenburgs und Ludendorffs wäre „ein großes nationales Unglück". Bei besonders schwierigen Streitfällen obliegt immer dem Kaiser die letzte Entscheidung.

Brest-Litovsk, 10. Januar 1918

*Kühlmann an Hertling

Scherer/Grunewald III S. 246–248. Telegramm (persönlich). – Vgl. auch ebenda S. 270–271. Ferner: Hahlweg, Brest-Litowsk S. 360.

Reflexionen über Trotzkis Verhandlungstaktik: Dieser weicht konkreten Verhandlungspunkten immer aus und leitet auf allgemeine Fragen über. Er will die Weltrevolution und nicht die russischen Interessen fördern; er will das Verhalten der Linken in Deutschland beeinflussen und die Revolution in Deutschland herbeiführen.

Brest-Litovsk, 12. Januar 1918

[141] Clemens Graf von Podewils-Dürnitz (1850–1922), bayerischer Ministerpräsident 1903–1912. – Das Recht auf Vertretung beim Friedensschluß stand Bayern aufgrund der Reservatrechte zu, die es nach der Reichsgründung bekommen hatte.

[142] Vgl. dazu oben im Teil I S. 509 und Anm. 998.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an Hertling

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 301. Telegramm.

Zur Abschwächung der Erklärung General Hoffmanns[143]: „Eine ausdrückliche Ablehnung der Räumung aus militärischen oder rein politischen Gründen ist nicht ausgesprochen."

Brest-Litovsk, 12. Januar 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 292. Telegramm.

Auf das Telegramm Hindenburgs[144]: Es ist juristisch schwierig, sich für die deutschen Elemente in Estland und Livland zu verwenden, da es sich nicht um Reichsangehörige, sondern um russische Staatsangehörige handelt.

Brest-Litovsk, 12. Januar 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald III S. 261. Telegramm. – Vgl. auch Hahlweg, Brest-Litowsk S. 309–326.

Die Verhandlungen mit den ukrainischen Delegierten sind außerordentlich schwierig; sie wollen unendlich lange debattieren.

Brest-Litovsk, 14. Januar 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 342–359. Zwei Telegramme. – Vgl. auch Deutsch-sowjetische Beziehungen S. 293–294.

Besprechung mit den Russen über territoriale Fragen: Wenn die russische Delegation einverstanden ist, können Delegierte der nichtrussischen Völkerschaften zu den Verhandlungen zugelassen werden; für ihre Legitimation können die Willenskundgebungen ihrer Völker auf eine breitere Grundlage gestellt werden, für die Räumungsfrage kann auf das englische Beispiel in Indien hingewiesen werden. – Bei den Abstimmungen der nichtrussischen Völkerschaften muß aus Gründen der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung eine gewisse Zahl von militärischen Kräften vorhanden sein; ein Termin für die endgültige Räumung kann nicht angegeben werden, es sei denn ein Jahr nach

[143] Dazu vgl. Hahlweg, Brest-Litowsk S. 299–300.

[144] Vom 12. Januar in Sachen Estland und Livland (ebenda S. 292).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Abschluß des allgemeinen Friedens. Ob Flüchtlinge bei den Abstimmungen teilnehmen können, muß noch geprüft werden.

Brest-Litovsk, 15. Januar 1918

*Kühlmann an Hertling

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 360. Telegramm (persönlich).

Trockij will offenbar keinen für uns annehmbaren Frieden. Dagegen haben die Ukrainer den festen Willen, mit uns abzuschließen. Wenn wir allerdings mit den Russen abbrechen, schnellen die Ansprüche der Ukrainer empor. Falls die Sitzung mit ihnen heute nachmittag befriedigend verläuft, könnte man mit den Bolschewiki notfalls Schluß machen.

Brest-Litovsk, 16. Januar 1918

Kühlmann an das Auswärtige Amt

PA Berlin, R 22772. Telegramm.

Brest-Litovsk, 16. Januar 1918

Graf Czernin schildert die Lage Österreichs auf Gebiet Getreideversorgung so, daß binnen kurzem vollkommener Zusammenbruch auf allen Gebieten erfolgen muß, wenn nicht rasche und durchgreifende Hilfe Deutschlands über kritischen Augenblick hinweghülfe. Zum Beleg für seine Auffassung vorlegt mir Minister Privatbrief Statthalters in Böhmen[145] an ihn und Telegramme Außenministeriums Wien.

Danach reichen böhmische Getreidevorräte, falls nichts an andere Kronländer abgegeben werden muß, allenfalls bis Mitte April. Dann muß Hungersnot in Böhmen eintreten, von der besonders Deutschböhmen zu leiden [haben]. Es fehlen in Österreich 30.000 Waggons Getreide, ohne die Österreichs Kriegsindustrie, Bahnverkehr und Armeeversorgung zusammenbrechen muß. Monatlich nur geringe Zuschübe aus Ungarn; größte Not in Triest, Wiener Neustadt usw. Arbeiterdemonstrationen revolutionären Charakters in Prag und anderswo zu befürchten, in Wien bereits Streiks ausgebrochen. Vertrauensmänner der Arbeiter fordern von Verpflegungsminister Erhöhung der gekürzten Mehlration. Lage so ernst, daß Militär nach Wiener Neustadt abgegangen und von Neunkirchen angeforderdert sei. Bitte um deutsche Aushilfe von 2.000 Wagen Mehl sei wegen kritischer deutscher Mehlversorgung und Erschwerung der Ausmahlung durch Kohlenmangel von Deutschland abgeschlagen worden. Mit Rücksicht auf tiefen Ernst der Lage und Tatsache, daß Wien ab 22. Januar

[145] Max Graf von Coudenhove (1865–1928), Statthalter von Böhmen 1915–1918.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ganz ohne Mehl sein werde, solle aber Prinz Hohenlohe noch einmal beantragen, daß 2.000 Waggons Mehl und Getreide – wovon 450 Waggons Mehl sofort geschickt werden müßten – aus Deutschland nach Wien abgingen. Rückstellung sollte seinerzeit aus rumänischer Einfuhr erfolgen.

Kann Lage von hier aus nicht übersehen, möchte aber sehr angelegentlich befürworten, daß für Österreich-Ungarn alles gethan wird, was eigene Lage als thunlich erkennen läßt, sonst ist auch der politische Zusammenbruch ernstlich nahe gerückt[146].

*Aufzeichnung Kühlmanns

Scherer/Grunewald III S. 269–270. – Vgl. oben S. 507.

Die Frage der zukünftigen Gestaltung Elsaß-Lothringens ist vom außenpolitischen Standpunkt aus folgendermaßen zu bestimmen: Die Aufteilung des Reichslandes zwischen Bayern, Baden und Preußen ist ungünstig; dagegen ist die Verleihung der Autonomie die beste Lösung; damit nähme man der französischen und auch der amerikanischen Propaganda den Wind aus den Segeln. Angesichts des großen militärischen Widerstandes wird allerdings nur die Angliederung an Preußen oder die Aufteilung übrigbleiben.

Brest-Litovsk, 16. Januar 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald III S. 272–273. Telegramm. – Vgl. auch Hahlweg, Brest-Litowsk S. 341.

Österreich droht wegen der unruhigen Lage im Land mit Sonderverhandlungen mit den Bolschewiki.

Brest-Litovsk, 17. Januar 1918

*Kühlmann an Hertling

Scherer/Grunewald III S. 275–276. Telegramm (persönlich). – Vgl. auch Hahlweg, Brest-Litowsk S. 369–370.

Die russische Delegation betreibt nur Propaganda für die allgemeine Revolution. – In der Sitzung mit den Ukrainern ist der schwierigste Punkt die Zuteilung des Gouvernements Cholm. Czernin bittet sehr, daß die deutsche Poli-

[146] Dieser Satz ist von Kühlmann handschriftlich hinzugefügt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

tik an der austropolnischen Lösung festhalte. In der Diskussion mit den Bolschewiki ist die Räumungsfrage der besetzten Gebiete die wichtigste.

Brest-Litovsk, 17. Januar 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 370. Telegramm.

Die Stellung eines Ultimatums an die Russen wäre jetzt ein „schwerer politischer Fehler".

Brest-Litovsk, 17. Januar 1918

*Kühlmann an Hertling

Scherer/Grunewald III S. 277. Telegramm.

Trotzki will für einige Tage nach Petersburg reisen. Mit den Ukrainern verlaufen die Verhandlungen günstig.

Brest-Litovsk, 17. Januar 1918

*Kühlmann an Hertling

Scherer/Grunewald III S. 284–285. Telegramm. – Vgl. auch Hahlweg, Brest-Litowsk S. 381–382; Deutsch-sowjetische Beziehungen S. 295–297.

General Hoffmann legte in der Sitzung eine Karte vor, in der die beabsichtigte Grenzlinie eingezeichnet war. Trotzki bezeichnete die bisherigen Verhandlungen als deutschen Gewaltakt. Er will nach Petersburg zur Instruktionseinholung reisen. – Die Verhandlungen mit den Ukrainern verlaufen gut.

Brest-Litovsk, 18. Januar 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 373–380, 384–389. Zwei Telegramme (Auszüge). – Vgl. auch ebenda S. 389–390.

Sitzung der Kommission für politische und territoriale Fragen: Die Rückwanderung in die besetzten Gebiete kann stattfinden, muß aber kontrolliert werden; dort genügen zur Feststellung des Volkswillens die vorhandenen repräsentativen Vertretungskörper. – Fragen an Trockij: Lage im Kaukasus sowie die Zugehörigkeit und Befestigungen der Ålandinseln. – Gegensätzliche Ansichten in der Abgrenzung der Ukraine und Lettlands; ein Gegensatz zu den

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Anschauungen General Hoffmanns besteht nicht. – Einverstanden mit der Verhandlungspause.

Brest-Litovsk, 18. Januar 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 393–395, 397, 402–405. Zwei Telegramme.

Sitzung mit den ukrainischen Delegierten. Frage nach dem Verbleib des Königs von Rumänien. – Wie sind die politischen und militärischen Beziehungen der Ukraine zu Rumänien? – Der Handelsverkehr mit der Ukraine ist sehr wichtig. – Der bald zu unterzeichnende Friede muß ein definitiver sein, darf aber nur die allerwichtigsten Punkte enthalten. – Die Redaktion der Protokolle und die weitere Vorgehensweise.

Brest-Litovsk, 19. Januar 1918

*Kühlmann an Hertling

Scherer/Grunewald III S. 286–287. Bericht.

Czernin hat mir eine Karte der von Österreich-Ungarn gegenüber Rumänien geforderten Grenzberichtigung mitgeteilt. Sie sollte von deutscher Seite „pfleglich“ begutachtet werden.

Brest-Litovsk, 19. Januar 1918

*Kühlmann an Kucharzewski

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 406–407. Telegramm.

Einverstanden mit dem Wunsch der polnischen Regierung, zu den Brester Verhandlungen zugezogen zu werden; allerdings erkennt die russische Regierung den polnischen Staat nicht an, so daß derzeit eine polnische Vertretung nicht möglich ist.

Brest-Litovsk, 20. Januar 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 407–408. Telegramm.

Das Verhältnis zwischen General Hoffmann und der OHL ist derzeit so erschwert, daß sein Kommen nach Berlin untunlich erscheint.

Brest-Litovsk, 20. Januar 1918

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an Oberndorff

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 413. Telegramm.

Der bulgarische Minister Popov macht ständig Schwierigkeiten: Die Ukraine solle im Friedensschluß sämtliche von Bulgarien beanspruchten Grenzen anerkennen. Dadurch wird Bulgariens taktische Position erschwert.

Brest-Litovsk, 20. Januar 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald III S. 289–290. Telegramm.

Die Rumänen sollten die drei bessarabischen Kreise nicht bekommen, da sonst die Friedensaussichten mit der Ukraine gefährdet würden. In der schwierigen Dobrudschafrage sollte das Gebiet den vier Verbündeten „zur gesamten Hand überlassen“ werden.

Brest-Litovsk, 20. Januar 1918

*Kühlmann im Interfraktionellen Ausschuß

IFA II S. 134–170. Protokoll (Auszüge). – Vgl. auch ebenda S. 171–175; Hauptausschuß des Reichstags IV S. 1926–1928, 1943–1944.

Die Festlegung der deutschen Ostpolitik geht auf Kanzler Bethmann Hollweg zurück. Auch der Gedanke des Selbstbestimmungsrechts ist nichts Neues. – Verlauf der Brester Verhandlungen: Es mußte zunächst die Reaktion der anderen Kriegführenden abgewartet werden; als Trotzki die Verhandlungen auf russischer Seite in Brest-Litovsk übernahm, ging alles schleppender; er hat seine eigene Delegation streng in Quarantäne gehalten. – Rußland befindet sich derzeit in einem Zerfallsprozeß. Die zwei Regierungen, die sich abgespalten und konsolidiert haben, sind Finnland und die Ukraine. – Der von der OHL zu den Verhandlungen delegierte Vertreter, General Hoffmann, arbeitet harmonisch mit mir zusammen. – Die Hauptfrage in der zweiten Verhandlungsphase war die dialektische Auseinandersetzung über das Selbstbestimmungsrecht und die Gültigkeit der bisher erfolgten Abspaltungserklärungen. Sehr erschwerend auf die deutsche Verhandlungsführung hat die deutsche Presse gewirkt. – *Nach Einwürfen mehrerer Parteivertreter antwortet Kühlmann*: Wenn sich die Zusammensetzung des Kurländischen Landesrats verbreitern ließe, wäre das zu begrüßen. – Es ist möglich, daß die Kiewer Rada gegenüber den bolschewistischen Kräften noch verlieren werde. – Das Verhalten der österreichischen Delegierten war stets loyal. – Eine endgültige Lösung

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

der polnischen Frage liegt noch nicht vor. – Auch das Problem Livland und Estland harrt noch der Lösung.

[Berlin] 23. Januar 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald III S. 289–290. Telegramm.

Bei einem Frieden mit Rumänien könnte notfalls die Norddobrudscha den Rumänen oder den Vierbundmächten gemeinsam überlassen werden.

Brest-Litovsk, 29. Januar 1918

*Kühlmann an Hertling

Scherer/Grunewald III S. 311–313. Telegramm.

Trotzki ist nach Brest-Litovsk zurückgekehrt. – Die internen Auseinandersetzungen in der Ukraine nehmen zu. – In Österreich herrscht sehr große Friedenssehnsucht; kommt es zu einem Sonderfrieden Österreichs, wäre das „der Anfang vom Ende für uns".

Im Felde, 30. Januar 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 446–452. Telegramm. – Vgl. auch ebenda S. 453–454, 456, 458–459.

Bericht über die Sitzung in Brest-Litovsk: Graf Podewils als Vertreter Bayerns nimmt an den Verhandlungen teil; die russische Delegation hat Vertreter der Sowjetukraine hinzugezogen; das beruht auf blanker Macht.

Brest-Litovsk, 30. Januar 1918

Kühlmann an Wedel

PA Berlin, R 22770. Telegramm.

Nr. 1 Wien Brest-Litovsk, 30. Januar 1918

Voraussichtlich am 4. d.Mts. sollen in Berlin Besprechungen zwischen Graf Czernin und General Ludendorff stattfinden, zu der [= denen] auch ich hinfahren will. Ich bitte Euere Exzellenz, zur mündlichen Berichterstattung gleichfalls in Berlin einzutreffen. Sollte sich am Datum noch etwas verschieben, würde ich für drahtliche Benachrichtigung Sorge tragen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Czernin und die anderen aus Wien kommenden Herren malen die Lage sehr schwarz, behaupten insbesondere, daß auch bisher treue Stützen des Bündnisses – wie Tisza und Arz[147] – durch schroffe Behandlung, besonders seitens unserer Militärs – jetzt ihren Standpunkt geändert hätten. Vielleicht geben Sie über Berlin an mich Bericht in Ziffern als Einleitung zu ihrem mündlichen Vortrage, insbesondere über das Thema: österreichische Kriegsziele, Durchhalten, Sonderfrieden.

***Kühlmann an das Auswärtige Amt**

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 452. Telegramm.

Die Meldungen Keyserlingks[148] aus Petersburg sind mit Vorsicht zu genießen.

Brest-Litovsk, 31. Januar 1918

***Kühlmann an das Auswärtige Amt**

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 453. Telegramm. – Vgl. auch Deutsch-sowjetische Beziehungen S. 344.

Der Kaiser soll darauf hingewiesen werden, daß „ein hinhaltendes Verhandlungsverfahren“ in Brest-Litovsk derzeit nötig erscheine.

Brest-Litovsk, 31. Januar 1918

Kühlmann an Lersner

PA Berlin, R 22770. Telegramm.

Nr. 6. Gr. H. Q. Brest-Litovsk, 31. Januar 1918

Auf Tel. Nr. 11.

Würde Kommen Generals Ludendorff nach Brest sehr warm begrüßen, da persönlicher Eindruck über hiesige Verhältnisse erwünscht und auch wichtige militärische Fragen zu besprechen, die hinwiederum auf zu führende Politik maßgebende Rückwirkung ausüben werden.

[147] Arthur Freiherr Arz von Straußenburg (1857–1935), Generaloberst; März 1917 bis Kriegsende Chef des Generalstabs.

[148] Walther Freiherr von Keyserlingk (1869–1946), Konteradmiral; Chef der Operationsgruppe im Admiralstab; Bevollmächtigter der OHL und der Seekriegsleitung während der Waffenstillstandsverhandlungen mit Rußland; er befaßte sich in St. Petersburg mit der Rückführung von Kriegsgefangenen. – Seine Berichte: Baumgart, Die militärpolitischen Berichte des Freiherrn von Keyserlingk.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Küstrin oder anderer kleiner Ort scheint mir nicht sehr glücklich, da Geheimhaltung Reise doch kaum möglich und ich großen Wert darauf legen würde, daß auch Reichskanzler Unterredung beiwohnt, falls sie auf deutschem Boden stattfindet. Reise Generals nach Brest würde auch gegenüber Russen, die augenblicklich durch Vorgänge in Deutschland in sehr zuversichtlicher Stimmung sind, sehr günstig wirken, da sie hieraus auf baldige Wiederaufnahme Operationen Schlüsse ziehen würden.

Wenn es meinen eigenen Wünschen nach ginge, würde ich mit Trotzki lieber heute als morgen brechen. Aber nach Weisung des Herrn Reichskanzlers, die von Seiner Majestät ausdrücklich gebilligt worden ist, sollen die Dinge mit den Bolschewiki hinhaltend behandelt werden, bis mit der Kiewer Rada ein Abschluß zustande gekommen ist.

Kühlmann an Hertling

PA Berlin, R 22770. Telegramm.

Nr. 15. Reichskanzler. Brest-Litovsk, 31. Januar 1918

Persönlich.

Es ist nicht möglich, von hier aus zu übersehen, ob und welchen Einfluß Abbruch Verhandlungen mit Bolschewiki auf deutsche innere Lage ausüben würde, insbesondere im Hinblick auf Streiks[149]. Wäre Eurer Exzellenz für Drahtweisung dankbar, ob und bis etwa zu welchem Zeitpunkte innere Lage Fortsetzung der hinhaltenden Taktik hier unbedingt nötig macht.

Kühlmann an Hertling

PA Berlin, R 22781. Telegramm.

Nr. 17. Reichskanzler. Brest-Litovsk, 31. Januar 1918

Persönlich.

Gestrige Vollsitzung[150], die lediglich formalen Charakter haben sollte, erwies aufs neue, daß es Trotzki nur um taktische Spitzen zu tun sei. Die Anzeichen, daß er keineswegs ehrlich Frieden mit uns erstrebt, sondern Revolutio-

[149] Im Reich kam es zu Streiks in Rüstungsbetrieben, besonders in Groß-Berlin. In Aufrufen des Arbeiterrats in Berlin wurde u. a. ein sofortiger Frieden ohne Annexionen und Kriegsentschädigung gefordert, was die Brester Verhandlungen beeinflussen mußte. Die SPD wirkte beruhigend auf die Streikführer ein. In Österreich-Ungarn war es schon Mitte des Monats zu Streiks gekommen. Die russischen Unterhändler in Brest-Litovsk spekulierten auf eine Ausweitung der Streikbewegung.

[150] Protokoll in: Hahlweg, Brest-Litowsk S. 446–452.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nierung der Masse auch bei den Zentralmächten erhofft, mehren sich ständig. Die Nachrichten über Streiks in Deutschland und Österreich und über den Umsturz der finnischen Regierung durch bolschewistische Umbriebe[151] haben im russischen Lager hellen Jubel erzeugt. Man träumt schon von der Eroberung Berlins durch die Bolschewisten.

Daß unsere Aussichten, mit Trotzki und Genossen zu einem annehmbaren Frieden zu kommen, durch die Vorgänge in Österreich und Deutschland so gut wie vollkommen verschwunden sind, leuchtet wohl ohne weiteres ein. Augenblicklich konzentriert die Petersburger Regierung alle Kräfte auf den Sturz der Rada in Kiew, um den Abschluß eines Vertrages mit uns zu hintertreiben. Es wird sowohl versucht, die Rada durch innerpolitische Wühlereien zu untergraben, als durch militärische Operationen in die Enge zu treiben. Über den Erfolg dieser Bemühungen ist ein klares Bild noch nicht zu gewinnen.

Kiewer Delegation ankommt heute. Verhandlungen mit ihr werden sofort aufgenommen, doch wird alles durch das Fehlen einer wirklich gewichtigen repräsentativen Persönlichkeit unter Kiewer Vertretern außerordentlich erschwert.

Abbruch mit Bolschewiki innerhalb nicht allzu ferner Zeit voraussichtlich unvermeidlich. Würde es für taktisch richtig halten, wenn in Deutschland über Langmut hiesiger Unterhändler erhebliche Unzufriedenheit entstünde, die auch in der Presse und sonst zum Ausdruck käme, und zwar, soweit irgend möglich, auch in der Presse der Linken, damit wir, mehr durch öffentliche Meinung geschoben und gezwungen, abbrechen, als aus eigener Initiative. Eine auf etwa zehn bis vierzehn Tage zeitlich eingestellte Preßkampagne dürfte in dieser Beziehung von Nutzen sein.

*Kühlmann an Hertling

Scherer/Grunewald III S. 319–320. Telegramm (persönlich). – Vgl. auch ebenda S. 335–336. Ferner: Hahlweg, Brest-Litowsk S. 459–460; Deutsch-sowjetische Beziehungen S. 345–347.

Trotzki triumphiert über die mißliche Lage der Kiewer Rada. Es sollte jetzt trotzdem mit den Ukrainern abgeschlossen werden.

Im Felde, 1. Februar 1918

[151] In Finnland, das Anfang Januar 1918 seine Unabhängigkeit von Rußland erklärt hatte, war ein blutiger Bürgerkrieg im Gange. Es gelang den Revolutionären, am 27. Januar den ganzen Süden des Landes in ihre Gewalt zu bringen. Der finnische Senat wurde für abgesetzt erklärt und die „Diktatur der Arbeiterklasse“ ausgerufen. Vgl. Schulthess’ Europ. Geschichtskalender 59,2 (1918) S. 394–395.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an Hertling

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 475–476. Telegramm. – Vgl. auch Scherer/Grunewald III S. 335.

Gestern in den Friedensverhandlungen Zusammenprall zwischen Vertretern der Kiever Rada und der Charkower Sowjetregierung. – Der Vertrag mit der Ukraine sieht u. a. vor: Lieferung von 1.000.000 Waggons Getreide bis Juni 1918 [*bei Scherer/Grunewald III S. 336 wohl richtiger: 100.000 Waggons*].

Brest-Litovsk, 2. Februar 1918

*Kühlmann an Lersner

Scherer/Grunewald III S. 333. Telegramm. – Vgl. auch ebenda S. 338, 365–366.

Bei den bevorstehenden Friedensverhandlungen mit Rumänien soll erreicht werden, daß die Norddobrudscha an die Vierbundmächte zur gesamten Hand abgetreten wird und Grenzberichtigungen zugunsten Österreich-Ungarns zustande kommen.

Im Felde, 2. Februar 1918

*Kühlmann an Hertling

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 477. Telegramm (persönlich).

Der Plan Ludendorffs, eine Offensive gegen Rumänien zu beginnen, bringt „uns in eine politisch unmögliche Lage“. Bitte, vor der Berliner Besprechung nichts zu entscheiden.

Brest-Litovsk, 3. Februar 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 478. Telegramm. – Vgl. auch Scherer/Grunewald III S. 339.

Am Frieden mit der Ukraine wird mit Hochdruck gearbeitet. Mit Trockij kann erst Fraktur geredet werden, wenn dieser Frieden abgeschlossen ist. Sonst Gefahr, daß Österreich abspringt.

Brest-Litovsk, 3. Februar 1918

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 479–484, 487–488. Telegramm (Auszug).

Sitzung der Friedensverhandlungen am 3. Februar: Über die Zulassung von Vertretern der russischen Randstaaten ist in früheren Sitzungen gesprochen worden. Trockij will jetzt Polen gesondert behandeln. Die Anerkennung der neuen finnischen Regierung ist derzeit noch offen. – Trockij will neuerdings die Selbständigkeit Polens nicht anerkennen. – Vertagung der Sitzung.

Brest-Litovsk, 4. Februar 1918

*Kühlmann in der Sitzung des Preußischen Staatsministeriums

Scherer/Grunewald III S. 339–341. Protokoll (Auszug).

Kühlmann bemerkt zu den Ausführungen der OHL über die Abtrennung des „Polnischen Grenzstreifens“: „Er wisse nicht, wie die Grenzberichtigung ohne Einwilligung des polnischen Staates möglich sein werde.“ – Antwort Ludendorffs: „Er sehe dann überhaupt keine Möglichkeit für die Einverleibung, und es werde dann nur noch der Machtstandpunkt einzunehmen sein, wonach wir in Polen blieben.“

Berlin, 4. Februar 1918

*Kühlmann in einer Konferenz mit Vertretern Deutschlands und Österreich-Ungarns

Deutsch-sowjetische Beziehungen S. 353–375. Protokoll (Auszüge).

Rußland zerfällt in Sonderrepubliken. Der ukrainische Gedanke ist mächtiger als der bolschewistische. Getreidetransporte sollen im März beginnen (von März bis Juni 100.000 Waggons). – Die Pflichten des Bündnisvertrags mit Österreich-Ungarn. – „Unser Status quo ist noch bedroht, denn Frankreich denkt gar nicht daran, auf Elsaß-Lothringen zu verzichten.“ – Ob Friede mit Trockij abgeschlossen werden kann, ist noch unsicher. – Für die deutsch-österreichischen Beziehungen ist das Kreuznacher Protokoll[152] entscheidend; das muß aufgrund der Vorschläge Czernins neu geprüft werden.

Berlin, 5. Februar 1918

[152] Vom 18. Mai 1917: Scherer/Grunewald II S. 204–206. Vgl. auch ebenda S. 296–306.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald III S. 354–355. Telegramm.

Trotzki hat eine lange Schmähschrift verlesen lassen. Der Abschluß mit den Ukrainern steht bevor.

Brest-Litovsk, 7. Februar 1918

*Kühlmann an Hertling

Scherer/Grunewald III S. 356–359. Telegramm (persönlich). – Vgl. auch ebenda S. 361–362. Ferner: Hahlweg, Brest-Litowsk S. 505–508.

Der Friedensschluß mit der Ukraine steht unmittelbar bevor. – In der Territorialfrage wird den Russen eine Grenzlinie präsentiert (einschließlich Riga und der Inseln). Die OHL will jetzt auch Estland und Livland besetzen; das bedeutet den Abbruch der Verhandlungen mit Rußland und das Abspringen Österreich-Ungarns. Diese Frage sollte jetzt dem Kaiser vorgelegt werden.

Brest-Litovsk, 8. Februar 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 509–510, 514–515, 517–518, 520. Telegramm. (Auszüge.) – Vgl. auch Lersner, Erinnerungen S. 166–167, 437–439.

Protokoll der Sitzung: Kühlmann resümiert die bisherigen Verhandlungen; die Standpunkte haben sich nicht angenähert; in rechts- und handelspolitischen Fragen gab es dagegen Fortschritte; eine Unterkommission sollte sich über die Grenzfrage besprechen; im allgemeinen sollten die Grenzen Polens, Kurlands und Litauens deren historischen Grenzen entsprechen. Der Friede mit der Ukraine ist heute unterzeichnet[153]. – Die Vertretungskörperschaften in den besetzten Gebieten sollen ausgeweitet werden. – Bemerkungen zur Grenze zwischen der Ukraine und Österreich-Ungarn. – Die Räumung der von Rußland noch besetzten Gebiete der Türkei. – Die Ålandinseln.

Brest-Litovsk, 9. Februar 1918

[153] Text u. a. in: Schulthess' Europ. Geschichtskalender 59,2 (1918) S. 676–679.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Kühlmann an das Auswärtige Amt

PA Berlin, R 22877. Telegramm.

Nr. 342. Brest-Litovsk, 9. Februar 1918

Auf Tel. Nr. 576, unter Bezugnahme auf dorthin mitgeteilte Meldung Berckheims vom 7. Februar.

Habe Vertretung bei eventuellen rumänischen Verhandlungen mit Graf Czernin besprochen. Er schickt vorläufig Gesandten von Mittag[154], also jüngeren Beamten, da er erst sehen will, wie Verhandlungen laufen. Zeigt sich auf rumänischer Seite ernster Wille zum Friedensschlusse, so will Graf Czernin – den Abschluß der hiesigen Arbeiten vorausgesetzt – eventuell persönlich nach Bukarest fahren.

Unter diesen Umständen würde es wohl für mich nötig sein, mit einem Teil des jetzt in Brest tätigen Stabes gleichfalls, wenigstens vorübergehend, nach Rumänien zu fahren, da sonst Oesterreich das Übergewicht in den Verhandlungen bekäme. Solange Österreich durch Baron Mittag vertreten ist, halte ich deutsche Vertretung durch Richthofen für ausreichend.

Bratianu und Take Jonescu[155] gegenüber sollten wir m.E. auf unserem absolut ablehnenden Standpunkt verharren und Einsetzung uns genehmer Regierung verlangen. Wenn König sieht, daß er Krone unter Umständen durch Opferung Kabinetts retten kann, wird er sich wahrscheinlich dazu bestimmen lassen.

Bitte Berckheim von vorstehendem verständigen.

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald III S. 365–366. Telegramm.

Die innere Lage in Rumänien hat sich geklärt. – Bei den Friedensverhandlungen kann der Gesandte Richthofen als Vertreter Deutschlands fungieren. Graf Czernin will selbst nach Bukarest fahren.

Brest-Litovsk, 10. Februar 1918

[154] Rudolf Freiherr Mittag von Lenkhaym (1873–1946), Leiter des Referats I des Ministeriums des Äußern.

[155] Take Ionescu (1858–1922), Vizepräsident des Ministerrats Juli 1917–Februar 1918.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an Hertling

Scherer/Grunewald III S. 367–368. Telegramm (persönlich). – Vgl. auch ebenda S. 373–375. Ferner: Hahlweg, Brest-Litowsk S. 527–530; Deutsch-sowjetische Beziehungen S. 391–392.

Wenn die kaiserliche Weisung, nun auch Livland und Estland zu besetzen, tatsächlich ausgeführt wird, müßte er seinen Rücktritt einreichen.

Brest-Litovsk, 10. Februar 1918

*Kühlmann an Hertling

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 531–536. Telegramm (persönlich). – Vgl. auch ebenda S. 544; ferner ebenda S. 537–543 das Protokoll der Schlußsitzung in Brest-Litovsk vom 10. Februar 1918.

Die neue Lage nach der Erklärung Trockijs („weder Krieg noch Frieden“): Diese sollte nicht beantwortet werden. Soll der Krieg im Osten fortgesetzt werden? Die bolschewistische Regierung würde aus Petersburg fliehen, so daß man sie zum Friedensschluß nicht zwingen könnte. Unsere Hauptstoßkraft sollte nach dem Westen verlegt werden; vom Osten sollten alle Kräfte außer einem Grenzschutz abgezogen werden. Wir sollten also den De-facto-Zustand ohne jede amtliche Erklärung hinnehmen. In Finnland und in der Ukraine haben wir ohnehin freie Hand. Die Agitation mit bolschewistischen Flugschriften kommt nicht nur aus dem Osten, sondern auch aus dem Innern Deutschlands. In summa: Der jetzige Schwebezustand ist für den Osten nicht ungünstig; alle Mitglieder der Delegationen außer General Hoffmann sind dieser Meinung.

Brest-Litovsk, 10. Februar 1918

*Kühlmann an Hertling

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 547–548. Telegramm (persönlich). – Vgl. auch ebenda S. 555–556, 562–563. – Ferner: Deutsch-sowjetische Beziehungen S. 399–400.

Die OHL und Hoffmann stehen auf dem Standpunkt, der Waffenstillstand sei zu kündigen und der Krieg mit den Bolschewiki wiederaufzunehmen, um klare Verhältnisse zu schaffen. Eine erzwungene Unterschrift würde dies aber nicht herbeiführen. Wenn im Osten ein neuer Krieg geführt wird, bedeutet das einen Verbrauch an Menschen und Material, die besser im Westen eingesetzt würden. Wenn man gegen Estland und Livland vorgehen will, bedeutet das, daß gegen das deutsch-baltische Element zuvor ein schonungsloser Vernichtungsfeldzug geführt würde.

Brest-Litovsk, 11. Februar 1918

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Kühlmann an Oberndorff

PA Berlin, R 22834. Telegramm.

Nr. 5. Brest-Litovsk, 11. Februar 1918

Herr Radoslawow will aus Telegrammen der Mazedonier und bulgarischer Offiziere in Bukarest von Vereinbarungen Deutschlands und Österreich-Ungarns betreffend Friedensbedingunen für Rumänien erfahren haben. Er zeigte sich verstimmt wegen der angeblichen Übergehung. Ich habe ihm streng vertraulich den Text der mit Graf Czernin und General Ludendorff um 4. Februar in Berlin vereinbarten politischen und militärischen Friedensbedingungen[156] mitteilen lassen, wie Ew.pp bereits bekannt sein dürften. Dabei wurde betont, daß es sich lediglich um einen vorläufigen Gedankenaustausch darüber gehandelt habe, welche Grundlagen für den Frieden mit Rumänien wir und die Österreicher unseren Bundesgenossen vorschlagen wollten, falls es zu ernsthaften Friedensverhandlungen kommen sollte. Von einer Übergehung könne hiernach nicht die Rede sein. Die Friedensfrage sei ja überhaupt noch nicht akut; vorläufig handele es sich nur um militärische Verhandlungen über Waffenstillstand.

Radoslawow war schließlich leidlich beruhigt, gab aber der Hoffnung Ausdruck, daß die vorläufigen Vereinbarungen mit Graf Czernin dem König oder dem Kabinett in Sofia keinesfalls durch einen anderen Kanal als ihn selbst mitgeteilt werden möchten.

*Kühlmann auf dem Homburger Kronrat

Baumgart/Repgen, Brest-Litovsk S. 57–63. Protokoll (Auszüge). – Vgl. auch ebenda S. 54–57, 63–64; ferner die folgenden zwei Nr.

Befriedigender Abschluß des Ukrainefriedens. Trockijs Erklärung „weder Krieg noch Frieden“. Soll gegen Rußland ein neuer Krieg beginnen? „Praktische Bedeutung = null.“ Auch wegen Estlands und Livlands sollte der Krieg nicht wiederaufgenommen werden. Votum: „abzuwarten, bis Zwangslage eintritt, die uns zum Eingreifen zwingt.“

Homburg, 13. Februar 1918

[156] In Hahlweg, Brest-Litowsk S. 492, ist das Protokoll einer Besprechung zwischen Ludendorff und Czernin abgedruckt; es handelt jedoch nur über das Vorgehen bei den Verhandlungen in Brest-Litovsk, nicht über Rumänien.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Protokoll des Homburger Kronrats

PA Berlin, RZ 202/22211, S. 80–86. Protokollant: Lersner. Eigenhändig in Bleistift. Folgender Aktenvermerk: Zu gestriger Aufzeichnung hinzufügen. B[erckheim]. – Vgl. dazu: Lersner, Hinter den Kulissen S. 168–171.

Homburg, 13. Februar 1918

[Vormittagssitzung]

Anwesend: Seine Majestät; R[eichs]k[anzler], Feldm[arschall von Hindenburg], Gen[eral] Ludend[or]ff, Payer, Müller, Holtzendorff, Kühlmann, Lyncker, Berg, Grünau, Radowitz, Wetzell[157], Stirum, Winterfeldt, Bartenwerffer, Zenker, Lersner.

Rk.: Wir haben völlig freie Hand durch Erkl[ä]r[un]g Trotzkis.

Kühlmann: Taktik der Ukraine gegenüber: Frieden machen und dann mit Bolschewikis abrechnen. Historischer Überblick über die Brester Verhandlungen der letzten Tage. Trotzkis Erklärg. Was nun?

Besteht der Waffenstillst. noch oder nicht?

Waffenstillstand besteht weiter, ebenfalls Kriegszustand besteht weiter, bis er gekündigt ist. Wenn Deutschld Waffenstillstd kündigt, so können wir losschlagen.

Kriegszustand besteht also weiter fort.

Rußld ist in Frieden eingetreten: Finnld, Großrußld, Ukraine, sie haben alle 3 Frieden mit uns. Wir nur Frieden mit Ukraine. Trotzki hat sich aus Gnade oder Ungnade ergeben. Er hat keine unserer Bedinggen gestellt [= angenommen]. Er konnte nicht unterschreiben. Was sollen wir tun? Angreifen zum Zweck, Friedensunterschrift zu bekommen. Unterschrift Trotzkis wertlos. Ich glaube, durch Krieg können wir ihn nicht zur Unterschrift zwingen. Anderer Kampfzweck: Kampf gegen Revolution. Wir müssen die Wunde ausbrennen & Brand niedertreten.

Kampfzweck: Hilfeleistung an Ukraine; Gefangene, Bahnhilfen, Material pp. Keine Truppen. – Finnld ja – Estld, Livld; wir müssen Deutschen helfen.

Ist aber gegen Wiederaufnahme des Krieges deswegen. Hilfe wohl zu spät. Zukunft der Länder. – Zukünftige Beziehgen zu Rußld durch Annexion wären unwiderruflich zerstört. Wenn wir helfen: Material, Freiwilligen <unter>stützen, Freiwl senden.

Ordnung in Rußld herstellen: [Man] muß aber aus Rußld herauskommen. Facit: Jetzt im Osten abwarten, nur Krieg, wenn es klar ersichtlich, daß wir nicht anders können als Kriegführen. Österreich, Bulg. fechten nicht mehr gegen Rußld. Türkei noch.

[157] Georg Wetzell (1869–1947), Oberstleutnant; Chef der Operationsabteilung des Generalstabs 1916–1918. – Die im folgenden genannten, noch nicht kommentierten: Jules Menno Graf Limburg-Stirum (1881–1953), Vertreter des AA und des Reichskanzlers im GrHQ 1918. – Hans Zenker (1870–1932), Konteradmiral; Befehlshaber der Sicherung der Nordsee.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

S.M.: Histor[isch:] ich stehe auf Stndpkt, daß Waffenstillstd gekündigt ist.

Feldm.: Wir müssen weiter Krieg führen & angreifen: Estld & Livld & Finnland [sonst] an Engld überlassen. Ukraine wäre verloren. Wir müssen möglichst schnell angreifen, um möglichst schnell Truppen herüber zu werfen.

Ludendff.: Im Westen Armee muß verstärkt werden. Ich bitte, am 17. angreifen zu dürfen.

Payer: Wir laden Odium auf uns, wenn wir Waffenstillstd kündigen. Deutschld glaubt, im Frieden zu sein. Ich glaube, Waffenstillstd ist gekündigt durch Trotzki. Wenn wir von Russen angegriffen werden, so können wir schlagen. Aber wenn wir jetzt angreifen, so ist es sehr schlimm! Jetzt würden wir im Osten auch mit Zustimmg uns. Reichstag[s] die Eroberungen behalten & regieren können. Wenn wir Rußld angreifen, schmieden wir es zusammen, wir brennen Bolschewikis nicht aus, sondern stärken sie. Sympathien für Deutsche in Liv- & Estld dürfen uns nicht bewegen. Die schweren Folgen auf uns zu nehmen, die dieser neue Angriffskrieg uns bringt, wahres Entsetzen, wenn wir jetzt neben dem Westen im Osten angreifen. Ich verstehe nicht, wie wir weniger Truppen brauchen, Linie zu halten, als Angriffskrieg zu führen. Reichstag, der jetzt zusammentritt, sehr schwierig wegen Kriegsverlängerg. Wichtig, daß wir abhängige Sozialisten, Freisinn, Zentrum für uns haben. Neue Angriffe. Uns liegt nichts an Beendigg. des Krieges. Wie sollen wir aus der Situation herauskommen. Eroberung des Baltikums, Estlds & Livlds wird ewig Rußld uns zum F[ein]d machen.

Ludendff.: Deutsches Volk will Frieden, wir OHL auch. Im Sommer brauchen wir Kräfte, die kriegen wir nur, wenn wir angreifen. Sieg brauchen wir.

Holtzendff.: Für Marine ist es gut, so zu stehen wie jetzt. Bundesgenossenfrage. Marine kann nicht vor Mitte April helfen wegen Minen & Eis. Wir können nichts transportieren, wir können wegen Nordsee nicht helfen. Ich will Baltikum halten.

Hindenbg.: Wir brauchen jetzt Flotte nicht, sondern den Sieg. Ich gehe sonst weg.

Payer: Wir haben volles Vertrauen zur OHL. Dieser Angriff ist nicht rein militärisch, sondern politisch. Streik ist totensicher. Greifen wir nicht an, so haben wir im Innern Ruhe. Ich warne sehr vor den Folgen.

Ludendff.: Bei richtiger Aufmachg. wird Deutschland nicht streiken,

S.M.: Wenn Reichstg hier sich einmischt, so bin ich & OHL Convents-Feldherr. Schlimmer wie die Republik, und da ist Frkr & Engld das beste Besipiel. Dort sagt keine[r] [et]was gegen Kriegsentscheidung, was zu machen. Wenn Reichstag sich einmischt, das würde ich nicht dulden.

Payer: Bedauere, daß ich mißverstanden bin. Reichstag will sich nicht einmischen, sondern nur Politik machen.

S.M.: Trotzki hat nur Weltrevolution machen wollen, wo nur Arbeiter existieren. Entente will diesem Plan helfen. Ententekomitee. Ich setze Alles daran, Bolschewikis totzuschlagen aus Selbsterhaltungstrieb. – Neue Republi-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ken sind entstanden. In Petersbg. ist der Krebsschaden der Welt. Wir müssen fürchten, daß Engld Rußld desorganisiert, daß wegen russ. Staatsbankrotts jetzt. Größte Gefahr gleich ein von Engl organisiertes Rußld. Bolschewikis sind die größte Gefahr. Wir müssen Russen helfen oder England tut es & Bolschewikis beseitigen. Wie können wir Grund haben hereinzukommen. Soll ich zusehen lassen, daß wir die Balten totschlagen lassen. Enver hat seine Truppen da folgen lassen[158]. Wir wollen balt. Polizeitruppe schaffen – bis Narwa. Dann muß Petersburg uns gegen Bolschewikis rufen. Ukrainer sollen rufen. Kaledin[159] & Don auf gegen Petersbg. Wenn wir nicht einrücken, kommen die Engländer, daher müssen wir polizeilich einrücken.

Rk.: Ohne die russ. Etikette können wir nicht angreifen; wenn die Esten jetzt Hilfe rufen, liegt es anders.

S.M.: Ich lege größten Wert auf russ. Etikette.

Hindenbg: Bis zum 18.2. muß Hilferuf da sein.

Rk.: Warum entlastet man den Westen gegen Angriff im Osten?

Ludendff.: liest estnischen Hilferuf vor.

Rk.: Wenn Finnld & Ukraine ruft.

Ludendff.: Wir dürfen nicht so lang waren. Wir müssen Bolschewikis stürzen u. Petersbg nehmen. Dann sind wir sicher.

Rk.: Innerer Streik kommt.

Ludendff.: Innerer Streik schadet nichts; mehrere Tage Streik fürchten wir nicht. Waffenstillstand ist gekündigt, wir müssen handeln. Um Hilfe ruft Ukraine.

Holtzendff.: Warum kündigen den Waffenstillstd. [?]

Ludendff.: Wir müssen Klarheit haben, Russen wissen lassen, daß wir kündigen & angreifen & Petersbgerkommission[160] z[u][rüc]krufen.

Rk.: Wir müssen uns beraten.

S.M.: Liest Keyserlingks Berichte[161] vor. Trotzki hat demobilisiert, um im Innern Herr zu werden. Bolschew. werden nie unterschreiben. Juden stecken dahinter und die Freimaurer. Wir müssen sie in Petersbg. totschlagen: Ergebnis:

1) Waffenstillstd. hat aufgehört,

2) kein Krieg, sondern Polizeiexpedition,

3) Provozieren von Hilferufen, auch aus Ukraine.

Wir müssen mit Bolschewiks abrechnen.

Beratet Euch alleine.

---

158 Gemeint: beim Zurückweichen der roten Truppen im Kaukasus.

159 Aleksej Maksimovič Kaledin (1861–11. Februar 1918), russischer General; Befehlshaber weißer Truppen im Dongebiet.

160 Die deutsche Kommission unter Keyserlingk zu Verhandlungen über die Rückführung der deutschen Kriegsgefangenen.

161 Über die Lage in Petersburg. Sie sind veröffentlicht: Baumgart, Die militärpolitischen Berichte des Freiherrn von Keyserlingk.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Sehr wichtig!
Nachmittags

Anwesend: 1) Rk, 2) Feldm., 3) Ludendff., 4) Payer, 5) Bartenwffer, 6) Holtzendff., 7) Zenker, 8) Kühlmann, 9) Lancken, 10) Wetzell, 11), Radowitz, 12) Stirum, 13) Winterfeldt, 14) Lersner. Später Seine Majestät und Berg.

Rk.: Wir können nicht vertreten anzugreifen, nur Polizeikraft entwickeln.
Feldm.: im Westen können wir nur ruhig angreifen, wenn der Rücken frei ist. Engl wird sich dort festsetzen. Wir müssen am 18. vorgehen, ob wir es Polizei oder sonst nennen.
Rk.: Wir dürfen keine Annexionspolitik treiben.
Ludendff.: Truppen können wir nur wegziehen, wenn gesicherte Ruhe eingetreten ist. Beschäftigen wir die Bolsch. im Norden nicht, so bekommen wir kein [*ein Wort im Falz nicht lesbar; Sinn:* keine Luft]. Also unser Vorgehen 1) indirektes Stützen der Ukraine, 2) Klärg. 3) Polizeihilfe.
Payer: Krieg in Rußld dauert länger. Engld wird, wenn wir vorgehen [!]
Ludendff.: Haben wir Dünabg, so können wir 1 Div[ision] herausziehen, alles drängt, um Klarheit zu schaffen.
Kühlmann: Frage dreht sich um gesicherte Verhältnisse in Rußland. Das dauert noch lange. Wenn Trotzki unterzeichnet hätte, wäre auch keine Klarheit in Rußland gekommen. In [wie] weit macht die große Operation im Osten Truppen im Westen frei. Erst tief im Sommer könnten wir mit Petersbg zum Frieden kommen.
Ludendff.: Vollst[ändiges] Wegziehen der Truppen im Osten war stets unmöglich. Mit 3–4 Div. werden wir die Ostseeprovinzen nehmen. Wir müssen schnell handeln.
Kühlmann: Wenn Russen selbst demobilisieren, ist keine Gefahr.
Feldm.: Kaiser hat entschieden, wie sollen wir nun vorgehen.
Holtzendff.: Wir sind verpflichtet, im Baltikum Ruhe zu schaffen. Das versteht das Deutsche Volk.
Payer: Unsere Bundesgenossen werden nicht mitmachen. Während wir Krieg machen.
Ludendff.: Russen funken in unsere inneren Verhältnisse. Nationale Würde verlangt, daß wir dagegen kämpfen. Wir können in Livland & Estld feste Hand walten lassen.
Rk.: Ich muß Kabinettsfrage stellen. Ich kann das Odium nicht auf uns nehmen, den Krieg mit Rußld. wieder zu beginnen. Frieden im Westen muß erkämpft werden.
Kühlmann: Deshalb bin ich der Ansicht, daß der Waffenstillstand besteht.
Ludendff.: Dann würden wir bolsch. Propaganda in unsere Truppen ziehen. Wir können das nicht dulden. Truppen im Westen tief empört.
Feldm.: Unsere Westfront schreit schon à Berlin.
Payer: Frieden muß mit Rußld kommen. Wenn wir ohne Grund Rußld angreifen, Volk + Reichstag gegen uns. Rote Garde wird uns nicht angreifen. Wir

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

können nichts verantworten, wenn was passiert, ohne äußeren Anlaß unmöglich.
Holtzendff.: Was wird aus den Ländern Estld & Livld?
Payer: Jeder versteht, wenn wir in Ukraine, wenn nötig, eingreifen, aber nicht in Ostseeprovinzen.
Holtzendff.: Gf Hertling darf nicht weggehen.
Ludendff.: Wir müssen indirekt der Ukraine oben helfen, um Getreide zu bekommen.
Kühlmann: Sicher entlastet ein Angriff in Estld die Ukraine. Aber ich fürchte unsere inneren Verhältnisse.
Ludendff.: Wir brauchen Getreide, Presse wird, wenn richtig geführt, uns folgen.
Payer: Trotzki stürzt von allein. Wenn wir eingreifen, helfen wir ihm.
Ludendff.: Waffenstillstd schläft am 17.2. ein. Aktives Handeln ist dann nötig, dazu Hilferufe von Estld, Livld & Finnld.
Rk.: Ich trenne mich nicht von Payer & Kühlmann.
Payer: Wir wollen abwarten.
Feldm.: Wie lange warten?
Rk.: Ein paar Tage. Nur muß Hilfegrund klar sein, und Operation muß begrenzt sein. Schritt für Schritt.
Feldm.: Wir wollen am 18. antreten. Russen muß das gleich eröffnet werden. Hilferufe besorgen. Wir wollen Dünabg & Walk nehmen (wo wir in 3 Wochen weiter sind). Dann wollen wir wieder drüber reden.
Rk.: Kann nur diese Operation aus gutem Gewissen als Sicherg. unserer Getreidezufuhr aus Ukraine bezeichnen.
Ludendff.: Ja völlig. Außerdem werden Truppen gespart.
Kühlmann: Petersbger Kommission[162] muß sofort zkgerufen werden. Waffenstillstand am 17. abgelaufen.
Seine Majestät und Berg erscheinen.
Rk.: Die obige Operation ist nötig, um Getreide zu bekommen aus Ukraine. Kühlmann dagegen, er bleibt aber, da ich Verantwortg. trage.
Ludendff.: Wir nehmen Dünaburg & Walk, dann werden wir weiter beraten. S. M. einverstanden. –

Poln. Hilfskorps muß entwaffnet & interniert werden[163], wenn wir an es [heran]kommen.

Lersner

[162] Die dort unter Keyserlingk mit der russischen Regierung über die Rückführung von Kriegsgefangenen verhandelte.

[163] Das „Polnische Hilfskorps“ war nach der Unabhängigkeitserklärung Polens Ende 1916 als „Polnische Legion“ gegründet worden; es kämpfte an der Ostfront mit den Mittelmächten gegen Rußland, wurde dann in die österreichisch-ungarische Armee eingegliedert und am 19. Februar 1918 aufgelöst.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann auf dem Homburger Kronrat

Lersner, Hinter den Kulissen S. 168–173. – Vgl. auch ebenda S. 440–444 und die vorangehende Nr.

Rededuell zwischen Kühlmann und Ludendorff über das militärische Vorgehen im Osten. Die Entscheidung des Kaisers zugunsten einer militärischen Intervention. Kühlmann unmittelbar danach zu Lersner: „Denken Sie an den heutigen Tag, Lersner: ‚Diese Entscheidung wird sich noch bitter an Deutschland und an uns rächen.‘ “

Homburg, 13. Februar 1918

*Kühlmann auf dem Homburger Kronrat

Müller, Regierte der Kaiser? S. 352–355. Tagebucheintragung. – Vgl. auch Baumgart/Repgen, Brest-Litovsk S. 50–81 (dort 14 einschlägige Quellen), auch die vorangehende Nr.

Entgegen den Ansichten der OHL plädiert Kühlmann für ein Ende der militärischen Maßnahmen im Osten. Der Kaiser entscheidet sich für den Plan der OHL. Hertling bittet Kühlmann, der daraufhin seinen Rücktritt anbietet, zum Bleiben. „Kühlmann, neben dem ich bei der Abendtafel saß, war sehr traurig, daß sich der Kaiser zu diesem Kompromiß [*begrenztes Vorgehen im Osten*] hatte bereitfinden lassen. Anderseits wäre eine Militärdiktatur, die sonst wohl gekommen wäre, der Anfang vom Ende.“

Homburg, 13. Februar 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald III S. 379–380. Telegramm. – Vgl. auch Hahlweg, Brest-Litowsk S. 559.

Nach der Beratung im Kronrat sind Erklärungen von den Esten, Livländern, Finnen und Ukrainern einzuholen, daß sie wegen der Anarchie die deutsche Intervention anfordern.

Großes Hauptquartier, 13. Februar 1918

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an Schüler[164]

Scherer/Grunewald III S. 389–390. Telegramm. – Vgl. auch Hahlweg, Brest-Litowsk S. 572.

An die Petersburger Regierung ist ein Funkspruch abzusenden, daß gemäß dem Waffenstillstandsvertrag die siebentägige Frist jetzt ablaufe. Jetzt hat Deutschland die Hände frei.

Berlin, 18. Februar 1918

*Kühlmann an Grünau

Scherer/Grunewald III S. 390–391. Telegramm. – Vgl. auch ebenda S. 400–401.

An Kaiser Karl kann unser Kaiser telegraphieren, daß Friedensverhandlungen mit Rumänien jetzt beginnen können; für territoriale Abtretungen kann sich Rumänien an bessarabischem Gebiet schadlos halten.

Berlin, 18. Februar 1918

*Kühlmann im Interfraktionellen Ausschuß

IFA II S. 248–275. Protokoll (Auszüge). – Vgl. auch Hauptausschuß des Reichstags IV S. 1953–1954, 1956–1957.

Mit der Ukraine ist zwar der Friede geschlossen, mit Rußland steht er indes noch aus. Bei den Verhandlungen hat auf russischer Seite vor allem Radek[165] den Widerstand geschürt in der Erwartung, es werde in Deutschland zu schweren inneren Unruhen kommen. Diese Rechnung ist nicht aufgegangen. Verhandlungen mit Radek waren „wohl die größte Zumutung an unsere Selbstverleugnung“. Die Verhandlungen, die Trockij geführt hat, schienen zwar ernsthaft zu sein, aber je länger sie dauerten, desto deutlicher wurde es, daß er sich stets auf Allgemeinheiten beschränkte. Schließlich hat er die Verhandlungen mit einer einseitigen Erklärung („weder Krieg noch Frieden“) abgebrochen.

Diese Erklärung ist in der Geschichte „ein absolutes Novum“. Die Verkündung des Selbstbestimmungsrechts der Völker durch die Russen war scheinheilig; die Finnen und die Ukrainer haben sich zwar als unabhängig erklärt,

[164] Edmund Schüler (1873–1952), Geheimer Legationsrat; Leiter der Abteilung IC im AA (Konsulate) 1912–1919; Mitglied der Brester Friedensdelegation.

[165] Karl Berngardovič Radek [Sobelsohn] (1885–1939), seit 1900 in der sozialdemokratischen Bewegung, besonders in Polen und Deutschland, tätig; Leiter der Abteilung für mitteleuropäische Angelegenheiten im russischen Außenkommissariat 1918; nach der deutschen Novemberrevolution incognito in Deutschland; dort Februar 1919 inhaftiert; nach der Freilassung Dezember 1919 in der Komintern tätig.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sahen sich aber seitens der Petersburger Regierung schwersten Angriffen ausgesetzt. So ist die finnische Rote Garde bald durch die russische Rote Garde infiltriert worden. Dasselbe ist in der Ukraine geschehen; der Ausgang des dortigen Kampfes ist ungewiß. Trockij hat offenbar damit gerechnet, die Brester Verhandlungen so lange hinauszuschieben, bis er in Finnland und in der Ukraine das Heft fest in der Hand hätte. Die deutsche Taktik war, auf die Verschleppungstaktik Trockijs einzugehen, bis der Friede mit der Ukraine eingefahren sein würde. Die Verhandlungen mit der Ukraine waren „ganz außerordentlich schwierig". Als Beispiel sei angeführt, daß der Leiter der ukrainischen Delegation bei den Wirtschaftsverhandlungen die Theorie aufstellte, Geld als Wertmesser ganz abzuschaffen und an seine Stelle einfach Zentner und Tonne Weizen zu setzen.

Wie wird sich in Rußland die weitere Entwicklung gestalten? Im Süden haben die Bolschewiki in Gestalt der Armee Alekseevs mit einer großen Bedrohung zu rechnen. An der rumänischen Front sieht es chaotisch aus. In Finnland scheinen die Weißen allmählich die Oberhand zu gewinnen. Im Süden scheinen sich des weiteren Republiken am Donaudelta, auf der Krim, am Don und im Kaukasus herauszubilden.

Was nun die seltsame Erklärung Trockijs angeht, so hat sich die Reichsleitung schließlich auf den Standpunkt gestellt, den Waffenstillstand als gekündigt anzusehen. Der Frieden mit der Ukraine läßt die Schlußfolgerung zu, daß der ukrainische Staatsgedanke stark ist. Wirtschaftlich ist die Ukraine bei weitem der wichtigste Teil. Für Österreich sind die erwarteten Zufuhren absolut notwendig. Österreich und die Ukraine werden darüber bald in Besprechungen eintreten. Militärische Vorstöße in das Land haben das Ziel, Ordnung herzustellen. „Eroberungszüge […] liegen der deutschen Politik absolut fern." Ein Friedensschluß mit dem bolschewistischen Rußland steht erst mal noch dahin. Obwohl die Bolschewiki versucht haben, mit der Entente wieder anzubändeln, wird das durch die Aufkündigung der gesamten französischen und englischen Staatsschulden nicht mehr möglich sein. „Die Bolchewiki haben eben für alle bestehenden Staaten […] eine souveräne Verachtung und betrachten sie alle gleich verwerflich."

In summa: Der ukrainische Frieden hat den eisernen Ring um Deutschland gesprengt; und falls die Verhältnisse es gestatten, auch mit Großrußland zu einem erträglichen Verhältnis zu kommen, würde er „freudig dazu die Hand reichen".

Auf die Frage Stresemanns über die Lage des Cholmer Gebiets antwortet Kühlmann: Bei der uralten polnisch-ukrainischen Streitfrage Cholm hat vor dem Krieg die russische Regierung das Gouvernement Cholm von dem damaligen Polen abgetrennt. Bei den Verhandlungen in Brest haben wir das Cholmer Gebiet insoweit abgegrenzt, als wir Gebiete, in denen die Bevölkerung über 50 % ukrainisch spricht, der Ukraine zugeschlagen haben. Trotzdem ist eine saubere Bevölkerungsscheidung nicht zu erreichen. Bei den weiteren Diskussionen in der Sache müssen wir den Österreichern die Vorhand lassen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Auf die Frage Erzbergers über den Weiterbestand der Besetzung antwortet Kühlmann, daß die Okkupation bis zur Herbeiführung des allgemeinen Friedens bestehen bleibe; die Ukraine sei damit einverstanden.

Auf die Bemerkung Westarps, daß die Bekanntgabe der Erklärung Trockijs im deutschen Volk enttäuscht habe, bemerkt Kühlmann: Die deutschen und die österreichisch-ungarischen Delegationen haben über diese Erklärung lange beraten und nur ein kurzes Kommuniqué herausgegeben. Die Konsequenzen aus der Erklärung müssen aber von den Regierungen zuhause gezogen werden. Wenn aus dem Brester Kommuniqué falsche Erwartungen herausgelesen worden seien, ist das durch „die Aufmachungen" der Zeitungen geschehen.

Berlin, 18. Februar 1918

*Kühlmann im Hauptausschuß

Baumgart/Repgen, Brest-Litovsk S. 82–85, 91–99. Protokoll (Auszüge). – Vgl. auch oben die Nummern zum 13. Februar 1918.

Kühlmann über die Friedensverhandlungen in Brest-Litovsk. Der Friedensschluß mit der Ukraine; wichtig für Volksernährung und Handelsverkehr. – Die Schwierigkeiten des Handelsverkehrs mit der Ukraine. Die prekäre innenpolitische Lage der Ukraine. Der Friedensschluß bedeutet „die Durchbrechung des eisernen Ringes" um Deutschland. Die Selbständigkeit Finnlands wurde im Einvernehmen mit der russischen Regierung anerkannt.

Berlin, 19. Februar 1918

*Kühlmann an Wedel

Scherer/Grunewald III S. 398–399. Telegramm. – Vgl. auch ebenda S. 407–409.

Das Ultimatum an Rußland lautet u. a.: Rußland räumt Livland und Estland ebenso wie die ostanatolischen Provinzen, ferner die Ukraine und Finnland.

Berlin, 19. Februar 1918

*Kühlmann an Grünau

Scherer/Grunewald III S. 394–395. Telegramm.

Ludendorff wird geantwortet: Der Abschluß des Friedens mit Rußland muß als erster erfolgen; die Aufnahme von Verhandlungen mit Rumänien muß deshalb um einige Tage verschoben werden. Graf Bernstorff kann aus Kon-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

stantinopel nach Bukarest schon anreisen und dort Vorbesprechungen führen[166].

Berlin, 20. Februar 1918

*Kühlmann im Reichstag

Verhandlungen des Reichstags. Stenographische Berichte. Bd. 311 (11. Oktober 1917–17. April 1918) S. 4002–4004. – Vgl. auch Schulthess' Europ. Geschichtskalender 59,1 (1918) S. 75–79.

Er gibt einen Überblick über den Verlauf der Friedensverhandlungen mit der neugebildeten Ukraine. Schwierig für den Abschluß des Friedensvertrags war die Abgrenzung des Cholmer Gebiets; die Grenzlinie wird durch eine Kommission, in der auch Polen vertreten ist, noch genauer festgelegt. Der ukrainische Friede ist wichtig für einen gesteigerten Handelsverkehr. Durch ihn sind auch die Friedensverhandlungen mit dem bolschewistischen Rußland beschleunigt worden. In einem neuen Funkspruch aus Petersburg erklärt die dortige Regierung ihre Bereitschaft zur Unterzeichnung des Friedensvertrags.

Berlin, 20. Februar 1918

*Ultimatum der deutschen Regierung an die russische Regierung

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 589–590. Maschinenschriftlich. – Das Original von Kühlmann unterschrieben und an den Gesandten Rosenberg in Brest-Litovsk zur Weiterleitung übersandt. – Ferner: Brestskij Mir S. 209–211.

Deutschland ist zum Friedensschluß bereit unter folgenden Bedingungen (u. a.): Gebiete westlich der Linie von Dünaburg bis zur Ostgrenze Kurlands gehören nicht mehr zu Rußland; Livland und Estland sind von russischen Truppen zu räumen; Rußland schließt Frieden mit der Ukrainischen Volksrepublik; alsbaldige Rückgabe der ostanatolischen Provinzen an die Türkei; der deutsch-russische Handelsvertrag von 1904 tritt wieder in Kraft; Rußland unterläßt jegliche Propaganda gegen die Vierbundmächte; Annahme der Bedingungen binnen 48 Stunden.

Berlin, 21. Februar 1918

[166] Zu den scharfen Auseinandersetzungen zwischen Kühlmann und Ludendorff über den Abschluß der Friedensschlüsse mit Rußland und Rumänien vgl. Lersner, Hinter den Kulissen S. 172–173.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an Hertling

Scherer/Grunewald III S. 415–416. Telegramm. – Vgl. auch ebenda S. 419–421.

Mit Graf Czernin zusammen in Bukarest angekommen. Österreich hält an der Grenzberichtigung gegenüber Rumänien fest. Sehr schwierig ist die Dobrudschafrage; Bulgarien will unbedingt die Norddobrudscha erwerben.

Bukarest, 24. Februar 1918

*Kühlmann an Hertling

Scherer/Grunewald III S. 421. Telegramm.

Er kann sich dem Vorhaben Czernins, mit König Ferdinand zusammenzutreffen (wie von der OHL gewünscht), nicht anschließen.

Bukarest, 25. Februar 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 609. Telegramm.

Fortsetzung der militärischen Operationen gegen Rußland politisch ohne Bedenken. – Gesandter von Rosenberg soll Friedensvertrag in Brest-Litovsk unterzeichnen.

Bukarest, 25. Februar 1918

*Kühlmann an Hertling

Scherer/Grunewald III S. 422–423. Telegramm. – Vgl. auch ebenda S. 430–431, 436–437.

Kaiser Karl lehnt militärisches Vorgehen gegen Rumänien gegebenenfalls ab. Das Verhältnis zu Österreich-Ungarn wird dadurch belastet, daß die OHL die austropolnische Lösung ablehne. „Das Hereintragen der Bestrebungen einer unverantwortlichen Politik“ ist verhängnisvoll. – Bulgarien fordert die Norddobrudscha für sich.

Bukarest, 26. Februar 1918

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an Rosenberg

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 611–612. Zwei Telegramme.

Die Türkei verlangt neuerdings Rückgabe der 1878 verlorenen Provinzen Ardahan, Kars und Batum; bitte sich mit diesen Wünschen nicht zu identifizieren, doch wohlwollende Haltung einnehmen. – Russische Versorgung Finnlands mit Lebensmitteln nicht als Conditio sine qua non behandeln.

Bukarest, 26. Februar 1918

*Kühlmann an Rosenberg

Deutsch-sowjetische Beziehungen S. 437–438. Telegramm.

Gesandter Rosenberg soll den Friedensvertrag mit Rußland unterzeichnen. Mit Finnland soll noch nicht über die Ålandinseln gesprochen werden.

Bukarest, 26. Februar 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald III S. 429–430. Telegramm.

Er ist mit Ludendorff einer Meinung, daß Bulgarien die Norddobrudscha nicht erwerben darf; deshalb wird sie zunächst an die vier Verbündeten abgetreten.

Bukarest, 28. Februar 1918

Kühlmann an Hertling

PA Berlin, RZ 201/22112, S. 117–119. Telegramm. Entzifferung.

Nr. 35. Bukarest, 1. März 1918, 5 Uhr 07 Min. Nm.
Ankunft: 1. März 1918, 7 Uhr 15 Min. Nm.

Auf Telegramm 30 Freiherrn von dem Bussche's.

Euere Exzellenz bitte ich dahin wirken zu wollen, daß nicht durch die Oberste Heeresleitung, wie im vorliegenden Falle geschehen, Seiner Majestät über rein politische Fragen Vortrag gehalten wird – noch obendrein in einer den Tatsachen durchaus nicht entsprechenden Weise. Weder ist mir eine Weisung Euerer Exzellenz zugegangen, mich an der Begegnung[167] zu beteiligen,

[167] Mit dem bulgarischen König Ferdinand.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

noch habe ich es unterlassen, die sehr gewichtigen Gründe, die mich zur Nichtbeteiligung veranlaßten, Euerer Exzellenz rechtzeitig zu berichten.

Im Hinblick auf die Stimmung der hiesigen deutschfreundlichen rumänischen Politiker wäre meine Beteiligung an einer Besprechung mit König Ferdinand ein schwerer Fehler gewesen. Wollen wir unsere hiesigen rumänischen Freunde nicht aufs ernstlichste verstimmen, so muß Deutschland jetzt alles vermeiden, was einer Festlegung in der Königsfrage für König Ferdinand auch nur entfernt ähnlich sieht.

Es ist für eine ersprießliche Tätigkeit in meinem schweren Amte unbedingt nötig, daß ich das persönliche Vertrauen Seiner Majestät besitze und daß jedem Versuch, dieses Vertrauen zu untergraben, nachdrücklichst entgegengetreten wird. Euerer Exzellenz wäre ich dankbar, wenn über den vorliegenden Fall Seiner Majestät durch Freiherrn von Grünau der Sachverhalt und Euerer Exzellenz Anschauung über denselben nachdrücklich vorgetragen werden könnte.

Ich sehe einen großen Teil der österreichisch-ungarischen – auch geheimen – Korrespondenz und habe auch sonst Mittel, die Richtigkeit meiner Beobachtungen zu kontrollieren. Ich kann irgend welche Gefahr für uns aus einer österreichischen Aktion, die sich bisher im Rahmen der zwischen uns verabredeten Politik gehalten hat, nicht erblicken.

Die Information des Vertreters des Auswärtigen Amts am Allerhöchsten Hoflager[168] ist meines Wissens bisher stets von Berlin aus erfolgt. Ich bin bei der Kleinheit meines hiesigen Stabes und der Unkenntnis der sonstigen zwischen Euerer Exzellenz und dem Allerhöchsten Hoflager geführten Korrespondenz nicht in der Lage, diese Information von hier aus zu übernehmen, es sei denn, es handle sich um einzelne direkte kurze Mitteilungen über Ereignisse. In diesem Falle wird die etwa geschehene direkte Verständigung des Allerhöchsten Hoflagers oder der Obersten Heeresleitung jedesmal ausdrücklich berichtet.

Die als „persönlich“ für Euere Exzellenz bezeichneten Telegramme zur Lage können natürlich nur dann Euerer Exzellenz ein wirklich ganz vollständiges Bild geben, wenn ich die Gewähr habe, daß die aus dem Inhalt als streng vertraulich erkennbaren Einzelheiten tatsächlich nur Euerer Exzellenz und den leitenden Stellen amtlich zur Kenntnis kommen. Die häufig sehr intimen Interna, insbesondere über Österreich und die Haltung Kaiser Karls, machen dies notwendig. Sonst wäre ich aber Euerer Exzellenz dankbar, wenn der übrige Inhalt meiner orientierenden Mitteilungen so schnell als möglich durch Freiherrn von Grünau bei Seiner Majestät zum Vortrag gebracht werden könne.

[168] Grünau.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald IV S. 1–2. Telegramm. – Vgl. auch ebenda S. 39–42.

Von Czernin erfahre ich, daß Kaiser Karl mit dem König von Spanien[169] in Verbindung sei, um aufgrund der Vierzehn Punkte des amerikanischen Präsidenten Wilson zwischen den Kriegführenden zu vermitteln. Darüber habe ich „mein ernstes Befremden“ zum Ausdruck gebracht. – Die Frage Norddobrudscha schwelt weiter.

Bukarest, 4. März 1918

*Kühlmann an Hertling

Scherer/Grunewald IV S. 3–4. Telegramm.

Heute wurde mit Rumänien in Buftea der Vorfriede unterzeichnet[170]. Die einzelnen Punkte: Dobrudscha; weitere Grenzberichtigungen; Demobilisierung der rumänischen Armee.

Bukarest, 5. März 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald IV S. 7. Telegramm.

Das belgische Faustpfand dürfen wir jetzt nicht aus der Hand geben.

Bukarest, 6. März 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald IV S. 10–11. Telegramm.

Die polnische Frage darf erst nach der Lösung der Balkanfragen in die Hand genommen werden.

Bukarest, 7. März 1918

[169] Alfons XIII. (oben Teil I Anm. 75). – Der danach genannte: Woodrow Wilson (1856–1924), 28. Präsident der USA 1913–1921. – In seinen „Vierzehn Punkten“ vom 8. Januar 1918 hatte er seine Kriegsziele öffentlich gemacht. Text u. a. in Schulthess' Europ. Geschichtskalender 59,2 (1918) S. 556–562.

[170] Text ebenda S. 693–694.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald IV S. 11–12. Telegramm.

In Bessarabien bildet sich eine selbständige Republik Moldawa; die Rumänen sollten diese veranlassen, sich an Rumänien anzuschließen.

Bukarest, 8. März 1918

Kühlmann an Lersner

PA Berlin, RZ 202/22215, S. 121–122. Telegramm. Entzifferung.

Nr. 4. Bukarest, 9. März 1918

Antwort auf Tel. Nr. 30[171].

Österreichisch-bulgarische Forderungen[172] werden eingehend verfolgt. Für unsere Politik ist es augenblicklich nicht ungünstig, daß Österreich so viel verlangt. Die Bulgaren sind dadurch mehr als sonst auf uns angewiesen.

Dafür daß General Ludendorff mäßigend auf die ganz unvernünftigen türkischen Wünsche[173] einwirkt, bin ich ihm sehr dankbar. In dem, was ich für erreichbar halte und durch vorsichtiges Verhandeln zu erreichen anstrebe, stimme ich mit dem General überein.

Welche Bedenken Ober Ost gegen Botschafter von Mumm[174] geäußert hat, ist nicht ersichtlich; ohne diese Bedenken zu kennen, kann ich zu ihnen keine Stellung nehmen. Die Übertragung dieser diplomatischen Mission an General Gröner, den ich persönlich nicht kenne und über dessen diplomatische Eignung ein Urteil unmöglich ist, halte ich für untunlich. Es bestehen aber keine Bedenken meinerseits dagegen, General Gröner in einer militärischen Spezialmission nach Kiew zu entsenden.

Wegen der livischen und estnischen Frage habe ich an den Herrn Reichskanzler telegraphiert. Auch ich würde dringend bitten, die Lösung dieser durchaus noch nicht spruchreifen Frage vorläufig zu vertagen.

In der Litauer Frage bin ich über neueste Entwickelung zu wenig unterrichtet, um Stellung nehmen zu können.

---

171 Es ist nicht in diesem Aktenbestand und auch in Scherer/Grunewald III/IV nicht abgedruckt.

172 Sie betrafen den Negotiner Kreis an der Nordostecke Serbiens und die Morawatalbahn.

173 Im Kaukasus, wo sie derzeit Batum besetzt hielten und mit Macht über Georgien nach Baku strebten. Außerdem schwelten die bulgarisch-türkischen Streitigkeiten über Thrazien weiter.

174 Philipp Alfons Freiherr Mumm von Schwarzenstein (1859–1924), Botschafter in Tokio 1908–1911; a.D. 1911; „Diplomatischer Vertreter“ in Kiev 9. März 1918–4. November 1918. – Der im folgenden genannte Wilhelm Groener (1867–1939), Generalleutnant; Chef des Kriegsamtes in Berlin 1916–1917; Generalstabschef der Heeresgruppe Eichhorn in der Ukraine 27. März – 27. Oktober 1918.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

In der polnischen Frage habe ich meinen Standpunkt nicht geändert und halte noch immer eine österreichische Lösung unter geeigneten Kautelen für das geringste Übel.

Ich bin grundsätzlich gegen jede Teilungspolitik in Elsaß-Lothringen. Nach meiner Ansicht soll das Land autonom oder preußisch werden. So sehr die Empfindlichkeiten der einzelstaatlichen Dynastien Berücksichtigungen verdienen, so können sie doch bei Lösungen, welche die Zukunft des deutschen Volkes auf Jahrhunderte hinaus festlegen, immer erst in zweiter Linie kommen.

In der [= Der] Einschätzung der wirtschaftlichen Wichtigkeit von Finnland und der Ukraine stimme ich voll kommen bei.

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald IV S. 13–15. Telegramm. – Vgl. auch ebenda S. 20–21, 23–24.

Spezialverhandlungen mit den Rumänen. – Es sollte erwogen werden, mit Rumänien zukünftig ein Bündnis anzusteuern.

Bukarest, 9. März 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Hahlweg, Brest-Litowsk S. 691. Telegramm (für Reichskanzler).

Die OHL ist bestrebt, nach der Besetzung Livlands und Estlands auch diese Länder an Deutschland anzuschließen. Das wäre verhängnisvoll: „Eine vollkommene Abschnürung Rußlands von der Ostsee und dauernde Bedrohung seiner Hauptstadt aus nächster Nähe sind ein Zustand, der mit absoluter Sicherheit einen dauernden deutsch-russischen Gegensatz schafft und zu einem künftigen Krieg führen muß."

Bukarest, 9. März 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Zeman, Germany S. 119. Telegramm (in englischer Übersetzung).

Die allgemeine Lage ist so unsicher, daß möglichst keine Kommentare (im Reichstag) über die Außenpolitik abgegeben werden sollten. Vor allem sollte über die positiven Ergebnisse von Brest-Litovsk nichts gesagt werden.

Bukarest, 11. März 1918

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Kühlmann an das Auswärtige Amt

PA Berlin, RZ 201/22114, S. 28–29. Telegramm. Entzifferung.

Nr. 98. Bukarest, 11. März 1918, 11 Uhr 20 Vm.
Ankunft: 12. März 1918, 12 Uhr 45 Vm.

Der König hat Marghiloman bitten lassen, zu einer Besprechung nach Jassy zu kommen. Ich habe im Einverständnis mit Feldmarschall von Mackensen Bedenken gegen die Reise nicht geltend gemacht. Wie ich höre, hat Averescu bereits zweimal seine Demission angeboten, und es scheint zweifelhaft, ob der König überhaupt jemand findet, der den Frieden unterzeichnet.

Die größten Schwierigkeiten bieten die weitreichenden österreichischen Forderungen an der Karpathengrenze. Unsere wirtschaftlichen und rechtspolitischen Wünsche scheinen im großen ganzen auf Annahme rechnen zu können.

Marghiloman ist bemüht, mit mir politisch in enger Fühlung zu bleiben. Ich werde also über seine Eindrücke in Jassy näheres erfahren. Ich ließ ihm durchblicken, daß mir eine Übernahme des Kabinetts durch die konservative Partei sehr inopportun schiene; ich hielt es für viel zweckmäßiger, daß König und die Leute in Jassy das Odium des Friedensschlusses auf sich nähmen und die alten Sünden bereinigten; dann werde der König auch so belastet sein, daß das rumänische Volk in aller Ruhe erwägen könne, ob es diesen Herrscher weiter beibehalten wolle oder nicht.

*Kühlmann an Grünau

Scherer/Grunewald IV S. 25–26. Telegramm. – Vgl. auch ebenda S. 34–36, 51–52.

Unterredung mit Marghiloman, der in Bukarest ein neues Ministerium bilden will; er will nach Abschluß des Friedens ein Bündnis mit den Mittelmächten. – Feldmarschall Mackensen ist der Ansicht, daß ein militärisches Vorgehen gegen Rumänien, um es zum Frieden zu zwingen, schwer möglich sei.

Bukarest, 14. März 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Werk des Untersuchungsausschusses IV,8 S. 254–255. Telegramm.

Verhandlungen mit Marghiloman: Dieser kann innenpolitisch nur Erfolg haben, wenn er in der politischen Verwaltung des Landes freie Hand habe. Die OHL fordert dagegen die Fortdauer der Militärverwaltung auch über den Friedensschluß hinaus. Die Frage der österreichischen Grenzberichtung könnte gelöst werden.

Bukarest, 15. März 1918

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald IV S. 36–37. Telegramm. – Vgl. auch ebenda S. 46–47.

Kaiser Karl scheint von der austropolnischen Lösung abzurücken. – Graf Czernin will unbedingt die „Mitteleuropäische Lösung“ (enges Zusammenrükken Deutschlands und Österreich-Ungarns); auch ich setze mich vehement dafür ein; andernfalls werde ich zurücktreten. – Die Abmachungen über Cholm.

Bukarest, 16. März 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald IV S. 44–45. Telegramm.

Ludendorff kann geantwortet werden, daß die österreichischen Territorialforderungen gegenüber Rumänien den Frieden nicht scheitern lassen werden.

Bukarest, 17. März 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald IV S. 47–50. Bericht.

In der Balkanpolitik müssen wir die drei Mächte Bulgarien, Rumänien und die Türkei gegeneinander ausspielen; dabei ist Bulgarien der für uns wichtigste Partner. Griechenland ist in all dem Wechselspiel von sekundärer Bedeutung; auf den griechischen König dürfen wir dabei nicht setzen.

Bukarest, 18. März 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald IV S. 50–51. Telegramm.

Gegenüber den Einmischungsversuchen Kaiser Karls in die belgische Frage ist festzuhalten, daß sie nur verwirrend wirken; die belgische Frage bleibt Deutschland allein vorbehalten.

Bukarest, 19. März 1918

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald IV S. 52–54. Telegramm (für Reichskanzler persönlich). – Vgl. auch ebenda S. 62–63.

Die Autonomie Elsaß-Lothringens sollte jetzt noch nicht öffentlich verkündet werden. – Das Kondominium über die Dobrudscha sollte nicht über den Friedensschluß mit Rumänien hinaus verlängert werden. Danach sollten die Bulgaren die Dobrudscha bekommen.

Bukarest, 20. März 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Werk des Untersuchungsausschusses IV,8 S. 261. Telegramm.

Er möchte erfahren, an welchen Punkten der Friedensverhandlungen mit Rumänien die Vertreter der Schwerindustrie ihre Interessen nicht genügend gewahrt glauben.

[Bukarest] 20. März 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald IV S. 61–62. Telegramm.

Der Waffenstillstand mit Rumänien sollte nicht nur um wenige Tage, sondern um größere Fristen verlängert werden.

Bukarest, 25. März 1918

Kühlmann an das Auswärtige Amt

PA Berlin, RZ 201/22116, S. 59–61. Telegramm. Entzifferung.

Nr. 214. Bukarest, 25. März 1918, 6 Uhr – - Min. Nm.
Dringend. Ankunft: 25. März 1918, 11 Uhr 25 Min. Nm.

Antwort auf Telegramm Nr. 275.
Für den Herrn Reichskanzler.

Gestern Abend haben Graf Czernin und ich eine lange Besprechung mit Talaat Pascha und Radoslawow gehabt. Talaat Pascha setzte, unterstützt von Nessimy Bey, die Gründe auseinander, warum er der Übertragung der Dobrudscha an Bulgarien nur gegen bulgarische Zugeständnisse in Thrazien zustimmen könne, und forderte als Minimum die sofortige Rückgabe des im Septem-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ber 1915[175] abgetretenen Gebiets sowie die Zusage einer weiteren Grenzverbesserung für den Fall, daß Bulgarien außer Mazedonien und dem Morawatal auch noch Seres, Drama und Kavalla erhalte. Radoslawow, der Tontschew[176] mitgebracht hatte, wies alle Ansprüche der Türken zurück und erklärte kathegorisch, er habe von Seiner Majestät dem König Befehl, keinen Fußbreit bulgarischer Erde abzutreten. Ohne uns mit der türkischen Forderung zu identifizieren, setzten Graf Czernin und ich den Bulgaren mit allen Künsten der Überredung zu, um sie wenigstens zu teilweisen Zugeständnissen zu bewegen. Radoslawow hielt an seinem völlig ablehnenden Standpunkt fest und führte, offenbar aus ehrlicher Überzeugung, bittere Beschwerde darüber, wie Bulgarien von den Verbündeten in Bukarest behandelt werde. Die Bundesgenossen hätten sich verschworen, um aus der Zwangslage, in der sich Bulgarien im Hinblick auf die öffentliche Meinung in der Dobrudscha befinde, allerlei Vorteile für sich heraus zu schlagen. Bulgarien werde vergewaltigt und als Bundesgenosse 3. Klasse behandelt. Schließlich fand sich Radoslawow dazu bereit, heute Vormittag mit Talaat Pascha eine Unterredung unter vier Augen zu haben.

Heute früh suchte ich Tontschew auf, um ihm noch einmal gut zuzureden. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß die Bulgaren dem gemeinsamen, sehr scharfen Druck nachgeben und der Türkei in der thrazischen Frage so weit entgegenkommen werden, daß vielleicht schon heute oder morgen eine Einigung möglich wird. Geschieht dies, so würde bei der bevorstehenden Paraphierung des politischen Friedensvertrags mit Rumänien die Dobrudschafrage im bulgarischen Sinne geregelt werden können und müssen. Ein weiteres Hinausschieben der Übergabe der Dobrudscha an Bulgarien würde dann im Hinblick auf die innerpolitische Lage Bulgariens schlechterdings unmöglich sein. Andrerseits sollten wir vor Übergabe der Dobrudscha die geplante grundsätzliche Einigung über die wirtschaftlichen [und] finanziellen Fragen unter Dach und Fach bringen. Diese Einigung ist ohne die Zusage eines Nachlasses von 200 Millionen nicht zu erreichen. Euerer Exzellenz wäre ich daher für umgehende Genehmigung dieser Zusage dankbar.

Lassen wir Radoslawow, nachdem er die politischen Forderungen der drei Bundesgenossen im wesentlichen erfüllt und sich in der Hauptsache auch mit der von uns verlangten grundsätzlichen Regelung der finanziellen und wirtschaftlichen Fragen einverstanden erklärt hat, ohne die Dobrudscha nach Sofia zurückkehren, so ist nach meiner Überzeugung sein Sturz besiegelt und der Fortbestand unseres Bündnisses ernsthaft in Frage gestellt. Selbstverständlich ist auch eine Politik denkbar, die auf ein Bündnis mit Bulgarien verzichtet. Ich glaube aber, daß die großen Zukunftsaussichten, die das bulgarische Bündnis für uns bürgt, für wirtschaftliche und finanzielle Werte von untergeordneter Bedeutung nicht aufs Spiel gesetzt werden sollten.

[175] Vgl. Schulthess' Europ. Geschichtskalender 56,2 (1915) S. 1176.

[176] Dimit'r Stojanov Tončev (1859–1937), bulgarischer Finanzminister 1913–Juni 1918.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Kühlmann an Lersner

PA Berlin, R 22877. Telegramm.

Nr. 10. Bukarest, 25. März 1918

Die Nachrichten vom westlichen Kriegsschauplatze haben, wie in der ganzen Welt, so auch hier gewaltigen Eindruck gemacht und unter allen Deutschen und rumänischen Deutschfreunden Jubel erregt. Ich bitte, dem Generalfeldmarschall und General Ludendorff meine aufrichtigen Glückwünsche zu diesem großen Erfolge übermitteln zu wollen.

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald IV S. 63–64. Telegramm. – Vgl. auch ebenda S. 75.

Mit Ultimaten, wie Hindenburg fordert, können in Bukarest keine Verhandlungen geführt werden.

Bukarest, 25. März 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald IV S. 64–65. – Vgl. auch ebenda S. 134–135.

Die Absetzung der hiesigen Dynastie sollte jetzt nicht unmittelbar gefordert werden. Österreich würde einen deutschen Fürsten außerhalb des preußischen Königshauses als Nachfolger bevorzugen.

Bukarest, 25. März 1918

Kühlmann an das Auswärtige Amt

PA Berlin, RZ 201/22116, S. 81–82. Telegramm. Entzifferung.

Nr. 218. Bukarest, 26. März 1918, 4 Uhr – Min. vorm.
Ankunft: 26. März 1918, 4 Uhr 30 Min. vorm.

Wie bereits mehrfach berichtet, war von allen zur Beratung stehenden Fragen der Ausgleich zwischen Bulgarien und der Türkei bei weitem der schwierigste. Nach langen, außerordentlich mühsamen Verhandlungen ist es gelungen, die sich zäh verteidigenden Bulgaren zu der Erklärung zu bewegen, daß sie, falls die Türkei der Übereignung der Dobrudscha an Bulgarien zustimmt, bereit sei, in eine Grenzberichtigung zu Gunsten der Türkei zu willigen, und zwar derart, daß der Talweg der Maritza die Grenze zwischen beiden Reichen bilden soll und bei dem Orte Karagatsch, der als Bahnhof und Vorort von

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Adrianopel gelte, dieser Ort mit etwas Vorgelände wieder türkisch werden soll. Dagegen war unter noch zu verabredenden Bedingungen Bulgariens eine kurze Verbindungsstrecke auf der Bahn zu bauen, so daß die Bulgaren nach Dedeagatsch fahren können, ohne türkisches Gebiet zu berühren.

Radoslawow besuchte mich heute abend, um mir offiziell mitzuteilen, daß er bereit sei, diesen Vorschlag beim König und vor der Sobranje zu vertreten. Die Türken, denen heute das bulgarische Angebot mitgeteilt worden ist, sträuben sich, es anzunehmen, und behaupten, es sei viel zu wenig. Mehr ist von den Bulgaren unter gar keinen Umständen herauszuschlagen. Ich würde es deshalb für zweckmäßig halten, wenn sowohl von seiten Euerer Exzellenz durch den Kaiserlichen Botschafter als von seiten der O. H. L. durch die militärischen Stellen den Türken klar gemacht werden könnte, daß eine Offenlassung der Dobrudschafrage ad calendas graecas aus politischen Gründen vollkommen unmöglich ist und daß es sowohl im türkischen als im Interesse der gesamten Allianz dringend erwünscht erscheint, das bulgarische Angebot anzunehmen.

In Komiteekreisen, wo man durch die unverdienten Erfolge[177] offenbar etwas berauscht ist, hatte man anscheinend auf erheblich größere bulgarische Konzessionen gerechnet. Es wäre aber in höchstem Grade unklug und gefährlich, wenn die Türken das jetzt Erreichbare nicht annehmen und sich auf einen Standpunkt stellen wollten, auf dem sie von keinem ihrer Verbündeten unterstützt werden könnten.

Gleichlautend an Freiherrn von Grünau.

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald IV S. 66–74. Telegramm.

Der Friedensvertrag mit Rumänien ist heute paraphiert worden – Wortlaut der Artikel[178].

Bukarest, 26. März 1918

*Kühlmann an Hertling

Scherer/Grunewald IV S. 75–77. Telegramm.

Die Verhandlungen in Bukarest können nicht, wie von der OHL gefordert, „durch Peitschen und durch Ultimatum“ geführt werden. Bewaffneter Wider-

[177] Durch den Frieden von Brest-Litovsk, der den Türken u. a. die Gebiete um Kars, Ardahan und Batum wiederbeschaffte.

[178] Vgl. Schulthess' Europ. Geschichtskalender 59,2 (1918) S. 695 (der endgültige Friedensvertrag vom 7. Mai 1918: ebenda S. 696–706).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

stand ist von Rumänien nicht mehr zu erwarten. Die Nachricht über einen Jagdausflug ist in gehässiger Weise kolportiert worden.

Bukarest, 28. März 1918

Kühlmann an Bernstorff

PA Berlin, RZ 201/22118, S. 174–175. Telegramm in Ziffern. Abschrift.

Nr. 496. Berlin, 6. April 1918

Türkische Behauptung, Seine Majestät der Kaiser habe während Konstantinopeler Aufenthaltes im vorigen Herbste Sultan Rückgabe der ganzen 1915 abgetretenen Gebiete[179] zugesagt, schien mir von jeher wenig wahrscheinlich, da Seine Majestät über tatsächliche Lage der Dinge und praktische Unmöglichkeit, von den Bulgaren so weitgehende Konzessionen zu erzwingen, vollkommen unterrichtet waren – auch von dem Faktum, daß sich über eine Grenzberichtigung an der Maritza und bei Adrianopel hinaus wesentliches kaum würde erreichen lassen.

Seine Majestät, die ich zu fragen Gelegenheit hatte, bestätigten mir, daß von einer derartigen Zusage keine Rede sein könne. Er habe den ihm in allgemeiner Form vorgetragenen türkischen Wünschen unverbindliche wohlwollende Prüfung und Unterstützung zugesagt, sich irgendwie auf die im Jahre 1915 abgetretenen Gebiete festzulegen sei ihm garnicht eingefallen.

Ich nahm Gelegenheit, Hakky Pascha von dieser Allerhöchsten Äußerung zu verständigen und ihm nahe zu legen, die Türken möchten mit dem angeblichen kaiserlichen Versprechen nicht weiter krebsen gehen, da dies sehr leicht den Unwillen Seiner Majestät erregen könnte.

Hakky sucht Kompromißlösungen, bei denen die Bulgaren etwas weiter nachgeben müßten, hat – soviel ich weiß – auch darüber an seine Regierung berichtet. Es läßt sich aber hier nicht übersehen, wie weit er dabei Anklang findet.

Türkische Auffassung, als handele es sich einfach darum, ob Ministerium Talaat oder Ministerium Radoslawoff zurückzutreten habe und wir dies entscheiden sollten, ist ziemlich kindisch. Tatsache ist, daß das Gebiet rechtskräftig zu Bulgarien abgetreten worden ist und die Türkei keinerlei Titel für ihre Ansprüche geltend machen kann außer Billigkeitserwägungen. Die Türkei hat in ihrem Viertelanteile an der Norddobrudscha ein Tauschobjekt Bulgarien gegenüber, das aber durch die Okkupation der Gesamtdobrudscha durch bulgarische Truppen sehr großen realen Wert nicht besitzt. Wir können wohl unseren Einfluß bei Bulgarien geltend machen und haben dies bis an die Grenze der äußersten unter Bundesgenossen überhaupt noch möglichen Pression getan, um Bulgarien zu einer möglichst freigiebigen Gestaltung seines Austausch-

[179] Den „Maritza-Streifen“ (oben S. 643).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

preises zu bewegen. Weiter können wir ehrlicher und anständiger Weise nicht gehen, da, wie gesagt, die Türkei keinerlei Rechtstitel besitzt. Die Sache wäre mit dem Sturze des Ministeriums Radoslawoff keineswegs erledigt. Denn es ist sehr zweifelhaft, ob irgend ein anderes Kabinett entgegenkommender wäre als Radoslawoff; wahrscheinlich ist das Gegenteil. Außerdem muß jede Gebietsabtretung von der großen Sobranje gutgeheißen werden. Erscheint sie unbillig, so ist diese Guheißung nicht zu erlangen.

Ich hoffe, daß es unseren Bemühungen gelingen wird, die Angelegenheit doch noch in einer für alle unsere Freunde annehmbaren Weise zu regeln.

Kühlmann an Hertling (?)

PA Berlin, RZ 201/1184, S. 199–207. Bericht. Abschrift.

[o. Nr.] Berlin, 9. April 1918

Auf das Schreiben des Chefs des Generalstabes des Feldheeres Nr. 29074 p vom 2. April[180] beehre ich mich, Euerer Exzellenz das Nachstehende zu berichten.

Ich behaupte mit vollem Nachdrucke, daß die deutschen Interessen bei den Verhandlungen mit Rumänien in ganzem Umfang gewahrt worden sind. Die Verhandlungen mit Rumänien stehen unmittelbar vor ihrem Abschlusse und werden spätestens innerhalb einer Woche bei einer Versammlung im Kreise sämtlicher Ressorts ausführlich durchgesprochen werden können. Ich bin überzeugt, daß bei diesen Besprechungen sich ergeben wird, daß im Rahmen des möglichen die deutschen Interessen gewissenhaft und nachdrücklich vertreten und gewahrt worden sind.

Auf die Vorwürfe des Herrn Chefs des Generalstabes des Feldheeres erwidere ich das Nachstehende:

1. Gerade die Herstellung der Einigkeit unter den Verbündeten in Bezug auf den Friedensschluß war eine diplomatische Aufgabe von der größten Schwierigkeit, da tatsächlich im Verhältnis zu Rumänien die Interessen der vier verbündeten Mächte zum Teile weit auseinandergingen. Was insbesondere unseren wichtigsten Bundesgenossen Österreich-Ungarn betrifft, so habe ich von dem Augenblicke an, in dem ich das Amt des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes übernommen habe, darauf hingearbeitet, unsere gegenseitigen Rechte und Pflichten und insbesondere unsere Interessen in Rumänien klar abzugrenzen.

Durch die Politik des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg, die ihren Niederschlag in den sogenannten „Kreuznacher Abmachungen“[181] gefunden hatte, war zwischen der Lösung der rumänischen und der polnischen Frage ein Verhältnis des Zusammenhanges hergestellt worden. Nachdem Seine Ma-

[180] Gedruckt in: Scherer/Grunewald IV S. 86–87.

[181] Oben S. 663.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

jestät der Kaiser auf Grund der Eindrücke Allerhöchstseiner rumänischen Reise[182] die politische Weisung erteilt hatte, Deutschland solle sich ökonomisch und politisch stärker auf Rumänien konzentrieren, ist unsererseits ununterbrochen in dieser Richtung gearbeitet worden. Die bekannten Schwierigkeiten, die sich einer endgiltigen Lösung der polnischen Frage entgegenstellten und auf welche hier näher einzugehen sich erübrigen dürfte, haben dazu geführt, daß ein restloser Verzicht der österreichisch-ungarischen Monarchie auf ihre Stellung in Rumänien nicht zu erreichen war. Ein solcher Verzicht würde bei der langen gemeinsamen Grenzlinie, der Verbindung der Donauinteressen und der nicht unbedeutenden Rolle, die Österreich und besonders Ungarn von jeher in Rumänien gespielt haben, nur sehr schwer zu erreichen sein und auf die Dauer voraussichtlich nicht aufrecht erhalten werden können.

Schon während der Arbeit in Brest-Litowsk ist sowohl von mir in Verhandlungen mit dem Grafen Czernin als von Exzellenz von Koerner in Verhandlungen mit Exzellenz Gratz[183] der Boden soweit als irgend möglich vorbereitet worden. Ich bin durchaus der Ansicht, daß wir unter den oben geschilderten schwierigen Voraussetzungen Österreich-Ungarn gegenüber sehr gut abgeschnitten haben.

2. Ich habe unbedingt daran festgehalten, daß dem deutschen Reiche bei der Führung der Verhandlungen die Leitung gebührt, und jeder, der diesen Verhandlungen mit einiger Kenntnis der inneren Vorgänge beigewohnt hat, wird auch feststellen müssen, daß Deutschland sowohl den Rumänen als den Verbündeten gegenüber unbedingt die führende und ausschlaggebende Rolle gespielt hat.

Ich habe es ausdrücklich abgelehnt, mit dem König von Rumänien[184] in irgendwelche persönliche Beziehung zu treten, da meines Erachtens für einen Vertreter des deutschen Kaisers aus dem Hause Hohenzollern eine persönliche Berührung mit dem jetzigen Könige von Rumänien unerwünscht erschien. Der König hätte – nicht ohne einen Schein von Recht – aus einer derartigen Fühlungnahme den Schluß herleiten können, daß auch der deutsche Kaiser mit seinem Verbleiben auf dem Throne einverstanden sei oder sich gar dafür einsetze. Kaiser Karl hat, wie aus meiner Berichterstattung bekannt, ursprünglich aus dem Gefühle monarchischer Solidarität heraus wohl den Wunsch gehabt, König Ferdinand wenn irgend möglich auf dem Throne zu erhalten. Es ist mir während des Aufenthaltes in Bukarest durch persönliche Einwirkung auf Graf Czernin gelungen, ihn zu überzeugen, daß das Königspaar nicht zu halten ist, und ihn auch dazu zu bringen, sich mit dem Gedanken einer neuen deutschen Dynastie in Rumänien abzufinden. Der österreichisch-ungarische Botschafter Prinz Hohenlohe in Berlin hat mir versprochen, sich, falls ein Dynastiewech-

[182] Im September 1917 (Schulthess' Europ. Geschichtskalender 58,1 [1917] S. 800).

[183] Gustav Gratz (1875–1946), als Sektionschef im Ministerium des Äußern Leiter der handelspolitischen Abteilung 1918; ungarischer Gesandter in Wien 1919–1921.

[184] Ferdinand I. (von Hohenzollern-Sigmaringen).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sel in Rumänien nötig werde, mit Wärme für Seine Hoheit Prinz Friedrich Karl von Hessen[185] einzusetzen.

In den mir gegebenen Weisungen, die, soweit mir bekannt, von Seiner Majestät gebilligt waren, war die Frage der rumänischen Dynastie ausdrücklich als eine innere Angelegenheit des rumänischen Volkes bezeichnet. Ich glaube, daß in der Dynastiefrage zwischen den Kabinetten von Berlin und Wien jetzt Übereinstimmung herrscht.

3. Durch das unmittelbare Aufeinanderfolgen der Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk und Bukarest und die dazwischen liegenden Verhandlungen des Reichstages war es den führenden Persönlichkeiten der Delegation physisch unmöglich gewesen, an den Beratungen der Ressorts in Berlin über die einzelnen Wirtschaftsfragen sich zu beteiligen. Staatsminister Dr. Helfferich war vor geraumer Zeit vom Herrn Reichskanzler beauftragt worden, die Vorarbeiten sämtlicher Ressorts für die Friedensverhandlungen zusammenzufassen und zu verarbeiten. Irgendwelche Klagen oder Wünsche über ungenügende Vorbereitung sind mir nicht vorgetragen worden.

Bei den Interessentengruppen, von denen unter Nr. 3 die Rede ist, kann es sich wohl nur um die Interessenten der deutschen Petroleumindustrie handeln. Deren Nichtzuziehung zu den Verhandlungen beruhte, wie mir berichtet worden ist, auf einem einstimmigen Beschlusse der an den Verhandlungen beteiligten Ressorts. Ich habe in Bukarest die Herren, die mir zum Teile von früheren Verhandlungen her persönlich gut bekannt sind, empfangen und die Sachlage mit ihnen besprochen. Exzellenz von Koerner meldete mir auf meine Anfrage, daß, nachdem in Berlin die Herren nicht eingeweiht worden seien und er keine Weisung habe, sie einzuweihen, er weitgehende Mitteilungen über den Inhalt der deutschen Forderungen an Rumänien im Bereich der Petroleumindustrie zu machen sich nicht für berechtigt halte.

Übrigens ist durch die Fassung, die das Petroleumabkommen durch meine Weisung schließlich erhalten hat, eine sechsmonatige Frist gewährleistet, innerhalb welcher die Interessenten in umfangreichster Weise ihre Wünsche zur Geltung bringen können.

4. Die Organisation entsprach vollkommen der bei derartigen Verhandlungen üblichen. Ich selbst und mein Stab führte[n] in erster Linie die zahlreichen sehr zeitraubenden politischen Verhandlungen sowohl mit Rumänien als mit allen Bundesgenossen. Exzellenz Kriege waren die rechtspolitischen und völkerrechtlichen, Exzellenz Koerner die handelspolitischen Angelegenheiten unterstellt. Die Leiter der rechtspolitischen und handelspolitischen Verhandlungen hielten mir in allen wichtigeren Fragen täglich persönlichen Vortrag und holten meine Weisungen ein.

Bei der Fülle des zu bewältigenden Stoffes mußte eine große Anzahl von Kommissionen gleichzeitig tagen. Die gegenseitige Verständigung ist erfahrungsgemäß in derartigen Fällen nicht immer leicht – besonders in einer Stadt

[185] Friedrich Karl (1868–1940), Landgraf von Hessen; wurde am 9. Oktober 1918 zum König von Finnland gewählt; nahm die Wahl aber nicht an.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

wie Bukarest, wo die Telefonverbindungen nur zum Teile ausreichend beschafft werden konnten und nach Lage der Sache die Unterbringung der einzelnen Delegationsmitglieder in verschiedenen Stadtteilen, große Entfernungen und relativer Mangel an Verkehrsmitteln Schwierigkeiten verursachten. Ein großer Teil der vorgebrachten Bemängelungen ist auf die Unterbringungsverhältnisse zurückzuführen. Die Einquartierung war von den Militärbehörden vorgenommen, die sich bemüht hatten, allen Wünschen nach Möglichkeit gerecht zu werden. Einem Bericht von Exzellenz von Koerner über die Verhältnisse füge ich als Anlage I bei[186].

5. Zum Leiter der wirtschaftlichen Verhandlungen ist seinerzeit nach eingehenden Beratungen mit Staatssekretär Graf Roedern, Staatssekretär Freiherr von Stein[187], Staatsminister Helfferich und dem Herrn Reichskanzler Ministerialdirektor a. D. Dr. von Koerner ausersehen worden, da nach allgemeinem Urteil dieser Herr die einzige dafür geeignete Persönlichkeit war. Es ist ein hoch anzuerkennendes Opfer, daß dieser verdiente Mann in vorgerücktem Alter ehrenamtlich eine so schwere und undankbare Aufgabe übernommen hat. Ich persönlich bin mit der Arbeit des Herrn von Koerner vollkommen zufrieden und einverstanden und glaube nach meiner Kenntnis der einschlägigen Persönlichkeiten nicht, daß wir für derartige Verhandlungen zur Zeit in Deutschland einen besseren Mann besitzen. Weder einer der oben genannten Staatssekretäre noch irgendeiner seiner zahlreichen Bekannten in Handel und Industrie ist bisher in der Lage gewesen, mir eine geeignetere Kraft in Vorschlag zu bringen.

6. Ich habe, wie dargelegt, pflichtgemäß das Hauptgewicht meiner persönlichen Arbeiten auf die politischen Fragen gelegt und in den wirtschaftlichen Fragen mir nur die wichtigsten Entscheidungen vorbehalten. Eine Einarbeitung in die technischen Einzelheiten der Einzelfragen, wie z. B. der Petroleumverhandlungen, ist – wie jeder Fachmann weiß – nur dem Fachmann möglich.

7. Wie schon dargelegt, ist nicht abzusehen, welche wesentlichen deutschen Forderungen nicht durchgesetzt worden sind. Von dem Augenblick an, als uns mit der Ernennung des Ministerpräsidenten Marghiloman ein verhandlungsfähiger Gegner gegenübergestanden ist, haben die Verhandlungen einen sehr raschen Verlauf genommen.

Marghiloman hat am 22. März offiziell die Geschäfte übernommen. Sofort setzten die Verhandlungen mit großem Nachdrucke ein: Schon am 25. März wurden die politischen und rechtspolitischen Bestimmungen sowie die Grundzüge des Petroleumabkommens parafiert und am 29. März der gesamte noch übrige Stoff mit Ausnahme einiger Fragen von sekundärer Bedeutung und des Handelsvertrages, dessen Tarifpositionen eingehender Durcharbeitung bedürfen.

[186] Er liegt bei: PA Berlin, RZ 201/1184, S. 210–212.

[187] Hans Karl Freiherr von Stein zu Nord- und Ostheim (1867–1942), Staatssekretär im Reichswirtschaftsamt 1917–1918.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

8. Dieser Punkt dürfte sich nach den obigen Darlegungen erledigen. Die Herren, die ein Menschenalter lang wirtschaftliche Verhandlungen geführt haben und denen der Aufbau unseres Handelsvertragswerkes vor dem Kriege zu verdanken ist, das im großen ganzen den deutschen Interessen sehr günstig war, können am besten beurteilen, auf welche Weise sie die wirksamsten Ergebnisse erzielen.

9. Ich habe im ganzen den Eindruck gehabt, daß Graf Czernin mich in loyaler Weise über die Absichten der österreichisch-ungarischen Politik aufgeklärt hat. Ich bezweifle stark, daß er überhaupt mit einem festen Minimalprogramm in die Verhandlungen über Grenzberichtigungen eingetreten ist. Die Verhandlungen wurden größtenteils zwischen den österreichisch-ungarischen und den rumänischen Generälen geführt. Aus einem sehr langwierigen Feilschen beiderseits ist die jetzige Grenzlinie als Kompromiß hervorgegangen.

Österreich-Ungarn hatte, wie vor einiger Zeit auch unser Marineattaché in Wien[188] auf Grund amtlicher österreichischer Mitteilung berichtet hatte, den lebhaften Wunsch, die Stadt Turn Severin auf dem Wege der Grenzberichtigung zu erwerben. Das Projekt ist mit an meinem Widerstande gescheitert. Als mageren Ersatz hat dann Rumänien die Pachtung der Werft zugestanden. Als ich von dieser Pachtung hörte, habe ich sofort darauf aufmerksam gemacht, daß auch die deutschen Interessen berücksichtigt werden müßten. Dies ist einer der zahlreichen Detailpunkte, mit denen wir uns unter den Verbündeten, besonders den Österreichern, werden auseinandersetzen müssen. Ich glaube bestimmt, daß die Wahrung unserer Interessen voll gelingen wird.

Im großen ganzen kann es unmöglich der Förderung der gemeinsamen Zwecke dienen, wenn einzelne Delegierte der Ressorts, wie es im vorliegenden Falle geschehen ist, statt ihre Wünsche und Beschwerden sofort an Ort und Stelle an die Verhandlungsleiter zu bringen, sich hinter deren Rücken mit langen kritischen Ausführungen an ihre Ressorts wenden. Ich selbst und die unmittelbar mit mir arbeitenden Herren – Gesandter von Rosenberg und Legationssekretär von Hoesch – waren den ganzen Tag sowohl für Rücksprachen als auch für schriftliche oder telegrafische Eingaben erreichbar. Ich habe diejenigen Wünsche oder Beschwerden, die mir vorgetragen worden sind, sofort mit den zuständigen Referenten besprochen, und es ist auch jedesmal in kürzester Zeit, soweit es die Umstände gestatteten, Abhilfe erfolgt.

Mit dem amtlichen Vertreter der Obersten Heeresleitung General Hell stand ich in stündlichem und täglichem ununterbrochenem Verkehr und Gedankenaustausch. Keine wichtigere Frage ist ohne seine Zuziehung bearbeitet oder entschieden worden. Wollten sich die jüngeren Herren, wie z. B. Rittmeister Rathjen[189], nicht direkt an die politische Spitze wenden, so wäre m. E. der richtige Weg gewesen, General Hell das nötige vorzutragen und ihm dann die weitere Besprechung mit mir zu überlassen.

[188] Albrecht Freiherr von Freyberg-Eisenberg-Allmendingen (1876–1943), Korvettenkapitän; Marineattaché in Wien ca. 1913–1918.

[189] Rittmeister der Landwehr (nicht weiter identifiziert).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

In der Frage der Fortdauer der Okkupationsverwaltung hat Ministerialdirektor von Koerner keinerlei ausschlaggebende Rolle gespielt. Diese Fragen sind in Sitzungen, an denen General Hell, unterstützt von seinen Sachverständigen, und Ministerpräsident Marghiloman unter meinem Vorsitze teilnahmen, entschieden worden; in keinem Falle anders, als es den von General Hell geäußerten Wünschen und Anschauungen entsprach.

Der Erfolg der Arbeit derartig vielköpfiger Friedensverhandlungskommissionen, bei denen fast jedes Ressort durch einen besonderen Abgesandten vertreten ist, hängt großenteils von einem gutwilligen und loyalen Zusammenarbeiten aller Teilnehmer mit den leitenden Stellen ab. Mit einem solchen loyalen Zusammenarbeiten ist die Praxis einer unabhängigen Berichterstattung hinter dem Rücken der leitenden Stelle absolut unverträglich. Dies untergräbt das gegenseitige Vertrauen und macht ein nützliches Zusammenarbeiten unmöglich. Es müßte von allen Ressorts – auch von der Obersten Heeresleitung – denjenigen Herren, die sie zu Friedensverhandlungen abordnen, zur Pflicht gemacht werden, Berichte über den Fortgang der Verhandlungen nur durch die Hand des verantwortlichen Verhandlungsleiters gehen zu lassen, damit dieser in jedem Falle sofort zu den geäußerten Ansichten und Vorschlägen Stellung nehmen kann. Es entspricht dies der Praxis, wie sie bei allen Kaiserlichen Missionen im Auslande von jeher besteht und zur Erreichung politischer Erfolge im Auslande auch unbedingt notwendig ist.

(i. R. gz. = in der Reinschrift gezeichnet)

Kühlmann an Hertling

PA Berlin, RZ 201/1184, S. 208–209. Bericht. Abschrift. – Vermerk am Kopf von S. 208: „Anlage 2 z[um]Ber[icht] v. 9/4/18."

[o. Nr.] Berlin, 9. April 1918

Ich habe nicht für passend gehalten, in dem Euerer Exzellenz erstatteten Hauptberichte über wichtige sachliche Fragen, die mit dem rumänischen Friedensschlusse zusammenhängen, auf die Vorwürfe persönlicher Natur einzugehen, die im Schreiben des Herrn Feldmarschalls vom 2. April 1918[190] gegen mich und näher nicht bezeichnete Mitglieder der Delegation in einer persönlich höchst verletzenden Weise vorgebracht worden sind.

Von der in dem angezogenen Schreiben berührten Tatsache der Versetzung eines Mitgliedes der Politischen Abteilung ist mir nichts bekannt.

Das Schreiben des Majors von Keßler[191], auf das sich die geäußerten Anschauungen anscheinend stützen, kann ich nur mit größter Schärfe zurückweisen. Ich habe Legationsrat von Schoen, der im Schreiben als Zeuge aufgeführt

[190] Gedruckt in: Scherer/Grunewald IV S. 86–87.

[191] Friedrich von Keßler (1875–1933), Major; Leiter des deutschen Wirtschaftsstabs in Rumänien 1916–1918; danach bis November 1918 „Deutscher Bevollmächtigter" in Odessa. –

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

wird, heute eingehend befragt. Er hat mir gegenüber durchaus in Abrede gestellt, sich in der angegebenen Weise geäußert zu haben und mir zugesagt, entsprechend an Major von Keßler zu schreiben.

Ebenso habe ich den angeführten Direktor der Deutschen Bank Herrn von Stauß[192] zur Rede gestellt. Er versicherte mir, daß er sich durchaus nicht in dem ihm zugeschriebenen Sinne geäußert habe. Bei Herrn von Stauß wäre das schon aus dem einfachen Grunde unmöglich, da er mir aus früheren Verhandlungen persönlich gut bekannt ist, mir wiederholt und ausführlich über seine persönlichen Wünsche für den Gang der Friedensverhandlungen Vortrag gehalten hat und auch bei einem Frühstücke in meinem Hause zu geschäftlicher Aussprache Gelegenheit gefunden hat.

Ebenso hat Herr Dr. Solmßen[193] von der Diskontogesellschaft mehrfach Gelegenheit gehabt, mir seine Wünsche und Anschauungen persönlich vorzutragen.

Ich bin mit anderen Herren der Mission während des Bukarester Aufenthaltes häufig eingeladen gewesen. Mehrfach waren bei den Abendeinladungen auch die Künstler und Künstlerinnen der zufällig für das Ausland in Bukarest gastierenden Charrelgesellschaft[194] zugegen. Diese Einladungen waren ausnahmslos von Offizieren gegeben, und es wohnten ihnen außer einigen mir bekannten Herren der Friedensdelegationen auch nur Offiziere der besten Gesellschaft bei. Weder mir noch irgendeinem mir persönlich Bekannten ist hiebei auch nur das geringste aufgestoßen, was mit den Vorschriften guter gesellschaftlicher Sitte nicht vereinbar gewesen wäre. Zu irgendwelchen Verdächtigungen oder Angriffen der genannten Art konnten diese Gesellschaften jedenfalls keinen Anstoß geben, und es wäre für Major von Keßler ein leichtes gewesen, das durch Besprechung mit Kameraden, die einer solchen Einladung Folge geleistet hatten, festzustellen.

Ich finde es bedauerlich, wenn man genötigt ist, in Zeiten an sich schwieriger politischer Kämpfe noch auf derartige persönliche Insinuationen einzugehen.

Der im folgenden genannte: vermutlich Hans von Schoen (1876–1969), Geheimer Legationsrat.

192 Emil Georg (1918: von) Stauß (1877–1942), Direktor der Deutschen Bank; in deren Vorstand seit 1915.

193 Georg Adolf Solmssen (1869–1957), Direktor der Disconto-Gesellschaft seit 1904; deren Mitinhaber 1911–1929.

194 Über sie wurde nichts weiter ermittelt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Kühlmann an Lersner

PA Berlin, RZ 202/22158, S. 118. Telegramm. Entzifferung.

Nr. 593. Geheim. Berlin, 11. April 1918, … Uhr … Min.

Für den Herrn Reichskanzler Nr. 6.

Oberst Gantscheff teilte gestern Abend mit, er habe seinerzeit in dem besprochenen Sinne nach Sofia telegraphiert, um den König und Herrn Radoslawow für unsern Vermittelungsvorschlag in der Thrazischen Frage zu gewinnen. Im Anschluß daran seien dann noch mehrfach zwischen ihm und dem Ministerpräsidenten Telegramme gewechselt worden. Inzwischen habe er aber aus Konstantinopel gehört, daß die Türken nicht nur an der Forderung des ganzen 1915 abgetretenen Gebiets festhielten, sondern sogar noch darüber hinaus Ansprüche erhöben. Dies werfe natürlich die ganze von uns empfohlene Kombination um; denn unser Vermittelungsvorschlag verliere jede Aussicht auf Annahme in Sofia, wenn man dort nicht gleichzeitig die Gewißheit erlange, daß damit alle türkischen Prätentionen ein für alle Mal aus der Welt geschafft seien.

Kühlmann an Lersner

PA Berlin, RZ 202/22158, S. 120–121. Telegramm. Entzifferung.

Nr. 607. Berlin, 11. April 1918, … Uhr … Min.
Ankunft: 12. April 1918, … Uhr … Min.

Für den Herrn Reichskanzler.

Wie ich durch einen Vertrauensmann unter dem Siegel der Verschwiegenheit höre, gehen die Bulgaren mit dem Gedanken um, für den Fall, daß wir ihnen beim rumänischen Friedensschluß wegen Nichterfüllung unserer oder türkischer Forderungen die Dobrudscha nicht geben, die Große Sobranje einzuberufen und das Land durch einen feierlichen Akt der inneren Gesetzgebung auf eigene Faust dem bulgarischen Staat einzuverleiben.

Ob es sich hierbei um verärgerte Erwägungen des Augenblicks oder bereits um Ernsthaftes handelt, ist schwer zu beurteilen. An und für sich wäre den Bulgaren ein derartiger Gewaltakt zuzutrauen. Kommt es dazu, so würde das auch der Entente sichtbare Ergebnis unserer wenig glücklichen Dobrudschapolitik sein,

1) daß das Bündnis mit Bulgarien erledigt ist und die Gefahr ernster Zusammenstöße mit unseren in der Dobrudscha verbliebenen Formationen entsteht,

2) daß der Konflikt zwischen der Türkei und Bulgarien akut wird,

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

3) daß wir unsere Hypothek in der Dobrudscha verlieren, ohne aus ihrem Kaufwert für die Türkei oder für unsere eigenen wirtschaftlichen Interessen greifbaren Nutzen gezogen zu haben.

*Kühlmann an Grünau

Scherer/Grunewald IV S. 108. Telegramm.

Angesichts der Anwürfe Clemenceaus gegen Kaiser Karl[195] empfiehlt sich ein Besuch des österreichischen Kaisers an der Westfront.

Berlin, 13. April 1918

Kühlmann an Wedel

PA Berlin, RZ 201/22120, S. 106–109. Telegramm. In Ziffern.

Nr. 578. Berlin, 17. April 1918
Sofort! Abgangsvermerk: 17. April 1918, 8 Uhr 20 p.m.

Antwort auf Tel. Nr. 517, 519 und 525.

Der Herr Reichskanzler hat sich mit der im Großen Hauptquartier vereinbarten neuen Formel für Beilegung der türkisch-bulgarischen Meinungsverschiedenheiten[196] (dortiges Telegramm Nr. 522) einverstanden erklärt. Einheitliche Front aller deutschen Instanzen ist somit hergestellt. Insbesondere kann Enver Pascha auf weitergehende Hilfe unserer OHL nicht rechnen.

Zur Rückgabe des ganzen Gebiets von 1915 wären die Bulgaren selbst dann nicht zu bewegen, wenn wir ihnen nur den vertragsmäßig bereits zugesagten Teil der Dobrudscha geben, die Norddobrudscha aber vorenthalten wollten. Sie würden sich dann vorläufig mit dem Kondominium in der nördlichen Dobrudscha begnügen und dieses Gebiet bei Gelegenheit auf das Risiko eines Konflikts mit den Bundesgenossen eigenmächtig dem bulgarischen Staate einverleiben. Das Äußerste, was in Sofia bestenfalls unter schärfstem Druck zu erreichen wäre, ist die mit Hakki erörterte Grenze. Läßt sich diese Grenze durchsetzen, was äußerst zweifelhaft erscheint, so müßte die Türkei auf alle Mehrforderungen ein für alle Mal verzichten, was immer auch Bulgarien erwerben möge.

[195] Am 12. März 1918 hatte Clemenceau den Brief Kaiser Karls vom 24. März 1917 an den Prinzen Sixtus (in dem der Kaiser versprach, sich für die Rückgabe von Elsaß-Lothringen an Frankreich einzusetzen; oben Anm. 937 und 1059) veröffentlicht. Czernin leugnete die Kenntnis dieses Briefes ab und stellte damit den Kaiser bloß. Am 16. April wurde Czernin daraufhin entlassen.

[196] Wegen der Grenze an der Maritza in Thrazien.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Wollen die Türken hierauf nicht eingehen, so bleibt nur noch die im dortigen Telegramm Nr. 522 erwähnte neue Lösung übrig. Sie hat den Vorzug, daß sie den Türken einen Teil des 1915 abgetretenen Gebiets sofort verschafft und die Aussicht auf den Rest nicht verschließt. Ansprüche auf mehr können die Türken aus den angeblichen Zusagen unserer Militärs nicht herleiten, auch nicht aus der Bemerkung des Generals von Falkenhayn in seinem Telegramm vom 2. Juli 1915, wonach der Sieger zu bestimmen haben werde, wie die Welt aussehen soll. Denn in Bulgarien steht uns nicht ein besiegter Gegner, sondern ein am Sieg hervorragend beteiligter Bundesgenosse gegenüber. Die verantwortlichen politischen Stellen haben der Türkei stets nur ihre guten Dienste zugesichert, ohne für den Erfolg zu garantieren. Auch in den äußerst kritischen Tagen Sommer 1915 haben wir uns lediglich bereit erklärt, beim Friedensschluß dafür einzutreten, daß Bulgarien gegen Entschädigung an anderer Stelle wenigstens einen Teil des in Thrakien abzutretenden, damals übrigens noch erheblich größer gedachten Gebiets wieder herausgibt (vergl. diesseitiges Telegramm Nr. 1256 vom 1. Juli 1915). Die Türkei hat mit der Anwartschaft auf die drei kaukasischen Bezirke[197] mehr erhalten, als ihr vertragsmäßig zugesagt war, ohne daß Bulgarien eine Gegenrechnung präsentierte. Sie sollte bedenken, daß der Krieg noch nicht beendet ist und daß sie für ihre asiatischen Unternehmungen schon wegen der Transitfrage auf Bulgariens wohlwollende Haltung angewiesen bleibt.

Wir hoffen, daß die Türken entweder die eine oder die andere Lösung annehmen und sich für den Fall, daß Bulgarien für die gewählte Lösung zu gewinnen ist, zur Unterzeichnung des rumänischen Friedens bequemen werden, der dann natürlich statt des Kondominiums die direkte Übergabe der Dobrudscha an Bulgarien vorzusehen hätte. Lehnen die Türken beide Lösungen ab, so würden wir zu unserem Bedauern unsere Vermittlungsaktion als gescheitert betrachten, unsere weiteren Bemühungen einstellen und den beiden unmittelbar beteiligten Bundesgenossen die direkte Austragung der Angelegenheit überlassen müssen. Wir würden in diesem Falle zwar im rumänischen Friedensvertrag die Abtretung zur gesamten Hand beibehalten, in gleichzeitig abzuschließenden Spezialverträgen jedoch den Bulgaren unsere Zustimmung zur Einverleibung der ganzen Dobrudscha erteilen.

Da die Krisis in Österreich-Ungarn erledigt ist und der Abschluß der Bukarester Verhandlungen nicht ins ungemessene verzögert werden kann, erscheint eine schnelle Entschließung der Pforte geboten. Wir sind hieran auch insofern interessiert, als wir unsere Bemühungen in Sofia, die das deutsch-bulgarische Freundschaftsverhältnis einer schweren Belastungsprobe unterziehen, nicht ohne die Gewißheit fortsetzen können, daß das erstrebte Ziel auch von den Türken angenommen wird.

Euer pp. wollen die Angelegenheit im vorstehenden Sinne eventuell unter Zuziehung des Generals von Lossow mit Talaat Pascha besprechen und mir seine Stellungnahme mit tunlichster Beschleunigung drahten.

[197] Kars, Ardahan und Batum (durch den Friedensvertrag von Brest-Litovsk).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an die russische Regierung

Brestskij Mir S. 338. Funkspruch (maschinenschriftlich). – Vgl. auch ebenda S. 385–387.

Die russischen Kriegsschiffe im Schwarzen Meer (in Cherson und an der Kaukasusküste) müssen gemäß Artikel V des Brester Friedens desarmiert werden. Wenn das bis zum 20. April nicht geschieht, stehen sie außerhalb des Gesetzes.

[Berlin] 17. April 1918

Kühlmann an Lersner

PA Berlin, RZ 202/22226, S. 23. Telegramm. Entzifferung.

Nr. 778. Berlin, 22. April 1918

Dringend.

Bitte Herrn Reichskanzler sofort mitteilen, daß in heutiger Sitzung über an Holland zu stellende Forderungen Vertreter der Obersten Heeresleitung auf Grund heute erhaltener Weisungen den Standpunkt vertreten, daß, wenn Niederlande nicht Forderungen in dem für militärische Zwecke notwendigen Umfang, darunter auch Kies- und Sanddurchfuhr, bewilligen, in Holland eingerückt werden müsse. Meines Erachtens muß sich der Herr Reichskanzler sofort mit Exzellenz Ludendorff in Verbindung setzen und verhindern, daß militärische Forderungen Krieg mit Holland unvermeidlich machen.

Kühlmann im Interfraktionellen Ausschuß

PA Berlin, RZ 201/22121, S. 175–182. Rede. Protokoll. Gedruckt (hektographiert). Auf S. 1 handschriftlich das Datum: 2.4.18. Zur Verschiebung auf den 25. April 1918 vgl. IFA II S. 367 Anm. 1. Dort S. 367–369 ein Ergebnisprotokoll aus dem Nachlaß Stresemann.

[Berlin] 25. April 1918

Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Exzellenz von Kühlmann.

Meine Herren! Ich habe Sie hierher gebeten, um Ihnen, wie das jetzt zur Gewohnheit geworden ist, in einer kurzen übersichtlichen Weise über die Verhandlungen Mitteilung zu machen, die in den letzten Wochen in Bukarest geführt worden sind. Der Friedensvertrag ist, wie Ihnen allen bekannt ist, noch nicht unterschrieben, seine wesentlichsten Teile sind paraphiert, d. h. von den Beteiligten mit den Anfangsbuchstaben ihrer Namen unterschrieben. Nach diplomatischer Gepflogenheit darf ein paraphierter Vertrag nur mit gegenseitiger

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Zustimmung der Beteiligten abgeändert werden. Das ist ein Modus, den man einschlägt, wenn sehr weitschichtige Verhandlungen zum Teil beendet sind, um das Fertiggestellte auf diese Weise sozusagen in die Scheune zu bringen. Die vollständige Fertigstellung dürfte nach dem Urteil der Sachverständigen etwa noch acht Tage dauern, so daß man, soweit sich Prophezeiungen in diesen Dingen machen lassen, damit rechnen kann, daß ungefähr in der Mitte des Monats April die Unterzeichnung des Vertrags stattfinden wird. Das Verfahren, nur zu paraphieren, um die endgültige Zeichnung aufzuschieben, ist auf den ausdrücklichen Wunsch gerade unserer wirtschaftlichen Sachverständigen gewählt worden. Es hätte sich sonst sehr leicht bei den Rumänen der Eindruck herausbilden können, daß, wenn die großen grundsätzlichen Fragen erledigt wären, die wirtschaftlichen nicht mehr die gleiche Wichtigkeit hätten. Sie hätten es dann wohl an dem nötigen Ernst und Nachdruck fehlen lassen, der gerade bei diesem Wirtschaftsabkommen mit seinen unzähligen Details notwendig ist.

Was bisher in die Scheune gebracht ist, sind Abmachungen über das Territorium, die Besetzung des Landes, die Verwaltung des Landes, über unsere gesamten rechtspolitischen Beziehungen einschließlich der Entschädigungsfragen, die gesamten Abmachungen auf dem Petroleumgebiet und die gesamten Abmachungen, durch welche uns in weitgehender Weise die Überschüsse Rumäniens auf landwirtschaftlichem Gebiete gesichert werden.

Was noch aussteht und was sehr eingehende und mühsame Detailarbeit erfordert, sind die Abmachungen über die Eisenbahntarife, die Einzelheiten des künftigen Handelsvertrags, die Einzelheiten über Benutzung der Donauhäfen und die Flußschiffahrt auf der Donau.

Im großen ganzen möchte ich die Herren bitten, was ich Ihnen heute mitteile, als vertraulich zu behandeln. Wir haben mit den Bundesgenossen und den Rumänen, besonders auch auf Wunsch unserer Herren, vereinbart, daß die Dinge erst zur öffentlichen Diskussion gestellt werden sollen, wenn sie abgeschlossen vorliegen. Sonst liegt die Gefahr vor, daß der eine oder andere die Veröffentlichung benutzt, um einen Druck auf die Verhandlungen auszuüben, und da die Interessen der Bundesgenossen nicht immer vollkommen parallel bei derartigen Verhandlungen laufen, sind wir übereingekommen: Wir wollen über Einzelheiten noch nichts publizieren. Meine heutigen Mitteilungen haben nur den Zweck, die Herren im großen und ganzen in das Bild zu setzen.

Es war – ich berühre diesen Punkt, weil er heute in der Presse besprochen worden ist – bis zum allerletzten Moment zweifelhaft, ob ich nach Brest-Litowsk gehen sollte, um den russischen Frieden abzuschließen, oder nach Bukarest, um die rumänischen Verhandlungen aufzunehmen. Die Erwägungen gingen stark hin und her, und um für alle Fälle für die Eröffnung der Verhandlungen einen Unterhändler zu haben, habe ich den Grafen Bernstorff gebeten, nach Bukarest zu fahren. Es ist aber niemals die Absicht gewesen, ihm die Führung der Verhandlungen zu übertragen. Die Praxis, die nun doch schon auf Monate zurückgeht, hat ergeben, daß diese sehr komplizierten und heiklen Unterhandlungen nur gefördert werden können, wenn die Auswärtigen Mini-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ster oder die leitenden Staatsmänner der betreffenden Staaten selbst zugegen sind und sich täglich und stündlich in Aussprache miteinander in Verbindung setzen, um unter Umständen, wenn Not am Mann ist, sofort Entscheidungen der vier verbündeten Mächte zu treffen. Für die Türkei waren anwesend Talaat und der Minister des Auswärtigen, für Bulgarien der Premierminister und der Finanzminister[198], der dort eine besondere Stellung hat. Österreich-Ungarn war vertreten durch den gemeinsamen Minister des Auswärtigen, der bis zu einem gewissen Grade auch eine Stellung einnimmt, wie bei uns der Reichskanzler, so daß es in der Theorie nicht zuviel gewesen wäre, wenn Deutschland durch den Reichskanzler selbst vertreten gewesen wäre. Das ist ja nun vollkommen ausgeschlossen, aber ich glaube, daß, wenn Deutschland auch durch einen noch so befähigten nachgeordneten Beamten vertreten gewesen wäre, die deutschen Interessen unzweifelhaft Schaden gelitten hätten. Nach außen hin gilt der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes – obwohl er das verfassungsmäßig nicht ist – als Auswärtiger Minister des Deutschen Reiches. Er kann deshalb mit den auswärtigen Ministern sowohl in Rang wie in Zeremonialfragen auf gleicher Stufe auftreten, was ein nachgeordneter Beamter nicht könnte. Ich verschließe mich keineswegs den großen Nachteilen, die in einer so langen Abwesenheit von Berlin liegen. Diese Nachteile treten jedesmal sehr kraß zutage. Ich habe im Einvernehmen mit dem Reichskanzler die Sache sehr genau überlegt. Es läßt sich aber nicht anders machen. Man muß sich mit der Erwägung trösten, daß die Friedensschlüsse vorübergehende und außergewöhnliche Erscheinungen sind und daß die Wichtigkeit der dort behandelten Materien es nötig macht, auch die Nachteile in Kauf zu nehmen.

Vielfach ist anscheinend, wenigstens nach dem, was mir erzählt wird, in der Öffentlichkeit der Eindruck entstanden, als ob die Verhandlungen einen langsamen und schleppenden Fortgang genommen hätten. Diese Auffassung ist nicht richtig. In den Perioden, in denen mit Rumänien überhaupt verhandelt worden ist, ist sogar unter einem kolossalen Druck und sehr schnell verhandelt worden. Der mittlere Teil des Monats März ist ganz ausgefallen, weil wir uns während der ganzen Periode keinem rumänischen Ministerium gegenüber befanden, mit dem verhandelt werden konnte. Die Zeit ist keineswegs verloren gewesen, denn die jetzigen Pourparlers in Bukarest hatten nicht nur den Zweck, zwischen unserer Koalition und Rumänien den Frieden herzustellen, sondern auch die Verhältnisse zwischen den Verbündeten und alle schwebenden Fragen zu klären und zu bereinigen. Ich betone ausdrücklich die Koalition, denn fast jeder Deutsche vergißt immer, daß wir einen Koalitionskrieg führen. Da sind die Verbündeten, wenn man über den Schluß zu verhandeln hat, nicht immer gleicher Meinung. Jeder schätzt seine Leistungen sehr hoch ein und findet, daß die Vorteile, die der große Verbündete dafür gewährt, nur federleicht wiegen. Ich habe ganz bewußt – wie ich das im Reichstag wiederholt dargelegt habe – es als meine wichtigste Aufgabe betrachtet, durch diese sehr heiklen Negotiationen hindurch unser Bundesverhältnis, vor allem zu

[198] Radoslavov und Tončev.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Österreich-Ungarn, dann auch zu Bulgarien und zur Türkei, soweit als möglich, unverändert durchzubringen. Die Geschichte lehrt, daß gerade nach erfolgreichen Koalitionskriegen der Zusammenhang zwischen den Bundesgenossen auf das äußerste gefährdet ist. Ich brauche nur an den Krieg [18]66, der aus der gemeinsamen Unternehmung gegen Schleswig-Holstein[199] hervorgegangen war, und in neuster Zeit an die Balkankriege zu erinnern; der zweite Balkankrieg ist ja auch durch einen Streit über die Verteilung der Beute ausgebrochen.

Unter den Bundesgenossen bestanden ja gewisse Abmachungen, aber, wie das in der Natur der Sache liegt, kann bei Eingang eines Bündnisses die Zukunft nicht vorausgesehen werden. Deshalb halten sich solche Abmachungen in ziemlich allgemeinen Linien, und wenn es sich dann darum handelt, sie in allem einzelnen auszuführen, ergeben sich eine große Anzahl Schwierigkeiten.

Ich will kurz den Herren, wie ich das eben skizziert habe, chronologisch den Gang der Verhandlungen schildern, damit sie eine Übersicht haben, wie sich das zeitlich abgespielt hat und dann nach den Materien erstens zwischen den Verbündeten einerseits und Rumänien andererseits und sodann unter den Verbündeten untereinander.

Die Verbündeten-Delegationen trafen am 24. Februar in Bukarest ein. An dem gleichen Nachmittag fand im Schloß Buftea eine Unterredung mit dem damaligen Ministerpräsidenten Averescu statt. Averescu erklärte sich prinzipiell bereit, den Frieden zu schließen, plädierte für mildere Bedingungen unter dem Hinweis darauf, daß er persönlich die Kriegspolitik bekämpft habe, und ferner mit dem Hinweis darauf, daß die Bedingungen, die die verbündeten Mächte Rumänien auferlegen wollten, von keinem rumänischen Minister akzeptiert werden würden. Diese Bedingungen waren einmal territorialer Natur – ich werde später darauf zurückkommen – und dann militärischer Natur. Diese Bedingungen wurden am 1. März von den Vierverbündeten in Form eines Ultimatums an Rumänien mitgeteilt, gleichzeitig lief der Waffenstillstandsvertrag am 2. März ab. Ziemlich gleichzeitig mit dem Ablauf des Waffenstillstandsvertrags erfolgte die Annahme des Ultimatums durch Rumänien durch ein Telegramm von Jassy aus. Die Zeit zwischen dem 2. und 5. März war nötig, um den Unterhändlern die noch ziemlich schwierige Reise von Jassy durch die beiden Armeen hindurch zu ermöglichen. Am 5. März wurde vom Ministerium Averescu der Vorfrieden von Buftea gezeichnet, in dem alle wesentlichen Bedingungen, soweit sie eben in Form eines Ultimatums durchgedrückt werden konnten, von Rumänien angenommen waren. Diese Basis ist seitdem nicht wieder verlassen worden. Nach Unterzeichnung des ultimativen Vorfriedens reiste Averescu nach Jassy zurück und nahm gleichzeitig auch die wichtigsten Detailforderungen mit, welche die einzelnen Entwicklungen der Friedensbedingungen enthalten. In Jassy hatte zwischen der Kriegspartei und der Friedenspartei eine außerordentlich heftige Auseinandersetzung stattgefunden, die Wogen gingen dort sehr hoch, und wir hörten, daß am 11. März bereits die

[199] Im Krieg gegen Dänemark 1864, den Preußen und Österreich-Ungarn gemeinsam führten.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Stellung des Kabinetts Averescu hoffnungslos erschüttert war; am 14. März wurde uns durch Argetonau[200], dem Minister des Auswärtigen dieses Kabinetts, amtlich mitgeteilt, daß dieses Kabinett demissioniert habe und daß infolgedessen niemand vorhanden sei, mit dem wir verhandeln könnten. Auf gemeinsame Verabredung blieben die Kommissare bevollmächtigt, so daß kommissarische Verhandlungen weitergeführt werden konnten. In der Zwischenpause hat die Krone mit Marghiloman Verhandlungen angeknüpft, der seinerseits wieder in Verhandlungen mit den Mittelmächten eintrat und versuchte, seine Annahme des Ministeriums von einer Milderung der von Averescu verlangten Bedingungen abhängig zu machen. Wir haben das ablehnen müssen, denn die Bedingungen waren durch unsere Instruktionen absolut festgesetzt. So wurde mit Marghiloman über einzelne Punkte provisorisch verhandelt, da er hiervon die Übernahme des Ministeriums abhängig machte. Nachdem diese Punkte bereinigt waren, übernahm er am 21. März endgültig das Ministerium. Die Verhandlungen konnten am 22. März mit größerem Nachdruck aufgenommen werden, führten am 25. März zur Paraphierung der wesentlichen Abmachungen im einzelnen, nämlich der politischen und rechtlichen Bedingungen und der Grundzüge über den Petroleumvertrag. Am 29. März wurde der Petroleumvertrag selbst in allen seinen Einzelheiten sowie ein Wirtschaftsabkommen, das auch sehr ins Detail geht und diese Materie abschließt, paraphiert.

Nachdem ich so kurz den chronologischen Gang der Verhandlungen zwischen uns und Rumänien dargelegt habe, möchte ich auf sachliche Schwierigkeiten eingehen. In territorialer Beziehung waren nach den Beschlüssen der Verbündeten zwei Forderungen an Rumänien zu stellen. Die eine betraf den Wunsch der österreichisch-ungarischen Monarchie, der besonders in der ungarischen Reichshälfte sehr starke Betonung fand, es möchte die strategisch sehr ungünstige Lage der Grenze im Karpathengebirge, welche sich bei Kriegsausbruch sehr peinlich fühlbar gemacht hatte, durch Grenzkorrekturen eine Verbesserung finden. Die Art, wie Rumänien ohne Kriegserklärung in Siebenbürgen bzw. Ungarn eingefallen war, die Greuel, die sich bei dem ersten Einfall ereignet hatten, hatten in Ungarn ein großes Gefühl der Erbitterung und Schutzlosigkeit ausgelöst, und es war eine zwingende Notwendigkeit, der öffentlichen Meinung unserer Bundesgenossen in dieser Beziehung entgegenzukommen. Die Karpathen fallen nach der ungarischen Seite sehr steil ab, und wichtige ungarische Städte, wie Hermannstadt und Kronstadt, liegen verhältnismäßig nahe an diesem Abfall des Karpathenkammes, während die Abdachung nach der rumänischen Seite ziemlich sanft ist, so daß eine Grenzführung auf dem Höhenkamm, die theoretisch gerecht ist, den Ungarn eine sehr unglückliche Lage gibt. Die Dinge liegen da ähnlich, wie wir das im Elsaß bei den Vogesen haben. Die ungarischen Forderungen gingen ursprünglich recht

[200] Das ist ein Schreib- oder Hörfehler, oder es ist ein Beamter des Außenministeriums gemeint. Rumänischer Außenminister war: Constantin C. Arion (1855–1923), Außenminister 5. März–23. Oktober 1918. – Sein Vorgänger war Alexandru Averescu, der am 29. Januar 1918 ernannt worden war.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

weit. Man hatte viel verlangt, um etwas zu bekommen. Die Verhandlungen haben sich bis in die letzten Tage der Beratungen hingezogen. Schließlich haben sich Österreich-Ungarn und Rumänien auf einer Basis geeinigt, welche Rumänien als erträglich erklärt und welche von den ungarischen Politikern zwar nicht als vollständig befriedigend, aber als ausreichend angesehen wird.

Österreich-Ungarn wünschte sodann eine Verbesserung der Grenze am Eisernen Tor, wie überhaupt das Streben, am Eisernen Tor seine Stellung zu verbessern, ein ausgesprochener Grundzug der dortigen Bestrebungen ist. Da das Zusammenhängen mit einer geplanten Regulierung der Donau am Eisernen Tor auch unseren Interessen entspricht, so haben wir keinen Grund, Österreich-Ungarn da in die Parade zu fahren. Es fällt der strategisch sehr ungünstige Zipfel an der Dreiländerecke fort, der weit nach Österreich-Ungarn hineinspringt, und auch an den verschiedenen Pässen wird die Stellung Österreich-Ungarns ganz erheblich verbessert. Das war eine Angelegenheit, mit der die Verbündeten nur indirekt befaßt waren.

Viel wichtiger und einschneidender war die Dobrudschafrage. Die Dobrudscha ist, wie den Herren bekannt ist, der verhältnismäßig schmale, im Süden ganz flache, im Norden leicht wellige Geländestreifen, der zwischen der Donau im Westen, der Donaumündung im Norden und der Schwarzen-Meer-Küste im Osten Rumänien nach der Schwarzen-Meer-Seite hin vorgelagert ist. Durch den Berliner Kongreß wurde Rumänien Bessarabiens beraubt, und als Ersatz wurde ihm die Dobrudscha gegeben. Dieser Tausch hat seinerzeit in Rumänien großes Geschrei und Wehklagen veranlaßt. Bessarabien war zweifellos das bessere und leicht zu kultivierende Land. Im Laufe der Zeit hat Rumänien namentlich unter der Leitung des Königs Karol viel Geld und Scharfsinn auf die Dobrudscha verwandt. Insbesondere sind die Fischereien im Norden der Dobrudscha, die außerordentlich bedeutend sind, mit großen Geldmitteln ausgebaut worden. Rumänien hat unter der Ägide des Königs Karol von Czernawoda nach Konstanza durch den Ausbau von Konstanza zu einem erstklassigen Hafen die wichtigste Verkehrsader Rumäniens quer durch die Dobrudscha nach dem Schwarzen Meere gelegt. Im Frieden fuhr ein schnellfahrendes Paketboot von Konstantinopel nach Konstanza. Ein Teil des Orientexpreß wurde von Berlin und Paris über Konstanza geleitet. Für den Ölexport ist Konstanza heute noch der maßgebende Hafen. Auch der Getreideexport Rumäniens geht zu einem nicht unerheblichen Teil über Konstanza. Für den Getreideexport haben aber die alten Donauhäfen Galatz und Braila immer noch ihre Bedeutung bewahrt. Rumänien hat, wie den Herren auch bekannt ist, nach dem zweiten Balkankriege die meiner Ansicht nach sehr törichte Idee verfolgt, von der bulgarischen Dobrudscha ein Stück wegzunehmen. Diese Beraubung hat in Bulgarien große Erbitterung hinterlassen, und es war klar, sollte Bulgarien in den Krieg eintreten, so mußte ihm von seinen Verbündeten zum mindesten die Wiedergutmachung dieser Beraubung zugesagt werden. Schon verhältnismäßig früh nach dem Eintritt Bulgariens in den Krieg an unserer Seite entstand dort eine sehr starke Strömung, welche den Erwerb der gesamten Dobrudscha verlangte. Die bulgarische Bevölkerung, die in der Dobrudscha zahlreich ver-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

treten ist, obwohl sie gegenüber den anderen Bevölkerungsteilen nicht die absolute Mehrheit besitzt, sitzt namentlich im nördlichen Teile der Dobrudscha; insbesondere die Stadt Tulua [= Tulcea] ist stark bulgarisch. Die Bulgaren der Dobrudscha haben von jeher eine außerordentlich rege Tätigkeit entfaltet, ähnlich wie wir das bei den Bulgaren in Mazedonien erlebt haben. Die Lage ist so, daß alle Verbündeten darin übereinstimmten, die gesamte Dobrudscha müßte an Bulgarien gegeben werden, falls Bulgarien es unbedingt verlangte, falls Bulgarien sich darauf versteifte. Ein etwaiger Sturz der bulgarischen Regierung würde sehr bedenkliche Folgen gehabt, nach Ansicht fast aller die Gefährdung der Beziehungen zu Bulgarien bedeutet haben, an denen wir nach den jetzigen Richtlinien der deutschen Politik unbedingt festhalten. Andererseits schien es nicht richtig, daß die Dobrudscha Bulgarien sofort durch den ultimativen Präliminarfrieden übereignet werde. Es konnte nicht übersehen werden, daß tatsächlich die Eroberung der Dobrudscha durch Mackensen nicht an der Spitze rein bulgarischer Kontingente erfolgt war, sondern durch ein gemischtes Kontingent, an welchem die deutschen Truppen einen großen Anteil hatten, in dem aber auch türkische Truppen eine ruhm- und verlustreiche Rolle gespielt hatten. Deshalb war schon geraume Zeit vor Beginn der Friedensverhandlungen verabredet worden, daß zunächst Rumänien die Dobrudscha an die vier Verbündeten zu gemeinsamer Hand abtreten sollte, um dann an Hand des gemeinsamen Besitzes eine Auseinandersetzung und Klärung aller zwischen den Verbündeten stehenden Fragen zu betreiben.

Die Hauptschwierigkeit, welche durch die Abtretung der Gesamtdobrudscha an Bulgarien entstehen mußte und worüber eigentlich fast schon seit dem Eintritt Bulgariens in den Krieg Verhandlungen schwebten, war eben, daß diese für Rumänien vitale Eisenbahnverbindung Konstanza – Czernawoda damit in rein bulgarisches Gebiet fiele, daß also Rumänien, abgesehen von dem Ausfalltor durch die Donaumündungen, seiner mit großer Liebe und großen Kosten geschaffenen „Lunge“ zum Schwarzen Meer beraubt würde. Die einzige deutsche Kompensationsforderung größeren Stiles, welche deshalb in deutschem Interesse unbedingt gestellt werden mußte, war, das Maximum von Garantien dafür zu schaffen, daß auch nach Erwerb der Norddobrudscha durch Bulgarien der freie Verkehr der Mittelmächte über diese Bahnlinie mit dem Schwarzen Meer und den dem Schwarzen Meer anliegenden Ländern so sicher und fest wie irgend möglich verankert werden sollte. Das ist, wie gesagt, ein Interesse Deutschlands, Österreich-Ungarns, Rumäniens und der Türkei. Zahlenmäßig glaube ich nicht, daß der deutsche Export oder Import unter normalen Verhältnissen sehr stark über diese Linie laufen würde. Fiele diese Linie restlos in bulgarische Hände, so würden alle Bahnlinien nach dem nahen Orient von Bulgarien beherrscht sein, und es würde Bulgarien dadurch die Möglichkeit gegeben, in weitgehendem Maße die Mittelmächte vom Verkehr mit dem Orient abzuschneiden. Deswegen war unsere Hauptforderung an Bulgarien für Auflassung unseres Viertelanteils an der gemeinsam erworbenen Dobrudscha die Gewährung von Garantien für diese Linie. Diese Verhandlungen sind noch nicht abgeschlossen. Hierbei wird es sich um die Errichtung eines

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Freihafengebiets in Konstanza handeln. Seine Ausgestaltung im einzelnen, die Gestaltung der Eigentumsverhältnisse am Freihafengebiet, an der Bahn, an den Rohölleitungen und Tankanlagen und dergleichen muß notwendigerweise sehr ins Detail gehen, um irgend brauchbar zu sein, und wirft teilweise Probleme auf, wie sie selbst die schwierigen Freihafenanlagen in den deutschen Hansestädten in diesem Umfange nicht geboten haben. Im Prinzip sind wir mit den Bulgaren einig, die Ausarbeitung der Einzelheiten wird einer späteren Zukunft vorbehalten bleiben müssen.

Außerdem bestand der Wunsch, bei dieser Gelegenheit mit Bulgarien über eine ganze Reihe anderer wirtschaftlicher und Abrechnungsfragen ins reine zu kommen. Auch in dieser Beziehung sind die Verhandlungen sehr weit fortgeschritten, so daß von unserer Seite aus keine Bedenken bestehen würden, in naher Zukunft den Heimfall der gesamten Dobrudscha, soweit wir in Frage kommen, zu befürworten.

Österreich-Ungarn hatte, wie ich vorhin zu erwähnen mir schon erlaubte, bereits seit längerer Zeit das Bestreben, seine Stellung am Eisernen Tor möglichst zu festigen. Denn es leuchtet ein, daß es die in Hunderte von Millionen gehenden Aufwendungen, welche notwendig sein würden, um das Eiserne Tor zu regulieren, daß die Donau die Rolle spielen kann, die sie nach ihrer ganzen Gestaltung eigentlich spielen müßte, nur dann aufwenden will, wenn es eine möglichst weitgehende Kontrolle der Uferstrecken des Eisernen Tores hat. In dieser Beziehung sind mit den Bulgaren gleichfalls Verhandlungen gepflogen worden, die einstweilen hypothetischen Charakter haben, die aber, wie ich von beiden Seiten höre, zu vollkommener Zufriedenheit verlaufen sind.

Sehr viel schwieriger gestaltete sich die Frage auf seiten der Türkei. Die Wunden aus dem letzten Balkankriege zwischen den beiden Ländern sind noch keineswegs vernarbt. Gefühlsmäßig stehen sie sich – darüber muß man sich wohl klar sein – heute noch feindselig gegenüber. Die Türkei hat in der Dobrudscha Waffenhilfe geleistet. Sie hat diese Waffenhilfe nur geleistet in der Hoffnung, dafür weitgehende Entschädigungen erwarten zu können. Wie den Herren bekannt ist, wurde unmittelbar vor dem Eintritt Bulgariens in den Krieg an der Seite der Mittelmächte eine ziemlich umfangreiche Grenzregulierung in Thrazien vorgenommen, bei welcher sich das bulgarische Gebiet bis auf das linke Maritzaufer erstreckte und die wichtige Vorstadt von Adrianopel, Karagatsch, bulgarisches Territorium wurde. Die Türken haben sich immer in der Hoffnung gewiegt, es würde ihnen gelingen, das gesamte damals an Bulgarien von der Türkei abgetretene Gebiet zurückzugewinnen, und sie halten mit größter Zähigkeit an dieser Hoffnung fest. Die Bulgaren hinwiederum, wie jeder, der mit ihnen zu verhandeln gehabt hat, weiß, sind ganz außerordentlich zähe, und besonders der Gedanke einer territorialen Restitution findet bei ihnen einen erbitterten Widerstand. Trotzdem möchte ich glauben, daß die Dinge jetzt so liegen, daß Bulgarien bereit wäre, der Türkei eine Grenzberichtigung wieder zuzugestehen, welche ein objektiver Beobachter als verständig und entgegenkommend bezeichnen müßte. Ich glaube aber nicht, daß die Divergenz, welche zwischen den türkischen Wünschen und den bulgarischen Angeboten besteht,

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

augenblicklich überbrückt ist. Ich hoffe, daß sie sich als überbrückbar erweisen wird. Bei der großen Hartnäckigkeit auf beiden Seiten und dem starken Gefühlsmoment, das da hineinspielt, ist das bei weitem die schwierigste Frage unter den Verbündeten auf balkanisch-rumänischem Gebiet, welche augenblicklich noch ungelöst ist. Da sie auch sehr heikler Natur ist, möchte ich die Herren bitten, sie publizistisch vorerst nicht zu erwähnen. Ich weise nur darauf hin, weil eben die Kenntnis vom Bestehen derartiger Fragen die ganze Lage bedeutend klärt. Darüber wird noch verhandelt, von Deutschland in erster Linie, von Österreich in zweiter Linie, selbstverständlich von dem Gesichtspunkte aus, daß wir wünschen, daß unsere Freunde sich auf einer billigen und verständigen Basis treffen. Einen Druck auszuüben sind wir meines Erachtens nicht in der Lage. Es ist in letzter Linie eine Frage, welche die beiden Staaten miteinander ausmachen müssen. Wir sind vor allem an der Aufrechterhaltung der Harmonie innerhalb des Bündnisses interessiert.

Das sind in kurzen Zügen die Fragen, welche zwischen Rumänien einesteils und den Verbündeten andernteils auf territorialem Gebiete zu bereinigen waren, und die Herren haben gesehen, daß es sich um einen ganzen Rattenkönig von nebeneinanderlaufenden und teilweise sehr schwierigen Verhandlungen gehandelt hat.

Auf ökonomischem Gebiete war unser Interesse ein zweifaches. Erstens: Während des Krieges uns alles das zu sichern, was Rumänien irgend entbehren kann, sowohl auf dem Gebiete der Naphthaproduktion, die ja für unsere Flieger, unsere Unterseeboote usw. außerordentlich wichtig ist, als auch auf dem Ernährungsgebiet, dessen Wichtigkeit den Herren ja täglich vor Augen steht. Im engsten Einvernehmen mit den militärischen Stellen sind die betreffenden Konventionen aufgesetzt und auch bereits paraphiert worden. Was irgend aus Rumänien herauszuholen ist, wird unter diesen Bedingungen herausgeholt werden, wie es auch ja in der Vergangenheit schon der Fall gewesen ist. Wir werden uns im Gegenteil darin noch verbessern, da jetzt für unsere Bedürfnisse nicht nur, wie bisher, der besetzte Teil Rumäniens zur Verfügung steht, sondern in Zukunft, wenn das rumänische Ministerium in Aktion getreten sein wird, auch der bisher unbesetzte Teil von Rumänien und die von Rumänien besetzten Teile Bessarabiens. Die Ernte hängt dort noch mehr als bei uns von Feuchtigkeit und günstiger Witterungslage im Frühjahr ab. Nach den bisherigen Aussichten, glauben die Sachverständigen, verspricht die Ernte recht gut zu werden. Nach dieser Beziehung hin sind wir gesichert. Die Verteilung der Erträgnisse unter den Bundesgenossen ist seit langer Zeit durch Schlüsselabmachung gesichert, so daß darüber neue Vereinbarungen nicht zu treffen sind.

Sehr umfangreiche neue Vereinbarungen werden natürlich erforderlich durch den Grundsatz, daß die gesamte Produktion Rumäniens an Erdöl und Erdölprodukten nach Befriedigung des allerdringlichsten rumänischen eigenen Bedarfs den Mittelmächten nicht nur für die Dauer des Krieges, sondern auf die Dauer sichergestellt werden soll. Ich will auf die sehr komplizierten, von einem ganzen Rate von Sachverständigen ausgearbeiteten Einzelheiten

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

hier nicht eingehen. Sie werden ja nach der Publikation des Friedensvertrags voraussichtlich in der Öffentlichkeit ausgiebig debattiert werden. Daß solche Abmachungen, wie speziell die über das Petroleum, welche auf mehrere Generationen hinaus getroffen sind, sich nach dem Aufhören der militärischen Besetzung nur gut und reibungslos durchführen lassen, wenn einesteils Rumänien und andernteils der nach uns in Rumänien einflußreichste Staat, nämlich Österreich-Ungarn, am Funktionieren und Weiterbestehen dieser Abmachungen ein gewisses eigenes Interesse haben, erhellt ohne weiteres. Ich glaube, daß nach dem Sachverständigen-Urteil der jetzige Vertrag sehr weit geht. Wäre er so aufgestellt, daß sowohl Rumänien wie auch Österreich-Ungarn ein dringendes Interesse hätten, sein späteres Funktionieren zu vereiteln, so würde, nach Fortfall der Besatzungskräfte und des militärischen Druckes in Rumänien, ein Instrument, welches in die kleinsten Einzelheiten des ökonomischen Lebens des Landes hineinschneidet, nur durch diplomatische Maßnahmen sich nicht aufrechterhalten lassen.

Wenn ich auf die allgemeine Lage Rumäniens beim Friedensschluß hinweisen darf, so war sie durchaus eigentümlich und vollkommen verschieden von der bei irgendwelchen Friedensschlüssen vorgelegenen. Aus dieser Eigentümlichkeit der Lage ergab sich einesteils eine gewisse Erleichterung, andernteils eine gewisse Erschwerung. Die Kriegserklärung, der Abfall Rumäniens von der traditionellen Politik der Anlehnung an die Mittelmächte und der Eintritt in den Krieg hatte[n] in weiten Kreisen Rumäniens selbst Widerspruch gefunden. Nach der Einnahme von Bukarest blieb eine verhältnismäßig sehr große Anzahl von maßgebenden Leuten, welche die Politik des Königs und Bratianus mißbilligten, in Bukarest selbst und unterstützten die deutsche Militärverwaltung in der nachdrücklichsten Weise bei der Wiederaufrichtung einer geordneten Verwaltung. Die südliche Hälfte Rumäniens stand unter deutscher Militärhoheit, unter einer Verwaltung, die de facto rumänisch war, aber tatsächlich vollkommen den Weisungen der deutschen Militärverwaltung zu gehorchen hatte, während der Norden unter der sogenannten Jassyschen Regierung dem deutschen Einfluß vollkommen unzugänglich war, ebenso wie die während des Krieges von den Rumänen besetzten Teile Bessarabiens, die weitaus den größten Teil umfassen. In dem Momente, wo der Friede geschlossen wurde, tauchte das sehr dornige Problem der Gestaltung der Verwaltung des Landes in der Zukunft auf. Die hermetische Abschließung, die durch die Schützengräben und die Militärkordons geschaffen war, mußte sofort in Fortfall kommen, denn unsere erste Bedingung war, daß Rumänien sich demobilisiere, um uns militärisch nicht mehr schaden zu können. Auch in Handelsangelegenheiten ergab sich die Notwendigkeit, ein einheitliches Ministerium zu schaffen, und diesem einheitlichen Ministerium die administrative Gewalt über ganz Rumänien zu geben, innerhalb des besetzten Rumäniens aber nur im Zusammenarbeiten und unter denjenigen Kautelen, welche die Militärverwaltung wiederum für unerläßlich ansah. Dies führte zu einer langen Reihe sehr eingehender und schwieriger Verhandlungen, die dadurch nicht leichter wurden, daß die Mitglieder des neuen Kabinetts größtenteils Leute waren, die ge-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gen die Jassyer Regierung protestiert hatten und bei diesem Protest zum mindesten ihr Vermögen und vielleicht sogar ihr Leben riskiert hatten. Sie beriefen sich darauf, daß sie Freunde wären, daß man Freunden aber Vertrauen schenken müßte, daß man ihnen die Dinge leichter machen müßte als beispielsweise einem Ministerium Averescu gegenüber. Wir haben uns aber auf diese Dinge nur insoweit eingelassen, als es im politischen Interesse unbedingt notwendig war. Die Militärverwaltung wird auch weiterhin ein sehr weitgehendes Maß an Kontrolle wie ein Einspruchsrecht behalten. Da, was ein ziemlich ungewöhnlicher Vorgang ist, der Friedensvertrag für die Beendigung der Besetzung keinen Endtermin vorschreibt, sondern dieser Termin einer späteren Vereinbarung vorbehalten bleibt, so ist meiner Ansicht nach in sehr weitgehendem Maße eine Rückversicherung dafür geschaffen worden, daß nicht nur unsere wirtschaftlichen Bedürfnisse voll Befriedigung finden, sondern auch das gesamte Staatsleben des neu aufgebauten Rumäniens sich in Bahnen bewegt, welche mit den Grundzügen unserer Politik übereinstimmen.

In diesem Zusammenhange möchte ich noch einige Worte der Königsfrage widmen, die ja in der deutschen Presse ziemlich viel erörtert worden ist. Die Königsfrage ist selbstverständlich in den mir gegebenen Instruktionen ganz klar definiert, und zwar dahin, daß die Krone in Übereinstimmung mit dem Herrn Reichskanzler eine direkte Einmischung Deutschlands in die Königsfrage ablehnt. Auf dem gleichen Standpunkt stand unser Bundesgenosse Österreich-Ungarn. Ich glaube, es wäre sehr schwierig gewesen, abgesehen von den weitreichenden Erwägungen, die bei dieser Entscheidung notwendig waren und in denen bei der Natur der Sache, da es sich um einen Monarchen handelte, und zwar um einen Monarchen aus dem Hohenzollernschen Hause, unbedingt der Krone die letzte maßgebende Entscheidung vorbehalten bleiben mußte, ein anderes weitergehendes Programm zu vertreten. Auch würde ich aus rein praktischen Erwägungen zu dem Schluß gekommen sein, der in den Instruktionen an den [= die] Bevollmächtigten der Mittelmächte zum Ausdruck gekommen ist. Aus Gründen, auf die ich hier nicht näher einzugehen brauche, war es für uns unbedingt notwendig, in Rumänien so rasch wie irgend möglich einen Zustand herzustellen, der uns dort sofort volle militärische Ellenbogenfreiheit gab. Daraus erklärt sich auch das sehr beschleunigte Verfahren, das ich den Herren gegenüber dem Ministerium Averescu skizziert hatte. In dem Moment, wo am 5. März der Vorfriede geschlossen war, wo wir die prinzipielle Annahme unserer wichtigsten Forderungen in der Tasche hatten, besaßen wir weitgehende militärische Bewegungsfreiheit, die in noch höherem Grade dadurch garantiert war, daß Rumänien nach den Bedingungen des Vorfriedens auch die durch ihr Gebiet führenden Bahnen zur Verfügung stellen mußte, so daß wir Truppen auf der Bahn nach Odessa vorschieben konnten. Aus gewissen Gründen war es für uns notwendig, sehr rasch zum Frieden zu kommen und ihn rasch ratifiziert zu sehen. Hätten wir, nachdem wir kategorisch erklärt hatten, mit Bratianu oder einem seiner Anhänger wird nicht verhandelt, so wären große Verzögerungen eingetreten. Wir hätten manu militari das rumänische Gebiet erobern müssen, denn die dort stehenden Trup-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

pen hätten für den König gefochten, sie waren ihm ergeben, und die französische Militärmission hat bis zum letzten Moment ausgeharrt und eine in hohem Grade verhetzende Tätigkeit ausgeübt. Sie kämpfte mit allen Mitteln, um einen Frieden zu verhindern und zu erreichen, daß die Rumänen gegen uns kämpften. Wir hätten gewiß, daran zweifle ich gar nicht, den nördlichen Teil erobert. Das hätte aber Zeit, Truppen und Blut gekostet. Zeit war aber damals ein Artikel, der für uns von großem Werte war. Und selbst dann hätten wir großen Schwierigkeiten gegenüber gestanden. Wir hätten einen Regentschaftsrat bilden müssen, was nicht ohne Schwierigkeiten und Reibungen abgegangen wäre. Wir hätten voraussichtlich uns alsbald über die Dynastiefrage einig werden müssen. Diese Dynastie wäre zweifellos eine solche gewesen, daß es für uns sehr schwierig werden mußte, dieser Dynastie den Frieden aufzubrummen, den wir einer rumänischen Regierung aufbrummen konnten, die schließlich doch im Namen und unter der Autorität des gegenwärtigen Königs fungiert.

In der Presse ist vielfach der Eindruck vertreten, als sei die Erhaltung des gegenwärtigen Königs ein spezifisch österreichisches Interesse. Ich kann den Herren versichern, daß diese Auffassung irrtümlich ist. Wahrscheinlich haben auch bei der österreichischen Krone gewisse Erwägungen den Gedanken wünschenswert erscheinen lassen, den König Ferdinand zu halten, wenn er sich halten ließe. Ich glaube aber nicht, daß diese Erwägungen intensivere Natur angenommen haben oder stärker beeinflussend gewirkt haben, als es bei uns der Fall gewesen ist. Ich glaube, es wird zweckmäßig sein, die Königsfrage als eine offene Frage zu betrachten, als eine Frage, deren Lösung wir nach Friedensschluß vertrauensvoll der Zukunft anheimgeben können. Jedenfalls kann ich Sie versichern, daß über die Königsfrage zwischen dem Berliner und Wiener Kabinett volle Übereinstimmung besteht. Ich irre mich vielleicht nicht, wenn ich in den Ausführungen eines hochverdienten und außerordentlich deutschfreundlichen rumänischen Diplomaten[201] wiederzuerkennen glaube, der sicherlich von dem Standpunkte, den er und seine Freunde vertreten, es viel lieber gesehen hätte, wenn in Rumänien auch in dieser Frage sofort klar Schiff gemacht würde. Das hätte aber im allergünstigsten Falle eine Verschiebung des Abschlusses mit Rumänien auf unabsehbare Zeit mit sich gebracht, und eine solche Verschiebung hätte ich aus militärischen und auch aus politischen Gründen für unerwünscht gehalten. Gerade in der Zeit des Interregnums zwischen Averescu und Marghiloman empfanden wir es auf das unangenehmste, daß eben, wenn kein bevollmächtigter Gegenspieler da ist, ein Vakuum entsteht, dem weder mit Gewalt noch mit Drohungen beizukommen ist. Wir und Rumänien haben, um die Pläne auszuführen, die uns vorschweben, ein Interesse daran, den Frieden baldigst ratifiziert zu sehen. Ratifiziert kann der Friede aber nur durch eine neue Kammer werden. Denn die alte Kammer, auf die verschiedentlich im Laufe der Diskussionen verwiesen worden ist, hat, glaube ich – ich kann das nicht genau sagen –, kein Mandat mehr oder wird es

[201] Es ist vermutlich der ehemalige rumänische Gesandte in Berlin, Beldiman, gemeint.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

in den nächsten Tagen verlieren. Außerdem ist sie auch numerisch so geschwächt, daß sie nicht mehr über die nötige Zahl von Stimmen verfügt. Schließlich bestand sie aus eingepeitschten Anhängern Bratianus, so daß für uns nichts mit ihr anzufangen ist. Der Gedanke, der für uns maßgebend war, war derjenige, in absehbarer Zeit eine unseren Wünschen entsprechende Kammer auf die Beine gebracht zu sehen. Der Mann hierfür war nach Ansicht der dortigen Politiker nur Marghiloman, der über die gesamte konservative Parteimaschine verfügt. In Rumänien ist nämlich die Öffentlichkeit so weit aufgeklärt, daß, wer Ministerpräsident und Inhaber der Parteimaschine ist, gewöhnlich eine Majorität von 94–96 % in der Kammer erreicht. Der von vielen Seiten in der Diskussion genannte hochverdiente Staatsmann Carp, dem vielleicht in Zukunft trotz seines hohen Alters noch eine große Rolle in der Geschichte seines Landes reserviert ist, ist ein zu ausgesprochener Charakter, um ein derartiges Ministerium des Übergangs bilden zu können. Er hätte uns nach den unverbindlichen Besprechungen, die ich mit ihm gehabt habe, bei der Durchsetzung der weitgehenden Forderungen, die wir durchsetzen mußten, so gewaltige Widerstände entgegengesetzt, daß, glaube ich, ein Ministerium Carp vom deutschen Gesichtspunkte aus im gegenwärtigen Moment außerordentlich unbequem gewesen wäre. Ob das Ministerium Marghiloman an der Unpopularität, unter welcher dieser Friede zweifellos für Rumänien einige Zeit leiden wird, zugrunde gehen wird, ist außerordentlich zweifelhaft, wenn die Kammer so zusammengesetzt wird, wie die Politiker annehmen, d. h. mit einer erdrückenden Majorität für das Ministerium, und wenn das Ministerium in der Außenpolitik gewisse Erfolge aufweisen kann, welche ihm vielleicht in Zukunft in einigen Teilen Bessarabiens zufallen könnten. Sie halten es für sehr wohl möglich, daß dieses Ministerium sich hält. Aber Prophezeiungen über die Lebensdauer von Ministerien sind selbst in unserem engeren Vaterlande außerordentlich schwierig. Jedenfalls ist es das Ministerium, mit dem wir Frieden schließen können, mit dem wir hoffen können, die gemeinsame ineinandergreifende Verwaltung der rumänischen und deutschen Militärbehörden zu organisieren und von dem wir eine aufrichtige Mitarbeit an der Requisitionstätigkeit erwarten können, wie wir sie durch die Kriegsnotwendigkeiten nun einmal für absehbare Zeit dort unten noch ausüben müssen. Von diesem Frieden kann man ohne übermäßigen Optimismus hoffen und annehmen, es werde uns gelingen, Rumänien nach der schweren und bitteren Lehre, die ihm die verruchte Politik Bratianus und die Schwäche und Treulosigkeit des Königs Ferdinand beigebracht hat [= haben], wieder im großen ganzen in die Bahnen einer Politik der vernünftigen politischen, wirtschaftlichen und militärischen Anlehnung an Deutschland in erster Linie und an die Mittelmächte in zweiter Linie zu führen. Denn die gesamten Besprechungen und Abmachungen sind in dem Geiste und in der Absicht geführt worden, einen Zustand zu schaffen, der für uns ehrenvoll und gewinnbringend ist, der aber auch für das neue Rumänien erträglich ist, ihm das ökonomische Wiederaufkommen und die politische Regeneration ermöglicht. Von einem Tag auf den anderen wird diese politische Regeneration nicht stattfinden. Ich glaube, unsere Freunde, die an deutschem

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Wesen ihren Geist genährt haben und denen das deutsche Wesen als absolutes Ideal vorschwebt, sehen in dieser Beziehung zu rosig. Wenn man sich aber klarmacht, was Rumänien seit der Befreiung von der türkischen Herrschaft geleistet hat, wie es vorangekommen ist und wie eine Reihe ernsthafter kluger Männer auf das deutsche Wesen hinblickt, so glaube ich, daß bei einigermaßen geschickter Führung unserer Politik dort Rumänien als ein dauernder Faktor in unsere Rechnung eingestellt werden kann, ökonomisch sehr stark und politisch mit einer vorsichtigen Abschreibung, aber doch immer als Aktivum.

Kühlmann an das Auswärtige Amt

PA Berlin, RZ 201/22122, S. 182–185. Telegramm. Entzifferung.

Nr. 387. Bukarest, 1. Mai 1918, 3 Uhr – Min. N.M.
Ankunft: 1 Mai 1918, 4 Uhr 25 Min. Nm.

Für den Herrn Reichskanzler.

Ich telegraphiere an Freiherrn von Grünau:

König Ferdinand wird voraussichtlich den Besuch des auch politisch sehr befähigten Kronprinzen[202] ins Kaiserliche Hauptquartier benutzen, um Absichten und Stimmungen in der türkisch-bulgarischen Streitfrage zu erkunden.

Bulgarien hat in dieser Frage bisher zweifellos sich als die verständigere Macht von den beiden erwiesen. Es wäre erwünscht, falls Seine Majestät bei etwa stattfindenden politischen Unterhaltungen mit dem bulgarischen Kronprinzen sich ungefähr in folgendem Sinne äußern würde:

Das Kondominium in der Norddobrudscha sei ein an sich in jeder Beziehung unerwünschtes Notauskunftsmittel, könne keinenfalls auf die Dauer gehalten werden und führe nur dazu, Spannungen und Reibungen zwischen der Türkei und Bulgarien lebendig zu erhalten, die weder den Interessen dieser beiden Nachbarstaaten noch der Gruppe der verbündeten Zentralmächte nützen können. Einmal müsse die Auseinandersetzung doch erfolgen. Je länger dies dauere, desto schwieriger werde sie durch die wachsende gegenseitige Erbitterung.

Wenn auch jetzt die Hoffnung äußerst gering sei, noch vor Unterzeichnung des Bukarester Friedensvertrages eine glatte Einigung zwischen Türkei und Bulgarien herbeiführen zu können, so sollte diese Einigung doch dann wenigstens sofort nach Unterzeichnung des Friedens in die Hand genommen werden. Unserer Auffassung nach würde die Angelegenheit sehr gefördert, wenn wir von Bulgarien die Zusicherung besäßen, daß es seinerseits bereit sei, den Türken in dem 1915 abgetretenen Gebiet die sogenannte Rosenberg'sche Linie, die das Gebiet ungefähr halbiert, zurückzugeben. Würde dies bulgarischerseits zugestanden, so könnte Deutschland erneut an die Türkei herantreten und eine

[202] Boris (oben Anm. 616).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Vermittelung versuchen. Deutscherseits wäre dann auch bestimmt in Aussicht zu nehmen, daß die Erwerbung der Bulgarien vertragsmäßig zustehenden Gebiete durch dasselbe für die Türkei keinen Grund zu irgendwelchen weiteren Forderungen abgeben dürfe. (Ich halte diese Linie immer noch für die einzige, auf der die noch unbedingt nötige Verständigung herbeigeführt werden kann.)

Wie ich vermute, wird der König durch den Mund des Kronprinzen Beschwerden gegen die deutsche Politik an Allerhöchster Stelle vortragen lassen. Der König ist ärgerlich darüber, daß wir die Türkei mit ihren Wünschen nicht glatt haben durchfallen lassen. Er hat verschiedentlich die Auffassung vertreten, daß die Türkei erst durch uns zu ihrer Begehrlichkeit gebracht worden sei. Der Vorwurf dürfte nach meinen Informationen nicht unberechtigt sein. Nur sind diese Versuche, der Türkei den Rücken zu stärken, nicht von der deutschen amtlichen Politik ausgegangen, sondern – wohl nicht ohne Auftrag – durch General von Lossow vorgenommen worden.

Ferner hat, wie mir glaubwürdig berichtet wird, der König sich geärgert über die kleinliche Art der Führung der wirtschaftlichen Verhandlungen. Auch hier hat das Auswärtige Amt wiederholt einer breiteren und entgegenkommenderen Verhandlungsart das Wort geredet, konnte aber weder bei den Ressorts in Berlin noch bei O. H. L. damit durchdringen.

Bulgarien ist nach wie vor ein rasch aufstrebendes Staatsgebilde, nach dem Ergebnis dieses Krieges zweifellos die Vormacht auf dem Balkan. Ohne eine dauernde und sorgfältige Pflege unserer Beziehungen zu dem jungen Königreich entbehrt die deutsche Orientpolitik einer gefestigten Grundlage. Ich möchte deshalb eine sehr freundliche und wohlwollende Behandlung des begabten und sympathischen Kronprinzen warm empfehlen, insbesondere auch von Seiten des Kaiserlichen Hofes. Bei dem an den höchsten militärischen Stellen augenblicklich wehenden wenig bulgarenfreundlichen Winde steht zu befürchten, daß von dieser Seite der Empfang kein allzu warmer sein wird.

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald IV S. 136–138. Telegramm (für Reichskanzler).

Die durch den Parmabrief[203] angeschlagene Position Kaiser Karls sollte ausgenutzt werden. Es erscheint nötig, Österreich durch einen langfristigen politischen Vertrag und durch militärische Abmachungen („Wirtschaftsbund“ und „Heeresbund“) an Deutschland zu ketten. Die Initiative sollte von Österreich ausgehen.

Bukarest, 3. Mai 1918

[203] Oben Anm. 1059.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald IV S. 138–139. Telegramm.

Die Dobrudschafrage ist jetzt folgendermaßen gelöst: Die südliche Dobrudscha geht direkt an Bulgarien; die nördliche wird dem Kondominium der Vierbundmächte unterstellt. – Bulgarien und die Türkei streiten noch über Grenzberichtigungen.

Bukarest, 3. Mai 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald IV S. 140–141. Telegramm (für Reichskanzler). – Vgl. auch ebenda S. 148.

Die rumänischen Verhandlungen stehen kurz vor dem Abschluß (unterzeichnet am 7. Mai). – Ich werde König Ferdinand besuchen und bald nach Berlin abreisen.

Bukarest, 4. Mai 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Werk des Untersuchungsausschusses IV,8 S. 260–261. Telegramm (für Reichskanzler).

Mackensen telegraphiert an Ludendorff, daß König Ferdinand zwar beseitigt werden sollte; das sollte aber nicht vor dem Friedensschluß mit Rumänien geschehen. – Einverstanden mit dieser Sichtweise.

[Bukarest] 4. Mai 1918

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald IV S. 141–142. Telegramm (für Reichskanzler).

Mit Feldmarschall Mackensen stimme ich überein, daß nach der Ratifikation des Friedens König Ferdinand seinen Thron räumen sollte; das wünschen auch die meisten Rumänen.

Bukarest, 5. Mai 1918

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an das Auswärtige Amt

Scherer/Grunewald IV S. 149. Telegramm.

Für die Kaiserzusammenkunft in Spa schlage ich vor: politisches Bündnis mit Österreich-Ungarn auf 20 Jahre; Heeres- und Wirtschaftsbund zwischen beiden Partnern; Abbau der Handelsschranken.

Bukarest, 9. Mai 1918

*Kühlmann auf der Konferenz mit Reichskanzler und OHL

Scherer/Grunewald IV S. 149–156. Vgl. auch ebenda S. 164–168 (Auszüge), 183, 187, 190–191 (Auszüge).

Themen: Dauer des deutsch-österreichischen Bündnisses mindestens 20 Jahre. – Deutsch Kommandosprache im österreichisch-ungarischen Heer? – Die Polenfrage ist noch ungeklärt. – Abtrennung von Gebieten in Transkaukasien zugunsten Persiens? – Mitteilungen an die Parteiführer?

Spa, 11. Mai 1918

*Kühlmann im Preußischen Staatsministerium

Auswirkungen der … Oktoberrevolution IV,3 S. 1355–1356. Protokoll. (Auszug.)

Bei der Unterzeichnung des Friedens mit der Ukraine war klar, daß die ukrainische Rada keine dauernde Regierungsgewalt besitzt. – In Sachen Rumänien hat der ehemalige Minister Marghiloman zum Friedensschluß gedrängt; den hat der König aber nicht gewollt.

[Berlin] 17. Mai 1918

*Kühlmann an Mirbach[204]

Zeman, Germany S. 128–129. Telegramm (in englischer Übersetzung). – Vgl. auch ebenda S. 132–133.

Er soll viel Geld zur Stützung der Bolschewiki einsetzen. Wir haben kein Interesse, weder die Kadetten-Partei noch die Monarchisten zu unterstützen, wenn die Bolschewiki stürzen sollten.

Berlin, 18. Mai 1918

[204] Wilhelm Graf von Mirbach-Harff (1871–6. Juli 1918), Zweiter Sekretär an der Botschaft Paris 1906–1908; Erster Sekretär an der Botschaft St. Petersburg 1908–1911; danach u. a. im AA; dem Stab der Militärverwaltung in Rumänien zugeteilt Dezember 1916 – Septem-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann im Gespräch mit Ioffe

Brestskij Mir S. 399–401. Privatdienstbrief (Ioffes).

Die Kriegsschiffe in Novorossijsk müssen nach Sevastopol' zurückkehren. „Ich gebe Ihnen die bestimmte Garantie, daß sie dann in Ihrem Besitz bleiben." – Im Kaukasus, sagte Kühlmann, gebe es Schwierigkeiten mit den Türken. Er lenkte das Gespräch auf die Wirtschaftskommission ab und sagte, sie müsse sich in Berlin, nicht in Moskau, konstituieren. Dort wird sie Kriege leiten.

Berlin, 26. Mai 1918

Kühlmann an Berckheim

PA Berlin, RZ 202/22142, S. 135–136. Telegramm in Typendruckschrift.

Nr. 1771. Berlin, 30. Mai 1918

Auf Telegramm Nr. 1258.

Angelegenheit der Schleifung der Alandbefestigungen ist Gegenstand wiederholten ausführlichen Telegammwechsels zwischen der O. H. L. und dem Auswärtigen Amt gewesen. Ich verweise auf die diesseitigen Telegramme Nr. 474 und 521, in denen die Notwendigkeit sofortiger Schleifung der Befestigungen eingehend begründet worden ist. Exzellenz Ludendorff hat daraufhin angeraten, die Finnen zu – baldigster – Schleifung aufzufordern und ihnen, falls sie das nicht allein ausführen könnten, schwedische Hilfe anzubieten (dortiges Tel. Nr. 700). In derselben Richtung bewegte sich das dortige Tel. Nr. 764. Da auch der Chef des Admiralstabs[205] sich mit alsbaldiger Schleifung einverstanden erklärte und Beteiligung deutscher Marinetruppen zusagte, wurde gemäß Art. 5 des deutsch-russischen und Art. 30. des deutsch-finnischen Friedensvertrages[206] in Verhandlungen mit den Regierungen Schwedens und Finnlands eingetreten, die jetzt nicht mehr rückgängig zu machen sind, besonders da wir uns in dem geheimen Protokoll vom 17. Mai, wovon Ew.pp. Abschrift zugehen wird, Schweden gegenüber verpflichtet haben, alsbald das Erforderliche wegen Schleifung der Befestigungen in die Wege zu leiten. Diese Verpflichtung ist unsere Gegenleistung für das dem schwedischen Kabinett nach langen, schwierigen Verhandlungen abgezwungene hochwichtige Zugeständnis, daß Schweden während des Krieges noch nachher die Westmächte in die Alandfrage hineinziehen und überhaupt mit diesen Mächen hierüber

ber 1917; am 2. April zum „Vorläufigen diplomatischen Vertreter"' in Moskau ernannt; am 6. Juli dort ermordet.

205 Admiral von Holtzendorff.

206 Jeweils vom 3. und vom 7. März 1918 (vgl. Schulthess' Europ. Geschichtskalender 59,2 [1918] S. 683–684 und S. 707).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nicht verhandeln werde. Wir haben dadurch unser langjähriges politisches Ziel, die Ostseeregion nur durch die Anliegerstaaten entscheiden zu lassen, erreicht und der Entente die Möglichkeit genommen, über Schweden sich wieder an der Ostseepolitik beteiligen zu können.

Ich hoffe, daß Exz. Ludendorff dieser Sachlage gegenüber seinen Widerspruch fallen läßt.

*Kühlmann an Mirbach

Zeman, Germany S. 129. Telegramm (in englischer Übersetzung).

Uns wird berichtet, daß polnische und tschechische Truppen per Bahn über Murmansk an die Westfront und serbische Truppen per Bahn von Vologda nach Perm transportiert werden sollen, ferner daß ein tschechoslowakisches Korps nach Vladivostok verlegt werden soll. Diese Transporte müssen von der Moskauer Regierung unterbunden werden.

Berlin, 1. Juni 1918

Kühlmann an Berckheim

PA Berlin, RZ 201/14100, S. 274–276. Telegramm offen. Abschrift.

Nr. 1178. Berlin, 3. Juni 1918

Ich beabsichtige dem Kaiserlichen Botschafter in Pera[207] folgendes zu telegraphieren:

„Die Friedensverträge, die die Türkei getrennt von ihren Bundesgenossen mit den Kaukasiern abschließt, können von uns nicht anerkannt werden, da sie mit dem in Artikel 3 des deutsch-türkischen Vertrags vom 28. September 1916[208] ausgesprochenen Verbot jedes Sonderfriedens im Widerspruch stehen würden. Wir können nur solche Verträge gelten lassen, die unter Mitwirkung der vier Verbündeten zustande kommen.

Euere Exzellenz wollen dies der Pforte mitteilen und dabei mit ernstestem Nachdruck die Erklärung aus meinem Telegramm Nr. 829 wiederholen.

Von allen Seiten, vom Vatikan, vom König von Spanien, aus der Schweiz sowie von den soeben hier eingetroffenen Delegierten des armenischen Nationalrats werden wir um Hilfe für die Armenier angerufen und für alles, was ihnen geschieht, verantwortlich gemacht. Wir können uns dieser Verantwortung als Mitunterzeichner des Brester Vertrags, der den Türken den Weg nach Ardahan, Kars und Batum geöffnet hat, nicht entziehen. Die Meldungen unserer unbedingt zuverlässigen Gewährsmänner und die Berichte der armeni-

[207] Bernstorff.

[208] Text in: Mühlmann, Oberste Heeresleitung S. 278–279.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schen Abgesandten stimmen darin überein, daß die Türken in Nichtachtung aller ihrer Versprechungen die Vernichtung der Armenier im Kaukasus planmäßig betreiben oder mit wohlwollender Passivität zulassen. Unter diesen Umständen müssen wir darauf bestehen, daß die Türkische Regierung nicht nur ihrem Versprechen gemäß den weiteren Vormarsch alsbald und endgültig einstellt, sondern nunmehr auch ohne Verzug wirksame Garantien schafft, um die Armenier in den bereits besetzten Gebieten gegen Übergriffe regulärer oder irregulärer Verbände zu schützen.

Euere Exzellenz bitte ich, die Pforte erneut und mit besonderem Ernst darauf aufmerksam zu machen, daß die Nichtbeachtung unseres Verlangens sie den unter Nr. 5 des Telegramms Nr. 829 vorausgesagten Folgen aussetzen würde. Euere Exzellenz sind ermächtigt, ohne Mesopotamien und Palästina ausdrücklich zu nennen, ihre Sprache so zu regeln, daß den türkischen Staatsmännern die Möglichkeit einer Rückwirkung auf die von uns übernommene territoriale Garantie zum Bewußtsein kommt. Wie General Ludendorff an General von Seeckt[209] telegraphiert hat, kann die Türkei nicht damit rechnen, daß wir ihr mit deutschem Blut oder auf deutsche Kosten türkisches Landgebiet wieder verschaffen, dessen Verteidigung oder Wiedergewinnung sie selbst vernachlässigt oder gefährdet. Eine solche Gefährdung ist auch in den Ausschreitungen gegen die Armenier zu erblicken, weil dadurch die gesamte gesittete Welt gegen die Türkei und ihre Verbündeten aufgebracht und so die Aussicht eines Rückerwerbs der verlorenen Gebiete auf diplomatischem Wege erschwert wird.

Die O. H. L. instruiert General von Seeckt im gleichen Sinne."

Bitte tunlichst umgehend Stellungnahme der O. H. L. drahten. General von Bartenwerffer wird hier verständigt werden.

*Kühlmann an Rosen

Scherer/Grunewald IV S. 181. Telegramm. – Vgl. auch ebenda S. 220, 224.

Fürst Hatzfeld[210] wird nach Den Haag geschickt, um dort mit dem englischen Innenminister Cave in Verhandlungen über Kriegsgefangene und andere Fragen einzutreten.

Berlin, 5. Juni 1918

[209] Hans von Seeckt (1866–1936), Generalmajor; Generalstabschef der osmanischen Armee 1917–1918; Chef des Truppenamts/der Heeresleitung 1919–1926.

[210] Vgl. oben Anm. 1083 und 1085. – Der im folgenden genannte: Sir George Cave (1856–1928), Innenminister 1916–1919.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an Mirbach

Deutsch-sowjetische Beziehungen S. 655. Telegramm.

Die russischen Schlachtschiffe in Novorossijsk können eventuell bis zum allgemeinen Frieden unbenutzt bleiben.

Berlin, 6. Juni 1918

Kühlmann an Berckheim

PA Berlin, RZ 202/22195, S. 5–6. Telegramm. Entzifferung.

Nr. 1226. Berlin, 8. Juni 1918

Ich habe an den Kaiserlichen Botschafter in Wien gedrahtet:

Herr Tschenkeli[211], der früherere Ministerpräsident der Transkaukasischen Republik, ist an der Spitze einer georgischen Delegation hier eingetroffen und hat uns die Gründung der Georgischen Republik und die Auflösung der Transkaukasischen Republik amtlich notifiziert. Er bittet, die Anerkennung des neuen Staates auszusprechen, und erklärt ferner, daß der nach türkischen Meldungen inzwischen von den Türken mit Georgien abgeschlossene Friedensvertrag, weil durch Gewalt erzwungen, als nichtig zu betrachten sei. Er beantragt den Zusammentritt einer Konferenz von Delegierten der vier verbündeten Mächte und Georgiens zu dem Zwecke, einen Friedensvertrag zwischen dem Vierbund und Georgien auf Grundlage des Brester Vertrags abzuschließen.

Mit den gleichen Erklärungen und Anträgen will Herr Tschenkeli herantreten an die hiesigen Vertreter Österreich-Ungarns, der Türkei und Bulgariens.

Wir beabsichtigen, Herrn Tschenkeli in der Anerkennungsfrage zu antworten, daß wir die Regierung der Georgischen Republik als de facto-Regierung anerkennen und bereit sind, dem neuen Staat später auch formell unsere Anerkennung zu geben, sobald die Loslösung Georgiens von der Russischen Sowjets-Republik die Zustimmung erhalten hat.

Was die Gültigkeit der anscheinend von der Türkei mit Georgien und anderen neu gebildeten Staaten Transkaukasiens geschlossenen Verträge anbetrifft, so stehen wir auf dem Standpunkt, daß sie nicht von uns anerkannt werden können, weil jeder Sonderfrieden ausgeschlossen ist durch den türkisch-deutschen Vertrag vom 28. September 1916[212]. Nur solche Verträge können wir gelten lassen, die von der Türkei unter Mitwirkung der drei anderen Verbündeten geschlossen werden.

[211] Akaki Čchenkeli (1874–1959), Außenminister der Transkaukasischen Republik April–Mai 1918; Außenminister Georgiens Mai–November 1918. – Zum folgenden die neueste Studie von: Astamadze, Deutsch-georgische Zusammenarbeit.

[212] Vgl. oben Anm. 208.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Um einen Friedensschluß zunächst mit Georgien herbeizuführen, würde entsprechend dem Antrage Tschenkelis eine gemeinsame Konferenz einzuberufen sein. Schon aus Courtoisie gegen die Türkei dürfte Konstantinopel als Konferenz-Ort zu wählen sein.

Falls die Österreichisch-Ungarische Regierung sich auf den gleichen Standpunkt stellt, so würden wir vorschlagen, eine gemeinsame Demarche in diesem Sinne durch unsere Vertreter in Konstantinopel zu unternehmen.

Die Verständigung mit der Bulgarischen Regierung könnte zunächst wohl zurückgestellt werden.

*Kühlmann an Grünau

Scherer/Grunewald IV S. 193–195. Telegramm. Vgl. auch ebenda S. 198–201 (Auszüge).

Mit Graf Burián konnte eine Einigung über den Bündnisvertrag zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn erzielt werden. Dagegen bestand Burián in der polnischen Frage auf dem Prinzip der Personalunion, die den deutschen Interessen klar widerspricht.

Berlin, 11. Juni 1918

*Kühlmann an Berckheim

Werk des Untersuchungsausschusses IV,8 S. 263–264. Telegramm.

Steigendes Mißtrauen in Bulgarien gegenüber Deutschland, besonders aber gegenüber der Türkei. Die Lösung der Dobrudschafrage könnte vielleicht im Zusammenhang mit der Kaukasusfrage gelöst werden. Auch in der Thrazienfrage will Bulgarien keine Zugeständnisse machen.

[Berlin] 12. Juni 1918

Kühlmann an Berckheim

PA, RZ 202/22142, S. 147. Telegramm.

Nr. 1294. Berlin, 12. Juni 1918, 11.45 n.

Auf Telegramme Nr. 1329 und 1357.
Für General Ludendorff.

Wir haben Schweden gegenüber schriftliche Verpflichtung übernommen, – alsbald – das Erforderliche wegen Schleifung der Befestigungen[213] in

[213] Der Ålandinseln.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

die Wege zu leiten. Wollten wir hinzögernde Taktik verfolgen, würden wir uns mit unseren Versprechungen in Widerspruch setzen und in eine unmögliche politische Lage Schweden gegenüber geraten. Wie dort bekannt, interessiert sich zudem schwedischer König[214] besonders für die Angelegenheit. Ich bitte, dort Bedenken zurückzustellen. Für Drahtantwort wäre ich dankbar.

*Kühlmann im Interfraktionellen Ausschuß

IFA II S. 379–412. Protokolle (Auszug). – Vgl. auch Hauptausschuß des Reichstags IV S. 2213.

Die Ostseedivision verbleibt in Finnland; die Kosten der Finnland-Expedition trägt das Land selbst. – Über Estland und Livland wird in den kommenden deutsch-russischen Verhandlungen gesprochen. – Polnische Frage: Österreich-Ungarn rechnet damit, daß Galizien sich Polen anschließt; Deutschland hat militärisches Interesse an einer Lösung der polnischen Frage („Grenzregulierung"); die polnische Eisenbahn muß für deutschen Transit gesichert werden; von Deutschland wird ein deutschfreundlicher Thronkandidat gewünscht. – Gegenüber Großrußland liegt die Demarkationslinie noch nicht fest; die nach Novorossijsk entwichenen russischen Großkampfschiffe müssen nach Sevastopol' zurückkehren. – Im Kaukasus rücken türkische Truppen über Džul'fa Richtung Mossul vor, auch nach Baku; deutsche Truppen fungieren als Gesandtschafts- und Bahnschutz; die türkische Regierung ist scharf darauf hingewiesen worden, keine Exzesse gegenüber Armeniern zu verüben; Georgien ist als De-facto-Regierung anerkannt. – Über Bessarabien existieren keine Verträge.

[Berlin] 19. Juni 1918

*Kühlmann im Reichstag

Verhandlungen des Reichstags. Stenographische Berichte. Bd. 313 (12. Juni–13. Juli 1918) S. 5561–5562. – Vgl. auch Schulthess' Europ. Geschichtskalender 59,1 (1918) S. 200–201.

Beim Friedensschluß mit Rumänien war die Frage der Norddobrudscha die schwierigste. Das Kondominium über das Gebiet soll nur eine zeitweilige Regelung sein. Die Norddobrudscha sollte mit Bulgarien vereinigt werden. Die daher von der Türkei beanspruchte Grenzregelungen müssen noch behandelt werden.

Berlin, 21. Juni 1918

[214] Gustav V. (1858–1950), König von Schweden 1907–1950.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Protokoll einer Besprechung über die Ausdehnung des Ubootkrieges auf die ostamerikanische Küste

PA Berlin, RZ 202/22147, S. 308–316. Auszüge. – Die Besprechung fand beim Reichskanzler statt. – Teilnehmer: Hertling, Kühlmann, Bussche [weitere Herren des AA]; Winterfeldt [seitens der OHL]; Admiral Koch[215]; Admiral Hebbinghaus [weitere Herren des Admiralstabs]. – Ganz geheim. Urschriftlich an Grünau z.K. am 26. Juni 1918 übersandt. – Kühlmanns Beiträge werden vollständig, die der anderen Herren gekürzt oder zusammengefaßt wiedergegeben.

[Berlin] 23. Juni 1918, vormittags 11 Uhr

Reichskanzler eröffnet die Sitzung und bemerkt, daß die Reichsleitung durch das Vorgehen der Marine in eine unangenehme Situation gekommen sei. [*Die Sperrgebietserklärung an der amerikanischen Küste sei eine weittragende Entscheidung, die* niemals ohne genaue Durchberatung der Frage – ev. Anrufung der Allerhöchsten Entscheidung – *getroffen werden dürfe.*]

[Koch *führt die Gründe für die Erklärung des Sperrgebiets aus*: Amerika und besonders die Vereinigten Staaten hätten heute den überragenden Anteil an der Versorgung Englands und der Entente mit Lebensmitteln und Rohstoffen aller Art, mit Kriegsmaterial, und auch die Haupttruppentransporte kämen von Amerika. *Den Verkehr erfasse man am besten* an den uns bekannten Ausgangspunkten, nicht an den unbestimmten Endpunkten. *Durch die Erklärung werden die gegnerischen Kräfte zersplittert. Vom Admiralstab sei die Maßnahme dem AA am 1. März mitgeteilt worden. Der Generalstab habe am 6. März seine Unterstützung zugesagt.* Er bitte daher den Reichskanzler um Zustimmung zu den getroffenen Maßnahmen. Alles sei vorbereitet.]

Kühlmann bemerkt, daß die Darlegungen einer ausführlichen Ergänzung bedürfen, ehe man über diese Frage sich entscheiden kann, angesichts der schweren politischen Folgen, die mit ihr verbunden sind. Es ist uns zunächst nicht verständlich, warum man erst jetzt an uns herantritt, wiewohl die Vorbereitungen der Marine doch sicherlich schon seit Monaten im Gange sind. Man hätte uns doch pari passu mit dem Fortschreiten der Vorbereitungen auf dem Laufenden halten können, damit vor der Ausreise der Boote eine Entscheidung der beteiligten Stellen herbeigeführt werden konnte. Jetzt wird die Maßnahme anscheinend mit militärischer Notwendigkeit begründet. Warum hat man nicht früher die Spezialdiskussion beginnen können?

[*Koch erwidert, daß das AA doch schon seit dem 1. März unterrichtet sei. Es sei im übrigen erforderlich gewesen, die Absichten nicht durch Gefahr zu frühen Bekanntwerdens zu kompromittieren.*]

Kühlmann: Aus der Antwort des A.A. ging hervor, daß vor definitiver Entscheidung der R.K. gehört werden müsse. Seine Maj. hat übrigens inzwi-

[215] Reinhard Koch (1861–1939), Admiral; stellvertretender Chef des Admiralstabs; er vertrat derzeit den erkrankten Admiral Holtzendorff.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schen entschieden, daß keine Entscheidung getroffen werden dürfe, ohne daß S. M. den Herrn Reichskanzler gehört habe.

[*Koch bemerkt, zu weiteren vorbereitenden Schritten sei keine Veranlassung mehr gewesen.*]

Kühlmann: Vor der Abfahrt der Boote hätte unbedingt das Einverständnis des Reichskanzlers eingeholt werden müssen. Von diesem Standpunkt kann ich nicht abgehen. Die Geheimhaltung der Angelegenheit wäre gesichert gewesen. Es hätte auch im militärischen Interesse gelegen, vorher die Situation zu klären, damit nicht ev. eingeleitete Maßnahmen wieder zurückgenommen werden müssen. Einige technische Aufklärungen muß ich mir noch erbitten, da man doch nicht mit verbundenen Augen in ein solches Unternehmen hineingehen kann.

Wie lange brauchen die Boote vom Heimathafen bis ins geplante Sperrgebiet?

Wie lange können die Boote auf Station bleiben?

Welche Zahl von Booten steht zur Verfügung?

Wieviel Boote können gleichzeitig auf Station sein?

Koch: Anmarsch ca. 3 Wochen.

Aufenthalt im Sperrgebiet 4 – 6 Wochen.

3 Kreuzer gleichzeitig anwesend; später hoffentlich mehr.

Kühlmann: Nach dem Bild, das die vorliegende Verkehrskarte [*die Koch zu Beginn verteilt hatte*] bietet, fahren die Schiffe in Amerika von einer breiten Basis ab. Das Bündel der Wege wird bei der Ankunft schmäler. Welche Vorteile bietet es, daß die Boote erst die ungeheure Reise überwinden und in Amerika operieren, statt bei den Ankunftshäfen, wo die Verkehrsstraßen zusammenlaufen, zu operieren? Bei den Erfolgen des einen Bootes, was jetzt drüben war, spielt die Überraschung eine große Rolle. Das fällt später weg. Amerika verfügt über Abwehrmittel, es scheint mir wenig Hoffnung zu bestehen, daß drüben weniger Abwehrmittel gebraucht werden als z. B. bei den Azoren.

[*Koch: An der englischen und französischen Küste stehe stärkste Abwehr. Wenn an der amerikanischen Küste operiert werde, bringe das einen Entlastungserfolg.*]

Kühlmann: Diese Gesichtspunkte sind durchaus verständlich. Es erfüllt mich mit Besorgnis, daß die Schwierigkeiten des U-Bootkrieges westlich Irland so zugenommen haben. Gewiß wird Amerika für einige Monate mit seinen Abwehrmaßnahmen im Rückstande bleiben. Die Versenkungen durch die 3 Boote können nicht ins Gewicht fallen.

[*Koch: Derzeit seien an der amerikanischen Küste 50–60.000 t versenkt. Der neue Kreuzertyp werde voraussichtlich nicht schlechter arbeiten. Davon seien im übrigen 40 Stück im Bau. Sie seien für größere Aufgaben bestimmt.*]

Kühlmann: Dies letztere wäre kein Grund, um deswegen die geplanten Maßnahmen zu ergreifen. Diskutabel würde es vielleicht sein, die bestehenden Sperrzonen nach Westen hin weiter auszudehnen.

Die politischen Nachteile der Schaffung einer Sperrzone an der amerikanischen Küste liegen auf der Hand. Nach allen unseren Meldungen besteht in

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

manchen Kreisen ein Kriegsfieber, aber in der breiten Masse ist kein Kriegswillen. Wenn das Sperrgebiet erklärt wird, so bricht die Kriegsentschlossenheit bei Allen aus. Was wir durch die Versenkung von vielleicht 180.000 Tonnen im Monat erreichen, wird durch diesen politischen Nachteil wieder wett gemacht. Wir können die Ver. Staaten nicht schlagen und sie zum Frieden zwingen. Verharrt Amerika noch über die nächsten 1 ½ Jahre hinaus im Kriege gegen uns, so ist das sehr bedenklich. Sein Kriegswille sollte nicht gesteigert werden. Unsere Bundesgenossen haben gar kein Interesse an dem amerikanischen Kriege.

Eine besonders ernste Gefahr der Vorschläge liegt in ihrer Wirkung auf Südamerika, wo noch einige Neutrale sind, deren Eintritt in den Krieg alle Vorteile der Maßnahme zum Mindesten paralysieren würde. Wenn irgend möglich, muß das Überspringen des Krieges auf das lateinische Amerika verhindert werden, damit nach dem Kriege unser überseeischer Handel wieder aufleben kann. Auch Spanien, mit dem wir schon schwere Stunden durchgemacht haben, könnte leicht seine Neutralität aufgeben.

Das deutsche Volk ist entschlossen durchzuhalten, aber jede Neubelastung wird moralisch schlecht wirken. Wir haben genug Feinde. Wenn wir mit ihnen fertig werden, so können wir Gott danken.

Mein Votum geht dahin, daß die Vorteile der vorgeschlagenen Maßnahme hinter ihren schädlichen Wirkungen zurückstehen.

Reichskanzler schließt sich diesem Votum völlig an.

Payer erklärt ein Gleiches. […] Das Risiko der Sache ist zu groß, als daß man es verantworten könnte.

Koch: Die vorhandenen Sperrgebiete nach dem Ozean zu erweitern habe keinen Nutzen. *Man brauche Entlastung, und die sei nur weit weg zu erreichen. Die Seekriegsleitung* könne es nicht verantworten, daß sie ihre Waffen nicht ausnutzt aus Rücksicht auf die Vereinigten Staaten. […] Er sei der Ansicht: je schärfer der Krieg geführt werde, desto besser – und nicht umgekehrt.

Reichskanzler: Von allem anderen abgesehen, scheint mir besonders der jetzige Moment unpraktisch für die Sperrgebietserklärung.

Kühlmann: Es liegt keine Rücksichtnahme auf Amerika vor. Dagegen muß ich mich verwahren. Es handelt sich nur um Rücksichtnahme auf unsere eigenen Interessen. Wie Wilson denkt, weiß ich auch, aber in Amerika gibt es auch noch andere Kreise, deren Kriegsenergie geweckt werden würde. Der Moment ist denkbar ungünstig, da gerade ein zuverlässiger Amerikaner am 7. d. M. von Bordeaux abgereist ist[216], um mit Wilson zu reden hinsichtlich der Möglichkeit eines weiteren Gedankenaustausches. Wenn wir jetzt das Sperrgebiet erklären, so entsteht wieder die Situation wie Anfang des Jahres 1917, wo auch gerade im Moment der Friedensgespräche die militärische Maßnahme des U-Bootkrieges einsetzte. Das Ausland, das die Ressortschwierigkeiten bei uns nicht kennt, würde uns wieder den Vorwurf der Doppelzüngigkeit machen.

[216] Vermutlich handelt es sich um Harold McCormick (vgl. unten Anm. 219).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ich halte nicht nur die Vorteile der geplanten Maßnahmen nicht für ausreichend, sondern auch den Zeitpunkt für unglücklich gewählt.

Der Ausgleich der Verluste unserer Feinde durch Neubauten erscheint mir fraglich. Jedenfalls können die 800.000 Tonnen nicht ausschlaggebend sein.

Koch: Auf die Frage nach den jetzigen U-Bootsleistungen im Sperrgebiet um England: […], *sie seien* jedenfalls in letzter Zeit zurückgegangen, zeitweilig von 32.000 auf 8–9.000 t.

Reichskanzler: Angesichts der herrschenden Divergenz muß die Entscheidung Seiner Majestät angerufen werden. Ich werde Seiner Majestät im Sinne meiner Ausführungen und der Äußerungen von Exz. v.Payer und v. Kühlmann Vortrag halten[217].

Schluß der Sitzung 12½ Uhr.

*Kühlmann im Reichstag

Verhandlungen des Reichstags. Stenographische Berichte. Bd. 313 (12. Juni – 13. Juli 1918) S. 5607–5612. – Vgl. auch Schulthess' Europ. Geschichtskalender 59 (1918) S. 202–210. Ferner: Hauptausschuß des Reichstags IV S. 2214; Berg, Erinnerungen S. 143–151.

Überblick über die politische Gesamtlage. Wechsel des Außenministers in Wien von Czernin zu Burián. – In Bulgarien ist Radoslavov zurückgetreten. – In der Türkei ergeben sich Fragen wegen der Maritza-Grenze und des türkischen Engagements im Kaukasus. – In Großrußland sind die Verhältnisse noch in Gärung begriffen. Verschiedene Glieder des russischen Reiches haben sich abgespalten: Finnland ist nun von den Roten Garden befreit; Kurland und Litauen sind aus Rußland ausgeschieden; Estland und Livland haben um deutsche Hilfe gebeten. Das Schicksal Polens ist noch nicht endgültig geregelt; die Krim ist besetzt; im Kaukasus hat sich vor allem Georgien konsolidiert und will sich an Deutschland anlehnen. – Die kaukasischen Angelegenheiten sollen auf einer Konferenz in Konstantinopel behandelt werden. – In der Ostsee muß Rußland auf den Ålandinseln die Befestigungen beseitigen. – Dänemark, Holland, die Schweiz und Spanien halten an ihrer Neutralität fest. – Hinsichtlich der militärischen Lage kann niemand sagen, wann der Krieg zu Ende gehen wird. Die Behauptung, die Mr. Balfour in einer Rede kürzlich aufgestellt hat, Deutschland erstrebe die Weltherrschaft[218], ist unwahr. Es ist deutlich geworden, daß der Weltkrieg nichts anderes ist als das Werk Rußlands. Die deutschen Ziele in diesem Krieg sind: ein freies und gesichertes Land innerhalb der vorhandenen Grenzen; Fortbestand des deutschen Kolonialreichs; Freiheit

[217] In einer erneuten Sitzung in der Sache am 29. Juli 1918, an der der neue Staatssekretär von Hintze teilnahm, erklärte der Kaiser am Schluß, er wolle noch keine definitive Entscheidung geben (PA Bonn, RZ 202/22147, S. 356). Im weiteren Verlauf des Krieges ist die Sache nicht mehr behandelt worden.

[218] Das hat Balfour in den zurückliegenden Wochen im Unterhaus mehrfach gesagt. Vgl. Schulthess' Europ. Geschichtskalender 59,2 (1918) S. 164–167, 182–183, 191–192.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

der Meere. – In der belgischen Frage lehnen wir Erklärungen als Vorleistung ab. Anträge auf einen ehrenvollen Frieden und einen Gedankenaustausch darüber lehnen wir nicht ab. „Ohne solchen Gedankenaustausch wird bei der ungeheuren Größe dieses Koalitionskrieges und bei der Zahl der in ihm begriffenen auch überseeischen Mächte durch rein militärische Entscheidungen allein ohne alle diplomatische Verhandlungen ein absolutes Ende kaum erwartet werden können."

Berlin, 24. Juni 1918

*Kühlmann im Hauptausschuß des Reichstags

Hauptausschuß des Reichstags IV S. 2207–2208 und 2210–2011. Protokoll.

Rumänien hat sich nicht erst seit dem Krieg auf die Seite der Entente begeben, sondern schon zu Zeiten der Regierung König Karls. Dieser hat im Zweiten Balkankrieg Bulgarien die Dobrudscha abgenommen. Natürlich hat sich auch König Ferdinand mit Schuld beladen. Die Königsfrage in Rumänien muß intern gelöst werden. Eine Zusammenarbeit mit der Partei Carps hat keinen Sinn gehabt, weil Carp jeglichen Frieden ablehnt, der für Rumänien Opfer bringt.

[Berlin] 24. Juni 1918

*Kühlmann im Reichstag

Verhandlungen des Reichstags. Stenographische Berichte. Bd. 313 (12. Juni–13. Juli 1918) S. 5640–5642. – Vgl. auch Schulthess' Europ. Geschichtskalender 59,1 (1918) S. 214–216.

Er antwortet auf die Kritik des Grafen Westarp an seiner Bemerkung am Schluß seiner Ausführungen vom Vortag; er habe keinesfalls sagen wollen, daß nur diplomatische Verhandlungen, nicht auch militärische Entscheidungen zum Sieg führen würden. Die Einschiebung des Wortes „nur" verdrehe seine Worte ins Gegenteil. „Wir vertrauen auf die Siege der Vergangenheit und hoffen auf die Siege der Zukunft, und an die Siege wird sich die diplomatische Arbeit anschließen müssen."

Berlin, 25. Juni 1918

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Kühlmann an Lersner

Scherer/Grunewald IV S. 223–224. Telegramm.

Mit einem Vertrauensmann des amerikanischen Präsidenten Wilson[219] bestehen – zum Zweck der Friedensanbahnung – über die Schweiz Kontakte. Sie würden unmöglich gemacht, wenn von der Marine die amerikanische Küste zum Sperrgebiet erklärt würde.

Berlin, 26. Juni 1918

*Kühlmann an Romberg

Scherer/Grunewald IV S. 224–225. Privatdienstbrief.

Er soll dem Mittelsmann mitteilen, daß eine Kontaktnahme mit einer englischen Persönlichkeit am besten direkt – anstatt auf dem Wege über einen Neutralen – erfolgen sollte.

Berlin, 29. Juni 1918

*Besprechung zwischen OHL und Reichskanzler

Ludendorff, Urkunden S. 491–492. Protokoll (Auszug).

Hertling zur Reichstagsrede Kühlmanns vom 24. Juni: „Bei der Rede des Staatssekretärs haben unglückliche Umstände mitgewirkt. […] Leider hat die zweite Kühlmann-Rede Lage nicht gebessert.“ Hindenburg: „Die O. H. L. hat aus ihrem Argwohn gegen den Staatssekretär nie ein Hehl gemacht. Der Eindruck der Rede auf das Heer ist niederschmetternd.“

Spa, 1. Juli 1918

Kühlmann an Lersner

PA Berlin, RZ 202/22142, S. 158–159. Erlaß. Behändigte Ausfertigung. Praes.: 4. Juli 1918.

Nr. A 27721./100082. Streng vertraulich. Berlin, 1. Juli 1918

2 Anlagen [*liegen bei: S. 160–168*].

Euer Hochwohlgeboren übersende ich in der Anlage ergebenst Abschrift eines an den Kaiserlichen Wirklichen Legationsrat Herrn Freiherrn von Grünau

[219] Harold F. McCormick (1872–1941), amerikanischer Industrieller. – Über seine Kontakte zu deutschen Mittelspersonen gibt sein unveröffentlichter Nachlaß Auskunft, der von der Wisconsin Historical Society aufbewahrt wird.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gerichteten Erlasses vom heutigen Tage nebst Anlage zur gefälligen persönlichen Information.

Von der in dem Erlaß an Herrn von Grünau angeführten Unterredung des Kaiserlichen Gesandten [*v. Lucius*] mit Herrn von Trolle[220] vom 29. v.M. bitte ich die Oberste Heeresleitung in Kenntnis zu setzen.

Der Kaiserliche Gesandte in Stockholm hat ferner hier den Vorschlag unterbreitet, man solle versuchen, die Schwedische Regierung unter Hinweis auf die gegenwärtige ungewisse Lage in Rußland dazu zu bestimmen, daß nur die Modalitäten der Schleifung sofort festgesetzt, die Schleifung selbst aber bis nach Friedensschluß verschoben werden. Man müßte allerdings der Schwedischen Regierung unser Eintreten für definitive Lösung der Aalandfrage in schwedischem Sinne versprechen. Seine Majestät der Kaiser habe sich ihm gegenüber hiermit einverstanden erklärt, und auch der Feldmarschall von Hindenburg habe ihm gesagt, daß er den Wunsch Schwedens auf den Besitz der Inseln durchaus verständlich finde.

Euer Hochwohlgeboren bitte ich, General Ludendorff in diesem Sinne sondieren zu wollen, ohne das Auswärtige Amt irgendwie auf diesen Ausweg festzulegen, der übrigens uns von den Finnen sehr verübelt werden und unsere Zusammenarbeit mit ihnen sehr erschweren würde.

Über das Ergebnis der Besprechung bitte ich berichten zu wollen.

Kühlmann an Grünau

PA Berlin, RZ 202/22142, S. 160–162. Erlaß. Abschrift.

Nr. A 27721./100082, S. 160–162. Berlin, 1. Juli 1918

Im Anschluß an Erlaß Nr. 101 vom 29. Mai d.J.
1 Anlage [*liegt bei: S. 163–168*]

Euer Hochwohlgeboren übersende ich in der Anlage ergebenst eine Aufzeichnung über den gegenwärtigen Stand der Frage der Aaland-Entfestigung zur gefälligen Orientierung. Euer Hochwohlgeboren werden daraus ersehen, daß die von der Obersten Heeresleitung und dem Admiralstab nachträglich geäußerten Bedenken gegen die Schleifung und der Wunsch, die Verhandlungen mit Schweden und Finland über die Modalitäten der Schleifung bis zum Friedensschluß hinzuziehen, mit unserer formellen schriftlichen Erklärung im Widerspruch stehen und unser bisheriges gutes Verhältnis zu Schweden ernstlich zu gefährden geeignet sein würden.

Der als deutscher Delegierter für die Verhandlungen ausersehene Marineattaché bei der Kaiserlichen Gesandtschaft Stockholm[221], der nach vertrau-

[220] Eric Trolle (1863–1934), Landesgouverneur von Östergötland (in Linköping) 1912–1930.

[221] Reinhold von Fischer-Loßainen (1870–1940), Marineattaché für die Nordischen Länder in Stockholm 1914–1919; a.D. als Konteradmiral (Charakter).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

licher Mitteilung des Kaiserlichen Gesandten in Stockholm den hier vertretenen Standpunkt für richtig hält, ist zur Zeit wegen schwerer Erkrankung seiner Gemahlin beurlaubt und dürfte erst in etwa 14 Tagen von seinem Urlaub zurückkehren. Vor seiner Abfahrt nach Stockholm wird er sowohl hier wie im Großen Hauptquartiere vorsprechen. Ich werde ihn bitten, auf die Oberste Heeresleitung im Sinne der hier vertretenen Auffassung einzuwirken.

Die Schwedische Regierung ist von Herrn Lucius gebeten worden, mit Rücksicht auf die Beurlaubung des Marineattachés den Beginn der Verhandlungen bis nach dessen Rückkehr zu verschieben.

Wie Herr von Lucius nunmehr unter dem 29. v. M. telegraphiert, hat der schwedische Delegierte der Aalandskommission von Trolle ihm gegenüber am gleichen Tage geäußert, daß er von Mitte Juli ab auf vier Wochen auf Urlaub gehen müsse und daß dadurch im Zusammenhang mit dem Nachurlaub von Herrn von Fischer der Beginn der Aalandsverhandlungen sich wohl bis Ende August verzögern würde. Der Kaiserliche Gesandte hat Herrn von Trolle zugeredet, seinen Urlaub ruhig anzutreten, da die Angelegenheit ja nicht so sehr eile. Der Gesandte hofft, daß dem Wunsche der Obersten Heeresleitung auf Hinausziehen der Verhandlungen hierdurch nach Möglichkeit entsprochen wird.

Euer Hochwohlgeboren bitte ich, Admiral von Müller zu informieren, Seiner Majestät aber zunächst nur in dem Falle Vortrag zu halten, daß die Angelegenheit von anderer Seite zur Sprache gebracht wird. Ich bemerke noch, daß deutscherseits ein politisches Interesse an der sofortigen Schleifung der Befestigungen nicht besteht. Es muß nur unter allen Umständen vermieden werden, daß die deutsche Politik, der ohnehin in diesem Kriege oft genug der Vorwurf der Unzuverlässigkeit gemacht worden ist, den Schweden gegenüber nicht in den Verdacht der Illoyalität gerät.

*Kühlmann an Wedel

Scherer/Grunewald IV S. 236. Telegramm.

Dem Wunsch des Grafen Burián, ein Protokoll zu bekommen, in dem die österreichische Waffenhilfe als nur für einen Defensivkrieg vorgesehen bezeichnet sei, kann nicht willfahren werden.

Berlin, 2. Juli 1918

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Kühlmann an Kaiser Wilhelm II.

PA Berlin, RZ 202/22316, S. 29–30. Telegramm. In Typendruckschrift.

Berlin, 6. Juli 1918, 4[Uhr]20

Wie mir eben Legationsrat Riezler meldet, ist Graf Mirbach soeben einem Attentat im Gesandtschaftsgebäude zum Opfer gefallen[222]. Tod durch Revolverschuß in Nacken und Bombenwurf unmittelbar eingetreten.

Wie ich höre, haben sich die Attentäter beim Gesandten melden lassen und ihn dann im Büro überfallen. Sie scheinen nach dem Attentat entkommen zu sein.

Die Ratsregierung hat sofort Untersuchung eingeleitet. Soweit man Vermutungen aufstellen kann, möchte ich an Aufreizung durch Ententeagenten glauben. Entente sah infolge der ausgesprochenen Schwenkung Ratsregierung zum deutschen Standpunkt, wie in neuesten Preßäußerungen zu Tage trat, ihre politischen Hoffnungen in Rußland schwinden und glaubte vielleicht durch derartige Tat zwischen Deutschland und Ratsregierung unheilbaren Bruch herbeiführen zu können.

Vorschlage, vorbehaltlich Genehmigung durch Euere Majestät, Riezler die zeitweilige Führung der Geschäfte zu übertragen. Gesandtschaft hätte in Moskau zu bleiben.

Als Nachfolger für Graf Mirbach stände Admiral von Hintze[223] als bester Kenner Rußlands in erster Linie[224].

*Tagebucheintragung Müllers

Müller, Regierte der Kaiser? S. 393.

Spaziergang mit Grünau, „der mir sehr interessante Einzelheiten über Kühlmanns Abgang erzählte. Der Kanzler habe sich dabei sehr schwach erwiesen. […] Das Unerhörte sei, daß Kühlmanns Rede eine dem Kaiser und Kanzler vorher bekannte und von ihnen gebilligte Annäherung an England bezweckt hätte und daß er trotzdem auf das dumme Geschrei der vom Generalstab aufgestachelten Presse fallengelassen wurde. So wird das Deutsche Reich regiert."

Bosmont, 15. Juli 1918

[222] Dazu vgl. Baumgart, Ostpolitik S. 208–231.

[223] Paul von Hintze (1864–1941), Konteradmiral; Gesandter in Norwegen 1917–Juli 1918; Staatssekretär des Auswärtigen Juli–Oktober 1918; Vertreter des AA im GrHQ Oktober 1918.

[224] Dazu am Rand Vermerk Kaiser Wilhelms II.: ja.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

*Stresemann an Brüss[225]

Militär und Innenpolitik II S. 1242 Anm. 22. Privatbrief.

„Wenige Tage nach Kühlmanns Rede wurde mir von maßgebender Seite an der Front die Mitteilung, daß wir seit 1914 noch niemals soviele Überläufer gehabt hatten wie nach der Kühlmannrede. Die Wirkung auf das Heer war eine vollkommen vernichtende. Von Regiment zu Regiment pflanzte sich der Satz fort: wenn wir doch nicht siegen können, wollen wir wenigstens unser Leben retten."

[Berlin] 1. August 1918

*Tagebucheintragung Müllers

Müller, Regierte der Kaiser? S. 425.

Bei Helfferich: Dessen „Ansicht nach habe Kühlmann sehr viel geschickter operiert als Hintze. Hätte Kühlmann nicht seine unglückliche Einlenkungsrede gehalten, sondern wäre stolz abgetreten, nachdem Hertling ihn preisgegeben, so würde er jetzt dem deutschen Volke als Reichskanzler präsentiert worden sein."

Berlin, 2. Oktober 1918

[225] Generaldirektor in Leipzig (keine weiteren Daten ermittelt).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Anhang

Aussagen Kühlmanns 1919–1926

*Aufzeichnung Kühlmanns

Scherer/Grunewald II S. 543–552. Streng vertraulich. – Vgl. auch ebenda S. 556–559. Ferner: Steglich, Friedensappell Benedikts XV. S. 617–627.

Meine persönliche Auffassung seit Kriegsbeginn: Der Krieg war nicht zu gewinnen; am Schluß wäre – wie unter Napoleon I. – ein aussichtsloser Kampf gegen die Seemacht England zu führen gewesen. Als Staatssekretär mußte ich jede Anknüpfung zu einem Gedankenaustausch mit den Gegnern nutzen. Elsaß-Lothringen mußte nach dem Krieg weitgehende Autonomie gewährt werden; wegen Belgiens mußte insgeheim sondiert werden; dessen Freigabe war unbedingt nötig. Alle Staatssekretäre befürworteten das, nur die Marine war dagegen; der Kaiser hat aber im Kronrat vom 11. September 1917 für die Aufgabe entschieden. Eine öffentliche Erklärung darüber war taktisch unmöglich; England gegenüber war das unter der Hand nötig. Aus innenpolitischen Gründen war dabei eine Hergabe Elsaß-Lothringens unmöglich. Leider ist das in den geheimen österreichisch-französischen Gesprächen in Aussicht gestellt worden. Deshalb mußte das in meiner Reichstagsrede vom 9. Oktober 1917 klargestellt werden. Geheimdiplomatie war in diesen Fragen unbedingt notwendig; Beschlüsse des Kronrats durften nicht nach außen gelangen. Fazit: Der französische Anspruch in bezug auf Elsaß-Lothringen hat die Aufnahme von Friedensverhandlungen unmöglich gemacht. Deutschland war bereit, Belgien wiederherzustellen.

Berlin, 30. Juli 1919

*Kühlmann an H. Müller[1]

Scherer/Grundwald II S. 556–559. Brief. – Vgl. auch Steglich, Friedensappell Benedikts XV. S. 636–639.

Er bestätigt, daß in der Kronratssitzung (vom 5. November 1917) der Kaiser die Integrität und Souveränität Belgiens in Aussicht genommen habe. Der spanische Gesandte Villalobar brauchte für eine Mission in dieser Frage die

[1] Hermann Müller (1876–1931), Reichsminister des Auswärtigen 1919–1920; Reichskanzler März–Juni 1920, 1928–1930.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Zustimmung seines Königs; dann hätte er nach London reisen können. Doch war durch Balfours Zirkulardepesche vom 30. August 1917[2] klar, daß die Mission scheitern würde. – Das Material darüber sollte jetzt nicht veröffentlicht werden, da dies die deutsch-spanischen Beziehungen schädigen würde.

Ohlstadt, 2. Oktober 1919

*Kühlmann vor dem 2. Unterausschuß des Parlamentarischen Untersuchungsausschusses

Steglich, Verhandlungen des 2. Unterausschusses S. 1–26. Protokoll (Auszüge).

Die Kriegsziele der Gegner im Westen: England wollte die deutsche Flottengefahr bannen und daher eine Festsetzung Deutschlands an der holländischen, belgischen und nordfranzösischen Küste vereiteln. Frankreich hatte als Ziel die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen und möglichst die Neutralisierung des linken Rheinufers. In Deutschland zielten die öffentliche Meinung und die Armeeleitung vor allem auf Belgien, sodann auf das Erzbecken von Briey. In Österreich waren Kaiser Karl und Außenminister Czernin friedenssehnsüchtig. In Deutschland begann die Friedensbereitschaft Ende des Jahres 1916. Darauf antwortete die Entente Anfang 1917 mit einem festen Kriegszielprogramm. Darauf reagierte die Kurie mit Friedenssondierungen, vor allem durch die Besuche des Nuntius Pacelli im Juni 1917 in Berlin und im deutschen Hauptquartier. Reichskanzler Bethmann Hollweg hat die Kurie in ihren Friedensbestrebungen bestärkt. Seit meiner Übernahme des Auswärtigen Amts habe ich im Einvernehmen mit den Kanzlern Michaelis und Hertling die Widerstände gegen Friedenssondierungen in Deutschland bekämpft. Hier hatte sich mit der Zeit die OHL – im Einklang mit der öffentlichen Meinung – beim Kaiser eine stetig wachsende politische Position verschafft; sie war 1917/18 „praktisch unersetzbar"; sie pochte auf „weitgehende Kriegsziele". In der österreichisch-ungarischen Spitze geisterte der Plan, Deutschland den Verzicht auf Elsaß-Lothringen zuzumuten, dafür Galizien herzugeben und Deutschland die Vormacht in Polen zu überlassen. Mit einer Aufzeichnung vom 3. September[3] habe ich die Zustimmung des Kanzlers Michaelis eingeholt, über die deutschen Kriegsziele, allen voran Belgien, eine Entscheidung des Kaisers herbeizuführen. Zur selben Zeit erfolgte die päpstliche Friedensinitiative, und zwar öffentlich. Im Zusammenhang damit begann meine Friedenssondierung in England mit der zentralen Mitteilung – die ich als Ergebnis des Kronrats machen konnte –, daß Deutschland bereit sei, „die Integrität und Souveränität Belgiens zu restaurieren". Diese Zusage sollte in der Antwortnote auf die päpstliche Initiative stehen, durfte aber nicht veröffentlicht werden. In der Sit-

[2] In: Steglich, Friedensappell S. 340–341. Darin informierte der englische Außenminister Lord Cecil die englischen Diplomaten, daß auf die Papstnote zur Friedensvermittlung nicht weiter geantwortet werde.

[3] Oben S. 655.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

zung des Kronrats vom 11. September[4] beharrte nur die Marine darauf, die flandrische Küste zu behalten. Dennoch entschied der Kaiser, „Belgien könne wiederhergestellt werden“. Von dem einschränkenden Briefwechsel zwischen Kanzler Michaelis und Hindenburg[5] hatte ich damals keine Kenntnis. Tatsächlich hat die OHL im Dezember 1917 die auf dem Kronrat gemachte Konzession in bezug auf Belgien zurückgenommen[6]. Michaelis hat mich aber loyal unterstützt, und der Kaiser war innerlich einem Verhandlungsfrieden durchaus geneigt.

[Berlin] 6. Dezember 1921

*Kühlmann vor dem 2. Unterausschuß des Parlamentarischen Untersuchungsausschusses

Steglich, Verhandlungen des 2. Unterausschusses S. 27–64. Protokoll (Auszüge). – Vgl. auch ebenda S. 293–322.

Ein Protokoll des Kronrats vom 11. September 1917 über Belgien wurde nicht geführt. Ich hatte aber aufgrund des kaiserlichen Beschlusses freie Hand in Sachen Belgien und konnte daher sofort Kontakt mit dem spanischen Mittelsmann, Villalobar, aufnehmen. Dieser wollte in London dieserhalb sondieren. Dadurch sollte die päpstliche Aktion nicht ersetzt werden. Ich gab ihm den Auftrag, er solle sondieren auf der Basis der Integrität Deutschlands und seiner Bundesgenossen. Leider wurde die Verbindung zwischen mir und Villalobar von der OHL stets dechiffriert. Villalobar hat sich keinen Zugang zu den englischen Stellen (König, Regierung etc.) verschaffen können. Aus dem jetzt veröffentlichten englischen Weißbuch[7] geht auch hervor, daß und warum die englische Regierung auf die Papstnote nicht geantwortet hat; auch die französische Regierung hat darauf nicht reagiert. Weder mir noch der Kurie waren diese Umstände bekannt. Die päpstliche Friedensaktion ist also gescheitert an dem deutlich ausgesprochenen Willen der Entente, eine „Mediation einer neutralen Macht zwischen den Kriegführenden abzulehnen“. – Zur Frage Elsaß-Lothringen, die die „brennendste und schwierigste Frage neben Belgien“ war: In Deutschland wurde die Restitution Elsaß-Lothringens an Frankreich von links bis rechts unisono abgelehnt. Das einzige, was in einem Teil der französischen öffentlichen Meinung hätte entspannend wirken können, „wäre die Erteilung einer sehr weitgehenden Autonomie an Elsaß-Lothringen gewesen“. Dieser Gedanke wurde allerdings scharf abgelehnt von Bayern, vom Preußischen Staatsministerium und von der Obersten Heeresleitung, selbst von den Parteien bis zur SPD hinein. Aus dem Buch des Prinzen Sixtus von Bourbon

[4] Oben S. 659.

[5] Scherer/Grunewald II S. 421–422, 439–435.

[6] Ebenda III S. 139.

[7] Nachweis bei Steglich, Friedensappell S. 335–341.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„L'offre de Paix séparée de l'Autriche"[8] geht hervor, daß auch Poincaré in Frankreich von dem Autonomiegedanken nichts wissen wollte, sondern die Rückgabe Elsaß-Lothringens sogar mit Saalouis und Landau und überhaupt die absolute Zerschlagung Deutschlands forderte. Das wurde damals auch unterstützt von England, was aus der Rede Asquiths vom 26. September 1917[9] hervorging. Darauf hatte ich mit der Rede im Reichstag vom 9. Oktober geantwortet. – Die Frage, ob im Sommer 1917 die Intervention holländischer Minister zugunsten der päpstlichen Aktion Erfolg gehabt hätte, ist zu verneinen. – Unsere Antwort auf die Papstnote konnte nicht rasch erfolgen, da daran viele Stellen in Deutschland mitzuwirken hatten (Preußisches Staatsministerium, OHL, Siebenerausschuß der Parteien), aber auch ein Einvernehmen mit Österreich, Bulgarien und der Türkei herzustellen war. Hinsichtlich der Parallelaktion Villalobars ist noch zu sagen, daß die Art seiner Sondierung in England ihm ganz allein überlassen war.

[Berlin] 7. Dezember 1921

*Kühlmann vor dem 4. Unterausschuß des Parlamentarischen Untersuchungsausschusses

Das Werk des Untersuchungsausschusses. Vierte Reihe IV,7,2 S. 61–150. Protokoll (Kurzusammenfassung diverser Redebeiträge Kühlmanns).

Im Jahre 1926 wurde Kühlmann am 15. und 17. Dezember erneut, diesmal im Vierten Unterausschuß des Untersuchungsausschusses der Weimarer Nationalversammlung, befragt. Der Rahmen der Befragung war zwar die Rolle des Reichstags in den Wochen nach seiner Berufung zum Staatssekretär; Hauptfrage blieb indes seine Einschätzung, warum die päpstliche Friedensnote keinen Erfolg gehabt habe. Kühlmann stellte ein weiteres Mal fest, daß jegliche Friedensmöglichkeit am 26. August 1917 ihr Ende gefunden habe, als die Entente, voran England, die päpstliche Anfrage nur mit einer Empfangsbestätigung beantwortet habe. Die deutsche Seite hatte ja die Freigabe Belgiens – und damit die Antwort auf eine englische Grundforderung – zugesagt, für jegliche Friedensbereitschaft aber die Unversehrtheit der deutschen Territorialgrenzen verlangt. Kühlmann wußte inzwischen – was er 1919 nur hatte vermuten können –, daß sich England gegenüber Frankreich zur Rückgliederung Elsaß-Lothringens verpflichtet hatte. Außerdem mußten die vielen in Verträgen niedergelegten territorialen Zugeständnisse an Italien auf Kosten der Donaumonarchie auf dieser Seite jeden Vergleichsfrieden illusorisch machen. Die Kernaussage Kühlmanns am 15. Dezember 1926 lautet: Er sei auf dem Kronrat vom 11. September 1917 ermächtigt worden, im Zuge von Friedensfühlern (zur Anbahnung von Friedensfühlern nach London auf dem Wege über den spanischen Gesand-

[8] Erschienen 1920 in Paris.

[9] Schulthess' Europ. Geschichtskalender 58,2 (1917) S. 337–339. – Zum folgenden: ebenda 58,1 (1917) S. 878–881.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ten Villalobar), „die volle Wiederherstellung der Integrität und Souveränität Belgiens von seiten der deutschen Regierung bindend amtlich zuzusagen, wenn die Gegenpartei dagegen erklärt, daß diese amtliche Zusage zur Folge haben würde, Verhandlungen über einen Frieden, welche die Integrität des deutschen Reichsterritoriums, die Integrität des Verbündetenterritoriums und den Ausschluß des Handelskrieges nach dem Kriege in sich schlösse“ (S. 90).

[Berlin, 15 und 17. Dezember 1926]

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Quellen- und Literaturverzeichnis

I. Verzeichnis der Archivalien

Vorbemerkung: Archivalien, die nur einmal ad hoc in den Anmerkungen von Teil I genannt werden, sind hier nicht aufgenommen, sondern an Ort und Stelle mit genauen Angaben versehen.

Nachlaß Richard von Kühlmann, Familienbesitz:

- Manuskript der Memoiren, 9 Bände
- Briefwechsel Richard von Kühlmann mit: Fritz Andreae, Marie-Louise von Bethmann Hollweg, Veronica von Clemm, Maria Daelen, Frank X. Feifel, Ferdinand Friedensburg, Maximilian von Hagen, Lally Horstmann, W. Keiper Verlag, Stephan Kekule von Stradonitz, Anton Kippenberg, Marguerite von Kühlmann, Jean Maillart, Friedrich Meinecke, Kurt Richter, Ernst Rowohlt, Hans Schadewaldt, Vicky von Schirnding, Lambert Schneider, Lilly von Schnitzler, Rudolf Alexander Schröder, Renata von Schubert, Ludovica von Stumm, Verlag Hoffmann und Campe, Anna von Würtzburg-Cramer-Klett
- Dreiseitiger tabellarischer Lebenslauf
- Gästebuch des Raunerhofs in Ohlstadt
- Sippen- und Ahnenbuch Kühlmann (1944 von Joseph Schmitt im Auftrag Richard von Kühlmanns erstellt)

Marguerite von Kühlmann: Tagebuch-Kalendernotizen 1910

Knut von Kühlmann-Stumm: Zeugnis für Richard Lukas

Bericht über die Gewinnverteilung der Firma Gebrüder Stumm GmbH, Neunkirchen in der Gesellschafterversammlung vom 28. Juni 1913

Politisches Archiv [PA] des Auswärtigen Amtes Berlin

1. Personalakten

P 1/8243 Personalakten Richard von Kühlmann. Bd. 1: Februar 1899 – 31. Juli 1901

P 1/8244 dto. Bd. 2: August 1901 – 31. Dezember 1905

P 1/8245 dto. Bd. 3: 1. Januar 1906 – Dezember 1909

P 1/8246 dto. Bd. 4: Januar 1910 – 31. Juli 1912

P 1/8247 dto. Bd. 5: 1. August 1912 – 28. Februar 1915

P 1/8248 dto. Bd. 6: 1. März 1915 – 17. November 1918

P 1/8250 dto. Bd. 8: März 1915 – Januar 1920

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

2. Akten Deutsches Reich. Politik. Abteilungen und Referate. RZ 201. Abteilung IA. [*Digitalisierte Akten*]

R 1183 Deutschland Nr. 2q. Staatssekretär Dr. von Kühlmann. Bd. 1. 1. August – 1. Dezember 1917

R 1184 dto. Bd. 2. Dezember 1917 – 26. Mai 1918

R 1185 dto. Bd. 3. 27. Mai 1918 – Februar 1920

R 1210 Deutschland Nr. 122 Nr. 3. Journalisten. Bd. 12. 1. Mai – 30. November 1904

R 2596 Deutschland 180 secr. Engerer wirtschaftlicher, politischer und militärischer Anschluß Österreich-Ungarns und anderer europäischer Staaten an Deutschland (Europäischer Staatenbund). Bd. 4. 1. August 1916 – 31. März 1917

R 4486 Belgien 634. Beziehungen Belgiens zu den Niederlanden (die flämische Bewegung). Bd. 7. 1. August 1912 – 30. November 1915

R 4487 dto. Bd. 8. 1. Dezember 1915 – 29. Februar 1916

R 5763 England 78. Die politischen Beziehungen Englands zu Deutschland. Bd. 97. 16. August 1914 – 31. Juli 1916

R 5939 England 83 Nr. 2. Englische Staatsmänner. Bd. 32. 1. November 1915 – 10. August 1916

R 8245 Niederlande 47. Allgemeine Angelegenheiten der Niederlande. Bd. 17. 1. Februar 1915 – 31. Oktober 1916

R 8255 Niederlande 49. Die Finanzen der Niederlande. Bd. 4. 1. Januar 1911 – 30. September 1915

R 8268 Niederlande 50. Militär- und Marineangelegenheiten. Bd. 13. 1. Oktober 1914 – 31. Mai 1919

R 8298 Niederlande 54. Die niederländischen Ministerien. Bd. 3. 1. Januar 1914 – 31. Januar 1920

R 9017 Österreich 95 secr. Die Beziehungen Österreichs zu Deutschland. Bd. 4. 1. August 1914 – 28. Februar 1918

R 12518 Türkei 110. Türkische Finanzen. Bd. 89. 1. November – 31. Dezember 1916

R 12519 dto. Bd. 90. 1. Januar – 15. Februar 1917

R 12521 dto. Bd. 92. 1. April – 5. Mai 1917

R 12612 Türkei 110 Nr. 5. Die deutsch-türkischen Vorschußverträge. Bd. 1. 1. Mai – 31. August 1917

R 13198 Türkei 134. Allgemeine Angelegenheiten der Türkei. Bd. 37. 1. Januar – 31. Juli 1917

R 13341 Türkei 142. Militär- und Marineangelegenheiten der Türkei. Bd. 60. 16. Januar – 26. Juni 1917

R 13567 Türkei 153. Die Beziehungen Rußlands zur Türkei. Bd. 9. 1. Mai 1914 – 31. Januar 1920

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

R 13753 Türkei 158. Das Verhältnis der Türkei zu Deutschland. Bd. 16. 1. August 1916 – 31. Januar 1917

R 13754 dto. Bd. 17. 1. Februar – 31. Juli 1917

R 13801 Türkei 159. Nr. 2. Türkische Staatsmänner. Bd. 16. 1. Januar – 10. Mai 1917

R 13880 Türkei 164. Arabien. Bd. 41. 1. Januar – 3. April 1917

R 13881 dto. Bd. 42. 4. April 1917 – 31. Juli 1918

R 13891 Türkei 165 Nr. 1. Kuwait. Bd. 9. 1. Januar 1910 – 31. Mai 1916

R 13907 Türkei 165. Die türkische Presse. Bd. 13. 19. November 1916 – 15. Juli 1917

R 13929 Türkei 168. Die Beziehungen der Pforte zu Griechenland. Bd. 15. 1. April 1916 – 15. September 1917

R 14035 Türkei 177. Libanon (Syrien). Bd. 14. 1. Januar – 30. Juni 1917

R 14094 Türkei 183. Armenien. Bd. 45. 16. Oktober – 31. Dezember 1916

R 14100 dto. Bd. 51. 15. April – 14. Juni 1918

R 14118 Türkei 190. Die Beziehungen der Türkei zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Bd. 3. 16. März 1917 – 31. Oktober 1919

R 15517 Marokko 3. Das diplomatische Corps in Tanger. Bd. 3. 1. Juli 1896 – 30. Juni 1903

R 15570 Marokko 4. Die marokkanische Frage. Bd. 49. 1. Oktober – 31. Dezember 1904

R 15609 dto. Bd. 82. 5.–8. August 1905

R 20192 Der Weltkrieg 1914. Weltkrieg geheim. Bd. 23. 22. September – 8. Oktober 1915

R 20198 dto. Bd. 28a. 12. März – 15. April 1916

R 20209 dto. Bd. 38. 1. Juni – 15. August 1917

R 21429 Weltkrieg Nr. 2. Friedensstimmungen und Aktionen zu Vermittlung des Friedens. Bd. 72. 23. März – 5. April 1918

R 21524 Weltkrieg Nr. 18 adh. 1. Geheime Verhandlungen mit den Militär- und Marinebehörden über die rücksichtslose Führung des Unterseebootkrieges. Bd. 2. 1. – 26. Februar 1916

R 21832 Weltkrieg Nr. 8. Presse. Bd. 87. 3.–4. Februar 1915

R 22037 Weltkrieg. Friedensverhandlung. Friedensverhandlungen mit Rußland in Brest-Litowsk. Bd. 4. 29.–31. Dezember 1917

R 22112 Weltkrieg. Friedensverhandlung. Friedensverhandlungen mit Rumänien. Bd. 3. 26. Februar – 3. März 1918

R 22114 dto. Bd. 5. 11.–15. März 1918

R 22116 dto. Bd. 6a. 24.–27. März 1918

R 22118 dto. Bd. 7. 1.–7. April 1918

R 22120 dto. Bd. 9. 14.–19. April 1918

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

R 22121 dto. Bd. 10. 20.–24. April 1918

R 22122 dto. Bd. 11. 25. April – 8. Mai 1918

3. Akten Deutsches Reich. Abteilungen und Referate. RZ 202. Großes Hauptquartier [*digitalisierte Akten*]

R 22142 Aaland und Aalandinseln Februar – November 1918

R 22147 Vereinigte Staaten von Amerika. Nr. 3. Allgemeine Lage. August 1917 – November 1918

R 22158 Bulgarien Juni – August 1918

R 22195 Georgien Nr. 13. Allgemeine Lage. Juni – Oktober 1918

R 22211 Kriegführung Nr. 15. Februar – Oktober 1918

R 22215 Kriegsziele Nr. 16a. November 1917 – Juli 1918

R 22226 Niederlande Nr. 21. Februar 1918 – März 1919

R 22233 Österreich-Ungarn Nr. 23. Allgemeine Lage. September 1917 – April 1918

R 22254 Reichskanzler Nr. 29. Schriftwechsel und Reden. August 1915 – November 1917

R 22304 Rußland. Friedensverhandlungen. Bd. 1. April – November 1917

R 22316 Rußland 31k. Ermordung Graf Mirbachs. Juli – September 1918

R 22325 Neuregelung des Oberkommandos im Osten 1916. – Konflikt: Kühlmann/Ludendorff 1918. Verschiedenes 1916–1918

4. Politisches Archiv Berlin. Kommissionsakten Brest-Litowsk/Bukarest [*Nichtdigitalisierte Akten*]

R 22767 Friedenspräliminarien zu Brest-Litowsk. Generalia. Bd. 1. 11.–25. Dezember 1917

R 22770 dto. Bd. 4. 13.–31. Januar 1918

R 22772 Friedenspräliminarien zu Brest-Litowsk. 2. Allgemeine Politik. Bd. 1. 16. Dezember 1917 – 31. Januar 1918

R 22778 Friedenspräliminarien zu Brest-Litowsk. Sitzungen. Bd. 1. 22. Dezember 1917 – 10. Januar 1918

R 22779 dto. Bd. 2. 14.–16. Januar 1918

R 22781 dto. Bd. 4. 17.–31. Januar 1918

R 22833 Friedenspräliminarien. Rumänien 1917–1918

R 22834 Friedenspräliminarien. Polen 1917–1918

R 22877 Staatssekretär Kühlmann. 1918

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Bundesarchiv Berlin [BArch]:

Nachlaß Karl Friedrich Nowak, N 2213: Nr. 15

Bundesarchiv Koblenz:

Nachlaß Georg Hertling, N 1036: Bd. 41 und 54

Nachlaß Bernhard Schwertfeger, N 1015: Nr. 114 (Heft 2), Bd. 485

Nachlaß Friedrich Thimme, N 1058: Bd. 43

Nachlaß Theodor Wolff, N 1207, Bd. 14

Bundesarchiv, Berlin Document Center:

RKK: 2100, Box 0218, File 15

Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin [GStA-PK]:

Nachlaß Friedrich Meinecke, Korrespondenz, Nr. 42

Nachlaß Joseph Maria Radowitz d. J., Rep. 93, Nr. 8. Briefwechsel 1885–1895, Bd. 2

Nachlaß Rudolf von Valentini, Nr. 24: Briefwechsel

Münchener Stadtbibliothek, Monacensia, Literaturarchiv [MStML]:

Nachlaß Annette Kolb

Stadtarchiv Mannheim:

Nachlaß Fritz Wichert, Nr. 1007

Archiv des S. Fischer Verlags, Frankfurt:

Briefwechsel mit Richard von Kühlmann

Verlagsvertrag mit Richard von Kühlmann, 11.12.1931

Deutsches Literatur-Archiv Marbach [DLA]:

Nachlaß Rudolf Alexander Schröder

House of Lords Record Office, London:

Historical Collection 192, David Lloyd George Papers, G/4/3/10 und G/19/15/3

II. Verzeichnis der gedruckten Quellen und der Literatur

Vorbemerkung: Titel, die nur einmal ad hoc in den Anmerkungen genannt werden, sind hier nicht aufgenommen, sondern an Ort und Stelle vollständig bibliographiert.

Astamadze, Giorgi: Deutsch-georgische Zusammenarbeit 1918. Georgiens Unabhängigkeit und das deutsch-georgische Bündnis im Südkaukasus. Paderborn 2022

Auswirkungen der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution auf Deutschland. Die —. Bd. 2–3 [1917–1918]. Hrsg. v. Leo Stern. Quellenmaterial bearb. v. Gerhard Schrader u. Hellmuth Weber. Berlin (Ost) 1959 = Archival. Forschungen z. Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung IV, 2–3

Baumgart/Repgen: vgl. unter *Brest-Litovsk*

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Baumgart, Winfried: Deutsche Ostpolitik 1918. Von Brest-Litowsk bis zum Ende des Weltkrieges. Wien/München 1966

Baumgart, Winfried: Die militärpolitischen Berichte des Freiherrn von Keyserlingk aus Petersburg Januar – Februar 1918. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 15 (1967) S. 87–104

[*Berg*, Friedrich von:] Friedrich v. Berg als Chef des Geheimen Zivilkabinetts 1918. Erinnerungen aus seinem Nachlaß. Bearb. v. Heinrich Potthoff. Düsseldorf 1971 = Quellen zur Geschichte des Parlamentarismus u. der politischen Parteien I,7

Bescheiden betreffende de buitenlandse politiek van Nederlande 1848–1919. Derde periode. 1899–1919. Uitg. door C. Smit. Zevende deel. Buitenlandse bronnen 1914–1917. 's-Gravenhage 1971 = Rijks geschiedkundige publicatiën … Grote serie 137

[*Bethmann Hollweg*, Theobald von:] Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg 1909–1921. Rekonstruktion seines verlorenen Nachlasses. Bd. 1–2. Hrsg. u. bearb. v. Winfried Baumgart. Berlin 2021 = Deutsche Geschichtsquellen des 19. u. 20. Jahrhunderts 78

Bragulla, Maren: Die Nachrichtenstelle für den Orient. Fallstudie einer Propagandainstitution im Ersten Weltkrieg. Saarbrücken 2007

Brest-Litovsk. Ausgewählt u. eingel. v. Winfried Baumgart u. Konrad Repgen. Göttingen 1969 = Historische Texte/Neuzeit 6

Brestskij mir. Prolog, zaključenie, itogi [Der Brester Frieden. Prolog, Ende und Folgen]. [Hrsg. v.] Federal'noe archivnoe agenstvo. Rossijskij gosudarstvennij archiv social'nopolitičeskoj istorii. [Bearb. v.] A. V. Repnikov, A. V. Borisova, L. B. Lannik [u. a.]. Moskau 2022

British Documents on the Origins of the War 1898–1914. Ed. by George P. Gooch a. Harold Temperley. Vol. … London

– 1,1: From the Occupation of Kiao-Chau to the Making of the Anglo-French Entente. Part 1. The End of British Isolation. 1927

– 10,2: The Last Years of Peace. 1936

– 11: The Outbreak of the War. Foreign Office Documents. Ed. by James W. Headlam-Morley. 1926

Bußmann, Markus: Richard von Kühlmann und die Niederlande. In: Zentrum für Niederlande-Studien. Jahrbuch 9 (1998) S. 139–173

Consolidated Treaty Series [*CTS*]. The —. Ed. a. annotated by Clive Parry. Dobbs Ferry. Vol.

– 196 (1904). 1980

– 199 (1905). 1980

– 222 (1916/17). 1981

Czernin, Ottokar: Im Weltkriege. Berlin/Wien 1919

Deutsch-sowjetische Beziehungen von den Verhandlungen in Brest-Litowsk bis zum Abschluß des Rapallovertrages. Dokumentensammlung. Bd. 1. 1917–1918. Berlin (Ost) 1967

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch. Die —. Vollständige Sammlung der v. Karl Kautsky zusammengestellten amtlichen Aktentücke mit einigen Ergänzungen. Im Auftrage des Auswärtigen Amtes. Bd. 3–4. … hrsg. v. Max Montgelas u. Walter Schücking. Neue, durchgesehene u. vermehrte Ausgabe. Berlin

3: Vom Bekanntwerden der russischen allgemeinen Mobilmachung bis zur Kriegserklärung an Frankreich. 1927

4: Von der Kriegserklärung an Frankreich bis zur Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Rußland nebst Anhang. 1927

Forsbach, Ralf: Alfred von Kiderlen-Wächter (1852–1912). Ein Diplomatenleben im Kaiserreich. Bd. 1–2. Göttingen 1997 = Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akad. d. Wissenschaften 59

Goetz, Walter: Die Erinnerungen des Staatssekretärs Richard von Kühlmann. In: Sitzungsberichte der Bayerischen Akad. d. Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Jg. 1952, H. 3, S. 3–54. München 1952

Grey, Edward: Twenty-five Years 1892–1916. Vol. 1–2. London 1925

Groß, Gerhard Paul: Die Seekriegführung der Kaiserlichen Marine im Jahre 1918. Frankfurt/M [u. a.] 1989 = Europ. Hochschulschriften III/387

Große Politik [GP] der Europäischen Kabinette 1871–1914. Die —. Sammlung der Diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes. Im Auftrage des Auswärtigen Amtes hrsg. v. Johannes Lepsius, Albrecht Mendelssohn Bartholdy, Friedrich Thimme. Bd. 1–. Berlin

– 20,1: Entente cordiale und erste Marokkokrise 1904–1905. 1925
– 21,1: Die Konferenz von Algeciras und ihre Auswirkung [1906–1907]. 1925
– 23,2: Die zweite Haager Friedenskonferenz. Nordsee- und Ostseeabkommen [1905–1908]. 1925
– 26,1: Die Bosnische Krise 1908–1909. 1925
– 27,1–2: Zwischen den Balkankrisen 1909–1911. 1925
– 28: England und die Deutsche Flotte 1908–1911. 1925
– 29: Die Zweite Marokkokrise 1911. 1925
– 31: Das Scheitern der Haldane-Mission und ihre Rückwirkung auf die Tripelentente 1911–1912. 1926
– 32: Die Mächte und Ostasien 1909–1914. 1926
– 33: Der erste Balkankrieg 1912. 1926
– 34,2: Die Londoner Botschafterreunion und der Zweite Balkankrieg 1912–1913. 1926
– 36,1: Die Liquidierung der Balkankriege 1913–1914. 1926
– 37,1–2: Entspannungen unter den Mächten 1912–1913. 1926
– 38: Neue Gefahrenzonen im Orient 1913–1914. 1926
– 39: Das Nahen des Weltkrieges 1912–1914. 1926

Hahlweg, Werner (Bearb.): Der Frieden von Brest-Litowsk. Ein unveröffentlichter Band aus dem Werk des Untersuchungsausschusses der Deutschen Verfassunggebenden Nationalversammlung und des Deutschen Reichstags. Düssel-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

dorf 1971 = Quellen zur Geschichte d. Parlamentarismus u. d. politischen Parteien. Erste Reihe I,8

Hauptausschuß des Deutschen Reichstags 1915–1918. Der —. Bd. 3–4 [1917–1918]. Bearb. v. Reinhard Schiffers u. Manfred Koch in Verbindung m. Hans Boldt. Düsseldorf 1981–83 = Quellen zur Geschichte des Parlamentarismus u. d. politischen Parteien. Erste Reihe I,9,3–4

Hertling, Karl Graf von: Ein Jahr in der Reichskanzlei. Erinnerungen an die Kanzlerschaft meinesVaters. Freiburg i. Br. 1919

Huldermann, Bernhard: Albert Ballin. Berlin 1922

Interfraktionelle Ausschuß 1917/18 [IFA]. Der —. Teil 1–2. Bearb. v. Erich Matthias unter Mitw. v. Rudolf Morsey. Düsseldorf 1959 = Quellen zur Geschichte d. Parlamentarismus u. d. politischen Parteien. Erste Reihe I,1–2

Kiderlen-Wächter [Alfred von]: Der Staatsmann und der Mensch. Briefwechsel und Nachlaß. Bd. 1–2. Hrsg. v. Ernst Jäckh. Stuttgart 1924

Kreß von Kressenstein, Friedrich Freiherr: Bayerischer General und Orientkenner. Lebenserinnerungen, Tagebücher und Berichte 1914–1946. Hrsg. v. Winfried Baumgart. Unter Mitwirkung v. Giorgi Astamadze. Paderborn 2020

Kühlmann, Richard von: Erinnerungen. Heidelberg 1948

Lersner, Kurt Freiherr von: Hinter den Kulissen von Oberster Heeresleitung und Reichsleitung 1914–1920. Erinnerungen. Hrsg. v. Winfried Baumgart. Paderborn 2022

Lichnowsky, [Karl Max] Fürst: Auf dem Wege zum Abgrund. Londoner Berichte, Erinnerungen und sonstige Schriften [1912–14, 1917–18, 1925–26]. Bd. 1–2. Dresden 1927

Ludendorff, Erich [Hrsg.]: Urkunden der Obersten Heeresleitung über ihre Tätigkeit 1916/18. Berlin ^{3}1920

Madol, Hans Roger: Gespräche mit Verantwortlichen – Berchtold, Caillaux, Paléologue, Schoen, Cambon, Zar Ferdinand, Zar Boris, Kerenski, Nitti, Kühlmann, Chamberlain, Margueritte, Jorga, Sixtus von Parma, Tewfik. Berlin 1933

Meinecke, Friedrich: Straßburg, Freiburg, Berlin 1901–1919. Erinnerungen. Stuttgart 1949

Militär und Innenpolitik im Weltkrieg 1914–1918. Teil 2. Bearb. v. Wilhelm Deist. Düsseldorf 1970 = Quellen zur Geschichte d. Parlamentarismus u. d. politischen Parteien. Erste Reihe I,2

Moltke, Helmuth von: Erinnerungen, Briefe, Dokumente 1877–1916. Ein Bild vom Kriegsausbruch, erster Kriegsführung und Persönlichkeit des ersten militärischen Führers des Krieges. Hrsg. v. Eliza von Moltke. Stuttgart 1922

Mühlmann, Carl: Oberste Heeresleitung und Balkan im Weltkrieg 1914–1918. Berlin 1942

Müller, Georg Alexander von: Regierte der Kaiser? Kriegstagebücher, Aufzeichnungen und Briefe des Chefs des Marine-Kabinetts. Hrsg. … v. Walter Görlitz. Göttingen 1959

Neitzel, Sönke: „Mittelafrika". Zum Stellenwert eines Schlagwortes in der deutschen Weltpolitik des Hochimperialismus. In: Internationale Beziehungen im 19. u. 20. Jahrhundert. Festschrift für Winfried Baumgart zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. Wolfgang Elz u. Sönke Neitzel. Paderborn 2003, S. 83–103

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Neitzel, Sönke: Weltmacht oder Untergang. Die Weltreichslehre im Zeitalter des Imperialismus. Paderborn 2000

Nicolson, Harold: Die Verschwörung der Diplomaten. Aus Sir Arthur Nicolsons Leben 1849–1928. Übersetzung aus dem Englischen. Frankfurt/M 1930

Payer, Friedrich von: Von Bethmann Hollweg bis Ebert. Erinnerungen und Bilder. Frankfurt/M 1923

Pourtalès, Graf Friedrich: Meine letzten Verhandlungen in St. Petersburg Ende Juli 1914. Tagebuchaufzeichnungen und Dokumente. Berlin 1927 = Die Deutschen Amtlichen Dokumente über den Ursprung des Weltkrieges 1914, 2. Erg.-Bd.

Quellenkunde zur deutschen Geschichte der Neuzeit von 1500 bis zur Gegenwart. Hrsg. v. Winfried Baumgart. Bd. 2. 1815 bis 1918. Paderborn 2018

Reichskanzler von Bethmann Hollweg: vgl. unter Bethmann Hollweg

Riezler, Kurt: Tagebücher, Aufsätze, Dokumente. Eingel. u. hrsg. v. Karl Dietrich Erdmann. Göttingen 1972 = Deutsche Geschichtsquellen des 19. u. 20. Jahrhunderts 48

Rinke, Stefan H.: Zwischen Weltpolitik und Monroedoktrin. Botschafter Speck von Sternburg und die deutsch-amerikanischen Beziehungen, 1898–1908. Stuttgart 1992 = Deutsch-amerikanische Beziehungen 11

Rosen, Friedrich: Aus einem diplomatischen Wanderleben. Bd. 1–4. Berlin 1931–32 [Bd. 1–2], Wiesbaden 1959 [Bd. 3/4]

[*Scherer/Grunewald*:] L'Allemagne et les problèmes de la paix pendant la première guerre mondiale. Documents extraits des archives de l'Office allemand des Affaires étrangères. Publiés par André Scherer et Jacques Grunewald. Vol. 1–4. Paris 1962–78 = Publications de la Faculté des Lettres et des Sciences Humaines de Paris. Série „Textes et Documents" 3, 14, 26, 27

Schöllgen, Gregor: Richard von Kühlmann und das deutsch-englische Verhältnis 1912–1914. Zur Bedeutung der Peripherie in der europäischen Vorkriegspolitik. In: Historische Zeitschrift 230 (1980) S. 293–337

Schulthess' Europäischer Geschichtskalender. Neue Folge. Berlin

– 38: (1887). 1888
– 45: (1904). 1905
– 46: (1905). 1906
– 48: (1907). 1908
– 55: (1914). 1917
– 56,1: (1915). 1919
– 57,1–2: (1916). 1921
– 58,1–2: (1917). 1920
– 59,1: (1918). 1921
– 58,2: (1918). 1922

[*Steglich*, Wolfgang:] Der Friedensappell Papst Benedikts XV. vom 1. August 1917 und die Mittelmächte. Diplomatische Aktenstücke des deutschen Auswärtigen

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Amtes, des bayerischen Staatsministeriums des Äußern, des österreichisch-ungarischen Ministeriums des Äußern und des britischen Auswärtigen Amtes aus den Jahren 1915–1922. Bearb. u. hrsg. v. Wolfgang Steglich. Wiesbaden 1970

Steglich, Wolfgang: Die Friedenspolitik der Mittelmächte 1917/18. Wiesbaden 1964

[*Steglich*, Wolfgang:] Die Friedensversuche der kriegführenden Mächte im Sommer und Herbst 1917. Quellenkritische Untersuchungen, Akten und Vernehmungsprotokolle. Bearb. u. hrsg. v. Wolfgang Steglich. Wiesbaden/Stuttgart 1984

[*Steglich*, Wolfgang:] Die Verhandlungen des 2. Unterausschusses des Parlamentarischen Untersuchungsausschusses über die päpstliche Friedensaktion von 1917. Aufzeichnungen und Vernehmungsprotokolle. Bearb. u. hrsg. v. Wolfgang Steglich. Wiesbaden 1974

Tirpitz, Alfred von: Politische Dokumente. Bd. 1. Der Aufbau der deutschen Weltmacht (1905–1914). Stuttgart/Berlin 1924

Ursachen und Folgen. Vom deutschen Zusammenbruch 1918 und 1945 bis zur staatlichen Neuordnung Deutschlands in der Gegenwart. Eine Urkunden- und Dokumentenzusammenstellung zur Zeitgeschichte. Hrsg. u. bearb. v. Herbert Michaelis [u. a.]. [Reihe I. Das Ende des Kaiserreiches.] Bd. 2. Der militärische Zusammenbruch und das Ende des Kaiserreiches. Berlin 1958

Verhandlungen des Reichstags. Stenographische Berichte. Berlin

– Bd. 310 (7. Mai – 10. Oktober 1917). 1917

– Bd. 311 (11. Oktober 1917 – 17. April 1918). 1918

– Bd. 313 (12. Juni – 13. Juli 1918). 1918

Werk des Untersuchungsausschusses der Verfassunggebenden Nationalversammlung und des Deutsche Reichstages 1918–1930. Das —. Verhandlungen, Gutachten, Urkunden. Im Auftrage des Reichstages unter Mitwirkung v. Eugen Fischer [u. a.] hrsg. v. Walter Schücking [u. a.]. Reihe IV. Die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs. Berlin

– Bd. 7,2: Verhandlungsbericht: „Der Deutsche Reichstag im Weltkrieg." 1928

– Bd. 8: Gutachten des Sachverständigen Prof. D. Dr. Dr. Bredt, M. d. R. Der Deutsche Reichstag im Weltkrieg. 1926

Widenmann, Wilhelm: Marine-Attaché an der kaiserlich-deutschen Botschaft in London 1907–1912. Mit einer Einleitung von Walther Hubatsch. Göttingen 1952

Willequet, Jacques: Le Congo belge et la Weltpolitik 1894–1914. Brüssel 1962

Wolff, Theodor: Tagebücher 1914–1919. Der Erste Weltkrieg und die Entstehung der Weimarer Republik in Tagebüchern, Leitartikeln und Briefen des Chefredakteurs am „Berliner Tageblatt" und Mitgründers der „Deutschen Demokratischen Partei". Zweiter Teil. Eingeleitet u. hrsg. v. Bernd Sösemann. Boppard 1984 = Deutsche Geschichtsquellen des 19. u. 20. Jahrhunderts 54,2

[*Zeman*, Zbynek A. B.:] Germany and the Revolution in Russia 1915–1918. Documents from the German Foreign Ministry. Ed. by Zbynek A. B. Zeman. London 1958

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Register

Kursiv gesetzte Zahlen bei Personennamen verweisen auf biographische Daten für diese Person (in der Regel für den Zeitraum 1904–1918). – ä, ö, ü werden wie a, o, u eingereiht, (ae, oe ue jedoch nicht).

Abbas Hilmi II., Vizekönig *644 u. Anm. 97*
Abd al-Aziz, Sultan *134 u. Anm. 114, 135, 136, 159*
Abdelkrim ben Sliman *134 u. Anm. 117, 136*
Abdülaziz, Sultan *630 u. Anm. 81*
Abdulhamid II., Sultan *272 u. 489, 399, 405, 463, 15, 626*
Abdülmecid, Sultan *630 u. Anm. 81*
Abdur Rahman *565 u. Anm. 9*
Abernon, Viscount d' 21 u. Anm. 16
Abulula Efendi 629
Aehrenthal, A. Graf v. *469 u. A. 899*
Afghanistan 346 u. Anm. 649, 347, 567
Afrika 141
– → Mittelafrika
Agadir 254–255 u. Anm. 443
Ålandinseln 661, 686, 695, 710, 749–750, 753 u. Anm. 213, 758, 761–762
Albanien 584
Albert I., König *599 u. Anm. 47*, 603
Albert, Prinz *220 u. Anm. 364*, 235
Albert, Prinz (v. Schleswig-Holstein) *324 u. Anm. 595*
Albrecht Eugen, Herzog 332 Anm. 617
Aleksandra Fëdorovna, Zarina *112 u. Anm. 15*
Alekseev, M. V. 706
Alexander Friedrich, Landgraf *232 u. Anm. 401*
Alexandra, Königin *198 u. Anm. 293*, 600
Alfons XIII., König *126 u. Anm. 75*, 435, 599, 712 u. Anm. 169
Algeciras (Konferenz 1906) 144, 146 u. Anm. 152, 147, 164–168, 174, 175, 177, 179, 243, 254, 257, 569, 570, 572, 574
Algerien 129 u. Anm. 93, 135, 562, 563, 564
Ali III. ben Hussein *131 u. Anm. 101*
Al'tfater, V. M. *512 u. Anm. 1005*, 513
Alvensleben, C. v. 18 u. Anm. 10
Alvensleben, F. J. Graf v. *112 u. Anm. 16*, 111 Anm. 8, 127 u. Anm. 76
Alvensleben, P. v. *127 u. Anm. 76*
Amerongen (Schloß) 372 u. Anm. 707, 373
Andersen, H. *661 u. Anm. 117*
Andreae, F. 55, 64
Ansbach-Bayreuth 467 u. Anm. 893
Antwerpen 350
Araber (im Osmanischen Reich) 627–628, 643–645
Arco-Zinneberg, Graf M. v. *277 Anm. 502*
Arion, C. *736 u. Anm. 200*
Armenier VI, 406, 582, 613, 614, 626–627, 647, 648, 750–751, 754
Arz von Straußenburg, A. Frhr. *690 u. Anm. 147*
Ashgar Khan, M. A. *623 u. Anm. 73*
Ashley, E. *230 u. Anm. 397*
Asquith, A.M. 209 u. 330, 210
Asquith, H. *209 u. Anm. 330*, 214, 305 Anm. 550, 316, 562, 592–593, 594, 601–602, 613 u. Anm. 62, 768

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Aufbau-Verlag 67 u. A. 190
„Aufwärts – trotz allem“ (Buch) 46 u. A. 98
August der Starke, König *461 u. Anm. 885*
August, Herzog *331 u. Anm. 614*
Auguste Viktoria, Kaiserin *450 u. Anm. 859*
Averescu, A. *523 u. Anm. 1040*, 524, 528, 715, 735, 736 u. Anm. 200, 742, 743
Avesnes 387, 549
Ayşe Dilara *337 u. Anm. 632*

Bacheracht, B. R. *564 u. Anm. 7*
Baden
– Elsaß-Lothr. 508
Bagdad 402, 632 u. Anm. 85, 643 u. Anm. 96, 644
Bagdadbahn 261 u. An. 459, 264, 269, 273, 281–282, 283–285, 290, 575, 576, 582
– Vertrag 284 Anm. 517, 295 u. Anm. 539
Balfour, A. J. 269 u. Anm. 477, 404 Anm. 754, 550, 669, 758 u, Anm. 218, 766
Balkanbund (1912) 470 u. A. 903
Balkankriege (1912/13) 259 Anm. 453, 470 u. Anm. 903, 580, 581, 590, 735, 739
Ballin, A. *140 u. Anm. 134*, 55, 207, 212, 231, 264, 267 u. Anm. 471, 390 u. Anm. 726, 419, 436 u. Anm. 824
Balmoral (Schloß, 1912) 71 A. 210, 258 u. Anm. 451, 579, 580
Barby, A. v. *219 Anm. 362*
Barnabé Pilón, L. de *305 u. Anm. 561*
Barrère, C. *567 u. Anm. 11*
Bartenwerffer, P. v. *498 u. Anm. 971*, 699, 751
Basra 284
Bauer, M. *479 u. Anm. 929*
Bayern 492
– Brest-Litovsk (1917/18) 682 u. Anm. 141, 689
– Elsaß-Lothr. 445, 508
Beatty, D. *278 u. Anm. 504*, 279
Beatty, E. *278 u. Anm. 504*, 279
Begas, A. *208 u. Anm. 328*
Beldiman, A. *534 u. Anm. 1072*, 743 u. Anm. 201
Belfield, Sir H. *538 u. Anm. 1085*, 539
Belgien
– Durchmarsch 309, 349
– Holland 585–586
– Kühlmann 97, 98, 363–366, 415, 417, 418, 427, 430, 431, 432 u. Anm. 816, 433, 436, 437, 442, 443, 586, 595–596, 597, 653, 654, 655, 658, 659, 662, 712, 716, 759, 765, 766, 767, 768, 769
Benckendorff, A. v. *260 u. Anm. 454*, 288, 591, 606
Benedikt XV., Papst 98, 436, 438, 439, 581, 653
Bentheim 319
Bentinck, C.A.F. v. *372 Anm. 708*
Bentinck, G. Graf van *372 u. Anm. 707*
Bentinck, W. Reichsgraf v. *297 u. Anm. 546*, 99, 373 u. A. 709, 540
Berchtold, L. Graf *397 u. Anm. 739*
Berckheim, P. Frhr. v. *548 u. Anm. 1101*
Berg. F. v. *505 u. Anm. 991*, 452 Anm. 868, 515, 547 u. Anm. 1099–1100, 555
Bergen, D. v. *414 u. Anm. 778*, 438
Bergmann, C. *363 u. Anm. 683*
Berlage, H. P. *372 u. Anm. 706*
Bermann-Fischer, G. 54 u. Anm. 133, 55
Bernhard, G. *509 u. A. 1000*
Bernstorff, A. Graf. v. *118 u. Anm. 37*, 27, 120, 125, 198, 322, 410, 414, 463 Anm. 889, 707, 733, 750
Bernstorff, J. Graf v. *120 u. Anm. 43*
Bessarabien 529, 688, 705, 713, 741, 744, 754
Bethmann Hollweg, D. v. *199 u. Anm. 296*

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Bethmann Hollweg, T. v. *206 u. Anm. 322*, 265, 289, 311, 326, 493, 575, 598, 722, 766
– Elsaß-Lothr. 416 u. Anm. 782, 444
– Haldane 265 Anm. 467
– Hertling 475
– Julikrise (1914) 297 u. A. 543
– päpstl. Friedensaktion 436
– Polen 395
– Tirpitz 266
– Ubootkrieg 95, 373, 374, 393–394
– Valentini 505
Bialowiez 388 u. Anm. 720
Bicenko, A. A. *485 u. Anm. 946*, 486, 554
Biermann, K. *317 u. Anm. 582*
Birkenhead, Earl *213 u. Anm. 343*, 38, 48
Birnbaum, K. E. 77 u. Anm. 226
Bismarck, O. Fürst v. *117 u. Anm. 28,* 136, 164, 169, 173, 201 u. Anm. 304, 221, 228 u. Anm. 388, 262, 383, 429 u. Anm. 806, 438, 445, 453, 468, 492, 589, 634
Bissing, M. v. *363 u. Anm. 686*, 364, 600
Bolschewiki/Bolschewismus 501, 502, 554–555, 661, 664, 665, 666, 692, 697, 699, 700–701, 702, 706, 748
Bonin, E. *220 u. Anm. 366*
Bopp, F. *185 u. Anm. 255*
Boris, Kronprinz *332 u. Anm. 616*, 456, 459, 746 u. Anm. 203
Bosnienkrise (1908) 296, 469 u. Anm. 901
Boston 189
Branting, H. *325 u. Anm. 599*
Brătianu, I. *520 u. Anm. 1032*, 530, 696, 741, 742, 744
Bredius, A. *371 u. Anm. 703*
Breitsprecher, W. *322 u. Anm. 591*
„Bremen“ (Dampfer) 178 u. Anm. 238
„Breslau“ (Schiff) 339, 341, 343 u. Anm. 645, 345, 410, 633 u. Anm. 87
Brest-Litovsk
– Friedensverhandlungen (1917/18) 14, 74, 100, 480–492, 500–505, 509, 512–514, 668, 671–708, 732, 733
– Ludendorff 497, 667
– Vertrag 518 Anm. 1022, 520
– Waffenstillstand 99, 479–380, 554, 665, 697, 702, 703
Briand, A. *401 u. Anm. 747*, 602
Briey 97, 416, 766
Brinckmann, F. *499 u. Anm. 979*
„Britannia“ (Schiff) 208
Brockdorff-Rantzau, U. Graf *112 u. Anm. 12*, 23, 26, 36, 389–390
Broqueville, C. Baron de *604 u. Anm. 53*
Bruce Lockhart, R. H. 39 u. Anm. 78
Brümmer, A. K. *113 u. Anm. 17*
Brüss, Generaldirektor *764 u. Anm. 225*
Buchlau 341 u. Anm. 642
Buftea (Vorfriede 1918) 735
Buisseret, Caroline Comtesse de *138 u. Anm. 130*
Buisseret, Conrad Comte de *138 u. Anm. 130*
Bukarest (Friede 1913) 400 u. Anm. 744, 471 u. A. 906, 524
Bukarest (Friedensverhandlungen 1918) 101, 103, 520–535, 741
Bulgarien 334, 383, 399, 400, 421, 470, 471, 472, 524, 525, 526, 531, 534, 578, 581, 650–652, 709, 710, 713, 716, 717, 718, 719, 720
– Brest-Litovsk 489, 672, 673
– Dobrudscha 534, 643, 759
– Rumänien 737, 739
– Türkei 651, 720, 721–722, 729–731, 735, 740, 745–746, 747, 753, 754
→ Sofia
Bülow, B. Fürst v. *110 u. Anm. 5*, 19, 40 Anm. 82, 71, 120 u. Anm. 44, 121, 125, 152, 153, 157, 162, 222, 249, 280 u. Anm. 506, 451, 505

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

– Algeciras-Konferenz (1906) 168, 169 u. Anm. 205, 171 Anm. 212, 174
– Flotte 202, 206
– Kanzler? (1917) 471–472, 478, 479
– Kühlmann 42 u. Anm. 86, 43, 88
– Memoiren 473 u. Anm. 913
– Presse 223
– Wilhelm II. 197
Bülow, M. Fürstin *276 u. Amm. 497*
Bundesratsausschuß f. auswärtige Angelegenheiten 658
Buren 204, 415
Burián, S. Graf *529 u. Anm. 1058*, 530, 753, 758, 762
Burns, J. 315 Anm. 579
Bussche, M. von dem *185 u. Anm. 254*
Bussche-Haddenhausen, H. Frhr. v. dem *181 u. Anm. 243*, 182, 334 u. Anm. 624, 519
Bussche-Haddenhausen, M. *181 u. Anm. 243*

Caillaux, J. *257 u. Anm. 448*, 38, 63 u. Anm. 172, 537, 602
Cambon, J. *215 Anm. 349*, 186 A. 257, 257, 305
Cambon, P. *215 u. Anm. 349*, 304, 305, 566
Capelle, E. d. *431 u. Anm. 810*, 441, 546
Carl Theodor, Herzog *604 Anm. 52*
Carp, P. *526 u. Anm. 1043*, 533, 534, 744, 759
Carrière, E. *163 u. A. 197*
Carson, Sir E. *239 u. Anm. 416 u.* 418, 240 u. Anm. 419–420, 594
Cassel, Sir E. *211*–212 *u. Anm. 338*, 230, 231, 233, 264, 267 u. Anm. 471
Castell, O. Graf *552 u. Anm. 1109*
Catt, H. de *474 u. Anm. 916*
Cavalcaselle, G. B. 219 Anm. 362
Cave, G. *538 u. Anm. 1085*, 98, 99 Anm. 25, 539, 751 u. Anm. 210
Cavell, E. *368 u. Anm. 697*, 600
Čchenkeli, A. *752 u. Anm. 211*, 753
Cecil, Lord 609 u. Anm. 59, 766 u.
Cecilie, Kronprinzessin *248 u. Anm. 436*, 249
Chaim Nahum Efendi *403 u. Anm. 753*
Chamberlain, Sir A. 187 Anm. 257
Chambrun, C. de *188 u. Anm. 261*, 57
Chapman-Huston, D. 241 Anm. 423
Charrellgesellschaft 728
Chérisey, E. de *131 u. Anm. 104*
Chérisey, R. de *131 u. Anm. 104*, 40, 132, 154, 165, 167, 168, 256
China 576, 577, 578
Cholm 685, 706, 708, 716
Chotek, S. Gräfin *293 u. Anm. 534*, 294
Churchill, J. *211 u. Anm. 336*
Churchill, R. *211 u. Anm. 336*
Churchill, W. *205 u. Anm. 317*, 67, 68, 211 u. Anm. 337, 264, 267, 301, 305 Anm. 562, 350, 351, 401, 581, 584
Clemenceau, G. *173 u. Anm. 220*, 530 u. Anm. 1059, 665, 666, 730 Anm. 195
Clémentine d'Orléans, Prinzessin *331 u. Anm. 614*, 468
Colijn, H. *193 u. Anm. 278*
Cologan, B. J. *135 u. Anm. 119*
Compiègne 457, 603
Conrad von Hötzendorf, F. Graf *396 u. Anm. 735*, 30, 31, 32 Anm. 52, 36, 397
Constable, J. *115 u. Anm. 23*
Constans, E. *633 u. Anm. 86*
„Corcovado" (Dampfer) 336, 340, 343
Cort van der Linden, P. *586 u. Anm. 25*, 605, 612
Coudenhove, M. Graf v. *684 u. Anm. 145*
Cowes 208–209, 295, 296
Cromwell, O. *245 u. Anm. 429*
Cromwell, R. *245 A. 429*
Crowe, C. *219 u. Anm. 362*, 220

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Crowe, Sir E. *219*–220 *u. Anm. 361*, 221, 288, 289, 308–309
Crowe, J.A. *219 u. Anm. 362*, 220
Crowe, V. *220 A. 368*
Curzon, G. Marquess *247 u. Anm. 431*, 283
Curzon, I. *247 u. Anm. 431*
Curzon, M. Baroness *247 u. Anm. 431*
Czernin, O. Graf *410 u. A. 766*, 53 Anm. 127, 89, 448 Anm. 854, 453, 653, 689
– Brest-Litovsk (1917/18) 483–485, 488–490, 494, 495, 499, 504, 510, 511, 514, 554, 664, 665, 675, 679
– Bulgarien 718
– Kühlmann 480–481, 654, 656–658, 660, 694
– Österreich-Ungarn 684, 690
– Polen 685–686
– Rumänien 520, 523–524, 528, 529, 532 Anm. 1070, 535, 687, 696, 698, 709, 716, 723, 726, 734
– Sixtus 530 u. Anm. 1059, 730 A. 195
– Türkei 717
– Ukraine 510

Dahn, F. 18
„Daily-Telegraph-Affäre“ 197 u. A. 289
Daisy Pless, Fürstin *122 u. Anm. 57*, 247
Dandl, O. Ritter v. *552 u. Anm. 1108*, 553
Dardanellen 340, 350–351, 352–353, 399, 400, 401
Davis, J. W. 187 Anm. 257
Delcassé, T. *125 u. Anm. 69*, 135, 136, 145, 146, 156, 163, 561, 562, 566 u. Anm. 10, 572
– Algeciras-Konferenz 168
– Rücktritt 159 u. Anm. 187
Demetrius (Heiliger) 531, 556
Den Haag 99 u. Anm. 25, 104, 191–197, 354–395
De Panne 586 u. Anm. 27, 603
Dernburg, B. *321 u. Anm. 587*
Descos, L. *564 u. Anm. 6*
Deterding, H. *290 u. Anm. 529*
„Deutsche Weltpolitik und kein Krieg“ (Buch) 227
Deutschland
– Belgien 585, 597, 753
– England 200, 202, 206, 218, 228, 231, 234, 235, 253, 259, 260, 261–264, 266, 267, 273, 275, 281, 283, 286, 288–290, 291, 295, 300, 315, 316, 328, 384, 567, 568, 569, 576, 600–602, 677
  – Kriegsausbruch 302–311
– Frankreich 211, 566, 567
– Holland 381–382, 599, 608
– Kolonien 137
– Marokko 135, 136, 137, 138, 147, 570–575
– Nicolson 606
– Österreich 315, 421, 428, 429, 474 Anm. 917, 489, 514, 667, 679, 715, 746, 753
– Rumänien 474 Anm. 917, 663, 711, 723
– Rußland 590, 666
– Türkei 615–620, 622, 624, 634, 745
– Weltkrieg 275
Deutsch-Südwestafrika 416
Diebitsch, H. K. v. *463 u. Anm. 888*
Dieckhoff, H.-H. *120 u. Anm. 42*
Dillon, J. *239 u. Anm. 418*
„Diplomaten, Die“ (Buch) 59, 70 Anm. 206
Dirksen, H. v. 53, 359 Anm. 676
Djavid Bey *404 u. Anm. 757*, 617, 619, 624, 634–635, 642, 648–649, 652
Djemal Pascha, A. *336 u. Anm. 631*, 338, 618 u. Anm. 67, 628, 645, 646, 647, 659 u. Anm. 115
Djevdet, A. *630 u. Anm. 80*
Dobbeler 650
Dobrudscha 463, 523–525, 527, 530, 532, 555, 643, 651, 688, 689, 709, 710, 712, 717, 718, 720, 721,

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

729, 737, 738, 739, 745, 747, 753, 754
Dodekanes 584
Doggerbank-Zwischenfall 141–142, 143
Donau 739
Donauföderation 427, 657
Doorn (Haus) 372 Anm. 707
Dorothea, Herzogin *373 Anm. 708*
Dreibund 201 u. Anm. 304
Drucki-Lubecki, X. *656 u. Anm. 112*
Drummond, J. *591 u. Anm. 34*
Drummond, W. *591 u. Anm. 34*
Dschambolat Bey, I. *642 u. Anm. 93*
Duesterberg, T. *532 u. Anm. 1070*
Dülberg, F. *359 u. Anm. 676*
Dünaburg 703, 708

Ebert, F. *420 u. Anm. 789*, 446, 536
Eckardstein, H. Frhr. v. *123 u. Anm. 61* u. 62, 42 Anm. 86
Eduard VII., König *203 u. Anm. 311*, 198 Anm. 293, 221–222, 230, 233, 235, 247, 248, 250, 289, 379, 589, 607
Eduard, Prince of Wales *280 u. Anm. 506*
Ehmann, J. *649 u. Anm. 106*
Eisernes Tor 737, 739
Elisabeth Gabriele, Königin 604
Elkus, A. I. *618 u. Anm. 68*, 641
Ellrodt, F. W. 467 u. Anm. 893
Elsaß-Lothringen (u. Frankreich) 427, 436, 439, 442–446, 481 u. Anm. 937, 536, 674, 694, 766
– Hertling 662
– Kühlmann 81, 97, 416 u. Anm. 782, 417, 418, 447, 507–508, 653, 654, 665, 668, 685, 714, 716, 765, 766, 767, 768
– Sixtus 530 u. Anm. 1059, 730 Anm. 195
England
– Araber 644–645
– Armee 427, 436
– Bagdadbahn 283, 284
– China 576
– Deutschland 200, 206, 218, 228, 231, 234, 235, 253, 259, 260, 261–264, 266, 267, 273, 275, 281, 283, 286, 288–290, 291, 295, 300, 315, 316, 328, 384, 567, 568, 569, 576, 600–602, 677, 766
– Neutralitätsabkommen 268
– Finanzhäuser 232
– Flotte 205, 601
– Frankreich 146, 173, 175, 177, 261, 267, 537, 574
– Friedensfühler 433, 448, 536–557
– Holland 362, 363, 370–371, 382, 599, 604–605, 608, 610
– Innenpolitik 592–593
– Japan 575
– Kriegsausbruch 301–311
– Kühlmann 45, 57–58, 64, 67, 69, 70, 76 Anm. 223, 89–90, 92–93, 97, 104, 115–128, 413, 415, 416, 418, 609, 653, 655, 763, 765
– Marokko 143, 570
– Presse 224–230, 360
– Rußland 111, 201, 288, 378, 379, 383–384, 413, 537, 574, 589
– Türkei 338, 639
– Ubootkrieg 375–383, 431
– Vereinigte Staaten 381
– Villalobar 435, 600–602
→ London
Entente cordiale 124 u. Anm. 64, 125, 130 u. Anm. 94, 562 u. Anm. 1, 573, 579, 580
Enver Pascha *336*–338 *u. Anm. 631*, 339, 344, 345, 347, 405, 525, 614, 616, 625, 642, 648, 659, 701, 730
„Erinnerungen" (Buch) 59–78, 80, 81, 82 u. Anm. 236, 83, 84, 91
Ernst II., Herzog *220 u. Anm. 364*
Erzberger, M. *419 u. Anm. 784*, 439 u. Anm. 835, 472, 473 u. Anm. 913–914, 478, 663, 707,
– Czernin-Denkschrift 423–426
Erzberger, P. *472 u. Anm. 911*
Escherich, G. *388 u. Anm. 720* u. 721

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Estland 517 Anm. 1020, 668, 670, 671, 673, 674, 683, 689, 695, 697, 698, 699, 700, 701, 702, 703, 704, 707, 708, 713, 714, 754, 758
Étienne, E. *562 u. Anm. 1*
Eudoxia, Prinzessin *332 u. Anm. 617*, 456
Eulenburg, A. Graf zu *113 u. Anm. 20*, 114 Anm. 21, 451 u. Anm. 865, 472
Eulenburg, P. *170 u. Anm. 209*, 169 u. Anm. 206
Eulenburg, V. Graf zu *113 u. Anm. 20*
Eyck, E. 77 u. Anm. 228

Falkenhayn, E. v. *479 u. Anm. 931*, 95, 521, 659 u. Anm. 115, 731
Faramond, G. Vicomte de *184 u. Anm. 253*
Faschoda 201 u. Anm. 303
Fehrenbach, C. *542 u. Anm. 1092*, 473
Ferdinand, Zar (v. Bulgarien) *331 u. Anm. 614* u. 615, 38, 89, 333–334, 340, 398, 399, 400, 456–463, 465–468, 469, 470, 471, 521, 522 u. Anm. 1037, 524 u. Anm. 1041, 526, 527, 529, 534–535, 553, 696, 709, 710, 711, 718, 719, 729, 745, 746, 747
Ferdinand, König (v. Rumänien) 687, 715, 723, 724, 741, 742, 743, 744, 759
Field, M. *278 u. Anm. 504*
Finnland 661, 688, 692 u. Anm. 151, 697, 700, 704, 706, 710, 714, 724 Anm. 185, 749, 754, 758
Fischer, S. 55
Fischer Verlag, S. 54, 55, 56
Fischer-Loßainen, R. v. *761 u. Anm. 221*, 762
Fizmaurice, G. *633 u. Anm. 86*
Flamen/Flandern 365–366, 585–586, 595–597, 598, 767
Fleuriau, A. J. de *215 u. Anm. 350*, 48, 216
Flotow, H. v. *162 u. Anm. 195*
Flotow, L. Frhr. v. *409 u. Anm. 765*
Flotte
– deutsche 42, 58, 201–209, 457 u. Anm. 860, 575, 576
  – Kühlmann 92, 95, 121, 253, 766
  – Metternich 243
  – Meuterei 442, 446 u. Anm. 849
  – Tirpitz 265, 269, 581
– England 583, 601
– Frankreich 579
Foch, F. *457 u. A. 860*
Fosle, L. R. 650 u. Anm. 107
Frankreich 488
– Czernin 657
– Deutschland 211, 566, 567, 572–575
– Elsaß-Lothringen 427, 442–443, 444, 446, 447, 481 u. Anm. 937, 536, 766
– England 173, 175, 177, 261, 267, 537
– Kühlmann 57, 416
– Marokko 130–131, 132, 134, 135 u. Anm. 118, 136, 137 u. Anm. 125, 138, 146, 148, 164, 170, 171, 253–254, 561–563, 565, 566, 570–575, 576
– Österreich 654
– päpstliche Friedensaktion 438, 439 Anm. 834
– Türkei 338
– Villalobar 602–603
Franz Ferdinand, Erzherzog *293 u. Anm. 534*, 294, 422 u. Anm. 795
Franz Joseph, Kaiser *176 u. Anm. 229*, 421, 428, 449, 484
Franziskus von Assisi 531
Freyberg, A. Frhr. v. *726 u. Anm. 188*
Frick, H. C. *190 u. Anm. 266*
Friedberg, R. *664 u. Anm. 123*
Friedensappell (des Papstes 1917) 436, 437 u. Anm. 826, 438–439, 653, 654, 656, 658, 660–661, 662, 670, 766, 767, 768

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Friedensburg, F. 59, 60 u. Anm. 154, 67 u. Anm. 190, 68
Friedensfühler (1917/18) 97–99, 413, 415, 416, 417, 418, 420, 427, 431, 436, 437, 442, 448, 475, 482, 535–557, 655, 658, 660, 661, 680, 760, 763, 766, 768
Friedensresolution (19. Juli 1917) 100, 419–420, 431, 483 u. Anm. 939, 502, 658
Friedlaender-Fuld, M.-A. v. *33 u. Anm. 55*, 55, 316 Anm. 580, 326 u. Anm. 600
Friedrich d.Gr., König *222 u. Anm.* 373, 474 u. Anm. 916, 413
Friedrich III., Kaiser 236
Friedrich, Kaiserin *118 Anm. 37*, 203 u. Anm. 312
Friedrich Karl, Landgraf *724 u. Anm. 185*
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst *372 u. Anm. 708*
Friedrich Wilhelm III., König *118 und Anm. 38*
Friedrich Wilhelm, Kronprinz *118 u. Anm. 37*, 220
Fromentin, E. *563 u. Anm. 4*
Fuad I., Sultan *644 u. Anm. 97*
Fuad Pascha *630 u. Anm. 81*

Galizien 754, 766
Gančev, P. *485 u. Anm. 949*, 729
Gaupp, O. *229 u. Anm. 391*
„Gedanken über Deutschland“ (Buch) 44–45, 52, 70 Anm. 206
Georg V., König *247 u. Anm. 433*, 248, 600
Georgien 753–754, 758
Géraud, A. *230 u. Anm. 394*
Gerhardt, C. *220 u. Anm. 366*
Gerlach, R. v. *472 u. Anm. 912*
„Germania“ (Schiff) 207, 208, 209 u. Anm. 329
Gibraltar 570
Giers, M. N. v. *674 u. Anm. 134*
Glasgow 98, 99 u. Anm. 25, 103, 535 Anm. 1074, 540 u. Anm. 1088
Goebbels, J. 56
„Goeben“ (Schiff) 339, 341, 343 u. Anm. 645, 345, 346, 410 u. Anm. 768, 633 u. Anm. 87
Goethe, J. W. v. 109 Anm. 2
Goetz, W. 58 u. Anm. 150, 76 u. Anm. 221, 77 u. Anm. 224, 91 u. Anm. 10
Gogh, V. van *372 u. Anm. 705*
Goldschmidt-Rothschild, A. Frhr. v. *316 u. Anm. 580*
Goldschmidt-Rothschild, R. v. *316 Anm. 580*
Goltz, C. Frhr. v. der *348*–350 *u. Anm. 654*
Gontard, H. v. *450 u. Anm. 861*
Gooch, G. P. 37 Anm. 70, 40 Anm. 82, 43
Gorlice-Tarnów (Schlacht 1915) 397 u. Anm. 737
Goschen, Sir W. *305 Anm. 561*, 311 u. Anm. 573
Gosses, F. 76 u. Anm. 222
Gratz, G. *723 u. Anm. 183*
Grey, D. *210 u. Anm. 334*
Grey, Sir E. *210 u. Anm. 334*, 21 u. Anm. 17, 48, 93, 214, 216, 225, 226, 256, 259 u. Anm. 453, 261, 271 u. Anm. 483, 276, 285 u. Anm. 517, 286, 287, 288, 302, 303 u. Anm. 537, 304, 305 Anm. 562, 308, 314 Anm. 576, 575, 576, 578, 579, 580, 582, 583, 584, 585, 588, 589, 590, 591, 600, 606
Griechen (in der Türkei) 627, 647, 648
Griechenland 462 Anm. 887, 581, 716
Groener, W. *713 u. Anm. 174*
Großbritannien → England
„Große Politik, Die“ (Buch) 72
„Großmächte der Welt, Die“ (Buch) 52 u. Anm. 123, 70 Anm. 206, 187 Anm. 257
Grünau, W. Frhr. v. *498 u. Anm. 969*, 452 Anm. 868, 547, 548, 711
Gummere, S. R. *154 u. Anm. 170*
Gustav V., König *754 u. Anm. 214*

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Guttmann, B. *228 u. Anm. 390*, 55
Gwinner, A. v. *290 u. Anm. 527*, 41

Haag 535 Anm. 1074, 538, 540, 541, 548, 551, 585–613
Haager Schiedsgericht 196
Haase, H. 545 Anm. 1096
Habibullah Khan *346 u. Anm. 649*
Hagen, M. v. 64 u. Anm. 178
Hahl, A. *617 u. Anm. 63*
Hakki Pascha, I. *431 u. Anm. 812*, 642 u. Anm. 94, 730
Halberg (Schloß) 292, 293
Haldane, R. *210 u. Anm. 335*, 44, 211, 265 u. Anm. 467, 288, 303, 304, 314 Anm. 576
Halil Bey Menteşe *395 u. Anm. 733*, 403, 404, 613, 623, 624, 650, 651
Halim Pascha, Said 404 u. Anm. 755
Halsbandaffäre (1785/86) 177 u. Anm. 235
„Hamburg“ (Dampfer) 149, 152, 153, 155, 156, 157
„Hamidieh“ (Schiff) 343, 345
Hammacher, F. *202 u. Anm. 307*
Hampe, K.-A. 78 u. Anm. 230
Hampton Moore, J. *368 u. Anm. 696*
Harcourt, L. *212 u. Anm. 339*, 262, 263, 267, 269, 577, 580
Harcourt, M. E. *212 u. Anm. 339*
Harcourt, W. *212 u. Anm. 339*
Harden, M. *169 u. Anm. 206*, 89, 170 Anm. 209, 171, 172 u. Anm. 214, 174
Hardinge, Sir A. *113 u. Anm. 19*
Hardinge, C. *214 u. Anm. 347*, 215, 605–607
Hardinge, W. *606 u. Anm. 54*
Harnack, A. v. *157 u. Anm. 177*, 47, 88, 213, 478
Harrach, H. A. Graf v. *364 u. Anm. 690*
Harris, W. *132 u. A. 107*, 133, 154
Hartogensis (Attaché) *362 u. Anm. 682*
Hatzfeldt, H. 3. Fürst zu Trachenberg *451 u. Anm. 865*
Hatzfeld(-Wildenburg), H. Fürst *538 u. Anm. 1083*, 98, 99 Anm. 25, 104, 535 Anm. 1074, 538–539, 540, 556, 751
Hatzfeld, P. Graf v. *217 u. Anm. 356*, 242, 269 Anm. 477, 538
Hauptausschuß (des Reichstags) 441
– Kühlmann 653, 660–661, 665–666, 707
Haußmann, C. *446 u. Anm. 850*
Hayashi Tadasu *123 u. Anm. 62*
Hebbinghaus, E. *188 u. Anm. 263*
Hebbinghaus, G. *188 u. Anm. 263*, 189, 190
Hecker, G. 78 u. Anm. 231
Hedschas 644
Heinrich IV., König *227 u. Anm. 385*
Heinrich XV. von Pless, Fürst *241 Anm. 423*, 386 u. Anm. 719
Heinrich, Herzog *469 u. Anm. 902*
Heinrich, Prinz der Niederlande *358 u. Anm. 672*
Heinrich, Prinz von Preußen *324 u. Anm. 594*
Helfferich, K. *393 u. Anm. 729*, 17 u. Anm. 7, 440 Anm. 839, 724, 725, 766
– Rücktritt 477, 478
Hell, E. *527 u. Anm. 1046*, 528, 529, 556, 726, 727
Hellingrath, P. Ritter v. *552 u. Anm. 1108*
Helmolt, H. F. 32 u. Anm. 52
Herat 568
Herriot, E. *227 u. Anm. 382*, 48
Hertling, G. Graf v. *438 u. Anm. 831*, 71, 446, 480, 533 Anm. 1070, 554, 755, 757, 758, 760, 763
– Elsaß-Lothr. 662
– Homburger Kronrat (Febr. 1918) 101–102, 514, 515, 516–517, 519, 701, 703
– Kühlmann 491–492, 540, 541, 542, 547, 548 u. Anm. 1103, 663, 764, 766
– OHL 509 u. Anm. 998
– Reichskanzler 473, 475, 477, 478, 554

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

– Rücktritt 702, 703
Hertling, K. Graf v. *476 u. Anm. 922*, 491, 544 u. Anm. 1095
Hertz, Dr. *529 u. Anm. 1055*, 535
Heuß, T. 31 u. Anm. 49
Heydt, E. v. d. *360 u. Anm. 680*
Hindenburg, P. v. *385 u. Anm. 718*, 17, 53, 79, 80, 90, 95, 104, 386, 387, 388, 389 u. Anm. 723, 461, 493, 496, 760, 761, 767
– Homburger Kronrat (Febr. 1918) 101–102, 515, 701, 703
– Rücktritt? 682, 700
Hintze, O. *478 u. Anm. 928*
Hintze, P. v. *763 u. Anm. 223*, 22, 758 Anm. 217, 764
Hoesch, L. v. *118 u. Anm. 36*, 34, 48, 198 u. Anm. 294, 502, 512, 526, 547, 554, 726
Hoffmann, M. *480 u. Anm. 933*, 31, 32 u. Anm. 52, 36, 100, 484, 485, 492, 493, 495, 496, 499, 503, 504, 514, 547, 554, 727
– Brest-Litovsk (1918) 675, 676, 678, 679, 681, 682, 683, 686, 687, 688, 697
Hoffmann und Campe (Verlag) 68
Hoffmannsthal, H. v. 44, 45 u. Anm. 93
Hofstede, C. *371 u. Anm. 703*
Hohenau, W. Graf v. *177 u. Anm. 234*
Hohenlohe-Schillingsfürst, C. Fürst zu *491 u. Anm. 954*, 43 u. Anm. 87
Hohenlohe-Schillingsfürst, G. Prinz zu *662 u. Anm. 118*, 723
„Hohenzollern“ (Schiff) 194, 207
Holland 193–195, 585–586, 587
– Armee 611–613
– Deutschland 608
– England 599, 604–605, 608, 610
– Kühlmann, 96, 354–395, 594–595
Holstein, F. v. *110 u. Anm. 5*, 74, 125–127, 133, 137, 141, 146, 147, 152, 157, 160, 162, 163, 171, 174, 175, 177, 219, 287
– Algeciras-Konferenz 167, 168, 169, 172, 254
Holtzendorff, A. v. *390 u. Anm. 725*
Holtzendorff, H. v. *220 u. Anm. 367*, 375, 700, 701, 702, 702, 703, 749
Hołubowycz, W. *678 u. Anm. 137*
Holzmann, Firma 158 u. Anm. 185
Homburger Kronrat → Kronrat (13. Febr. 1918)
Hood, H. *312 u. Anm. 574*
Hoover, H. 392 Anm. 727
Hopman, A. 103
Hornung, A. *133 u. Anm. 111*, 149 u. Anm. 156
Horstmann, A. *526 u. Anm. 1045*
Horstmann, L. 55
Hossenfelder, E. 374
Hoyos, A. *314 u. Anm. 577*, 409 u. Anm. 764
Huldermann, B. 390 A. 726
Husain, Scherif *631 u. Anm. 83*
Hussein, Djahid 624, 629, 642

„Immaculata“ (Buch) 53 u. Anm. 128, 54
Indien 103, 375, 384, 568, 569
Insel-Verlag 66–67
Interfraktioneller Ausschuß 654, 656, 671, 676, 688–689, 705–707, 732–745
Ioffe, A. A. *485 u. Anm. 945*, 486
Irak 644
Irland 57, 238–241
Ishii, Viscount K. 187 Anm. 257
Italien 135, 201, 285, 344, 666, 768
– Türkei 339–340
Izvol'skij, A. P. *223 u. Anm. 376* u. 377, 71 Anm. 210, 341 u. Anm. 642, 469, 470, 471

Jacob, K. 32
Japan 124, 575
Jemen 628
Jerusalem 646, 647
Johann Georg, Chev. de Saxe *329 u. Anm. 607*
Johannes, H. *313 u. Anm. 575*
Jonina, M. *257 u. Anm. 449*

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Juden 55–56, 403–404
Julikrise (1914) 294–311
Jusserand, J. J. *186 u. Anm. 256*
Jusupov, F. F. *112 u. Anm. 15*

Kaledin, A. M. *701 u. Anm. 159*
Kamenev, L. B. *485 u. Anm. 948*
Kamerun 291
Kapitulationen 402–403, 615–617, 640–641
Kapp, W. *420 u. Anm. 786*
Karagatsch 720, 739
Kardorff, S. v. 63
Karl d.Gr., Kaiser *182 u. Anm. 244*
Karl I., Kaiser *332 u. Anm. 619*, 421 u. Anm. 793, 423–426, 428, 483, 489, 504, 528, 535, 555, 654, 655, 657, 709, 711, 712, 716, 723, 730 u. Anm. 195, 746, 766
– Sixtusaffäre 481 u. Anm. 937, 530 Anm. 1059
– Spa (Mai 1918) 748
Karl V., Kaiser *128 u. Anm. 81*
Karl I., König (Rumänien) *334 u. Anm. 625*, 471, 522 u. Anm. 1037, 523, 533, 534, 737, 748, 759
Karnebeek, H. A. van *357 u. Anm. 670*
Karo, G. *621 u. Anm. 69*
Károlyi, M. *668 u. Anm. 125*
Karpaten 736
„Katwijk“ (Schiff) 358 u. Anm. 683, 381
Kaukasus 686, 713, 731 u. Anm. 197, 749, 750, 751, 752, 753, 754, 758
Kaulbach, F. A. 298 Anm. 547
Kavalla 462, 469, 471
Keppel, A. *222 u. Anm. 371*
Keppel, R. *222 Anm. 371*
Keppel, V. *222 Anm. 371*
Keßler, F. v. *727 u. Anm. 191*, 728
Kessler, H. Graf v. *668 u. Anm. 125*, 20 u. Anm. 15
Ketteler, K. Frhr. v. *111 u. Anm. 10*
„Kettenträger, Der“ (Buch) 46 u. Anm. 100, 49, 54
Keyserlingk, W. Frhr. v. *690 u. Anm. 148*, 701 u. Anm. 160–161, 703 u. Anm. 162
Kiautschou 140 u. Anm. 136, 141, 164, 166
Kiderlen-Wächter, A. v. *254 u. Anm. 443*, 255, 256, 257, 259, 265, 266 u. Anm. 470
Kieler Woche 207–208
Kinsky, U. X. Fürst *185 Anm. 254*
Kippenberg, A. 60, 67 u. Anm. 189
Kitchener, H. *351 u. Anm. 658*, 56, 385, 568, 593
Kleinwort, H. H. *232 u. Anm. 401*
Kleinwort, S. *192 Anm. 275*, 232 u. Anm. 401
Knole (Schloß) 252
Koch, R. *755 u. Anm. 215*, 90, 756, 757, 758
Koerber, E. v. *395 u. Anm. 734*, 489
Koerner, P. v. *503 u. Anm. 987*, 723, 724, 725, 727
Kolb, A. 15, 38 u. Anm. 73, 50, 52, 67, 229 Anm. 391, 298 Anm. 547
Kolonien/Kolonialreich
– Deutschland 14, 33–34, 91–94, 136–137, 140–141, 146, 164, 168, 257, 262, 264, 270, 290, 315, 576–577, 580, 581, 582, 583, 653, 658, 758
– Frankreich 254
– Holland 608 u. Anm. 56
– Kühlmann 91–94, 97
Kongo 166, 256–257, 309 Anm. 567, 415
„König, Der –“ (Buch) 452 u. Anm. 868, 493
„Königin Luise“ (Schiff) 317, 318
Konstantin d.Gr., Kaiser *469 u. Anm. 902*
Konstantin, König *583 u. Anm. 24*, 462 Anm. 887, 716
Konstantinopel 330–354, 395–411, 613–652, 673, 674
– Wilhelm II. 442 u. Anm. 841, 448, 449, 456, 464–465
Konstanza 524, 643, 737, 738, 739

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Köster, R. *359 u. Anm. 675*
Krafft, P. *467 u. Anm. 893*
Kreß von Kressensten, F. Frhr. *402 u. Anm. 748*, 102–103, 628, 646, 659
Kreuznach (Besprechungen) 386, 656 u. Anm. 113, 662, 663 u. Anm. 121, 694 u. Anm. 152, 722 u. Anm. 181
Kriege, J. *196 u. Anm. 285*, 197, 221, 529, 530, 556, 570, 724, 749
Krimkrieg 176 u. Anm. 228
Kröller, A. G. *372 u. Anm. 704*, 394
Kröller, H. *372 u. Anm. 704*
Kron, H. v. *323 u. Anm. 593*
Kronrat
– (11. Sept. 1917) 90, 97, 430 u. Anm. 808, 431, 432 u. Anm. 816, 657, 659, 765, 767, 768
– (5. Nov. 1917) 474 u. Anm. 917, 663, 765
– (2. Jan. 1918) 96, 100, 492–500, 554, 681
– (13. Febr. 1918) 91, 101–102, 497 Anm. 968, 499, 515–518, 519, 555, 698–704
Krüger-Depesche 203–204
Krupp von Bohlen u. Halbach, G. *207 u. Anm. 324*, 296
Kucharzewski, J. *671 u. Anm. 130*, 687
Kuhl, H. 32 u. Anm. 33
Kühlmann, A. *147 u. Anm. 154*
Kühlmann, A. M. *197 u. Anm. 288*
Kühlmann, C. *365 u. Anm. 692*
Kühlmann, C. E. *299 Anm. 551*, 323 u. Anm. 592
Kühlmann, H. v. *323 u. Anm. 592*
Kühlmann, K. v. *386 u. Anm. 718*
Kühlmann, Marguerite *127 u. Anm. 79*, 15, 163 u. Anm. 196, 169, 178, 180, 185, 197 Anm. 291, 199 Anm. 295, 246–247, 248, 279, 280, 292 Anm. 532, 298 Anm. 550, 358 Anm. 682, 373 Anm. 709, 398 Anm. 742, 450, 538 Anm. 1083
Kühlmann, Max *365 u. Anm. 692*
Kühlmann, O. v. *147 u. Anm. 154*, 118 Anm. 32, 166 Anm. 202, 200, 335
Künzler, J. *649 u. Anm. 106*
Kurland 663, 676, 680, 688, 708
Kuyper, A. *597 u. Anm. 42*, 613
Kyrill, Prinz *332 u. Anm. 617*, 456

Lalaing, Comte C. de *304 u. Anm. 560*
Lancken-Wakenitz, O. v. d. *364 u. Anm. 688*, 416 Anm. 782, 434, 600, 660
Langham, I. *184 u. Anm. 252*
Langwerth von Simmern, E. Frhr. *139 u. Anm. 132*, 160
Lansdowne, Marquess of *536 u. Anm. 1078*, 594
Lansing, R. 613 Anm. 62
Larache 158 u. Anm. 185, 159
Lauter, W. *158 u. Anm. 185*
Lecomte, Comte R. *170 u. Anm. 209*
Legrand, J. *564 u. Anm. 5*
Leibniz, G. W. *384 u. Anm. 717*
Leipzig, E. v. *354 u. Anm. 664*
Lema, Marquis de *434 u. Anm. 820*, 435 Anm. 823
Lenbach, F. Ritter v. *324 u. Anm. 596*
Lenin, V. I. *479 u. Anm. 932*, 501, 513, 669, 670
Leopold I., König *468 u. Anm. 898*
Leopold, Fürst *522 Anm. 1037*
Leopold, Prinz *484 u. Anm. 942*, 486, 554
Lersner, K. Frhr. v. *498 u. Anm. 969*, 100, 101, 102 u. Anm. 32, 452 Anm. 868, 548, 676, 704
Lesseps, F. de *281 u. Anm. 512*
Lichnowsky, K. Fürst *118 u. Anm. 33*, 71, 79, 93, 119, 241 Anm. 423, 275–278, 281, 290, 299, 300, 302 u. Anm. 556, 304, 306, 314, 316, 590 u. Anm. 33
Lichnowsky, M. Gräfin *277 u. Anm. 501*
Lichtenberger, H. *360 u. Anm. 678*

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Liebenberg (Schloß) 170 Anm. 210
Liebermann, M. *127 u. Anm. 78*
Liederkerke, E. de *129 Anm. 90*
Liederkerke, H. de *129 u. Anm. 90*, 145
Liederkerke, R. Gräfin *129 u. Anm. 86*
Liman von Sanders, O. *341 u. Anm. 641*, 17 u. Anm. 7, 342, 399, 410 u. Anm. 767, 471, 585, 614
Limburg-Stirum, J. M. Graf *699 u. Anm. 157*
Limburg-Stirum, J. P. van *595 u. Anm. 38*
Lindequist, F. v. *271 u. Anm. 485*
Litauen 663, 666, 667, 674, 676, 680, 713, 758
Livland 517 Anm. 1020, 668, 670, 671, 673, 674, 683, 689, 695, 697, 698, 699, 700, 702, 703, 704, 707, 708, 713, 714, 754, 758
Lloyd George, D. *238 u. Anm. 414*, 256 u. Anm. 447, 265, 315 Anm. 579, 592, 666
Lohan, M. 533 Anm. 1070
London
– Bombardierung 587–588, 601 u. Anm. 49
– Geheimvertrag (1915) 428 Anm. 805, 436, 439
– Kühlmann 115–128, 260–324, 575–585
Longworth, N. *187 u. Anm. 259*
Lossow, O. v. *628 u. Anm. 76*, 648, 650, 659, 731, 746
Loudon, J. *357 u. Anm. 670*
Louis-Philippe, König *331 u. Anm. 614*
Lowther, A. Lady *148 u. Anm. 155*
Lowther, Sir G. *148 u. Anm. 155*, 633 u. Anm. 86
Lucanus, H. v. *505 u. Anm. 992*
Lucius von Stoedten, H. Frhr. *664 u. Anm. 112*, 669, 761, 762
Ludendorff, E. *171 u. Anm. 213*, 14, 17 u. Anm. 7, 18, 31, 79, 80, 90, 95, 385 u. Anm. 718, 386, 387, 388, 389, 452 Anm. 868, 454, 479, 549, 554, 651, 693
– Belgien 432
– Brest-Litovsk (1917/18) 103, 493, 496, 497, 499–500, 504, 667, 671, 675, 676, 677, 678, 681, 682, 690, 691, 700–704, 708 Anm. 166
– Elsaß-Lothr. 417 Anm. 782, 445
– Homburger Kronrat (13. Febr. 1918) 101–102, 515, 700, 701, 702, 703, 704
– Kühlmann V, 16, 100, 101, 102, 104, 474, 476, 497, 544, 547, 552, 708 u. Anm. 166, 713, 750
– Memoiren 26, 33
– Polen 694
– Rumänien 715
– Türkei 751
Ludwig III., König *453 u. Anm. 869*, 64 Anm. 179, 475, 553, 557
Ludwig XIV., König *244 u. Anm. 427*, 384, 537
Ludwig XV., König *468 u. Anm. 897*
„Lusitania" (Schiff) 367–368
Lüttich 386, 415
Lüttichau, S. Graf v. *352 u. Anm. 659*
Luxemburg 417
Lyautey, H. *562 u. Anm. 2*
Lyncker, M. Frhr. v. *547 u. Anm. 1099*

Maas 585, 597, 598
Machiavelli, N. *333 u. Anm. 621*
Mackensen, A. v. *521 u. Anm. 1035*, 526, 527, 531, 532 u. Anm. 1070, 555, 715, 738, 747
Maclean, K. *155 u. Anm. 171*
Madol, H. R. 19 u. Anm. 12, 47 u. Anm. 101, 51 u. Anm. 120, 331 Anm. 615
Mahan, A. T. *319 u. Anm. 585*
Maimon, S. *501 u. Anm. 983*, 55
Mallet, L. *216 u. Anm. 353*
Mannheimer, F. *363 u. Anm. 684*, 55
Marghiloman, A. *523 u. Anm. 1040*, 526, 527, 528–529, 530, 532, 715, 725, 727, 736, 743, 744, 748

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Maria Antonia, Prinzessin *332 u. Anm. 618*
Maria Pia, Prinzessin *332 u. Anm. 618*
Marie, Prinzessin *522 u. Anm. 1037*, 524 u. Anm. 1041, 529
Marie-Antoinette, Erzherzogin *177 u. Anm. 235*
Marie Gabriele, Herzogin *426 u. Anm. 800*
Marie José, Herzogin *604 u. Anm. 52*
Marie Luise, Prinzessin *332 Anm. 616*
Maritza 643, 721, 730 u. Anm. 196, 739, 758
Marokko 128–177, 561–562, 569–575
Marokkokrise (1905/06) 265, 565 u. Anm. 8, 566, 567
→ Algeciras
Marokkokrise (1911) 144 u. Anm. 145, 256, 257 u. Anm. 448, 258, 576
Marschall v. Bieberstein, A. Frhr. *117 u. Anm. 32*, 71, 93, 195, 196, 197, 271–272, 273, 274 u. Anm. 493, 275 u. Anm. 494, 281, 282, 398, 578, 579, 634
Marschall v. Bieberstein, M.-L. Freifrau *196 u. Anm. 284*
Mary, Königin *250 u. Anm. 438*
Märzoffensive (1918) 511, 514, 697, 719
Maude, Sir F. S. *643 u. Anm. 96*, 644
Max von Baden, Prinz 32
Max Egon II., Fürst *450 u. Anm. 861*
Maxse, L. *241 u. Anm. 421*, 307, 589
Mazedonien 399, 524, 576, 578, 579, 651, 718, 738
McCormick, H. *760 u. Anm. 219*, 757 u. Anm. 216
McKenna, R. *237 u. Anm. 412*
Medem, E. Frhr. v. 532 Anm. 1070
Mehmed V., Sultan 463, 465
„Meine Londoner Mission" (Buch) 277 Anm. 501
Meinecke, F. *367 u. Anm. 693* u. 694, 23, 24, 27 u. Anm. 35, 28, 30 u. Anm. 45, 65, 66, 68 u. Anm. 196, 80 u. Anm. 233, 194 Anm. 279
„Memorandum on Resignation" (Buch) 304 u. Anm. 559
Menebhi, S. M. el *139 u. Anm. 133*, 140
Mentzingen, F. Frhr. v. *129 u. Anm. 86*, 71, 130, 133 Anm. 111, 138, 144, 150, 158
Mentzingen, R. Freifrau v. *129 u. Anm. 86*, 145
Mercier, D.-J. *597 u. Anm. 41*
„Meteor" (Schiff) 207, 208, 209 u. Anm. 329, 293
Metternich, P. Graf Wolff *117 u. Anm. 31*, 71, 93, 94, 119, 121, 122 u. Anm. 57, 123, 198, 241, 242, 243, 255, 256 Anm. 446, 260, 267, 268, 269, 272, 278, 394 u. Anm. 730, 398, 406, 407, 578, 766
Michaelis, G. *408 u. Anm. 763*, 411 u. Anm. 771–772, 414, 431, 432, 440, 445, 477, 493, 767
– Elsaß-Lothr. 508
– Friedensappell (d. Papstes) 438
– Friedensresolution (1917) 420 u. Anm. 787–788
– Reichstag (9. Okt. 1917) 441–442, 461
– Rücktritt 446–447, 471, 472, 553, 554
Middachten (Schloß) 373
Mieli, P. 79 u. Anm. 232
Mirbach, W. Graf v. *748 u. Anm. 204*, 763 u. Anm. 222
Mittag, R. Frhr. v. *696 u. Anm. 154*
Mittelafrika 92–94, 257, 263, 581
Mohamed el-Hadi *131 u. Anm. 101*
Moltke, H. d.J. *309*–310 *u. Anm. 569*, 192 u. Anm. 276, 193 u. Anm. 277, 194
Moltke, K. Graf v. *156 u. Anm. 173*
Mordtmann, J. *621 u. Anm. 71*
Morel, E. D. *309 u. Anm. 567*

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Morley, J. *212*–213 *u. Anm. 340* u. 342, 43, 44 u. Anm. 91, 88, 304 u. Anm. 559, 315 Anm. 579
Mosel, L. *647 u. Anm. 102*
Mountbatten, Prinz L. *230 u. Anm. 397*
„Möve" (Schiff) 601 u. Anm. 50
Moy de Sons, K. M. Graf v. *161 u. Anm. 190*
Moy de Sons, L. Gräfin *161 u. Anm. 190*
Mühlberg, O. *168 u. Anm. 203*
Mulay Abdel Malek *154 u. Anm. 160*, 158
Mull (Insel) 260
Müller, E. v. *608 u.* 609 *u. Anm. 57*
Müller, F. v. *318 u. Anm. 583*
Müller, G. A. v. *506 u. Anm. 994*–995, 355, 362, 762, 763, 764
Müller, H. *765 u. Anm. 1,* 26
Mumm, P. Frhr. zu Schwarzenstein *713 u. Anm. 174*
Munch, E. 81

„Nachrichtenstelle für den Orient" 621 u. Anm. 70
Nadeshda, Prinzessin *332 u. Anm. 617*, 456
Namier, L. B. 69–70, 71, 83 u. Anm. 239
Napoleon I., Kaiser *129 u. Anm. 92*, 200, 319, 320, 337, 384, 385, 568, 765
Napoleon III., Kaiser *200 u. Anm. 302*, 378
Nebogatov, N. I. *143 u. Anm. 144*
Neger 82, 181–182
Negotiner Kreis 713 Anm. 712
Nelson, H. *570 u. Anm. 15*
Nessimy Bey, A. *404 u. Anm. 756*, 625, 639, 650, 651
Netzhammer, R. *531 u. Anm. 1067*
Neurath, K. Frhr. v. *118 u. Anm. 35*
New York 179–180
Newton, Baron *538 u. Anm. 1085*, 98, 99, 539
Nicolson, Sir A. *125 u. Anm. 67*, 46 u. Anm. 97, 124 u. Anm. 65, 137, 138, 147, 148, 175, 215, 287 u. Anm. 522, 288, 289, 305, 468 u. Anm. 898, 579, 590, 591, 605, 607
Nicolson, Sir H. *124 u. Anm. 65*, 46 u. Anm. 97, 69 u. Anm. 203, 252 Anm. 440, 311
Nicolson, M. C. *138 u. Anm. 129*
Nikolaj Michajlovič, Großfürst *113 u. Anm. 17*
Nikolaus II., Zar *112 u. Anm. 15*, 294 u. Anm. 536, 333, 449, 672 u. Anm. 132
Nikolaus, Großfürst 521
Northcliffe, Viscount *225 u. Anm. 381*, 237, 307, 592
Novorossijsk 732, 749, 752, 754
Nowak, K. F. 15, 30–42, 43, 44, 46, 49 u. Anm. 113, 50, 54, 55, 80, 175 Anm. 226, 334 Anm. 622, 396 Anm. 735
Nuri Pascha *339 u. Anm. 638*

Oberndorff, G. Graf v. *456 u. Anm. 879*, 457, 460, 553
Oberste Heeresleitung 434, 445, 446, 475, 476, 484, 492, 494, 505, 508, 516, 527, 546, 554, 556, 746, 749, 761, 762, 763, 766, 767
– Brest-Litovsk 671, 679, 680, 681, 682, 687, 696, 704
– Hertling 509 u. Anm. 998
– Kühlmann 760
– Rumänien 709, 710, 715, 720–721, 727
→ Ludendorff
Ohlstadt 43 u. Anm. 88, 44, 49, 52 u. Anm. 123, 61, 62, 104, 110 Anm. 6, 147, 297, 298 Anm. 547, 300, 429 Anm. 806
Oldenbourg-Verlag 68
Oppersdorff, Gräfin J. v. *161 u. Anm. 193*
Orden 454–455
Orlovskij, V. V. *669 u. Anm. 128*, 670

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Osterbotschaft (April 1917) 664 u. Anm. 123
Österreich-Ungarn
– Armee 396–397
– Brest-Litovsk 483–484, 488–490, 509, 674, 684, 685, 689, 693, 695, 706
– Deutschland 421, 428, 429, 474 Anm. 917, 489, 514, 667, 679, 715, 746, 748, 753, 762
– Donau 739
– Kriegsausbruch (1914) 298–300, 409
– Kühlmann 94, 175–177, 315, 412, 422, 480–481, 655, 685, 722
– Polen 494, 663
– Rumänien 523, 709, 711, 715, 723, 726, 736, 737, 741
– Serbien 584
Ostertag, R. *199 u. Anm. 297*, 344, 577

Pacelli, E. *436 u. Anm. 825,* 53 Anm. 127, 656, 660, 670, 766
Painlevé, P. *426 u. Anm. 801*, 654, 657
Paléologue, M. *470 u. Anm. 904*
Pallavacini, J. Markgraf v. *331 u. Anm. 613*, 336, 342, 397–398, 407, 408, 409, 410, 470
„Panthersprung“ (1911) 92, 254 u. Anm. 443, 255, 256, 263
Parker, A. *283 u. Anm. 514*
Parlamentarisierung 476–477
Parvus (Helphand) 669
Payer, F. v. *477 u. Anm. 923*, 453 Anm. 871, 473, 478, 514, 515, 516, 542, 544 u. Anm. 1095, 550, 555, 700, 702, 757
Peet, W. *649 u. Anm. 105*, 650
Perdicaris, I. H. *134 u. Anm. 116*
Persien 748
Persischer Meerbusen 283
Petersburg 102, 111–113, 512 u. Anm. 1006, 513, 690, 701
Philippi (Schlacht 43 vC) 457, 458, 460, 462, 553
Pieper, W. *348 u. Anm. 653*
Platen, O. Graf v. *455 u. Anm. 876*
Plehn, H. *227*–228 *u. Anm. 384*, 14 u. Anm. 2, 15, 46, 228 u. Anm. 388
Pleß 386–389
Plessen H. v. *154 u. Anm. 168*
Pleydell, Oberst 138
Podewils, C. Graf v. *682 u. Anm. 141*, 689
Poincaré, R. *279 u. Anm. 505*, 280, 296, 470 u. Anm. 904, 581, 602, 768
Poklevskij, S. A. *521 u. Anm. 1033*
Pokrovskij, M. N. *485 u. Anm. 948*, 674 u. Anm. 135
Polen 100, 395, 417, 418, 474 Anm. 917, 489, 490, 494–497, 554, 614, 653, 680–682, 694
– Brest-Litovsk 671, 676, 687, 694, 695
– Cholm 706, 708
– Hilfskorps 703 u. Anm. 163
– Kühlmann 654, 657, 662, 670, 680, 712, 713, 723, 758
– Legionen 656 u. Anm. 111
– Österreich-Ungarn 686, 753, 754
Polonskij, J. P. *111 u. Anm. 11*
Polzer-Hoditz, A. v. *428 u. Anm. 802*
Ponsonby, Sir F. 40 u. Anm. 79
Popov, H. I. *673 u. Anm. 133*, 688
Port Arthur 147
Portsmouth (Frieden 1905) 143
Portugal 269
– Kolonialvertrag (1914) 281 Anm. 511, 285–287, 290
– Kolonien 261, 269–270, 271, 273
Posthuma, F. *608 u. Anm. 55*
Pourtales, Graf F. v. *296 u. Anm. 540*, 297 Anm. 543
Presse (England) 224–230, 360
Preusker, M. 53 u. Anm. 126, 85
Preußen
– Elsaß-Lothr. 445, 508, 509, 685
Pritsch, R. *636 u. Anm. 88*
Pückler-Muskau, H. Fürst v. *109 u. Anm. 4*, 280

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Radde, G. *113 u. Anm. 16*
Radek, K. B. *705 u. Anm. 165*
Radetzky, J. W. *396 u. Anm. 736*
Radolin, H. Graf v. *112 u. Anm. 12*, 125, 160–162, 163, 165, 166, 217 Anm. 355, 588
Radolin, L. Gräfin v. *161 u. Anm. 190*
Radolin, P. Graf v. *161 u. Anm. 194*
Radoslavov, V. *459 u. Anm. 882*, 463, 466, 471, 524, 525, 553, 555, 698, 717, 718, 720, 721, 722, 734, 758
Radowitz, J. M. v. *127 u. Anm. 80*, 128, 166 u. Anm. 202, 167
Radowitz, N. v. *127 u. Anm. 80*
Radowitz, W. v. *478 u. Anm. 926*, 549, 552, 613
Raemaekers, L. *355 u. Anm. 667*
Raesfelt, U. van 372 Anm. 708
Raisuni, M. *134 u. Anm. 116*, 144
Ramholz (Schloß) 52, 61, 163, 169, 178
Raschid Pascha *644 u. Anm. 98*
Rathenau, W. *473 u. Anm. 914*, 78 u. Anm. 231
Ratjen, Rittmeister *726 u. Anm. 189*
Rauch, A. VI, 15, 16 Anm. 5
Raulff, H. 77 u. Anm. 227
„Real von Kühlmann, The –“ (Buch) 70, 307 u. Anm. 564
Redl, A. *361*–362 *u. Anm. 681*
Reede, G. A. van *372 Anm. 708*
Reichenau (Schloß) 423 Anm. 796, 424 Anm. 798, 480 Anm. 905, 654, 655–656
Reichenau, F. v. *325 u. Anm. 597*, 94, 327
Reichstag
– Brest-Litovsk 484, 502, 700
– Hauptausschuß 441–442
– Kühlmann
  – (9. Okt. 1917) 442–443, 447, 461, 553, 662–663
  – (24. Juni 1918) 25, 99, 103–104, 535 Anm. 1074, 541–544, 551, 708, 754, 758–759, 763–764, 765, 768, 769
– Michaelis (9. Okt. 1917) 441–442
– → Untersuchungsausschuß
Reischach, E. v. *485 u. Anm. 944*, 554
Reischach, H. Frhr. v. *485 u. Anm. 944*
Rembrandt 371
Renner, M. *192 u. Anm. 275*, 193 u. Anm. 277, 194 u. Anm. 279, 232 u. Anm. 401, 316, 318, 321, 383 u. Anm. 716, 611
„Reshadieh“ (Schiff) 338 u. Anm. 635
Reventlow, E. Graf zu *609 u. Anm. 58*
Révoil, P. *159 u. Anm. 188*, 561, 564
Rex, A. v. *112 u. Anm. 16*
Rhodes, T. *234 u. Anm. 406*, 35 u. Anm. 65, 50, 70, 235 u. Anm. 408, 236, 237 u. Anm. 411, 307 Anm. 564, 313 Anm. 576
Ribot, A. 443 Anm. 544
Rich, N. 72 u. Anm. 214
Richter, K. 69 Anm. 202, 85 Anm. 243
Richthofen, H. Frhr. v. *526 u. Anm. 1045*, 663 u. Anm. 120, 696
Riedesel, G. Frhr. *141 u. Anm. 137*
Riezler, K. *669 u. Anm. 127*, 31, 297 Anm. 544, 763
Riga 512, 513
Ritthaler, A. 74 u. Anm. 219, 75
Rivas, I. R. de *602 u. Anm. 51*
Robert I., Prinz *332 u. Anm. 618*
Rockhill, W. W. *471 u. Anm. 905*
Roedern, S. Graf v. *445 u. Anm. 847*, 725
Rohan, K. A. Prinz 37 Anm. 70
Rohner, B. *649 u. Anm. 106*
Romberg, G. Frhr. v. *665 u. Anm. 124*
Roosevelt, Alice *188 u. Anm. 259*, 48 u. Anm. 104
Roosevelt, Archibald *187 u. Anm. 258*
Roosevelt, E. *183 u. Anm. 259*

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Roosevelt, K. *187 u. Anm. 258*
Roosevelt, T. *183 u. Anm. 248*, 88–89, 184 u. Anm. 251, 186
Roosevelt, T. jun. *187 u. Anm. 258*
Rosebery, Earl of *231 u. Anm. 398*
Rosen, F. *156 u. Anm. 175*, 30, 48, 84 u. Anm. 242, 131 Anm. 102, 160, 162, 227, 271 u. Anm. 486, 677
Rosenberg, F. v. *284 u. Anm. 516*, 34, 101, 414 u. Anm. 779, 459, 512, 513, 518, 520, 553, 554, 555, 709, 710, 726
Rosner, K. *452 u. Anm. 868*, 493
Rotenhan, M. Freiin *127 u. Anm. 76*
Rothschild, H. *231 u. Anm. 398*
Rottenburg, F. J. *139 u. Anm. 131*
Rottenburg, M. *139 Anm. 131*, 166
Rottenburg, P. I. *139 u. Anm. 131*, 154
Rouvier, M. *159 u. Anm. 187*
Rowohlt, E. 67, 68
Rožestventskij, Z. P. *143 u. Anm. 142*, 147
Rumänien 474 Anm. 917
– Bessarabien 688
– Bulgarien 643
– Deutschland 490, 656–657, 663
– Dobrudscha 689, 693
– Friedensverhandlungen (1918) 518, 519, 520, 521–535, 555, 556, 696, 698, 705, 706, 707, 709–747
– Friedensvertrag (1918) 720 u. Anm. 178
– Kriegseintritt 611
– Kühlmann 687, 693, 722–728
– Österreich-Ungarn 715, 723
– Waffenstillstand (1917) 480 u. Anm. 934
Rupprecht, Kronprinz *322 u. Anm. 588*, 426 u. Anm. 800
Russell, O. *591 u. Anm. 34*
Russell, T. *591 u. Anm. 34*
Russisch-Japanischer Krieg (1904/05) 123–124, 126 u. Anm. 74, 141–143, 147
Rußland
– Armenien 582
– Brest-Litovsk 479, 482, 485–489, 500, 513–514, 517 Anm. 1020, 671–708
– England 111, 201, 288, 378, 379, 383–384, 413, 537, 574, 589
– Kühlmann 661, 666–667, 668, 714, 758
– Mirbach 763
– Nicolson 591, 606
– Panslawismus 584
– Polen 417, 418, 653
– Rumänien 521
– Serbien 383
– Türkei 338, 345, 632–633, 716
→ Bolslchewiki

Sabline (Geschäftsträger) *141 u. Anm. 139*, 142
Sacharov, V. V. *485 u. Anm. 947*
Sackville-West, Victoria *252 u. Anm. 440*
Sackville-West, Vita *252 u. Anm. 440*
Sager & Wörner, Firma 159 u. Anm. 186
Saïd Bey 629 u. Anm. 79
Said Halim Pascha *338 u. Anm. 634,* 339, 622–623
Saint-Aulaire, C. de B. *131 u. Anm. 104*, 132
Saint-Aulaire, M.-H. *131 u. Anm. 104*
Saladin, Sultan *136 u. Anm. 120*
Salisbury, 3rd Marquess of *201 u. Anm. 304*, 203
Saloniki 651
– Armee 350–351, 377 u. Anm. 714, 378, 401, 594
San Francisco 185
Sanderson, T. *589 u. Anm. 32*
Sándor, Graf M. *397 u. Anm. 740*
Sarajewo 293–299
„Saturnische Sendung“ (Buch) 53, 82 Anm. 237
Sazonov, S. D. *258 u. Anm. 451*, 71 Anm. 210, 470, 579, 580

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Schack, A. Graf v. *145 u. Anm. 148*
Schadewaldt, H. 23, 24–30, 68
Schäfer, P. *649 u. Anm. 106*
Schaffy, M. *113 u. Anm. 18*
Schaper, J. *598 u. Anm. 44*
Scheer, R. 17 Anm. 7
Scheffer, P. 48, 363 u. Anm. 684
Scheidemann, P. *472 u. Anm. 910*, 668
Scheller-Steinwartz, R. v. *181 Anm. 243*
Schimmelmann, M. Frhr. v. *156 u. Anm. 176*
Schlieffen, A. Graf v. 192 Anm. 276, 194
Schlippenbach, A. Gräfin v. *158 u. Anm. 182*
Schlözer, K. v. 194, 195
Schneider, L. 15 Anm. 3, 68, 72, 82 Anm. 236
Schoen, H. v. *727 u. Anm. 191*
Schoen, W. Frhr. v. *322 u. Anm. 589*, 47 u. Anm. 101
Schotthöfer, F. 59 Anm. 150, 73 u. Anm. 217, 77–78, 91 u. Anm. 10
Schröder, B. Frhr. v. *231 u. Anm. 399*, 233–234, 311 Anm. 371
Schröder, H. Baronet *231 u. Anm. 399*
Schröder, R. A. *364 u. Anm. 689,* 44, 53, 55, 65–66, 178 u. A. 238
Schubert, C. v. *120 u. Anm. 40*, 199 u. Anm. 295, 299 u. Anm. 522, 302
Schuchardt, F. *649 u. Anm. 106*
Schükri Bey, M. *629 u. Anm. 77*
Schulenburg, F. Graf v. der *120 u. Anm. 46*, 647 u. Anm. 101
Schüler, E. *705 u. Anm. 164*
Schwander, R. *445 u. Anm. 847*, 446, 507 Anm. 997
Schweden 324–330, 749–750, 753–754, 761–762
Schwertfeger, B. 21–22
Scott, F. R. 187 Anm. 257
Seeckt, H. v. *751 u. Anm. 209*
Selbstbestimmungsrecht 483, 486 u. Anm. 950, 502, 554, 555, 667, 671, 688, 705
Semenov, B. A. *521 u. Anm. 1034*
Senden, K. O. v. *153 u. Anm. 167*, 156
Serbien 352, 383, 384, 399, 415–416, 467–470, 581, 584, 654
Shakespeare, W. 246, 247
Shandong 140 Anm. 136
„Sieben Jahre Sowjetunion“ (Buch) 229 u. Anm. 391
Siebert, B. v. 288 Anm. 523
Siegel, R. *220 u. Anm. 368*
Siegfried, A. *253 u. Anm. 441*
Simons, W. *197 u. Anm. 286*, 554
Sixtus, Prinz *332 u. Anm. 619*, 422, 423, 427, 436, 481 u. Anm. 937, 530 u. Anm. 1059, 730 Anm. 195, 746, 767–768
Skagerrak (Seeschlacht 1916) 369–370
Smith, F. E. *213 u. Anm. 343*
Smuts, J. *540 u. Anm. 1088*, 31, 98, 99 u. Anm. 25, 103, 104, 535 Anm. 1074, 541, 543, 550
Smyrna 614
Sofia 456–463, 465–467
Solf, W. *227 u. Anm. 386*, 271, 325
Solmssen, G. A. *728 u. Anm. 193*
Sophie, Prinzessin *462 u. Anm. 887*
Souchon, W. *342 u. Anm. 643*, 343, 344, 633
Sozialdemokraten 325, 441, 475, 545
Spa 386, 387, 450–453, 455, 542, 544, 556, 748
Spanien 135 u. Anm. 118, 137 u. Anm. 125, 145, 757
Spartakusbewegung 503, 509–510
Speck von Sternburg, H. *183 u. Anm. 247*, 181 Anm. 243, 184 Anm. 251, 186
Speck von Sternburg, L. M. *183 u. Anm. 249*, 184 u. Anm. 252
Spender, J. A. *225 u. Anm. 379*, 226
Speyer, Sir E. *232 u. Anm. 402*, 233

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Speyer, J. 232
Spionage 361–362
Spitzemberg, H. Freifrau v. *335 u. Anm. 628*
Spitzemberg, J. Freiin v. *335 u. Anm. 628*
Sporenschlacht (1302) 586 u. Anm. 25
Staatssekretär des Auswärtigen (Kühlmann) 411–557, 652–764
Stalling-Verlag 60
Stauß, E. G. *290 u. Anm. 528*, 291, 728 u. Anm. 192
Steglich, W. 61 u. Anm. 159, 98 u. Anm. 24
„Stein" (Schiff) 148
Stein, H. Frhr. v. *725 u. Anm. 187*
Stephani, F. v. *291 u. Anm. 531*
Sthamer, F. *118 u. Anm. 34*
Stockhammern, F. v. *472 u. Anm. 912*
Stockholm 669, 670, 677, 681
– Kühlmann 324–330
Stohrer, E. v. *120 u. Anm. 41*
Stolberg-Wernigerode, W. zu *112 u. Anm. 15*
Stosch, L. Gräfin *232 u. Anm. 402*
Strauss, R. *232 u. Anm. 403*
Streiks (Januar 1918) 510 u. Anm. 1001, 684, 691 u. Anm. 149, 692, 700, 701
Stresemann, G. *472 u. Anm. 909*, 103–104, 478, 542, 675, 706, 764
Stumm (Familie) 15
Stumm, C. v. *295 Anm. 537*
Stumm, C. F. v. *292 u. Anm. 533*
Stumm, F. v. *295 Anm. 537*
Stumm, F. C. v. *359 u. Anm. 674*
Stumm, F. E. v. *295 u. Anm. 537*
Stumm, Helga v. *292 u. Anm. 532*
Stumm, Hugo v. *127 Anm. 79*, 292 u. Anm. 532
Stumm, I. *199 Anm. 295*, 292 Anm. 533
Stumm, L. *127 u. Anm.* 79, 52, 292 u. Anm. 532
Stumm, Marguerite v. *127 u. Anm. 79*, 15 u. Anm. 4, 163 u. Anm. 196, 169, 178
Stumm, Maria v. *538 u. Anm. 1083*
Stumm, P. v. *295 Anm. 537*
Stumm, W. v. *197 u. Anm. 291*, 22 Anm. 19, 266, 268, 271, 272, 285, 286, 289, 294, 313 Anm. 576, 414 Anm. 779
Südamerika 757
Südekum, A. *326 u. Anm. 600*, 327 u. Anm. 603
Suezkanal 348, 385, 402
„Sultan Osman I" (Schiff) 338 u. Anm. 635
Syrien 645, 659 u. Anm. 115

Taillandier, G. Saint René *131 u. Anm. 100*, 562, 563
Taillandier, M. Saint René *131 u. Anm. 102*
Takaaki, K. *575 u. Anm. 22*
Take Ionescu *696 u. Anm. 155*
Talaat Pascha *336*–337 *u. Anm. 630*, 404 u. Anm. 755, 405–406, 407, 409, 554, 613, 615–616, 717, 721, 731, 734
– Brest-Litovsk 485, 486
– Großwesir 622–625, 626, 627, 639 u. Anm. 89, 640, 641, 642, 643, 646, 650, 651, 652
Tanger/Tangerlandung 13, 14, 15, 40 u. Anm. 81, 47, 73, 74, 81, 92, 128–177, 450, 561–564, 565, 572
„Tanz auf dem Vulkan" (Buch) 241 Anm. 423
Tardieu, A. *173 u. Anm. 220*
Tarnowski, A. Graf *656 u. Anm. 112*
Tattenbach, Christian Graf v. *157 u. Anm. 179*, 158, 159
Tattenbach, Constanze Gräfin v. *157 u. Anm. 179*, 158
Taube, A. Graf *325 u. Anm. 598*
Teheran 111 u. Anm. 8, 113, 449 Anm. 857, 454, 677
Tehlirian, S. *406 Anm. 760*

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Thimme, F. 50 u. Anm. 117
Thomson, C. *351 u. Anm. 658*
Thrazien 718, 729, 730, 731, 739, 753
Tiarks, F. C. *232 u. Anm. 400*
Tieschowitz, H. v. *676 u. Anm. 136*
Tirpitz, A. v. *199 u. Anm. 299*, 17, 19, 74, 79, 80, 202, 206, 220 Anm. 367, 243, 272, 370, 581
– Bethmann Hollweg 266
– Haldane 265 u. Anm. 467–468, 269
– Vaterlandspartei 420
Tisza, I. *397 u. Anm. 738*, 690
Tončev, D. S. *718 u. Anm. 176*, 734
Torre, Marquis de la *602 u. Anm. 51*
Townley, Sir W. B. *435 u. Anm. 822*
Trentino 657, 674
Treub, H. *599 u. Anm. 45*
Treub, W. *598 u. Anm. 44*, 599
Trevelyan, C. 315 Anm. 579
Triest 654
Trockij, L. *479 u. Anm. 932*, 14, 53 Anm. 127, 89, 101, 500–503, 512 u. Anm. 1004, 513, 514, 517 Anm. 1020, 518, 554, 555, 669, 670, 672, 679 Anm. 139, 682, 684, 686, 688, 689, 691, 692, 694, 695, 703, 705, 706
– „weder Krieg noch Frieden“ (Febr. 1918) 697, 698, 700, 701, 702, 706
Troeltsch, E. *478 u. Anm. 928*
Trolle, E. *761 u. Anm. 220*, 762
Tschechische Legion 422, 750
Tschirschky, H. v. *169 u. Anm. 205*
Tsushima (Seeschlacht 1905) 143 u. Anm. 142 u. 144
„Tubantia“ (Schiff) 358–359, 599
Tunesien 130 u. Anm. 93, 131, 564
Türkei
– Araber 644, 645
– Armenier 750–751
– Bagdadbahn 281–282, 576
– Balkankrieg 580, 583
– Bibliotheken 620–622
– Bulgarien 526, 643, 651, 718, 719, 720, 721–722, 729–731, 735, 739, 740, 745–746, 747
– Deutschland 615–620, 624, 634, 659–660
– Dobrudscha 525
– England 338, 639
– Finanzen 617–620, 634–639, 648–649, 652
– Georgien 752
– Griechen 648
– Kapitulationen 615–617, 640–641
– Kaukasus 708, 710
– Kühlmann 330–354, 395–411
– lateinische Schrift 629–631
– Mazedonien 579
– Missionen 649–650
– Nationalismus 626–627, 631
– Rumänien 716
– Rußland 632–633
– USA 618, 641–642, 649–650
– Wilhelm II. (Besuch 1917) 464–465
→ Konstantinopel
Turn Severin 726
Tyrrell, J. *161 u. Anm. 192*
Tyrrell, Sir W. *216 u. Anm. 351*, 48, 56, 71, 93, 161 u. Anm. 192, 217–218, 221, 259 Anm. 453, 260, 261, 269, 288, 289, 308, 575, 588–591

U-Boot-Krieg 14
– Capelle 431
– Helfferich 477
– Holland 595
– Koch 758
– Kühlmann 95–97, 370, 373–383, 388, 390, 391, 393, 419, 479, 488, 756, 757
Ukraine 713
– Brest-Litovsk 510–511, 512, 517 Anm. 1020, 555, 676, 677, 678, 679, 683, 685, 686, 687, 688, 689, 691, 692, 693, 694, 695, 697, 699, 700, 701, 702, 703, 705, 706, 707, 708, 748
– Kühlmann 714

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ungarn 397
Untersuchungsausschuß (Weimarer) 35–36, 104, 439 u. Anm. 836–837, 766–769
Urquart, D. *588 u. Anm. 31*, 589
Usedom, G. v. *336 u. Anm. 629*, 340, 633
USPD 440 u. Anm. 840, 441–442, 475

Vaffier-Pollet (Offizier) 165–166
Valentini, R. v. *477 u. Anm. 924*, 422 Anm. 868, 505 u. Anm. 991 u. 993, 507, 548
Valona 651
Vassel, P. *134 u. Anm. 117*, 136, 147
Vaterlandspartei 420, 474
Venizelos, E. 462 Anm. 887
Verdun 603
Vereinigte Staaten
– Armenier 613–614
– Elsaß-Lothringen 508
– England 381
– Kriegseintritt 391, 393, 488
– Kühlmann 50, 51, 52, 82, 89, 96, 97, 178–190, 253, 320, 368, 379–381, 412, 419, 536
– Marokko 573
– Sperrgebietserklärung 755–758
– Türkei 618, 641–642, 649–650
Vergleichsfrieden → Friedensfühler
Versailles (Friedensvertag 1919) 173
Victoria, Königin (v. Großbritannien) *118 Anm. 37*, 220 Anm. 364, 230 Anm. 396, 253
Victoria, Königin (v. Schweden) *326 u. Anm. 602*, 328
Victoria, Prinzessin (v. Preußen) *118 Anm. 37*, 203 u. Anm. 312, 236
„Vierzehn Punkte“ 712 u. Anm. 169
Vigo 126 u. Anm. 75
Villalobar, Marquis de *364*–365 *u. Anm. 691*, 98, 418, 433, 434, 435 u. Anm. 823, 436, 437, 440, 443, 536, 599–604, 669, 670, 680, 765, 767, 769
Villier, G. 563
Vladivostok 141, 750
Vogel, L. *188 u. Anm. 262*
„Volk in Waffen, Das –“ (Buch) 349 u. Anm. 655
Vologda 750
Vredenburch, C. van *539 u. Anm. 1086*

Wahlreform (Preußen) 664 u. Anm. 123
Wahnschaffe, A. *326 u. Anm. 601*
Wakefield, A. H. *217 u. Anm. 355*
Wakefield, J. *161 u. Anm. 191*
Wakefield, L. C. *217 u. Anm. 355*, 588
Waldburg, H. Graf v. *398 u. Anm. 741*, 650
Waldersee, A. Graf v. *112 u. Anm. 13*
Wallenberg, A. O. *327 u. Anm. 604*
Wallenberg, K. *327 u. Anm. 604*, 612
Wallenberg, V. *327 u. Anm. 604*, 329
Wangenheim, H. Frhr. v. *330 u. Anm. 611* u. 612, 335, 336, 340, 341, 344, 346, 353, 408, 673
Wangenheim, J. Freifrau v. *335 u. Anm. 628*, 347–348
Warburg (Firma) 291 u. Anm. 530
Washington
– Kühlmann 181–190
Wassermann, S. *652 u. Anm. 108*
Wassilko, N. v. *555 u. Anm. 1113*
Wedderkop, H. v. 18 u. Anm. 11
Wedel, B. Graf v. *322 u. Anm. 590*, 324, 395, 448
Wehberg, H. 76 u. Anm. 223
Weich, E. *459 u. Anm. 883*
Weishaupt, J. *503 u. Anm. 986*
Weitz, P. *197 u. Anm. 287*, 342–343, 408
Wellington, Duke of *118 u. Anm. 38*, 247 u. Anm. 432, 537
Weltkrieg 673, 674
– Kühlmann 95–97, 105, 765
Weltman, U. L. *672 u. Anm. 131*

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Westarp, K. Graf von *542 u. Anm. 1093*, 75, 103, 543, 544, 546, 556, 707, 759
Westminster, 2nd Marques of *245 u. Anm. 430*
Westminster, 3rd Marques of *245 u. Anm. 430*
Wetzell, G. *699 u. Anm. 157*
White, A. D. *183 u. Anm. 250*, 184 Anm. 251
White, Sir W. *282 u. Anm. 513*
Wichert, F. *359 u. Anm. 677*, 16–17, 367 Anm. 694, 473–474, 607
Widenmann, W. K. *120 u. Anm. 49*, 22 u. Anm. 18, 199, 576
Wilhelm I., Kaiser *173 u. Anm. 221*, 202
Wilhelm II., Kaiser *123 u. Anm. 59*, 40, 70, 126, 184, 242, 268
– Belgien 431–432
– Bulgarien 524–525
– Cassel 212, 264, 267 u. Anm. 471
– Cavell 600
– „Daily-Telegraph-Affäre“ 197
– Doorn 449 Anm. 858
– Eduard VII. 289
– Erinnerungen 17 u. Anm. 7, 20
– Eulenburg 171 u. Anm. 212
– Ferdinand I. 469
– Flotte 202, 203, 204, 207, 208, 209, 265 Am. 467
– Harden 169 Anm. 206, 170
– Hoffmann 678
– Holland 194, 195
– Homburger Kronrat (Febr. 1918) 101–102, 515, 518, 700, 701, 704
– Irland 240
– Kolonien 93 u. Anm. 14
– Konstantinopel 442 u. Anm. 841, 448, 449, 456, 464–465, 721
– Kriegführung 387
– Kriegsausbruch 241
– Kühlmann 41, 42–43, 58–59, 90, 104, 155–156, 388, 412, 448–453, 454–455, 533 Anm. 1070, 540–541, 546, 548, 549 u. Anm. 1105, 551, 552, 553, 556, 711, 723, 765, 767
– Lichnowsky 278
– Marginalien 24, 25 u. Anm. 28
– Mohammedaner 136, 149
– Müller 505–506
– Nowak 39 u. Anm. 751
– Oberste Heeresleitung 476
– Osterbotschaft (April 1917) 664 Anm. 123
– Österreich-Ungarn 177
– Polen 474 Anm. 917
– polnischer Grenzstreifen 100, 495–497, 682
– Präventivkrieg 173–174
– Sofia 456–463, 466
– Tanger 13, 14, 149–158, 572
– Ubootkrieg 390 Anm. 724, 393
– Vereinigte Staaten 758 Anm. 217
– Willy-Nicky-Korrespondenz 672 u. Anm. 132, 673
Wilhelm, Kronprinz *248 u. Anm. 436*, 17 u. Anm. 7, 249, 298, 329 u. Anm. 608, 452 Anm. 868, 953 Anm. 868, 479, 549
Wilhelm der Schweiger, Fürst *357 u. Anm. 671*
Wilhelmina, Königin *194 u. Anm. 281*, 357, 394 Anm. 731
Willigis, Bischof *405 u. Anm. 759*
Wilson, W. *712 u. Anm. 169*, 757, 760
Windsorvertrag (1899) 269 Anm. 477, 270 u. Anm. 481, 285 Anm. 518
Winterfeldt, D. v. *127 u. Anm. 76*, 498
Winterfeldt, K. H. S. *127 u. Anm. 78*
Wirth, J. 30
Wladiwostok 141, 750
Wolff, T, 41, 51, 55, 175 Anm. 226
Wunderlich, R. 68 u. Anm. 197
Würtzburg, L. Frhr. v. 64 Anm. 179

Zedlitz-Trützschler, R. Graf v. 19–20, 79
Zekki Pascha *648 u. Anm. 104*
Žekov, N. T. *642 u. Anm. 95*

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Zenker, H. *699 u. Anm. 157*
Zia Gökalp *629 u. Anm. 78*
Ziegler, W. 84 u. Anm. 241
Zimmermann, A. *374 u. Anm. 711*, 34, 409
– Mexiko 408 u. Anm. 761
Zita, Kaiserin *332 u. Anm. 619*, 421, 422, 426, 654, 655

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-59205-0 | Generated on 2025-08-31 03:15:52
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY-NC-ND 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/